Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dreiundneunzigster Band.

Mit den Portraits von:
Edmond Rostand, Ludwig Schlesinger, Anatole France.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 93. Bandes.

April — Mai — Juni.

1900.

Seite

* * *

Heute. Von einem Optimisten 203, 331

Franz Evers in Goslar am Harz.

Der Sohn der Sonne 75

C. Eysell-Killburger in Freienwalde a. O.—Berlin.

Neue Zeit 110

Anatole France in Paris.

Leukenoë. Deutsch von H. L. in Konstantinopel 325

Else Franken-Marx in Jena.

Ueber Entwicklung und Zeitbedeutung einiger Musikinstrumente ... 105

Dagobert von Gerhardt-Amyntor in Potsdam.

Das Amselnest 139

Kurt Walter Goldschmidt in Breslau.

Marmor 124

Tony Kellen in Rüttenscheidt b. Essen (Ruhr).

Die Honorare deutscher Dichter und Schriftsteller 78, 164

Rudolf Klein in Berlin.

Ein Rückblick 68

Gustav Krakauer in Breslau.

Aus der Jugend Napoleons I. 176

Mite Kremnitz in Wilmersdorf b. Berlin.

Herr Baby. Eine Kindergeschichte 1

Hans Lindau in Konstantinopel.

Anatole France 303

Ernst Lohsing in Prag.

Ludwig Schlesinger. Ein Gedenkblatt 152

J. Nover in Mainz.
Gutenberg und die Bedeutung der Buchdruckerkunst 363
Friedrich von Oppeln-Bronikowski in Berlin.
Edmond Rostand 42
Friedrich Carl Peterssen in Blainville.
Von der Teufelsbank 236, 277
Marga von Rentz in Breslau.
Religionsstunde 404
Edmond Rostand. (Deutsch v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski.)
Die Prinzessin im Mohrenlande 62
Richard Wendriner in Breslau.
Lisa von Ernst. Novellette 263
Bibliographie 129 268 408
Bibliographische Notizen 132 273 411
Ueberſicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze von Ernst Weiland-Lübeck 137 274 412

Mit den Portraits von:
Edmond Rostand, Ludwig Schlesinger und Anatole France, radirt von Johann Lindner in München.

Edmond Rostand

Herr Baby.

Eine Kindergeschichte.

Von

Mite Kremnitz.

— Wilmersdorf b. Berlin. —

Baby war ein einsames einziges Kind, darum hieß er auch immer noch Baby, obgleich er volle fünf Jahre alt war.

Die Dienstboten seines Elternhauses nannten ihn „Herr Baby", da sie meinten, er sei Baby getauft; sie wußten nicht, daß es einfach „kleines Kind" bedeutet, und daß das „Herr" davor höchst drollig klingt.

Er hatte große schwarze Augen von so traurigem Ausdruck, daß man hätte glauben können, er wäre sehr unglücklich. Aber ihm fehlte nichts, er hatte viel mehr als die meisten Kinder, nur keine Geschwister. Seine Eltern liebten ihn über Alles und verwöhnten ihn von früh bis spät — vielleicht ein bischen zu sehr; er hatte es wie ein kleiner Prinz — nein, viel besser, denn kleine Prinzen haben es lange nicht so gut wie Kinder gewöhnlicher Leute. Prinzen-Eltern können sich nicht selbst um ihre Kinder kümmern, sie haben viel Wichtigeres zu thun! Die englischen Bonnen aber, denen die Kleinen überantwortet werden, stoßen und schlagen sie, da sie selbst ungebildet sind und kein Herz für die ihnen anvertrauten Menschen- d. h. Prinzen- oder Königs-Kinder hegen.

Baby wohnte in einem alten Herrenhause, das mitten in der Stadt lag, aber durch einen großen Hof, auf dem die Stallungen und das Portierhaus standen, von der Straße geschieden war. Auf diesem Hofe pflegten die Wagen zu warten, wenn Besucher zu Babys Eltern kamen — zu Fuß gingen vornehme Leute in der Stadt, in der Baby aufwuchs,

nur sehr selten. Auch er fuhr natürlich, wie alle Kinder, sehr gern, und in jeden Wagen, der im Hofe hielt, schwang er sich so schnell, daß Maritza keine Zeit mehr hatte, es ihm zu verbieten; während dann die Besucher im Salon bei seiner Mama waren, ließ Baby sich von den freundlichen Kutschern auf dem großen Hofe hin und her fahren. Und den ganzen langen Sommer über sah er jeden Wagen kommen und gehen, denn der kleine Garten, in dem er während der guten Jahreszeit — von der Akazienblüthe bis zur Weinernte — zu spielen pflegte, war nur durch eine Hecke vom Hofe getrennt.

Oft aber fuhr er auch mit seiner Mutter auf die Chaussee spazieren, das war eine große Freude, besonders wenn er auf dem Bock sitzen durfte. Er wußte wohl, sie hatte es nicht gern, sie ängstigte sich immer, daß er einmal hinunterfliegen könnte — sie bedachte ja nicht, daß er ein Junge war und kein Mädchen! Mädchen können fallen, Jungens nicht! Am liebsten jedoch saß er nur dann dort oben, wenn Mama allein im Wagen war: hatte Jemand neben ihr Platz genommen, dann war es ihm nicht recht, denn sie war doch *seine* Mama! . . . Einmal, als der fremde bleiche Herr mit der Brille neben ihr saß, war Baby mitten in der Fahrt heruntergeklettert und hatte sich zwischen sie eingeschoben, ja, er hatte den fremden Herrn sogar ein bischen gegen die Wagenkante gedrängt! Und der Herr hatte laut lachend gesagt: „Das ist köstlich, er ist eifersüchtig!“ Die Mama aber hatte ihn geküßt, obgleich sie bestätigend antwortete: „Leider, leider!“ Baby hatte das ganz gut verstanden, wollte sich sein Recht jedoch nicht nehmen lassen; er hatte manchmal das Bedürfniß, zu zeigen, daß sie *seine* Mama, ganz allein die *seine* wäre!

Auch der Ziehbrunnen im Hof mußte ihm dazu dienen, seine Macht über die Mama zu zeigen; er wußte genau, daß dieser Brunnen ein Gegenstand des Schreckens für Mama und Maritza war, und that darum nichts lieber, als durch die hintere Gartenpforte nach dem Ziehbrunnen zu entschlüpfen, sobald Maritza einmal nicht aufpaßte, weil sie vielleicht gerade ihren Fingerhut hatte in den Sand fallen lassen und danach suchte. Zwar sollte stets der eiserne Deckel über dem viele, viele Klafter tiefen Brunnen liegen, und Kutscher und Knecht hatten den strengen Befehl, darüber zu wachen, aber Maritza kreischte regelmäßig laut auf, wenn sie ihr Baby plötzlich in der Brunnennähe sah. Mama erschien dann sofort am Fenster — es war eigen, was für Ohren sie haben mußte! — stürzte die Treppe hinunter und war im Hofe, ehe Baby nur bis an den Rand des Brunnens hatte gelangen können.

So geschah es regelmäßig! Er wußte, wie er seine Mama herbeizaubern konnte, und blieb jedesmal Sieger: Maritza hielt sich für die Schuldige, und Mama war so froh, ihn noch lebendig erwischt zu haben, daß sie nur ihn herzte und küßte, während sie ihn in den Garten zurückbrachte — ihn zur Rede zu stellen und ihm die Vorwürfe zu machen, die

er nach seinem eigenen Gewissen verdiente, daran dachte Niemand, sondern nur an die Lebensgefahr, der er glücklich entronnen war!

Nach solcher Brunnen-Escapade nun sah Baby gar nicht mehr traurig aus seinen schwarzen Augen, aus denen vielmehr ein ganz gesunder Schalk blitzte, wenn er, wieder eingefangen, Maritzas längstem Märchen lauschte. Sie fesselte ihn am sichersten mit der Geschichte vom grünen Drachen und dessen goldenen Jungen — Baby verlangte dieses Märchen mindestens einmal täglich, höchstens das von dem Gnom mit dem ellenlangen Barte, der schließlich überlistet wurde, ging ihm noch darüber! — Maritza kannte mehr als hundert Märchen und verwechselte nie eins mit dem anderen; da sie weder schreiben noch lesen gelernt hatte, war ihr Gedächtniß viel besser als das studirter Leute. Sie erzählte mit weicher, monotoner Stimme, und sie selbst mit ihren großen blauen Augen verwunderte sich am meisten über alle die Wunder, die sie Baby vorerzählte, während ihre kleine Kinderhand emsig an endlosen Spitzen häkelte.

Maritza und Baby liebten sich in solchen Augenblicken ganz unendlich, wenn sie auch über den Ziehbrunnen stets verschiedener Meinung blieben. Es war ein wahres Glück, daß der Gegenstand dieser Meinungsverschiedenheit endlich aus dem Wege geräumt werden sollte, dadurch daß Papa ein anderes Haus gemiethet hatte! Er sagte zu Baby: Dort wirst Du einen wirklichen Garten haben, mein Junge, nicht nur einen Spielplatz, sondern einen Garten mit Rasenplätzen, hohen Bäumen und Alleen, sogar mit Weinlauben, von denen Dir im Herbst die großen, reifen Trauben bis in den Mund hängen werden!"

Natürlich freute sich Baby darauf, schon weil es etwas Neues war; alle Kinder lieben ja die Veränderung. Auch Maritza freute sich, weil sie hoffte, es gäbe dort keinen Ziehbrunnen. Nur Mama fing an, wehmüthig all' die Erinnerungen hervorzuholen, die in diesem alten Herrenhause steckten: der vierfenstrige Saal mit den alten rothseidenen Stoffen hatte viele schöne Abende in dem milden Kerzenlicht des altmodischen Kronleuchters gesehen, und ihr kleines Schlafzimmer, das sie mit Baby theilte, war doch so behaglich, wenn auch die Nachtruhe, besonders im Sommer, durchaus nicht immer ungestört gewesen war, da das einzige Fenster, das der Hitze wegen geöffnet bleiben mußte, auf ein Gartenlokal ging, wo bis in den Morgen hinein Tanz-Musik spielte, und wo außerdem genau mit dem ersten Schlag der Geisterstunde allnächtlich eine starke Dame auf ihrer Schulter eine Kanone abfeuerte, so daß Baby jedesmal aus dem Schlaf aufschreckte! Und das Beifallsklatschen, das diesem Schreckschuß folgte, war beinahe noch lauter als der Kanonendonner!

Daß doch die Dinge immer so viel schöner werden, wenn man sie verlassen soll! Sogar der unterirdische Gang, der vom Keller abging, erschien plötzlich romantisch und interessant! Man hatte sich in all' den Jahren nicht um ihn gekümmert, nicht einmal geforscht, wohin er führe,

und wozu er wohl angelegt worden sei? Man wußte, daß er da war, daß Ratten und Mäuse drin hausten, und hatte sich hiebei beruhigt, obgleich der liebe alte Doctor Schmitt, der Freitags immer bei Babys Eltern frühstückte, einmal erwähnt hatte, daß er vor vielen Jahren durch diesen Gang zu einer schwerverwundeten Frau geführt worden sei. Baby natürlich hätte damals gern erfahren, ob sie im Kriege verwundet worden, und wie das möglich sei, da Frauen doch nicht in den Krieg zögen; aber da er wußte, daß Kinder bei Tische keine Fragen stellen dürfen, wenn Gäste da sind, hatte er geschwiegen und es nachher vergessen.

Jetzt aber fragte Mama selbst den Doctor nach dem unterirdischen Gange; er antwortete, das wäre eine lange Geschichte, die er sich bis nach Tisch aufhebe, und unterdessen ward Baby von Maritza in den Garten geholt.

Maritza meinte, es würden wohl Räuber in dem Gange gehaust haben — sie hatte immer Angst vor Räubern und verschloß stets schon in der Dämmerung alle Thüren. Joan aber, der Diener, mit dem Baby in ungetrübter Freundschaft lebte, und dem er dieselbe plötzlich acut gewordene Frage vorlegte, zuckte die Achseln und hielt dafür, daß der unterirdische Gang wohl aus der Türkenzeit stammen möge.

Türken! . . . Auch Baby kannte Türken! Das waren Männer mit rothem Fez, die an der Straßenecke saßen und blaue, gelbe, rothe Bonbons feilhielten. Sie saßen so still, daß Baby sie immer an derselben Stelle fand, ob er ausfuhr, oder ob er wiederkam.

Jedenfalls, diese Sache mußte Mama entscheiden, und gerade fuhr auch der Doctor fort. — Mama nun erklärte ihm, daß die Türken früher arg gehaust hätten im Lande, und daß Joan daher, wie alle Leute aus dem Volk, sie für Unmenschen ansehe; noch vor kaum fünfzig, sechzig Jahren hätten die Türken hier so viel Christen getödtet, daß sie die ganze Hauptstraße entlang die Köpfe der Erschlagenen aufgepflanzt hatten, immer einen neben den andern! Es gebe noch Leute, die sich dessen entsännen.

Baby wollte gern wissen, wie die Türken die Köpfe abgehauen hätten? Er fand die Sache an und für sich garnicht so schrecklich; in Maritzas Märchen wurde dem Helden auch wenigstens einmal der Kopf abgehauen und wuchs wieder an, wenn man ihn mit Wasser des Lebens benetzte. Baby selbst besaß Bleisoldaten, denen er die Köpfe abnehmen und wieder aufsetzen konnte! Mama war nur so schreckhaft, weil sie eine Frau war; er würde natürlich Soldat und ein Held werden; er hörte am liebsten solche Geschichten, vor denen Mama sich fürchtete; er wollte auch die von dem unterirdischen Gange wissen! Die Mama meinte zwar, sie sei zu traurig und würde ihm nicht gefallen, aber er bat so niedlich, daß sie sie schließlich doch erzählte.

Die Geschichte vom unterirdischen Gange.

Es war einmal ein Mann, der glaubte nicht an das Gute. Und darum hielten Alle ihn für klug und stark und wählten ihn zu ihrem Fürsten: „Den wird Niemand überlisten und betrügen!“ sagten sie sich, und der Fürst selber glaubte, er sei gescheuter als Alle, weil er Niemandem vertraute, ausgenommen einem einzigen Diener — der aber war stumm! Um aber Alle zu beherrschen, mußte der Fürst auch Alles wissen und erfahren, und da er Anderer Augen nicht traute, mußte er selbst das Treiben und Denken der Menschen erforschen.

Vor seinem Palaste, vor jedem der Thore standen Wachen; so oft nun der Fürst den Palast verließ, berichteten diese es ihren Oberen, und diese sandten ihm verkleidete Männer nach, um Alles, was er that, zu beobachten und zu melden, — an allen Ecken und Enden der Stadt wußte man, daß der Fürst ausgegangen war, und Jeder, mit dem er sprach, wußte, daß er es sei! So konnte er also nie die wahre Gesinnung der Menschen erfahren, nie unbekannt mit seinem Volke verkehren! Darum sann er auf ein Mittel und fand eines: Aus fremdem Lande ließ er Arbeiter kommen und befahl ihnen, auf seinem Palaste einen großen Thurm aufzuführen, von dem aus er die Sterne beschauen wolle; denn er pflegte zu sagen, er lerne die Gedanken der Menschen aus dem Laufe der Himmelskörper kennen. Während aber Tags über die Arbeiter an dem Thurme mauerten, ließ er sie Nachts an einem unterirdischen Gange graben, der weit unter den Straßen fortführte und erst am Ende der Stadt, in einer alten, leerstehenden Ruine, wieder zur Erdoberfläche gelangte. Durch diesen Gang dachte der Fürst zu verschwinden, und ohne daß Jemand es ahnte, verkleidet die Stadt zu durchstreifen und Alles zu erfahren, was ihm zu wissen Noth that.

Zu dem Keller aber, in dem der unterirdische Gang begann, führte eine schmale Treppe, die von seinem Schlafzimmer aus ging und nur durch eine unscheinbare, von seiner Bettgardine verhüllte Thüre betreten werden konnte. Damit aber Niemand etwas davon erführe, ließ der Fürst die fremden Arbeiter, die kein Wort der Landessprache verstanden, über die Grenze bringen und verbot ihnen bei Todesstrafe, je wieder sein Reich zu betreten.

Nun besaß er, was ihm bisher zur Allwissenheit gefehlt hatte: jeden Augenblick konnte er unerkannt seine Hauptstadt durchwandern! Bei Tag und bei Nacht, jedesmal in anderer Kleidung, streifte er durch die Straßen; bald trat er als Mönch in die Hütten der Armen, bald als Bettler vor die Thüren der Reichen; als Händler tauchte er auf den Märkten auf, als fahrender Sänger in den Schenken, ja, als Wahrsagerin verkleidet, lockte er die Leute in eine leerstehende Hütte der Vorstadt! Und überall sah er nur das Schlechte und Böse, sah, wie die Menschen sich gegenseitig belogen und betrogen, sich beneideten und befeindeten, und Keiner dem

Anderen etwas gönnte; und Alles, was er sah und hörte, bestärkte ihn in seinem bitteren, starren Sinn: Es giebt nichts Gutes in den Herzen der Menschen! Verdorben und falsch sind alle und nur mit Schrecken zu beherrschen, denn nur aus Angst vor Strafe unterlassen sie das Böse!

Und so regierte er mit jedem Jahre strenger und härter; selbst den kleinsten Fehlern der Leute spürte er nach und verfolgte sie unerbittlich; nirgends ließ er mehr Gnade walten. Da es vor ihm kein Geheimniß und kein Versteck zu geben schien, und er oft das Unmögliche möglich machte, glaubten die Menschen schließlich, er stehe mit dem Teufel im Bunde und fingen an, ihn nicht nur zu fürchten, sondern auch zu hassen. Niemand liebte ihn, und Niemanden liebte er!

Die Großen seines Reiches aber thaten sich zusammen, um ihn zu stürzen, denn er war ihnen zu gewaltthätig geworden, sie hatten ihn zum Fürsten erwählt, damit er sie gegen fremde Feinde schützen und vertheidigen sollte, aber nicht, damit er nur Zittern und Angst im eigenen Lande verbreitete! Er jedoch wußte schon von ihrem Anschlage, noch ehe sie unter sich einig geworden waren, wie sie ihn stürzen und seiner Gewalt berauben sollten; er sagte es ihnen in's Gesicht, daß er sich nicht verjagen lasse, da seine Herrschaft allein die Bösen in Schranken hielte! Erst wenn ihm ein einziges Mal das Gute im Leben begegnete, würde er freiwillig vom Throne steigen — er würde dann an sich selbst irre werden! — Doch das stünde nicht zu befürchten.

Er bedachte nicht, daß ihm das Gute schon deshalb nicht begegnete, weil er nur das Böse suchte, das Gute aber wahrscheinlich nicht einmal erkennen würde, wenn es vor ihm stünde!

Die Leute aber glaubten, er schöpfe seine Allwissenheit aus den Sternen, und wenn sie seinen Thurm abtrügen, dann würde er sie nicht mehr durchschauen. So beschlossen sie, zu einem weisen Mönch zu gehen, der in einem Walde als Klausner lebte, und ihn zu fragen, wie sie es anstellen sollten, den Thurm zu vernichten, ob er ihnen nicht ein sicheres Mittel und des Himmels Segen zu ihrem Beginnen geben könne?

Ehe sie aber dorthin zogen, vergewisserten sie sich durch Fragen bei allen Wachen, ob der Fürst auch in seinem Palaste sei und ihnen nicht etwa begegnen könne? Die Wachen versicherten, der Fürst sei seit mehr als einer Stunde nach Hause zurückgekehrt. Die erste Wache war aber einem Hauptmann anvertraut, der mit im Bunde gegen den Fürsten stand, und der bürgte mit seinem Leben dafür, daß der Fürst den Palast nicht unbemerkt verließe!

Schon längst jedoch war der Fürst im Mönchsgewand draußen und langte vor den Großen seines Reichs im Walde beim Klausner an. Er war begierig auf die Auskunft, die der heilige Mann ertheilen würde, und freute sich im Voraus, wie er ihn am folgenden Tage rufen lassen und ihm Wort für Wort vorhalten würde, was er heute gesagt.

Was antwortete aber der weise alte Mönch, als man ihn um ein Mittel bat, des Fürsten Allwissenheit zu zerstören? Er sagte: sein Amt sei zu erhalten, nicht zu zerstören, das Gute zu suchen und zu fördern; das Böse sei ohnehin machtlos und zerfalle von selbst!

Vergebens stellten die Großen des Reiches ihm vor, wie viel Gewalt der Teufel auf Erden besitze. Er betheuerte, daß er stets nur das Gute und Edle gesehen habe. Enttäuscht zogen die Leute wieder fort; am meisten enttäuscht der Fürst im Mönchsgewande. —

Was hatte sich aber in der Stadt zugetragen, während der Fürst bei dem Klausner im tiefen Walde geweilt? — Nichts ist so merkwürdig, daß es sich nicht einmal ereignen kann!

Ein furchtbares Gewitter hatte sich über der Stadt entladen, und gerade in den Thurm des fürstlichen Palastes war der Blitz eingeschlagen, und er brannte lichterloh!

Von allen Seiten stürmten die Wachen in den Palast, um den Fürsten zu retten und das Feuer zu löschen. Das gelang ihnen auch, der größte Theil des Palastes blieb unversehrt, nur der Thurm brannte bis auf den Grund ab. Unerklärlich aber war Allen: wo war der Fürst? — Er zeigte sich nirgends, war nirgends zu finden! Vor seinem Schlafzimmer auf der Schwelle saß mit gekreuzten Beinen der Stumme und verwehrte Jedem den Eintritt, auch dem Hauptmann der Wache; dieser aber ließ sich nicht abweisen, sondern ließ, als die Feuerflammen am höchsten aufloderten, den Stummen von drei seiner Leute binden und betrat das Gemach — es war leer! Auch hier keine Spur vom Fürsten! Die Mannschaften flüsterten sich unheimliche Dinge zu: Nun sei es erwiesen, daß der Fürst sich unsichtbar machen könne! Der Hauptmann aber, der an Geisterspuk nicht glaubte, sah sich suchend um nach einem heimlichen Ausgange: Er hatte den Fürsten in den Palast hinein-, aber nicht wieder herausgehen sehen — ein Ausgang mußte da sein, und bald hatte er ihn entdeckt.

Nun aber hatte der Hauptmann mit seinem Kopfe dafür zu bürgen, daß der Fürst den Palast nicht unbemerkt verlasse!

Außer sich eilte er zu seiner jungen Frau, vor der er kein Geheimniß hatte, und theilte ihr mit, was er entdeckt, und daß sein Leben auf jeden Fall verloren sei. Nur wenn er den Fürsten noch diese Nacht tödte, könne er sich selbst retten, denn nie würde der Fürst verzeihen, daß er sein Geheimniß entdeckt habe!

Kaum hatte er soviel gesagt, als schon ein Bote des Fürsten eintraf, um ihn vor dessen Angesicht zu laden. Die Frau des Hauptmanns faßte sich schnell, trat dem Boten entgegen und sagte, ihr Mann liege schwerkrank an seinen Brandwunden darnieder; der Hauptmann aber flüchtete heimlich aus seinem Hause zu den Verschworenen, mit denen er im Bunde stand.

Sowie der Bote fort war, legte die Frau ihre schönen städtischen Kleider ab, zog statt ihrer ein kurzes Röckchen an, band ein rothes Tuch

fest um das krause Haar, bekreuzigte sich und trat in die Nacht hinaus. Der Mond stieg schon auf am Himmel, als sie durch die Straßen eilte.

Sie war früher ein Hirtenmädchen gewesen, ehe der Hauptmann sie erblickt und, von ihrer Schönheit hingerissen, sie zur Frau genommen hatte. Jahrelang hatte sie ihre Schafe auf dem grünen Fleck an der Ruine geweidet, wo des Fürsten unterirdischer Gang endigte, und als sie eines Tages sich vor einem Platzregen in das alte Gemäuer verkrochen hatte, hob sich vor ihren entsetzten Augen aus einer Gruft eine bärtige Gestalt empor. — Sie dachte nicht anders, als es sei der heilige Petrus, und in ihrer Herzensangst zog sie sich ihren grauen Sack ganz über's Gesicht. Nach einer Weile wagte sie den Sack wieder abzuthun und sich umzuschauen: Sie sah nichts als das graue Gemäuer und ihre Schafe; gewiß war Alles nur ein Traum gewesen! — doch hatte sie diesen Traum nie vergessen, und später, als sie größer geworden, war ihr noch einmal im Abendgrauen dieselbe Gestalt erschienen, wie sie gerade in einem Mauerspalt verschwand. — Seither hatte sie manchmal den Fürsten erblickt, und immer hatte er sie an den heiligen Petrus erinnert.

Heute nun, wo ihr Mann ihr von dem unterirdischen Gange sprach, fielen ihr in ihrer Todesangst jenes alte Gemäuer und die Erscheinung des Heiligen ein, und ohne Besinnen machte sie sich auf nach der Ruine — sie mußte den Fürsten auffinden, wollte durch den Gang zu ihm, um ihn und ihren Mann zu retten! Wenn sie ihm Alles sagte und ihn um Gnade bäte, würde sie sicherlich sein Herz rühren!

Zwar hatte sie immer von ihrem Manne und allen seinen Freunden nur bitterböse Dinge über den Fürsten gehört, aber das hatte ihr nichts als Mitleid mit ihm eingeflößt. Wie unglücklich mußte er sein, der nur an das Böse glaubte! Wie gern hätte sie ihn gefragt: „Hast Du denn Niemand lieb?“ Sie selber wußte und kannte nichts Böses in der Welt, gegen sie waren alle Menschen immer nur gut und freundlich gewesen! Als Kind, draußen in ihrer Mutter Hütte, hatte sie nie ein hartes Wort gehört, und immer waren die buntesten Kopftücher, die süßeste Milch für sie gewesen! Ihre Schafe hatten sie gekannt und waren ihr gefolgt, sie hatte sie alle lieb gehabt, am liebsten natürlich die kleinen weißen Frühlingslämmer, denen sie rothe Bänder um den Hals geknüpft hatte!

Und als dann der Hauptmann gekommen war, um sie in sein schönes Haus zu führen, hatte sie nur liebe gute Worte von ihm erhalten und Schmuck und kostbare Kleider!

Ach, der arme Fürst! Gewiß hatte er nie eine gute Mutter gekannt, als er noch Kind gewesen, hatte nie gute liebe Worte vernommen und keine spielenden Lämmer und süße Milch bekommen! . . .

Unter diesen Gedanken war sie schnell aus der Stadt herausgekommen und ging im Mondschein über die Wiese auf die Ruine zu. Wie oft war sie als Kind hier umhergesprungen, jetzt schon lange nicht mehr! Ihr

fröstelte und ihr war, als stiegen aus dem Gemäuer unheimliche Gestalten auf. Am liebsten wäre sie umgekehrt, so bang wurde ihr zu Muth; aber sie sagte sich immer wieder, daß nur sie ein furchtbares Unglück verhüten könne und nicht säumen dürfe, sonst würde es zu spät, um den Fürsten und ihren Mann zu retten!

Bisweilen war ihr, als folge ihr Jemand durch die mondhelle Nacht; aber wenn sie sich plötzlich umschaute, sah sie nichts als ihren eigenen Schatten. Einmal stolperte sie und fiel auf die Kniee; da blieb sie einen Augenblick liegen und betete still zur Mutter Gottes, daß sie ihr helfe, sie wolle ja nur das Beste!

Und als sie dann wieder aufstand, fühlte sie frischen Muth, und bald war das alte Gemäuer erreicht. Aber jetzt stand der Mond hinter einer schwarzen Wolke, sie sah nicht mehr vor sich, gespenstisch umflatterten die Fledermäuse ihren Kopf, und sie zog ihr Tuch fester an, damit die Thiere sich nicht in ihren lockigen Haaren festnestelten.

Wie sollte sie nur den Eingang finden, aus dem ihr damals die Erscheinung geworden war! Beinahe wollte sie verzweifeln; da hörte sie es vor sich rascheln — ein Mäuschen, das aus einem Ritze schlüpfte, huschte ihr über den Fuß, und nun brach hell wieder der Mond aus der Wolke hervor, und deutlich sah sie eine Fuge im Gemäuer! Eifrig tastete und drückte sie an den Steinen, und siehe da, wie sie schob und stieß, wich eine breite Steinplatte ganz leicht zur Seite, und gähnend that sich ein schwarzer Schlund auf. Erschrocken stand sie da — Wenn nun plötzlich der Fürst aus der Tiefe auftauchte, sie würde vor Angst kein Wort hervorbringen können!

O, wie ihr graute, als sie nun in den gewölbten Gang hineingehuscht war und die Thüre hinter sich zugezogen hatte! Das kärgliche Licht der kleinen Laterne, die sie mitgebracht und angezündet hatte, erhellte kaum ein paar Schritte weit die düstere Wölbung; sie nahm aber alle Kraft zusammen und eilte vorwärts; allerhand Gethier flatterte hin und her, und ihr schien, als sähe sie große schwarze Ratten am Boden laufen. Ihr Grauen ward immer stärker. Wollte denn der Gang nie enden? . . .

Mit einem Mal stand sie vor einer Wendeltreppe, die so schmal war wie ein Schornstein; klopfenden Herzens sprang sie die steilen Stufen hinauf und prallte droben gegen eine Thür — O weh, die Thüre war verschlossen und hatte keine Klinke! Sie warf sich mit aller Kraft dagegen, vergebens! Sie klopfte, so laut sie konnte, nichts rührte sich!

Sollte nun Alles umsonst gewesen sein! Nein, nein, sie mußte den Fürsten sprechen!

Sie hatte gedacht, dieser Gang würde sie direct zu ihm führen, und stand jetzt rathlos vor der verschlossenen Thüre! Was sollte sie thun? — Sie hob die Laterne und beleuchtete die schwarzen Mauern — konnte sie nicht wenigstens ein augenfälliges Zeichen an ihnen anbringen? Sie hatte

sich ja ein Stückchen Kreide eingesteckt, um nöthigenfalls den Weg kenntlich zu machen, damit sie nicht in Gefahr geriethe, sich zu verirren; was sollte sie nun thun? Die Zeit drängte! . . .

Schließlich schrieb sie mit Kreide an die dunkle Thüre: „O hüte Dich, nimm Dich in Acht, die Feinde kommen diese Nacht!"

Dann ließ sie die Laterne auf der obersten Treppenstufe stehen und tastete sich im Dunkeln zurück: Wenn die Mutter Gottes ihr hülfe, würde sie auch ohne Licht nach Hause kommen! Die Laterne mußte ja dableiben, damit der Fürst ihre Warnung sehe und lese!

Die Mutter Gottes half! Der Rückweg schien viel kürzer, sie hatte ihr Haus schon wieder erreicht, das Kopftuch und das kurze Röckchen schon wieder abgelegt und ihre städtischen Kleider angezogen, als der Hauptmann zurückkam und mittheilte, was er ausgerichtet: Noch in dieser Nacht sollte der Fürst entthront werden, Hunderte von Bewaffneten sammelten sich, und die Wachen seien bestochen und für den Anschlag gewonnen . . .

Der Fürst unterdessen hatte sich gar nicht zur Ruhe begeben, sondern die Verwüstungen angeschaut, die das Feuer angerichtet; in seinem bitteren Groll suchte er herauszufinden, wie seine Feinde es angelegt haben konnten. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß man den Thurm böswillig angezündet hätte, um hinter seine Geheimnisse zu kommen. Aber er würde die untrüglichen Beweise schon finden! — An den Zufall, daß der Blitz gerade die Arbeit verrichtet haben sollte, welche böse Menschen in ihrer Zerstörungswuth geplant hatten, wollte er nicht glauben.

Wohl hatten die Worte des Klausners, daß alles Böse von selbst zerfalle, Eindruck auf ihn gemacht, wie auch sein Ausspruch: Sein Amt sei, zu erhalten, nicht zu zerstören! — Aber hatte der Fürst das Böse nicht immer nur deshalb aufgespürt, um es auszurotten, um Recht und Gerechtigkeit zu verbreiten? — Warum verfolgte man ihn? . . . Schließlich überfiel ihn eine solche Kampfeswuth, daß er sich aufmachte, um trotz Nacht und Dunkelheit in der Nacht herumzustreifen und die Wahrheit über die Feuersbrunst zu erfahren.

Wie erstaunte er aber, als er seine heimliche Thüre öffnete und die kleine Laterne und die Kreide-Inschrift sah! Ihm wurde schwindlig vor Zorn, er verlor ganz seine Besinnung! Sein Geheimniß war also entdeckt! Nicht die Warnung, nein, der unbekannte Schreiber flößte ihm das größte Entsetzen ein. Mochten die Feinde nur kommen, er fürchtete sie nicht, er wußte sich zu vertheidigen und scheute auch nicht den Tod; aber daß man das Geheimniß seiner Allwissenheit entdeckt hatte, das griff ihm an's Herz, das machte ihn rasend, da es ihn demüthigte! Alle Vorkehrungen glaubte er getroffen zu haben, um sein Geheimniß mit in's Grab zu nehmen — nun war er überlistet worden, und was lag ihm da noch an Thron und Macht? — Wer war der Schurke? — Nur Einer konnte es sein, der Hauptmann, der ihm eben den Gehorsam verweigert,

der in sein Schlafzimmer eingedrungen war! Nun lag ihm nichts mehr daran, unerkannt in die Stadt zu gehen; seine Feinde sollten nur kommen!

Freiwillig niederlegen durfte er die Krone nicht, da er geschworen hatte, das nur zu thun, wenn ihm das Gute auf Erden begegnet sei. Er aber hatte nur Böses und wieder Böses erfahren; darum wollte er nur mit Gewalt sich die Krone abreißen lassen! — Sie sollten nur kommen! . . .

Er rief seinen Stummen, lud seine Pistolen und erwartete ungeduldig die Ereignisse der Nacht.

Als der Hauptmann von seiner Frau Abschied nahm, sagte er: „Er oder ich!“ — Sie aber suchte ihn zu halten, fiel vor ihm auf die Kniee und beschwor ihn: „Nein, weder Du noch er! es muß noch Alles gut werden!“ Vergebens, der Hauptmann riß sich los und stürmte davon.

Sie blieb irre vor Angst zurück. Wohl hatte sie den Fürsten gewarnt; aber mußte er nicht gerade jetzt die Gefahr von dem unterirdischen Gange her erwarten, anstatt durch die großen Thore? Mußte er nicht auf einen schleichenden Meuchelmörder gefaßt sein, anstatt auf offenen Ueberfall und die Treulosigkeit seiner Wachen? Wenn er es nun versäumte, die ihm ergebenen Truppen heranzuziehen, oder sich selbst in die Mitte seiner Soldaten zu begeben, bis Alles sich aufgeklärt, die Geister sich beruhigt haben würden, und sie ihn um Gnade für ihren Mann bitten könnte!

Ach, es gab kein anderes Mittel der Rettung, sie mußte noch einmal versuchen, ihn zu sprechen; sie wollte ihm Alles sagen, und diesmal mußte es ihr gelingen, bis zu ihm zu dringen!

Das Fieber schüttelte sie, die Angst hatte ihre Lippen blau gefärbt, wie ein gehetztes Wild rannte sie abermals in Hirtenkleidung durch die nächtlichen Gassen. Mitternacht war schon vorüber. — Wenn sie nur nicht zu spät kam! — Wenn nur Niemand sie aufhielte! Vielleicht konnte doch alles Unglück verhütet werden!

Dieser Gedanke gab ihr immer wieder Kraft, sie erreichte die Ruine und fand diesmal gleich die Fuge und öffnete, trotz ihrer zitternden Finger, die Thüre. Weder der Fledermäuse noch der Ratten achtete sie, sondern flog nur so durch den gewölbten Gang — jeder Augenblick war ja kostbar! Da — was war das? . . . Sie hörte ein pfeifendes Geräusch, einen Knall, und nun konnte sie nicht weiter, sie konnte nicht aufstehen und mußte doch weiter! . . . Laut schrie sie auf: „Rette Dich, rette Dich!“ — das Wort, das ihr während der ganzen Zeit auf der Zunge geschwebt hatte — dann erstarrte ihr das Blut vor Schreck . . . War es der heilige Petrus? War es der Fürst? Beim kärglichen Schein eines Lichtes erkannte sie endlich, daß es zwei Gestalten waren, der Fürst und sein Stummer, und Beide sahen sie mit Entsetzen an.

„Herr,“ brach es aus ihr heraus, „Herr, ich wollte Dich warnen, sie kommen nicht von hier, sie kommen durch das Hauptthor, eile, rufe

Deine Getreuen, sie kommen zu hundert, ruf Deine Soldaten! — Auf diesem Wege kommt Niemand, ihn kenne nur ich, geh' . . . O, mein Gott, was ist dies?"

Ein rother Strahl Blut schoß ihr aus der Brust. „Hast Du mich erschossen, heiliger Petrus?" murmelte sie leise.

„Wer bist Du? Wer bist Du?" fragte immerfort der Fürst. Er nahm sie in die Arme und trug sie eiligen Schrittes davon, schon war er droben in seinem Zimmer, und der Stumme jagte durch den unterirdischen Gang, um einen Arzt zu holen.

Der Fürst bettete die Verwundete weich und starrte sie wie ein Wunder an. Das rothe Tüchlein war ihr von dem krausen Haar gefallen, das jetzt in Locken über das kleine, bleiche Gesichtchen hing.

Sie konnte jetzt wieder sprechen, wenn auch nur leise, und erzählte ihm, wie sie ihn schon vor langer, langer Zeit in der Ruine gesehen; immer auf's Neue aber drängte sie, daß er sich rette oder nach Hilfe schicke!

Er aber, um sie zu beruhigen, gab vor, es sei schon geschehen! — Was machte es ihm aus, daß die bösen Menschen kommen wollten, ihn zu tödten, jetzt, wo er die Güte von Angesicht zu Angesicht gesehen! . . .

Er ward nicht müde, sie zu fragen, warum sie ihn habe retten wollen? Und sie verstand die Frage gar nicht und antwortete einfach: damit ihm kein Leid geschähe . . .

„Aber Du kanntest mich ja nicht!"

„Nein, doch ich hatte Mitleid mit Dir! Dir hat die Sonne gewiß nie so warm geschienen wie mir, und der Mond hat für Dich nie sein liebes gutes Lachen gehabt!"

Ja, dies war die Güte, die ihm zum ersten Mal in Gestalt des Hirtenmädchens leibhaftig in den Weg trat! Und er hatte sie für seinen Todfeind gehalten und erschossen! Er sah ihr Blut rinnen, trotz der nassen Tücher, die er auf die Wunde gelegt, er sah das kleine schöne Antlitz bleich und bleicher werden, er konnte ihr Gemurmel nicht mehr verstehen, nur „Heiliger Petrus" drang noch einmal an sein Ohr. War es nur Ohnmacht, oder war es schon der Tod?

Der Arzt erschien, erschrocken von all dem Räthselhaften, das er sah. — Am Hauptthor verlangten laute Stimmen Einlaß und drohten mit Gewalt und Einschlagen; alle Bediensteten des Palastes hatten sich drinnen vor dem Thore geschaart; plötzlich stand hoch aufgerichtet der Fürst auf der Treppe! Seinem Winke gehorchend wich Alles zur Seite; mit eigener Hand schloß er das schwere Thor auf und trat barhaupt und waffenlos mitten unter den hohen Bogen. Hüben und drüben athemlose Stille, vor ihm ein Haufe von hundert bewaffneten Männern, an ihrer Spitze der Hauptmann der Wache.

„Wen sucht Ihr?" fragte laut der Fürst. Niemand antwortete.

„Ihr wollt mich nicht länger zu Eurem Fürsten haben? Und ich will es nicht länger sein! . . . Ihr wähltet mich, weil Ihr mich stark wähntet; ich nahm die Wahl an, weil ich mich stark wußte! — Ich bin es nicht mehr! — Du aber," wandte er sich an den Hauptmann, „der Du mich tödten wolltest, obgleich Du mir Treue geschworen — tritt ein und sieh, wen Du getödtet hast!"

Baby mochte die Geschichte vom unterirdischen Gange nicht leiden! Er fragte, ob das Hirtenmädchen wieder lebendig geworden wäre? Als er hörte, nein, und daß der Fürst sein Haus mit dem Gange, den er nun nicht mehr gebrauchte, verlassen und verkauft habe, um mit seinem Stummen in ein fernes Land zu ziehen, da war Baby dieses ganze Haus verleidet. Hoffentlich hatte das neue mit dem großen Garten keine Geschichte?

Für Baby war der Umzug — es war der erste, den er erlebte, — ein höchst merkwürdiger Vorgang. Bisher war ihm sein Elternhaus etwas Ganzes, Einheitlich-Verwachsenes gewesen; nun sah er, daß es zerstückelt werden konnte! Dieser große Schrank gehörte also nicht zu der rothen Wand dahinter? Und das Bild da war keines seiner Bestandtheile? Auch nicht die beiden Stühle rechts und links? Und die Uhr gehörte nicht zum Kaminsims — es gab auch Uhren ohne Simse und Simse ohne Uhren? — Ihm war dies eine gar nicht angenehme Entdeckung, ihm erschien es ungehörig, wenn nicht Alles so dastand, wie es immer gewesen, wie er es nun einmal gewohnt war, und er war schließlich sehr froh, in dem Hause einer befreundeten Familie warten zu dürfen, bis er in das fertige neue Heim einziehen konnte.

Dieses neue Heim war nun freilich wunderbar: kein Hof mehr zwischen Straße und Haus, sondern ein Vorgarten mit breiter Einfahrt, rundum ein großes Bassin aus weißem Marmor, in dem einst ein Springbrunnen seine Wasser gen Himmel geworfen hatte; die Einrichtung war aber längst verdorben, und bunte Blumen blühten jetzt darin.

Baby versuchte gleich, ob er nicht auf dem Rande dieser Schale laufen konnte? Es ging ganz gut, immer im Kreise rund herum. Maritza, die ihn beim ersten Mal angefaßt hatte, ward in's Haus gerufen, und nun ging es auch schon allein.

Ein kleiner brauner Junge stand am Thor und sah ihm gespannt zu. Baby hielt an und winkte ihm, näher zu kommen; der Junge lief barfuß über den Kies.

„Warum hast Du Deine Stiefel nicht an?" fragte Baby.

„Ich habe keine," entgegnete der kleine Zigeuner. „Gieb Du mir Deine," setzte er frech hinzu.

Baby schaute ihn erst sprachlos an, dann sprang er herunter, setzte sich auf den Rand der Marmorschale, zog eins, zwei, drei die Stiefel aus und zog sie dem kleinen Jungen über die nackten Füßchen — er

schnürte sie sogar, was er noch nie fertig gebracht hatte, selbst zu, obgleich der Junge dabei ungeduldig wurde. Kaum war Baby damit fertig, so eilte der kleine Zigeuner auch schon pfeilgeschwind davon, um sein zweifelhaftes Eigenthum in Sicherheit zu bringen.

Baby war höchst enttäuscht; er hatte ja mit dem Jungen einen Wettlauf um das Marmorbassin machen wollen! Gerade kehrte Maritza aus dem Hause zurück und sah den Zigeunerbuben noch hinter dem Thürpfosten verschwinden! Baby stand in seinen blauseidenen Strümpfchen, die Mama ihm selbst gestrickt hatte, auf dem Kies.

„Aber Baby, wie kannst Du so ungezogen sein und Dir die Stiefel ausziehen! Ein großer Junge wie Du! Wo hast Du sie?"

„Er hatte keine, Maritza," erwiderte er sehr verständig, „und ich habe doch noch die anderen!"

Maritza fand, daß Baby recht thöricht gehandelt hätte, aber Mama wußte nicht recht, was sie sagen sollte. Eigentlich war sie stolz auf ihren Jungen, es freute sie, daß er mildherzig war. — Freilich, etwas fortgeben, ohne sich selbst zu berauben, das war noch lange keine Wohlthätigkeit! Sie mußte dem Kinde verständlich machen, daß er wegen der verschenkten Stiefel nun für sich selbst auf irgend etwas verzichten müsse — aber das war gar nicht so einfach für einen fünfjährigen Verstand! — Maritza machte sich die Sache leichter: sie schalt auf das diebische Zigeunervolk; das nächste Mal würden sie gewiß den ganzen Jungen mitnehmen! — Dabei wurde Baby doch etwas ängstlich zu Muth; er wollte nicht in so ein Zigeunerlager kommen!

Nun wurde strenger Befehl ertheilt, das Kind dürfe nie vor dem Hause, nur im großen Garten neben dem Hause spielen, schon wegen der vielen Hunde, die eifrig durch das geöffnete Thor in den Vorgarten und zur großen Müllgrube im Hinterhofe liefen. Baby liebte Hunde sehr und wollte sie immer gern anfassen; Mama aber träumte immer von Tollwuth.

Der Garten war hoch eingezäunt mit grün gestrichenen Brettern; nur nach einer Seite, wo er an ein großes, ungepflegtes Grundstück stieß, war ein grauer, schon etwas morscher Zaun. Von allen Herrlichkeiten des Gartens schien dieser Zaun Baby am meisten zu interessiren — er hatte nämlich schon am ersten Tage unter den auf beide Seiten Schatten spendenden Kirschbäumen Kinderstimmen gehört, hatte dann zwischen den Brettern mit seinen kleinen Fingern etwas morsches Holz herausgepult und durchgeguckt: dicht neben ihm, an der anderen Seite des Zaunes, saßen drei Kinder!

Er mußte die Ritze vergrößern, um besser sehen zu können! Maritza hatte sich in die Laube gesetzt, nachdem sie beide Gartenthüren fest verschlossen, also alle Gefahren abgewendet hatte, und stopfte Strümpfe. Baby lief erst geschäftig hin und her, sie sah, daß er jetzt mit seinem Gartengeräth hantirte. Er hatte die kleine Hacke aber nur ergriffen, um

die Ritze zu erweitern, denn mit den Fingern ging es gar zu langsam. Er mußte doch mal ordentlich genau zusehen, was „die Kinder" da drüben machten.

Die Hacke verrichtete aber ihren Dienst zu gut: er hatte sie in die Oeffnung gesetzt und sich gegen den Stiel gestemmt — mit einem Mal brach ein großes Stück Brett heraus, und Baby lag platt auf der Erde .... Nur still! Wenn die Kinder ihn blos nicht bemerkten, und Maritza ihn jetzt nicht störte!

Leise stand Baby auf und ging vorsichtig an die jetzt recht bequeme Oeffnung; kaum aber zeigte er dort sein Gesichtchen mit den großen erschrockenen Augen, als zwei kleine Mädchen, die dicht davor saßen und deren Blicke erwartungsvoll an dem Zaunloch gehangen hatten, sich anstießen und laut zu lachen anfingen. Ein größerer Knabe, der mit einem Buche auf den Knieen ebenfalls gespannt dies Wunder an ihrem Bretterzaun beobachtet hatte, konnte auch nichts Anderes thun als lachen, wie er den kleinen Attentäter erblickte, — worauf Baby sich äußerst beschämt zurückzog. Er war durch dies Lachen derart verletzt, daß es ihm zum Weinen kam, und er lief, so schnell er konnte, zu Maritza in die Laube: „Maritza, es sind böse Kinder, sie lachen mich aus!"

Maritza erfuhr nun den Vorfall; wie das Loch im Zaun entstanden sei, überging Baby mit Schweigen, er erzählte nur, daß er durch das vorhandene Loch geguckt, und die Kinder ihn ausgelacht hätten; Maritza sollte gleich mitkommen und ihnen verbieten, über ihn zu lachen! Sie aber war anderer Meinung als er; sie fand es sehr hübsch, wenn Kinder lachten, was sollten sie denn sonst thun? Etwa weinen wie er? Baby sollte nur vernünftig sein und auch lachen — damit trocknete sie ihm die Thränen ab. Er aber wollte garnicht mehr an den Zaun gehen, er wollte die Kinder nie mehr ansehen!

Maritza meinte schließlich auch, wenn er nicht wollte, so brauchte er es gewiß nicht, es wäre ja genug Platz im Garten, er könnte unter dem Mandelbaum spielen oder in den Weinlauben, Schatten wäre überall! — Sie solle ihm aber sein Gartengeräth vom Zaun fortholen, er ginge unter keinen Umständen dahin! Das that sie und sah dabei durch die Oeffnung auf das Nachbargrundstück: zwei blonde rothwangige Mädchen saßen da auf dem Rasen, die ältere strickte, und die jüngere spielte mit ihrer Puppe, während ein vielleicht zehnjähriger Junge auf einem Stuhl saß und etwas auswendig zu lernen schien.

„Alexander, Alexander!" rief die Kleinste, als sie Maritzas Gesicht erblickte, „da kommt schon wieder etwas!" „Sei nicht so albern," antwortete er überlegen.

Maritza hatte genug gesehen. „Sehr nette Kinder! Warum sollte Baby nicht durch den Zaun mit ihnen spielen? Der arme Junge war ja so viel allein!"

Aber Baby grub am entgegengesetzten Theil des Gartens, und er grub sehr eifrig, denn er war immer noch empört, daß er ausgelacht worden war, noch dazu von zwei kleinen Mädchen — aus dem großen Jungen machte er sich nicht so viel!

Nach einiger Zeit — er wußte selbst nicht, wie es kam, und Maritza stellte sich, als achte sie garnicht auf ihn — nach einiger Zeit machte er sich doch wieder am Zaun zu thun, wenn auch unterhalb der gefährlichen Stelle. Schließlich wollte er nur einmal zusehen, ob die Kinder noch immer da wären, und rannte mit einem Anlauf an der Oeffnung vorüber.

„Mika, da ist er," flüsterte eins der kleinen Mädchen dem andern zu, und der große Junge hörte auf zu lernen und sah gespannt auf den Zaun, plötzlich erschien eine kleine Hand und streckte einen Zweig blühenden Flieders durch die Oeffnung. Mika besann sich nicht lange, sondern rückte näher und nahm den Zweig, während Netty aufstand und von ihrem weißen Fliederbusch, der auch in Blüthe stand, wie der des Nachbargartens, einen Zweig pflückte und ihn als Antwort durch die Zaun-Oeffnung reichte. Baby nahm ihn entgegen und erwiderte diese Gabe durch einen schönen weißen Stein, den er schnell aus dem Kies aufgelesen. Mika rupfte etwas Gras ab, welches Baby mit abgewandtem Gesicht als etwas höchst Kostbares gravitätisch in Empfang nahm und neben sich niederlegte; eine Schnecke, die er vorhin unterm Mandelbaum gefunden und in die Tasche gesteckt hatte, reichte er darauf dar. Netty und Mika mochten nicht gern Schnecken anfassen, da aber die ausgestreckte Hand doch von dieser Gabe befreit werden mußte — darüber konnte kein Zweifel herrschen — griff Alexander zu; er wollte als Erwiderung Mikas Puppe reichen, sie protestirte jedoch mit energischen Geberden — gesprochen hatte bisher Keiner.

Ein kleiner Lammwirbel-Knochen — die drei Kinder hatten vorher damit das beliebte, landesübliche Schleuderspiel gespielt — war das Einzige, was sich Alexanders Blicken darbot, er reichte ihn durch den Zaun. Baby nahm ihn und betrachtete ihn verwundert; er kannte das Spiel nicht und konnte sich nicht vorstellen, was das war. Doch nichts zum Essen? Er reichte dann einen Bleisoldaten hin, den er glücklicherweise in der linken Hosentasche entdeckte, Netty brach vom Quittenbusch ein schönes großes Blatt und sah sich ängstlich um, was sie sonst noch hätten? Die kleine Hand schien unermüdlich im Geben und Fordern — sie hatten nichts mehr zum Austauschen!

Plötzlich verschwand das Aermchen. Man wartete eine Weile vergeblich; Mika ermannte sich zuerst und blickte in den fremden Garten. Sie sah noch, wie der kleine Junge durch die entfernte Gartenthür verschwand; augenscheinlich hatte man ihn gerufen. Mika fand es so schön, durch den Zaun zu gucken, sie glaubte immer, es müsse noch etwas kommen, daß Netty sie förmlich fortziehen mußte, denn sie, die Aeltere, wollte doch auch einmal sehen, wie es im Nachbargarten zuging; selbst Alexander hielt

es nicht für unter seiner Würde, einen Blick hinein zu werfen. Es schien ihnen nebenan wirklich sehr schön, obgleich nichts als Gebüsch, ein paar Wege und Beete zu sehen waren; alle Drei waren ganz erregt über ihr Abenteuer.

Baby aber, der zum Mittagessen in's Haus geholt worden war, verging fast vor Ungeduld, wieder an den Zaun zu kommen. Zum ersten Mal aß er seine Suppe, ohne daß Maritza ihn bei jedem Löffel bitten oder zählen mußte: Einer für Papa, einer für Mama, einer für Maritza, und so weiter, bis sie den ganzen Hausstand aufgezählt. Bei dem Löffel für die Köchin pflegte Baby meist zu remonstriren — sie stahl den Hühnern immer die Eier weg, ja schlachtete sie, ohne Rücksicht auf diese seine Lieblinge — für die Köchin wollte Baby meist nicht einmal einen halben Löffel Suppe essen. Heute hätte er sogar für sie den ganzen Teller ausgelöffelt, nichts ging ihm schnell genug.

Maritza machte der Mama, die seinem Essen auch immer beiwohnte, ein Zeichen und meinte: „Der kleine Schlauberger hat, Gott weiß wie, schon davon gehört, daß die Eltern ihn am Nachmittag auf den Ausflug in's Kloster mitnehmen wollen!"

Baby hatte oft darum gebeten, einmal mitgenommen zu werden — Papa hatte manchmal im Kloster zu thun —; aber heute? jetzt gleich? Ihn überkam ein Gefühl, als thäte man ihm ein bitteres Unrecht an. Anstatt aber sein Mündchen aufzumachen und zu sagen, welch wunderbares Erlebniß er im Garten gehabt hatte, oder zu bitten, daß er noch einmal an den Zaun dürfte, nahm sein Gesicht einen finsteren Ausdruck an, und sein Herz ergrimmte — die Menschen waren zu schlecht gegen ihn, Alle, Alle, auch Mama!

Er wurde umgekleidet und ließ Alles still und artig geschehen: er widersetzte sich nie, nein! Aber was machte es in diesem Augenblicke aus, daß er den hellen Anzug, den er sonst mit besonderem Wohlwollen beehrte, anziehen durfte? Heute war ihm Alles gleichgültig, Keiner hatte ihn lieb, Keiner that, was er wollte. Nun waren die Kinder gewiß längst vom Zaun fortgegangen? Auf irgend eine Weise wollte er sich davon noch überzeugen, das wenigstens wollte er sich nicht nehmen lassen!

Er fragte, ob er sich nicht gleich auf den Bock setzen dürfe — der Wagen wartete nämlich schon im Hof. Maritza meinte, die Sonne brenne zu heiß; Mama jedoch erlaubte es schließlich, — natürlich mit der Baby tief kränkenden Weisung an den Kutscher Gregor, er möge auf den Kleinen aufpassen.

Als Baby sich bei Gregor erkundigt hatte, wie viel Hafer er für die Pferde mitgenommen, und ob er ihm unterwegs auch die Zügel anvertrauen würde, hielt er den Augenblick für gekommen; Maritza hatte sich beruhigt zurückgezogen, um ihre Toilette für's Kloster zu machen. Gregor hielt die Unterhaltung aufrecht, indem er Herrn Babys neuen Kittel bewunderte, Herr Baby aber stieg vom Kutschbock auf den Rücksitz des offenen Wagens, rief dem Kutscher zu, er hole nur ein paar grüne Zweige — man fährt nicht

gern ohne grüne Zweige am Wagen über Land — und war durch die Gartenthür verschwunden, als brenne es hinter ihm.

Dem Kutscher war das nicht recht, er hatte ja die Verantwortung; aber da der Knecht nicht in der Nähe war, mußte er auf seinem Bock bleiben und die Pferde halten. Und was sollte Herrn Baby schließlich im Garten zustoßen? Seinen Dreijährigen ließ er den ganzen Tag auf der Gasse spielen, und ihm war noch nie etwas geschehen! Wenn nur Madam Maritza ihn jetzt nicht zur Rede stellte; vor der hatte er mehr Angst als vor der Herrschaft, die würde gleich fragen, ob er, ein ausgewachsener Mensch, den kleinen Jungen nicht fünf Minuten festhalten könnte!

Eine Minute verging, vier, fünf, ja mehr, nichts regte sich im Hause. Die heiße Sonne brannte, die Pferde stampften unruhig, sie konnten sich der Fliegen nicht mehr erwehren; der Kutscher stand auf und sah, ob er überm Zaun das Kind nicht durch die Bäume erblicken und ihm einen Wink geben könnte? Aber im Garten war nichts zu sehen, und natürlich nahte nun das Unheil von der Hinterthür: Madam Maritza, sonntäglich geputzt, mit ihrem Rosenhut und einem grellrothen Sonnenschirm; in feinen Knöpfstiefeln und Handschuhen, kam auf den Wagen zu — eigentlich ein berauschender Anblick für Gregors Augen! Aber aufblicken, fragen, schreien, schelten, Alles erfolgte in einem Augenblick! Maritza war sonst ruhig und würdig, doch das ging über den Spaß! Nicht einmal das konnte ein großer ausgewachsener Mensch mit fünf Sinnen! — Gregor hatte es vorher gewußt, daß der ausgewachsene Mensch mit den fünf Sinnen kommen würde, und war ganz beschämt; sie, Madam Maritza war allerdings ungewöhnlich klein und unausgewachsen und schien mindestens zehn Sinne zu haben, so gut wußte sie mit Allem Bescheid!

Nun galt es, das Kind zu finden — der Eiskeller mit der steilen Treppe, der hinter dem Garten lag, schwebte bedrohlich vor Maritzas geistigem Auge!

Sie stürzte in den Garten — der grobe Kies verdarb die feinen Stiefel, aber das war nun nicht zu ändern! Laufend und rufend durchmaß sie die Wege . . . da: Baby steckte im Zaunloch drin und konnte nicht vor noch rückwärts!

Er hatte die Kinder nicht mehr gefunden und hindurchkriechen wollen, um zu sehen, wohin sie gegangen. Da er aber gleich wieder zurück sein mußte, hatte er sich die Zeit nicht genommen, die Oeffnung erst gehörig zu erweitern, sondern es so probirt. Mit dem Köpfchen und beiden Armen war er leicht durchgekommen, aber dann hatte sich eins der Bretter verschoben, und er steckte eingeklemmt in der Falle, so sehr er sich auch abmühte. Sein abgefallener Hut lag drüben auf der anderen Seite, und die großen Thränen standen ihm im Auge; Gesicht und Anzug waren vom morschen Holz verschmutzt.

Maritza riß schnell das unterste hemmende Brett los — man konnte es ja nachher leicht wieder annageln — und säuberte nun des Jungen

Anzug: „Aber Baby, aber Baby! Wenn ich nun nicht gekommen wäre, so hättest Du ersticken können.“

Ihre Phantasie war groß — in freier Luft ersticken!

Baby nahm es übel, daß sie ihn nicht tröstete und bedauerte; er behauptete: „Wenn Du mich nicht gestört hättest, wäre ich ganz von selbst zurückgekommen!“

Schließlich einigten sie sich, Mama von dem Vorfall nichts zu sagen, und begaben sich nach dem Wagen — Maritza immer noch in dem Gefühl, daß Baby dicht am Abgrund gewandelt war. Gregor aber vertraute ihm die Peitsche an, zum Lohn für sein Davonlaufen, und stolz präsentirte er mit ihr, als seine Eltern einstiegen, und die Fahrt begann. Maritza saß auf dem Rücksitz und hielt immer verstohlen Babys Kittel fest.

Baby fuhr nur gern durch Wege, wo etwas zu sehen war, an deren Rande spielende Kinder lagen oder schwarze Schweine, denen man große hölzerne Halsbänder mit abstehenden Zinken angelegt hatte, damit sie nicht durch alle Hecken kröchen und überall die Erde aufwühlten, und wo es Leiterwagen mit Ochsen und Büffeln gab oder Lämmerheerden, die nach der Weide zogen.

Wenn aber nichts zu sehen war, als Bäume und grünes flaches Land, da wurde er immer so müde! Er starrte dann auf die Pferde vor sich, wie sie die Beine hoben und senkten, eins vor das andere setzten und immer gradeaus, immer in demselben Rhythmus liefen . . . „Sieh mal dort all die kleinen Nucke-Schweinchen!“ rief Maritza; er nickte, er mochte sich nicht umdrehen. Mama meinte: „Wir dürfen ihn dort oben nicht einschlafen lassen!“ Er riß seine Augen weit auf und sagte sich ihr zuwendend: „Ich schlafe ja garnicht ein!“

Aber es kam so, wie es immer kam — plötzlich saß er zwischen seinen Eltern im Wagen, sein Kopf lag in Mamas Schooß. Er richtete ihn zwar schnell auf, denn ihm war, als hätte Papa eben gesagt: „Der Junge ist zu Hause viel besser aufgehoben; für ihn ist es wirklich ein zweifelhaftes Vergnügen, wenn wir ihn mitnehmen!“ Das war ein großer Irrthum! Baby war gern bei Allem dabei und mochte es durchaus nicht leiden, wenn man ihn zu Hause ließ!“

Er saß jetzt ganz stramm da, freilich nicht mehr auf dem Bock, diese Metamorphose war er schon gewohnt, — Mama hatte sich natürlich wieder geängstigt! Der Wagen fuhr jetzt langsam, es ging bergab dem Flusse zu. Es war noch nichts zu sehen, aber es kam irgend etwas. Der Kutscher hielt an.

„Ist das Wasser hoch?“ fragte Papa.

„Es muß im Gebirge stark geregnet haben, Herr,“ meinte Gregor, „aber es wird wohl gehen.“

Was wird gehen? Baby war hellwach, Papa stieg aus und übersah die Sachlage.

Nach einigem Hin- und Herüberlegen mit Gregor trat Papa wieder an den Wagen. Er glaubte, es würde wohl nicht genügen, wenn die Insassen die Füße nur anzögen; Maritza solle sich auf den hohen Bock, Mama Baby und er selber aber hinten auf das eingeklappte Wagendach setzen, die Füße fest auf die Sitze gestemmt! So geschah es, und nun ging es in den Fluß hinein! Die Pferde wurden durch ermunternde Zurufe angetrieben, sich in das brausende Gewässer zu wagen. Baby bedauerte, nur zwei Augen zu haben, so herrlich war das anzusehen! Er wußte garnicht, wohin er zu gleicher Zeit gucken sollte. Das Wasser lief durch die Räder, stieg in den Wagen, Maritza schrie laut auf — nein, so etwas Schönes hatte er nie durchgemacht!

Es ging aber nicht; die Strömung war so mächtig, daß die Pferde ihr folgten, anstatt die Richtung quer durch den Strom einzuhalten; der Wagen wurde zu stark stromabwärts getrieben, und nach ein paar Augenblicken gab Gregor verständig nach und lenkte wieder an's diesseitige Ufer zurück, fünfzig Schritte unterhalb der Stelle, wo er hineingefahren war.

Man hatte den Fluß lange nicht so groß gesehen; meist war er bis auf eine Wasserrinne ausgetrocknet.

„Geh in's Dorf und ruf' ein Paar Zigeuner!" befahl Babys Vater dem Kutscher. Er schien etwas besorgt, aber Mama sah gar nicht ängstlich aus, sondern lachte und scherzte von ihrem unbehaglichen hohen Sitz herab, bis Papa auch lachte.

„Wenn wir nicht hinüber kommen, ist's ja noch kein Unglück; es war eine so reizende Fahrt, nicht wahr?" Papa bejahte, klopfte die Pferde und nannte sie gute Thierchen. Baby wollte nicht gern umkehren, sondern weiter durch's Wasser fahren. Maritza hielt die Zügel, seitdem Gregor fort war; sie war aber mehr todt als lebendig.

„Du ängstigst Dich wohl?" fragte der kleine Schalk sie.

„Wovor soll ich mich ängstigen?" versetzte sie, sich zusammennehmend. „Ich hab' nur nicht gern mit Pferden zu thun!"

„Aber mit Wasser hast Du gern zu thun?" fuhr er listig fort.

„Wie sollte ich? Mit solchem hohen Wasser hat Niemand gern zu thun!"

Baby erkundigte sich dann, was die Zigeuner bei den Pferden machen sollten? Seit seinem Stiefel-Abenteuer hörte er nicht gern von Zigeunern — ihm war im Gedächtniß geblieben, daß sie ihn das nächste Mal wohl ganz und gar mitnehmen würden!

„Sie sollen sich gegen die Räder stemmen, um den Wagen in der nöthigen Richtung zu halten!" — Da Baby das nicht verstehen konnte, erklärte sein Vater ihm, daß die Strömung den Wagen abwärts risse, und die Pferde nicht Kraft hätten, sich und den Wagen an's andere Ufer zu ziehen.

So recht verstehen that Baby es immer noch nicht, aber er würde es ja sehen, und auf seine Augen konnte er sich verlassen.

Gregor kam mit drei Männern wieder; Jedermann setzte sich in Positur, Baby zwischen seinen Eltern, hoch auf der Rückwand des Wagens; zwei der Männer traten an's rechte Vorderrad, der dritte an eins der Hinterräder, und nun ging's wieder hinein.

Die Zigeuner hatten ihre Leinwandhosen bis über's Knie aufgekrempelt. — Baby bemerkte aber, daß es noch nicht hoch genug gewesen war, selbst das Hemd, das sie nach Landessitte über dem Beinkleid trugen, wurde naß! Von den Pferdebeinen sah man nichts, das Wasser strömte so munter durch den Wagen durch, als müßte das so sein. — Baby bedauerte, daß er sich nicht in aller Geschwindigkeit einen Fisch fangen konnte, und ihm dauerte der ganze Spaß nicht lange genug, ehe er Alles recht gesehen hatte, war es schon vorbei. Wie schade, nun waren sie drüben, am anderen Ufer; Alle stiegen aus, Gregor trocknete im Wagen ab, was sich abtrocknen ließ, die Pferde schüttelten sich und stampften, Papa gab den Männern Geld, ehe sie sich anschickten, durch das tiefe Wasser zurückzuwaten, Maritza machte drei Kreuze, und dann noch einmal drei, und fing wieder von Neuem an — Baby konnte nur bis zehn zählen, und ihm schienen es mehr als zehn zu sein.

„Nun sind wir gleich im Kloster," hieß es. Baby hatte aber noch viel zu fragen, ehe es weiter ging. Kam noch ein Wasser? Nein! Wie schade, so etwas Schönes hätte er gern noch einmal erlebt.

„Aber hier ist das Zigeunerdorf!"

Das war auch drollig — die Häuser erhoben sich nur ein wenig über der Erde, die Hauptsache mußte also darunter sein! — Wie gelangte man hinein, und wozu war das so? — Lauter splitternackte Kinder saßen an der Erde und sprangen auf, sowie sie den Wagen erblickten; schreiend und die Hand ausstreckend, umschwärmten sie ihn, Papa lachte so über alle ihre Sprünge und warf eine ganze Hand voll Kupfermünzen unter sie!

Mein Gott, und dort stand ja ein Buschmann! . . . Baby kannte die Buschmänner aus seinen Bilderbüchern ganz genau und ärgerte sich über Maritza, die nicht begriff, wie man ganz gewöhnliche Zigeuner für Buschmänner halten konnte! — Warum aber hatte diese Frau da ihr Haar in lauter winzig kleinen Flechten über ihr Gesicht hängen und rauchte aus einer Pfeife? Baby hatte Frauen noch nie rauchen sehen! — Maritza aber sagte, das könne er doch in der Stadt an jedem Neubau sehen, wo die Kalk und Steine schleppenden Zigeunerweiber allesammt rauchten; sie fände darin gar nichts Merkwürdiges. Und sie erzählte ihm, daß im vorigen Winter, gerade am Weihnachtstage, als so hoher Schnee lag, die Zigeuner in großen Trupps vor's Kloster gerückt seien und den armen furchtbar erschrockenen Nonnen nicht nur aus Küche und Keller Alles fortgenommen hatten, sondern auch die Gold- und Silbergeräthe aus der Kirche!

„Sind die Nonnen dann Alle verhungert?" fragte er sehr gespannt.

„Unsinn, Baby, so schnell verhungert man nicht, sie sind nachher hingegangen und haben sich etwas aus der Stadt geholt! . . .

„Aber wenn doch hoher Schnee war, und die Zigeuner sie nicht ließen?"

Augenscheinlich hätte ihm die Geschichte viel mehr Eindruck gemacht, wenn sie mit dem Hungertode „all der Nonnen" geendet hätte; Gregor fuhr aber so schnell, daß der Wagen vor'm Kloster eintraf, ehe Baby erfahren hatte, was man nachher mit den Zigeunern gemacht hatte.

Im Thorthurm wurde die große Glocke geläutet, als Willkommensgruß für Babys Eltern, auf deren Kommen man vorbereitet war. Baby konnte den dicken Strick sehen, an dem ein Mann zog; der Ton war aber so laut, daß er erschrocken zusammenfuhr. Er hatte gern in's Kloster gewollt, aber nun gefiel es ihm garnicht mehr, er wollte lieber gleich umkehren! Dies furchtbare Geläute und lauter schwarze Gestalten, die sich um den Wagen drängten!

Die Eltern stiegen aus, Baby aber sträubte sich, er wollte lieber im Wagen bleiben; wenn er nicht so groß gewesen wäre und sich genirt hätte, würde er in ein lautes Geschrei ausgebrochen sein!

Maritza nahm ihn bei der Hand; die Eltern waren schon in die Kirche geführt worden. Sieben, acht schwarze Frauen wollten Baby gleich küssen, das Geläute ward immer stärker, und nun mußte auch er noch in die dämmrige Kirche treten, die nur durch einige im Hintergrunde blakende Kerzen erhellt wurde, und wo die Priester und Cantoren schon laut sangen.

Maritza wies ihn flüsternd an, das Heiligenbild zu küssen und sein Kreuz zu schlagen; ihm wurde aber ganz schwindlig von dem starken Weihrauch-Duft und all dem Dunst in der Kirche, ihm war zu Muthe, als müsse er sich auf die Fliesen niederlegen, Papa jedoch sah es und befahl Maritza, ihn schnell in die frische Luft und dann möglichst bald zu Bett zu bringen.

Zu Bett ging er nie gern, und hier, wo es ihm garnicht gefiel, hier sollte er nun auch noch zu Bett gehen? Nein, er wollte nach Hause!

Maritza zeigte ihm die Malereien an der Außenwand der Kirche, welche die Höllenqualen der Verdammten vorstellten; mit großem Interesse sah er sich alle die um das Feuer herumtanzenden Teufel an, die er ja von Maritzas Märchen her genau kannte, und fand diese springenden rothen Gestalten eigentlich recht niedlich, jedenfalls gefielen sie ihm besser als die schwarzen Nonnen!

Nun führte man die Beiden über den weiten Klosterhof in die Fremdenzimmer. Hier, in einem Gemach, das ganz voll von goldenen Heiligenbildern hing, auf einem großen Divan mit unzähligen Kissen, sollte Baby schlafen! Gerade über dem Divan hing ein Bild: Christus am Kreuze. Baby kannte von Weihnachten her die Geschichte des Christuskindes, aber dieses Bild kannte er nicht und mochte er nicht ansehen. Daneben ein anderes Bild mit einem todten Manne darauf, Maritza nannte ihn Lazarus,

dann ein Heiliger, der voll von Pfeilen steckte, und ihm zur Seite Einer, der auf einem Roste briet! . . . Maritza wußte nicht, wie diese hießen, aber Baby wollte es durchaus wissen und sich nicht ausziehen lassen, wenn diese furchtbaren Männer ihn immerfort anguckten. Wenn er ausgezogen daliege, würden sie ihn gewiß auch braten oder spießen! Maritza sprach ihm Vernunft zu, es wären ja nur Bilder! Sie verhängte die Wand mit ihrem grüncarrirten Tuch, aber Baby sah immer noch ein Stück vom todten Lazarus, auch konnte er es nicht lassen, manchmal das Tuch zu lüften und nach den Männern zu sehen, ob sie noch immer da wären und auf ihn warteten.

Zu Hause hing über seinem Bette ein Bild mit einer Kinderschaar, welche Hühner fütterte — ach, wie sehnte er sich nach ihnen! Und hierbei fielen ihm die Kinder vom Zaun ein.

„Ich will nach Hause und in meinem Bett schlafen!" sagte er weinerlich. „Geh', Maritza, ruf Mama, sie soll gleich kommen, aber laß mich nicht allein!"

Wie sollte Maritza fortgehen und ihn zu gleicher Zeit nicht allein lassen? — Sie suchte ihn zu überreden, lieber etwas von der Suppe zu essen, die eine kleine Nonne eben für ihn gebracht hatte; aber die Suppe roch ihm so schrecklich „nach Kloster", daß er nicht dazu zu bewegen war, sondern nur Fleisch und Chocolade aus dem mitgebrachten Korbe aß.

Maritza wollte ihn darauf mit einem seiner liebsten Märchen einschläfern; er horchte garnicht hin, sondern fragte plötzlich, ob das Muttergottesbild über der Thüre wirkliche Augen und wirkliche Haare habe?

Maritza mußte sich wundern, daß er mit fünf Jahren noch so dumm sei und nicht wisse, daß ein Bild mit Farben gemalt werde! Er selber habe doch schon welche angetuscht! — Zu seiner vollständigen Beruhigung ließ sie ihn das Bild anfassen — nun habe er doch gefühlt, daß es nur gemalt sei!... Sowie er wieder auf seinem Divan lag, behauptete er dennoch, es seien wirkliche Augen, und verlangte, daß Maritza die Mutter Gottes bitte, ihn nicht immerfort so anzusehen, er könne sonst nicht einschlafen.

Auch dieses Bild ward verhängt, die Fenster gleichfalls; nun war es dunkel, finster, daß Baby keinen Unterschied sah, ob er die Augen schloß oder öffnete; er machte dieses Experiment mehrere Male und wollte dabei gerade einschlafen, als er etwas am Fenster flüstern hörte und sich schnell aufrichtete: Papa und Mama mußten draußen stehen! Ganz deutlich vernahm er Mamas ängstliche Stimme: „Wie konnte ich eine solche Ueberregung voraussehen!"

Und während er lauschte, schien es Baby plötzlich, als spränge ein kleiner rother Teufel herein, und er erschrak so, daß er laut aufschrie.

Jetzt wurde Licht gemacht, und seine Eltern kamen zu ihm; Papa sagte ganz ernst: Jetzt würde geschlafen und garnicht mehr geredet! Papa und Mama schliefen nebenan und würden jedes Wort hören!

Damit schien nun Alles gut zu sein; wenn seine Eltern nebenan wären, würden auch keine kleine Teufel mehr durch's Fenster springen! — Aber warum schlief er eigentlich nicht, wie immer neben, Mama? Ließ sich das nicht noch bewerkstelligen? . . .

Er war aber so müde, daß er doch endlich die Augen schloß. — Kaum war jedoch Alles still geworden, als die Glocken wieder anfingen; sie läuteten zum Nachtgottesdienst. Baby glaubte in der Finsterniß zu bemerken, daß Maritza sich verstohlen erhob — er rührte sich aber nicht, da er ja nicht genau wußte, war es Maritza oder die Muttergottes, die mit den wirklichen Haaren und Augen, die sich bewegte.

Plötzlich bekam er dann die Gewißheit, daß es Maritza sein mußte: er hörte die Thüre gehen und Maritza hinausschleichen — er war also allein, ganz allein mit all' den furchtbaren Bildern! . . . .

Ein Satz, und er stand mitten im Zimmer, tastete sich nach der Thür und fing, als er sie nicht öffnen konnte, an zu schreien, zu schreien, bis seine Mama entsetzt hereinstürzte und ihn in die Arme nahm. Sie trug das zitternde Kind auf ihr eigenes Lager, und hier schlief er dann auch gleich ein und schlief die ganze Nacht; nur manchmal blinzelte er schlaftrunken durch die langen Wimpern, ob er auch noch in ihrem Arme läge.

Als der Tag durch die Fenster schien, sah er, daß er für Mama fast garkeinen Platz in dem schmalen Lager gelassen hatte; sie lag auf dem harten Holz, und so rückte er ein bischen zur Seite, war aber noch so müde, daß er weiter schlief.

Nachdem er dann endlich zum Bewußtsein gekommen war, fing er an, sich zu erinnern, wo er war, und daß er sich gestern Abend nicht gerade wie ein Held benommen habe; ihm schien sogar, als hätte er sehr gut vernünftiger sein können, wenn er nur gewollt hätte! . . . . Aber da Niemand es ihm vorhielt, schläferte er sein kleines Gewissen absichtlich wieder ein, doch nicht so ganz, daß es ihm nicht eine Erleichterung gewesen wäre, als er hörte, daß der Wagen gleich vorfahren würde. Alles, was mit dem Kloster zusammenhing, verletzte sein Selbstgefühl.

„Was für ein süßes Kind!" meinten die Nonnen, als er ihnen artig die Hand küßte, nachdem er mit Maritza Blumen in die Kirche getragen und vor dem Heiligenbilde niedergelegt hatte. Baby war es gewohnt, daß die Leute ihn ein süßes Kind nannten, das ebenso sanft sei wie schön, oder es bedauerten, daß er nicht ein kleines Mädchen wäre! Er selbst wußte genau, wie wenig weit her es mit seiner Artigkeit war; um so besser, wenn die Menschen damit zufrieden waren! Seine Mama merkte manchmal wohl, daß er eigentlich garnicht so gut und sanft war, und sprach zuweilen mit ihm darüber. Heute schien aber auch sie ihn nicht durchschaut, sondern nur Angst um ihn zu haben.

Als Baby wieder auf dem Bock saß, hörte er sie zu Papa sagen: „Nie wieder! Ich habe mir diese Nacht Vorwürfe genug gemacht!" und

Maritza warf entschuldigend ein, er hätte zu lange in der prallen Sonne gesessen, und für ihn wäre nichts so gut, wie still im Garten spielen — und dann fügte sie etwas über die Kinder am Zaun hinzu.

Die Rückfahrt verlief ohne Fährlichkeit, da der Fluß, der gestern noch so hoch gewesen, jetzt ganz gemächlich einherfloß; sein Wasser reichte kaum bis an's Trittbrett, und die Pferde liefen hindurch wie auf glatter Chaussee. Baby in seiner Ungeduld war das ganz recht, er wollte möglichst rasch nach Hause, wegen der Kinder am Zaun; ihm war zu Muth, als könnten sie ihm verloren gehen, wenn er sich nicht um sie kümmerte.

Als seine Mutter ihn gleich nach der Heimkehr in den Garten stürzen sah, hätte sie ihm gern ein zustimmendes Wort gesagt. Aber sie hatte einen feinen Instinct für seine Eigenart — Hätte sie ihm gesagt: „Ich freue mich, daß Du so unverhofft Spielgenossen gefunden hast," so hätte sie ihm vielleicht die ganze Freude verdorben, und anstatt an den Zaun wäre er ins Haus gegangen; das Heimliche hatte für ihn immer einen besonderen Reiz. Wie gern hätte sie ihm das abgewöhnt, leise und unmerklich, aber heute wagte sie nicht, damit anzufangen.

So wies sie auch Maritza an, ihn ruhig im Garten allein zu lassen; es wäre ihr höchst erwünscht, wenn er nähere Bekanntschaft mit den Nachbarskindern machte.

Wie oft schon hatte sie ihrem Baby die Kinder ihrer Bekannten zum Spielen eingeladen! Er war jedesmal fassungslos vor Freude gewesen und hatte sich in wildem Spieleifer regelmäßig so erregt, daß er die nächste Nacht nicht schlafen konnte. Vielleicht half ihr jetzt der Zufall und gab Baby die richtigen Genossen!

Er hatte unterdeß am Zaun all' seine Beredsamkeit gefunden und schien ein Anderer als gestern. Der große Junge war nicht da, aber die beiden kleinen Mädchen saßen auf einem alten Stück Teppich, das auf den Rasen gebreitet war, und strahlten, als er an der Oeffnung erschien und sie aufforderte, durch den Zaun auf seine Seite zu kriechen. Heute waren sie verlegener als er.

„Ihr dachtet wohl, ein Mäuschen hätte das Loch im Zaun geknabbert?" fragte er schelmisch. Sie aber gestanden, daß sie gleich gewußt hätten, wer es sei; sie hätten ihn durch eine andere Ritze — dort hinten beim Apfelbaum — schon viel früher gesehen als er sie.

Die Möglichkeit des Durchkriechens ward nun reiflich erwogen; Lust hatten die beiden Mädchen schon, aber war es nicht zu genierlich, und würde seine Kinderfrau nicht kommen? Sie sei gewiß streng und zanke viel? — Baby verstand nicht recht: Nein, Maritza sei sehr gut! . . .

Die kleinen Mädchen hatten eine alte deutsche Kinderfrau: „Weißt Du, die ist böse! Die hat Mika gestern auf die Finger geschlagen!" vertraute Netty ihm an.

„Warum sagst Du es nicht Deiner Mama, damit Dein Papa nach der Polizei schickt?“ fragte Baby empört. „Zeig mal Deine Finger!“

„Man sieht garnichts mehr,“ meinte Mika und erröthete über die große Wichtigkeit, die sie erlangt hatte; Netty aber sagte: „Wir haben keinen Vater.“

„Doch, wir haben einen,“ fiel Mika ein, „blos er ist nicht hier; wir fahren immer Sonntags hin —“

„Sei nicht so dumm!“ entgegnete Netty, die sich unglaublich erhaben über die vierjährige Mika dünkte. „Das heißt doch nicht einen Vater haben, wenn er todt ist“ . . .

„Todt!“

Baby sah sie Beide starr an, sie erschienen ihm wie ein Stück aus dem Märchen, in dem auch der Vater gestorben war; es war etwas Grausiges und etwas so Fremdartiges, daß er fast hätte weinen mögen. Stumm wunderte er sich, daß sie keine schwarzen Kleider trugen, und er war doch einmal mit Maritza zu einer Todtenmesse in der Kirche gewesen und hatte da viele Kinder in schwarzen Kleidern gesehen, und Maritza hatte ihm erklärt, daß die armen Kinder keinen Vater hätten. „Habt Ihr gesehen, wie man ihn eingegraben hat?“ fragte er schließlich. Das Eingraben hatte er selbst noch nie gesehen, nur davon gehört, und es hatte so eine schaurige Anziehungskraft für ihn.

„Ich habe es natürlich gesehen,“ antwortete Netty eifrig, „denn ich war schon drei Jahre alt; genau weiß ich es aber nicht mehr; Mika war noch ganz klein, vielleicht lebte sie überhaupt noch nicht mal!“

Mika kam sich beschämt und gedemüthigt vor, daß sie damals noch etwas so verächtlich Kleines gewesen sein sollte.

„Aber eine Mama habt Ihr wenigstens?“ fragte Baby weiter in einem Tone, als müßte er sich selbst und sie beruhigen. Ja, eine Mutter hatten sie, aber die war immer krank. Im Laufe des Gesprächs erfuhr Baby dann noch, daß Alexander in der Schule war und nur Sonntags nach Hause kommen durfte; wenn er aber nicht gut gelernt hatte, überhaupt nicht! Eine ungemeine Ehrfurcht überkam Baby vor ihm und der Schule.

„Schlafen die Kinder auch in der Schule?“ fragte er.

„Aber natürlich!“

Netty war einmal mit der Mutter dort gewesen und hatte ein Zimmer mit vielen, vielen Betten gesehen, sie glaubte, über hundert Stück! Und jedes Bett hatte eine graue Decke gehabt und eins ausgesehen wie das andere!

„War es vielleicht wie in Schneewittchen? Da sahen die Betten der kleinen Zwerge einander auch ganz gleich?“ fragte Baby. Die Kinder konnten ihm keine Auskunft geben, denn sie entsannen sich dieser Geschichte nicht, worauf Baby eilig in's Haus stürzte, um ihnen das Bilderbuch mit Schneewittchen darin zu holen. Er lief so eifrig, daß er garnicht bemerkte,

wie Maritza sich vor der Zaunthür hinter einem Busch versteckt und seine Mama sich schleunigst vom Salonfenster zurückzog und ihm entgegenging.

„Ich habe keine Zeit, Mama," sagte er athemlos. „Ich hole nur schnell ein Buch, denke Dir, die Kinder haben Schneewittchen noch nie gesehen!"

„Nicht wahr, Ihr macht keinen Lärm?" fragte sie. „Die Mutter der kleinen Mädchen ist sehr krank und liegt im Bett!"

„Wie sollten wir Lärm machen!" entgegnete er empört. Da fragte sie ihn etwas zaghaft, ob er nicht mit Maritza nebenan in's Nachbarhaus gehen und bitten wolle, daß die kleinen Mädchen zu ihm in den Garten kämen, um dort zu spielen?

Ob er wollte! Er konnte kaum antworten! Er schrie nach Maritza: „Schnell, schnell, wir müssen die Kinder holen!"

Nach einer Viertelstunde bog er mit ihnen in den Vorgarten ein, er hatte sie angefaßt und ging in der Mitte, Maritza etwas hinterher: Die kleinen Mädchen, die man zu dieser Staatsvisite schnell umgezogen hatte — für sie war ein Besuch etwas ebenso Ungewohntes wie für Baby —, waren furchtbar verlegen: Mika steckte mit der freien, rechten Hand immer ihre Perlschnur in den Mund und zog sie dann wieder heraus; Netty langte bisweilen mit ihrer freien linken Hand hinter Babys Rücken an Mikas Zopf und zupfte sie daran, um ihr das Unschickliche ihres Benehmens klar zu machen. Baby war strahlend stolz über seine „Kinder". So hatte Maritza ihn noch nie gesehen, und mit Thränen in den Augen erzählte sie es seiner Mama.

Als diese etwas später in den Garten kam, unter dem Vorwande, den Kindern selbst den Nachmittagsthee einzuschenken, spielten sie Verstecken in dem buschigen Theile des Gartens. Die hübschen kleinen Mädchen machten ihr denselben Eindruck wie jene Sorte süßduftender Rosen, die man hierzulande zu Scherbet einkocht, und die auch ihr Garten so üppig hervorbrachte: halb wildwachsend und doch keine losen Heckenrosen, zart und doch kräftig gefärbt, von ganz eigenartigem Reiz. — Netty bezwang ihre Schüchternheit und gab gescheut Antwort auf jede Frage; Mika brachte es nur zu wortlosem Schütteln oder Nicken des Kopfes, und da sie nicht aufschaute, sah sie Nettys strenge, mißbilligende Blicke nicht einmal. Baby aber stand da wie ein Circusdirector, der seine edlen Rappen eben vorgeführt hat und nun den allgemeinen Beifall entgegennimmt; jedes Wort, das Netty sagte, wiederholte er, als sei er ein Dolmetscher und müsse zwischen ihr und seiner Mutter vermitteln, ebenso wiederholte er auch jede Frage, die seine Mutter an Mika stellte, gleich als würde die Kleine sie ihm beantworten, wenn auch nicht ihr. Dann gab er das Signal: „Jetzt müssen wir aber weiter spielen, Mama."

Sie sah ihm nach. Ja, das war gut so; so sollte es sein. Es war besser, wenn er seine kleine Seele von ihr loslöste! — Dennoch ging ihr ein wehmüthiger Hauch durch das Gemüth; er brauchte sie jetzt nicht mehr!

Wie schnell war sie ihm zu ersetzen! — Das Alles war natürlich, aber auch schmerzlich. Sie war immer für ihn da, sobald er sie brauchte, aber er — würde er auch für sie noch da sein, später, wenn sie ihn brauchte?

* * *

Das neue Haus, in dem Baby mit seinen Eltern jetzt wohnte, sah anders aus als die anderen Häuser, schon wegen seines Thurmes mit der großen Uhr und seiner festen Eisengitter vor allen Fenstern, und in Babys Garten gab es auch allerhand Merkwürdigkeiten — es war durchaus kein gewöhnlicher Garten! In der Laube lag auf einem starken, dicken Holzfuß — es war eigentlich ein Baumstumpf — eine weiße Marmorplatte mit eingemeißelten Blattverzierungen und verwischten griechischen Buchstaben, nach denen, soweit sie noch zu entziffern waren, die Platte einmal auf einem Grabe gelegen haben mußte. Wie hatte man sie nur als Tischplatte verwenden mögen?

Baby pflegte Morgens mit seinem Eimerchen Sand darauf zu stülpen, den er besonders gern in die tiefen Blatt-Arabesken rinnen ließ. Morgens spielte er nämlich allein, da die kleinen Mädchen nur Nachmittags kommen durften; Netty mußte Vormittags schon lernen! Mika freilich saß am Zaunloch und nahm von dort aus an Babys Bestrebungen eifrig Theil.

Baby zerbrach sich nicht viel den Kopf über jene Marmorplatte. Interessanter war ihm schon der Eiskeller mit seiner steilen Treppe, auf dessen Grunde die Kinder einmal eine todte Katze entdeckt hatten. Am wunderbarsten aber war und blieb der Schuppen hinter dem Mandelbaum; erstens war es in ihm stockfinster, wenn man die Thüre zumachte, zweitens enthielt er eine unerschöpfliche Fülle der herrlichsten Dinge: alte Gartengeräthschaften, wurmstichige Bänke und Blumenkübel, sogar eine Schiebkarre und viele Ziegelsteine! Es mußte schon ein uralter Schuppen sein, älter jedenfalls als die Laube und der Eiskeller; sein grünbewachsenes Dach hing tief über die bröckligen Wände herab. Beim Versteckspiel war dieser Schuppen natürlich unbezahlbar, und das Schönste an ihm war das Gefühl des Unheimlichen, dessen die Kinder sich nie zu erwehren wußten, wenn sie drinnen waren, und das sie doch immer wieder unwiderstehlich anzog. Wenn der Tag sich neigte, wagten sie ihn nur zu Zweien zu betreten, hingegen vom Eiskeller hielt keine todte Katze und keine Tageszeit sie je fern, und Maritza bekreuzigte sich immer, wenn sie die Kinder die halsbrecherische Treppe auf und ab rasen sah. Gern hätte sie ihrem Baby Keller und Schuppen verboten, aber ihre Herrin war anderer Meinung und hatte ihr auseinandergesetzt, daß der Kleine bald sechs Jahre alt werde und sich natürlich schon als Junge fühle; er dürfe nicht immer am Gängelbande bleiben! Wenn er auch mal hinfiele und abrutschte, so machte das wirklich nichts; nur lebensgefährliche Unternehmungen müsse sie verhindern! — Nun glich Maritza in ihrer Laube jener unglücklichen Henne, die Enten aus-

gebrütet hatte: rief Baby sie an, von einem schwanken Aste herab, so hielt sie sich die Augen zu; sie konnte es nicht lernen, seinen Todesmuth zu achten! Mit Wehmuth dachte sie an den kleinen Garten des früheren Hauses; der war mit einem Blicke zu übersehen gewesen; hier aber ahnte man an einem Ende nichts von dem, was am anderen geschah: lauter verschlungene Wege, Gebüsch und noch dazu dies unglückselige Gemäuer, von dem sie überzeugt war, daß es jeden Tag einstürzen könne, gerade wenn alle vier Kinder sich darin verkrochen hätten!

Unter tausend Vorwänden wußten die Kinder immer in den düstern Schuppen zu gelangen; er hatte wirklich eine überirdische Anziehungskraft! — Maritza fing am anderen Ende des Gartens die schönsten Spiele mit ihnen an — Reifenspiel oder Croquet auf dem großen Rasenplatz — es half nichts; schön wurde die Sache immer erst, wenn sie in dem Schurrmurr des Schuppens kramten! Selbst Alexander, der große Junge, den Maritza wegen seiner Vernünftigkeit besonders in's Herz geschlossen hatte, war in diesem Punke, wenn er Sonntags mit dabei war, nicht besser als die Anderen. Seitdem er einmal ein paar alte Münzen unter dem Gerümpel gefunden hatte, die er mit Knabenphantasie für altrömische erklärte, träumte er nur noch von wichtigen Entdeckungen, die dort zu machen wären.

Baby wußte schon, was „altrömisch“ hieß, da er ja eine blecherne Rüstung wie ein alter Römer besaß; aber die kleinen Mädchen gestanden unter dem schallenden Gelächter der Jungens ein, daß sie „Römer“ für eine Sorte Aepfel hielten! — Was nun die Münzen betraf, so stellte sich schließlich heraus, daß es österreichische waren, vor einigen dreißig Jahren geprägt, wie sie früher hier zu Lande in Umlauf gewesen waren.

Eines Sonntagnachmittags beschlossen nun Alexander und Baby, sich im Schuppen einen Wigwam aufzuschlagen. Was ein Wigwam war, wußte Baby auch schon, da seine Mama ihm neulich eine herrliche Indianergeschichte vorgelesen hatte. Da nun natürlich auch Eßwaren dazu gehörten, so schlichen sich die Kinder in Speisekammer, Küche und Keller, um das Nöthige zusammenzustehlen. Die Eltern waren ausgefahren, und Joan, der Diener, war gern bereit, mit den Kindern gemeinsame Sache gegen die Köchin zu machen. Es war eine aufregende Scene, wie sie unter Indianer-Geheul schließlich eine ganze Ochsenzunge raubten und in den feuchten Schuppen brachten! Dort hatten sie schon aus alten Kissen ein Lager hergerichtet, das sie vor feindlichem Ueberfall durch Zuriegeln der Thüre schützten; es fehlte nur noch an der nöthigen Beleuchtung, um ihre geraubten Schätze zu sortiren. Eine Laterne oder ein Licht konnten sie sich aber nur verschaffen, wenn Maritza es nicht merkte, denn die war unerbittlich gegen alles Brennende oder Brennbare!

Am Himmel draußen zog sich ein Unwetter zusammen; die Kinder drinnen warteten schon, daß es anfangen solle zu donnern. — Wie herrlich

würde es sich dann bei Laternenschein im Wigwam sitzen, wenn es draußen krachte und blitzte! . . . Mika sagte zwar, sie müsse sich vor den Blitzen immer die Augen zuhalten, aber Netty fand das natürlich sehr kindisch.

Da Joan gern bereit war, aus dem Stall eine Laterne und auch Streichhölzer zu beschaffen, so begab Alexander sich in die Laube, um währenddessen Maritza zu unterhalten, d. h. ihre Aufmerksamkeit vom Schuppen abzulenken; er übersetzte ihr die Inschrift der Marmortafel und wies ihren Unglauben durch die Behauptung zurück, daß er sehr gut Griechisch verstehe, seine Mutter sei ja griechischer Herkunft, die Inschrift aber besage, so theilte der drollige Junge ihr feierlich mit, daß im kommenden Jahre entweder die Welt untergehen, oder nur weiße Küchlein auskriechen würden! Welche der beiden Möglichkeiten aber eintreten würde, ließe sich leider nicht entscheiden!

Unterdeß war die Laterne in den Wigwam eingeschmuggelt worden. — Joan hatte dem Jungen soeben ein Zeichen mit dem Augenlid gegeben; er stand jetzt rauchend im Hofe und freute sich, daß er Madam Maritzas Argusblick getäuscht hatte! —

Wirklich grausig war es im Wigwam bei dem flackernden Schein der Laterne: dicke, schwarze Spinngewebe, die man nie bemerkt hatte, hingen an den Wänden; all die zerbrochenen Gegenstände nahmen unheimliche Gestalten an — Mika meinte leise, sie möchte viel lieber draußen spielen!

„Aber Mika, es fängt ja erst an! Warte nur, wie schön es noch wird, wenn es draußen donnert!“ entgegnete Baby, der mit Alexander zwischen dem Gerümpel herumkroch. Alles, was sie fanden, alte Blechkannen, Tonnen und Kisten waren für sie die größten Kostbarkeiten.

„Was ist denn dies?“ rief Baby plötzlich laut.

„Was denn?“ fragte Netty. „Erschrick uns doch nicht so!“ . . . Auch ihr wurde nun unheimlich. Warum hatten die Jungens die Thüre nicht doch lieber offen gelassen?

„Da hängt etwas, ganz hinten in der Ecke, an dem großen Haken hinter dem verschimmelten Pfosten!“

„Etwas Lebendiges? Ein Thier?“ fragte Mika schaudernd.

Alexander meinte, es sei nichts als ein großer Sack; trotzdem wollte Mika doch gern die Thür aufmachen, nur um zu sehen, ob die Sonne noch schiene, oder ob es schon regnete.

„Du verdirbst uns den ganzen Spaß,“ entgegnete Netty. „Wenn Maritza die Laterne sieht, nimmt sie sie uns fort“. . . Auch Netty aber stellte sich nur so muthig, sie wäre lieber draußen gewesen.

Alexander hatte unterdeß versucht, den Sack abzunehmen; als es nicht ging, schlug er dagegen, um zu sehen, was drin war: es klang ganz hohl und fühlte sich hart an. „Mehl ist es jedenfalls nicht!“

Er kletterte auf eine Tonne und reckte sich, bis es ihm gelang, den Sack vom Haken zu nehmen; er hielt ihn sich etwas vom Leibe ab und trug ihn an die Laterne.

„Ratten, Ratten!" rief er, um die Kleinen zu erschrecken. Diese sprangen auch entsetzt auf, riegelten die Thüre auf und stürzten in's Freie, es war drinnen wirklich nicht mehr auszuhalten!

Die Jungen aber banden den Sack auf und leuchteten mit der Laterne hinein.

„Du Baby," sagte Alexander mit einer Stimme, die sich ganz heiser anhörte, „sieh nur mal, was das ist!"

„Nichts als Knochen! Ein Sack mit Knochen!" meinte dieser enttäuscht.

„Aber Baby, es sieht fast so aus . . . Mein Gott, siehst Du denn nicht den Todtenkopf da mit all den Zähnen — es sind Menschenknochen, ein Geripp!"

Er warf den Sack von sich und stürzte hinaus in den Garten, Baby ihm nach. Wenn Alexander es sagte, mußte es ja etwas Schreckliches sein! Menschenknochen — ein Geripp! . . .

Alexander rief den Diener her, der noch im Hofe stand und den Himmel anschaute, eben fielen die ersten schweren Tropfen, und der Wind wirbelte den Staub häuserhoch.

Joan hielt Alexanders Mittheilung für einen dummen Scherz; Maritza packte ihre Arbeit zusammen: „Rasch Kinder, in's Haus!"

Alle folgten ihr und diesmal nur zu gern, ihnen war so unheimlich zu Muth!

Joan aber wollte doch sehen, ob die Jungens sich vielleicht den schlechten Spaß erlaubt hätten, etwa seine Katze oder des Kutschers kleinen Hund in den Sack zu stecken. Er besah sich den Sack. Nein, es rührte sich nichts drin! So zog er ihn aus dem Halbdunkel des Schuppens in den Regen hinaus, schaute hinein und warf ihn auf den Gartensteig. Die Kinder im Hause sahen ihm durch's Fenster zu, wie er davoneilte, und wie er von dem Platzregen, der auf einmal mit furchtbarer Gewalt losbrach, bis auf die Haut durchnäßt wurde, obwohl er die paar Schritte bis zum Hause in großen Sprüngen durchmaß.

In wenigen Minuten stand der ganze Hof schon unter Wasser; man hätte auf ihm Kahn fahren können! Die Kinder standen alle am Fenster und beobachteten, wie das Wasser stieg. Alexander war noch ganz erschüttert von Babys schauerlichem Fund; er begriff nicht, wie die Anderen so harmlos sagen konnten: Warum sollte denn da nicht auch ein Sack mit Knochen hängen!

Unverwandt hafteten seine Augen an dem Schuppendach — mit einmal sah er — nein, träumte er? . . . war das Wirklichkeit? Wahrhaftig, der ganze Schuppen bewegte sich, schwankte und brach krachend zusammen.

Alexander schrie auf, und nun sahen auch die Andern, die bei dem Sturm und Donner das Gepolter nicht beachtet hatten, wie der Schuppen in einen formlosen Trümmerhaufen verwandelt war! Der Regenguß oder der Hagelschauer oder der furchtbare Wind hat das morsche Dach eingedrückt, der größte Theil der Mauern war gefolgt, und es standen nur noch kümmerliche Reste — ein Bild der Verwüstung!

Aber war es nicht merkwürdig? Hatte Maritza mit ihrer ewigen Angst nicht doch Recht behalten? Joan selbst schlug sein Kreuz, und die Kinder hatten große erschreckte Augen — Kaum eine Viertelstunde, nachdem sie in ihrem Wigwam jenen unheimlichen Fund gethan, kaum fünf Minuten, nachdem sie hinausgestürzt, war der Schuppen vor ihren Augen zusammengebrochen! War das nicht beinahe ein Wunder? Netty entschied: „Es ist ein Wunder!“ und die beiden Jüngeren stimmten zu. — Mußte man nicht glauben, daß das morsche Dach nur solange gehalten hatte, als es jene Menschenknochen zu beschirmen gehabt? War es nur ein Zufall, daß jene geheimnißvollen Ueberreste gerade im letzten Augenblick, ehe Schutt und Geröll sie begraben mußten, von unschuldigen Kinderhänden aufgefunden wurden? —

Endlich fuhr der Wagen der Eltern vor; Baby stürzte ihnen mit all den wichtigen Nachrichten entgegen, und Joan bestätigte den Fund.

Die Eltern fragten sich verwundert, ob etwa hier ein Verbrechen zu Grunde liegen sollte; die Marmorplatte in der Laube sprach eher dafür, daß einst an Stelle des Gartens ein Friedhof gewesen sei.

Als der Regen aufgehört hatte, untersuchte Babys Vater den unheimlichen Fund und constatirte, daß der Sack das vollständige Gerippe eines ungefähr zwölfjährigen Mädchens enthielt; nach dem Zustande der Knochen zu schließen, hatten sie lange Jahre begraben in der Erde gelegen, — ein Verbrechen war also wohl ausgeschlossen! — Vielleicht war man einmal zufällig bei Erdarbeiten im Garten auf ein altes Grab gestoßen, und die Erdarbeiter hatten dann, um sich in keine Schwierigkeiten zu verwickeln, über die Sache geschwiegen, die Knochen in den Sack gethan und im Schuppen versteckt.

Mit dieser Erklärung waren aber die Kinder wenig einverstanden, eine romantische Räubergeschichte wäre ihnen lieber gewesen; doch trösteten sie sich bald, als die Mama ihnen Zuckersachen zum Ausspielen gab, und vertieften sich eifrig in die Wechselfälle des Lottospieles.

Maritza jedoch bat um Erlaubniß, auszugehen, und begab sich in die nächste Kirche; sie brachte der Muttergottes die schönsten Blumen des Gartens dar, weil sie die Kinder so sichtlich beschützt und ihr von Anfang an die Vorahnung in's Herz gelegt hatte. Wie viel schlaflose Nächte hatte sie dieses Schuppens wegen schon gehabt! — Dann sprach sie noch ein Gebet für die Seelenruhe des armen Mädchens, dessen Knochen Gott weiß wie lange in diesem furchtbaren Sack gehangen hatten . . .

Sie hatte Gloria geheißen — das ging aus der Inschrift des Marmorsteines hervor, die Babys Papa jetzt durch einen Sachkundigen hatte entziffern lassen. Glorias Vater hatte sie über Alles geliebt; mit rührenden Worten sagte er in jener Inschrift, daß sie das Licht seines Daseins gewesen sei, und er ohne sie nicht leben könne.

Wie war aber dieser Grabstein nachher als Tischplatte verwendet worden? Und warum hatte man das Grab geöffnet? Hatte Gloria mit ihrem Vater in diesem Hause gewohnt? —

Man wandte sich an die Polizei; aber da die aufgefundenen Gebeine einem Kinde angehört, das nachweislich vor mehr als dreißig Jahren verstorben war, stellte die Polizei keine weiteren Nachforschungen an. Selbst wenn ein Verbrechen vorlag, war es ja nach den Gesetzen des Landes längst verjährt. Die Gebeine wurden in der Stille auf dem großen Friedhof beerdigt.

Babys Eltern zogen unter der Hand Erkundigungen ein, und alte Leute der Nachbarschaft wußten manche unheimlichen Gerüchte über dies Haus und seine Vergangenheit zu erzählen, aber Greifbares kam dabei nicht zu Tage.

Unterdeß war der Sommer vorüber gegangen, und die Bäume des Gartens hatten sich entlaubt. Häßlich sah der noch immer wüst daliegende Trümmerhaufe des eingestürzten Schuppens aus, doch würde er gewiß, wenn der Frühling das bröcklige Gestein mit seinem frischen Grün und dem üppigsprießenden Rankenwerk der wilden Schlinggewächse überzog, der malerischste Fleck des ganzen Gartens werden, schöner als manch' künstliche Ruine. Jetzt im Herbst war der Anblick so abstoßend, daß die Kinder nicht einmal die vielen Mandeln aus dem Schutt auflasen, die der Mandelbaum darüber ausstreute.

Baby hatte obendrein ein anderes anziehendes Versteck gefunden: das Thurmzimmer; und seine neu engagirte französische Gouvernante, die von Maritza mit scheelen Augen betrachtet wurde, fand es, da sie selbst noch jung und unternehmend war, ganz in der Ordnung, daß er die steile, dunkle Bodentreppe so oft hinauf- und herabtrippelte, um im Uhrzimmer in den alten Kisten und Kasten zu kramen. Auch sie saß gern dort oben, von wo man durch bunte Glasscheiben weit über die flach ausgebreitete Stadt und in die Richtung ihrer Heimat schauen konnte.

Außer den Kisten mit Babys alten Spielsachen und einigen abgenutzten Möbeln standen noch alte Truhen und Koffer dort, die von den früheren Miethern als zum Hause gehörig bezeichnet und zurückgelassen waren; auch der Hausbesitzer hatte sie als herrenloses Gut bezeichnet, das getrost verbrannt werden könnte, man wisse nicht, von wem der Kram stamme. — Verbrannt waren diese Kisten immer noch nicht, da sie im Uhrzimmer Niemand im Wege standen. Außer Baby und seiner Bonne betrat nicht leicht Jemand das Zimmer; im Sommer war es dort heiß

wie unter den Bleidächern, im Winter fror es dort Stein und Bein: — kein Wunder, daß die Thurmuhr nicht acht Tage hintereinander richtig gehen wollte, denn je nach der Temperatur war das Oel entweder zu dünn oder zu dick, und auch das Schlagwerk bekam seine Nücken und schlug einmal zum Entsetzen der ganzen Nachbarschaft die hundertste Stunde!

Eines Tages nun vergnügten sich Baby und seine Französin damit, die alten Truhen zu durchstöbern; doch fanden sie nichts, was sie sonderlich interessirt hätte: Papiere, Pergamente und Bücher; nur in einem Koffer lagen Kindersachen, vergilbt, verschwärzt, zerdrückt, theilweis von Mäusen angefressen. Baby stutzte — wie kamen die Mädchenkleider hierher? — Ihm fiel Gloria ein, und rasch holte er seine Mutter in's Uhrzimmer.

Welch' ein Schatz! Diese alten Handschriften in altslavischen Charakteren, diese schön verzierten Pergamente! Theils waren es Kauf- und Pachtverträge, Titel-Verleihungen, von den alten Fürsten ausgestellt, theils auch Familienbriefe, Notizen, Testamente.

Der Mama ward seltsam zu Sinn angesichts dieses herrenlosen Gutes. Hatte sie das Recht, diese Papiere zu lesen? Sie zu verbrennen, war sie ermächtigt — sie aufzubewahren, zu behalten, eigentlich nicht! Und doch konnte ja Unersetzliches verloren gehen, wenn man sie blindlings und urtheilslos vernichtete!

So studirte sie Alles durch, und als sie damit fertig war, segnete sie Babys Hand, die diese Truhen geöffnet: Vielleicht war es noch möglich, ein altes Unrecht zu sühnen! In ihrer weltunkundigen Zuversicht meinte sie sogar, nicht ohne tieferen Sinn habe das Schicksal ihr diese Vergangenheit enthüllt, es müsse einer Unglücklichen zum Besten ausschlagen!

Glorias Geschichte.

Vor mehreren Jahrzenten war es geschehen, und damals so offenkundig, daß es lachenden, frivolen Mundes in den Salons besprochen wurde: Wo ist das Kind jetzt? Hat er es heute, oder hat sie es noch? Wie hat er es ihr wieder abgejagt? oder wie hat sie ihn überlistet?

Sowohl ihm wie ihr aber war es bitterer Ernst gewesen! — Sie haßte den Mann, der nicht in die Scheidung willigen wollte, und den sie für beschränkt und unerträglich langweilig erklärte; er jedoch war bereit, auf Alles in der Welt zu verzichten, nur nicht auf seine Tochter, dies süße Wesen, das ihm vor Gott und Menschen gehörte! — Sie, die Mutter, wollte ihr Kind nicht etwa aus Liebe an sich reißen, nein, sie haßte es noch mehr als seinen Vater, dem es glich! Nur um ihn zu quälen, ersann sie immer wieder neue Schliche, durch die sie das Kind, das er wie seinen Augapfel hütete, an sich zu bringen gedachte. Weder vor dem Gesetze noch vor ihrem eigenen Gewissen hatte sie Furcht! — Er war sich wohl bewußt, daß sie nur ihren eigenen unbändigen Willen kannte, und zitterte Tag und Nacht um sein Kind. Gift und Dolch waren ihr vertraute Werkzeuge, und

sie war sehr reich, hatte viele Diener und Schergen; er dagegen besaß nur geringe Mittel, sonst hätte er seinen Schatz längst jenseits der Grenze in Sicherheit gebracht. Ihm gehörte das Haus mit der Thurmuhr und dem großen Garten; den Garten ließ er umzäunen, die Fenster fest vergittern und hauste nun hier allein mit Gloria. Nur eine alte Wirthschafterin und ihr Sohn bedienten sie; von jedem Fremden fürchtete er Verrath, und seinem Kutscher, den er für treu und ergeben hielt, sah er Nachlässigkeit und Trunksucht nach. Gloria hatte keine Bonne, keine Gespielin, der Vater kleidete sie an und spielte mit ihr, er fuhr mit ihr aus und ließ sie nie allein.

Als sie größer wurde, unterrichtete er sie auch und unterwies sie in Allem, was er verstand. Die gute Jahreszeit verlebten sie in dem großen, hoch umzäunten Garten. Er verstand viel von Gärtnerei und brachte auch ihr seine Freude daran, sein Verständniß für Blumen und Pflanzen bei. Stundenlang beschäftigten sie sich gemeinsam mit der Verschönerung ihres geliebten Gartens: die seltenen Bäume und Sträucher, die er von weit her hatte kommen lassen, gediehen prächtig bei dieser sorgsamen Pflege, und bald ward dieses Grundstück ein wahres Kleinod der Gartenkunst; erlesene Obstarten, von den Erdbeeren an bis zu den Mandeln, Feigen und Weinstöcken, brachten den reichsten Ertrag — die Kleine liebte das Obst so! — und nirgends gab es schönere Rosen, schattigere Linden, oder üppiger gedeihende Katalpen und Riechweiden! Ihr Garten war ihnen eine ganze Welt geworden; jauchzend vor Lust lebte und wuchs hier die Kleine, während Angst und Wehmuth nie aus dem Gemüth des Vaters weichen wollten.

Sechs Jahre war Gloria alt gewesen, als zwischen ihren Eltern der unglückliche Zwiespalt ausbrach; beinahe ebenso lange lebte ihr Vater nun mit ihr in dieser eingezäunten kleinen Welt. Sie selber wußte nicht, was und wie viel sie entbehren mußte; er aber wußte es! Voll Kummer und Sorge sah er in ihre Zukunft. So konnte es nicht weiter gehen, auch er hielt dies Einsiedler-Leben nicht länger aus!

Früh gealtert war er seinen Mitmenschen entfremdet. Selten nur suchte er seine wenigen Freunde auf, in den Stunden, wo Gloria schlief und er sie seinen beiden Leuten anzuvertrauen wagte; er nahm nicht mehr Theil am Leben der Anderen, seine eigene Noth hielt ihn in zu festen Banden.

Oft, im Lauf der Jahre, hatte er anfangen wollen, sich zu beruhigen, sich eingeredet, daß der Haß seiner Frau sich endlich in Gleichgiltigkeit verwandeln würde; aber jedes Mal war er dann von Neuem aufgeschreckt worden: „Es ist Alles umsonst!“ schrieb sie ihm immer wieder. „Du entgehst meiner Rache nicht!“

Es gab Zeiten, wo er dem Kinde nichts zu essen gestattete, ehe er davon gekostet — und dabei mußte er noch trachten, ihr die Unbefangen-

heit zu erhalten, sie nichts von seiner Angst wissen zu lassen! Nur sie, seine süße Blume, sollte nie etwas von der Schlechtigkeit der Welt ahnen! War es doch schon schlimm genug, daß sie mit dem Worte „Mutter" etwas so Grauenvolles verband! Nur Qual und Pein hatte diese Frau ihrem Kinde zugefügt, so lange sie sie in ihrer Gewalt gehabt! — Wohl hatten jetzt die Jahre jene Erinnerungen in Gloria zurückgedrängt, aber es kam doch noch vor, daß sie aus dem Schlafe auffuhr und entsetzt ausrief: „Vater, Vater, nicht wahr, sie kommt nie wieder, um mich zu holen?"

In solchen Augenblicken schien ihm das Dasein so qualvoll, daß er mit jedem Bettler hätte tauschen mögen; aber er durfte den Muth nicht sinken lassen: er allein stand zwischen seinem Kinde und den Peinigern.

Es sollte aber doch geschehen, das Entsetzliche! Trotz seiner Wachsamkeit, trotz seiner Vorsichtsmaßregeln! —

Er war eines Abends, wie schon manchmal, in's Nachbarhaus zu seinem alten Freunde gegangen und kam nach kaum zwei Stunden, um elf Uhr, heim.

Sinnlos betrunken lallte ihm der Kutscher schon im Vorgarten etwas entgegen — die Hausthüre war offen, die Wirthschafterin geknebelt, der Diener an's Geländer der Hintertreppe gefesselt, Gloria fort! . . . Sechs vermummte Männer seien es gewesen!

Er hörte nichts weiter, er war schon fortgestürzt, sie zu suchen, die Polizei anzurufen . . . Aber Polizei in jenen Tagen . . .

Und bis die Gerichte sprechen würden! . . . Mein Gott, was war zu thun? Wo fand er Hilfe? Immer sah er sein süßes Kind vor sich, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, gequält, gemartert von jener Frau, die nur zum Hohn sich Mutter nennen durfte!

Er sah nur einen Ausweg — Er holte seine Pistole herbei und eilte nach dem Hause, das sie bewohnte — lieber ein Kettensträfling im Salzbergwerk, als zugeben, daß jene Frau noch länger leben sollte, um ihr Kind zu peinigen! — Nur Mord konnte hier helfen!

Er klingelte am Thor — es war verriegelt . . . Mitternacht war schon vorüber! . . . Endlich kam ein verschlafener Knecht zum Vorschein.

Die Frau? . . .

— Die Frau war ja seit vielen Monaten in Paris!

Sie hatte es also lange vorbereitet, war außer Landes gegangen, um sich sicher zu stellen! Sein Kind würde also auch über die Grenze geschafft werden!

In fliegender Hast fuhr er nach dem Telegraphenamt, dann wieder auf die Polizei, gab alle Mittel und Wege an — man hatte auch Mitleid mit ihm, strebte, ihm zu helfen, aber viel Hoffnung konnte ihm Keiner geben! Seine Frau hatte so große Mittel aufgeboten und augenscheinlich seit Jahren schon Alles vorbereitet! . . .

Er war am Rande der Verzweiflung. Zu Pferde machte er sich auf dem nächsten Wege nach der Grenze auf, fortwährend von der Angst ge-

quält, daß, wenn er eine Fährte verfolgte, sein Kind auf einer anderen in's Verderben geschleppt wurde.

Acht Tage, nachdem er die Stadt verlassen, ereilte ihn plötzlich die Schreckenskunde: Im Garten hatte man eine Kiste gefunden, und in ihr das Kind! . . . Ihre Züge waren zwar unkenntlich, aber es waren ihre Kleider, ihre Strümpfe, ihre Schuhe . . . Gloria todt! . . .

Der unglückliche Mann eilte nach Hause. Er glaubte es nicht — wollte es nicht glauben! . . . Tausend Mal hatte er zu sich gesagt: Lieber todt als in den Händen jener Frau! — Nun aber konnte er es nicht fassen.

Als er eintraf, war sein Kind schon in den Sarg gelegt und beigesetzt worden; die gerichtlichen Formalitäten waren alle schon erfüllt. Man sagte dem Vater, es sei unmöglich, den Sarg wieder auszugraben und zu öffnen, man hielt ihn mit Gewalt davon zurück.

Ein Brief war da für ihn, von seiner Frau, und in dem stand zu lesen: „Da hast Du sie! Ich verlange sie nicht zurück! Sie starb unterwegs am Sonnenstich."

Er war gebrochen und still. Hatte man sie vergiftet? . . .

Er verlangte von der Behörde die Erlaubniß, sein Töchterchen auszugraben und im Garten zu bestatten. Hier, unter ihrem Mandelbaum, bei ihren Rosen sollte sie ruhen. Auf weißem Marmor ließ er ihre Lieblingsblumen einmeißeln und eine Inschrift, die er selbst erdacht; sie war so endlos lang wie seine Sehnsucht. Die ganzen Tage saß er dann an ihrem Grabe. Er konnte sich nicht darein finden, daß seine Gloria ihm geraubt sei, er stellte sich immer wieder vor, daß sie wie sonst zwischen den blühenden Hecken auftauchen müßte — und eines Abends fand man ihn bewußtlos daliegen. Eine Gehirnentzündung, hieß es, habe ihn befallen. Als er wieder hergestellt war, war er nicht mehr derselbe; die Leute meinten, er sei nicht ganz bei Troste.

Seiner ehemaligen Frau hatte er geschrieben, er sei jetzt glücklich, denn er wisse, daß er bald sterben werde, und daß im Jenseits ihn seine Gloria erwarte; so wollte er auch mit ihr, Glorias Mutter, in Frieden sterben, er verzeihe ihr Alles, was sie ihm angethan!

Auf dieses Schreiben erhielt er aber die Antwort: „Ich höre, daß Du auch jetzt in den Augen der Anderen das bist, was Du mir immer warst: Ein Narr! — Hast Du Dich wirklich narren lassen? Nur um Deinen Nachforschungen, die mir unbequem wurden, zu entgehen, habe ich der Leiche eines Mädchens aus dem Armenhause die Kleider Deiner Tochter anziehen lassen! Auch glaubte ich, das Schlimmste, das Dich treffen könnte, wäre ihr Tod! — Sie lebt aber und ist in meiner Gewalt und lernt Dich ebenso verachten und hassen, wie ich Dich immer verachtet und gehaßt habe!"

Er war kein Narr, er verstand genau, was sie schrieb!

Er ließ den Grabstein vom Grabe nehmen und schrieb in sein Testament: Nach sieben Jahren, wie üblich, solle das Grab geöffnet, die Ge-

beine in einen Sack gethan werden; Haus und Garten vermachte er seiner Gloria. Dann verließ er die Stadt, ja, das Land, um seine Tochter zu suchen.

Nach Jahr und Tag starb er plötzlich im Auslande, ohne ihre Spur entdeckt zu haben.

Sein Testament aber ward von seinem Bruder umgestoßen, da der Testator es im Zustande geistiger Umnachtung verfaßt hätte. Der Bruder belegte das Besitzthum mit Beschlag, und bald ging es durch Kauf in fremde Hände über.

Die alte Wirthschafterin aber und ihr Sohn, die ihren Herrn um schnödes Geld verrathen und Glorias Entführung ermöglicht hatten, führten den Befehl, das Grab zu öffnen, aus — sie zahlten sogar aus eigener Tasche die Messen für der falschen Gloria Seelenruhe.

Die Gebeine thaten sie in einen festen Sack, wie das Testament es vorgeschrieben hatte. Ihr Gewissen peinigte sie, und sie schrieben Alles, was sich zugetragen hatte, auf und legten das Papier zu den vielen anderen und zu den Kleidern Glorias in die Truhe droben im Uhrzimmer; vielleicht fand es einmal Jemand und las es; fand es Niemand, dann war es Gottes Wille so . . .

Jetzt hatte Babys Mutter es gelesen! Sie wußte ja nicht, ob die wahre Gloria noch lebte; unmöglich war es nicht! — Wenn sie aber noch lebte, dann genügten diese Papiere, um ihr das väterliche Erbe, den Garten, in dem sie unter der liebenden Sorgfalt ihres Vaters aufgewachsen war, wiederzuverschaffen! — Allein, wo war sie? Wie konnte man ihre Spur entdecken?

Die festen Eisenstäbe vor den Fenstern und den meisten der Thüren, auch im Innern des Hauses, fanden nun ihre Erklärung; ebenso die Schönheit des Gartens, von der sich trotz der langen Verwilderung manches noch erhalten hatte: die Rosenstöcke und -Büsche, die knorrigen alten Reben von auserlesener Art, welche die Lauben umrankten, der herrliche Mandelbaum, die reichlich tragenden Feigenbäumchen — alles das stammte aus Glorias Kinderzeit!

Die letzten Spuren Glorias in jenen Papieren wiesen nach Frankreich. Der Name der unmenschlichen Mutter, sie stammte aus einer der ersten Familien des Landes, und Babys Mama hatte oft von ihr sprechen hören, war in Paris wohlbekannt; die reiche, launenhafte, einst so schöne Frau spielte trotz ihrer vorgerückten Jahre noch immer eine Rolle dort. Doch war immer nur von ihr die Rede, nie von einer Tochter! Sie sollte sogar geleugnet haben, daß sie je ein Kind besessen hätte!

Legal todt mochte Gloria sein und trotzdem noch unter den Lebenden weilen. Bei der eigenthümlichen Art, wie sie aufgewachsen, hatte sie vielleicht den Namen ihrer Geburtsstadt nie gehört, wenn sie auch nach der Erziehung, die der Vater ihr gegeben, sonst Vieles gewußt und gekannt haben mußte, was über ihrem Alter lag. Sollte sie in den drei Jahrzehnten, die seither

verstrichen waren, nie den Versuch gemacht haben, die Stätten ihrer Kindheit wiederzusehen! War sie immer noch nicht frei? Sollte die Mutter sie etwa — und bei längerem Nachsinnen erschien das fast als das Wahrscheinlichste — in der Fremde in ein Kloster gesteckt haben?

Babys Mama fand weder Rast noch Ruhe, bis sie die Freunde des Hauses in ihr Geheimniß eingeweiht hatte, und die stellten nun Nachforschungen an, im In- und Ausland, durch weltliche Behörden und auch die weitverzweigte katholische Geistlichkeit. Und siehe da, auf einmal kam die Kunde vag und unbestimmt wie eine alte Sage: Ja, Gloria lebte, Gloria wußte Alles, wie sie um ihr Lebensglück und auch um ihren Besitz betrogen worden; aber ihr Sinn war längst allem Irdischen abgestorben, und in der Enge ihrer Klosterzelle betete sie Tag und Nacht für das Seelenheil ihres geliebten todten Vaters und ihrer armen verblendeten Mutter! Sie wollte in freiwilliger Buße die Schuld der Eltern sühnen! —

* * *

Auch Baby hatte die schauerliche Geschichte, die an dem Hause und Garten und an dem Sack mit Kindergebeinen klebte, mit bebendem Interesse vernommen — das alles war ja noch viel schauerlicher als selbst Maritzas gruseligstes Märchen! Seinen kleinen Kopf aber füllten ganz andere Sorgen, er hatte es zuerst garnicht glauben, garnicht begreifen können — man hatte ihm gesagt, „seine Kinder", die beiden kleinen Mädchen, seien plötzlich schwer erkrankt an den Blattern, und für die nächsten Monate konnte Baby sie nicht sehen! Auch Alexander bekam nicht die Erlaubniß, an seinen freien Sonntagen in sein Elternhaus zu gehen, so groß war die Gefahr der Ansteckung! Zwar kam nun er an diesem einen Tage der Woche zu Baby; aber dafür blieben diesem die anderen sechs ohne seine gewohnten Gefährtinnen.

Der neue Kutscher Alekko hatte allerdings Kinder, die mit ihm in's Leutehaus im Hofe einzogen; sein kleiner dicker Joschka war keck und zuthunlich zu „Herrn Baby" und spielte gern mit ihm, aber „seine Kinder" konnte er doch nicht vergessen, sie waren unersetzlich!

Es gab sogar Sonntage, wo nicht einmal Alexander ihn besuchen durfte, und besonders das erste Mal war ein böser Tag für Baby gewesen: Ganz stolz war er Morgens um zehn Uhr mit seiner Gouvernante nach der Schule gegangen und wartete auf dem weiten Hofe, um Alexander in Empfang zu nehmen; plötzlich wurde ihm der Bescheid, sein großer Freund dürfe heute nicht ausgehen.

„Warum nicht?" fragte er und verschluckte seine Thränen.

„Alexander ist gestern ohne Ueberzieher in den Schulhof gelaufen und muß zur Strafe heute das Paradigma: ich darf nicht ohne Ueberzieher hinausgehen, fünfhundertmal niederschreiben!"

Jetzt weinte Baby. Er verstand allerdings die ganze geisttödtende Langeweile dieser Strafe noch nicht, aber er sah ein, daß er den langen Sonntag

seinen lieben Spielkameraden nicht haben würde, und daß der arme Alexander in der kalten, leeren Schulstube eingeschlossen sitzen mußte!

Wie oft war er, Baby, ohne Ueberzieher hinausgelaufen, dann hatte Maritza ihm den schnell nachgetragen, weiter nichts! Die Schule wurde ihm ganz unheimlich; er schmiegte sich zu Hause fest an seine Mama an und fragte: „Nicht wahr, ich brauche nie in die Schule zu gehen?"

„Jedenfalls noch lange, lange nicht!" antwortete sie. Bewegt dachte sie darüber nach, für wen es einst schwerer sein würde, für die Mutter oder für das Kind?

Baby lernte wirklich in diesen Wochen etwas vom Ernst des Lebens kennen, und es kam noch mehr . . . Maritza würde ihn verlassen! Als seine Mama es ihm erzählte, entgegnete er gefaßt und altklug: das habe er schon gewußt, seitdem der schöne Herr Stefan seiner Maritza den weißen Pudel geschenkt! Er hatte nichts dagegen, daß sie heirathete, Joan, der Diener hatte sich ja auch verheirathet und war mit seiner fünfzehnjährigen Frau in's Portierhaus gezogen; dort hatten sie gewohnt, bis sie sich über ein paar rothe Pantöffelchen, die er ihr nicht schenken wollte, entzweit hatten, und sie zu ihren Eltern zurückgelaufen war! —

Warum also solle Maritza sich nicht auch verheirathen? Baby mochte Herrn Stefan leiden, er konnte ja im Portierhaus wohnen und sich mit über den weißen Pudel freuen! Es war Platz genug, Baby wollte ihm sogar eins von seinen beiden kleinen Zimmern abtreten, nur fortgehen sollte Maritza nicht, nein, das könnte er nicht zugeben! Sie dürfte nie, nie fort!

Maritza tröstete ihn: Er solle sie in ihrer Gastwirthschaft besuchen, wo sie tagsüber in einer kleinen Bude, gleichsam einem Häuschen für sich, sitzen und blanke Marken an die Kellner austheilen werde! Baby aber wußte im Voraus, daß ihm Mama das doch nie erlauben würde, er durfte ja nie thun, was ihm Spaß machte! — Noch neulich, als Joschka barfuß in den Pfützen auf dem Hofe tanzte, hätte er selbst da nicht auch eine wunderschöne Pfütze vor der Thür gehabt, so groß wie ein See? Aber natürlich sei seine Pfütze ganz umsonst dagewesen, denn ihn habe man verhindert, Schuhe und Strümpfe auszuziehen! Nein, er würde auch nie zu Maritza dürfen, um ihr in der Bierwirthschaft blanke Marken austheilen zu helfen! Warum wollte sie auch eigentlich fort? War es nicht viel schöner bei ihm im Garten? Nur weil diese dumme Mademoiselle gekommen war, und ein Lehrer ihn lesen und schreiben lehrte? Aber die könnten ja lieber alle Beide wieder fort — er mochte Niemand leiden, außer Maritza, seiner Maritza!

Maritza weinte und nahm ihn auf den Schooß, wie in der guten, alten Zeit; sie sagte ihm, daß er ein großer Herr werden würde wie Papa, und daß er dazu viel lernen müßte, viel mehr, als sie wüßte; darum könnte sie nicht immer bei ihm bleiben! Später würde er das selbst einsehen . . .

Baby bestritt es unter einem Strom von Thränen, und als sie hinzufügte: Ja, und dann würde er sich vielleicht ihrer schämen, da verstand er es nicht, und von Maritza war das auch ein großer Irrthum.

Aber jene Ausblicke in die Zukunft, die sie ihm eröffnete — daß er groß werden, daß sich einmal Alles für ihn ändern müsse, daß er nicht immer mit Papa und Mama im lieben Haus und Garten leben könne — waren fast zu viel für sein Kindergemüth. Eine Binde fiel ihm von den Augen, und ihm schien, als blicke er in eine endlose Ebene hinaus, über der unter sternenlosem Himmel nur ein Abglanz der untergegangenen Sonne lag.

Und wieder wurden seine großen schwarzen Augen so traurig, wie sie einst gewesen, und Jeder, der ihn ansah, meinte, daß er sehr unglücklich sei! —

Edmond Rostand.

Von
Friedrich von Oppeln-Bronikowski.
— Berlin. —

Wir stehen im Zeichen einer Neuromantik, die von Jahr zu Jahr an Macht und Ansehen zunimmt. Freilich sieht diese Neuromantik, trotz aller Familienähnlichkeit, ihrer Mutter doch nicht in allen Stücken gleich. Die Altromantiker waren hitzige Theoretiker, die manchen ästhetischen Waffengang mit einander ausfochten, dabei aber in einer Schule fest zusammenhielten und ihren Ruhm zunächst im Verarbeiten, Uebersetzen, Nacherzählen und Kritisiren fremdsprachlicher Kunstwerke alter und neuer Zeit, daneben auch auf dem Gebiete der Lyrik und des Romans suchten. Die Neuromantik hat Theoretiker gar nicht und philosophisch grübelnde Naturen nur unter den Söhnen jenes Brabanter Weltwinkels aufzuweisen, welcher der Mystik von jeher ein fruchtbarer Boden war; und von einer Cliquenbildung kann man bei dem durchgehends individualistischen Gepräge ihrer bedeutendsten Vertreter erst recht nicht reden. Auch sind ihre Siege — abgesehen von den bildenden Künsten — vornehmlich auf der Welt der Bretter erfochten worden, wo die Altromantiker so gar keinen festen Fuß fassen konnten. Sie sind allesammt durch das Virtuosenthum der modernen Bühnenkunst hindurchgegangen und haben von den nachromantischen Epigonen des Klassicismus eine Sprache von staunenswerther Geschmeidigkeit und Ausdrucksfähigkeit geerbt, so daß ihre Märchendramen und Märchenopern schon aus diesen Gründen des Erfolges sicher waren, ganz abgesehen davon, daß man sie als Erlösung vom Naturalismus mit Freuden begrüßte. In Deutschland waren es namentlich Fulda und Humperdinck, sowie der zwischen Romantik und Naturalismus hin- und herschwankende Hauptmann, die der Neuromantik zu Bühnensiegen ver-

halfen; in Frankreich gruppirt sich eine ganze Schaar von Symbolisten, Mystikern und Neuromantikern, die auf der Bühne alle wenig erreicht und oft gar nichts erstrebt haben, um einen Dramatiker, der die romantische Grundstimmung mit virtuoser Sprachgewalt und Bühnentechnik zu verbinden gewußt hat und seit zwei Jahren durch seinen „Cyrano von Bergerac" zur europäischen Berühmtheit geworden ist.

Ich brauche seinen Namen kaum zu nennen; jedem Leser tritt auf das Wort Cyrano hin sogleich der Name Rostand in's Bewußtsein — und doch wissen wir von Rostands Schaffen und Leben kaum mehr, als was wir bei Gelegenheit seines großen Treffers erfahren haben, trotzdem drei seiner Dramen bereits in deutschen Uebersetzungen vorliegen.

Edmond Rostand ist freilich noch ein junger Herr, über den selbst in Frankreich noch wenig verlautet ist; er ist jünger als die meisten übrigen Repräsentanten der Neuromantik. Sein Geburtstag ist der 1. April 1868, seine Vaterstadt Marseille. Hier erhielt er auch seine Schulbildung unter besonderer Beaufsichtigung seines Vaters, des Nationalökonomen Eugène Rostand. Seine Anlagen und besonders sein Sprachtalent entwickelten sich frühzeitig; seine französischen Aufsätze wurden Jahre lang als Musterleistungen hingestellt. Auch der Poet meldete sich früh. Er soll die weißen Ränder seiner Hefte mit allerhand Verspaaren bedeckt haben, die durch ihren stark persönlichen Ton und überraschende Wendungen des Ausdrucks bald Freunde und Bewunderer fanden. Und wie auch bei uns die Gymnasiasten früh mit Liebesliedern an eine wesenlose Schöne beginnen, so besang auch Rostand schon die Liebe, ehe „eines Frauenkleides Saum" durch sein Leben streifte, wie es im „Cyrano" heißt. Sein Abiturientenexamen — oder um französisch zu sprechen: seine rhétorique und philosophie — bestand er im Collège Stanislas in Paris mit Auszeichnung und bezog dann die Sorbonne, um die Rechte zu studiren, gewann mit 18 Jahren einen vom Marschall Villars gestifteten prix d'éloquence in seiner Vaterstadt und bestand 1890 sein Licentiat der Rechte.

Noch in demselben Jahre veröffentlichte er seine ersten Gedichte, „Musardises", denen noch „Le Labyrinthe" folgte, und — heirathete die Dichterin Rosemonde Gérard, deren lyrische Sammlung „Les Pipeaux" ein Jahr zuvor von der Académie française preisgekrönt worden war. Diese Gedichte athmen die tändelnde Verliebtheit erster Jugend und haben viel von Musset'scher Grazie, aber auch Musset'scher Leichtfertigkeit; vielleicht ist dies der Grund, weshalb Rostand sie nicht mehr neu auflegen läßt. Uebrigens prophezeite damals schon Auguste Filon ein großes Talent aus diesen ersten Proben seiner Muse.

Bereits im Jahre 1891 reichte Rostand der Comédie Française den Erstling seines dramatischen Schaffens ein, der den vielsagenden Titel „Die Romantischen" trug. Die Herren Kunstrichter vom Prüfungs-Ausschuß fanden den Dichter indeß zu jung und empfingen ihn nur, um

ihm gute Lehren zu geben. Er ertrug das mit Gleichmuth, ließ das Manuscript in seiner Schublade schlummern und ging nach einem halben Jahre wieder in das Haus in der Rue Richelieu. Diesmal wurde er gleich vorgelassen und erfuhr, daß sein Drama in zwei Jahren gespielt werden sollte. In der That wurden die „Romantischen" im Jahre 1894 aufgeführt und trugen dem Dichter den akademischen Prix Torac für die beste Komödie des Jahres ein, wiewohl die Kritik, insbesondere der inzwischen begrabene „Onkel Sarcey", daran herummäkelte und das Stück bald vom Repertoire verschwand. Es ist dann meines Wissens auch in Wien aufgeführt worden und liegt uns jedenfalls in der meisterhaften Verdeutschung von Ludwig Fulda vor. Ich möchte diese Uebersetzung, die trotz ihres billigen Preises noch immer in der ersten Auflage steht, für noch vollendeter und duftiger halten, als die des „Cyrano".

„Helle Kleider, leichter Reimen Klänge,
Amor, der die Flöte bläst im Hain,
Sommersonnenstrahlen, Vollmondschein,
Spiegelfechterkampf und Schaugepränge" —

Das ist wohl der eigentliche Inhalt dieses Sommernachtstraumes en miniature. Es ist alles Duft, Spiel, Schelmerei, Komödie, und die Handlung selbst ist sehr einfach. Die eigentlichen Agirenden sind nicht die beiden guten, einfältigen Bürgersleute Bergamin und Pasquinot, noch die romantischen Gimpel, ihre Kinder, noch der bezahlte Intrigant Straforel, sondern die Intriguen selbst, die Mantel- und Degencoups, die komischen Situationen — und der tiefgestirnte Sommerhimmel, in den die kecken Raketen des gallischen esprit hinaufschwirren. Kurz darlegen muß ich die Fabel trotzdem, denn wir werden die Tugenden und Fehler ihrer Anlage in den späteren Werken wiederfinden. Die „Romantischen" sind Percinet und Sylvette, die „das holde Glück aufblühender Jugend" plagt und die Lectüre von „Romeo und Julia" dermaßen berauscht hat, daß sie sich mit Veronas Liebespaar eins fühlen; zumal ihre Väter ebenso hartherzig und verfeindet sind, wie Capulet und Montague. Oder wenigstens stellten sie sich so vor den Kindern, die alten Schlauköpfe, denn sie hassen sich in Wahrheit nicht nur nicht, sie wollen sogar ihre Kinder mit einander verheirathen und ihre an einanderstoßenden Gärten durch Niederlegung der trennenden Mauer vereinigen. Sie sagen sich nur klüglich:

„Muß eine Heirath, die vorher geplant,
Nicht solch poetisch junges Volk verdrießen?"

und spielen darum die Komödie des Hasses und verbieten ihren Kindern unter den schrecklichsten Androhungen jeden Verkehr — was natürlich das Gegentheil zur Folge hat. Sehr geschickt wählt Rostand die Mauer mit den beiden Gartenhälften zum Schauplatz der Handlung. Erst plaudert sein Pärchen über die Mauer weg, dann folgt ein finsteres Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn in dem einen Garten und zwischen Vater und

Tochter in dem anderen Garten, wobei die andere liebende Hälfte jedesmal gegen die Mauer geduckt horcht, und schließlich umarmen sich die beiden Alten über die Mauer weg im Vorgefühl des gelungenen Anschlages. Sie wissen nur noch nicht, wie sie ihre Zustimmung und ihr plötzliches Umschlagen aus Haß in Liebe motiviren sollen, und Bergamin schlägt darum das ingeniöse Mittel einer Scheinentführung Sylvettes vor, die zur Stunde des — soeben erhorchten — Stelldicheins der beiden Liebenden abgekartet wird, und von der sich die beiden Alten den gewünschten Erfolg versprechen. Der Klopffechter Straforel wird also zu einer „Entführung erster Klasse mit Chicanen" gedungen und erscheint zur Vesperstunde mit Vermummten, Musikanten, Fackeln und Sänfte. Als der Abend naht, — und Rostand weiß uns den ganzen Stimmungszauber der Spätdämmerung mit unwiderstehlicher Sprachgewalt mitzutheilen — wird der Coup ausgeführt; Percinet stürzt den Reißaus nehmenden Räubern nach, tödtet, wie er meint, den Straforel, „befreit" die Geliebte und wird von dem hinzueilenden Vater seiner Geliebten gerührt an's Herz geschlossen. Die beiden Alten „versöhnen" sich nun, wie Montague und Capulet an den Leichen ihrer Kinder, und geben den ihren den Segen, während Straforel bei sinkendem Vorhang die Rechnung präsentirt. — Der zweite Act zeigt uns die niedergelegte Mauer und den friedlichen, oder besser unfriedlichen Verein der Alten, die Notar und Trauzeugen erwarten, sich aber beständig an einander reiben, ihre Schrullen und Eigenheiten einander vorwerfen und den gespielten Haß allmählich in echten umsetzen. Vor Allem ärgern sie sich über ihre „total verrückt gewordenen" Kinder, die wie auf ein paar „Trottel" auf sie herabsehen. Percinet ist sein „Sieg" gegen die zwanzig Kerle in Steifleinen allzusehr zu Kopfe gestiegen, und Sylvette freut sich, einen „echten Helden" erwählt zu haben. Aus Ingrimm über diese Ueberhebung ihrer Kinder platzen die beiden Väter dann auch wirklich noch vor dem Trauact mit der Wahrheit heraus, d. h. nur der allzu frechen Sylvette gegenüber, die diese unfrohe Botschaft zwar lächelnd herunterschluckt, ihren Bräutigam nun aber in der lächerlichen Perspective der Wahrheit sieht und ihm schließlich halb verräth, was er auf der herumliegenden Rechnung Straforels zu seinem Schrecken bald bestätigt findet. Eine unendliche Enttäuschung ergreift Beide, und als der „erstochene" Straforel zur Beitreibung seiner Schuld auftritt, will ihm der wuthentbrannte Jüngling den Degen durch den Leib rennen; doch zu seiner Schmach schlägt ihm jener das Mordgewehr mit Leichtigkeit aus der Hand und reicht es ihm lächelnd zurück, indem er sich als Fechtmeister empfohlen hält . . . Tief beschämt flieht nun Percinet in die Welt hinaus, um einen wirklichen Roman zu erleben, während die Alten, die einst zum Schein mit einander gerungen hatten, sich jetzt thatsächlich in die Haare kriegen und Trauzeugen sowie Entführer unbezahlt zum Teufel jagen. Die Kinder sind entlobt, und der Neubau der Mauer eine beschlossene Sache.

Soweit ist die Schürzung des Knotens ganz logisch; Rostand hat ihn indessen so gut geschürzt, daß er sich nur noch durch einen Gewaltstreich lösen läßt, und dazu wird Straforel als deus ex machina beschieden. Er hat natürlich ein großes Interesse an der Wiederverlobung, denn sonst bekommt er sein Geld nicht, und verdingt sich deshalb in der Verkleidung eines Maurers zur Wiederaufführung der trennenden Schranken, wobei er als spanischer Marquis, dessen Tracht er unter seinem Maurerkittel angelegt hat, — also doppeltes Versteckspielen — mit Sylvette anzubändeln und ihr wildromantische Entführungs-Vorschläge zu machen weiß, denn er ist früher nicht umsonst Schmieren-Schauspieler gewesen. Doch das Mädchen wird bald inne, daß die wahre Entführung ins wilde Land, das Leben im Lumpenkittel unterm Zeltdach, nichts für sie ist und daß sie „Romantik nur in kleinen Dosen" vertragen kann — während Percinet da draußen in der Welt der Abenteuer dieselben Erfahrungen handgreiflich macht und als verlorener Sohn heimkehrt, um sich mit Sylvette, die ihm vergiebt, neu zu verloben. Damit hat Straforel seinen Zweck erreicht, und die beiden Alten sind im Grunde recht froh darüber und documentiren dies durch sofortige Bezahlung. Es löst sich also Alles in Wohlgefallen auf.

„Die Romantischen" waren der erste, unendlich vorsichtige Vorstoß der Neuromantik unter der Maske der Selbstverspottung, ein erster Versuch, beim Publicum anzufühlen und sich dabei in seine Gunst einzuschmeicheln. In seinem nächsten Drama, der „Prinzesse Lointaine", hat Rostand dann die Maske des Spottes gelüftet und seiner romantischen Stimmung einen ernsten Ausdruck gegeben. Freilich hat er den einmal eingeschlagenen Weg nie ganz verlassen, und dasselbe Zwielicht von Spott und Stimmungszauber, das über die „Romantischen" ausgegossen ist, liegt auch über dem „Cyrano", über der „Princesse Lointaine" und selbst ein wenig über dem biblischen Drama „La Samaritaine", von dem wir noch sprechen werden. Ein zweites kommt hinzu. Man wird mit mir empfinden, daß die Fabel der „Romanesques" sich in absteigender Linie bewegt. Der erste Act ist entzückend, der zweite fraglich, der dritte ermüdend. Und die Charaktere bewegen sich ebenfalls auf absteigender Linie. Die Alten, die in ihrer verschmitzten Dummheit den ersten Plan aushecken, sinken allmählich zu den Marionetten der italienischen Komödie herab, und ihre Kinder haben beim letzten Kusse nichts mehr mit dem unsterblichen Liebespaare Veronas gemein, dessen Geschichte sie anfangs berauscht hatte. Entschieden steckt in Rostand ein großer Komiker, und dieser läßt ihn nicht zur Charakterentwicklung kommen. Zu Anfang muthet uns diese Shakespeare-Persiflage prickelnd an, und schließlich sind wir ernüchtert über diese romantischen Gimpel und die beschränkten Väter. Rostand vernichtet vor unseren Augen die Gestalten, die er schaffen will, und darum muß er schon im zweiten Acte, um die Handlung überhaupt weiter zu führen, allerhand äußere Hilfsmittel und Tricks requiriren, die allmählich die Charakterzeichnung ganz überwuchern

und ersticken. Ich gehe hierauf so ausführlich ein, weil die „Romantischen" uns wie durch ein Vergrößerungsglas in die geistige Werkstatt Rostands hineinblicken lassen und wir denselben Fehlern in „Cyrano" und in der „Princesse Lointaine" von neuem begegnen werden.

Namentlich der „Princesse Lointaine", einer Tragödie, sind diese Fehler, die in der Komödie durchgehen mögen, verhängnißvoll geworden. Waren hier die „Helden" zwei romantisch angehauchte Gimpel, die nachher heilsfroh sind, daß sie den festen Boden der bürgerlichen Alltagswirklichkeit wieder unter den Füßen haben, so behandelt die Fabel „der Prinzessin im Mohrenland" die tragische Odyssee des Troubadours Joffroy Rudel, der sich auf den Bericht einiger Pilger hin sterblich in eine Prinzessin von Tripoli verliebte und nach zwei Jahren der Herzenspein mit seinem Freunde Bertrand d'Allamanon die Pilgerfahrt der Liebe antrat. Unterwegs gefährlich erkrankt, erreichte er mit Mühe die Rhede von Tripoli, und die auf Bertrands Bitten herbeieilende Prinzessin konnte ihm nur mehr die Augen zudrücken, um dann selbst den Schleier zu nehmen.

Diese herrliche Sage, die für einen Epiker wie geschaffen ist, hat Rostand bei der Dramatisirung große Schwierigkeiten bereitet. Die aufopfernde Freundschaft Bertrands, die glühende Sehnsucht des Troubadours und die Verzweiflung der Prinzessin am Sterbebette ihres Anbeters gaben freilich Stoff zu zwei grandios angelegten lyrischen Stimmungsbildern, und es ist kein Zufall, daß das eine derselben, die Schiffsscene, unwillkürlich an den Anfang des „Tristan" und in anderer Hinsicht auch wieder an den des „Fliegenden Holländers" gemahnt, während die Sterbescene den Vergleich mit Tristans und Isoldens Liebestod schier herausfordert. Was der Fabel indessen fehlte, das ist jeder innere Conflict, aus dem sich eine fortschreitende Handlung entwickeln ließe. Wir werden demselben Fehler, für den Rostand prädestinirt erscheint, im „Cyrano" wiederbegegnen; und auch, was wir aus des Dichters eigenem Munde über sein neuestes Drama „L'Aiglon" gehört haben, berechtigt uns zu der gleichen Befürchtung. Ueber dieses Werk sagt Rostand nämlich wörtlich: „‚L'Aiglon' hat keine Intrigue; darunter verstehe ich, daß er keine Begebenheit bringt, die sich im Verlauf der Acte in mehr oder minder spannender Weise verwickelt und wieder auflöst. Mein Drama ist ein Versuch, der von denen, welche wir jedes Jahr auf unseren Bühnen gelingen oder scheitern sehen, ganz verschieden ist."*)

Gleichwohl fordert jedes Drama irgend eine Bewegungsmechanik, und da Rostand sie nicht von innen herausholt, muß er sie von Außen nehmen. Er hat also in der „Princesse Lointaine" Conflicte beschworen, die auf Verwechslungen beruhen. Zunächst hat er gut gethan, die Prinzessin zur Braut des Byzantinischen Kaisers zu machen und sie durch einen „grünen Ritter"

*) Revue des Revues vom 15. I. d. J.

bewachen zu lassen. Bertrands Kampf mit den Mannen dieses Ritters und mit ihm selbst wird so zur spannenden Episode. Nun aber läßt der Dichter die Prinzessin Melissinde sich in ihren Befreier verlieben, in der Meinung, er wäre Rudel; und als sie ihren Irrthum einsieht, ist sie tief enttäuscht und will um jeden Preis den Anblick des todtkranken Geliebten meiden, schon weil sie sich bei dieser Gelegenheit in des falschen „Edelmuthes Schlinge" fangen könnte. Sie verführt nun Bertrand, während draußen das Schiff ihrer harrt, zum Verrath an seinem Freunde und hat ihn beinahe schon gewonnen, als der Wind das Fenster aufreißt und sie die Worte hören, das Trauersegel sei gehißt. Da werden die Frevler von Reue gepackt und fliehen sich — als Bertrand plötzlich gewahr wird, daß das schwarze Segel garnicht auf seines Freundes Schiff gehißt ward, sondern auf dem des todten „grünen Ritters"*). Nun eilen Beide hinab, und Melissinde drückt in einer erschütternden Scene dem wahren Geliebten die Augen zu, opfert all ihre Habe und bestimmt Bertrand und seine Leute zum Kreuzzuge.

So wirksam diese Scenen auf der Bühne sein mögen, so sehr sind sie auf Schrauben gestellt, und man steht wie bei den „Romantischen" vor der Frage, ob es versteckte Ironie des Künstlers ist, diese tragischen Figuren zu Marionetten des Zufalls zu erniedrigen, oder ob seine Ironie die Charakterzeichnung gestört hat und ihn somit zu äußeren Aushilfmitteln zwingt. In der „Princesse Lointaine" liegt diese Ironie freilich etwas verborgen, und nicht Jeder sieht sie; auch kommt der eigentliche Zwiespalt in dieses Stück weniger durch diese theatralisch wirksame Bewegungsmechanik als dadurch, daß zwischen dem erschütternden I. und IV. Act zwei Acte voller Liebelei und Plänkelei eingeschoben sind, welche den Schluß um seine tragische Wirkung bringen. Freilich hat Rostand selbst über diesen Punkt seine eigenen Ansichten, die er neulich einem Kritiker**) anvertraut hat. „Es handelt sich für mich," sagt er, „nicht nur um Erfüllung des berühmten Programms, das Victor Hugo in der Vorrede zu seinem ‚Cromwell' aufstellt: Komisches und Tragisches, Lachen und Weinen, Quasimodo und Esmeralda nebeneinander zu stellen, wie die Shakespeare'sche Formel es will; sondern ich will, ohne in den Naturalismus zu verfallen, der die der Dichtung nöthige Idealisirung ausschließt, die Poesie durch Einführung von scheinbar nebensächlichen Details vielseitiger gestalten. Denn wenn sie auch Flügel hat, um sich über das Elend des Daseins hinauszuschwingen, so ist sie doch nach der antiken Auffassung eine Muse, deren weiße Füße bisweilen den Pflanzenteppich unserer Erde streifen; und namentlich die dramatische Poesie darf, wenn sie uns hinreißen will, nicht immer im

---

*) Diese Scene habe ich im Folgenden (S. 62) in deutscher Uebersetzung wiederzugeben versucht.

**) w. o.

Bereiche der Abstractionen verharren, sondern soll sich bisweilen entschlossen mitten in die prosaischen Zufälligkeiten unserer Welt hineinstellen."

Dieses Kunstprincip ist für uns Germanen nichts Neues; Goethe hat vor hundert Jahren denselben Weg eingeschlagen, nur in umgekehrter Richtung. Er rang sich von der sinnlichen Einzelerscheinung zur Idee empor und erreichte dadurch jene Verschmelzung des lebendigen Bildes mit dem allgemeinen Gesetze, dessen Verkörperung es ist, während Rostand von den Höhen eines allzu vergeistigten Klassizismus herabsteigt und die Abstraction zu versinnlichen sucht; — ein neuer, ungewollter Beweis für die Wandlung des französischen Geschmackes und das Eindringen germanischer Kunstelemente in die Kunst der lateinischen Völker, wie wir es ja schon zu Zeiten der Altromantik hatten. In der „Princesse Lointaine" freilich haben sich diese heterogenen Elemente noch nicht harmonisch durchdrungen und sind darum zu keiner einheitlichen Synthese gekommen, wenn auch Rostand selbst erklärt hat: „Die ‚Princesse Lointaine' ist von allen meinen Dramen dasjenige, auf das ich am stolzesten bin."

Glücklicher mischt sich die charakterisirende Milieuschilderung des germanisch-romantischen Dramas mit dem rhetorischen Schwunge der klassicistischen Pathosscenen in der „Samaritaine", die unter Rostands Werken einen besonderen Platz einnimmt. Man steht hier einem einheitlichen Ganzen gegenüber, das eine wirkliche Handlung mit sehr einfacher Linienführung hat. Die Fabel entstammt natürlich der Heiligen Schrift. Interessant sind Rostands eigene Angaben über ihre Entstehung. „Ich las," sagt er in dem vorgenannten Interview, „eines Tages im Johannesevangelium die Stelle: Er mußte aber durch Samaria reisen. Da kam er in eine Stadt Samarias, die heißt Sichem — bis zu dem Passus: Da ließ das Weib ihren Krug stehen und ging hin in die Stadt und spricht zu den Leuten: Kommet, sehet Einen, der mir gesagt hat Alles, was ich gethan habe, ob er nicht Christus ist. Da gingen sie aus der Stadt und kamen zu ihm. — Ich hatte das Ganze mit dem Hintergedanken gelesen, ob es sich nicht zum Stoff für ein Drama eignete. Bei der letzten Stelle ging mir ein Licht auf, und ich empfand zum ersten Male die tiefe Wahrheit und Erhabenheit dieser schlichten Erzählung. Und seitdem suchte ich mich beharrlich in den Seelenzustand dieses Weibes zu versetzen, das zum Jacobsbrunnen pilgert, um einen Krug frischen Wassers zu schöpfen, und in Begeisterung und Verzückung zurückkehrt, um dem Volke zu verkünden, daß es den Heiland getroffen habe. Denken Sie sich Liane de Pougy, die nach dem Bois (de Boulogne) hinausspaziert, dem Erlöser begegnet und spornstracks nach Paris umkehrt, mit dem plötzlichen, irren Wunsch im Herzen, ihre Landsleute zu bekehren und den sie beseligenden Glauben den Anderen mitzutheilen. Und es gelingt ihr durch die bloße Kraft ihrer Ueberzeugung, durch den glühenden Willen ihrer gläubigen Seele, Reich und Arm, Groß und Klein

zu begeistern und die ganze Stadt zur Nachfolge Christi mit sich fortzureißen . . ."

Die „Samaritaine" ist vielleicht das einzige Werk Rostands, hinter dem man keine mehr oder minder verborgene Ironie wittert. Freilich, die elegante Verssprache, die sentimentalen oder gar erotischen Regungen, die glänzenden Tiraden des Wanderlehrers Christus am Jacobsbrunnen und die humoristische Charakterzeichnung der Apostel verleihen diesem biblischen Drama einen prickelnden Reiz, wie es uns ja schon bei Sudermanns „Johannes" sonderbar berührt hat, daß das eigentlich Werthvolle und Fesselnde in diesem Stücke weniger die religiösen, als die, mehr nach dem Berliner Thiergartenviertel, denn nach Palästina gehörenden sexuellen Scenen sind, die in dem grausam-wollüstigen Tanz der Salome um das Haupt des Täufers ihren Höhepunkt finden. Auch die feine Ausgestaltung des Milieus, die Localfärbung und scenische Gewandtheit hat die „Samaritaine" mit ihrem deutschen Pendant gemeinsam, während die Charakterzeichnung und psychologische Motivirung just des pathetischen Bekehrungsactes in der „Samaritaine" auf recht schwachen Füßen steht. Sie ist durchaus auf den lyrischen Grundton gestimmt, und ihre neochristliche Tendenz wurzelt nicht im Ethischen, sondern im Aesthetischen. Von der katholischen Zeitströmung erfaßt, die in Maeterlincks Mysticismus ihren edelsten und im Dreyfusproceß ihren schimpflichsten Ausdruck gefunden hat, blättert der Dichter in der Bibel und findet eine Scene, die ihn künstlerisch packt. Die interessante Figur der schönen Sünderin nimmt vor seinen Augen greifbare Gestalt an, und um die Scene ihrer plötzlichen, unvermittelten Bekehrung gruppirt sich das ganze Drama. Ein schwüler „Katholicismus des Gefühls" herrscht vor und gipfelt in dem blendenden Dialog am Jakobsbrunnen, sowie in der Bekehrungsrede der Samariterin an das halsstarrige, taube Volk.

Eine kurze Inhaltsangabe des Stückes wird das Bild vervollständigen. Der Anfang, wo die Schatten der Erzväter am Jakobsbrunnen ihr Wesen treiben, gemahnt ganz besonders an die gespenstisch stimmungsvolle Eingangsscene des „Johannes". Bei Morgengrauen zerfließen die Schemen, welche die Ankunft des Messias gepriesen haben, und ein Haufe des von den Römern geknechteten und von den Juden als unrein verachteten Volkes sammelt sich unter nutzlosem Klagen am Brunnen. In die Schaar dieser Kleingläubigen und Lieblosen tritt nun der Herr mit seinen Jüngern, und die Samariter lassen den Juden verächtlich stehen. Die Jünger gehen dann im zweiten Act auf den Markt, um sich etwas Nahrung zu erfeilschen, und werden dabei tüchtig übervortheilt. Diese Marktscene mit ihren Verkäufern von „frischen Kekikim" und „Kopher für die Nägel", mit den Mädchen und Weibern, die über ihr freudeloses Dasein Klage führen und der liederlichen Photine scheele Blicke nachwerfen, ist minutiös ausgestaltet. Photine ist bei Rostand der Name des Weibes, das nach der Schrift vier Männer gehabt hat und jetzt ein leichtfertiges Buhlerinnenleben führt. Sie

ist soeben mit einem Liebespsalm aus dem Hohen Liede auf den Lippen und dem Thonkrug auf dem Kopfe zu Jakobs Brunnen gewallt, um Wasser zu schöpfen, hat den Herrn dort getroffen und ihm anfangs den Trunk verweigert, sich dann aber durch sein wahrsagerisches Wunder und seiner Rede Gewalt hinreißen lassen, um schließlich, mit den Worten des sündigen Liebesliedes auf den Lippen, reuevoll niederzufallen und seine Verzeihung zu erflehen.

Der Herr: Ein jedes Liebeswort, das aus dem Herzen drang,
Ist's meiner auch nicht werth, ist's Stammeln nur geblieben,
So ist's der Ausdruck doch von unbegrenztem Lieben."
Photine (extatisch): O sprudle, Liebesquell, steig' auf in Glaubensstrahlen!
Der Hoffnungstropfen fall' zurück in goldne Schaalen!
In meinem Herzen sing'! Anstatt mit ödem Sand,
Bestreu' mit Lebenssaat der Seele dürstend Land."

Dann läßt das Weib seinen Krug stehen, eilt spornstreichs nach der Stadt zurück und verkündigt mitten auf dem Markt das Evangelium. Erst wird sie verhöhnt, ja, bedroht; dann aber geschieht ein Wunder: die der Schrift Unkundige citirt die Worte der Weisen und Propheten. Das Volk läuft zusammen; Priester schreiten ein und rufen die Römer; aber der horazkundige (!) Centurio läßt das Weib sofort wieder frei, als er hört, daß der „ungefährliche" Nazarener es bethört habe; und nun zieht die ganze Stadt dem Herrn entgegen. Dieser sitzt abseits von den murrenden, kleinmüthigen Jüngern am Brunnenrande und fastet, während sie ihr karges Mahl verzehren. Als die singende, palmentragende Menge naht, sinken sie ihm reuig zu Füßen, dann das ganze Volk, und Christus läßt die Kindlein zu sich kommen und giebt dem hohen Priester durch Kindesmund die abfertigende Antwort auf seine Frage, heilt Kranke und bekehrt Alle mit frommen und wohllautenden Sprüchen, während die Sonne hinter der Gruppe in glühender Pracht verscheidet. Zum Schluß spricht Photine in innerer Erleuchtung das Vaterunser.

Leider läßt die eben erschienene deutsche Uebersetzung von Lina Schneider*) uns nicht aus dem bedrückenden Gefühl frei, daß man es mit einer Uebersetzung zu thun hat. Sie ist sauber und fleißig, aber unpersönlich und marklos, eine rechte Damenarbeit, die uns von der hinreißenden Rhetorik und glühenden Farbenpracht des Originals einen leider recht abgeblaßten Eindruck giebt. Vor Allem hat Frau Schneider in ihrer ängstlichen Anlehnung an den Urtext den französischen Alexandriner deutsch wiederzugeben versucht, was freilich eine mehrfache Unmöglichkeit ist. Ein solcher Vers läßt sich garnicht „übersetzen". Ganz abgesehen davon, daß der gesprochene Alexandriner sich dank der vielen halbstummen Silben viel kürzer anhört, als der sechsfüßige Jambus, decken sich beide Verse schon darum nicht, weil im Französischen der Accent und die Cäsur frei wechselt, während im Deutschen ein monotones Mühlwerkgeklapper eintritt.

---

*) Verlag von Paul Neubner, Köln a. Rh. 1900.

„Die Luft ist schwül. Sie naht. Schon seh' ich die Gestalt,
Des seidnen Gürtels Wehn, der flatternd niederwallt.
Ich seh' des Kettenschmucks dreifach geschlung'nen Kranz,
Die Wimpern tief gesenkt auf ihrer Augen Glanz . . .“

und so weiter drei Acte hindurch. Das ist, wie man mir zugeben wird, zum Davonlaufen!

Das „Weib von Samaria“ dürfte auf deutschen Bühnen unmöglich sein, schon weil das Auftreten Christi sich hier verbietet; in Paris indessen hat das Drama, das von Sarah Bernhard im Jahre 1897 am Renaissance-Theater creirt wurde, einen ziemlichen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Heine sagt in seiner „Romantischen Schule“ einmal, das 18. Jahrhundert hätte das Christenthum in Frankreich, namentlich in Paris, dem „Gehirn Frankreichs“, so gründlich „ecrasirt“, daß der Neokatholicismus dort „etwas Unerhörtes, Frisches und Ueberraschendes“ wäre. Es ist heute dieselbe Erscheinung wie vor hundert Jahren, und diese „neue Religion“ hat in dem sündhaften fin-de-siècle Paris wiederum etwas so Plötzliches, Unvermitteltes, Gewaltsames, wie die jähe Bekehrung des in seiner Sünden Maienblüthe stehenden Weibes von Samaria. Aber ebenso plötzlich ist die religiöse Stimmung wieder verflattert, und Rostand hat sich ohne Gewissenspein einem neuen Stoffe zugewandt, dessen Aufführung den europäischen Erfolg brachte.

Noch während der Arbeit an der „Samaritaine“ ging Rostand auf Coquelins des Aelteren Anerbieten ein, auch für ihn einmal ein Stück zu schreiben. Dem berühmten Mimen mit der genialen Stumpfnase hatten die „Romantischen“ besonders gefallen, und Rostand, der „große Ironiker“, that ihm den Gefallen, den „Cyrano“ zu schreiben, und nöthigte ihn somit, das Gewicht eines riesigen künstlichen Riechers zu tragen und auf die „stumpfnäsigen Mikrocephalen“ von der Bühne herab zu schmähen . . . . Rostand liebte die Figur des Cyrano schon seit Jahren; er hatte ihn schon in der Schule andichten wollen, und nun nahm er die alten Hefte wieder vor und ließ die „Samaritaine“ liegen, um seinem gegebenen Versprechen nachzukommen. „Cyrano“ wurde noch in den letzten Tagen des Jahres 1897 an der Porte St. Martin zum ersten Mal gegeben und dann 1½ Jahre lang nicht vom Repertoire abgesetzt, wie er auch einen der „clous“ des Ausstellungsjahres bilden wird. Rostand ward durch dieses Stück mit einem Schlag zu einem Stern erster Größe, und an seine Brust heftete sich das Kreuz der Ehrenlegion, während das Drama seinen an der Seine begonnenen Siegeslauf durch aller Herren Länder fortsetzte und in alle Culturspachen übertragen wurde.

Ein Verkleinerer des jungen Olympiers, der Sinn und Zweck einer gelehrten Arbeit von dem eines Bühnenwerkes anscheinend nicht unterscheiden konnte und ein witziges Büchlein über die „Erreurs de Documentation de Cyrano de Bergerac“ geschrieben hat — sein Name, der höher

gehängt zu werden verdient, ist Emile Magne — soll uns die willkommene Gelegenheit bieten, auf die historische Persönlichkeit des Cyrano mit einigen Worten einzugehen, ehe wir den dramatischen betrachten, und wir werden staunen, mit welcher Findigkeit und Anpassungsfähigkeit der Dichter, der für ein biblisches Drama und für ein Ritterstück mit gleicher Meisterschaft die richtigen Ausdrücke und Bilder zu finden gewußt hatte, die rührende Gestalt seines Helden aus dem Zeitalter des roi soleil heraus entwickelt hat. Vieles freilich hat er fallen gelassen, Vieles weiter entwickelt, Vieles neu erfunden, um die zerstreuten Daten der Geschichte zu einem organischen Gesammtbilde zu vereinigen, denn wie er selbst mit Recht sagt, ist „die Localfarbe keineswegs das Resultat minutiöser Wiedergabe der Einzelthatsachen", und es handelt sich vor Allem darum, den Geist einer Epoche zu erfassen.

Savinien de Cyrano de Bergerac war vor seiner Erweckung durch Rostand ein vergessener Mann. Er ist im Schatten Corneilles und Molières stehen geblieben; mit Letzterem war er gleichaltrig, und Beide hörten als Studenten bei dem berühmten Mathematiker und Philosophen Gassendi in Paris, ohne indeß in nähere Berührung zu treten. Dagegen schloß Cyrano schon auf der Schulbank innige Freundschaft mit Lebret, seinem nachmaligen Testamentsvollstrecker und Herausgeber seiner Werke, der in unserem Stücke als ziemlich wortkarger Horatio eine Lückenbüßerrolle spielt. Mit Lebret zusammen trat er 1638 nach tollen Streichen und schweren Zerwürfnissen mit seinem Vater in die Nobelgarden-Compagnie des Haudegens Castel-Jaloux, in der die Cadets de Gascogne, die jüngeren Söhne gascognischer Edelleute, denen nur die Wahl zwischen Kutte und Waffenrock blieb, den Ton angaben. Eine hitzige, übermüthige, streitlustige Gesellschaft; in der Cyrano, dieser „Dämon der Tapferkeit", sich durch seine flinke Zunge und seinen guten Degen bald hervorthun sollte. Allein seiner langen Nase wegen soll er sich zehn Mal geschlagen haben, denn er war stolz auf sie und sagt in seiner „Mondreise": „Eine große Nase ist das Zeichen eines geistvollen, ritterlichen, leutseligen, freigebigen, großmüthigen Mannes, eine kleine dagegen das Zeichen vom Gegentheil". Diese Thatsache hat Rostand geschickt aufgegriffen und weiter entwickelt, ja, man kann sagen, daß Cyranos Nase zum Drehpunkt seines Stückes geworden ist. Lebret berichtet uns zwar auch, daß sein Freund im Verkehr mit dem schönen Geschlecht eine scheue Zurückhaltung bekundet habe; Rostand aber macht seine Nase zur Klippe seines Liebesglücks.

Schon 1639 rückten die Kadetten zum Kriege gegen Deutschland aus; Cyrano wurde bei Mouzon und 1640 bei der Belagerung von Arras schwer verwundet und quittirte deshalb den Dienst, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Studien zu widmen. Bei Arras fiel der Gatte seiner Cousine Madeleine Robineau, Christian de Neuvillette, und diese ergab sich darauf ganz den Tröstungen der Religion, ohne indessen den Schleier

zu nehmen. Sie ist später in Gemeinschaft mit der Mutter Marguerite vom Kreuzdamenkloster und anderen frömmelnden Verwandten bemüht gewesen, den kranken Vetter zu bekehren, denn er war ein kecker Libertin, einer der ersten Verehrer des Descartes, in dessen Schriften ihn Rostand vor Arras lesen läßt, und seine Römertragödie „Agrippine“ zog ihm den Vorwurf der „Gottlosigkeit“ zu, so daß er es in der Folge vorzog, seine physikalischen und philosophischen Anschauungen in der „Mondreise“ (Voyage dans la Lune, 1648) und in der Fragment gebliebenen „Geschichte des Sonnenstaates“ in satirischer Form niederzulegen. Rostand hat aus dem ersteren Werke mit eben so viel Tact wie Theatersinn geschöpft: er läßt Cyrano den Grafen Guiche eine Viertelstunde lang aufhalten, bis die Verlobung Neuvillettes mit Madeleine in dem von ihm bewachten Haus vollzogen ist, indem er einen Fall aus dem Mond fingirt und durch die groteske Komik seines geistvollen Unsinns den verblüfften und belustigten Grafen wirklich festhält. Auch für die Belagerungsscene im IV. Act hat Rostand Schriften von Cyrano benutzen können. Ebenso ist die Thatsache verbürgt, daß sein Held hundert Strolche an der Porte de Nesle in die Flucht schlug und der Marschall Gassion ihm daraufhin anbot, in seinen Dienst zu gehen, was Cyrano in seinem Unabhängigkeitsdrange jedoch ausschlug. Wie weit bei jenem Abenteuer die Phantasie der Augenzeugen übertrieben hat, meldet uns Lebret freilich nicht.

Jedenfalls genoß Cyrano bald einen solchen Ruf, daß Keiner mehr mit ihm anzubändeln wagte, denn, wie die Kadetten dem Neuling Neuvillette weismachen:

„Den allerkleinsten Sticheleiversuch
Zahlt man sogleich mit seines Lebens Reste.“

Dafür machte seine zügellose Keckheit sich dann in tollen Streichen Luft: er verbot thatsächlich dem Schauspieler und Dichterling Montfleury einen Monat lang das Spielen und ertrotzte vor versammeltem Hause sein Verschwinden von der Bildfläche. Dieser „Teufelstrieb“ schuf ihm natürlich „alltäglich, stündlich Feinde“, wenngleich der Zauber seiner Persönlichkeit ihm auch immer wieder neue Freunde gewann und er schließlich, kurz vor seinem Tode, den Dienst des Herzogs von Arpajon nicht ausschlagen konnte. Er war erst 35 Jahre alt, als ihn auf dem Heimwege eines Tages ein tückisch herabgeschleuderter Balken tödtlich verletzte. Er siechte 15 Monate dahin, und um sein Lager entstand jene schon erwähnte „heilige Verschwörung“, aus deren Bannkreis er sich freilich, anders als im Drama, kurz vor seinem Tode rettete, um bei einem Freunde auf dem Lande in Ruhe zu sterben.

Er wurde bald vergessen, dagegen haben Andere mit seinem Pfunde gewuchert. „Ich war immer Der, welcher einbläst und im Schatten steht,“ sagt er bei Rostand vor seinem Tode, als sein alter Freund, der jetzt „Lampenputzer bei Molière“ ist, ihm mit Entrüstung erzählt, daß sein

neuer Herr ihm eine ganze Scene aus seiner Komödie „Le pédant joué“ gestohlen habe. In der That hat Molière zu seinen „Fourberies de Scapin“ eine Scene dieser Jugendkomödie Cyranos fast wörtlich benutzt, und Rostand legt seinem Helden mit historischem Rechte die geflügelten Worte in den Mund: „Was Teufel wollt' er nur auf der Galeere?“ Chronologisch unzutreffend ist es nur, daß dieser Diebstahl noch zu Lebzeiten Cyranos geschah; er lag damals schon lange im Grabe, als „Scapins Schelmenstreiche“ über die Bretter gingen. Doch dies ist gerechtfertigte poetische Licenz, wie auch Alfred de Vigny am Schlusse seines „Cinq-Mars“ ein Zusammentreffen Corneilles mit Milton arrangirt, um eine litterarhistorische Perspective zu eröffnen.

Ganz frei erfunden hat Rostand die vierzehnjährige unglückliche Liebe seines Helden zu seiner Cousine, die er aus einer alten Betschwester zur jungen Preziösen macht und an die Cyrano seine „lettres amoureuses“ schreibt. Diese in Wahrheit an eine wesenlose Geliebte gerichteten Briefe des historischen Cyrano hat Rostand gleichfalls mit vielem Tact benutzt; sie sind, wie ihr Schreiber, ein eigenthümliches Gemisch von Barockschwulst und trotziger Verachtung des Zeitgeschmackes, ja von geradezu Rousseau'scher Naturwildheit. Wundervoll weiß Rostand dieses Schwanken des Standpunktes zu motiviren. „Dem Herzen,“ sagt sein Held,

„Bind' ich aus Scham den Geist als Maske vor
Und muß mich, wo ich Sterne möchte pflücken,
Aus Angst vor Spott nach Nedeblümchen bücken.“

Und dann wieder läßt er das Naturgefühl des Dichters durch die Barockfiguren seiner schwülstigen Redeweise mit elementarer Gewalt hindurchbrechen, wie in der einzigen Balkonscene, wo er seiner Geliebten all' die holden Worte hinaufsendet, „die ihn mit bunter Wildheit überfallen“. Diese Scene bildet in ihrer hinreißenden Schönheit den Höhepunkt des Stückes, zu dem ich jetzt übergehe. —

Mit kecken Strichen zeichnet Rostand im ersten Act das Parterre des Hôtel de Bourgogne, wo es kurz vor der Vorstellung von Baros „Clorise“ noch sehr gemischt zugeht. Beutelschneider bereiten sich auf ihr sauberes Handwerk vor, Pagen rüsten ihre Angeln zum „Perrückenfischen“ von den Rängen zu, und andere ergötzliche Scenen spielen sich ab. Wir lernen dann noch Ragueneau, den Garkoch und Poeten, kennen, sowie Linière, der, schon halb betrunken, von Christian de Neuvillette mitgenommen worden ist, um ihm den Namen einer Dame zu nennen, auf die er sein Auge geworfen. Denn Neuvillette ist erst heute in Paris eingetroffen, um bei den Gascognern einzutreten, und kennt noch keinen Menschen; die Dame, die er liebt, ist Madelon Robin, die als Preziöse Roxane heißt. Nachdem Linière seinem Freunde ihren Namen genannt hat, zieht er in die erste beste Kneipe, und Neuvillette erfährt bald hernach durch einen ihm nach der Tasche greifenden Dieb, den er in flagranti erwischt, auf die Zusicherung einer wichtigen

Mittheilung hin aber wieder losläßt, von einem Mordanschlag auf Linière, welcher den Grafen Guiche, den Gatten einer Nichte des allmächtigen Richelieu, zur Rache gereizt hat, weil er dessen schnöde Absichten auf Roxane in Verse gebracht hat. Auf diese Kunde hin verläßt Neuvillette den Schauplatz, ohne seine Angebetete gesehen zu haben, um in allen Kneipen ein Billet der Warnung zu hinterlegen. Die Vorstellung beginnt nun, und Montfleury tritt auf, trotzdem wir kurz zuvor erfahren haben, daß Cyrano, der „Edelstein der Menschheit," wie sein Freund Lebret ihn nennt, ihm das Spielen für einen Monat untersagt hat. Da plötzlich ertönt, was Lebret längst befürchtet hat, die Stimme Cyranos aus dem Parkett, und nach einem höchst ungestümen Auftritt ertrotzt dieser das Verschwinden des „Schandfleckes" von der Bühne, worauf er zum Schadenersatz seine Börse auf die Bretter wirft und den Marquis von Valert, eine Creatur des Grafen Guiche, den dieser zum Strohmann für Roxane ausersehen hat, nach einer höchst ergötzlichen Duellscene in's Jenseits befördert. Und dasselbe Publicum, das sich kurz zuvor an Schnitzlers „Freiwild" aufgeregt und über den „Fall Brüsewitz" entrüstet hat, lauscht bei diesem Zweikampf andächtig der

„Ballade, welche das Duell betrifft,
Das Herr von Bergerac ausfocht mit einem Wicht",

einer Stegreifdichtung mit dem schließlich bethätigten Refrain:

„Denn beim letzten Verse stech' ich."

Nach einer etwas gezierten Bescheidenheitsscene und dem Erscheinen der Duenna Roxanes, die ihren tapfren Vetter auf den nächsten Morgen zum Stelldichein bei Ragueneau bestellt, kommt schließlich der total betrunkene Linière wieder und bittet Cyrano um ein Asyl, da er erfahren hat, daß auf dem Heimweg hundert Mordgesellen seiner harren. Aber mit einem: „Du kannst Dich ruhig schlafen legen," tritt Cyrano den Gang durch das alte, im Mondscheinzauber liegende Paris an, in gebührender Entfernung hinter ihm das leichte Völkchen der Gaffer und Frauenzimmer, die diesem Nachtgefechte beiwohnen wollen. Sein Muth ist in's Riesenhafte gewachsen im Gedanken an das morgige Stelldichein, denn auch er liebt — seine Base Roxane und hat aus diesem Grund dem „Fettkloß" Montfleury, der ihr verliebte Augen zugeworfen, das Spielen untersagt.

Der zweite Act führt uns in Ragueneaus Garküche, wo der Koch und Dichter zum Aerger seines Weibes die hungerigen Poeten, seine Freunde, mit den Erzeugnissen seines Gewerbefleißes füttert, während er nicht einmal das Herz hat, die Gedichtbände, die sie ihm als Entgelt verehrt haben, zu Kuchendüten zu verwerthen. Cyrano kommt, vor Aufregung zitternd, und schreibt eine lettre amoureuse, weil er nicht wagt, der Geliebten in's Gesicht zu sagen, was er fühlt. Endlich erscheint Roxane — und Cyrano erlebt die schmerzliche Enttäuschung, daß sie nicht ihn liebt, sondern Neuvillette, der erst gestern bei den Gascogner Kadetten eintrat. Sie hat ihn auch nur

aus diesem Grunde zum Stelldichein gebeten, damit er ihrem Liebling kein Leid anthut, ihm vielmehr seinen Schutz angedeihen läßt und sogar den postillon d'amour spielt. Und der ritterliche Vetter verspricht, was sie verlangt. Die Scene ist schmerzlich ergreifend. Bald kommen die Kadetten, ihren Helden zu beglückwünschen, hinterher das Volk, das Cyrano aber in seinem Schmerze unwirsch abweist, ebenso Guiche, der ihn einlädt, beim Marschall Gassion Dienste zu nehmen und dem Cardinal, seinem Onkel, dessen Gunst er ihn empfohlen habe, seine „Agrippine“ zu bringen. Aber stolz weist Cyrano seine verlockenden Vorschläge ab und legt ihm die von den johlenden Kadetten angebrachten Hüte der gefallenen Strolche, die Guiche gedungen hatte, vor die Füße. Als der Graf wüthend gegangen ist und Cyrano seinen Männerstolz gegen Lebrets Vorwürfe vertheidigt, sagt dieser bedeutungsvoll:

„Ruf' laut, welch bittrer Stolz Dein Herz umgiebt,
Doch leis gestehe, daß sie Dich nicht liebt.“

Inzwischen fordern die Kadetten, die den Neuling Christian zu ängstigen versucht haben, Bericht über den Vorgang an der Porte de Nesle, und Cyrano giebt ihn, wird aber in einem fort durch Anspielungen Christians — der den Bangemachern seine Unerschröckenheit bekunden will — auf seine Nase unterbrochen. Er muß sich nun doppelt bemeistern und schickt schließlich den ganzen Schwarm hinaus, um mit Christian allein zu sein. Aber das „Entsetzliche“, das die Kadetten prophezeien, geschieht nicht, vielmehr schließt Cyrano mit dem Liebhaber seiner Geliebten Freundschaft und erbietet sich sogar zum Briefschreiber, um wenigstens den Triumph zu haben, daß es seine Worte sind, die die Preziöse liest, und Christian nimmt das Anerbieten gerne an, da er, der Provinz-Junker, sich auf die preziöse Sprache, auf die es doch bei Roxane vor Allem ankommt, garnicht versteht. Mit einem Knalleffect schließt der Act in Gestalt einer Ohrfeige, die Cyrano einem Musketier austheilt, weil er, über die plötzliche Duldsamkeit Cyranos erstaunt, durch Anspielung auf seine Nase in Christians Fußtapfen zu treten gewagt hat . . .

Dritter Aufzug. Vor Roxanes Haus. Cyrano, der mit zwei Pagen erscheint, erlebt den kargen Triumph, die beseligende Wirkung seines Liebesbriefes auf Roxane zu erfahren, den diese natürlich von Christian verfaßt meint. Dann tritt Guiche auf, während Cyrano in's Haus flüchtet. Er will Abschied nehmen, denn es geht in's Feld, und bittet sie vor seinem Scheiden um ein Zeichen ihrer Gunst, das sie ihm anscheinend giebt; zum Dank hierfür hält er auf ihre Bitte hin den Marschbefehl für die Kadetten zurück, angeblich weil Roxane den streitlustigen Cyrano ärgern will, in Wahrheit aber, um Christian in Paris zu behalten. Als der leichtgläubige Graf abgetreten ist, erscheint Cyrano wieder und trifft sich mit Christian, der indeß erklärt, mit der Preziösen ohne seine Schreiber- und Soufflirdienste jetzt allein fertig werden zu wollen. Der Erfolg bleibt nicht aus: Roxane läßt

den Wortkargen gelangweilt stehen und verschwindet in's Haus. Nun muß dann doch Cyrano dran. Erst soufflirt er unter dem Balkon her, auf dem Roxane erscheint, dann, als dies doch nicht recht glücken will, vertauschen sie die Plätze, und nun steht Cyrano vor der Geliebten „wie im Traum". Nun zieht er alle Register der Leidenschaft auf; nun spricht er nicht mehr „durch des Andern Wohlgestalt", sondern selbst; nun kann er ungeheuchelt frohlocken, „daß durch die Nacht Dir meine Seele naht". Und wenn dann auch Christian den Liebeskuß erntet, so sind es doch seine Worte, die sie auf fremden Lippen küßt . . . Plötzlich erscheint ein Kapuziner, ein Bote Guiches mit einem Briefe, in dem dieser die Geliebte anfleht, ihm Einlaß zu gewähren, da er noch im Kloster weile und die Truppen habe allein ziehen lassen. Roxane liest dem Kapuziner jedoch etwas ganz Anderes vor, nämlich — und hiermit beginnen die bisher noch erträglichen Bühnentrics peinlich zu werden — daß er das Pärchen, Roxane und Christian, trauen solle, was sogleich geschieht, während Cyrano draußen den Liebeswächter spielen muß . . . Bald erscheint Guiche. Er muß um jeden Preis aufgehalten werden. Schnell entschlossen klettert Cyrano über den Balkon, an dessen Brüstung ein Anderer für ihn den süßen Lohn empfing, in den alten Baum vorm Hause und läßt sich von da oben dem verblüfften Grafen vor die Füße fallen, als ob er aus dem Monde fiele. Und wie Rostand eben eine romantische Balkonscene geschaffen hatte, die, wäre die Situationskomik mit ihren Verwechselungscoups in dieser leidenschaftdurchtränkten Scene nicht fast beleidigend, an die unsterbliche Balkonscene zwischen Romeo und Julia gemahnen würde, so leistet er jetzt noch einmal ein artistisches Meisterstück: es gelingt dem geistesgegenwärtigen Provençalen, durch Annahme seines heimischen Accents unerkannt zu bleiben und durch die bizarren Künste seines witzigen Kopfes den zugleich verwirrten und belustigten Grafen aufzuhalten, bis das getraute Paar herauskommt . . . Nun spielt Guiche, um sich zu rächen, den Marschbefehl für die Kadetten aus, der Neuvermählte muß sogleich in's Feld und wird Cyranos Huld anempfohlen, der täglich sorgen soll, daß er auch schreibt . . .

Der vierte Act führt uns in's Feldlager vor Arras mitten unter die hungernden, murrenden Kadetten, die Cyrano nur dadurch aufzumuntern vermag, daß er den alten Pfeifer heimische Weisen spielen läßt. Er selbst vertreibt sich die Zeit durch Studien im Descartes und die Lectüre des Homer; auch schreibt er, z. T. ohne Christians Wissen, tagtäglich zwei Liebesbriefe, die er jedesmal selbst mit Todesverachtung durch die spanischen Posten hindurchträgt. Nachdem so der Worte genug gewechselt sind, läßt Rostand uns auch Thaten sehen. Ein Intriguenspiel zwischen Guiche und den Kadetten, insonderheit Cyrano, entspinnt sich, und zur Strafe für ihre Bosheiten ersieht der angezapfte Graf den Posten der Kadetten zum Centrum des bevorstehenden feindlichen Angriffs aus. Wir fühlen also den Boden unter unseren Füßen heiß werden — als plötzlich Roxane, von den ritterlichen

Spaniern durchgelassen, in hoher Carosse ankutschirt kommt, die ihre Speisekammer bald den hungernden Mäulern aufthut. Auf dem Bock sitzt Ragueneau, der Koch und Dichter, das komische Seitenstück Cyranos, dem sein Weib mit einem Musketier durchging, wie jenem die Liebste mit Neuvillette, und dem sein Laden verkrachte, wie Cyrano das Leben mißlang und selbst der Tod noch mißlingen sollte. Nebenbei gesagt, die einzige etwas individualisirte Nebenfigur, denn Lebret ist ein Statist, Roxane so unbedeutend, daß man Cyranos eigensinnige Leidenschaft zu ihr kaum versteht, und Guiche ein ganz conventioneller Intrigant, als welcher er sich eben erst so recht gezeigt hat. Jetzt freilich reut ihn seine Bosheit heftig; er will Roxane zur Flucht bewegen, wird aber durch ihre Standhaftigkeit hart gestraft und muß nun den durch seine eigene Willkür gefährdeten Posten der Ritterlichkeit halber selbst mit vertheidigen. Darob hoch erfreut, jubeln ihm die Kadetten zu, weil er doch ein „echter Gascogner“ wäre, während Cyrano seinen Rivalen bei Seite zieht, um ihm zu sagen, daß er öfter geschrieben habe, als er, Neuvillette, wisse, und Roxane erklärt gleich darauf, sie würde ihn dieser schönen Briefe wegen auch lieben, wenn er häßlich wäre. Da will Christian ihr Alles sagen und sie zwischen Beiden wählen lassen — als der Angriff erfolgt, Christian unter den Ersten fällt und Cyrano, um dem Sterbenden den holden Wahn zu lassen, zum zweiten Male auf Alles verzichtet und ihm in's Ohr raunt, er habe Roxane Alles gestanden, und sie liebe nur ihn, den Sterbenden. Und während Guiche die ohnmächtig über der Leiche zusammenbrechende Roxane beschirmt, stürzt Cyrano voll Schmerz und Grimm in's Kampfgetümmel, um seine nun auf ewig verlorene Liebe, seinen Freund und seinen gefallenen Hauptmann zu rächen. Im Flintengeknatter declamirt er das Lied von den Gascogner Kadetten, mit dem er einst in Ragueneaus Garküche vor Guiche geprahlt hatte, und schaart das tapfere Häuflein um seine Lanze, an deren Spitze als Flagge Roxanes Schnupftuch flattert . . .

Der letzte Act ist ganz Stimmung, weil er keine Handlung fortzusetzen und zu Ende zu führen hat. Wir sind im Kreuzdamenkloster, wo Roxane lebt, ohne zwar den Schleier genommen zu haben, und den alten Freund allwöchentlich sieht, ohne je sein schmerzliches Geheimniß zu ahnen. Guiche erscheint noch einmal als Herzog, ein müder Mann, der trotz seiner äußeren Erfolge den in Armuth lebenden, aber freien und gewissensreinen Cyrano ein wenig beneidet und Lebret freundschaftlich räth, für das in Gefahr schwebende Leben seines Freundes zu sorgen, denn „Vielen that er weh“. Gleich darauf berichtet Ragueneau von der Katastrophe, und schließlich erscheint Cyrano selbst mit tief in die Stirn gedrücktem Hut, um seiner von der Stickerei kaum aufschauenden Freundin die gewohnte Wochenchronik zu berichten. Er ist am Kopfe tödtlich verletzt, bezwingt aber spöttelnd seine Schmerzen und erbittet unter Scherzen, deren tragischen Grundsinn Roxane nicht erräth, die Erlaubniß, Christians letzten Brief zu lesen, den sie auf der Brust des Sterbenden fand. Er liest ihn laut, obschon es Abend ist, denn

er kennt ihn Wort für Wort, und verräth dadurch Roxanen das vierzehn Jahre in treuer Brust bewahrte Geheimniß, das er auch im Tode noch nicht preisgeben will. Mit gezücktem Degen erwartet er den Tod und stirbt mit einem fiebernden Streich gegen Dünkel, Menschenfurcht und überlebten Brauch. Sein einziger Stolz ist sein unbefleckter Wappenschild.

Für sich betrachtet, ist auch dieser Schlußact virtuos geschrieben und voller Stimmungszauber. Die Symbolik des Herbstabends mit dem fallenden Laube, das sich noch im letzten anmuthvollen Fluge sonnt, die bittere Wahrheit hinter Cyranos Komödienspiel, die Entrüstung Ragueneaus, der seine Lampenputzerstelle bei Molière wegen der, seinem alten Herrn gestohlenen, Scene im „Scapin" aufgeben will, das Geständniß Cyranos durch Vorlesen des eigenen Abschiedsbriefes im Dunkeln, der Moment, wo er den Hut abreißt und sein verbundenes Haupt zeigt:

„Und heute, Samstag in der Abendstunde,
Fiel Herr von Bergerac durch Meuchelmord,"

endlich das Orgelspiel der sich zur Betstunde aufthuenden Klosterkapelle, gerade als der Tod dem Schwergetroffenen naht, das Alles sind durchweg stimmungsvolle lyrische Einzelbilder von mächtiger Wirkung. Aber auch sie können nicht darüber hinwegtäuschen, daß es dem Acte an einer eigentlichen, mit innerer Nothwendigkeit fortschreitenden und in sich geschlossenen Handlung gebricht.

„Cyrano" ist ein dramatisirtes Charakterbild, das Rostand nach eigenem Geständniß „für Coquelin" geschrieben hat, aber kein Drama. Es steht und fällt mit dem Helden und — wie ich schon sagte — mit seiner Nase. Die Nase ist Cyranos einziger Gegenspieler, der seine Pläne kreuzt; sie allein ermöglicht die Conflicte, und ohne sie wäre das Stück hinfällig. Durch sie kommt aber auch jene Zwiespältigkeit der Empfindungen, jene verborgene Ironie aller Situationen und Handlungen, die wir schon in den früheren Stücken Rostands bemerkten, recht eigentlich in diese „comédie héroique", wie der Dichter sein Drama bezeichnender Weise nennt. Es ist eine virtuose, mit den eigenen Empfindungen spielende fin-de-siècle-Kunst, welche den Doppelsinn, die Maske, die Ironie und Selbstverspottung liebt und nur hin und wieder einmal zum Naiven zurückkehrt, um dann mit ihrem „komischen Heros" zu seufzen:

„Ein einz'ger Blick empor zu den Gestirnen,
Und unser künstlich Feuerwerk verblaßt" . . .

Eine allzu künstliche Kunst, die gern Alles auf Schrauben stellt und die Devise l'Art pour l'Art auf ihren Schild schreibt, eine Kunst, die jeden Stoff zunächst als Gelegenheit benutzt, schöne Verse darauf zu machen, und die abgefeimtesten Theatercoups an ihm wahr zu machen, eine übersättigte, überreife, spöttische Kunst, die nur selten das Sonnenlicht heißer, unmittelbarer Empfindung ausstrahlt, dafür aber desto häufiger das Brillantfeuerwerk des esprit leuchten läßt.

Diesseits des Rheines ist der markanteste Vertreter dieses „Barokstils" Friedrich Nietzsche; aber er ist bis jetzt nur von einem beschränkten Kreise raffinirter Genußmenschen „goutirt" worden, während in dem überreifen und übercultivirten Frankreich Rostands „Cyrano" mit Jubel begrüßt und damit durch ganz Europa hin weiter empfohlen wurde.

Der junge Künstler hat mit dreißig Jahren spielend einen europäischen Erfolg errungen; er hat nicht dreißig Jahre lang, wie Wagner oder Schiller, mit dem „Widerstand der stumpfen Welt" kämpfen müssen; er ist ein siegender Apoll, dem sich alle Pforten bereitwilligst öffnen. Und doch hält er nichts von dem Beifall der Menge und der Großen dieser Welt, deren Lob, wie Cyrano sagt, sich nicht messen kann

„Mit meiner Selbstbelohnung, wenn ich still
Mir eingestehen darf, es ist gelungen."

Rostand ist denn auch nicht gleich mit neuen Thaten auf die Welt der Bretter gestürzt, um die dort liegenden Millionen einzuheimsen, sondern er hat sich drei Jahre lang in die Stille zurückgezogen, um sich in einem inneren Umwandlungsproceß einem modernen Stoffe zuzuwenden. Anfang März dieses Jahres wird Sarah Bernhard in ihrem eigenen, neu gegründeten Hause selbsteigen den jungen Herzog von Reichstadt creïren, den Sohn des großen Napoleon und Helden des neuesten Rostand'schen Dramas „L'Aiglon."

Edmond Rostand ist, wie ich sagte, vornehmlich ein Artist. Aber er benutzt die Leichtigkeit seines Schaffens nicht zur bequemen Mache und ewig gleich bleibenden Manier, sondern er sagt mit Nietzsche: „Nur wer sich wandelt, ist mit mir verwandt", und sucht sich immer größere Hindernisse, um sie zu überwinden. Dieser junge Prinz aus Genieland, der durch keine Beweihräucherung angekränkelt und von Künstlerstolz und Künstlerehrgeiz erfüllt ist, verspricht uns also noch manche anmuthige, manche bedeutsame Gabe.

Die Prinzessin im Mohrenlande.

Von

Edmond Rostand.

Deutsch von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

Dritter Act.

Siebente Scene.

Ein Prunksaal im Palaste in halb romanischem, halb orientalischem Stil. Im Hintergrund ein breites Fenster mit dem Ausblick auf Terrassen, hinter denen Meer und Himmel sich berühren. Rechts im Mittelgrunde eine große offene Thür, durch die man auf einen schimmernden Säulengang mit Wasserkünsten blickt. Links eine Porphyrtreppe, an ihrem oberen Ende eine schwere goldene Thür. Die schimmernden Marmorfliesen des Bodens und die Stufen der Treppe sind nicht mehr, wie am Morgen, mit weißen Lilien, sondern mit rothem Rosenflor bedeckt. Ein Divan mit vielen Kissen zur Seite. Schwüler Nachmittag.

Bertrand (eintretend): Im Festschmuck prangt das Schiff, zur Fahrt bereit.
Die Fergen harren . . .

Melissinde (für sich): O Versuchungspein! . . .

Bertrand: Ihr blickt mich groß und traumverloren an,
Und Eure Hand spielt fiebernd am Geschmeid.

Melissinde: Vielleicht ist's etwas, das mich halten kann,
Euch nicht zu folgen . . .

Bertrand (schnell): Nein, es kann nichts sein!

Melissinde: Und dennoch zaudr' ich bang; mir bebt das Herz.
Wenn ich nun Jemand liebte?

Bertrand (heftig): Ihr? O nein!

Melissinde: Wie schön gesagt! Und doch, es ist kein Scherz.
Ich lieb', und was mich hält, ist Lieb' allein.

Bertrand (auffahrend): Ihr liebt! So!... Wen?... Ich bring' ihn um zur Stund'!

Melissinde: Ihr thut es nicht, wird Euch sein Name kund.

Bertrand (außer sich): Sein Name! Sagt! . . .
Melissinde: Muß ich?
Bertrand: Ja!
Melissinde (mit schmachtendem Blick auf ihn zuschreitend): Muß ich?
Bertrand (bestürzt zurückweichend): Nein!
Sagt nicht den Namen! Sagt den Namen nicht.
Denn ist es der . . . (sein Schwert ziehend) Den trifft zuerst die Pflicht!
Melissinde: Thut Euch kein Leids, da ich noch keinen nannte!
Bertrand (läßt das Schwert sinken): Ehrloser Ritter, der die Treue brach!
Melissinde: Ihr seid nicht ehrlos!
Bertrand: Ach, mein Herz entbrannte
Bereits . . .
Melissinde: Mich ehrt's, zeiht Ihr Euch solcher Schmach!
Bertrand: Ich mag nicht einen Sterbenden betrügen!
O folge mir, nicht schlecht ist ja Dein Herz!
Melissinde: Drum eben bleib' ich. In den letzten Zügen
Den Freund erschaun und zwingen meinen Schmerz —
Das kann ich nicht. Ich weiß zu wohl, ich finge
Mich in des falschen Edelmuthes Schlinge!
Denn lange, Bertrand, wisset, war er mir
Ein Gott. Ich fühl's und seufze nun. Er war
Mein beßres Ich. Das schlechtre, ach, seid Ihr!
Drum, soll ich Dir gehören — nimmerdar
Darf ich in's Aug' ihm schaun und zu ihm gehen —
Doch wenn Ihr fürder wollt darauf bestehen . . .
Bertrand: Ich will . . . Ich weiß nicht . . . Rudel . . . holdes Weib!
Nein, schaue mich nicht an so minniglich! (sich abwendend)
O dieser Blick auf's Meer, er tödtet mich!
Melissinde (eilt an's Fenster, schlägt es zu und lehnt sich dagegen):
Nun ist nichts mehr zu sehn. Mit Seel' und Leib
Bist Du nun mein. — 's ist zu und Niemand sieht!
Vergessen wir! — Ist mein Palast nicht schön?
Schlürf' ein den Balsam, der die Luft durchzieht!
Und nimmer, nimmer sollst Du von mir gehn! —
Gluthrothe Rosen, schau, bedecken heiß
Den Grund, der sonst von kalten Lilien weiß.
— 's ist zu, das Fenster, sag' ich; fürchte nichts! —
Der Träume blasse Blum' ist nun vertauscht
Mit Liebesflor! — So finstren Angesichts?
O nicht! Was wissen wir? Was ward uns kund?
Wir fragen Keinen. Mir zu Füßen rauscht
Dein Leben hin. Wahr ist nur unser Bund.
Was wäre zu bereun? Wo Grund zur Furcht?
Wer sagte, daß Rudel im Schiff dort ruht?
Kein Mensch; und nichts ist echt als unsre Gluth.
Vor'm Fenster draußen zieht sich tiefgefurcht
Die blaue Bucht in goldner Berge Rund.

Kein ankernd Schiff darin . . . Und wird das Fenster
Einst aufgethan, so lacht man der Gespenster,
Die blöde Furcht am hellen Tage sah.
Der Spuk ist fort, und die Geschichte da
Vom schwarzen Segel, das gehißt soll sein, —
Ein Märchen, Bertrand! — Laß das Fenster zu!
Und denk an garnichts, Vielgeliebter Du.
Dann droht uns kein Entsetzen mehr herein
Vom Fenster dort. Sieht's denn bedrohlich aus?
Sieh nur, es lacht von Gold und Elfenbein . . .

Bertrand: Nur immer von dem Fenster redet Ihr!

Melissinde: Sehr falsch! Ich spreche schlecht. — Ich liebe Dich!
Laß uns von Dir nur reden und von mir!
Wie schön an Deinem Hals dies Schmuckstück sich
Abhebt! Wohl ein Geschenk?

Bertrand: Joffroy Rudels . . .

Melissinde: Je nun, so reiß' es ab.

Bertrand: O Bruder mein!
Daß ich gefiel, macht Deines Schmuckes Schein!

Melissinde: Du konntest kommen ohne seinen Schmelz,
Zerfetzt, beschmutzt den Rock von Mord und Brand,
Den kecken Wagehals zurückgewandt,
So hätt' ich ihn mit Küssen Dir geschmückt.
Zeig' mir Dein holdes Aug'! Weich' nicht zurück.
Wenn Du zur Erde schaust, so lügt Dein Blick.
Du weißt . . .

Bertrand: Daß Deine Stimme mich berückt . . .

(Das Fenster wird plötzlich von einem Windstoß aufgerissen.)

Melissinde: Der Seewind hat das Fenster aufgerissen!

Bertrand: Das Fenster auf!

Melissinde: Geh', schließ es!

Bertrand: Nein, mir graut,
Ich sehe sie das schwarze Segel hissen.

Melissinde: Es schließt sich leicht. Nur nicht hinausgeschaut.

Bertrand: Wie brächt' ich das zu Wege!

Melissinde (steht auf und schiebt sich an der Wand entlang zum Fenster):
Geh' nur nicht
Von vorn herzu . . . Bleib' an der Mauer dicht . . .

(Sie geht an der Wand entlang nach dem Fenster, zögert einen Augenblick, wagt es nicht zu schließen und weicht mit kleinen Schritten wieder zurück. Dann sinkt sie neben Bertrand auf den Divan.)

Melissinde: Je nun, hier bleib' ich. Hier ist nichts zu sehen.
Hier laß in Minneseligkeit uns ruhn
Und thun, wie Alle, die im Glück sind, thun . . .

Bertrand: Du meinst?

Melissinde: Daß alle Glücklichen auf Erden
Von einem Fenster so beängstigt werden
Und an dem Hauch, der ihre Seel' umweht,
Aufschaudernd fühlen, daß es offen steht.

Doch tief in's Pfühl vergraben, sehn sie nicht.
Denn sähen sie, sie säh'n das Schiff der Pflicht,
Das finst're, das sie fortruft vom Ergetzen.
Und wär's zu spät, säh'n sie die schwarzen Fetzen
Am Maste flattern, quälend ihr Gewissen . . .
Drum stellen sie sich todt in ihren Kissen.
Denn Keiner gern den süßen Glückstraum mißt,
Den jeder Blick durch's Fenster kann vernichten,
Keiner gern hört, daß er ein Mörder ist. —
So laß auch uns in's weiche Pfühl uns flüchten!

(Sie umschlingt ihn und zieht ihn zu sich in die Kissen.)

Bertrand: Gut, bleiben wir! Doch ach! unselig Weib,
Vermagst Du dies? Hast Du die Herzensruh',
Die nöthig ist zu solchem Zeitvertreib?
Der Himmel gab uns nicht die Kraft . . .

Melissinde: Wozu?
Lieb' ich Dich nicht?

(Froher Lärm dringt von draußen herein.)

Bertrand (zitternd): Was ist?

Melissinde: Man lärmt und spricht
Auf der Terrasse. Knappen sind's, Gesinde . . .

Stimmen (draußen): Eins . . . Drei . . . Acht! . . .

Melissinde: 's ist nichts! Hörst Du nicht?
Am Knöchelspiel erlustigen sie sich.

Die Stimmen: Trala! Die Sonne lacht . . .

Bertrand: O Melissinde!
Welch gute Fee hieß so prophetisch Dich
Nach Deinem Honigmund und goldnem Haar!

Die Stimmen: Wie schön das Meer ist. — Schaut, o schaut!!

Bertrand (zitternd): Mein Christ!
Was mag es sein?

Melissinde: Was weiß ich, was es ist!

Stimme: Seht Ihr das Schiff?

Bertrand: Vom Schiff die Rede war!

Melissinde: Ei, hör' nicht zu!

Bertrand: Ich kann nicht! Diese Stimmen . . .

Melissinde: Ich höre nichts . . . Was rufen sie?

Bertrand (entmuthigt): Du siehst!

Melissinde: Nun ja, ein Schiff, was weiter, seh' ich schwimmen.

Stimme: Schaut nur, das schwarze Segel ist gehißt!

(Bertrand und Melissinde in tiefer Bewegung.)

Ich geh' zum Hafen. He da, kommt Ihr auch?

(Geräusch von Stimmen und Schritten, die sich entfernen. Bertrand und Melissinde wagen sich nicht mehr anzublicken und lösen ihre Umarmung langsam. Langes Schweigen.)

Melissinde (mit erstorbener Stimme): Nun . . .

Bertrand: Nun? Was? . . . Nichts! . . .

(Er greift mechanisch nach Melissindes Gürtel, der auf dem Kissen liegen geblieben ist, und athmet seinen Duft ein.)

Bertrand: Gar hold ist dieser Hauch!
Was sagtet Ihr doch eben, das es ist?

Melissinde: Ich . . . Ambra . . .

Bertrand: Euer Gürtel sei geküßt!
O holder Gürtel ... (Er wirft sich plötzlich mit wildem Schluchzen zu Boden.)
Oh! Oh! Fließt, ihr Thränen!
Todt ist er, todt! Mein Freund und Bruder todt!
Dahin! Was that ich! Unerfüllt sein Sehnen,
Sein Traum! . . . Was that ich, weh, auf Dein Gebot!

Melissinde: Entsetzlich! ... Immerhin nun hab' ich Dich!

Bertrand: Der ihn verrieth! Ein würd'ger Buhle, traun!

Melissinde: Verrath aus Liebe ziert Dich sicherlich . . .

Bertrand: Nichts Großes ist an meiner Schuld zu schaun!
Ich bin kein Held, der stolz auf sein Vergehen,
Ein Kind, das keinem Reiz kann widerstehen,
Ein Schwächling, der zum eigenen Verdruß
Sich blöde für und für verrathen muß,
Der jedem Eindruck ohne Wahl verfällt
Und leicht mißleitet wird von aller Welt! . . .
Ja, diesen Morgen war ich heldenhaft. —
Nun bin ich einem Balsamduft versklavt!
Ein Knecht des Augenblicks — ich kenne mich!
Du hast mich, sagst Du. Nun, dann irrst Du Dich.
Ein Blatt im Winde hast Du, einen Dichter,
Ein flüchtig Naß, darin der Stunde Lichter
Sich spiegeln . . .

Melissinde: Eure Reue macht Euch irr.

Bertrand: Sie zeigt, daß ich nicht zu den Recken zähle,
Die adeln können ihre Schuld und Fehle;
Die Reu' ist meine Schwäche für und für!
Ich bin so schwach, daß ich von allen Dingen,
Ob gut, ob schlimm, nichts kann zu Ende bringen.
Mit gutem Vorsatz lauf ich herrlich an —
Und kann doch nicht beharren als ein Mann!
Um sie zu brechen, hielt ich lang die Treue
Und frevle nun, was ich umsonst bereue!

Melissinde: Bertrand . . .

Bertrand: Ha, daß auch Dich der Abscheu füllte,
Daß ich zum Greul Dir würde, so wie mir,
Weil ich durch Künste mich, durch bösgewillte,
Verführen ließ und Deine Laune Dir . . .

Melissinde: Ha, nur ein lüstern Weib stell' ich ihm dar?
Ward er für diesen Frevel und die Reue,
Nicht holden Lohn's, und für gebroch'ne Treue
Nicht einer heißen, hohen Gluth gewahr?
War ich allein in holden Traumes Bann?
Ward darum nur das Grausige gethan?

Bertrand (außer sich): Ja, Du hast mich verdorben, Du . . .
(Er stürzt schluchzend auf die Kniee.)
O nein!
Das meint' ich nicht! Weh, kannst Du mir verzeih'n!
Von Allem, was geschah, heilt mich Dein Mund.
Entzieh' mir Deine Lippen nicht zur Stund'!
Dein goldenes Haar bedecke meine Pein;
Ich kann und will nicht fürder einsam sein!

Melissinde: Zu spät! Laß ruh'n die schmählichen Gefühle!
Weh, darum ist das Grausige geschehen! —
Und kann ich Dich, Unseliger, denn schmähen,
Wo ich noch tiefer mich entzaubert fühle?
Vergessen fand ich nicht an Deiner Brust,
Zwiespältig blieb mein Herz des Grams bewußt.
O Seele, Du Unstäte, wo und wann
Triffst Du den höchsten Frieden jemals an?
Unsterblich hungernd, ewig durstерfüllt —
Wo ist das Brod, die Quelle, die Dich stillt?

Bertrand: Vorüber Alles . . .

Melissinde: Alles . . .

Bertrand: Melissinde!

Melissinde: O Bertrand!

Bertrand: Sicher war sein Tod nicht linde!

Melissinde (an's Fenster eilend): O theurer Todter! Geh' nicht in's Gericht
Mit uns'rer Schuld!
(mit lautem Ruf)
Bertrand! Das Segel dort
Ist weiß.

Bertrand: O Gott!

Melissinde: Und hörten wir denn nicht . . .

Bertrand (der gleichfalls an's Fenster geeilt ist):
Vom Trauerschiff, das mit dem Sarg an Bord
Des grünen Ritters nach Byzanz entfloh.
Doch unser Schiff wiegt auf der Fluth sich froh
Mit weißen Segeln!

Melissinde: Weiß am blauen Himmelszelt!
Ein Schimmer der Vergebung, winkt's von fern.
O Gott, noch lange laß es so bestellt!
Dies weiße Segel ist mein höchster Stern!
O Liebespflicht, der ich mich widersetzt,
Ich folge Dir! Joffroy, die Stunde naht.
Ich komme, Freund! Du bist mir werther jetzt,
Als alles Böse, das ich fast Dir that!
(Ab.)

Ein Rückblick.

Von
Rudolf Klein.
— Berlin. —

Wenn wir jetzt, an des Jahrhunderts Neige, noch einmal einen Rückblick werfen auf die Geistesphase der letzten Generation, deren Werke typisch für das verflossene Jahrhundert, so kommen wir zu dem Resultat, als das hervorstechendste Merkmal nach wie vor den „naturwissenschaftlichen Geist“ hinzustellen: er hat geherrscht, trotz der Evolution des Gemüthes, die im Neu-Idealismus, der Kunst des letzten Vierteljahrhunderts, ihre Verkörperung fand, und gerade weil er geherrscht, ist diese Kunst nicht das geworden, was wir von ihr hofften, weswegen wir hoffend und voll Sehnsucht in das neue Jahrhundert eingehen, mit dem stillen Wunsche auf Erfüllung unserer Hoffnungen und Wünsche.

Der naturwissenschaftliche Geist drückte nach wie vor unseren Werken den Stempel auf und war die Ursache des Unterschiedes unserer Werke gegenüber den Werken der Alten, von denen sie sich unterschieden wie die moderne Naturwissenschaft von ihrer Vorgängerin Philosophie, von denen sie sich unterschieden wie der Blick auf's Einzelne vom Blick auf's Ganze.

* * *

Daß um die Mitte unseres Jahrhunderts zwei Männer, Taine und Zola, die Formeln aufstellten, um den naturwissenschaftlichen Geist zum ersten Mal systematisch in Kritik und Kunst einzuführen, muß als ein schüchterner Versuch des langsam sich entwickelnden Menschengeistes betrachtet werden, gegenüber den kühnen Launen, die sich die Natur hin und wieder gestattet; in welch' einer sie an den Anfang unseres Jahrhunderts einen Mann stellte, der alles Kommende vorwegnahm, in sich und seiner Production die ganzen

Phasen der modernen Seele, der modernen Kunst verkörpernd, die im Laufe der Jahre werden sollten. Edgar Poe, die erste und zugleich größte Erscheinung der Verkörperung der modernen Seele — als äußerste Potenz der Verbindung von Wissenschaft und Kunst — umschließt alle Phasen, die die Entwickelung der modernen Kunst durchgemacht, von den ersten Versuchen naturwissenschaftlicher Analyse bis zu den ahnungsschweren Räthseln phantastischer Mystik. Er war der Erste, den die Natur zusammenhanglos an die Spitze eines Jahrhunderts stellte und ihm blitzartig und zusammengedrängt enthüllte, was im langsamen Werden sich entwickeln sollte.

Während um die Mitte des Jahrhunderts sich die besten bahnbrechenden Kräfte der naturwissenschaftlichen Schilderung der Außenwelt widmeten, steht im letzten Viertel des Jahrhunderts die naturwissenschaftliche Schilderung des Innenlebens im Vordergrund, deren großer Prototyp eben Edgar Poe ist. Der Seelenzustand in dieser Spanne Zeit ist der Kampf zwischen Bewußtem und Unbewußtem, zwischen Verstand und Gefühl, Wille und Instinct, und während der erste der drei dasselbe ausdrückenden Begriffe ein Hauptmerkmal der lateinischen Rasse, ist der zweite derselben ein solches der germanischen und standen dementsprechend diese in der modernen Geistesphase der letzten Generation im Vordergrund. Bei Edgar Poe aber, das ist das Eigenthümliche, finden wir Beide, gallischen Geist und deutsches Gefühl, infolge seiner normannischen Abstammung, zur höchsten Potenz vereinigt. Infolge dieses Geistes- und Seelenzustandes — des auf die eigene Seele gerichteten analytischen Geistes — finden wir bei ihm jene Erscheinung, die unsere ganze sich selbst bespiegelnde, sich selbst zerfasernde Generation beherrscht, ich meine die Erscheinung des Doppelbewußtseins im höchsten Maße. Während bei früheren Generationen Bewußtes und Unbewußtes, Gehirn und Rückenmarkleben mit anderen Worten, als geschlossener Instinct Hand in Hand gingen, bedingte der nach innen gerichtete naturwissenschaftliche Geist die Spaltung und war von da an nicht mehr der Führer des Trieb- und Gefühlslebens, sondern der unablässige Behorcher der anarchisch entfesselten Triebe. Diese Thatsache und ihre Folgen sind deutlich an der modernen Litteratur zu constatiren, indem sie sich aus diesem Seelenzustande heraus zum ersten Male ganz neuer Gebiete bemächtigte, die, infolge eben erwähnter Umstände alsdann wieder nirgendwo weder so früh noch so umfassend ihre Gestaltung fanden wie eben bei Edgar Poe. Die Haupteigenschaften des Seelenlebens, die auf diese Weise bei Poe und seinen Nachfolgern in der Kunst Gestaltung fanden und finden mußten, infolge physiologischer Disposition ihrer Autoren, sind: der Hang zum Pathologischen; die Vorherrschaft des Lyrischen; die Tendenz des Egoismus und Individualismus; diese drei Haupteigenschaften mußten in den Vordergrund treten, infolge des durch Doppelbewußtsein anarchisch erwachten Triebleben des Unbewußten, da dort, tief unten im Unbewußten, physiologisch ausgedrückt im Rückenmarksleben, sowohl die Seeleneigenheiten

früher Culturstufen ruhen, deren Wiedererwachen wir heute als pathologischen Atavismus bezeichnen; da als zweites — da das Unbewußte uns im Schopenhauer'schen Sinne mit dem All verbindet — als „Geist der Musik“, als Geist der Allseele, das Lyrische dort als Urempfindung aller Kunst seinen Sitz hat; da drittens als „Egoismus“ schließlich von dort aus das rücksichtslose, thierische Triebleben des Individuum ausgeht, ungehemmt von dem „Du sollst“ des ethisch gebildeten Gehirns. Diese drei Eigenschaften der modernen Seele mußten also, physiologisch bedingt, das Schaffensgebiet werden und sind es geworden, bei dem Einen jene, bei dem Anderen diese mehr im Vordergrunde, je nach der Anlage, bei Keinem jedoch so umfassend wie eben bei Edgar Poe. Alle diese Eigenschaften, die später im Lauf der Jahrzehnte bestimmte Phasen der modernen Kunst bilden, finden wir bei Poe schon vor, in Eins verschmolzen, wie seine Kunstform ja auch schon die der Modernen ist; die lyrisch-psychologische Novelle — im Gegensatz zu früheren Zeiten, da die Ganz-Großen stets das Drama pflegten, in dem das Allgemein-Menschliche Gestalt annahm. In einer anderen Zeit wäre Poe gewiß, Poe, dieser Ganz-Große, dieser gewaltige Dichter, gewiß auch ein gestaltender Künstler großer Lebensschicksale geworden, während er so, unter dem Stigma des Geistes des 19. Jahrhunderts nur ein selbstanalysirender ist, der immer wieder das eigene Ich objectivirte, die Seele als wissenschaftliches Curiosum gestaltend, wenn auch mit ungeheurer künstlerischer Kraft.

* * *

Wenn wir von diesem großen Vorläufer unseren Blick abwenden, auf unser eigentliches Thema, auf das letzte Viertel des Jahrhunderts, dem dieser Rückblick gilt, so stoßen wir in Frankreich auf Paul Bourget als Hauptrepräsentanten der dort typischen Geistesrichtung. Ich hatte schon bei Poe erwähnt, daß, als Eigenschaft der lateinischen Rasse, der Wille, als productiver Verstand gedacht, so im Vordergrunde stände wie beim Germanen das Gefühl; und so finden wir denn bei Bourget, dem Südfranzosen, die analytische Kraft des Verstandes geschärft bis zu jenem Grad, da die Schneide sich zahnt, weshalb bei Paul Bourget, obgleich er Dichter, das wissenschaftliche Interesse stets das Primäre war und die Fähigkeit seiner Analyse einen so Alles überwindenden Grad erreicht, daß nach seinen ersten Büchern bald der letzte Rest des productiven Gefühls aufgezehrt ist. Paul Bourget wie seine sämmtlichen Gestalten sind grausame Rechenmaschinen mit gelähmten Herzen, da jeder Eindruck erst das Bewußtsein passirt. Die Folge dieses Geisteszustandes wurde jene Wurzellosigkeit, die die Mutter jenes intellectuellen Dilettantismus und Epikureismus (die gallische Art jenes Egoismus, der bei uns in Nietzsche zum Uebermenschen auswuchs), gegen den nachher Bourget die sentimentale Vorrede seines „disciple“ schrieb und der bei einem anderen Franzosen, bei Maurice Barrès, in der verfeinertsten

und zugleich spielerischsten Art vorliegt in seiner „culture du moi“, einem lyrisch-ästhetischen Egoismus, den er jedoch früh mit einer nur von Wenigen bemerkten Ironie docirte und den er schließlich energisch, gleich Bourget, bekämpfte. Man kann wohl sagen, daß Paul Bourget und Maurice Barrès — diese beiden Künstler, die nichts thaten wie sich selbst schildern, um hernach weinerlich und pathetisch gegen die Schwächen ihrer Helden, die sie selbst waren, als gegen die Schwächen ihrer Zeit zu Felde zu ziehen — repräsentativ sind für die letzte Generation Frankreichs und daß das, was verallgemeinert in den verschiedensten Farben schillern mag, bei ihnen geschlossen und gebunden vorliegt als die psychologische Formel, auf die man das junge Frankreich reduciren kann.

Mit ähnlicher stufenweiser Genauigkeit wie in Frankreich ging die Seelenentwickelung im letzten Jahrhundertsviertel im scandinavischen Norden vor sich. Was, um auf die frühere Generation zurückzugreifen, in Frankreich Taine und Zola, war für den scandinavischen Norden Brandes und Ibsen, und was für unsere Generation in Frankreich Bourget, das war für den scandinavischen Norden Ola Hansson. Natürlich gehen die Beiden, so verwandt ihr Ausgangspunkt und so verwandt schließlich ihre Ziele, in so weit auseinander, wie ihre Rasseneigenthümlichkeiten es bedingten. Wenn daher bei Paul Bourget die unerbittliche bis zur grausamen Selbstzerfleischung führende Analyse des Verstandes dominirt und infolge dessen ein intellectueller Epikureismus und Egoismus die Hauptzeichen seines Wesens und seiner Helden sind, so finden wir bei Ola Hansson eine Alles überwuchernde Vorherrschaft des intuitiven, nach mystischem Schauern lechzenden lyrischen Gefühls, die eine nie ruhende Vorliebe für alles Pathologische in sich schließt und weswegen die Addition dieser Beiden, die Addition Paul Bourgets und Ola Hansson jene dreistellige Summe ergeben würde, die ich vorher als Hauptmerkmal der modernen Psyche hingestellt und als deren Gesammtverkörperung uns eben der große, Alles in sich schließende Vorläufer Edgar Poe erschienen.

Was ich alsdann vorhin von Bourget und Barrès für Frankreich sagte, das kann ich hier für den scandinavischen Norden von Ola Hansson wiederholen: er ist typisch für die ganze letzte Generation, ist deren psycho-physiologische Formel.

Und Deutschland? Wenn man von oben angewendetem Standpunkt aus Deutschland betrachten will, so kann man in einige Verlegenheit gerathen, da auf den ersten Blick man in unserem Land im letzten Jahrhundertsviertel überall nur kümmerliche Ansätze von jenen Richtungen findet, die im Ausland geherrscht, und doch können wir zwei Heroen in's Feld führen — freilich muß man, des Einen wegen, ein wenig zurückgreifen: Deutschland hat seine repräsentativ modernen Persönlichkeiten, wie stets, auf dem Gebiet der Musik und der Philosophie gezeitigt in Wagner und Nietzsche. Was, dem Wesen nach, den Neu-Idealismus, die Kunst

des letzten Jahrhundertsviertels, im Auslande ausmacht, das ist bei uns der chronologisch allerdings halb einer früheren Generation angehörende Wagner: die Personification der gewaltigen Neu-Werdung germanischen Gefühls. Höchst charakteristisch hierfür ist, daß Wagner seine ersten Anhänger im Auslande fand, und zwar mit Baudelaire eben unter jener Generation, deren Wesen hier zerlegt wird. Von Schopenhauer'scher Philosophie ausgehend, die Musik als reinste Gefühlssprache, als die einzig denkbare Sinnlichwerdung des Weltwillens betrachtend, mit dem Jeden von uns unser eigenes Gefühl verbindet, schuf Wagner seine mystisch-erotischen Tondichtungen, deren Zauberkraft Jeden mit dem All verbindet, schuf Nietzsche, hierdurch angeregt, hierdurch zur Entdeckung des „Dionysischen" geführt, sein erstes Fundamentalwerk, „die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik".

Dem innersten deutschen Wesen war hiermit vorläufig Genüge gethan, es hatte kraftvolle Verkörperung gefunden. Und doch sollte die Entwicklung nicht zur harmonischen Einheit gelangen und in derselben Wirrniß enden wie im Ausland, indem im Sinne des Einen der Andere das Höchste nicht erreicht, im Sinne Nietzsches Wagner das Höchste doch nicht war, er selbst nach dessen Verkörperung strebte, jedoch im Kampfe der in ihm tobenden feindlichen Mächte zusammenbrach.

* * *

Der Ausgangspunkt dieser Betrachtung, der gleichzeitig als die Ursache hingestellt wurde, weshalb der Neu-Idealismus, die Kunst unserer Generation, nicht das, was unsere Wünsche von ihr ersehnt, war das durch den „naturwissenschaftlichen Geist" herbeigeführte Doppel-Bewußtsein der Individuen, von denen eines das andere zerstörte, die Möglichkeit für das Wachsen der höchsten Kunst auf diese Weise untergrabend, wenn auch der modernen Kunst neue Schaffensgebiete erschließend, wie wir dies im Anfang an der Persönlichkeit Edgar Poes gesehen und ersterer aus der Gegenüberstellung dieser zur großen Kunst früherer Zeiten.

Während früher die Thätigkeit von Bewußtem und Unbewußtem, von Verstand und Gefühl von (physiologisch ausgedrückt) Gehirn- und Rückenmarkleben, Hand in Hand gingen und im Gefühl, im Unbewußten das Leben langsam ausreifte zu jenen großen Kunstwerken ewiger Menschenschicksale, die der führende Verstand gestaltete, lag bei unserer Generation der allzubewußte Verstand beständig auf der Lauer, den Urfond des Unbewußten, in dem das Leben zum Kunstwerk langsam ausreifen soll, beständig zergliedernd und seine elementaren rein subjectiven Regungen zum Kunstwerk dann gestaltend. Mit anderen Worten: die Mehrzahl der Künstler unserer Generation machte den Ausgangspunkt aller Kunst zum Gegenstand der Kunst infolge ihres kunstwidrigen Seelenzustandes und untergrub so den Boden unter den eigenen Füßen.

Dieses Thun hat die verschiedensten Folgen gehabt, je nach der Rasseverschiedenheit der Künstler, und das verschiedenste Aussehen, die und das im Grunde jedoch die gleichen sind, weil Ursache und Ausgangspunkt die gleichen. —

Es war ein Kampf des Bewußten mit dem Unbewußten, in dem Ersteres das Zweite zerstörte und aus welchem Bankerott jeder nach seiner Art seinen Ausweg suchte: Paul Bourget kehrte zum Katholicismus zurück; Barrès zur Provinz; Ola Hansson zum Bauernthum und schließlich auch zum Katholicismus.

Und bei uns, bei uns in Deutschland?

Wie es eine eigenthümliche Erscheinung der Natur war, an den Anfang unseres Jahrhunderts einen Mann zu stellen, der Alles in sich verkörperte, was da kommen sollte, Edgar Poe, so brachte die Natur in Deutschland, dem Land, das die wenigste Decadenz aufwies, in einer Persönlichkeit am frühesten das große Heilmittel hervor, von dem die im Ausland alle nur ein Theil sind: ich meine den Rembrandt-Deutschen. Als der Rembrandt-Deutsche sein Buch schrieb, war die engere Entwicklung der modernen Kunst in Deutschland noch nicht vor sich gegangen, und doch kann es heute als Remedium gelten. Es gab sich nicht mit der modernen Kunst allein ab, sondern behandelte die Schäden des letzten, ja der letzten drei Jahrhunderte, die die moderne Kunst für sich im Kleinen noch einmal aufweist und gegen die man sich nun allenthalben wendet und in allen Landen mit den gleichen Mitteln. Der Rembrandt-Deutsche eiferte gegen den zersetzenden Geist, der von der Reformation bis zum modernen Materialismus reiche und wollte zurück zum deutschen Gefühl des Mittelalters, auf daß die deutsche Seele wieder in's Blühen gerathe —: eigenthümlich nun ist, daß die nach dem Mittelalter lechzende Gefühlsevolution, die der Rembrandt-Deutsche forderte, im engeren Kreis der modernen Kunst vor sich gegangen ist, ohne jedoch die ersehnten Früchte zu tragen, da der analytische Geist den Wurzeltrieb zernagte und die heutige Jugend einem frühen Greisenthum demzufolge nothwendig verfiel. Des Rembrandt-Deutschen Forderung bleibt daher nach wie vor bestehen, nur in bestärktem Maße noch. Er selbst ist in seinem Buche die glückliche Verschmelzung von Verstand und erhöhtem Gefühl, die die junge Generation vergebens anstrebte und die auch Nietzsche nicht erreichte, im Gegentheil im Kampfe mit ihr zerbrach. Und das ist das Charakteristische, warum der Rembrandt-Deutsche Nietzsche überlebt: der Rembrandt-Deutsche ist die Verkörperung Dessen, das Nietzsche vergebens anstrebte. Der junge Nietzsche, der sich aus der Philologentrockenheit zu Wagner rettete und „die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik“ schrieb, wandte sich bald gegen Wagner, weil er von diesem einseitigen Gefühlscultus jenen „Katholicismus der Gefühle“ fürchtete, den der Parsifal verkörpert, er wollte das Gefühl mit dem Verstand verbinden, den Instinct mit Sokrates, das Dionysische mit dem Apollinischen und wünschte sich einen musiktreibenden Sokrates —: ein solcher aber ist der Rembrandt-

Deutsche, oder wenigstens sein Ideal, sein Zukunft-Rembrandt: in Nietzsche aber lag der analysirende Verstand mit dem Gefühl bis zuletzt im Kampf, weil er selbst jener modernen Generation angehörte und sein Uebermensch schließlich dieselbe Ohnmachtsflucht ist wie der Bankerott der anderen kleineren Modernen, die es mit dem Katholicismus, mit der Provinz 2c., wer kann wissen, mit welchem Erfolge, versuchen.

Kurzum, der Rembrandt-Deutsche ist für uns Das, was Nietzsche nicht werden konnte, da er einer Generation angehörte, deren Gebrechen ihm alle im Blute staken, einer Generation, über der der geheimnißvolle Rembrandt-Deutsche steht. Das Ideal Beider war dasselbe, aber nur der Letztere hat es erreicht: Nietzsche wollte zurück aus der Enge materialistischen Denkens zurück zum Dionysischen des alten Hellas und wollte die apollinische Klarheit des Denkens mit dem Dionysischen vereinigen —: er ging daran zu Grunde; der Rembrandt-Deutsche wollte zurück vom zersetzenden Geist unseres Jahrhunderts, vom Geist Lessings zurück zu Luther und von diesem noch zurück zur weichen Gemüthsinnigkeit des Mittelalters und diese Drei vereinigen —: er ist diese Verkörperung selbst. Er ist der „heimliche Kaiser", von dem er spricht. Er kam, gab uns ein Buch und blieb selbst im Dunklen.

Er ist der Abschluß unseres Jahrhunderts wie Poe dessen Anfang war. Von Poe bis zum Rembrandt-Deutschen könnte man daher die Seelenphase nennen, die dieser Rückblick umspannt, die unser Jahrhundert beendet, von dem wir sehnsüchtig und voller Hoffnungen das Neue erwarten.

* * *

Der augenblickliche Stand der Dinge ist also der: das schöpferische Gefühl — das wir ersehnt und das auch erwachte — ist verbraucht, weil es die nöthige Einigung mit dem Verstand, solches zeigen uns mehr oder weniger alle Werke, sowohl die, in denen das Gefühl, wie die, in denen der Verstand vorherrscht — nicht einging. Aber verlängerte Jugend (was so viel sagen will, wie dauerndes schöpferisches Gefühl bis in die reifen Mannesjahre) ist beinahe Alles für künstlerische Productivität, die dauernde Früchte tragen soll: unsere Jugend aber verfiel einem frühen Greisenthum, weil das Gefühl verbraucht, ehe noch der Verstand gereift, der es im Werden aufgezehrt. Es giebt daher für die Zukunft die gegentheilige Forderung: hatten wir bisher Alles vom Gefühl gefordert, so gilt es vorerst den Verstand wieder zur productiven Kraft zu erheben, was in der Wissenschaft: Philosophie; in der Kunst: schaffende Phantasie heißt. Auf diese Weise, unter dieser Vorherrschaft des productiven Verstandes kann tief im Innern ruhig und still das Gefühl wieder emporwachsen, die ersehnte Synthese Erfüllung werden und die Kunst — infolge des Wiederzusammenwachsens des Individuums mit der Stunde, dem Tag, dem Leben, der Heimat, der Gesellschaft — uns als jene reife Frucht, die sie bisher nicht war, in den Schoß fallen.

Der Sohn der Sonne.

Von

Franz Evers.

— Goslar am Harz. —

Versunken war die Welt der Atlantiden.
Längst hatten Sintfluthwogen sich verschäumt.
Von einer heißen Sonne überträumt,
Blühte das Wunderland der Pyramiden.
Der dunkelhäutige Aegypter kniete
In Tempeln voll geheimnißvoller Kraft;
Die Menge beugte sich der Priesterschaft;
Reichthum ergoß sich über die Gebiete,
Wenn heil'ger Nil sich hob aus Uferhaft
Und mit den Wogen von Befruchtung schwoll. —
Es war das Dankesfest. Die Menge quoll
Zur Abendzeit aus Memphis' Häusertiefen
Gleich wie die Fluthen dort, die niemals schliefen.
Die Sonne ging, ein dunkelrother Ball,
Am Himmel nieder; ihre Farben sprühte
Sie unerschöpflich aus, und Alles glühte
Und war berauscht . . . Der langgezog'ne Schall
Der kupfernen Trompeten gab das Zeichen . . .
Und die Gesandten aus den beiden Reichen
Rollten heran auf blanken Kampfeswagen.
Die Stadt erklang von ihrem stolzen Jagen . . .
Und purpurn wirbelten die erznen Speichen
Der großen Räder, drin der Abend glänzte.
Das Volk schrie auf . . . Es nahte das bekränzte

Siegreiche Heer mit eisernem Gestampf.
Trophäen jubelten von heißem Kampf;
In hunderttausend Waffen glomm die Sonne . . .
Und dann kam er: der große Sohn der Sonne.
Auf hoher Sänfte lagerte sein Thron,
Den auserwählte braune Männer trugen.
Wie da die Stirnen auf den Boden schlugen
Voll Ehrfurcht! — Ja, es war der Sonnensohn:
Aegyptens König! — reglos saß er da,
Ein Bronzebild, im Schmuck der beiden Kronen;
Er war der Stolzeste der Pharaonen;
Niemand vergaß ihn, der ihn einmal sah.
Die Sphinxallee, in die der Sieger bog,
Von Jubel rings umbraust, blieb starr wie er.
Der Festzug stockte . . . und ein Staunen flog . . .
Der Sohn der Sonne hob den goldnen Speer
Und stieg zur Erde — dort der Felskoloß
Des Sonnentempels lag noch hundert Schritte —
Wie stolz das weiße Linnen ihn umfloß,
Als er dahinschritt in der Priester Mitte —
Bis ihn umfing das Thor mit schwarzem Schweigen.
Der Oberpriester stand mit stummem Neigen,
Den Sonnensohn und Herrscher zu empfangen;
Dem aber blieben unbewegt die Wangen.
Er hob die Arme, bot den Opfergruß,
Dann trat er in die Nacht mit festem Fuß;
Man hörte seine goldnen Schuhe klirrn;
Und einmal blitzte über seiner Stirn
Die Sonnenscheibe mit den goldnen Flügeln . . .

Wie über vollen waldbewegten Hügeln
Ein Sturm geboren wird und dann erbraust,
So kam es nach Minuten angesaust
Und flog durch's Volk wie heiliger Gesang
Nach langem Warten, des Gebetes Klang.
Der König opfert, und die Tausend stehn
Und opfern mit, und brünstig wird ihr Flehn:
 Osiris! Isis! und die guten Mächte!
 Du Leben, das um keinen Todten weint!
 Urmutter Sonne, die den Nil bescheint,
 Segne den Sohn! segne den Pharao!
 Segne dein Volk!
  Sonne und Erde nun vereint:
   Osiris ist erstanden!
  Mit den sonnigen Händen, die ihn fanden,
   Den du lang beweint.
  Isis, segne den Nil! . . .

Ein Tubastoß. Und aus dem Tempelthor
Tritt still der Sonnensohn. Der laute Chor
Der Beter schweigt. Und alle Arme heben
Sich auf zum Himmel, wo die Sonne steht
Und sich verdunkelt. Tiefe Schatten schweben
Auf Land und Menschen, nun sie untergeht.
Nur noch ein letzter voller Purpurgruß
Umfließt den Pharao. . . Es stockt sein Fuß . . .
Sein Athem hebt sich schwerer . . . und die Hand,
Die fest und stolz den goldnen Speer umspannt,
Beginnt zu zittern wie vor neuen Dingen.
Ein Ungewohntes adelt seine Züge . . .
Da öffnet er die Arme wie zwei Schwingen
Der Gluth entgegen — und als ob er früge
Nach einer langersehnten Seligkeit,
Flüstert sein Mund: „Ists! ich bin bereit!
Allmutter du, ich habe deinen Segen."
Da geht durch all die Menge ein Bewegen.
Erst wissen sie nicht, was das Zeichen soll —
Dann fühlen sie das Auge Thränen voll,
Denn ihre Herzen schauen und verstehen:
Der König, den sie stets wie Erz gesehen
In Kampf und Streit, bei Opferdienst und Sieg,
Der wie ein ehern Bild zu ihnen stieg
Mit ewig unbewegtem Angesicht —
Der König lächelt . . .

Und sie wissen nun,
Er wird im Arm der Mutter Sonne ruh'n,
Der so sein Herz den großen Göttern bringt.
Sie schweigen, tiefer Andacht voll, und sehen
Wie er, der lächelnd ihren Schmerz bezwingt,
Den Priestern, die ihn kalt und ernst umstehen,
Verzückten Auges in die Arme sinkt. . .
Sein Lächeln war ein froh Hinübergehen.

Die Honorare deutscher Dichter und Schriftsteller.

Von

Tony Kellen.

— Rüttenscheidt b. Essen (Ruhr). —

In unserer realistischen Zeit pflegt man vielfach den Erfolg eines Schriftstellers nach dem Absatz zu beurtheilen, den seine Bücher finden, und deshalb braucht man sich nicht zu wundern, daß man oft in Zeitungen liest, wieviel Honorar Zola oder irgend ein anderer berühmter französischer Schriftsteller für seine Werke erzielt hat. Von deutschen Schriftstellern geht nur selten die Rede, und man glaubt vielfach, in Deutschland sei das Dichten und das Schriftstellern so wenig lohnend, daß man besser nicht davon redete.

Nun ist es ja wahr, daß die große Masse der Dichter keinen oder nur einen sehr unbedeutenden Lohn für ihre Werke erhalten, aber, auch wenn man von Goethe absieht, gab es doch schon manche Dichter in Deutschland, die recht gut von ihrer Feder zu leben wußten. Besonders in neuerer Zeit haben manche Romanschriftsteller und dramatische Dichter bedeutende Honorare verdient.

Wohl wenige Leser hatten je Gelegenheit, etwas Näheres über die Honorare zu erfahren, die dieser oder jener ihrer Lieblingsschriftsteller erzielt hat. Es dürfte deshalb gewiß von Interesse sein, die materielle Lage der deutschen Dichter und Schriftsteller seit dem vorigen Jahrhundert zu untersuchen.

An Schriftstellern fehlte es nie in Deutschland, und das Volk der Dichter und Denker war ja auch von jeher bestrebt, seine geistigen Größen zu ehren. Im Allgemeinen ist aber den Dichtern in Deutschland kein reicher materieller Lohn zu Theil geworden. Nur Goethe bildet eine wirklich

hervorragende Ausnahme: er, der größte der deutschen Dichter, war vielleicht auch der tüchtigste Geschäftsmann unter den schriftstellerischen Größen.

Lange Zeit erhielten die Dichter und Publicisten kein oder nur ein sehr ungenügendes Honorar von den Verlegern. Es wäre wohl schwer festzustellen, in welchem Verhältniß die Schriftsteller seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis 'zum 17. Jahrhundert zu den Buchhändlern standen. Abgesehen von Luther, der für keine seiner vielen Schriften auch nur das geringste Honorar angenommen hat, gab es einzelne Dichter, die sehr fruchtbar waren. Ich erinnere nur an Hans Sachs, den berühmten Dichter und Schuhmachermeister, der eine Unmenge Schwänke, Schauspiele, „Meistergesänge" u. s. w. dichtete. Er hat selbst unter dem Titel „Summa all meiner Gedicht vom 1514 jar an, bis in 1567 jar" ein Verzeichniß seiner Werke geliefert; er unterscheidet darin 16 Bände „Gesangbücher", die allein 4275 Bar- oder Meistergesänge enthielten, und 18 Bände „Spruchbücher", die 1773 Stück, in Summa also 6048 Stück „eh mehr denn minder" umfaßten. Er hat nicht weniger als 59 Tragödien, 76 Komödien und Spiele und 65 Fastnachtsspiele, zusammen 200 Dramen gedichtet, und zwar die meisten in seinem höheren Alter (59. bis 63. Lebensjahre). Viele seiner Gedichte und Schwänke wurden als illustrirte Flugblätter zur Reformationszeit von Buchführern und auf Jahrmärkten feil geboten, von Bürgern und Bauern gekauft, an die Wände und Thüren der Wohnstuben geheftet und auf diese Weise überall im Volke verbreitet. Es ist aber kaum anzunehmen, daß Hans Sachs einen bedeutenden Geldgewinn aus seinen Werken zog, obschon in neuerer Zeit nachgewiesen wurde, daß er ganze Sammlungen von Meister- und anderen Liedern gegen Bezahlung geliefert hat.

Von Martin Opitz (1597—1639) wissen wir, daß er wegen eines deutschen Gedichtes von Ferdinand II. persönlich mit einem Lorbeerkranz gekrönt wurde. Er wurde später auch geadelt als Opitz von Boberfeld. Er trat nacheinander in den Dienst des katholischen Grafen Hannibal von Dohna und der protestantischen Herzöge von Brieg und Liegnitz und schließlich in den des Königs Ladislaus von Polen, der ihn zu seinem Secretär und Historiographen ernannte.

Auch andere Dichter erhielten von Fürsten Stellungen, so Simon Dach (1605—1659) vom Kurfürst Georg Wilhelm die Professur der Poesie in Königsberg.

Bis in's 18. Jahrhundert gab es wohl keine Schriftsteller, die ausschließlich von ihrer Feder gelebt hätten. Selbst in der klassischen Goethe-Schiller Periode besaßen die meisten Dichter eine feste Stellung oder erhielten von einer fürstlichen oder anderen hochgestellten Persönlichkeit ein Ehrengehalt.

Vater Gleim war Kanonikus in Walbeck während 45 Jahren. In dieser langen Zeit benutzte er sein nicht unbedeutendes Einkommen zum guten Theil zur Unterstützung schriftstellernder Talente. Klopstock besang in einer

Ode an Gleim dessen „brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein". Und Goethe sagte von ihm: „Ein solches Förderniß junger Leute im litterarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat diesen deutschen Mann verherrlicht. Er hätte eben so wohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus- und dadurch wirklich der Litteratur zu Ehren half, gewann er sich so viel Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ." Gleim war also damals ein kleiner Mäcenas.

K. W. Ramler, der seiner Zeit sich einer großen Berühmtheit erfreute, erhielt 1748 (er war damals 23 Jahre alt) eine Stelle als Lehrer der Logik und schönen Wissenschaften an der Berliner Kadettenschule. Obschon er dort nur kärglich besoldet war, behielt er diese Stelle doch bei und wurde nicht müde, seinen großen König (Friedrich II.) in Oden zu besingen. Er verlangte nie einen Lohn für seine Gedichte, indem er sagte, „ein Sänger, der nicht gedungen worden, könne keine Belohnung fordern; der König möge sie denen ertheilen, die ihr Leben für ihn gewagt." Friedrich Wilhelm II. gewährte ihm ein Jahresgehalt von 800 Thalern und ernannte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Gellert wurde 1751 zum außerordentlichen Professor in Leipzig ernannt, mit einem Jahresgehalt von — 100 Thalern. Einzelne Professoren erhielten allerdings höhere Gehälter, z. B. 500 Thaler, was schon als ein sehr gutes Professorengehalt angesehen wurde. Hatten doch Luther und Melanchthon in Wittenberg nur 200 Gulden jährlich erhalten, und ein Professor der Philosophie mußte sich sogar mit 40 Gulden begnügen. Auch die Collegiengelder der Studenten waren meistens nicht sehr bedeutend, und deshalb waren die schriftstellernden Professoren häufig gezwungen, von hohen Gönnern Geschenke anzunehmen.

Bekannt durch ihre sonderbaren Erlebnisse wurde „die Karschin" (Anna Louise Karsch), die die unglaublichsten Sachen dichtete. Sie fand Gelegenheit, sich durch Gedichte bei festlichen Anlässen etwas Geld zu verdienen. Man zog sie, die Tochter eines Schankwirths, in die ersten Gesellschaften und ergötzte sich an ihrer Fertigkeit zu improvisiren. Ramler, Mendelssohn, Gleim u. a. unterstützten sie. Gleim gab eine Sammlung ihrer „Auserlesenen Gedichte" (Berlin 1764) heraus und verschaffte ihr dadurch 2000 Thaler. Der Graf von Stolberg-Wernigerode und andere bewilligten ihr Jahrgelder; allein dies Alles reichte nicht zu, sie selbst, ihre zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Ihre Freunde verschafften ihr nun in Berlin eine Unterredung mit Friedrich dem Großen. Sie erzählt selbst darüber:

> Er frug: „Wer lehrte Dich Gesang?
> Wer unterwies Dich in Apollens Saitenzwang?"
> „Held!" sprach ich, „die Natur und Deine Siege machten

Mich ohne Kunst zur Dichterin."
Er lächelte und wollte wissen,
Woher ich Nahrung nähm'?; da sagt' ich: „Freunde müssen
Mich nähren! — — —"

Der König versprach, sich ihrer anzunehmen, allein trotz ihrer wiederholten gereimten Gesuche, versäumte er, sein Wort zu halten. Er suchte sie sogar einmal durch ein Geschenk von zwei Thalern abzuschrecken. Sie schickte das Geschenk zurück mit den Worten:

Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück —
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.

In Sanssouci hat man vielleicht über diese Kühnheit gelacht, allein die Karschin brauchte nun nichts mehr von Friedrich dem Großen zu erwarten. Sie gab die Hoffnung noch nicht auf, denn später wandte sie sich mit einem gereimten Gesuch an Friedrich Wilhelm II. Dieser ließ ihr melden, daß ihr „ein Haus gebaut werden sollte, ausgeziert mit allen Allegorien der Musen." Ein kleines Haus erhielt denn auch die Dichterin, und sie bewohnte es noch die letzten Jahre ihres Lebens.

Klopstock dichtete seine Messiade zu einer Zeit, wo man eigentlich nur der Ehre wegen schrieb. Er erhielt für den gedruckten Bogen seiner Messiade von dem Buchhändler Hemmerde zu Halle anfangs nur zwei Thaler, und da das Werk dann allgemein gelesen wurde — endlich einen Ducaten. Wie Klopstock noch zu einer Extra-Gratification kam, erzählte einmal eine illustrirte Zeitschrift wie folgt: „Der damalige Philosoph und Professor Meier zu Halle, dessen Kritik so ganz für den Werth des großen Dichters entschied, fand das Honorar für die Messiade so sehr geringfügig, daß er den Verleger, welcher durch das Werk Tausende verdiente, mehrmals zu einer ehrenvolleren Bezahlung anspornte. Hemmerde aber wollte lange nichts davon hören und blieb auch stumm und unentschlossen, bis zufälligerweise Klopstock, als eben die Messiade von Neuem wieder aufgelegt wurde, nach Halle kam und seinen Verleger besuchte. Jetzt erwachte in Hemmerde auf einmal ein Funke von Dank und Ehrgefühl. Er wollte seinen berühmten Autor nicht ohne Geschenk abreisen lassen. Daher schickte er ihm einen Schneider zu, welcher an dem Dichter das Maß zu Rock und Beinkleidern nahm. Klopstock hielt dies für einen Scherz oder ein Mißverständniß; aber nach einigen Tagen erhielt er in der That einen sehr stattlichen, mit breiten Tressen besetzten Anzug nebst einem gleichfalls mit Tressen besetzten Hut von Hemmerde zugesandt. Klopstocks Gutmüthigkeit mochte diese Geschenke nicht ausschlagen; Hemmerde wollte aber doch dem Publicum zeigen, wie liberal er sich gegen seinen Autor benommen hatte, und ruhte nicht eher, als bis Klopstock einwilligte, — in seinem Tressenkleide den Verleger am hellen Tage über den Marktplatz und durch mehrere volkreiche Straßen zu begleiten, um Besuche bei Professoren abzustatten."

Ob diese Erzählung auf Wahrheit beruht, vermag ich nicht zu sagen; aber unmöglich wäre sie ja keineswegs.

Von König Friedrich II. von Dänemark erhielt Klopstock ein Jahresgehalt von 400 Reichsthalern, damit er sorgenfrei an der Messiade arbeiten könne. Der König bezahlte ihm auch noch die Reisekosten aus der Schweiz nach Kopenhagen. Im Sommer 1774 erging durch den badischen Kirchenrath an Klopstock die Einladung, mit Rang und Gehalt eines markgräflichen Hofraths nach Karlsruhe an den Hof des Markgrafen Karl Friedrich von Baden überzusiedeln. Diese Einladung kam dem Dichter nicht unerwünscht. Seine Beziehungen zum dänischen Hofe hatten sich nämlich inzwischen gelockert, sein alter Gönner, der Minister Bernstorff, war im Februar 1772 gestorben, die Hoffnungen, die er auf Wien gesetzt, hatten sich zerschlagen, nach der kühlen Aufnahme, die eben erst seine „Gelehrtenrepublik" bei der großen Masse des Publicums gefunden, durfte er wohl auch nicht darauf rechnen, sich künftig auf dem Wege der Subscription, wie er gehofft, die Mittel einer sorgenfreien Existenz zu verschaffen. Klopstock nahm deshalb den Ruf an. Auch als er schon bald nach Hamburg zurückkehrte, beließ ihn der Markgraf im ungehinderten Genuß seines Jahresgehalts. Als 1802 der Dichter erkrankte, schrieb der Markgraf ihm und fügte voll Theilnahme für ihn als Geschenk für den Arzt 10 Louisdor bei, und als Klopstock im folgenden Jahre starb, bewilligte er der hinterbliebenen Wittwe aus freien Stücken außer dem Wittwengehalte eine jährliche Pension von 300 fl.

Claudius, der wackere „Wandsbecker Bote", mußte lange Jahre sein Leben kärglich fristen, so wenig brachten ihm seine Originalarbeiten und seine Uebersetzungen ein. Herder, Gleim und andere seiner Freunde bemühten sich lange vergeblich, ihm eine Stelle zu verschaffen. Herder gelang es, ihm eine Anstellung als Ober-Landcommissarius in Darmstadt mit einem Gehalt von 800 Gulden zu verschaffen. Claudius hielt es aber nicht lange in dieser Stellung aus und widmete sich wieder litterarischen Arbeiten und Uebersetzungen, mit deren Ertrag er sich und seine Familie spärlich ernährte. Er verlor dabei seinen gesunden Humor nicht, und es brach auch eine bessere Zeit für ihn an, als der Kronprinz Friedrich, der nachherige König Friedrich VI. von Dänemark, ihm ein Jahrgehalt von 200 Thalern auswarf.

Wieland wurde bekanntlich 1772 von der verwittweten Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar als Lehrer ihrer beiden Söhne an den Weimarer Hof berufen, wo er auch nach Vollendung seiner Erzieheraufgabe von der ihm bewilligten reichlichen Pension in litterarischer Thätigkeit bis an sein Ende lebte.

Ein romantisches, vielfach bedrängtes Leben führte Bürger. Er verdiente nicht viel mit seinen litterarischen Arbeiten, denn als er sich nach Göttingen begeben hatte, um dort von seinen Dichtungen und Vorlesungen zu leben, mußte er sich auch noch auf Uebersetzungen verlegen, ohne aber

aus der Noth herauszukommen. In Briefen an Gleim und Boye hat er das Verhängniß seines Lebens selber epigrammatisch ausgedrückt mit den Worten: „Niemand kann zween Herren dienen, dem Mammon und den Musen.“ Sechs Wochen vor seinem Tode erhielt er durch „die Milde der königlichen Regierung in Hannover“ 50 Reichsthaler zum Geschenk, die wohl für's Begräbniß hinreichten.

In gesicherter Lebensstellung befand sich dagegen Herder, der als Hofprediger und Superintendent sich ungestört seinen litterarischen Arbeiten widmen konnte, ohne sich um materiellen Erfolg zu kümmern.

Jean Paul hatte lange mit pecuniären Sorgen zu kämpfen. Da sein Vater früh gestorben war und seine Mutter selbst am Hungertuche nagte, war er in Leipzig während seiner Studienzeit auf sich selbst angewiesen. Er suchte mit litterarischen Arbeiten Geld zu verdienen, allein für sein „Lob der Dummheit“ (allerdings ein sonderbarer Titel für ein Erstlingswerk) fand er keinen Verleger. Die „Grönländischen Skizzen“ brachten ihm nur ein unbedeutendes Honorar ein und wurden auch von der Kritik ungünstig aufgenommen. Wegen einer Schuld von 20 Thalern mußte Jean Paul fliehen. Als er 1784 in einem geborgten Mantel, „in dem er sich unterwegs gewärmt,“ zu seiner Mutter nach Hof zurückkehrte, hatte er sein erstes Honorar längst aufgezehrt. Dringender als je klopfte die Noth an seine Thüre. „Da ich die Wahl habe,“ klagte er, „zu erfrieren oder zu schreiben, so thue ich das letztere. Wir verschoben den Holzeinkauf bis heute und müssen ihn wieder acht Tage verschieben. Aber in der Zeit können ich und meine Clavierfinger ausgewintert sein.“ Jean Paul hatte nämlich, so kummervoll sein Leben auch dahinschlich, sich nicht blos mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, sondern sich auch im Clavierspiel zu vervollkommnen gesucht. Nachdem Herder und Wieland sich vergeblich bemüht hatten, für ihn einen Verleger zu finden, nahm er 1787 eine Hauslehrerstelle an. Nach zwei Jahren kaufte ihm aber ein Buchhändler die „Auswahl aus des Teufels Papieren“ für ein geringes Honorar ab. Auch für die „Unsichtbare Loge“ fand er durch Vermittelung von K. Ph. Moritz einen Verleger, und an einem Spätabend des Jahres 1793 bei Sternenschein eilte der Glückliche von Schwarzenbach nach Hof, um seiner Mutter, die er am Spinnrad in ihrem ärmlichen Stübchen fand, das Honorar — 100 Dukaten — zu bringen. Jetzt wurde Jean Paul die Aussicht auf allgemeine Anerkennung und ein sorgenfreies Leben eröffnet. Nachdem er seine Lehrerstelle aufgegeben, veröffentlichte er eine Reihe von Werken, die ihn zu einem der gefeiertsten Schriftsteller in Deutschland machten. Der Herzog von Sachsen-Hildburghausen verlieh ihm den Titel „Legationsrath“, und der Fürst-Primas setzte ihm ein Jahresgehalt von tausend rhein. Fl. aus.

Lessing mußte vielfach Uebersetzungen und andere Arbeiten übernehmen, um sich durch's Leben zu schlagen; er erhielt als Bibliothekar von

Wolfenbüttel ein Gehalt von 600 Thalern, das erst nach 6 Jahren um 200 Thaler erhöht wurde. Er beklagte sich öfters bitter über die Verleger, und er machte sogar den Versuch, die bücherschreibenden Gelehrten von den Buchhändlern zu emancipiren. Er selbst war zwar mit seinen Verlegern so vorsichtig, daß er sagen konnte, er brauche sich nicht über sie zu beklagen. Dennoch zog er es vor, z. B. „Nathan den Weisen“ auf dem Subscriptionswege zu veröffentlichen, und er muß also gehofft haben, sich auf diese Weise ein größeres Honorar sichern zu können. In der Ankündigung „Nathans des Weisen“ schrieb er:

„— — Ist nun das deutsche Publicum darauf begierig, so muß ich ihm den Weg der Subscription vorschlagen. Nicht, weil ich mit einem einzigen von den Buchhändlern, mit welchen ich noch bisher zu thun gehabt habe, unzufrieden zu sein Ursache hätte; sondern aus anderen Gründen. Meine Freunde, die in Deutschland zerstreut sind, werden hiermit ersucht, diese Subscription anzunehmen und zu befördern. Wenn sie mir gegen Weihnachten dieses Jahres wissen lassen, wie weit sie damit gekommen sind, so kann ich um diese Zeit anfangen lassen zu drucken. Das Quantum der Subscription wird kaum einen Gulden betragen: den Bogen zu einem Groschen gerechnet, und so gedruckt, wie meine übrigen dramatischen Werke bei Voß gedruckt sind. Wolfenbüttel, den achten August 1778.“

Lessing starb so arm, daß der Herzog von Braunschweig ihn auf Staatskosten begraben lassen mußte.

Auf Goethe und Schiller wollen wir etwas näher eingehen, weil vielfach behauptet worden ist, sie hätten nur sehr ungenügende Honorare erhalten. So hat Franz Sandvoß in den „Preußischen Jahrbüchern“ August 1898, S. 366 ff.) behauptet, der deutsche Buchhandel und die Bühne hätten Schiller und Goethe „bei ihren Lebzeiten knapp am Verhungern gelassen“. Dieser Vorwurf hat im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ sofort eine Zurückweisung erfahren, und es ist auch leicht nachzuweisen, daß derselbe unbegründet ist.

Wenn Sandvoß sagt (a. a. O. S. 367): „Welche Erfahrungen mit Verlegern Goethe gemacht hat, wird ja auch allmählich zu Tage kommen,“ so muß dem gegenüber doch bemerkt werden, daß das Verhältniß längst bekannt ist und daß Goethe sehr hohe Ansprüche an seine Verleger gestellt hat. Wenn er einmal im Unmuth sagte: „Die Buchhändler sind Alle des Teufels, für sie muß es eine eigene Hölle geben“ (Unterh. 17. 5. 1829), so hat er das vielleicht aus Anlaß eines bestimmten Falles gethan, allein im Grunde hatte er sich über die Verleger nicht zu beklagen. Vielleicht galt die Bemerkung auch den Buchhändlern, die seine Werke nachdruckten.

Ueber die Summen, die Goethe von seinen Verlegern erhielt, liegen ausführliche Angaben vor. Im Jahre 1824 gab August von Goethe namens seines Vaters den jährlichen litterarischen Verdienst für die Steuerschätzungscommission zwar nur als „in maximo 1400 Thaler“ an (Burkhardt in der Vierteljahrsschrift für Litt.-Gesch. 3,482). Diese Angabe trifft aber jedenfalls nur für das erwähnte Jahr zu, denn in den früheren Jahren waren die Einnahmen nachweislich bedeutend höher.

In den Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, die Burkhardt herausgegeben hat, sagte Goethe am 31. März 1823: „Einen Parvenü wie mich konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegentheil; aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier (in Weimar) zugesetzt und erst mit 1200 Thaler, dann mit 1800 Thaler bis (zum Jahr) 1815 gedient.“ Diese Aeußerung könnte zu der Annahme verleiten, Goethe sei gegenüber seinen Verlegern höchst uneigennützig gewesen. Aber durch neuere Untersuchungen ist festgestellt, daß gerade sein und Schillers Verleger, Johann Friedrich Cotta, vom Buchhändler-Standpunkt aus sehr uneigennützig war und sich Goethe gegenüber stets zuvorkommend erwies. In Schillers Briefwechsel mit Cotta, und in Goethes Briefwechsel mit Schiller und für spätere Zeit in Goethes Briefwechsel mit Sulpiz Boisserée, sowie dessen Tagebuch und in anderen zerstreuten Briefwechseln liegt ein ansehnliches Material zur Beurtheilung des Verhältnisses Goethes zu Cotta vor. Der Buchhändler Gustav Kleinstück hat in einem als Broschüre vorliegenden Vortrag „Goethe und Cotta“ (Leipzig 1883, Rühle und Rüttinger) das hinsichtlich dieser Frage zugängliche Material zusammengestellt. Aus dieser Abhandlung und aus anderen zuverlässigen Quellen gebe ich im Nachfolgenden die wesentlichen Angaben wieder.

Goethe war im April 1795 durch Schiller mit Cotta bekannt geworden, und er bediente sich auch später noch Schillers, so lange dieser lebte, als Mittelmann. Das Geschäft war nicht immer angenehm und leicht. Nicht als ob Cotta gegen Goethe knauserig gewesen wäre! Schon im Jahre 1794 (erster Jahrgang der „Horen“) hatte Schiller für Goethe größeres Honorar vorgeschlagen mit der Begründung: „Ein Mann wie Goethe, der in Jahrhunderten kaum einmal lebt, ist eine zu kostbare Acquisition,“ und Cotta hatte sofort (19. Januar 1795) diesen Vorschlag mit den Worten angenommen: „Es ist natürlich, daß man Goethe bezahlen muß, was er verlangt.“ Allein Cotta hatte an manchem Goethe'schen Verlagsartikel auch Verlust zu erleiden, wie wir bald sehen werden.

Schiller mußte mit Cotta wegen Uebernahme der Kunstzeitschrift „Propyläen“, die Goethe mit Meyer herausgeben wollte, am 28. März 1798 unterhandeln.

„Wohlfeil giebt es Goethe nicht,“ schrieb Schiller an Cotta, der sich kein gutes Geschäft von diesem, nur auf ein kleines Publicum berechneten Unternehmen versprach und auch sonst gegen dessen Ausführbarkeit manche Bedenken hatte, aber doch darauf eingehen wollte, wenn er Aussicht habe, von Goethe auch ein besseres Werk, etwa den „Faust“ zu erhalten. Schiller rieth Goethe, für den ungefähr wie „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ bei Unger gedruckten Bogen der kunsttheoretischen Abhandlungen 4 Louisdor (den Louisdor damals zu 6 Thlr. 2 Gr. 9 Pf. berechnet), und für den

Bogen des „Faust" 8 Louisdor zu fordern, — wenn Goethe aber von Unger oder Vieweg mehr erhalte, so zahle Cotta es auch; wohl gemerkt waren „Wilhelm Meisters Lehrjahre" in klein Octav gedruckt, so daß ein Bogen dieser Ausgabe kaum einem halben Druckbogen der bekannten Hempel'schen Ausgabe gleichkam, ganz abgesehen davon, daß das Geld damals viel höher im Werthe stand, als jetzt. Goethe verlangte für das Stück der „Propyläen", die allerdings ein etwas größeres Format hatten, das Stück zu 11 Bogen berechnet, 60 Karolin, d. i. Louisdor, zahlbar bei Ablieferung des Manuscriptes. Cotta zahlte willig und hatte bereits Mitte 1799 bei einem Absatz von 450 Exemplaren 2500 Fl. Schaden zu verzeichnen. Trotzdem kam man überein, wenigstens noch 2 Hefte der Zeitschrift herauszugeben; Goethe erklärte sich zu einer „billigen" Herabminderung des Honorars bereit, worauf Cotta jedoch nicht einging. So hatte Letzterer nach dem Eingehen der „Propyläen" nur den einen Vortheil, Goethe für sich gewonnen zu haben, und auch die Fortdauer des Verhältnisses mit diesem sollte dem Verleger noch manches schwere Opfer kosten.

Am 18. Mai 1802 gab Schiller Cotta den Rath, „sich an dem Goethe'schen „Faust" für alle Verluste zu entschädigen." Er fügte allerdings hinzu:

„Aber Sie können sich darauf verlassen, daß er Ihnen nicht wohlfeiler verkaufen wird, als irgend einem anderen Verleger, und seine Forderungen werden groß sein. Es ist, um es gerade heraus zu sagen, kein guter Handel mit G. zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt und sich selbst hoch taxirt und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler in Verbindung mit ihm geblieben. Er war noch mit keinem zufrieden, und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden seyn. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht!"

Goethe war eben viel anspruchsvoller als Schiller, welcher bei dem Dank anläßlich des freiwilligen Mehrhonorars für die erste Ausgabe Wallensteins am 1. Juli 1802 an seinen Verleger schrieb:

„Wie sehr wünschte ich, daß meine Muse fruchtbarer seyn möchte, wär es auch nur um Ihres Vortheils willen, da Sie so sehr auf den meinigen denken und mir in Ihrem lezten Brief wieder einen neuen und über alle meine Erwartung gehenden Beweis davon gegeben. Dafür bin ich aber auch überzeugt, daß unser beiderseitiges Verhältniß in der schriftstellerischen Welt das einzige seiner Art seyn wird. Warum können wir nicht an demselben Ort zusammen leben und uns, bei solchen Gesinnungen für einander, zu einer gemeinschaftlichen großen Unternehmung vereinigen!"

Cotta mußte einigermaßen dafür büßen, daß Goethe nur geringe Tantièmen vom Berliner Nationaltheater und anderen Bühnen erhielt. Damals waren nämlich die Theater nicht verpflichtet, für bereits im Buchhandel erschienene Stücke irgend eine Gebühr zu bezahlen. Deshalb erhielt Goethe von den Theatern kein Honorar für seine Originaldramen, die er im Druck hatte erscheinen lassen. Uebrigens zahlte das Berliner Nationaltheater unter Ifflands Direction für jene Zeit sehr anständige Honorare. Die größte Summe von der Kasse des Königlichen Theaters in Berlin empfing allerdings Kotzebue, der in dem Zeitraum von 1790

bis 1810 für 46 Werke 4279 Thaler 11 Groschen 7 Pfennige erhielt. Schiller, beziehungsweise seine Erben, erhielten in diesem Zeitraum für 9 seiner Dramen 1145 Thaler 3 Groschen 6 Pf., Goethe für 3 Dramen 319 Thaler 4 Groschen. Was das Specielle betrifft, so erhielt Schiller für die ganze Wallenstein-Trilogie 60 Friedrichsdor, für „Maria Stuart" 36 Dukaten, für die „Jungfrau von Orleans" 34 Ducaten, für „Turandot" 145 Thaler 16 Groschen, für die „Braut von Messina" 103 Thaler 19 Groschen 6 Pf., für „Wilhelm Tell" wurden 80 Friedrichsdor gezahlt. Die drei Goethe'schen Stücke waren die Bearbeitung des „Mahomet" von Voltaire, für die 97 Thaler 12 Groschen, des „Tankred", für die 95 Thaler, und das Originalstück „Die natürliche Tochter", für welches 126 Thaler 16 Groschen gezahlt wurden. Für die Bearbeitung von „Romeo und Julia", die 1812 in Berlin in Scene ging, erhielt Goethe 600 Thaler, (wofür aber die Berliner Hofbühne das Recht hatte, das Stück anderen Bühnen zu verkaufen); dagegen wurden Goethes Originalstücke „Egmont", „Tasso" und „Iphigenie" in Berlin ohne Honorar aufgeführt, „weil diese Werke schon lange vorher im Druck erschienen waren." Iffland hatte es übrigens nicht leicht, zu wirthschaften, da zu seiner Zeit der Einnahme-Etat der Berliner Hofbühne auf 120000 Thaler festgestellt war und der König damals nur 5400 Thaler beisteuerte.

Um nun auf Goethe und seinen Verleger zurückzukommen, so kosteten die Bearbeitungen von „Mahomet" und „Tankred" Cotta rund 500 Thaler sächsisch. Für sein „Taschenbuch auf das Jahr 1804", einen Lieder-Almanach, forderte Goethe 1000 Thaler, dann aber wurde für „Benvenuto Cellini", „Die natürliche Tochter" und eine Anzahl der in jenem Almanach enthaltenen Lieder ein Gesammthonorar von 400 Karolin in Laubthalern (4400 Fl.) vereinbart, für das Werk „Winkelmann und sein Jahrhundert" 400 Laubthaler (4400 Fl.); für das Vorspiel „Was wir bringen" hatte Cotta ferner nicht weniger als 70 Karolin berechnet, obwohl Schiller selbst in Goethes Namen nur 60 Karolin gefordert hatte.

Für die erste Cotta'sche Ausgabe seiner Werke in 12 Bänden, welche 1806—1808 erschienen, erhielt Goethe gegen Ueberlassung des Verlagsrechts auf 8 Jahre im Februar 1807 volle 10000 Thaler und im August 1808 noch ein Extrahonorar ausgezahlt von 705 Thalern. Weiterhin überließ Goethe 1809 seinem Verleger die „Wahlverwandtschaften" für 2500 Thaler. Am 1. November 1811 erhielt Goethe 1500 Thaler Honorar ausgezahlt für das erste Buch von „Aus meinem Leben". Er forderte aber nachträglich (am 10. Mai 1812) für jedes Buch eine Honorarerhöhung von 1500 auf 2000 Thaler; auch das gestand Cotta bereitwillig zu und zahlte sogar auf das erste Buch noch 500 Thaler nach. Für das ganze Werk zahlte der Verleger 12000 Thaler Honorar.

Als im Jahre 1816 die neue Ausgabe von Goethes Werken in 20 Bänden erschien, zahlte Cotta für das Verlagsrecht auf weitere acht

Jahre 16000 Thaler. 1825 suchte Goethe um ein Privileg für seine Werke beim Bundesrath nach, um „für so manche Arbeit proportionirten Vortheil und Belohnung zu erhalten, welche dem deutschen Schriftsteller verkümmert zu werden pflegen.“ Er erhielt das Privileg und zugleich von verschiedenen Verlegern hohe Honoraranerbietungen; so bot ihm der Buchhändler Josef Max in Breslau angeblich die Summe von 100000 Thalern für Ueberlassung der sämmtlichen Werke an. Cotta, der das Vorzugsrecht hatte, hatte dagegen nur 60—70000 Thaler geboten, während Goethes Sohn, dem in diesem Falle der Vater ein williges Ohr lieh, auf ein Honorar von 100000 Thalern bei 12jährigem Verlagsrecht bestand. Trotzdem ließ Goethe auf Sulpiz Boisserées Zureden doch mit sich handeln und erklärte sich mit 80000 Thalern zufrieden, welche Summe freilich Cotta begreiflicherweise immer noch in Anbetracht des Risicos für groß genug hielt. Trotzdem fügte sich Cotta in der ersten Hälfte des September der Forderung, um diese im November 1825 abermals erhöht zu sehen! Man kam vorläufig über ein Honorar von 60000 Thalern überein, das bei einer Auflage von 40000 Exemplaren nach Cottas Zusage sich auf 120000 Thaler steigern sollte.

Als Goethe endlich seinen Briefwechsel mit Schiller herauszugeben sich anschickte, war er anfangs (im Mai 1824) mit Cotta über ein Honorar von 6000 Thalern übereingekommen. Da schrieb Goethe plötzlich am 17. December 1837 an Cotta, das Manuscript werde sofort an ihn abgehen, sobald er eine Assignation auf 8000 Thaler (also 2000 Thaler mehr) an das Bankhaus Frege u. Comp. eingesandt habe. Dies Mißtrauen war aber dem gutmüthigen Cotta zu stark, denn es war in der That unerhört, daß Goethe die Absendung des Manuscriptes in diesem Falle von Vorauszahlung einer so hohen Summe abhängig machte, und er hielt dem Dichter in einem geharnischten Brief eine Art Sündenregister vor, ihm beweisend, daß er selbst (Cotta) nur vom Verlag der „Morphologie“ und von „Kunst und Alterthum“ 9000 Fl. Verlust gehabt habe und nach Allem ein solches Mißtrauen nicht verdiene. Goethe aber spielte noch den Gekränkten und schrieb an Cotta einen diesen ziemlich beleidigenden Brief, sodaß erst durch Boisserées Vermittlung der Friede zwischen Verleger und Dichter wieder hergestellt wurde.

Dieses ist in großen Zügen die Darstellung der Beziehungen Goethes zu Cotta. Der Dichter hatte, bevor er mit diesem Verleger in Verbindung trat, schon mit verschiedenen anderen Buchhändlern Erfahrungen gemacht. Bekanntlich war Georg Joachim Göschen*) der Verleger der ersten rechtmäßigen Ausgabe von Goethes Werken, die in acht starken Bänden von 1787 bis 1791 in seinem Verlage in Leipzig erschien. Aus der bisher

*) Dieser hatte 1785 eine Buchhandlung begründet, die noch jetzt eine der angesehensten Deutschlands ist.

gedruckten Correspondenz zwischen dem Dichter und diesem Buchhändler geht hervor, daß Goethe mit dessen geschäftlichem Verfahren Grund zur Unzufriedenheit zu haben glaubte, doch kam Goethe nach wenigen Jahren wiederum in die Lage, die buchhändlerischen Beziehungen mit ihm aufzunehmen, da Göschen das bisher ungedruckte Manuscript von Diderot „le neveu de Rameau“ besaß, welches nun in Goethes Bearbeitung bei Göschen erschien. Schiller war mit seiner Zeitschrift „Thalia“ vom 2. Hefte ab von seinem Mannheimer Verleger Schwan zu Göschen übergegangen. Göschen wurde dann der Verleger des „Don Carlos“, des „Geistersehers“, des „historischen Damenkalenders“, in welchem des Dichters große geschichtliche Arbeiten zuerst erschienen, der Abhandlung „Über Anmuth und Würde,“ bis Schiller durch die „Horen“ sich mit seinem Landsmann Cotta verband.

In einer sehr eigenthümlichen Weise hatte Goethe seinem Verleger Vieweg in Berlin „Hermann und Dorothea“ angeboten. In dem vom 16. Januar 1797 datirten Briefe, welcher erst neuerdings in der Weimarer Goethe-Ausgabe veröffentlicht wurde, schrieb der Dichter: „Ich bin geneigt, Herrn Vieweg in Berlin ein episches Gedicht „Hermann und Dorothea“, das ohngefähr 2000 Hexameter stark sein wird, zum Verlag zu überlassen. Und zwar dergestalt, daß solches den Inhalt seines Almanachs auf 1798 ausmache und daß ich nach Verlaufe von zwei Jahren allenfalls dasselbe in meinen Schriften wieder aufführen könne. Was das Honorar betrifft, so stelle ich Herrn Oberkonsistorialrath Böttiger ein versiegeltes Billet zu, worin meine Forderung enthalten ist und erwarte, was Herr Vieweg mir für meine Arbeit anbieten zu können glaubt. Ist sein Anerbieten geringer als meine Forderung, so nehme ich meinen versiegelten Zettel uneröffnet zurück und die Negotiation zerschlägt sich, ist er höher, so verlange ich nicht mehr, als in dem, alsdann von Herrn Oberkonsistorialrath zu öffnenden Zettel verzeichnet ist.“ — Der Inhalt dieses versiegelten Zettels war: „Für das epische Gedicht „Hermann und Dorothea“ verlange ich Eintausend Thaler in Golde.“

Nach Goethes Tode erhielten seine Erben noch bedeutende Honorare von Cotta ausbezahlt. Nach einer von H. Böhlau aufgestellten Berechnung, welcher eine von der Cotta'schen Buchhandlung gemachte Zusammenstellung sämmtlicher von ihr in den Jahren 1795—1865 an Goethe und dessen Erben gezahlten Honorare zu Grunde liegt, erhielten:

Goethe	233969 Gulden	=	401090 Mark*)
Goethes Erben	270944 „	=	464474 „
Gesammthonorar	504913 Gulden	=	865564 Mark

*) Nach Wilhelm Vollmer („Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta“) 147500 Reichsthaler, rund 450000 Mk.

In unserer Zeit wären diese Honorare für einen Dichter wie Goethe gewiß nicht sehr hoch zu nennen, allein man darf nicht außer Acht lassen, daß zu Goethes Zeiten der Buchhandel noch bei Weitem nicht so organisirt war wie heutzutage und daß auch das Geld einen höheren Werth besaß.

Andererseits muß man auch berücksichtigen, daß Goethe seiner Stellung wegen viel brauchte. Wie der weimarische Staatsarchiv-Director Dr. H. Burkhardt in einem Vortrag über Goethes Haus- und Finanzwirthschaft ausführte, hat das Gehalt von 1200 Thalern, das Goethe seit seiner Ernennung zum Geheimen Rath (11. Juni 1776) erhielt, nicht im Entferntesten zur Bestreitung seines Haushaltes gereicht. Aus Goethes Ausgabebüchern entnehmen wir, daß er im Jahre 1776 die Summe von 1411 Thalern verausgabt hat; in einem der nächsten Jahre waren es schon 1625 Thaler und im Jahre 1780 gar 2249 Thaler. Für die Kleidung wurden 100 Thaler, für die Armen, für die Goethe immer offene Hand hatte, 70 Thaler ausgesetzt. Die Wohlthätigkeit kostete viel. Besonders hat Goethe arme Wittwen der damals ganz erbärmlich bezahlten Beamten stets großherzig unterstützt, getreu seinem schönen Worte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Auch hat er sämmtliche Erziehungskosten, einschließlich des Schulgeldes für die Kinder seiner ganzen Dienerschaft getragen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo sein eigener Wohlstand keineswegs blühend war. Zwischen der ersten und zweiten italienischen Reise wohnte Goethe im sogenannten Jägerhause bis zum Sommer 1792, wo er das Haus am Frauenplan (jetzt das Goethe-National-Museum), ein wahrhaft fürstliches Geschenk seines Freundes Karl August, bezog. Seine Einnahmen nach 1790 befanden sich in stetem Wachsthum, nach 1815 beliefen sie sich im Durchschnitt jährlich auf 3000 Thaler. Vom Jahr 1793 an war sein Hausstand durchaus gesichert; im Jahre 1817 verfügte der Dichter über 4600 Thaler Activa, und im Jahre 1831 betrug sein Vermögen die Summe von rund 30000 Thalern.

Der so ganz ideal veranlagte Schiller war kein so guter Geschäftsmann wie Goethe. In's praktische Leben trat er — sonderbar genug für einen so berühmten Dichter — als „Medicus ohne Porte-épée“ beim Grenadierregiment Augé in Stuttgart, wo seine Monatsgage 18 Gulden betrug. Er ließ im Sommer 1781 „Die Räuber“ auf eigene Kosten drucken und vermehrte dadurch nur noch seine Schulden. Er konnte aber schon im folgenden Jahre bei Tobias Löffler in Frankfurt eine „zwote verbesserte Auflage der „Räuber“ erscheinen lassen*). In der Vorrede sagt er: „Die achthundert Exemplarien der ersten Auflage meiner Räuber sind bälder zerstreut worden, als alle Liebhaber zu dem Stück konnten befriedigt werden.“

*) Exemplare der ersten Auflage gehören jetzt zu den größten Seltenheiten und werden bis zu 300 Mark bezahlt. Das hätte Schiller gewiß nie in seinen kühnsten Hoffnungen zu ahnen gewagt.

Die anonym erschienene „Anthologie auf das Jahr 1782“ fand keineswegs einen glänzenden Erfolg, und bitter enttäuscht war Schiller, als er von dem Intendanten des Mannheimer Theaters, Heribert v. Dalberg, dem er den „Fiesco“ gesandt hatte, statt des erwarteten Geldvorschusses den Bescheid erhielt, daß „Fiesco nicht brauchbar sei, folglich auch nicht angenommen, oder etwas dafür vergütet werden könne.“ Er ließ das Werk nun beim Buchhändler Schwan drucken und erhielt 11 Louisdor als Honorar. Mit diesem Gelde bezahlte er — eine Wirthshausschuld und bestritt die Kosten seiner Reise zu Frau von Wolzogen.

Später wurde Schiller durch Verwendung Goethes als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Jena berufen. Er erhielt aber als solcher kein Gehalt. Die Studenten bezahlten die Collegien sehr schlecht, und Schiller mußte angestrengt arbeiten. Als er sich verlobte, erhielt er den Hofrathstitel und eine feste Jahreszulage von 200 Thalern. Im Winter 1790—91 wurde der Dichter krank und gerieth in die größte Noth. Da kam unerwartete Hilfe aus der Ferne, aus Dänemark. Zwei edle Männer, die des Dichters Werke schätzten, der Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg und sein Freund, der Minister Graf Schimmelmann, verbanden sich, um dem kranken Dichter ein Gehalt auszusetzen. Der dänische Dichter Baggesen hatte ihnen Schillers Noth geschildert. So faßten sie rasch den Entschluß, dem kranken Dichter zu helfen. Sie boten ihm ein Jahresgehalt von 1000 Thalern auf drei Jahre an. Dank dieser Unterstützung wurde der Dichter aus der schlimmsten Gefahr gerettet und seine Existenz gesichert. Schiller sagte selbst in einem Briefe an den Grafen Schimmelmann, ohne jene Unterstützung wäre er ein Opfer seines Strebens geworden. Dem Dichter war es nun möglich, sich einige Zeit Ruhe zu gönnen und seiner Gesundheit zu leben. Welche Freude er hierüber empfand, ersieht man aus dem Briefe, den er am 10. December 1791 an Körner (Vater) schrieb. Dieses Schriftstück verdient hier im Wortlaut wiedergegeben zu werden:

Jena, den 10. Dec. 91.

Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich schon, so lang ich lebe, auf's feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer, aller Sorgen los, ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Koppenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drey Jahre jährlich 1000 Rthlr. zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit zu bleiben, wo ich bin, blos um mich von meiner Krankheit völlig zu erhohlen. Die Delikatesse und Feinheit, mit der der Prinz mir dieses Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten selbst. Ich werde Dir die Briefe in acht oder zehn Tagen schicken. Sie wünschen zwar, daß ich in Koppenhagen leben möchte, und der Prinz schreibt, daß wenn ich dann angestellt seyn wollte, man dazu Rath schaffen würde. Indeß, dies geht sobald nicht, da meine Verbindlichkeit gegen den Herzog von W. noch zu neu ist, und noch vieler anderer Ursachen wegen. Aber hinreisen werde ich doch, wenn es auch erst in ein oder zwei Jahren geschieht.

Wie mir jetzt zu Muthe ist, kannst Du denken. Ich habe jetzt nahe Aussicht, mich ganz zu arrangieren, meine Schulden zu tilgen, und unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten. Binnen drei Jahren kann ich dann entweder in Dänemark eine Versorgung finden oder es fällt mit M—z etwas vor, und dann bin ich auf zeitlebens gedeckt.

Aber was detailiere ich Dir Alles? Sage Dir selbst, wie glücklich mein Schicksal ist. Ich kann Dir für heute nichts mehr sagen. Deinen Brief, den ich heute erhielt, beantworte ich das nächste Mahl. Tausend Grüße an Minna und Dorchen von mir und meiner Lotte. Ewig Dein

S.

Nach Dänemark ging Schiller nun aber nicht, sondern er kehrte in seine Heimat, das gemüthliche Schwabenland zurück. Von größter Bedeutung wurde für ihn die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Cotta in Tübingen. Der Dichter machte seine Bekanntschaft zuerst durch die Vermittelung des Epigrammatikers Haug. Darauf lernte er ihn persönlich kennen bei einem Besuch in Tübingen, den er seinem Lehrer Abel abstattete. Aus dieser persönlichen Bekanntschaft entstand eine dauernde Verbindung der beiden Männer. Cotta machte Schiller kurz vor seiner Abreise einen Gegenbesuch. Sie unternahmen miteinander eine „Spazierfahrt" in's Neckarthal bis nach Untertürkheim und besuchten auf dem Rückweg den Kahlenstein, das heutige Schloß Rosenstein bei Cannstadt. Auf dem Kahlenstein unterbreitete Cotta Schiller den Plan einer Zeitung, der heutigen „Allgemeinen Zeitung".

Cotta legte ihm den Entwurf eines Redactionsvertrages bezüglich der zu gründenden und von Schiller zu leitenden „Allgemeinen Zeitung" vor. Dieser „Kontrakt über Verlag einer allgemeinen europäischen Staatenzeitung von H. Hofrath Schiller," von Cottas eigener Hand geschrieben, verspricht 2000 Fl. Gehalt sofort ohne Rücksicht auf den Absatz, für das siebente Tausend Absatz weitere 1500 Fl., für jedes folgende Tausend je weitere 2000 Fl., für die Wittwe 900 Fl. jährlich, „so lange das Institut fortgeht". Für zwei Redactionsgehilfen je weitere 1000 Fl. Man bedenke, daß Schiller 1790 nur 200 Thlr. Gehalt bezog! Im Verlagsvertrage über die „Horen" aus derselben Zeit hat Cotta 3 bis 8 Louisdor für den Bogen, auszumessen durch den ständigen Redactionsausschuß, eingeräumt, außerdem ein Drittel des Gewinnes von dem ganzen 2000 Exemplare übersteigenden Absatz an den Redacteur und den Redactionsausschuß ausgesetzt. Das wären selbst heute noch gute Bedingungen.

Der Plan der „Allgemeinen Zeitung" kam übrigens mit Schiller nicht zur Ausführung. Ihm schien diese Thätigkeit „zu anstrengend, zu unabsehbar und für den Verleger zu risquant, wenn er kränker werden sollte". Dagegen fand der Plan einer litterarischen Monatsschrift seine Ausführung in den „Horen", die in den Jahren 1795—1797 erschienen. Doch das war nur der Anfang der geschäftlichen Verbindung. Bald verlegte Cotta alle Geistesproducte Schillers, und durch diesen wurde er auch, wie wir gesehen haben, Goethes Verleger. Schiller erhielt durch Cotta einen angemessenen

Lohn für seine litterarischen Arbeiten. Die „Horen“*) fanden unter Schillers Redaction 2000 Abonnenten, eine für jene Zeit sehr hohe Zahl. Leider ließen aber die Mitarbeiter, die ihre Mitwirkung zugesagt hatten, Schiller im Stich, und der Mißerfolg der Horen war ein vollständiger. Schiller und Goethe schrieben denselben der Dummheit des Publicums zu, und auch dieser Umstand veranlaßte sie zum Theil, die „Xenien“ zu dichten**). Ueberdies schrieb Goethe, dessen „Iphigenie“ und „Tasso“ in einer neuen Ausgabe nur geringen Absatz gefunden hatten und dessen „Wilhelm Meister“ von der Kritik scharf mitgenommen wurde, eine geharnischte Abhandlung über „litterarischen Sanscülottismus“.

Schiller hatte bisher Jahr für Jahr ein neues Theaterstück geplant, und er hatte das Honorar für dieselben schon sorgfältig in sein Budget („Calender“) eingetragen. Als er 1799 nach Weimar übersiedelte, gewährte ihm der Herzog eine Zulage von 200 Thalern.

Cotta zahlte an Schiller für die erste Auflage eines Theaterstückes für den Bogen 66 Fl., das ist für „Wallenstein“, 1. Auflage, 2046 Fl., 2. und 3. Auflage 1100 Fl., für „Maria Stuart“ 990 Fl., 2. und 3. Auflage 550 Fl., für „Macbeth“ 693 Fl., für „die Braut von Messina“ 1620 Fl., für „Wilhelm Tell“ 1620 Fl., für „Wallenstein“ außerdem als Geschenk extra 1100 Fl., dies Alles in den Jahren 1800 bis September 1804 und ohne Berücksichtigung der Honorare für die übrigen schriftstellerischen Arbeiten.

Schiller ist erst seit der Verbindung mit Cotta aus dem Zustande chronischer Geldnoth und der ewigen Unsicherheit des materiellen Ausreichens befreit worden. Der Zuschuß der dänischen Freunde war nur vorübergehend gewesen, und Herzog Karl August hat Schiller von 1790 bis 1799 nur 200, dann 400, im Jahre 1804, d. h. elf Monate vor Schillers Tod, 800 Thaler gewähren können, so daß es kein Wunder, wenn schon der erste Brief Schillers an Cotta ein Geldvorschußgesuch war. Cotta leistete den verlangten Vorschuß von 200 Thalern. Er gewährte auch weitere Vorschüsse und schrieb schon ein Jahr nach Anknüpfung der ersten Verbindung (1795): „Ueberhaupt rechne ich darauf, daß Sie in jedem Falle annehmen, offene Kasse bei mir zu haben ohne mindeste Rücksicht, denn ich nehme dies als Beweis Ihrer mir so schätzbaren Freundschaft an.“ Und doch hatte sich damals Cotta kaum erst selbst aus der Geldknappheit herausgearbeitet, und er stand erst vor der Lösung der Association mit Jahn (1797). Cotta schoß auch das Geld vor für den Ankauf des Gartens in Jena und dann (1802) des Hauses in Weimar. Er zahlte die dem Dichter durch Censur-

*) An Honorar erhielten die Mitarbeiter 5 Louisdor per Bogen, und der Redacteur für den Jahrgang 60 Louisdor.

**) In einem Briefe an Cotta schrieb Schiller, er verlange (für sich und Goethe) mindestens 100 alte Louisdor Honorar. Er wünschte eine Quartausgabe mit Kupfern; die Xenien erschienen aber nicht in einer solchen Ausgabe.

verbot der Aufführung des „Wallenstein“ in Stuttgart entgangene Tantième, weil „Schiller auf diesen Posten werde gerechnet haben“. Die „Generositäten“ Schillers nahm Cotta nie an. Am 27. October 1801 schrieb Cotta an Schiller, daß bei einem Manne wie Schiller „das Honorar nie ein Aequivalent für die Arbeit sein könne, und daß mithin ein Accord nie die Verbindlichkeiten des Buchhändlers in einem solchen Falle erschöpfe, sobald der Erfolg ihm noch mehr zu thun erlaubt“. Und danach handelte auch Cotta, der sich als „immerwährender Schuldner“ Schillers bezeichnet hatte, indem er für die erste Auflage des „Wallenstein“, welche mit 3500 Exemplaren nach zwei Monaten vergriffen war, 1100 Fl. mehr, als bedungen war, gut schrieb.

Diese Honorarziffern, die culturgeschichtlich für immer interessant bleiben, treten in ein für Cottas nicht knauserige Auffassung noch günstigeres Licht, wenn man einige nähere Umstände betrachtet, unter denen die Honorare gezahlt wurden. Einmal hat Cotta schon zu einer Zeit, da er noch keineswegs reich war, und zu einer solchen Zeit gut honorirt, da man Wieland für das Musarion 7 Thaler bot und Karl August für den Dichter nur 200 Thaler Gehalt geben konnte. Die Honorare sind ferner reichlich schon in der Kriegszeit mit ihrem der heutigen Kaufkraft des Geldes gegenüber höheren Geldwerth. Cotta hat von Anfang an gut gezahlt, über die Verpflichtung hinaus und fast unbeschränkte Vorschüsse geleistet zu einer Zeit, da er selbst erst der Geldenge kaum entronnen war. Auch darf man nicht vergessen, daß eben damals der anständige Verleger sehr viel unter dem Nachdruck und Nachstich gelitten hat. Wir lassen darüber Cotta selbst nach dem „Briefwechsel“ reden. Am 23. September 1800 schrieb er an Schiller: „Nun haben wir auf einmal mit zwei Nachdruckern zu kämpfen: Goebhard von Bamberg hat bereis eine Ausgabe, die sehr sauber gedruckt sein soll, für Fl. 1,24 („Wallenstein“) versendet, und Doll in Wien hat ein Privilegium, den „Wallenstein“ nachzudrucken, erhalten ... ich muß selbst für eine noch wohlfeilere Ausgabe sorgen.“ Am 27. October 1801 schrieb Cotta an Schiller: „Hätten wir nur zwei Feinde vom Leib! — Die schlechten Buchhändler (Sortimenter) und die Nachdrucker.“ Trotzdem hat Cotta für die erste Ausgabe des „Wallenstein“, dem zweifachen Nachdruck zum Trotz, 1000 Fl. freiwillig über den Vertrag hinaus gezahlt.

Dabei lief wenigstens zwischen Schiller und Cotta Alles zart, rasch und glatt in Fragen der Honorirung ab, was der „Briefwechsel“ an Dutzenden von Stellen urkundlich darthut. Der Brief Cottas vom 27. October 1801 widerlegt auch die frühere Annahme (noch von Goedeke), Cotta habe Schillers Honorarforderung für die späteren großen Schauspiele abgelehnt. „Mit dem größten Vergnügen,“ schrieb vielmehr Cotta, „willige ich in Ihren Vorschlag vom 13. d. 300 Dukaten für jedes neue große Original wie Maria oder die Jungfrau von Orleans zu bezahlen,“ und

fügt ebenda den oben erwähnten Stoßseufzer hinzu: „Hätten wir nur zwei Feinde vom Leib!" Ohne diese wäre er wohl gern über 300 Ducaten gegangen.

Schiller erhielt als Honorar für seine gedruckten Dramen viel mehr, als er für die Aufführung bezog. Wie wir gesehen, bezahlte die Berliner Hoftheaterkasse von 1790 bis 1810 für Schiller'sche Stücke zusammen 1145 Thaler 3 Groschen 6 Pf. Der Dichter erhielt also auch in den letzten 15 Jahren seines Lebens nur sehr wenig „Tantièmen", wenn man dieses Honorar überhaupt so nennen kann, denn bis zum Jahre 1837 war in Deutschland das dramatische Eigenthum nicht geschützt. Iffland bewilligte aber insbesondere Schiller jedesmal das Honorar, das dieser in seiner Bescheidenheit forderte. Für die ganze „Wallenstein"-Trilogie verlangte Schiller (1798) 60 Friedrichsdor (1020 Mark)*), für die „Macbeth"-Bearbeitung (1800) 12 Ducaten (108 Mark) und für „Maria Stuart" (im selben Jahre) 12 Carolin (225 Mark). Dieses letztere Honorar, das für ein fünfactiges Drama allerdings äußerst gering war, erhöhte Iffland aus eigenem Antrieb auf 36 Dukaten (325 Mark). Für diese Zulage bedankte Schiller sich mit den Worten: „Die Summe kommt mir gerade jetzt am geschicktesten, um die vorhandenen Neujahrsfestlichkeiten lustig mitzumachen." Was die übrigen Schiller'schen Stücke betrifft, so sind bereits oben die Honorare angegeben. Das höchste Honorar erzielte er für „Wilhelm Tell", denn Iffland zahlte ihm für das Recht, das Stück drei Monate vor allen anderen Bühnen aufführen zu dürfen, 80 Friedrichsdor (1360 Mark).

Am 13. October 1801 schrieb Schiller an Cotta:

„Sie wollen wissen, lieber Freund, was Sie auf Ostern von mir zu erwarten haben; diese Anfrage führt mich auf eine Erklärung, die ich Ihnen schon mündlich habe thun wollen, aber ich weiß nicht, aus welcher Scheu vor allem Merkantilischen bis jetzt verschoben habe. — Endlich glaube ich mich, was die Schriftstellerei betrifft, auf dem Punkte zu befinden, wohin ich seit Jahren gestrebt habe. Der schnelle und entschiedene Erfolg, den meine neuesten Stücke, zu denen ich auch die Jungfrau von Orleans rechnen darf, bei dem Publicum gehabt haben, versichert auch den küftnigen Entreprisen in diesem Fache einen ungezweifelten Succeß, und ich darf endlich hoffen, ohne Ihren Schaden, meine Arbeiten im Preise steigern zu können. Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß Gewinnsucht nicht unter meine Fehler gehört, und ebenso wenig ist es ein unanständiger Dünkel, wenn ich meine Producte höher als sonst taxire. Es hat eine edlere Ursache, deren ich mich keineswegs schämen darf, es entsteht aus der Begierde, meinen Arbeiten einen höheren inneren Werth zu verschaffen. Zum Guten und Vollendeten aber gehört Muße und ich kann bei meiner abwechselnden Gesundheit nur weniges unternehmen. Ein bedeutendes neues Stück ist alles, was ich in einem Jahre liefern kann, und ich will also nicht meine Lage, sondern meine Werke dadurch verbessern, wenn ich sie höher taxire.

*) Am 15. October 1798 schrieb er an Iffland: „Ich mache ungern Bedingungen, indessen da es in solchen Fällen das Beste ist, seine Intention gerade heraus zu sagen, so will ich keine Umstände machen. Ich verlange für die drei Stücke zusammen sechzig Friedrichsdor, ein Preis, bei dem ich allerdings die Größe des Berliner Publicums, den Glanz Ihres Theaters und vorzüglich Ihre Gefälligkeit in Anschlag gebracht habe."

— Indem ich annehme, daß Sie von meinen künftigen Stücken eine größere erste Auflage wagen können, besonders wenn Sie das Stück in der Form eines Kalenders geben; indem ich voraussetze, daß der Absatz von 3000 Exemplaren gewiß und ein höherer Absatz sehr wahrscheinlich ist, so glaube ich den Preis von 300 Ducaten auf ein neues großes Originalstück, so wie die Maria oder die Jungfrau ist, setzen zu dürfen. Ich begebe mich aber dadurch zugleich jedes Anspruchs an einem weiteren Gewinn, der Absatz mag noch so groß sein als er will und der Auflagen so viele, als während drei Jahren deren erfolgen können; und reservire mir nichts als meine Rechte auf die künftige Sammlung meiner Theaterschriften. — Ich führe Ihnen nicht an, daß andere Schriftsteller, denen ich nicht glaube weichen zu müssen, ebenso vortheilhafte Contracte geschlossen, oder daß andere Verleger mir dergleichen Erbietungen gethan. Dies sind keine Argumente, die zwischen Ihnen und mir gelten. Auch weiß ich aus Erfahrung, wie bereitwillig Sie sind, mich an dem Gewinn bei meinen Schriften Antheil nehmen zu lassen, aber hier kommt es darauf an, daß ich mir von meinem schriftstellerischem Fleiß einen bestimmten Etat gründe, daß ich weiß, woran ich bin und mich aller merkantilischen Rücksichten, die mir bei meinen Arbeiten nur störend sind, einmal für allemal entschlage."

Cotta erwiderte hierauf unterm 27. desselben Monats u. a.:

„Mit dem größten Vergnügen willige ich in Ihren Vorschlag vom 13. h. dreihundert Ducaten für jedes neue große Original wie Maria oder die Jungfrau von Orleans zu bezahlen, und es würde mich betrüben, wenn Sie von mir nicht überzeugt wären, daß durch den Erfolg des Absatzes ein gleiches Resultat herausgekommen wäre. Ich schmeichle mir, Sie kennen mich so weit und die Zukunft wird für's Vergangene die Wahrheit hiervon belegen: inzwischen sehe ich wohl ein, daß eine fest ausgemachte Summe etwas Angenehmeres ist. Wir wären also hierüber ganz im Reinen: was ich noch sonst thun kann, wird dem unerachtet nach Möglichkeit geschehen. Hätten wir nur zwei Feinde vom Leib: die schlechten Buchhändler und die Nachdrucker!"

Was die Honorirung der Gedichte betrifft, so ersieht man das diesbezügliche aus folgendem Briefe Schillers an Crusius (Weimar, 10. 3. 1803):

Eine Undeutlichkeit in meinem letzten Briefe hat ein Mißverständniß veranlaßt, wie ich aus Ihrem Werthen vom 2. März ersehe, und ich versäume nicht, es zu heben. Meine Absicht war keineswegs, ein Honorar von 25 Thalern für den Bogen der zweiten Auflage meiner Gedichte zu stipuliren, diese Forderung würde von meiner Seite ganz übertrieben sein. Ich glaube bloß, wegen des guten Absatzes der ersten, eine Erhöhung des Honorars für die erste Auflage mit Billigkeit fordern zu können, welche sich auch rückwärts für den ersten Theil sowie auf die künftigen Bände erstrecken sollte, so als wenn gleich anfangs 25 Thaler dafür akkordirt worden wären. Die Gedichte haben zwar den Vortheil der Neuheit nicht wie andere noch ungedruckte Artikel, aber dafür, daß sie sich nicht gleich in der ersten Messe absetzen lassen, bleibt Ihnen das Eigenthumsrecht für die künftigen Auflagen, da z. B. Herr Unger auf meine Jungfrau von Orleans nur für drei Jahre das Verlagsrecht hat. Meine Idee war, wenn Ihnen mein Vorschlag der 25 Thlr. für den Bogen der ersten Auflage anständig wäre, mir für den Bogen der zweiten und folgenden Auflagen 1 Carolin zu stipuliren. Ich will es aber gern bei dem alten Contract von 4 Louisdor lassen, wenn Sie mir von jeder künftigen Auflage die Hälfte dieses Honorars also 2 Louisdor per Bogen bewilligen, denn es ist meine Meinung gar nicht, Ihre Gefälligkeit zu mißbrauchen."

Goedeke bemerkt hierzu (Geschäftsbriefe Schillers, Nr. 307): „Die Aufschlüsse über Honorirung der Gedichte zeigen Schiller wiederum als den im buchhändlerischen Verkehr überaus gewandten Geschäftsmann. Was er an der 1. Auflage schwinden läßt, holt er bei der neuen reichlich nach. Die Aufzeichnungen in seinem Kalender zeigen, daß 4 Louisdor gleich waren

22 1/4 Thaler; indem er von dem neu proponirten Honorar (25 Thaler) auf den alten Maßstab für die erste Auflage zurückging, ließ er 2 3/4 Thlr. nach, während er bei einer 2. am Bogen 4 5/8 Thaler zulegte, was bei dem Umfange der beiden Bände Gedichte für ihn eine Mehreinnahme von etwa 120 Thaler bedeutete. Nur darin war er arglos, daß er, wie es scheint, die Stärke der Auflagen niemals in Betracht zog, und sich auch keine Kontrolle sicherte, daß neue Auflagen mit alter Jahreszahl nicht gedruckt wurden, was bei Crusius vorkam, wenngleich es sich bei den Gedichten nicht nachweisen läßt."

Schiller war im Mai 1804 mit seiner Familie in Berlin, wo er sehr gefeiert wurde. Nicht blos die Königin Louise, sondern auch der König und Prinz Louis Ferdinand waren sehr zuvorkommend gegen ihn. Er hoffte deshalb, eine Anstellung in Berlin zu erhalten. „Meine Besoldung," schrieb er, „ist ziemlich klein und ich setzte ziemlich Alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Capital kann geschlagen werden, und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Man hat die ersten Schritte gegen mich gethan, und ich bin aufgefordert, selbst meine Bedingungen zu machen. Es ist aber kostbar in Berlin zu leben; ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Auch sind andere Artikel sehr theuer und unter sechshundert Friedrichsdor könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben, ja diese würden nicht einmal hinreichen." Aus diesem Plane wurde allerdings nichts, aber Karl August erhöhte die Besoldung Schillers auf 800 Thaler, mit der man ja in Weimar immerhin schon leben konnte.

Der Verlagsbuchhändler Cotta war nicht blos Schiller ein treuer Verleger, sondern er blieb nach dessen Tode auch ein „redlichster Freund" von Schillers Wittwe. Er schrieb dieser u. a.: „Da Sie nun dringende Ausgaben haben, so bitte ich auf jedes Bedürfniß per Wechsel auf mich zu ziehen — — — Ich freue mich in dem Gedanken, daß Sie mich unter Ihre redlichsten Freunde zählen."*)

Auf dem Verlags- und dem Capitalconto Cottas**) stehen an Schiller selbst erfolgte Zahlungen von mehr als 33000 Fl., darunter Vieles vor-

*) Goethe hielt sich darüber auf, daß man in Frankfurt eine Todtenfeier für Schiller veranstaltete. „Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser gethan, ihren Antheil realiter auszudrücken, da sie unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuscript honorirt haben, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für zwölf Groschen haben konnten. Verhältnismäßig anständig verhielt sich den letzten großen Dramen gegenüber Iffland und die königliche Bühne Berlins. Was wäre aber aus Schillern und den Seinigen geworden ohne den Zuschuß aus der Privatschatulle Karl Augusts?" (Brief an Zelter.)

**) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Herausgegeben von Wilhelm Vollmer. Stuttgart, Cotta. (Anhang S. 682 ff.)

schußweise und oft und weit über das Vertragshonorar hinausgegeben. Die Wittwe Schillers erhielt 1812 für die erste siebenjährige Vertragsverlängerung 10000 Reichsthaler, 1817 und 1825 für zwei weitere Verlängerungen auf je sechs Jahre wieder je 10000 Reichsthaler. An Schillers Erben hat Cotta für den Verlag von 1826 ab auf 25 Jahre weiter gezahlt (1827 bis 1833 in Raten zu 10000 Thalern) nicht weniger als 74000 Reichsthaler. Im Ganzen hat er also an Schiller und seine Erben rund 275,000 Mark gegeben.

Als Schiller ein Jahr todt war, ließ der König von Preußen im Berliner Hoftheater zu Gunsten der Familie des großen Dichters die „Braut von Messina“ aufführen. Die Vorstellung ergab eine Einnahme von 2235 Thalern, und der König, der sich wenigstens jetzt einmal großmüthig zeigen wollte, legte aus seiner Schatulle noch 100 Friedrichsdor hinzu.

Die Schriftsteller sowohl wie die Verleger hatten in der klassischen Zeit, ebenso wie heute, mit der Gleichgiltigkeit des Publicums zu kämpfen. In bedeutenderen Ortschaften ließ man zuweilen durch sogenannte Collecteure Subscriptionen für Werke und Zeitschriften sammeln. So nahm z. B. der badische Prinzenerzieher Ring in den Jahren 1772 und 1773 in Karlsruhe Subscriptionen für Wielands Agathon an; in letzterem Jahre wurde er auch noch Collecteur des „Teutschen Merkur“.

Oft genug ersieht man aus den Büchern jener Zeit, daß das liebe Publicum es gar sehr an Interesse für dieselben fehlen ließ. „Die Fortsetzung hängt von dem Beifall des Publicums ab,“ hieß es in der Vorrede zum 2. Jahrgang des Göttinger Musenalmanach“ (1771). Nachdem Voß diesen Almanach redigirt hatte, nahm er denselben 1776 in Selbstverlag, um einen höheren Gewinn zu erzielen. Allein der Göttinger Verleger setzte auch seinerseits das Unternehmen fort, und der alte „Göttinger Musenalmanach“ überlebte die „Poetische Blumenlese“ von Voß noch um drei Jahre (bis 1803).

Es waren nicht immer die besten Dichter, die Erfolg hatten. August Lafontaines Bücher wurden damals z. T. den Goethe'schen vorgezogen, und daß er beliebt war, beweist schon seine ungeheure Production; er schrieb nämlich nicht weniger als 150 Bände Erzählungen und Romane.

Th. G. v. Hippel (1741—1796) starb als Oberbürgermeister von Königsberg und hinterließ ein Vermögen von 140000 Thalern.

Wir wissen nicht, wer zum ersten Mal auf die Idee kam, ein litterarisches Preisausschreiben zu erlassen. Es steht aber fest, daß im Februar 1775 der damals als Schauspieler berühmte Director des Hamburger Nationaltheaters, Schröder, einen Preis von 20 Louisdor für ein Originalstück (Trauer- oder Lustspiel) aussetzte. Es ist charakteristisch, daß schon zu jener Zeit ein klägliches Resultat mit Preisausschreiben erzielt wurde: jenen Preis erhielt Klingers Schauerstück „Zwillinge“, das wie zwei andere eingelaufene Arbeiten den Brudermord zum Vorwurf hat.

Zacharias Werner, „der Vater der Schicksalstragödie," bezog vom Fürst-Primas von Dalberg und später vom Großherzog von Weimar eine Pension von 1000 Gulden. Er wurde übrigens von den Theatern ziemlich gut bezahlt. Vom Berliner Nationaltheater erhielt er für die am 11. Juni 1806 zum ersten Mal aufgeführte „Weihe der Kraft" 500 Thaler und vom Weimarer Theater für sein Trauerspiel „Wanda, die Königin der Sarmaten," 60 Ducaten.

Der Modedichter Kotzebue überließ dem Berliner Nationaltheater sein Schauspiel „Menschenhaß und Reue" ohne jede Vergütung, weil dasselbe schon zwei Jahre vorher gedruckt worden war. Das Stück, das übrigens in mehrere Sprachen übersetzt wurde, fand soviel Erfolg, daß das Theater schon durch neun Vorstellungen 2203 Thaler Einnahme erzielte. Daraufhin bot der Director dem Dichter, der damals Verwaltungspräsident von Esthland war, ein „Douceur" von 20 Friedrichsdor an. Von 1790 bis 1810 erhielt Kotzebue vom Berliner Theater an Honorar 4279 Thaler 11 Groschen und 7 Pf., d. h. fast viermal soviel als Schiller.

Heinrich v. Kleist, der Dichter der „Hermannschlacht" und des „Prinzen von Homburg", war bekanntlich nicht vom Glück begünstigt. Im Winter 1804—1805 erhielt er eine Stelle als Diätar in Königsberg mit geringem Gehalt. Diese Stelle hatte er nicht lange inne. Als Napoleon bei Jena und Auerstädt das preußische Heer vernichtete, vergaß Kleist über der Noth des Vaterlandes sich selbst und ging nach Berlin. Nirgends fand er Unterstützung. Am 2. November 1811 gab er sich den Tod.

Theodor Körner wurde, erst 22 Jahre alt, als k. k. Hoftheaterdichter mit einem Jahresgehalt von 1500 Gulden nach Wien berufen. Drei Tage vor seinem Abgange zum Lützow'schen Freicorps stellte er folgende Quittung über das für den 2. Band seiner dramatischen Werke erhaltene Honorar aus:

Quittung

über dreißig Stück kaiserliche Ducaten, welche mir Endsunterschriebenen von Hrn. Buchhändler A. C. Wollishauser baar ausbezahlt worden sind, wogegen ich ihm die Manuscripte

1. Hedwig, ein Drama in drei Aufzügen.
2. Die Gouvernante, eine Posse in einem Aufzug.
3. Joseph Heiderich, eine dramatisirte Anecdote in einem Aufzug.
4. Der Vetter aus Bremen, ein Spiel in Versen.

als zweiten Band meiner dramatischen Beyträge zum Druck überlassen habe, und mich verbinde, selbige unter einem Zeitraume von sechs Jahren keinem Anderen zu verkaufen. Urkund. dessen meine Fertigung.

Wien, am 12. März 1813.

Theodor Körner,
k. k. Hoftheaterdichter.

Ein Modedichter wie Kotzebue war Müllner in Weißenfels. Ein Jahrzehnt nach Schillers Tode bezahlte Cotta für die 4. Auflage der „Schuld" allein 1000 Thaler und für das langweilige Stück „Die Albaneserin" 3000 Thaler.

Justinus Kerner war, was Gelderwerb betraf, ein sehr unpraktischer Mann. Theobald Kerner, der Sohn des Dichters, schreibt in dem Buche „Das Kernerhaus und seine Gäste“ u. a. hierüber: „Meine Mutter hatte viel an dem Vater zu trösten und suchte ihm die Sache leicht darzustellen, obgleich sie selbst manche schlaflose Nacht darüber hatte. Das Geld war meinem Vater überhaupt etwas Fremdes, Unverstandenes, er war ein schlechter Rechner und konnte kaum die Münzen unterscheiden. Meine Mutter zahlte alle Rechnungen. Mußte er je kleine Geldausgaben besorgen, so war er außerordentlich ängstlich damit, hielt die Summe für eine übergroße, dabei stand er aber keinen Augenblick an, durch Anordnung neuer Bauten in Haus und Anlagen im Garten oder durch verhältnißmäßig großartige Unterstützung Anderer, auch durch seine über die Verhältnisse ausgedehnte Gastfreundschaft meiner haushälterischen Mutter oft große Sorgen aufzubürden, die sie ihm sorgsam verschwieg und durch geheime Sparsamkeit zu verwischen suchte. Seine Einnahme von der ärztlichen Praxis war stets eine geringe, da er selten Rechnungen aussandte und die meisten Kranken, wie es auch die Armut des hiesigen Landvolks mit sich brachte, unentgeltlich behandelte.“

Kerners schriftstellerische Leistungen wurden schlecht honorirt. Für seine erste 6½ Druckbogen starke Schrift über das Wildbad gab Buchhändler Osiander in Tübingen als Honorar 20 Freiexemplare und (den Bogen zu fünf Gulden gerechnet) 32 Gulden 30 Kreuzer, die er in Büchern zu beziehen hatte!

Im Anschluß an die erwähnten Dichter sei es gestattet, auch des großen Philosophen Kant zu gedenken.

Immanuel Kant lag es fern, des Gewinnes wegen ein Buch zu schreiben. Er wußte sich aber in dem kleinen zweistöckigen Hause in Königsberg, welches er während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens bewohnt hat und welches im April 1893 zum Abbruch gelangt ist, ziemlich behäbig einzurichten. Kant nannte dieses Heim sein eigen*). Er war das Kind armer Eltern, der Sohn eines Sattlermeisters. Erst in seinem 46. Jahr erhielt er eine Professur, mit der aber nur ein unbedeutendes Gehalt verbunden war. Das Honorar für seine schriftstellerische Thätigkeit kam ebenfalls nicht in Betracht, denn Kant hatte über diesen Punkt nach unserer heutigen Anschauung mehr als naive Begriffe. Nachdem er lange Jahre an seinem Hauptwerk gearbeitet hatte, das im Reich der Philosophie eine Umwälzung hervorrufen sollte, bot er es dem Verleger Hartung, dem Herausgeber der nach ihm benannten Zeitung, an. Anstatt auf die Bedeutung der Arbeit nachdrücklich hinzuweisen, sprach er die Furcht aus, daß der Verleger möglicherweise nicht auf die Kosten kommen werde. Der also

---

*) Andere Philosophen wie Schelling und Hegel sind ihr ganzes Leben hindurch auf die Abhängigkeit eines Miethsverhältnisses angewiesen gewesen.

eingeschüchterte Hartung verzichtete infolge dessen auf die Ehre, das Werk zu drucken und buchhändlerisch zu vertreiben. Aber auch an den Verleger Hartknoch in Riga, der es später veröffentlichte, stellte Kant keine Honoraransprüche. Er sah es gleichsam als Geschenk an, als ihm Hartknoch für den Bogen aus freiem Antriebe 4 Thaler schickte. Dagegen waren die Einnahmen für seine Collegien, die stets ausgezeichnet besucht wurden, trotz mancher Ausfälle ziemlich bedeutend, und Kant hatte in seiner Wirthschaft ein System von Sparsamkeit eingeführt, bei dem jede unnütze Ausgabe vermieden wurde. Was er bei Seite legte, wußte er klug zu vermehren, indem er sich dabei des Raths kaufmännisch erfahrener Freunde bediente. So lebte er stets in geordneten und behaglichen Verhältnissen, obwohl er sich und seinen Gästen nichts abgehen ließ, auch arme Verwandte und andere Nothleidende reichlich unterstützte. Kant war nicht verheirathet. Er ging, wie es scheint, nur zweimal mit Heirathsgedanken um, die er aber nie verwirklichte. So hatte er z. B. die Absicht, eine junge, hübsche Wittwe, die zum Besuch ihrer Verwandten nach Königsberg gekommen war, heimzuführen. Er war sich nicht klar, ob seine Mittel ausreichten, einen Hausstand mit einer Frau zu führen. Er suchte seine Einnahmen mit den zu erwartenden Ausgaben in's Gleichgewicht zu bringen und kam darüber zu keinem Entschluß, während die Wittwe einem andern Mann ihre Hand reichte. — —

Die Zahl der Dichter, welche in unserem Jahrhundert aus einer königlichen oder fürstlichen Schatulle eine Pension erhielten, ist verhältnißmäßig gering. Einer der wenigen war Ferdinand Freiligrath, der während einigen Jahren von Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ein Ehrengehalt von 300 Thaler bezog. Freiligrath hatte sich ursprünglich dem Kaufmannsberufe gewidmet, allein der Erfolg seiner „Gedichte" (1838) veranlaßte ihn, diesem Stande zu entsagen, um sich ganz der Poesie zu widmen. Er zog nach Unkel am Rhein, wo er seine nachherige Gattin, Ida Melos aus Weimar, kennen lernte. Sobald er verlobt war, trat vor Allem die Frage nach einer sicheren Stellung an ihn heran, eine Frage, die ihm bis dahin wenig Sorge gemacht hatte. Vorher hatte er schon mancherlei Pläne erwogen, eine Mitarbeiterstelle an der Cotta'schen „Allgemeinen Zeitung" oder dem „Ausland", Lehrthätigkeit an einem Handelsinstitut ꝛc.; noch im Sommer 1839 hatte er, abgestoßen durch das kleinbürgerliche Leben seiner Vaterstadt Detmold, die ihm daselbst angebotene Bibliothekarstelle abgelehnt. Gelegentlich des Aufenthaltes zu Weimar schienen sich andere Aussichten zu eröffnen; es war damals die Rede von einem Ankauf des Goethehauses durch den Deutschen Bund, und Freiligrath zeigte sich nicht abgeneigt, gegen leidliches Gehalt „des Hauses redlicher Hüter" zu werden in den vormaligen Räumen des Dichterfürsten, in welchen auch seine Ida so glückliche Jugendstunden verbracht hatte. Die Verhandlungen zogen sich bis in's Spätjahr 1842 und endigten, wie bekannt,

damit, daß das Goethehaus nicht Bundeseigenthum ward. Mehr schien ein anderer Plan zu verheißen. Ein zu Erfurt lebender Freund, Karl Noback, beabsichtigte, gemeinschaftlich mit Freiligrath zu Berlin eine Handelsakademie für junge Kaufleute zu begründen; der Dichter sollte dabei mit einer Stundenzahl, die ihm zu eigener Arbeit reichlich Zeit ließ, den Unterricht in der deutschen, französischen und englischen Correspondenz, in französischer und englischer Lectüre übernehmen. Man hoffte eine Staatsunterstützung zur Sicherstellung des Unternehmens, für welches sich Alexander von Humboldt lebhaft interessirte; er versprach, dasselbe durch seine gewichtige Befürwortung zu unterstützen. Dazu kam die Erwartung, König Friedrich Wilhelm IV. werde nicht blos alternde Größen deutscher Litteratur und Wissenschaft um seinen Thron versammeln, sondern auch die Gelegenheit gern ergreifen, den bedeutendsten der jüngeren Dichter in seine Hauptstadt zu ziehen. Aber die Sache bedurfte noch vielfacher Erwägung durch die Minister, ehe sie reif ward, und als Noback Eingangs 1843 mit einem beträchtlichen Staatszuschuß die Handelsakademie in Berlin eröffnete, hatte Freiligrath bereits, des Harrens müde, Ende 1842 sein Gesellschaftsverhältniß gelöst; er hatte nie besondere Freude an dem Plane gehabt. Er war übrigens inzwischen der Ausführung eines anderen Unternehmens näher getreten. Heinrich Künzel zu Darmstadt, ein begeisterter Verehrer englischer Litteratur, hatte mit einer Verlagshandlung zu Pforzheim die Grundzüge einer Wochenschrift „Britannia" besprochen, welche gute Uebersetzungen, Aufsätze über englische Litteratur ꝛc. bringen sollte; er bot nun, um nicht die ganze Last der Redaction allein zu tragen, Freiligrath an, als Mitleiter der beabsichtigten Zeitschrift einzutreten und seinen Wohnsitz nach Darmstadt zu verlegen. Es ist erklärlich, daß dieser Ruf in des Dichters Seele lebhaften Wiederklang fand; war ihm ja doch längst die englische Litteratur vertraut; hatte er sich doch bereits als hochbefähigter Verdeutscher englischer Lyrik erwiesen; dazu sah das finanzielle Ergebniß der Unternehmung auf dem Papiere sehr vortheilhaft aus*).

---

*) Freiligrath sprach sich darüber gegen die Görlitzer Geschwister in folgendem Briefe aus, der wohl verdient hier wiedergegeben zu werden: „Eure theilnehmenden Wünsche für Idas und mein Wohl werden sich vielleicht rascher verwirklichen, als ich es zur Zeit Eures Hierseins selbst noch dachte. Es sind mir vom Rhein aus Anträge wegen der Redaction einer Zeitschrift gemacht worden, deren Zweck es sein soll, Englische Litteratur und Englische Poesie durch Uebersichten, Recensionen und Uebersetzungen in Deutschland zu vertreten. Die Unternehmer dieses neu zu gründenden Instituts sind eben so bemittelte, als wackere und zuverlässige Buchhändler, und ich habe keinen Anstand genommen, mich auf ihre vorläufigen Anträge sofort in Rapport mit ihnen zu setzen. Wenn Alles sich so gestaltet, wie ich es wünsche nnd mit Sicherheit fast erwarten darf, so bin ich in Zeit von einem Monat ein geborgener Mann und im Stande, mein liebes Idchen heimzuführen. Unser künftiger Wohnort würde dann Darmstadt sein, ein Paradies auf Erden also, von den Bäumen der Bergstraße umrauscht und den Rhein vor der Thüre fast. Meine Reise nach Berlin wird nun für's Erste aufgeschoben, da sie wahrscheinlich unnöthig wird. Nach den Einleitungen, die ich jetzt schriftlich getroffen habe, geh' ich zu Ende

dieses Monats selbst nach Darmstadt, um persönlich Alles zu ordnen, und wenn ich dann nach Thüringen zurückkehre, so ist's nur, um es gleich darauf mit Ida wieder zu verlassen. Thut mir aber die Liebe, vorläufig nicht von der Sache zu reden. Ich hoffe zwar fast mit Gewißheit, daß ich Alles nach Wunsch arrangiren werde, es wäre aber doch immer noch möglich, daß der ganze Plan sich zerschlüge, und drum ist es besser, wir schweigen für's Erste noch. Ich brauche Euch wohl kaum zu sagen, wie sehr ich eine Stellung, wie diese Darmstädter, vorausgesetzt, daß sie mir in jeder Weise garantirt ist, einer staatlichen vorziehe. Ich bin von Haus aus ein geschworener Feind alles Sollicitirens und meine, daß ich da, wo man meiner begehrt hat, immer dreister und zuversichtlicher auftreten kann, als da, wo ich mich erst anbieten muß. Zudem würde die Redaction eines Blattes, wie das zu gründende, recht mein Leben sein. Ich habe mich seit Jahren ununterbrochen und mit Liebe mit Englischer Litteratur beschäftigt und eine Menge darauf bezüglicher Notizen aufgespeichert, die mir jetzt zu Haus und zu Hof kommen. Eine fortwährende Bekanntschaft mit dem Neuesten, was in England erscheint, wird der Verleger durch Anschaffung des Wichtigsten möglich machen, und außerdem die Kosten einer Reise tragen, die der Redacteur im Interesse des Blattes alle zwei Jahr nach England zu machen hat. Wie angenehm alle diese Einrichtungen auch für meine kleine Anglomanin, meine Ida, sind, wirst besonders Du, liebe Louise, Dir recht denken können." (Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. (Lahr 1881, I. S. 386.)

Von der „Britannia" erschien jedoch nur eine — Probenummer, und die beiden Herausgeber mußten mit einer bescheidenen Abfindungszahlung zufrieden sein. Damit waren Freiligraths schöne Hoffnungen verflogen*), und er sah sich, zu seiner schweren Bekümmerniß, in die zweifelhafte Existenz eines Schriftstellers versetzt, der vollständig vom augenblicklichen Ertrag seiner Schriften abhängig ist. Unter diesen Umständen erhielt er das oben erwähnte Jahresgehalt. König Friedrich Wilhelm IV. hatte den Ehrgeiz, eine Anzahl Größen der deutschen Litteratur und Wissenschaft um seinen Thron zu versammeln. So ergriff auf Kanzler v. Müllers Anregung Alexander v. Humboldt, ein warmer Gönner der beabsichtigten Noback-Freiligrath'schen Handelsakademie, die Gelegenheit, alsbald nach dem Tode des Uebersetzers Johann Dietrich Gries vorzuschlagen, daß dessen Jahresgehalt von dreihundert Thalern vorläufig Freiligrath übertragen würde; Humboldt selbst erkannte das Gehalt als gering an, aber er habe „in's Ausland" jetzt nicht mehr fordern dürfen. Irgend welche Verbindlichkeit bezüglich des Aufenthaltes war mit der Pension nicht verbunden, wohl aber sprach Kanzler v. Müller, welcher Freiligrath die erste Mittheilung von diesem völlig unerwarteten und unverlangten Gnadenbeweis des Königs machte, in Humboldts Namen die Erwartung aus, daß nach dem Zustandekommen der Handelsakademie noch mehr für Freiligrath geschehen könne.

Nachdem Freiligrath in das Lager der liberal-politischen Dichter übergegangen war, verzichtete er 1844 freiwillig auf das Jahresgehalt, das ihm bereits zum Vorwurf gemacht worden war. Bei seinem ersten Zusammentreffen mit Hoffmann von Fallersleben (1843 in Coblenz) hatte dieser

*) Er hatte, wie er in einem Briefe an Adelheid von Stolterfoth schrieb, auf diese „Entreprise vorläufig das erste Jahr mit Küch' und Keller basirt".

nämlich bei dem Buchhändler Bädeker das Lied vom „Schweigethaler“ gesungen, dessen erste Strophe lautet:

> Wollt' ein König mir doch geben
> Pension!
> O wie ließ ich hoch ihn leben,
> O wie würd' ich ihn erheben!
> Pension!

In der Folge mußte Freiligrath noch mehr als einmal die Unsicherheit des Litteratenlebens erfahren, und er sah sich sogar genöthigt, in einem Handlungshause eine Anstellung als Correspondent anzunehmen. Seine Werke wurden nicht immer glänzend honorirt (er hatte z. B. für „Karl Immermann“ nur 200 Thaler Honorar erhalten, von dem er noch einen Theil an Mitarbeiter überließ). Im Jahre 1868 kehrte er aus der Schweiz nach Deutschland zurück, nachdem eine allgemeine Amnestie für politische Vergehen erlassen worden war. Als die Schweizer Bank, welche Freiligrath seit 1857 eine auskömmliche Existenz gewährt hatte, zusammenbrach, erließen die rheinländischen Gesinnungsgenossen, Emil Rittershaus an der Spitze, eine Aufforderung zu Ehrengaben für den im Auslande ergrauten Dichter. In Jahresfrist war mit Hilfe Amerikas ein Capital von sechzigtausend Thalern beisammen . . . So konnte der Dichter noch die neun Jahre seines Lebens sorgenlos zubringen.

Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des herrlichen Liedes „Deutschland, Deutschland über Alles“, hatte auch mit der Ungunst der Verhältnisse zu kämpfen. Er wurde seiner Professur enthoben; 1848 gewährte man ihm 300 Thaler Wartegeld, und erst 1860 gab ihm der Herzog von Ratibor weitere 300 Thaler als Bibliothekar von Korvei.

(Schluß folgt.)

Ueber Entwicklung und Zeitbedeutung einiger Musikinstrumente.

Von

Else Franken-Marx.

— Jena. —

Wer den großartigen Organismus in glanzvoller Thätigkeit beobachtet, den ein modernes Orchester bildet, hat eine der vollstentwickelten Blüthen modernen Kunstlebens vor Augen, deren Wurzeln aus den sagenhaften Zeiten frühester Culturanfänge bis zu uns herübergewachsen sind. Der Kunsttrieb ist offenbar eine der unmittelbarsten Seelenregungen der Völker in ihrer Kindheit; sich einstellend, sobald im harten Kampfe um das Dasein die ersten erträglichen Existenzbedingungen gewonnen sind. Immer ist Natur die große Lehrmeisterin. Die ersten Versuche, Toninstrumente zu finden, können nicht wohl anderes gewesen sein als Versuche, die Klänge der umgebenden Natur zu erfassen, zu reproduciren und in Verbindung mit einander zu setzen.

Es kann nichts Interessanteres geben, als die Betrachtung des langsamen Werdeganges — Fortschritt von Fortschritt oft durch Jahrhunderte getrennt — unserer heutigen Musiktheorie. Wie schon Pythagoras mit dem einfachen Meßinstrumente, dem Monochord die Intervalle der Scala festsetzt, wie Antiphonen- und Responsoriengesang von der griechischen Bühne und aus dem antiken Tempeldienst in den christlichen Gottesdienst hinüberwachsen; unter Ambrosius und Gregor die Kirchentonarten fixirt werden und die Eintheilung des Tonsystems in Octaven feste Gliederung gewährt. Wie plötzlich, da man fast schon tausend Jahre seit Christus zählt, aus Flandern, durch den Mönch Hucbaldus der unermeßlich fruchtbare Gedanke der Harmonie, des gleichzeitigen Erklingenlassens consonirender Töne oder Tonreihen den Uebergang in moderne Musikübung, im Weiteren zur Polyphonie, vermittelt. Wie kurz darauf, durch Guido von Arezzo, so ungefähr doch unsere Notenschrift mit Benutzung der Linien und der Zwischenräume logisch durchgeführt und die schwerfällige Unbehilflichkeit früherer Notirungsweisen beiseite geschoben wird. Wie im zwölften Jahrhundert die Eintheilung der Noten hinsichtlich ihrer Zeitdauer feste rhythmische Gesetze schafft und endlich, Anfangs des dreizehnten Jahrhunderts, Franko von Köln schon völlig im modernen Sinne Consonanzen und Dissonanzen unterscheidet — wahrlich ein

Bild stolzen und unaufhaltsamen Fortschreitens. Die Zeit war gekommen, in welcher die großen Renaissancebewegungen auch auf dem Gebiete musikalischen Schaffens den Boden für unsere Tonheroen vorbereiten konnte.

Ein ähnlich fesselndes Bild gesetzmäßiger Entwicklung entrollt sich bei Betrachtung der Musikinstrumente. Das Kunstbedürfniß des Volkes, der Naiven, schafft allüberall zierliche spielige Tonwerkzeuge, welche sich merkwürdig gleich sehen, ob sie am Ganges, am Nil oder auf den Schattenhängen des grünen Erin erdacht werden. Schalmeien blasen, primitive Saiteninstrumente werden gezupft oder mit dem Plektron geschlagen, das Hackbrettchen klappert, Glöckchen klingen, und der bloße rhythmische Zusammenklang von Holz oder Bein genügt ländlichem Frohsinn, Spiel und Tanz zu beleben. Anders, wo die metaphysischen Bedürfnisse religiöser Culte höhere Gedankenflüge und eine erhabene Seelenexpansion wecken. Bei Aegyptern, Phöniziern und verwandten asiatischen Völkerschaften, ebenso wie im Jehovahdienste Israels, tönen Naturhörner, dem Stier oder Widder entnommen, metallene Posaunen, Trompeten und Tuben; Trommeln und Becken schmettern darein, und dieses ungebändigte Getön, ausschließlich auf Größe und Schallstärke berechnet, ist Ausdrucksmittel wilder und rauschender Ekstasen.

Diese noch völlig naturalistische Kunstübung zu bändigen, mit Empfindungsgehalt zu erfüllen, gesetzmäßige Kunstformen für sie zu entwickeln, war dem Volke vorbehalten, welches auf allen Gebieten antiken Geisteslebens die reifste Leistung und den weitestreichenden Einfluß gewann, den Griechen. Das reiche Erbe einer geläuterten Kunstübung und einer überaus geistreichen Theorie — welche allerdings völlig und von Grund aus umzubilden, ja neu zu schaffen war, trat die junge, verfolgte und in der Verfolgung erstarkende Christenheit an.

Am christlichen Gedanken einer starken und einheitlichen Weltanschauung wuchs der Musik ihr mächtiger Gedankengehalt, ihre strenge Würde, ihre von innen heraus unerschütterliche Gesetzmäßigkeit, und so erstarkten auch alle Hilfsmittel, deren sie bedurfte.

Unser gewaltigstes Instrument, das sich im Lauf der Jahrhunderte zur großartigsten Universalität ausgewachsen hat, die Orgel, entstammt dem Alterthum. Tonerzeuger ist der Wind, welcher dem Werke aus den Windbehältern, den Bälgen, zugeführt wird. Dieses Zuströmen des Windes in die einzelnen Pfeifen, deren Tonhöhe durch die verschiedenen Länge und Dicke der Pfeifen sich bestimmt, vermittelt und dirigirt das Spielen auf den Manualen. Unsere heutigen Orgelwerke sind Mechanismen von äußerster Complicirtheit und Leistungsfähigkeit. Aber der Grundgedanke, der Wind als Tonerzeuger in den Pfeifen (schließlich wohl von der Pansflöte abgeleitet) ist uns von den Griechen überkommen. Schon etwa zweihundert Jahre vor Christus sind in Griechenland kleine Orgeln im Gebrauch, deren Ton mittelst Luftpumpe oder Wasserdruck erzeugt und welche auch schon mittelst einer Art von Claviatur in Thätigkeit gesetzt wurden.

Im neunten Jahrhundert benutzten die Klöster schon kleine Orgeln von mehr als zwei Octaven Umfang. Im vierzehnten Jahrhundert erstrebten die Orgelbauer gewaltigere Größenverhältnisse und möglichste Tonstärke. Das bis dahin leichte Spiel wurde immer schwerfälliger und mühsamer, so daß die Tasten, an sich schon breit und spannenweit von einander entfernt, mit Fäusten und Ellbogen geschlagen werden mußten. Bis dahin hatten die Orgeln nur Labialstimmen (das Flötenwerk) gehabt. Im fünfzehnten Jahrhundert traten die Lingualstimmen (Zungenstimmen), das Schnarrwerk, hinzu. Damit hatte die Orgel das erreicht, was ihr das eminent Kirchenmäßige gab: Klangfülle und Gewalt sozusagen eines ganzen Orchesters aus sich allein zu produciren — zugleich ihre strenge, über allem persönlichen Empfinden schwebende Ruhe. Individualvortrag des Spielenden nach der Gefühlsseite ist ganz ausgeschlossen; er kann nur durch die Register die Klangfarben wechseln oder durch Uebergang auf ein anderes Manual dynamische Vortragswirkungen erzielen. Mit wie reichem, vielgestaltigem Figurenwerk Orgelstücke schon lange vor Joh. Sebastian Bach, bei italienischen Katholiken wie bei deutsch-

protestantischen Orgelmeistern sich schmücken und coloriren — das kennen wir. Es muthet uns bald wie zierliches Rankenwerk an, das sich um eine Giotto'sche Madonna wände, bald wie pompöse Ornamentik prunkvoller Barockarchitectur — freilich auch öfters wie überkünstelte Scholastik.

Was die Orgel für den Gottesdienst, das ist von Alters für die Hausmusik das Clavier oder vielmehr die zahlreichen Vorgänger unserer Klaviere gewesen. Sein Ursprung wird in dem Pythogräischen Monochord gesucht. Der Schallboden wurde mit mehreren Saiten bezogen, aber es fehlt noch die Claviatur, es wird noch mit dem Plektron zum Tönen gebracht. Schon vor dem neunten Jahrhundert entwickelt sich das Organistrum (die Drehleier), bei welcher Saiten, über einen Resonanzboden gespannt, durch eine mit Harz bestrichene Drehscheibe zu gleichzeitigem Schwingen gebracht wurden, während schon eine Art Claviatur auch den Einzelklang der Töne vermittelt.

Einen mächtigen Fortschritt bedeutete Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts das Clavicord, nun schon ein vollentwickeltes Tasteninstrument, bei welchem die Saiten durch die Reibung metallener Zungen (Tangenten) zum Klingen gebracht wurden. Der unmittelbare Vorgänger aber unserer jetzigen Hammerclaviere, ist das Clavicimbel, dessen kleinste Form im Spinett Saloninstrument der Rococozeit wurde. Die Vervollkommnung besteht insbesondere darin, daß nunmehr jeder Taste eine besondere, für den betreffenden Ton gestimmte Saite entsprach. Statt der Tangenten wurden die Saiten durch harte spitze Federkiele (Rabenfedern), an Holzstäbchen befestigt, gerissen. Daher war der Ton nur von kurzer Dauer, hart und spröde, so daß das Clavicord mit seiner weichen, wenn auch weniger kräftigen Tongebung vielfach bevorzugt wurde. Bis in den Anfang unseres Jahrhunderts wurden diese Federkielinstrumente benutzt. Als Erfinder des Hammerklaviers gilt Bartolomeo Cristofori zu Florenz; die Erfindung fällt in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Die belederten Hämmerchen schlagen, resp. drücken auf die Saite und werden erst beim Heben der Taste, durch Federdruck zurückgeschnellt. Jede Taste erhält ihren besonderen Dämpfer: Klangdauer und die Möglichkeit dynamischer Schattirungen, d. h. die Ausdrucksmittel für beseelten Vortrag sind erreicht.

Als selbstständiges und einst besonders populäres Saiteninstrument gliedert sich hier wohl einigermaßen organisch die Harfe an. Die Harfe und ihre vielen Abarten sind im Alterthum Gemeingut, ragen bis in die christlichen Zeiten hinein, wo man sie aber ihres beschränkten Tonumfanges halber, als unzulänglich, den Gesang zu begleiten, bei Seite schob. Sporadisch tritt sie immer wieder in den Vordergrund, so bei den Minnesängern im vierzehnten Jahrhundert. Dann verschwindet sie fast ganz, bis im achtzehnten Jahrhundert auch ihre Stunde schlägt, durch die Aufnahme der halben Töne, welche ihr bis dahin fehlten. Der Harfenist Hochbrucker in Donauwörth brachte fünf Züge mit fünf Pedalen an, zur Verkürzung der Saiten, wodurch eben die Zwischentonstufen erreicht wurden. Diese Idee wurde immer weiter durchgeführt, Krumpholz versah die Harfe mit zwei weiteren Pedalen für Crescendo und Decrescendo, bis Erard in London unser heutiges Orchesterinstrument in seiner Vollkommenheit hinstellte, die Doppelpedalharfe mit einem Umfange vom Contra-Ces bis zum viergestrichenen F.

Moderne Musik großen Stils (Berlioz, Wagner) bringt in den weit ausgreifenden Harfenarpeggien Klangfarben von so scharfer Besonderheit, wie sie keine noch so geistreiche Combination anderer Instrumentalklänge ersetzen könnte. Sie führen ein Element brünstiger Eindringlichkeit in die übersinnlich sinnlichen Weisen der Sängerkrieges oder die romantisirte Christlichkeit des Parsifal ein, welche mit anderen Klangelementen vereinigt, die seltsam hypnotisirende, durch das Medium der Nerven die ganze Physis durchdringende Gewalt auf den Hörer übt, welcher der schon erkrankende Nietzsche nach harten Seelenkämpfen entfloh, als er sich in die graziöse, unschuldigere, leichtblütigere Bizet'sche Carmenmusik hinüberrettete. „Der Fall Wagner" von Nietzsche ist der endgiltige Protest der kranken Decadenzseele gegen Orchesterklänge, welche er: „brutal, Scirocco, eine aufgelöste, gleichsam elementarisch gemachte Musik" nennt.

Solche Musik wäre mit den Instrumentalmitteln eines Mozart'schen, Haydn'schen Orchesters absolut nicht zu denken, und so wird wieder ersichtlich, daß ein neuer Kunstgedanke nicht nur die Kunstbegriffe und Aufnahmefähigkeit einer ganzen Zeitepoche wandeln, sondern sich durch sein Handwerkszeug, die materiellen Träger seiner Geistigkeit, wie z. B. hier den ganzen gewaltigen Orchesterorganismus, in bisher ungeahnter Weise bereichern, stärken und subtilisiren kann.

Mögen sich die Gegner der musikalischen Modernen an einem anderen Wort Nietzsches getrösten: „Diese Musik scheint mir vollkommen. Sie kommt leicht, biegsam, mit Höflichkeit daher. Sie ist liebenswürdig, sie schwitzt nicht. Das Gute ist leicht, alles Göttliche läuft auf zarten Füßen." Nietzsche meint es von Bizet, aber Nichts hindert uns dabei, an Mozart zu denken, oder an jegliche andere Musik, welche aus kindlich göttlicher Sphäre stammt und noch nicht den Decadenzpessimismus in den Knochen hat.

Das Saiteninstrument, von welchem unser gesammtes Streichorchester abstammt, ist das aus den primitivsten Bestandtheilen zusammengesetzte Rebec, welches im neunten Jahrhundert von Arabien nach Spanien kam und von da seinen Weg über ganz Europa nahm, sonderlich aber die Madrigale der Trouveurs mit seinen bescheidenen Klängen begleitete. Der Schallkörper des Rebec bestand aus einer Kokosschale, deren oben offene Fläche mit einer Thierhaut bezogen und mit einigen Saiten bespannt war. Oberflächlich und nur dem äußeren Bau nach betrachtet, sollte man eher die Laute oder die ebenfalls uralte und schon mit flachem Schallkasten gebaute Guitarre für den Vorgänger der Geige ansehen. Doch werden Laute und Guitarre noch gezupft; den harmonischen Fluß der Melodie bringt erst das Streichinstrument, und das Rebec wird schon mit dem Bogen gestrichen. Hat das Rebec etwas Putziges, man möchte sagen Beckmesserisches, so leiten die Laute und Guitarre schon in sentimentale Stimmungen über — zu Liebesempfindungen, die ihrer selbst nur in sanften Thränenergüssen froh werden konnten. Es ist die Zeit, da unter Opitzischem Einfluß und nach festen Theorien Gedichte „verfertigt" werden, und später, Hagedorn folgend, die Poeten „munter" sein und „dem Frauenzimmer" gefallen wollten. Die große Kunst jeder Zeit zog noch immer ihre Impulse aus der Kirche, (es scheint, daß die Kunst unserer Zeit in dem Weltschmerzproblem ein einstweilen ihr genügendes Axiom gefunden hat). Ein' feste Burg, singt Luther, Flemming erhebt die Seelen, Beethovens geistliche Lieder wären ohne Gellert nicht vorhanden, und schon lange vor Bach und Händel führt man Messen und Cantaten von unbedingter Größe des Stiles auf. Die Kunst aber, wie das Bürgerhaus sie pflegt, war Guitarrenkunst — sentimental oder von künstlicher Munterkeit — das heißt spießbürgerlich.

So ist von der Laute zur Flöte fast schon ein ästhetischer Fortschritt. Es ist allgemein bekannt, wie die Flöte aus dem Alterthum, wo wir sie auf den Abbildungen als Lang-, Quer- und Doppelflöte finden, ihren langen Entwicklungsgang durch mehr als zwei Jahrtausende schreitet. Noch vor hundert Jahren baute man Alt- und Baßflöten, während sie jetzt mit Oboen, Clarinetten und Geigen zusammen die Oberstimmen im Orchester führt. Die letzten entscheidenden Verbesserungen, z. B. einen zuverlässigen Mechanismus zum reinen Stimmen für den Orchestergebrauch, fand der große Flötenmeister Joh. Joachim Quantz, der vielbewunderte Lehrer Friedrichs des Großen, welcher den Künstler unter so glänzenden Bedingungen, wie sie selten dem sparsamen Sinne des Königs entsprachen, aus dem kurfürstlich sächsischen Dienste nach Berlin berief. Noch länger nachher, weit über die Wertherperiode hinaus, ist der süße, etwas weichliche Ton der Flöte, besonders der flûte d'amour, welche eine Terz tiefer stand, dem Zeitgeschmack entsprechend. Zumal die vorgoethesche Liebeslyrik fand in den drei Instrumenten Spinet, Guitarre und Flöte Accente, welche ihrer Seelenexpansion vollauf genügten.

Was der Zopfzeit die Flöte, das ist den Romantikern das Waldhorn. Eichendorffischer Waldzauber in Mondscheinnächten ist nicht denkbar ohne die reinen idyllischen Klänge des Waldhorns. Auf schneeweißem Zelter sprengt Wally, die Zweiflerin, in den sonneschimmernden Wald, um hernach in dem mystischen Schatten der Dämmerung den fernen

Klängen des Waldhorns zu lauschen. Es ist das Instrument einer reinen und ohne künstliches Medium genossenen Naturschwelgerei; das Instrument der Jugend, welcher die Welt noch erfüllt ist von Geheimnißvollem, Uebersinnlichem und Ueberschwänglichem.

Es ist kaum eine Frage, daß uns augenblicklich der Einzelvortrag eines Instrumentes nicht allzuviel zu sagen hat, worüber Triumphe glänzender Virtuosenleistungen nicht täuschen können. Wir leben in einer Epoche des Tastens und Suchens. Nie, zu keiner Zeit, ist Wissenschaft in solchem Maße zugänglich gemacht worden als heute. Wer Augen hat zu sehen, kann sich seinen Antheil an den großen Kämpfen der Geister recht wohl sichern. Philosophische Anschauungen wollen überkommene Religionsbegriffe, fast schon festgewurzelte Moralanschauungen anzweifeln und bekämpfen. Kunst sucht auf allen Gebieten neue Principien, neuen Ideengehalt. Scheinbar unumstößliche Kunstgesetze schwanken — neue Wege wollen sich öffnen, alle berechnet, die Menschenseele in ihrem innersten Kern zu packen. Der gewaltigsten Ausdrucksmittel aber bedient sich die Tonsprache. Sie spricht mit solchem Pathos, so überwältigend schicksalsvoll zur Seele, zur Phantasie, zu den Sinnen und Nerven, wie ihre Ausdrucksmittel keiner anderen Kunstgattung ermöglichen. Und weil wir skeptisch und kritisch, unbefriedigt und suchend sind wie nie — so finden wir in der undiscutablen Größe moderner Orchesterleistung eine von jenen fließenden Quellen der Erhebung, von welchen uns heute so manche am Versiegen erscheinen wollen.

Neue Zeit.

Von

C. Eysell-Kilburger.

Freienwalde a. O. — Berlin.

Das Zimmer machte mit seiner Ueberfülle von Kränzen, welche die mattseidenen Bezüge der Möbel fast verdeckten und auf dem kostbaren Perserteppich ausgebreitet lagen, den Eindruck wie in den letzten Stunden vor einem Begräbniß. Unwillkürlich schaute man nach einem Catafalk und nach schwarzumflorten Candelabern aus.

Aber nein, die großen Lorbeerkränze entbehrten des Trauerblumenschmuckes, und ihre Schleifen bestanden nicht aus schwarzem Krepp, sondern aus schönen, breiten, rothen Seidenbändern, mit allerlei schmeichelhaften goldenen Inschriften: „Dem größten dramatischen Künstler unserer Zeit" — „Dem geistreichsten Menschendarsteller" — „Einem Unsterblichen im Reiche der Kunst" — „Dem unerreichten Künstler zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum." —

Es war am Morgen nach diesem Jubiläum, das zugleich das Ende von Georg Sebalds dramatischer Laufbahn bedeutete.

Er hatte sich zwischen seinen Lorbeeren häuslich eingerichtet, studirte mit einem Entzücken, das durch die Gewohnheit langer Jahre nichts an Intensität eingebüßt hatte, die Inschriften der Bänder und hob prüfend die gewichtigen Kränze in die Höhe. Die letzten Lorbeeren seines Lebens! Wie weit lagen die ersten zurück, und doch wie deutlich erinnerte er sich jenes Abends, als er zum ersten Male als Don Carlos auftrat! Die ersten Lorbeeren und die letzten!

Er wiederholte sich den Satz zwei, drei Mal, um seine Bedeutung zu erfassen, und dennoch gelang es ihm nicht ganz. Wie kann man weiter leben ohne einen Beruf, mit dem man durch fünfzig Jahre mit allen Fibern seines Wesens verknüpft gewesen — wie kann man zurücktreten, wenn man noch die Kraft in sich fühlt, es mit einem Jeden aufzunehmen! Er kommt sich fast wie ein Fahnenflüchtiger vor — und dennoch, gerade dieses rechtzeitige Aufhören ist sein Stolz.

Wie eine Vision zieht der gestrige Abend an ihm vorüber, wo er als Thorane in Gutzkows „Königslieutenant" von dem Elitepublicum der Residenz, dessen Liebling er durch so viele Jahre gewesen, Abschied genommen. Größeren Beifall hatte kein anderer Künstler zu verzeichnen gehabt. Oft schien es, als könne nicht weiter gespielt werden, so brauste der Applaus. Aber sobald Thorane-Sebald wieder das Wort hatte, zeigte sich der Meister, der das aufgeregte Element bändigte — es wurde todtenstill, eine andächtige Kirchenstille — bis zu dem Zeitpunkt, wo er selber wieder den Sturm zu entfesseln wünschte. Inzwischen spiegelten die Gesichter Alles, was er sehen wollte: das beifällige Entzücken über Thoranes gebrochenes Deutsch, über seine Unterhaltungen mit dem siebzehnjährigen Goethe, die Verhandlungen mit den Frankfurter Malern — das warme Mitgefühl, als er vom Duell zurückkehrend, den Arm in der Binde auftrat! Und endlich die letzte Scene: Thorane, der infolge jenes Duells seine Demission als General genommen, wird aus dem besiegten Deutschland wieder in sein Schloß in der Provence zurückkehren und nimmt nun Abschied von seine Freunden, der Familie Goethe: „Das Gefühl, das uns begleiten wird, wird sein das der Traurigkeit und das des Schmerzes," und dann als Allerletztes: „Adieu, mes amis! Adieu! Adieu! Pour toujours!"

Zuerst ein Augenblick athemloser Stille in dem weiten Hause, dann ein donnernder Protest: „Nicht Abschied nehmen! — Weiter spielen! Hierbleiben! Georg Sebald hierbleiben!" Tausend Kehlen geöffnet zu einem einzigen Rufe! Tausend Menschen Eins geworden in dem leidenschaftlichen Wunsche, den Künstler nicht zu verlieren!

Dann nach dem Theater das Festbankett! Die erlauchtesten Vertreter von Kunst und Wissenschaft, von Geburts- und Finanzaristokratie zu seiner Ehrung vereinigt. Trinkspruch an Trinkspruch gereiht, aber alle darin gipfelnd: Zu früh! Ein Abschied vor der Zeit!

In gleichem Sinne äußerten sich auch die Tageszeitungen. Die größeren hatten schon gestern seine Biographie, womöglich sein Bild gebracht. Heute beschäftigten sich Alle mit der gestrigen Vorstellung. Alle waren sie darin einig, daß mit Georg Sebald der beste Vertreter der klassischen Richtung die Bühne verlasse, daß keiner der Jüngeren ihn annähernd erreicht habe; auch darin einig, daß er in der vollen Kraft seines Künstlerthums zurückträte, ehe sein Stern im Geringsten zu erbleichen beginne. Aber nur wenige

priesen ihn wegen dieses Verzichtes — weitaus die Meisten machten ihm fast einen Vorwurf daraus und riefen ihm das: Zu früh! zu.

Während er diesen Erinnerungen noch nachhing, fand er sich plötzlich vor dem Spiegel wieder, diesem großen, von der Erde aufsteigenden geschliffenen Spiegel mit dem kunstvollen, sonderbar verschnörkeltem Barockrahmen. Hier pflegte er seit Jahren seine Rollen einzuüben — weniger einzuüben, als zu repetiren, denn er creirte seit Langem keine mehr, sondern begnügte sich damit, die einmal erprobten alten immer reicher mit allerlei kleinen Nüancen auszuschmücken. Hier war ihm auch zuweilen der bange Gedanke an sein Alter gekommen. Dann hatte er kritisch seine Bewegungen auf ihre Leichtigkeit, das Gesicht auf seine Ausdrucksfähigkeit geprüft — war er wirklich alt wie seine Jahre, oder gehörte er zu jenen Götterlieblingen, deren Erbtheil ewige Jugend ist?

Auch heute gab ihm der Spiegel tröstlichen Bescheid. Es war das Bild eines Cavaliers, das ihm aus dem Glase entgegentrat, vornehm von dem Scheitel bis zur Sohle ohne ein allzu deutliches Anzeichen des Alters. Die hohe Gestalt hatte zwar die würdige Wohlbeleibtheit der reifern Jahre angenommen, der Kopf saß nicht mehr ganz so frei wie sonst auf den Schultern, und nur den sehr geschickten Bürstenstrichen eines geübten Kammerdieners war es zu danken, daß das Haar die bedenkliche Lichtung des Schädels noch dunkel überspann. Auch entsprang diese Dunkelheit selbst einer raffinirten Nachhilfe der Natur, die aber durch lange Jahre so zur Gewohnheit geworden war, daß Sebald sie als echte Natur empfand. Das Alles störte die Illusion nicht. Seine Gesichtshaut erschien auch ohne Schminke ziemlich straff; seine schönen außerordentlich sorgfältig gepflegten Hände waren die echtesten Aristokratenhände, die sich denken ließen. Zu früh, zu früh!

Der Diener unterbrach mit einer Karte.

Paul König, Theaterdirector.

„König — König!“ rief Sebald mit der schwungvollen Freude, die den Schauspieler kennzeichnet.

„Führen Sie den Herrn herein — — salve, mein Freund!“

„Na — gut bekommen, Verehrtester? Bin noch ganz voll von gestern. Solchen Abschied laß' ich mir gefallen! Phänomenal, noch nicht dagewesen; gratulire, gratulire! Bist doch ein ganz verfluchter Kerl, noch ganz auf Deiner Höhe.“

Und sie schüttelten einander kräftig die Hände.

König, der Director eines großen Provinztheaters, war zum Jubiläum gekommen. Als blutjunge Männer hatten sie Beide zusammen ihre ersten Bühnenversuche gemacht, mit wechselndem Erfolg sich aufgearbeitet, und wenn auch die Carriere bald den Einen hierhin, den Andern dorthin geworfen, so waren sie doch nie ganz außer Fühlung gekommen. Vor etwa zwanzig Jahren hatte König den Schauspieler mit dem Theaterdirector vertauscht.

Sebald, der als Garçon lebte und den alten Freund für heute zum Frühstück geladen hatte, deutete mit einer graziösen Armbewegung über die Blumen und Lorbeern hin. „Na, man kann zufrieden sein. — Also es war wirklich noch etwas mit mir?“ fragte er dahinter mit gemachter Bescheidenheit.

„Großartig!“ König warf sich in einen Sessel. „Das nenne ich mir ein Andenken hinterlassen! Geschickter hättest Du den Moment für Dein Abtreten gar nicht herausfinden können. Jubiläum — und aus. Nicht zu früh und nicht zu spät. Für uns Bühnenmenschen ist doch nun mal der richtige Abgang das größte Kunststück. Wir müssen den Augenblick selber finden, das Publicum wird ärgerlich, wenn es uns erst daran erinnern muß. Für Einen kommt er früher, für den Andern später — für mich z. B. schon vor zwanzig Jahren, als mein Embonpoint anfing, selbst für den melancholischen Dänenprinzen zu stark zu werden — für Dich jetzt.“

„Hm — was mich betrifft, da sind doch, mir es scheint, Kritik und Publicum nicht ganz Deiner Meinung. Am Ende bist Du selber nicht Deiner Meinung — Du meintest, ich wäre noch ganz auf der Höhe.“ Sebald gab sich keine Mühe, seine Gereiztheit zu verbergen.

Sie wurden unterbrochen.

Der Diener meldete wieder Besuch. Eine ganze Reihe Besucher lösten einander ab.

Sie alle konnten nicht genug Worte des Bedauerns finden, daß der unvergleichliche Künstler für immer der Bühne entsagen wolle. Ja, die reizende Naive, die gestern den jungen Goethe gespielt hatte und heute noch einmal zu privater Huldigung erschienen war, preßte seine beiden Hände und hauchte bittend, wobei sie ihr Köpfchen fast an seine Schulter schmiegte: „Thorane, mein Meister, ich denke, es war noch nicht „pour toujours!“ Wir spielen sicher noch einmal zusammen, es wäre ja sonst ewig schade.“

Als die Freunde wieder allein waren, maß Sebald den Director mit einem Blick des Triumphes: „Nun?“

Dieser zuckte die Achseln. „Ich bleibe bei meiner Aussage. „Nun gieb vor Allem einmal Ordre, daß Niemand mehr vorgelassen wird, damit wir an unser Frühstück kommen.“ — —

Es war ein ausgesucht feines Junggesellenfrühstück mit viel gediegenem Silberzeug und schönem alten Meißner Porzellan, mit allerlei raffinirten Delicatessen, ein Frühstück, wie Sebald es oft auf der Bühne zum Entzücken eines vollbesetzten Hauses verspeist hatte, mit der tadellosen Eleganz eines Grandseigneur der alten Schule. Diese Speisescenen des ältern französischen Conversationsstückes waren seine Specialität, und auch jetzt, bei sich zu Hause speiste er mit einer berechneten Zierlichkeit, als fühlte er die Operngläser des ersten Ranges auf sich gerichtet.

Der Director kam nach den ersten Gläsern Sect in gute Laune. „Es ist ja zweifellos, mein hoher Jubilar, daß keiner von den Neuern es so versteht wie Du, als wirklich vornehmer alter Herr Wein zu trinken, und wenn Du wie jetzt eine Auster aus der Schale hebst, so ist das ein Kunststück der Eleganz, das Dir so leicht Niemand nachmacht. Um Deine Tischmanieren, wie um den Sitz Deiner Weste könnte Dich der Prinz von Wales beneiden. Aber siehst Du, meine Junge, mit diesen Aeußerlichkeiten ist's heutzutage nicht mehr gethan, das ist nur Gerümpel aus der alten Schule. Jetzt ist eine neue Zeit angebrochen, mit der wir Alten nicht mehr mit können." Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, sodaß sein Bäuchlein sich behaglich wölbte, und sah den aufsteigenden Perlen in seinem Kelchglase zu.

Sebald nahm eine geringschätzige Miene an. „Willst Du mir etwa die Neuen als Muster aufstellen? diese Burschen, die nichts gelernt haben, die sich hinstellen und drauf los reden wie auf der Straße und in der Kneipe — sind das Schauspieler? In zwanzig Jahren wird kein Hahn nach ihnen krähen. Echte Kunst aber steht über der Zeit."

„Im Gegentheil. Echte Kunst ist immer Ausdruck des Zeitgeschmacks, d. h. der Zeitgeschmack decretirt: dies ist Kunst, weil sie mir zusagt, jene andere ist nichts."

„So. — Erlaube, wen hat man denn gestern in mir gefeiert?"

„Den Namen, mein Junge, den Namen, der eins geworden ist mit der Tradition."

Sebalds Hände, die noch immer die Austerngabel hielten, begannen nervös zu zittern. „Dann würde also nach Deiner Auffassung meine Leistung unter anderen Verhältnissen, wenn man nichts von meinem Namen und der Tradition wüßte, keinen Erfolg gehabt haben?"

Die Schärfe seines Tones begann König zu ärgern. Er zuckte die Achseln. „Wer kann das wissen?"

„Das ist stark! Sehr liebenswürdig in der That, daß Du mir das so unverblümt sagst."

In dem Director kämpfte der Wunsch, einzulenken, mit dem prickelnden Begehren, seine Meinung auszusprechen. „Alter Freund," sagte er jovial, „wir sind doch hier unter uns und brauchen uns nichts weis zu machen. Ganz gewiß bist Du ein großer Künstler, die alte Schule hat keinen bessern gehabt. Mache aber jetzt mal den Versuch, irgendwo in der Provinz im tiefsten Incognito aufzutreten, dann wollen wir uns wieder sprechen."

„Machen wir den Versuch, gut, machen wir ihn, wir werden ja sehen, wer Recht behält," ruft Sebald pathetisch. „Ich bin bereit dazu."

„Ich verstehe Dich nicht — wie denkst Du Dir das?"

„Einfach genug; wofür bist Du denn Theaterdirector in der Provinz?"

„Ich? Was soll ich dabei?"

„Mir Deine Theater zur Verfügung stellen, mein Bester; nicht jetzt, sagen wir nach zwei, drei Monaten, wenn kein Mensch mehr an Georg

Sebald denkt — man wird ja so schnell vergessen, wenn man kein echter Künstler ist! Dann laß mich incognito bei Dir auftreten, spielen, wie ich immer gespielt habe, und darnach magst Du entscheiden, ob echte Kunst noch heute ihre Wirkung thut, oder ob sie die Achtung vor der Tradition dazu nöthig hat." Die Adern auf seiner Stirn beginnen zu schwellen; mit bebenden Händen zieht er sein zartes, nach dem neuesten Modeparfüm duftendes Taschentuch, um sich die Stirn abzutupfen. Sein Freund ist sehr ernst geworden, jetzt steht er auf und legt ihm die Hände auf die Schultern: „Meine Bühne steht Dir natürlich zur Verfügung, jederzeit. Aber ich sage Dir, thu es nicht, Sebald, thu es nicht."

„Du hast mich gereizt, Du bist es mir schuldig, mir nun die Möglichkeit zu meiner Rechtfertigung zu geben. Wetten wir. Um die Einnahme des Abends. Ich ersetze sie Dir fünffach, wenn ich verliere."

„Alter Junge, unter Freunden wettet man nicht um Geld."

„Wie Du willst. Wenn ich verliere, so ist meine Niederlage für mich schlimmer als jeder Geldverlust. Wenn — —!"

„Eben darum thu' ich's ungern. Ich fürchte, es giebt eine große Enttäuschung für Dich, und Du nimmst sie persönlich als Mißtrauensvotum gegen Deine Künstlerschaft. Wir Schauspieler sind einmal so, weil unsere Leistung so eng mit der Person verknüpft ist. Ich behaupte nur, es kommt Alles aus der Mode, die größte Kunst und der größte Künstler."

„Nie!" ruft Sebald. „Wahre Kunst nie! Ich nehme Dich beim Worte, und ich will es Dir beweisen."

„Georg!" Ein Ton der Beschwörung, der fruchtlos bleibt.

* * *

„Dem verehrten Publicum habe ich zu meinem Bedauern die Mittheilung zu machen, daß Herr Eduard Grabbe plötzlich schwer erkrankt ist, und daß an seiner Stelle ein auf der Durchreise hier anwesender Künstler, Herr Hellmuth Claus, sich gütigst bereit erklärt hat, die Rolle des Thorane in der heutigen Aufführung des „Königslieutenant" von Gutzkow zu übernehmen."

Der Regisseur tritt wieder hinter den Vorhang zurück, und eine kleine Bewegung geht durch das nur mäßig gefüllte Haus.

Wer ist Herr Hellmuth Claus? Man hat den Namen nie gehört. Eduard Grabbe dagegen ist einer der beliebtesten Schauspieler des Theaters; seinetwegen, um ihn in der Rolle, die er zum ersten Male spielen wird, zu sehen, ist man hauptsächlich zur Aufführung des „Königslieutenant" gekommen; die Erregung im Publicum gilt ihm und seiner plötzlichen Erkrankung.

Der erste Aufzug spielt sich gemächlich ab. Man sieht den jungen Wolfgang Goethe im Hause seines Vaters; er dichtet, zuerst auf französisch, das Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter", das ein gewebtes Band, das

Geschenk an die französische Schauspielerin Belinde, begleiten soll, aber seine Mutter, aufgehetzt von dem Hausfreunde, dem Sprachlehrer Mittler, kommt dahinter und nimmt das Band an sich. Die Franzosen besetzen Frankfurt, Einquartierung wird angesagt, der Sergeantmajor Mack, der dies besorgt, entpuppt sich als der frühere Geliebte der Dienstmagd Gretel, die nun von ihrer Herrschaft, dem Ehepaar Goethe, für die unwillkommene Einquartierung — es handelt sich um den Königslieutenant Grafen Thorane in Person — verantwortlich gemacht wird. Alles das entrollt sich in behäbiger Breite und ohne jede Aufregung. Allerdings ist die kleine Schauspielerin, die den siebzehnjährigen Goethe spielt, allerliebst und gefällt sich offenbar selbst vorzüglich in dem violetten Sammetkostüm, mit dem Galanteriedegen und dem gepuderten Haar; allerdings kleidet auch die Frau Rath die geblümte Panierrobe nicht übel; ist der Rath Goethe ein würdiger und ansehnlicher Herr und ist es schließlich nicht zu verachten, in die ganze Familie unsres Dichterheros so intime Einblicke zu thun — trotzdem erscheint die Sache wenig fesselnd.

Als der Vorhang gefallen, bietet das Publicum eine Anzahl ermüdeter Gesichter, die sich erst langsam unter dem blendenden Schein des elektrischen Lichtes wieder beleben.

In dem Ankleidezimmer Eduard Grabbes, des „Schwererkrankten", des Einzigen, der vom Director König zum Mitwisser gemacht werden mußte, sitzt Hellmuth Claus-Sebald und zieht die letzten Striche mit dem Schwarzstifte unter den Augen, um ihren Glanz zu erhöhen. Er trägt nicht jenes wundervolle Prunkkostüm der Abschiedsvorstellung, das bei aller historischen Treue dennoch mit äußerster Pracht ausgestattet gewesen, sondern eine ziemlich verbrauchte Uniform, die man unter alten Requisiten gefunden. Auch seine Maske ist gegen jene frühere, durch zahlreiche Photographien bekannte, genügend verändert — man hat sorgsam diese Abweichungen bedacht, damit ja nichts an jenen Thorane erinnere, der vor fast drei Monaten der Bühne für immer Lebewohl gesagt hat. Er betrachtet sich kritisch in dem kleinen, etwas blinden Spiegel: Wird er auch heute noch den achtundvierzigjährigen Edelmann Edmond de Thorane glaubhaft verkörpern?

Der Director hält sich von seinem Freunde fern, damit nichts ihren freundschaftlichen Verkehr verräth; auch für ihn muß Sebald ein ganz oberflächlicher Bekannter sein, der zufällig die Stadt passirt hat und aus Gefälligkeit in die Lücke gesprungen ist.

Es ist nicht das erste Mal, daß Sebald, auch nach der Zeit seiner Anfängerschaft, in einer größeren Provinzstadt auftritt, und immer haben ihm die Garderoben mit ihren verbrauchten, fleckigen Toilettentischen, mit dem unsauberen Anstrich der Wände und der schlechten Luft ein kleines Unbehagen verursacht, das sich erst vor den Lichtern der Rampe verflüchtigte. Heute aber kommt es einem Schauder gleich. Der Contrast

mit seiner eigenen Garderobe in dem königlichen Theater, mit ihren behaglichen Möbeln, dem Duft der ausgesuchtesten Essenzen, diesem lauschigen Raum, fast kokett wie der einer Dame, der an seinem Abschiedsabend von den Verehrern so reich mit Lorbeer und blühenden Rosen ausgeschmückt worden war, drängt sich ihm auf. Warum noch einmal dieser Versuch? Konnte er sich nicht an dem Erreichten genügen lassen?

Der Inspicient ruft ihn auf die Scene. Da er erst im letzten Moment „eingesprungen", hat von einer Probe nicht die Rede sein können, aber als alter Bühnenpraktiker ist er sofort orientirt.

Er spricht die ersten französischen Sätze mit dem Serganten Mack — keiner thut es ihm gleich in dieser feinen, flüssigen Behandlung des Französischen, er weiß es, und es ist fast schade, daß er es so bald mit dem gebrochenen Deutsch vertauschen muß. Aber auch dies ist sein Geheimniß, förmlich seine Schöpfung. Der Dialog, in welchem er versucht, mit Macks Hilfe sich in das fremde Idiom zu finden, hat jedes Mal, wenn er vor „seinem" Publicum spielte, ein leises Flüstern des Entzückens im Parkett entfacht, nur die Andeutung eines Tones, für die aber der Schauspieler eine so feine Witterung besitzt.

Hier fehlt das Verständniß, das Säuseln bleibt aus. Dagegen wird der junge Goethe, die kleine allerliebste, kokette Schauspielerin, mit einem lebhaften Applaus empfangen, und diese gute Stimmung bleibt, über Thoranes Abgang hinaus, so lange Wolfgang auf der Scene ist. Sie kehrt auch wieder, als der Jüngling am Schlusse des Aufzugs das auf Thoranes Wunsch in's Deutsche umgedichtete Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter" vorträgt. Auch Sebald ist dabei auf der Bühne beschäftigt, er steht dicht neben Wolfgang, aber er fühlt mit absolutester Sicherheit, daß jener Beifall nicht ihm gilt.

Ein unendliches Erstaunen bemächtigt sich seiner. Nicht ihm? Ja, wie ist das möglich? Und wem sonst? Jener Andern? Was ist sie? Ein junges, frisches Ding, mit wenig Talent und gar keiner Schule. Genügt ein keckes gepudertes Köpfchen, eine hübsche Figur in Seidentricot und Sammet, um ihn in den Schatten zu stellen?

Der Vorhang fällt. Die Schauspieler, mit denen Sebald nur vor Beginn der Vorstellung ganz flüchtig bekannt gemacht worden war, kamen heran, um den Gast, der so freundlich die schwierige Rolle übernommen und ihnen dadurch eine ärgerliche Abänderung der Vorstellung im letzten Moment erspart hat, ein paar freundliche Worte zu sagen. Es ist ein munteres junges Völkchen. Die Frau Rath steht sicher noch in der ersten Hälfte der Zwanziger, das Gesicht ihres Gatten leuchtet rund und jugendlich durch die aufgeschminkten Falten. Alle sprechen sehr hochachtungsvoll mit ihm, wie Schüler zu ihrem Lehrer, der Herr Rath verwickelt ihn in ein längeres Gespräch über die klassische Richtung der Schauspielkunst, bedauert, daß sie so rettungslos im Aussterben begriffen, und giebt als Huldigung

für den Gast zu, daß auch die Neueren manches von der alten Generation lernen könnten. Darin liegt bei aller ausgesuchten Höflichkeit doch etwas von Ueberhebung: die Ueberhebung des Gegenwärtigen, das allein Recht hat, gegen das Vergangene.

Ein kurzer Zwischenact. Die Decoration hat vom zweiten zum dritten Aufzuge nicht gewechselt. Wieder holt der Inspicient Thorane auf die Scene. Sebald fühlt etwas, das ihm bisher fremd gewesen: das Muß, sich in's Zeug zu legen, den Erfolg sich zu erkämpfen.

Es kommt jetzt die dankbare Scene, in welcher Thorane die Frankfurter Maler empfängt, um ihnen Aufträge auf Bilder zu geben, mit denen er sein Schloß in der Provence ausschmücken will.

„Sie müssen, meine Herren, immer bedenken, diese Tableaux sollen betrakten eine Mann, der einst hat gehabt eine große Freude, und der sie hat verloren, weil die Menschen sind sehr schlecht und die Welt ist sehr undankbar. Die Kunst soll sein une consolation, ein Trost für der zerbrokene Herz, un dernier rayon, dorant encore une fois la terre, quand le jour fuit.“

Sebald spricht mit Wärme und Weichheit. Er weiß, diese Stelle, die auf sein unglückliches Herzenserlebniß hindeutet, das ihn zum Weiberfeinde gemacht, seine „Misogyne“ verschuldet, ist es, bei welcher die Hörer mit besonders gespannter Aufmerksamkeit an seinem Munde hingen. Hier durchbricht der Beifall wohl einmal die Handlung, hier erhebt sich wohl einmal eine behandschuhte Hand zu den Augen, um etwas Feuchtes fortzutupfen.

Der Zuschauerraum ist zwar verdunkelt, aber der schwache Lichtschimmer, der von der Bühne ausstrahlt, genügt bei des Künstlers Routine, um ihn die Versammlung klar erkennen zu lassen. Die Gesichter der Zuschauer, nur farblos blasse Flecke in dem nebelhaft dunklen Raume, gewinnen Ausdruck; er liest aus der Richtung dieser Flecke, was sie ausdrücken. Hier ist einmal ein Kopf, wie interessirt, vorgerichtet — weitaus die meisten blicken gerade, theilnahmlos vor sich hin, oder sind wie in leichter Ermüdung auf die Seite gesunken, wenn nicht gar nach oben gerichtet: Die Abonnentinnen des ersten Ranges; die beiden schlecht modellirten gypsernen Rococoengel zu beiden Seiten der Bühne erscheinen amüsanter, als das, was auf der Bühne selbst vorgeht.

Nun kommt Leben in die Handlung. Draußen wird die Schlacht von Frankfurt geschlagen, auf der Scene hat Thorane eine heftige Auseinandersetzung mit dem Rath Goethe, der muthig dem allgewaltigen Königslieutenant seine Meinung über das unberechtigte Vorgehen Napoleons sagt. Dieser Muth hat zur Folge, daß Thorane den Rath in seinem eigenen Hause gefangen nehmen und vor ein Kriegsgericht stellen lassen will. Die Frau Rath legt sich in's Mittel — Gretel, das tapfere Dienstmädel, wagt einen Fußfall vor Thorane — vergeblich. Da erscheint der junge Wolfgang:

„Thorane!“
„Que me veux-tu?“

„Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen Dir mit leichter Hand
Gute, junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band,“

declamirt Wolfgang, declamirt das ganze Gedicht zu Ende, wobei Thorane einmal still für sich einfällt:

„Einen Blick geliebte Leben,
Und ick bin belohnt genung!“

Und als Wolfgang geendet, ist Thorane, der Schlachtendenker, der strenge, gefürchtete General, so rührselig weich geworden, daß er sein Urtheil gegen den Rath zurücknimmt und diesem gestattet, gegen Ehrenwort freiwillig als Gefangener in seinem Hause zu bleiben. „Madame! .... Monsieur! Ick aben zu viel Acktong für Madame votre épouse und zu viel Zärtlichkeit für Monsieur votre fils, um Sie zu strafen schon vor der Bataille. Ick werden strafen Ihre Verbreken, wenn ich werde sein zurück aus der Bataille. Eh bien! En avant mes camarades! Au combat!“

Der Vorhang war unter sehr lautem Beifallsklatschen gesunken. Die Schauspieler hatten sich schnell von der Bühne entfernt. Sebald machte zuerst Miene, ihnen zu folgen, dann zog es ihn wieder zu der Stelle zurück, wo er soeben gestanden.

Einen Blick durch das Loch im Vorhang! Es erschien ihm wie etwas Unwürdiges, und doch drängte es ihn unwiderstehlich dazu. Er, Georg Sebald, der gefeierte Jubilar, vor dem Guckloch im Vorhang eines Provinztheaters, um den Eindruck zu prüfen, den er auf das Publicum gemacht! Er schämte sich, und doch schlug sein Herz stürmisch, wie das eines Debutanten.

Der Zuschauerraum lag jetzt in voller Lichtgluth da, die blassen Farbenflecke der Gesichter hatten Leben und Ausdruck angenommen. Es lagerte eine fröhliche Stimmung über den Theaterbesuchern, die weit mehr amüsirt als ergriffen erschienen. Dicht vor ihm unterhielten sich ein paar junge Frauen lachend sehr lebhaft; ein älterer Herr neben ihnen sah sie zuerst strafend an, wurde aber dann von ihrer Lustigkeit fortgerissen und lächelte über das ganze breite Gesicht. — Eine Dame zog eine Düte aus der Kleidertasche und aß ein Prallinée nach dem anderen. — An den Pfeilern neben den Parkettlogen lehnten ein paar Herren, offenbar Kritiker, die lebhaft gesticulirten und aufeinander lossprachen. Der Eine schien mehr entrüstet, der Andere mehr humoristisch gestimmt zu sein, schließlich lachten sie Beide. — Im ersten Rang packte eine mit provinzialer Eleganz in bunte Seide gekleidete Dame Opernglas und Zettel in ihren Pompadour, um sich zum Gehen zu rüsten. Ein hinter ihr stehender junger Mann suchte sie zum Bleiben zu bewegen, sie aber wehrte ihn lachend ab. In

ihrer Miene war deutlich zu lesen, daß sie nun genug von der Sache habe. — Am meisten amüsirte man sich offenbar auf der Galerie. Dort ging's sehr munter her, das ungebildete, laute Lachen drang bis hinter den Vorhang.

Sebald verließ seinen Lauscherposten, eine eigenthümliche Schwere in den Beinen, einen dumpfen Druck hinter der Stirn.

Auf dem Wege zu seinem Ankleidezimmer griff ihn der Darsteller des Mack auf. Er war ärgerlich: „Solch veralteter Schmöker — ich begreife unseren Director nicht, wie er dieses Ding wieder ausgraben konnte — keine zwei Male wird's noch gegeben werden, man kann's ja dem Publicum nicht verdenken, wenn es sich gegen dieses Fossil von Drama auflehnt. Wäre unser kleiner Wolfgang nicht gar so zum Anbeißen appetitlich in seinen Seidenhöschen, so glaube ich, pfiffen sie schon. Zu Ihrer Zeit Herr —? ah ganz recht, Herr Claus, hat der Schmarren wohl mehr Glück gemacht?"

Sebald antwortete nicht. Im Augenblick war es ihm unverständlich, daß er und dieser Herr Claus, der den Thorane gespielt, identisch sein sollten. Im Weitergehen streifte er die kleine Wolfgang-Spielerin, die mit dem Rath Goethe in einem recht vertrauten Verhältniß zu stehen schien und zärtlich dessen Arm umklammert hielt. Sein feines Ohr vernahm noch die Worte: „Er muß doch an die Siebzig sein. Der ist doch lange nicht mehr beim Theater."

„Er kann aber was, mein Lämmchen, oder hat mal was gekonnt. Anno dazumal, wie das Ding Furore machte, spielte man so."

„Na ja, aber zu komisch war's doch, wie er nach meinem Blumengedicht so süß das: „Ik bin belohnt genung," säuselte. Nein, zu komisch."

In Sebald empörte sich etwas gegen dieses Unterliegen. Nur ein einziges Wort zu dieser da: Ich bin Georg Sebald! und die Nachricht würde wie ein elektrischer Funke von hier in das Publicum überspringen und alle die Hunderte, die ihm jetzt so kühl, fast ablehnend gegenüberständen, mit einem Schlage zu seinen Bewunderern machen. Ein einziges Wort — noch ist es Zeit. Freilich bedeutet dieses Wort eine Abtrünnigkeit gegen sich selbst: er hat ja doch das Urtheil des Publicums einholen wollen, unbeeinflußt durch den berühmten Namen. Er zaudert und zaudert — —

Da abermals die Klingel des Inspicienten — es ist zu spät, der letzte Act beginnt.

Sebald fühlt, wie seine Energie erwacht, seine Nerven sich anstraffen. Zum letzten Mal vor das Publicum! Was er beobachtet, was er gehört hat, gilt ihm nur noch als ein Stachel mehr — noch ist das letzte Wort nicht gesprochen.

Er hat Zeit, sich zu sammeln, vorzubereiten. Weit ausgesponnene Familienscenen, die mit der Handlung herzlich wenig zu thun haben, spielen sich ab; man erfährt, daß zwischen Hanau und Gelnhausen eine Schlacht geschlagen wurde, aber auch dies stört die Gemüthlichkeit am Goethe'schen Kaffeetische nur wenig. Thorane hat eine kurze Begegnung mit dem fran-

zösischen Schauspieler Alcidor, dem angeblichen Bruder Belindes, der Freundin Wolfgangs. Thorane erkennt ihn aber als den Marquis Boissy d' Anglade, denselben, der ihm das Herz seiner Pflegetochter abwendig gemacht und diese dann entführt hat. Natürlich erfordert dies blutige Rache, Thorane stürmt zum Duell ab. „Chargez les pistolets.“

Mit der, den ältern Bühnenstücken eigenen Schnelligkeit erledigt sich dieses Duell. Sebald hat kaum Zeit, sich in seiner Garderobe genügend blaß zu schminken und den Arm in eine schwarze Binde zu nehmen, um den Verwundeten zu markiren. Er kreuzt eben nur die Scene: „Laissez, laissez! Ik will sein allein!“

Aber schon die zweitnächste Scene ruft ihn zurück: Er trägt in der Hand einen Brief, sein Abschiedsgesuch, denn sein höchster Vorgesetzter, der Herzog von Broglie hat das Duell unter seinen Offizieren streng verboten. Und nun kommt Sebalds großes Glanzstück, die Erzählung seines Herzenserlebnisses, die endlich Licht in die Verwirrung bringt. Der Freund seines Vaters, der Graf von Vautreuil hat, als er sein Ende nahen fühlte, sein kleines Töchterchen Heloise zu dem alten Grafen Thorane gebracht, wo sie als Schwester des Grafen Edmond, des spätern Königslieutenants, aufwächst. Nach dem Tode seines Vaters betrachtet der junge Thorane das Mädchen als seine Tochter, was der große Altersunterschied auch rechtfertigt. Aber seine Gefühle wachsen, ohne daß er sich dessen bewußt wird, über das väterliche hinaus. Als er eine Reise antritt, läßt er Heloise im Schlosse zurück — „Mais — hélas — un jour ist kommen einer junge Cavalier! Kam nur, um zu sehen mein Schloß, den melankolischen Baumslag, meiner Terasse auf die große Meer mittelländischer, meine Tableaux, die gemalte und die, die hat gemakt die große Natur mit ihrem majestätischen pinceau von selbst — Und er sah Heloise! Und sie — meine Schwester, meine Tokter, meine Braut — me quittait, hat mir verlassen — ist gegangen mit dem Verführer in die weite Welt und ik — und Edmond sein zurück gekommen von Paris und haben verloren Kind, Schwester, Gattin, haben verloren Glauben an menschlike Herz et le calme et la paix de son âme pour toujours!“ — — —

Sebald ist eins mit seiner Rolle, aber er steht über ihr, Alles ist auf's Genauste zurecht gelegt, auf's Feinste ciselirt. Jede Bewegung, jedes Mienenspiel, jede kleinste Nüance ist berechnet, das Ganze ist ein vollendetes Kunstwerk bis in's kleinste Detail. Seine Gestalt beugt sich wie unter der Last des Erlittenen, seine Stimme bebt und mischt sich mit Schluchzen und verliert dennoch nichts von ihrem weichen Schmelz.

Hierbei hat die Wirkung noch nie versagt; hier pflegte der Beifall oft alle Schranken so zu durchbrechen, daß die Spielenden einen Augenblick aussetzen mußten, bis wieder Ruhe eingetreten war.

Unwillkürlich wartet er auch jetzt auf den Applaus, der vorbrechen muß — aber keine Hand rührt sich, kein Zeichen der Theilnahme wird

laut, als er verkündigt, daß der Herzog von Broglie seine Demission genehmigt, und daß er nun nach Frankreich zurückkehren werde. Nun führt Wolfgang die verschleierte Schauspielerin Belinde — natürlich Heloise! und den Schauspieler Alcidor — natürlich den Entführer, Marquis de Boissy, herein, und da von der Dame unter ihrem Schleier nicht viel zu sehen ist, man doch aber wissen möchte, wie diejenige ausschaut, die eine so große Leidenschaft und so viele hochtrabende Phrasen veranlaßt hat, so belebt sich das schwer gelangweilte Publicum noch einmal für kurze Zeit.

Nachdem die Versöhnung perfect, rafft sich Thorane noch zu einer Prophezeihung von der zukünftigen Größe Goethes auf. Und dann kommen die effectvollen Schlußworte: „Adieu mes amis! Adieu pour toujours, pour toujours!“

Seine Stimme zittert in der natürlichsten Aufregung, die echtesten Thränen tropfen über die geschminkten Wangen hernieder — und trotzdem ist sein Auge geschärft für das Nebelmeer da unten, für die farblosen, blassen Flecke, die sich daraus abheben. Er sieht, wie ein paar solcher Flecke sich flüsternd zu einander biegen, wie ein heller Handschuh sich hebt, aber nicht um ein Auge zu trocknen, sondern um ein Gähnen zu verbergen. Man steckt die Operngläser in die Futterale und legt die Theaterzettel zusammen. Die Damen suchen in ihren Kleidertaschen nach den Garderobemarken, die Herren versichern sich, daß das Cigarettenetui noch vorhanden ist. Und dort gleitet über ein Gesicht ein Lächeln — kein befreiendes Lächeln, wie es ein großer Kunstgenuß, sei er auch ernster Art, hervorzaubert, nein, ein ganz alltägliches, boshaftes, spöttisches Lächeln. Und mit einem Male erscheint es Sebald, als ob dieses häßliche Lachen auf Alle die hundert und aber hundert Gesichter reflectire, als wenn das ganze Parkett, die ganzen Ränge lachten, als wenn die Zuschauermasse zusammenflösse zu einem einzigen, hämisch grinsenden Riesenantlitz. — — —

Er hat einen Augenblick früher abzutreten als die Anderen. Er nützt ihn, eilt hastig in seine Garderobe, wechselt nur das Nothdürftigste an Kleidung, und in seinen weiten Mantel gehüllt, das unabgeschminkte Gesicht unter dem breitkrämpigen Hute verborgen, sucht er das Freie. Dabei hört er noch, wie man die kecke kleine Goethe-Spielerin herausruft.

Gerade in das größte Gedränge geräth er hinein — aber was thut das, es kennt ihn ja Niemand. Er sieht die Gesichter um sich her vergnügt, wie erlöst von der Pein einer mit Anstand getragenen Langenweile.

Auch Bruchstücke von Unterhaltungen fängt er auf:

„Der Thorane war aber garnicht schlecht, der hat gute Muster gesehen,“ hörte er aus einer Gruppe älterer Leute heraus.

„Na ja doch. Aber da muß man nicht Sebald gesehen haben, wie ich.“

„Was denn, der macht ein paar Mätzchen mehr. Das thut der Name. Der hat ja letzthin sich in der Rolle verabschiedet, habe ich gelesen?“

„Jawohl. Na er stand lange genug auf dem Aussterbeetat. Die ganzen alten Herren kommen einem heute wie Coulissenreißer vor. Alles ausgetüftelt, auf den Applaus berechnet — —“

Sebald blieb zurück. Junge Mädchen überholten ihn, schnatterten wie die Gänse. „Ach der Grabbe — zu schade, daß er krank geworden ist. Der für ihn eingetreten ist, soll ein ganz alter Herr sein.“

„Aber er war ganz rührend, nicht?“

„Ach, aber doch komisch, wie er so seufzte und schluckte und die Thränen quetschte — —“

Wieder eine neue Gruppe. Ein junger Mann ruft: „Welches Französisch-Deutsch! So spricht doch mein Lebtag kein Franzose deutsch!“ — „Das ist doch wohl mehr Gutzkows Schuld,“ sagt ein Zweiter, „der Schauspieler kann da nicht eigenmächtig vorgehen.“ — „Ach was, das Ganze ist ein antiquirter Krempel. Kein Director hat das Recht, den Besuchern solche abgelegten Ladenhüter vorzusetzen, die freilich keine Tantièmen mehr kosten, dazu gehört mindestens ein berühmter Gast —“

„Fauler Zauber, auf alle Fälle!“ sprudelte hinter ihm eine Stimme erregt. „Selbst wenn Einer versucht, die alten Paraderollen modern lebenswahr zu geben, es geht nicht. Dann sind sie eben keine Paraderollen mehr, dann sieht man eben, daß es Lächerlichkeiten sind. Wenn ich je das Gefühl gehabt habe, daß die alte Mimik innerlich hohl, die reine Mache ist, dann ist mir das bei dem Claus klar geworden, der in seiner Art noch nicht der schlechteste war. Auch Grabbe hätte den Königslieutenant nicht retten können.“

„Ich gebe ja zu, das hat sich überlebt, aber es steckt doch Studium drin — —“

„Unsinn! das sieht so aus. Das ist Tradition, eine Ansammlung von Mätzchen, von „Nüancen“, wie sie sagen. Eins stammt von Herrn Hinz, eins von Herrn Kunz — so wird solch eine Rolle —“ Die zwei sind ihm vorübergegangen — es sind die beiden Kritiker vom Logenpfeiler.

Sebald könnte den Gesprächen entfliehen, aber er hört weiter, weiter; er will den Becher bis zur Hefe leeren.

Manchmal ist es ihm, als würde er ohnmächtig werden, zusammenbrechen, als würden dann die Füße dieser Menge über ihn hinschreiten, ihn zermalmen, an ihm fertig machen, was die Zungen begonnen.

Aber er sinkt nicht zu Boden, sondern schreitet aufrecht weiter und hört — hört. Alle diese Einzelurtheile, die sich zu einem großen, niederschmetternden verbinden, das ihn umwogt wie der Ton einer gewaltigen Richtglocke: Eine neue Zeit ist angebrochen, die seine ist vorüber.

Adieu, adieu pour toujours — pour toujours!

Marmor.

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

— Breslau. —

Ein weicher, kühler, vorzeitiger Herbstabend. Milde, spielende Luft, aber schon von einem winterlichen Frösteln, wie von einer bebenden Vorahnung, durchrieselt. Formen und Farben dämpfende Dunstschleier über dem schlüpfrig feuchten Boden bis zu den uniformen Architecturschnörkeln der Miethskasernen hinauf, die wie verwunschene Schlösser aus Märchennebeln in die heiser lärmende Straße hineinragen. Und glimmende Ladenflämmchen und trüb vibrirendes Laternenlicht gleich fernher schimmernden Nebelsonnen in dem herbstlich wogenden Dunst . . . Ueberall ein geheimes Singen und Klingen, wie Frühlingsbrunst, wie Herbstklage, wie Wintersterbesang . . .

Doctor Brand bahnte sich hastig den Weg durch das aufgeregte Treiben. Dumpf dröhnend schlug in abgerissenen Rhythmen der Straßentrubel an sein Ohr und wurde zu einer Art symphonischer Begleitung seiner inneren Melodie. Denn auch in ihm war ein geheimes Singen und Klingen, wie draußen in den müden feinen Dunstschleiern um Dächer und Giebel . . . Der Gedanke, daß er Ihr wieder einmal in wenigen Minuten, wie allabendlich, gegenüberstehen würde, beflügelte seinen Schritt, wie seine Vorstellungen, die sich so wunderbar leicht und lustvoll aus den Tiefen seiner Seele lösten, farbenheiter, in rhythmisch gemessenem Tanzschritt und tönegaukelnd. Lag es nicht über seinem Innern wie ein engmaschig geflochtenes Netz, wie ein Alp von wachsendem Schwergewicht, wie ein Zauberbann, dem sich nicht entrinnen ließ, süß quälend, peinvoll beseligend, unklar erhellend? . . . . : Er hatte ihren Mann, den Doctor Günther, im Club kennen gelernt, hatte sich mit der Familie angefreundet und war beinahe täglicher Gast bei ihr geworden, kannte die Leute nun auch schon etliche Monate — und doch war ihm das Weib noch immer ein Räthsel, in ihrer sonnenhaften, weißleuchtenden Marmorschöne, in dem wundervoll alle Sinne beruhigenden Ebenmaß ihres Leibes — und ihrer Seele? Denn hinter diesen graublauen Göttinnenaugen schien niemals ein Sturm getobt, niemals Feuer gesprüht, niemals ein heißer Wunsch nach flammender Befriedigung gelechzt und in seliger Erfüllung zu allen sieben Himmeln gejauchzt zu haben; in diesen langsamen, leisen, ringenden Worten war ein Gleichmaß, das zeitweilig beruhigen konnte, aber auf die Dauer beleidigen mußte —; wenn man nicht, wie er, der phantasiebegabte Doctor

Brand, durchaus einen Glockensprung, einen Riß heraushören wollte . . . Leise klagend, leise fragend und suchend klang es in seiner Seele an. Sollte das nicht am Ende doch die richtige Fährte sein? Aber ein schriller höhnischer Laut fuhr ihm dazwischen. Und wenn an dem ganzen Weibe gar Nichts weiter war, als das bischen kalter Marmorreiz? Wenn sie lediglich eine ihren Platz ausfüllende Figurantin . . . Statistin in dem großbürgerlich langweiligen Milieu wäre, in dem sie lebte? Wenn sie nicht „gefrorener Champagner“ wäre, wie er mitunter in keck phantastischer Laune vermuthete, sondern gewöhnliches Flußeis? . . . Aber wenn doch . . . . wenn doch unter der eisigen Decke der köstlich moussirende Trank perlte, — müßte es nicht aller Wonnen Wonne sein, die harte glitzernde Kruste zu sprengen und das frierende Blut zu prickelndem, seligem Kreislauf zu wecken? . . .

Nein, diese ewige Ungewißheit war nicht länger zu ertragen. Einmal mußte ein Ende gemacht werden. Er mußte sich über sie klar werden, unbedingt! Vielleicht schon heut . . . .

Zwar: Liebte er sie denn? Nein, das konnte er nicht sagen. Der letzte Zug war noch nicht gethan, das Netz über seiner Seele war noch nicht geschlossen, es gab noch ein Entrinnen . . . Aber sie hatte sozusagen Eindruck auf ihn gemacht, und keinen geringen . . Und mit ihm mußte er sich abfinden . . mußte . . mußte! Die Melodie seiner Seele wuchs zu beängstigendem Janitscharenlärm; das ganze Orchester fiel mit einem überwältigenden Finale ein, und es dröhnte, flötete und schrillte, daß ihm das Herz mit beträchtlicher Beschleunigung schlug, als er an seinem Ziel angelangt war . . .

Ein appetitliches Stubenmädchen öffnete ihm oben und meldete ihn. Die Kleine war geschmeidig wie eine Gazelle. Ach Gott! er war in solchen Dingen zu impressionabel, zu impressionabel . . . Und für weiße Schürzen hatte er eine Idiosynkrasie . . .

Er wurde sofort vorgelassen. Frau Hilde war vom Schreibtisch aufgestanden und streckte ihm freundlich, aber gemessen, die feine, weiße Rechte entgegen, die er küßte . . .

Durch einen grünen Schirm gedämpftes und gebrochenes Lampenlicht fluthete in dünnen Wellen zitternd über ihr goldblondes Haar und umfluthete ihre hohe Gestalt, deren prachtvolle Büste sich unter dem hellfarbigen Costüm scharf abzeichnete. Er umspannte den ganzen entzückenden Anblick mit einem jähen wollüstigen Blick und sog die behagliche Zimmeratmosphäre durstig ein, deren Stimmungelemente ihm reizvoll-organisch zu einer vollen tiefen Symphonie zusammenklangen. Erst allmählich vermochte er seine Eindrücke zu ordnen und im Ganzen zugleich die Theile zu erfassen: das grüngoldne, mattflüssige Licht; das Schattenspiel auf den schweren weißen Fenstervorhängen; die geschmackvoll arrangirten Möbel — und in der Mitte von alledem in lichter Apotheose das wundervolle Weib . . . .

„Guten Abend, Frau Hilde.“

„Guten Abend, Doctor.“

Es klang weich, verhüllt, klanglos, fast gebrochen . . .

„Bitte tausend Mal um Entschuldigung, wenn ich störe.“

„O, bitte sehr, lieber Doctor. Sie sind immer willkommen. Es plaudert sich so nett mit Ihnen; über allerhand Dinge . . . Sie sehen, ich bin Egoistin . . .“

„Ein Egoismus, der mir nur schmeichelhaft sein kann, Frau Hilde.“

Sie nahmen Platz.

„Nun, was macht die Litteratur, Doctor?“ fragte Frau Hilde.

„Total unverbesserlich, wie immer. Sie wissen es ja, wie es geht: Von der Masse kommt uns nicht das Heil. Die Masse krönt nur die Oberflächlinge, die Blender und die Verlogenen. Was läuft nicht Alles herum und läßt sich Schriftsteller oder, mit Verlaub zu sagen, Dichter schimpfen! Ach, und die putzigen Kerlchen machen Einem das Leben schwer, Frau Hilde. Toujours en vedette! Die deutsche Litteratur ist ein aufreibendes Geschäft. Man hat höchstens den Trost, die kleinen kläffenden Nichtskönner in die „Unsterblichkeit mitzunehmen, wie Lessing den Klotz und Lange oder Schopenhauer die

Philosophieprofessoren. Sie gleichen dann vorsintfluthlichen Fliegen, die im Bernstein verkapselt den Zeiten trotzen. Aber die Revanche kommt ein bischen spät . . ."

„Stolz will ich den Spanier," sagte Frau Hilde mit einem leisen, feinen Lächeln um den Mund. „Ach Gott, lieber Doctor, es giebt ja überhaupt viel mehr Tragödien zwischen Himmel und Erde, als Eure Dichterweisheit sich träumen läßt."

„Ganz recht, Frau Hilde," antwortete er überrascht. „Viel feinere, viel unsichtbar gewaltigere, viel Millionen mehr, als wir mit unseren plumpen Instrumenten festhalten können. — Aber müssen wir denn durchaus wieder gleich mit vollen Segeln in die Litteratur steuern? Ich bin kein Fachsimpel. Also, rrr, ein ander Bild! Wo ist denn Ihr Herr Gemahl, Frau Hilde, wenn ich fragen darf?"

„Fort in Geschäften. Sie wissen ja: wir leben in der kalten Jahreszeit in der Stadt, aber unser Gut erfordert doch beständige Fürsorge."

„Richtig, richtig. Und Ihr Herr Gatte ist ja wohl Fachmann, nicht wahr? Dr. agriculturae?"

„Ja."

„So, so. Hat doch aber auch litterarische Interessen, wenn ich nicht irre?"

„O ja." —

Beide schwiegen.

„Ich muß um Verzeihung bitten," sagte Doctor Brand nach einer kurzen Pause. „Ich habe das verpönte Wort „litterarisch" in den Mund genommen. Aber wir kommen nun 'mal nicht darüber hinweg. Also: en avant! . . . Ich habe Sie augenscheinlich in der Lectüre gestört, Frau Hilde. Darf man fragen . . ."

„O bitte."

Frau Hilde reichte ihm ein Zeitungsblatt. Doctor Brand erkannte es überrascht.

„Aber das ist ja . . . mein letztes Sonntagsfeuilleton, Frau Hilde . . . Hätte ich in meinen kühnsten Träumen nicht gehofft . . . Danke Ihnen herzlich für Ihr Interesse . . . Aber eine Frage: Gefallen Ihnen meine Sachen?"

„Liegt Ihnen Etwas an Lob?" fragte sie kurz und herb.

„Es fragt sich: von wem?"

„Ach, geht mir, Ihr Dichter. Euer Geist ist der ‚Pfau der Pfauen und ein Meer von Eitelkeit'. Zuschauer wollt Ihr . . ."

„Zumal, wenn es schöne Frauen sind. Gestatten Sie, daß ich Nietzsche variire. So sind wir nun 'mal, wir Modernen: Unsere feinste Geistigkeit versetzen wir noch immer mit einem Tropfen ursprünglicher Thierheit, und diese Zusammensetzung giebt dann unsere allerfeinste seelische Quintessenz . . . . . Aber seit wann lesen Sie Zarathustra?"

„Ich hab' ihn unter den Büchern meines Mannes gefunden und ein paar Blicke hinein gethan."

„So, so. Aber Sie haben mir noch immer nicht gesagt, was Sie von meinen Sachen halten. Es liegt mir 'was dran, Frau Hilde, wirklich . . . es liegt mir was dran."

„Sie sind eitel."

„Weniger, als Sie denken, Frau Hilde. Sehen Sie, was ich brauche, das ist blos ein bischen Resonanz, weiter Nichts. Weiter Nichts . . . Das ist doch, weiß Gott, bescheiden . . . Wenn ich mich über Jemandes Lob freue, so ist es vor Allem, weil ich dann eine verwandte Saite mitschwingen zu hören glaube; weil es mich für einen Augenblick in den schönen Wahn wiegt, nicht mehr einsam zu sein. Denn Sie wissen ja gar nicht, wie man in seiner Einsamkeit friert, in den kalten Straßen, in den stimmungslosen Zimmern, vor den kalten, feindlichen, tückisch grinsenden Gesichtern, vor den geblähten Nullen, die sich als gleichwerthige Ziffern neben uns stellen . . . Und selbst die Freundschaft ist ja nur eine Art gemilderter Feindschaft, ein längerer oder kürzerer Waffenstill-

stand in dem ewigen Kampfe zwischen Ich und Du . . . Ach, Frau Hilde, Sie wissen ja nicht . . .“

„Fordern Sie mein Urtheil nicht heraus. Ich müßte grausam sein.“

„Seien Sie grausam, aber reden Sie. Sehen Sie, wenn so das Lampenlicht in scheuen Strahlen über Ihr Haar und Ihr Gesicht . . . fliegt, dann können Sie mein Todesurtheil aussprechen, und ich werde dazu lächeln . . .“

„Also, wenn Sie denn durchaus wollen! Ihre Sachen gefallen mir nicht.“

„Und darf ich fragen, warum? Um motivirtes Urtheil bitten?“

„Ja, Sie werden mich für kindisch halten . . . Aber ich bin ehrlich und will es Ihnen sagen: Es kommt mir zu wenig Liebe darin vor.“

„Zu wenig Liebe?“ Er mußte unwillkürlich lächeln. „Aber, Frau Hilde, das verstehe ich einfach nicht. Wie meinen Sie denn das? Meine Sachen sind doch alle durch und durch erotisch.“

„Ja,“ sagte sie leise, mit einer nervösen Bewegung. „Aber Sie erzählen immer nur, wie Sie — bitte, ohne Scherz — . . . beinahe geliebt hätten.“

Er schrak zusammen: das hätte er nicht erwartet. Nimmermehr! das war ja wunderfein und so wahr . . . so wahr. Er schwieg lange, und Frau Hilde drehte inzwischen ruhig die unsicher flackernde Lampe herunter. Nur ein leises zitterndes Beben der schlanken weißen Finger war an ihr zu bemerken . . . Ihr Antlitz war marmorglatt . . .

Endlich sagte er leise: „Frau Hilde, Sie haben an einen wunden Punkt gerührt. An meine Tragik, wenn ich pathetisch werden darf . . . Ich habe nämlich eine geheime Liebe zum Pathos, vielleicht gerade, weil ich es nicht besitze . . . Sehen Sie: das ist es ja . . . Alles unterhöhlt . . . Alles Halb- und Viertelsleidenschaften . . . gar keine bündige Erklärung möglich, wenn man nicht vor sich selbst und — Anderen zum Lügner werden will . . . Was sind mir denn die Weiber bisher Anderes gewesen als Stationen, Episoden, Noten einer unendlichen Melodie? Augenblickssehnsüchte und Augenblicksbefriedigungen, über die der ruhelos gepeitschte Wunsch weiter hastet, keine Endziele . . . Jedes Weib entspricht nur einer bestimmten Stimmung in mir oder einem bestimmten Stimmungsbedürfniß . . . Sehen Sie, ich vergelte Offenheit mit Offenheit . . . Ich reiche Ihnen mein Herz auf dem Präsentirteller, wohlpräparirt . . . Ja, warum sollte ich denn eine Mördergrube daraus machen? . . . Mein Dichten ist ja doch auch nur eine einzige große Generalbeichte . . . Sie kennen mich ja also längst . . . Und Sie wissen, daß ich aus Lebensstürmen mich immer nach dem Hafen gesehnt habe, in dem ich dauernd ankern könnte, und daß ich immer nur zu kurzer Rast mein Schifflein vor der tosenden Windsbraut bergen konnte . . . Ja, dasselbe Weib, das mir noch kurz vorher ein Letztes war, ein Höchstes und Seligstes, verlor durch einen flüchtigen . . . Beleuchtungswechsel für mich seinen Reiz . . . wenn nicht die gleichen Kleinigkeiten meine Liebe im Keime schon erstickt hatten . . . Aber vor allen Dingen war mir eben bisher jedes Weib nur eine Unvollkommenheit, über die ich hinausmußte; ein Etwas, das nur zu einem Theil meiner Seele sprach; ein unfertiger roher Act von vielen zu jener Aphroditegestalt, die die geträumte letzte Vollkommenheit war . . . Vollkommenheit natürlich nur für mich . . . Und so bin ich verdammt zu suchen und zu suchen, ein ruheloser Ahasver der Liebe, bis zum jüngsten Tag . . .“

Frau Hilde schwieg.

„ . . . Und vor meiner sehnenden Seele liegt ein Traumbild: ein Hafen mit glitzernder Spiegelfluth, sonnenüberflimmert, blauüberwölbt, von feierlich beschwingtem leisen Glockenton umbebt, . . . eine restlose Befriedigung ohne Dumpfheit, ein sonntägliches Nicht-mehr-weiter-Wollen, ein müdes, seliges Ausgefülltsein . . . Eine Vollkommenheit, über die hinaus Leere ist . . . Frau Hilde, seien Sie mir nicht böse, wenn ich's Ihnen gestehe: Sie hätten's mir vielleicht sein können. Denn Sie sind Alles, was wir fehlt: Ebenmaß und Läuterung und Ruhe. Göttlichkeit . . . Eine Schönheit, die alle

Sinne stachelt und beschwichtigt zugleich . . . Eine strahlende Vollkommenheit, über die Nichts mehr hinausliegt . . . Aber Sie wären's mir auch nur vielleicht gewesen. Das ist es ja, was mir das Kainsmal der Unstäte auf die Stirn drückt: Ich kann nicht für mich einstehen . . . Eine Befriedigung ohne Dumpfheit, ein ewiger Friedenshafen, ein Ankerplatz des Wunsches in der Vollkommenheit — ja, das giebt es ja gar nicht . . . das giebt's ja nicht . . . Können Sie mir das wenigstens ein bischen nachfühlen, Frau Hilde? Haben Sie dafür die nöthige Resonanz?"

„In mir tönt es schon lange nicht mehr," sagte Frau Hilde langsam und tiefverschleiert, aber nur ein matter Purpur färbte den Marmor ihres regelmäßigen Antlitzes . .

„Frau Hilde," schrie er auf, „Frau Hilde" . . .

Im selben Augenblicke wurde angeklopft und geöffnet. Verhallendes Corridorgeräusch und fahles Licht drang durch die Thür. Doctor Günther trat mit einem anderen Herrn ein, den er Doctor Brand als Stadtrath Feldheim vorstellte.

„Na, lieber Doctor, ein bischen Cicisbeo gespielt? Na, wie geht's, wie steht's? Haben Sie schon Professor Pflückers neue Litteraturgeschichte zu Gesicht bekommen? Eben erschienen. Sehen Sie: Hier hab' ich den ersten Band. Die Quellenbelege sollen ganz ausgezeichnet sein."

„Doctorchen, Sie müssen viel überflüssiges Geld haben," lachte der kleine Stadtrath, ein dummpfiffig dreinschauendes, bewegliches Herrchen mit hochrothem Gesicht und wie angeklebtem schwarzgrauem Backenbart. „Wozu schafft man sich solche Bücher an?"

„Man muß die Litteratur unterstützen, lieber Stadtrath."

„Sehr gut. Was heißt Litteratur? Kann man damit 'n Hund vom Ofen locken? Die Leut' schlagen die Zeit todt — und wir sollen dafür bezahlen. Hören Se, Docterchen, waren Se heut auf der Börse?"

Doctor Günther schien mit dem Stadtrath die Curse erörtern zu wollen. Vorher bemerkte er aber noch zu Doctor Brand: „Ja, lieber Doctor, wissen Sie denn schon das Neueste? Wir reisen übermorgen nach Italien. Das Wetter dort soll herrlich sein . . ."

„Aber, Frau Hilde, davon haben Sie mir ja gar Nichts gesagt?"

Frau Hilde schwieg achselzuckend.

Und plötzlich erfaßte Brand — er wußte selbst nicht wie — eine rasende Eifersucht. Es war ganz unlogisch, selbstverständlich, ja, es war geradezu idiotisch . . . Ob die Beiden hier oder im Süden . . . Aber was hat die Leidenschaft mit der Logik zu thun? . . .

Und so stand es plötzlich mit grausamer, beleidigender wollüstiger Klarheit vor ihm: Diese Göttin mit diesem runden, gewöhnlichen, fettansetzenden Menschen vereint, der ihm in blöder Selbstsicherheit als „befriedigtes Männchen" gegenüberstand. Für ihn diese weißleuchtende Nacktheit, diese urbildliche Formenharmonie, diese ebenmäßige, schönheitathmende Fülle, diese unter der kalten Marmoroberfläche glühende, klingende, schreiende Weibesseele . . . Einen Augenblick schien es ihm, als irrte von ihr ein scheuer Blick wie hülfesuchend zu ihm herüber . . . Und er fühlte es, wie der heiße Wahnsinn ihm in leckenden Flammen zu Herz und Hirn emporschlug . . .

Er nahm Abschied. „Auf Wiedersehen, meine Herren, und glückliche Reise."

„Auf Wiedersehen, Frau Hilde."

Sie reichte ihm halb abgewandt die Hand. „Auf Wiedersehen."

Illustrirte Bibliographie.

Chinesische Charakterzüge. Von Arthur H. Smith. Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig. Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).

Immer näher und näher rückt die Entwicklung des Verkehrs die entferntesten Völker, immer bedeutender und reicher werden die wechselseitigen wirthschaftlichen Interessen, die sie verknüpfen; und Deutschland ist in dieser Beziehung vor allen andern Völkern der zielbewußte Nachfolger und Nebenbuhler des früher allmächtigen England geworden. In Ostasien hat — dank des Weitblicks und der thatkräftigen Initiative der deutschen Regierung — mit der Erwerbung von Kiautschau, die sichtbar eine neue Epoche inaugurirt, der deutsche Handel und deutsche wirthschaftliche Einfluß, die seit Jahrzehnten sich immer blühender entfalteten, den erforderlichen Stützpunkt und den politischen Rückhalt erlangt, der ein weiteres glänzenderes Gedeihen verbürgt. Damit ist auch die Kenntniß von Land und Leuten, nicht nur vom wissenschaftlichen, sondern auch vom praktischen Gesichtspunkt aus, ein Gegenstand unseres erhöhten Interesses, ja der Nothwendigkeit. Wie der Uebersetzer dieses Buches mit Recht in der Vorrede bemerkt, werden die Erwartungen, die wir an erweiterte Geschäftsbeziehungen in China knüpfen, die Hoffnungen, durch Ausbeutung des unschätzbaren, ungehobenen Reichthums die Kaufkraft des Landes zu heben, um dann ein größeres Absatzgebiet für unsere Erzeugnisse im Reiche der Mitte zu finden, nur dann sich erfüllen, wenn wir uns mit den Chinesen auf guten Fuß stellen. „Denn für mich als Kaufmann" — sagt der Bearbeiter — „steht der Satz fest, daß derjenige die besten Geschäfte macht, welcher seine Kunden am besten zu behandeln weiß." Und diesen Kunden — den Chinesen — uns kennen zu lehren, hat er das Smith'sche Werk den deutschen Lesern zugänglich gemacht. Er hat sich damit ein großes Verdienst erworben und eine Aufgabe erfüllt, deren Nothwendigkeit erst nach der Lectüre dieses Buches man voll zu begreifen vermag. So fremdartig der Deutsche sich auch den Chinesen vorzustellen geneigt ist, die ganze Größe des Problems, welches der chinesische Charakter dem Westländer bietet, bringt uns erst die hier versuchte Lösung desselben zum Bewußtsein.

Der Verfasser, Arthur H Smith, ein amerikanischer Missionar, der in seinem 22jährigen Wirken im Innern Chinas eine tief eindringende Kenntniß des Volkscharakters sich hat erwerben können, war in der Lage, zu dem Verständniß desselben ein ungemein werthvolles Material zu liefern, das Keiner, der sich ein wirklich zutreffendes Bild von dem Wesen der bezopften Rasse verschaffen will, unberücksichtigt lassen darf. In 27 Capiteln behandelt

Vornehmes chinesisches Geschäftshaus in Shanghai.
Aus: Arthur H. Smith: „Chinesische Charakterzüge“. Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).

Chinesen beim Rauchen (links Wasserpfeife, rechts Opium).
Aus: Arthur H. Smith: „Chinesische Charakterzüge." Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).

er die einzelnen hervorstechenden Merkmale und Eigenschaften der Rasse, aus denen heraus wir die heutigen Zustände des Reiches der Mitte begreifen lernen und Schlüsse auf die fernere Gestaltung der Dinge ziehen können. Der Verfasser kommt dabei zu der Ansicht, daß eine Reform von innen heraus ganz ausgeschlossen ist, daß die Hilfe von Außen kommen muß. Ohne die Lahmlegung des Confucianismus, der alten chinesischen Morallehre, die trotz der Einwirkung von Buddhismus und Taoismus herrschend geblieben und deren ungeheurer Einfluß conservirend und fortschritthemmend wirkt, durch das Christenthum verspricht sich der Verfasser — wie bei seinem Berufe erklärlich — keinen Erfolg. Ohne innere Umgestaltung bleiben die äußeren Errungenschaften der Cultur, Eisenbahnen und Elektricität, deren Einführung man schließlich durchsetzen mag, machtlos. Man wird dem Uebersetzer beipflichten müssen, daß neben dem Christenthum diplomatischer Druck und kanonengespickte Panzerschiffe unentbehrlich sein dürften. Die letzteren haben jedenfalls in den letzten Jahren beachtenswerthe Erfolge erzielt. Der Verfasser glaubt, daß der gelben Rasse eine hervorragende Rolle in der Weltgeschichte vorbehalten sei dank ihrer Arbeitskraft, die ihres Gleichen nicht hat, ihrer Lebensenergie, ihrem Mangel an „Nerven". Das Leiden der Culturmenschheit, Nervosität, ist den Chinesen unbekannt. Schon die Art und Weise, in welcher die bezopfte Rasse körperliche Leiden erträgt, verräth, daß sie absolut keine Nerven hat. Ob freilich auf diese allzugroße Unempfindlichkeit des Nervensystems nicht auch zum Theil die politische und theilweise culturelle Zurückgebliebenheit des chinesischen Volkes zurückzuführen ist, verdient erwogen zu werden. Uebrigens schließt diese vom Verfasser nachdrücklich hervorgehobene Eigenthümlichkeit heftige Erregungszustände bei den Chinesen nicht aus. In dem Capitel „Sociale Taifune" berichtet Smith, daß Wuthanfälle häufig sind, und daß die erste Frage eines chinesischen Arztes stets lautet: „Was hat Dich in Zorn gebracht?" denn der Chinese glaubt an einen Zusammenhang zwischen der „Zornsache" und dem menschlichen Organismus. Dann ergeht sich der bis zur Lächerlichkeit höfliche Chinese in den lautesten und gröbsten Schimpfereien, und selbst der feingebildete höhere Beamte verschmäht nicht die gemeinsten Kuliausdrücke. Mancherlei Widersprüche drängen sich dem aufmerksamen Leser auf. In dem Capitel „Geduld und Beharrlichkeit" wird als bemerkenswerth die Abneigung des Volkes gegen revolutionäre Auflehnung gegen die herrschenden traurigen Zustände, die es in dem tiefsten Elend erhalten, hervorgehoben. Dagegen ist im Abschnitt „gegenseitiger Verdacht" von „unzähligen Aufständen" die Rede, welche die Geschichte Chinas durchziehen. Auf einen Widerspruch hat der Uebersetzer, der überhaupt in den Anmerkungen und einem Nachtrag manche Ergänzung und Correctur geliefert hat, selbst aufmerksam gemacht: Während an einer Stelle die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit des Chinesen im kaufmännischen Verkehr gerühmt wird, behauptet später der Verfasser, daß „der ganze chinesische Handel weiter nichts als ein Beispiel für die nationale Unzuverlässigkeit ist." — Man darf freilich auf diese thatsächlichen oder scheinbaren Widersprüche nicht zuviel Gewicht legen, sondern sie nur als ein Zeichen der Schwierigkeiten betrachten, welche der Beurtheilung des chinesischen Wesens entgegenstehen. Der Verfasser spricht selbst einmal von widersprechenden Beobachtungen, die schwer zu vereinigen sind. Jedenfalls wird der Werth seines Buches dadurch nicht gerade beeinträchtigt: es ist in hohem Maße lehrreich und fesselnd und durch die reichlich eingestreuten anekdotischen Beispiele zugleich unterhaltend und amüsant, sodaß seine Lectüre jedem Gebildeten warm empfohlen werden kann. Das trefflich ausgestattete Buch ist mit 18 Vollbildern nach Original-Photographien und 10 Titelvignetten von Fritz Tersch versehen, die zugleich einen hübschen Schmuck des Werkes wie eine werthvolle Ergänzung des Textes bilden.

O. W.

Bibliographische Notizen.

Hebbels Werke. Herausgegeben von Dr. Karl Zeiß. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hebbels Zeit ist gekommen; spät wie bei Kleist hat man die ganze Größe seines Genies erfaßt; erst jetzt beginnt man ihn völlig zu verstehen, vermag man ihm ganz gerecht zu werden. Mit Erstaunen hat man bei der Neubelebung einzelner seiner dramatischen Schöpfungen erkannt, wie eminent modern dieser seit mehr als sechsunddreißig Jahren verstorbene herbe Dithmarsche ist, in dem sich Dichter und Denker

die Wage halten, von dessen Dramen mit ihrer tiefbohrenden Physiologie, der unerbittlichen Consequenz in der restlosen Ausschöpfung der Probleme, ihrer gedanklichen Tiefe, sich wie von kaum einem anderen deutschen Dichter Fäden hinüberspinnen zu den Schöpfungen des eigenartigsten, des einzigartigen Dramatikers unserer Tage, zu Henrik Ibsen. Da ist es denn ein zeitgemäßes Unternehmen, dem größeren Publicum einen der größten deutschen Dramatiker, der auch in seinen Schwächen den Stempel eines originellen Geistes trägt, in einer kritischen, bei guter Ausstattung wohlfeilen Ausgabe näher zu bringen. Das bekannte Bibliographische Institut in Leipzig hat in der vorliegenden vierbändigen Ausgabe diesen löblichen Zweck in dankenswerther Weise erfüllt. Zwar kann der aufrichtige Hebbelverehrer — nicht nur der litterarische Fachmann — nur durch eine vollständige Hebbel-Ausgabe — wie sie ja auch von anderer Seite bereits vorbereitet wird — zufrieden gestellt werden, denn auch die als schwächer oder mißlungen geltenden dramatischen Schöpfungen Hebbels — ja, man kann sagen, gerade in diesen — sind im Empfindungsgehalt und künstlerisch betrachtet in mancher Hinsicht so modern, daß man Hebbel und seine Stellung in der Geschichte des deutschen Dramas nicht ganz kennen und würdigen kann, wenn man diese umstrittenen Werke bei Seite läßt. Indeß ist vom praktischen Standpunkte aus eine Auswahl, die das deutsche Publicum leichter zu dem Dichter hinzuführen geeignet ist, wohl empfehlenswerth. Die von Dr. Zeiß besorgte kritische Ausgabe, für deren Text die ersten Drucke verglichen worden sind, enthält eine Auswahl der Gedichte in chronologischer Anordnung, das Epos „Mutter und Kind“, einige Erzählungen, die hauptsächlichsten ästhetischen Schriften, die Dramen „Judith“, „Maria Magdalena“, „Agnes Bernauer“, „Gyges und sein Ring,“ „Die Nibelungen“ — und in dem nachträglich von der Verlagshandlung über den ursprünglichen Plan hinaus bewilligten vierten Bande die „Genoveva“ und „Herodes und Mariamne“, deren Fehlen allerdings auch in einer „Auswahl“ zu beanstanden gewesen wäre. Der Herausgeber hat sich durch eine biographische Einleitung und Erläuterung der einzelnen Werke und des Textes verdient gemacht. Die Ausgabe ist mit dem Portrait des Dichters und einem Facsimile geschmückt; sie sei hiermit bestens empfohlen.

O. W.

Historisch-kritische Bibliothek der Dante-Litteratur.

Ein sehr verdienstvolles und der höchsten Beachtung aller mit der italienischen Sprache Vertrauten würdiges Unternehmen ist (mit Beginn des Jahres 1899) in Bologna in's Leben getreten. Die rührige Firma Nicola Zanichelli — allen Freunden italienischer Litteratur vortheilhaft bekannt durch den von ihr übernommenen Verlag der Werke des berühmten Dichters und Gelehrten Giosuè Carducci, sowie einer Anzahl anderer hervorragenden Schriftsteller — hat eine Bibliothek der in den letzten Jahren veröffentlichten Schriften über Dante errichtet. Durch dieselbe wird den auch in Deutschland so zahlreichen Bewunderern des unsterblichen Dichters Gelegenheit geboten, die denselben und sein Werk betreffenden neueren Veröffentlichungen kennen zu lernen. In diese Bibliothek werden die besten Monographien, welche in den letzten Jahren in Italien und im Auslande, besonders in Deutschland, England und Amerika erschienen sind, aufgenommen werden. Die Sammlung wird nicht allein aus schon herausgegebenen Schriften bestehen, sondern wird auch Arbeiten enthalten, welche neue Beiträge für die Dante-Studien bieten, mit selbstständigen Untersuchungen über Alles, was dazu dient, das Leben, die Werke und den Cultus des ausgezeichneten Dichters zu beleuchten. Die Uebersetzungen werden mit größter Gewissenhaftigkeit behandelt, damit der Forscher, dem die indirecte und so mangelhafte Kunde, welche die Zeitschriften und Revuen von den fremdländischen Veröffentlichungen geben, nicht genügt, und der andererseits die Arbeit nicht in der Ursprache zu lesen vermag, in dieser Bibliothek seinen berechtigten Wunsch vollkommen befriedigen könne. Außerdem werden die Monographien — dieselbe seien italienische oder ausländische — wenn sie von noch lebenden Verfassern stammen, oft vermehrt oder überarbeitet, stets aber durchgesehen und verbessert sein. Die Leitung der Bibliothek ist zwei trefflichen Danteforschern — G. L. Passerini und Pasquale Papa — anvertraut, welche alle Mühe daran setzen, daß dieselbe den gegenwärtig so in Blüthe stehenden Dantestudien nützlich und vor Allem der italienischen Litteratur und des großen Namens Dante würdig werde.

Jeden Monat wird ein Band von 80—100 Seiten veröffentlicht; das jährliche Abonnement für 12 Bände ist auf 12 Lire festgesetzt, welche pränumerando

bezahlt werden. Die Bände sind auch einzeln verkäuflich zu dem jedes Mal nach der Anzahl der Seiten festgesetzten Preise; Bestellungen werden von der Buchhandlung Nicola Zanichelli, Bologna, angenommen.
V. M.

Die eherne Schlange. Roman in drei Büchern. Von Thomas P. Krag. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe von Eugen von Enzberg. München, Albert Langen.

Einer der tiefsinnigsten Romane, die uns die moderne skandinavische Litteratur beschert hat! Thomas P. Krag gehört mit seinem gleich ihm begabten jüngeren Bruder Wilhelm der neuen romantischen Bewegung an, die von Arne Garborg ausgeht und vielfach von Jens Peter Jacobsen beeinflußt worden ist. Diese jüngsten skandinavischen Dichter operiren mit dem Naturalismus in eigener Weise. Sie schildern das Aeußere in wunderbar feiner und doch präciser Weise, sie geben die tiefsten psychologischen Analysen, und dennoch erhält alles Einzelne eine allgemeine, symbolische Bedeutung. Von Neuem — und das ist mit Freude zu begrüßen! — gewinnt ein Idealismus die Oberhand, der in Schicksalen eine Weltanschauung verkünden will. Das ist ein echt germanischer Geist, der aus solchem Vorhaben spricht! — Der Roman Krags enthält viel Dunkles, viel Construirtes und Sprunghaftes; aber wir stehen bis zum Ende unter dem Banne eines wahren Dichters, der uns in einer eigenthümlich klaren, überlegenen Sprache von Menschenseelen erzählt, die im Leiden des Lebens tiefste Quellen erkannten. Mit ein paar Worten den überaus reichen Inhalt zu disponiren, wäre ein Frevel gegen diese keusche und zarte Poesie, die ihre Tiefen nur durch ihren eigenen Mund dem Gleichgestimmten verkündet.
H. B.

Landkinder. Novellen von E. v. Haynek. Bonn, Eduard Moos.

Von den beiden Novellen schildert die eine moderne Verhältnisse, die zweite spielt in vergangenen Zeiten, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, beide verbindet ein verwandter Zug in der Charakteristik der handelnden Personen, die als Kinder derselben Mutter Erde viele Eigenschaften gemeinsam haben, wenn diese auch durch die weit auseinander liegenden Zeitabschnitte, in welche E. von Haynek die Handlung verlegt, in anderer Form in die Erscheinung treten. Ohne in den Motiven Neues zu bieten, sind die beiden Erzählungen recht lesbar.
mz.

Die Tochter des Regiments und andere Novellen. Von Balduin Groller. Dresden, E. Pierson.

Balduin Groller zählt bereits zu den beneidenswerthen Schriftstellern, deren Bücher einer Empfehlung nicht mehr bedürfen. Was er auch schreiben mag, immer versteht er es, durch Empfindung und Darstellung in hohem Grade zu fesseln. Sein neues Novellenbuch zeigt alle guten Eigenschaften der zahlreichen Vorgänger: Wahrheit, Anschaulichkeit, tiefes Gemüth und sonnigen Humor. Es enthält eine größere Erzählung „Die Tochter des Regiments“, welche dem Buche den Namen gab, und fünf kleinere Geschichten, von denen „Bürgerlich“ und „Seitensprünge“ den ersten Preis verdienen. Die eine zeichnet sich durch sittlichen Ernst, die andere durch sprühende Laune aus.
N.

Der Alcalde von Xeria. Erzählung von Otto Helmut Hopfen. Dresden, Heinrich Minden.

Die Geschichte des gewaltthätigen Schmiedes, der als Alcalde erst lesen und schreiben lernte und durch seine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe seinem Heimatsorte zum Segen wurde, aber durch die Intriguen seiner Feinde in seinem Familienglück Schiffbruch litt, mag als spanische Sittenschilderung eine gewisse Existenzberechtigung haben, das ist aber auch Alles, was man zu ihrem Lobe nachsagen kann; dem jungen Autor mangelt es vorläufig noch an technischer Gewandtheit und an Leichtigkeit der Erfindungsgabe.
mz.

Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit. Von Max Bruns. Berlin, Schuster & Loeffler.

Kunst und besonders die Lyrik erfordert ein gesundes Naturgefühl, ungeschwächte Sinne und ein reges, tiefes Gemüth. Diese Eigenschaften besitzt Max Bruns. Sein Streben nach Natürlichkeit zeigt schon folgender Leitspruch: „Sei nur wahr, dann wird Dir alles Dichtergeheimniß offenbar, Deine Last wird leichter, Dein Leid wird linder, Dein ganzes Wesen tiefer und schlichter —: Dichter sind Kinder, — Kinder sind Dichter. Werde nur schlicht: dann ist Dein ganzes Leben ein Gedicht.“ Er vergißt aber auch nicht, daß die Kunst eine Vermittlerin des Unaussprechlichen sein soll. Er faßt nach den höchsten Dingen, um sie festzuhalten und nach seinem Zwecke zu gestalten. Den an sich gerichteten Lebensspruch schließt er mit den Worten: „Dein

Zweck, Dir selbst oft kaum bewußt, ist: Lebenslust! Den laß nur walten, und Du wirst Alles zum Heile gestalten!" Seine Lieblingsdichter sind Richard Dehmel und Alfred Mombert. Zu seinem Vortheile ist er jedoch nicht so tiefsinnig wie der Erstere und kein so großer Träumer wie der Letztere. Es wäre schade, wenn er sich durch seine Vorbilder irre leiten ließe. Eigenartige Dichter arten leicht aus und verfallen dann in die Sucht, unter allen Umständen originell zu sein. Diese Sucht kann aber, weil sie eine Krankheit ist, nichts Gesundes hervorbringen. Unter vielem Schönen sei namentlich hervorgehoben: „Macht des Gesanges. Verhaltene Kraft. Ein Confirmationslied. Erwacht. Im Dunkeln. Sonnensieg. Ermunterung. Heilige Nacht. Du —! Liebe. Mohn. Sünde. Bange Stunde. Junge Frau. Bald. Kahnfahrt bei Nacht. Herbstgang."

N.

Gedichte von **Johannette Lein.** Mit einem Geleitwort von **Alfred Bock.** Gießen, **J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.**

Die beste Empfehlung dieser Gedichte sind das ihnen vorgedruckte Geleitwort von Alfred Bock und das Bild der Dichterin. Auch der hartherzigste Kritiker wird sich entwaffnet fühlen, sobald er der 81jährigen armen Näherin Johannette Lein in die milden, seelenvollen Augen schaut. Das nur 62 Seiten starke Bändchen umfaßt keine blendenden Gedanken und Bilder, läßt aber durchweg erkennen, daß die Dichterin die Wahrheit spricht, wenn sie versichert: „Mir quillt vom Herzen ein Gedicht!" Als Beweis, wie knapp und klar ihre Form und Sprache, diene folgendes Gedicht:

Geister.

„Geister kann der Mensch nicht sehen, — kann auch Geister nicht verstehen, — wenn er nicht die Flügel hebt — und empor zum Lichte strebt; — dann erstarken ihm die Schwingen. — Grüßt ihn erst das junge Licht, — wächst auch ihm das Selbstvertrauen — und die frohen Augen schauen, — schauen und erblinden nicht."

Jeden Käufer des Büchleins wird außer dem Inhalt auch der Gedanke erheben, durch sein Scherflein eine bedürftige würdige Greisin unterstützt zu haben. N.

Helldunkel. Gedichte von **Johannes Schlaf.** Minden in Westf., **J. C. C. Bruns Verlag,** 1899.

Nachgrade hat man sich an das Schauspiel gewöhnen müssen, die Indolenz der Masse und die Impotenz der zeitgenössischen Kritik den besten Köpfen und den begabtesten Dichtern bitteres Unrecht thun zu sehen. Johannes Schlaf darf davon manches Lied singen; man hat — außer ganz wenigen rühmlichen Ausnahmen — die Mühe sich noch nicht gegeben, ihn zu verstehen. Und doch ist dieser Mensch und Dichter so wundervoll deutsch, doch ist er ein seltener Künstler der Farben und ein unsäglich feinfühliger Dichter der Natur. Träume und philosophische Grübeleien, morbideste Geheimnisse der bewegtesten Seele, allerletzte, huschende und tiefste Stimmungen, moderne Unrast und moderne Friedenssehnsucht, das etwa im Grunde lebt und gestaltet in ihm. — Der vorliegende Band ist, soweit ich es zu ermitteln vermag, die erste selbstständige Gedichtsammlung Schlafs. Gedichte — man muß hier den Begriff etwas dehnen — besser hieße es: Lyrik, wie denn Alles, das er uns in den letzten Jahren geschenkt hat, lauterste Lyrik ist. Ich erinnere nur an die köstlichen Gedichte in Prosa: „Frühling", „Gertrud", „Stille Welten". Seinen Gedichten fehlt zum Glück noch jener peinliche Rest hysterischer Fratzenhaftigkeit, der etwa in Leonore zu treffen ist, wie denn auch von den wollüstigen Grausamkeiten der Geschlechter, denen er in den Novellen nachgeht, Nichts in die Gedichte kam. Hier singt er sich aus, süß, müde, schluchzend und krank. Er hat das Märchen leibhaftig auf zwei jungen, blanken Beinen durch den Wald springen sehen, er baut Schlösser dreißigtausend Meilen hinterm Mond. Dann die Sehnsucht:

„Wie die Liebe
Ewig Deine, meine ewig ungestillte Sehnsucht nach der Heimat ist! —
Wie die Sehnsucht
Ewig Deine, meine ewig unverlorene Heimat ist! —

Sein speculirend unfruchtbarer Geist verwirrt sich in philosophische Phantasien; beinahe scheint die unrastvolle Seele sich in Pantheismus zu beruhigen. Ein kurzer Selbstbetrug, ein holder Wahn des Ruhesuchenden. Unablässig bohrt der moderne Zweifel, er läßt keine Beruhigung und keine Erkenntniß bestehen. Da schluchzt das Seelchen nach dem bischen Frieden:

„Herbstsonnenschein.
Der liebe Abend lacht so still herein.
Ein Feuerlein roth
Knistert im Ofenloch und loht.
So! — Mein Kopf auf Deinen Knien. —
So ist mir gut.
Wenn mein Auge so in Deinem ruht,
Wie leis die Minuten ziehn!

Das ist das Buch „Helldunkel“, in dem zwei Seiten allein mehr künstlerischen Werth besitzen, als die zehn Bände gewisser anderer auch moderner Poetlein. Es ist wie ein lieber Mensch, der zu Einem spricht. Ich wünsche ihm herzlichst, daß man es lese und seinen Dichter liebgewinne. J. G—r.

Heimat und Fremde. Gedichte von Rudolf Bunge. Vierte veränderte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhang: Im Abendsonnenschein und dem Bilde des Dichters. Dresden, E. Pierson.

Nicht nur die beiden größeren Dichtungen „Prinz Louis Ferdinand“ und „Camoëns“, sondern noch mehr seine zahlreichen sangbaren Lieder und das Libretto zu dem Trompeter von Säkkingen haben R. B. als Dichter einen bekannten Namen gemacht. Die vorliegende vierte Auflage seiner Gedichtsammlung spricht wohl am deutlichsten für die Beliebtheit des greisen Poeten. Vor solchem Erfolge muß die Kritik ihre Waffen strecken. Hoffentlich bewährt das Seiner Hoheit dem Herzog Friedrich von Anhalt gewidmete Buch auch in dem neuen prächtigen Gewande die alte Anziehungskraft. Der Anhang: „Im Abendsonnenschein“ gestaltet den Inhalt noch werthvoller als früher und zeigt den liebenswürdigen Lyriker als Verfasser trefflicher Sprüche und weiser Lebensregeln, z. B. „Lerne entbehren, und Du wirst Dich niemals entehren!“ „Höre nicht auf zu lieben, wenn keine Hoffnung mehr: Besser ist's, Liebe beweinen, als leben liebeleer.“ „Stilles Glück ist wahres Glück! Willst Du glücklich sein auf Erden, zieh Dich in Dein Haus zurück und laß das zur Welt Dir werden.“ „Kränkung behandle wie Schnee: die Flocken schüttelst Du ab und bist wieder trocken.“ „Es giebt viel Gutes, das wir Böses nennen, weil wir's nicht kennen.“ Wer erst sinnt, was er giebt, dem wirds leid, daß er giebt.“ „Suche die Freundschaft, o Mensch, und nimmer wirst Du sie finden; zeige der Freundschaft Dich werth, und sie beglückt Dich von selbst.“ N.

Review of Reviews. Edited by W. T. Stead. London, Horace Marshall & Son.

Ein Decennium ist seit der Gründung dieses Unternehmens verflossen; mit der am 15. Januar erschienenen Nummer ist die Review of Reviews, deren Herausgeber William T. Stead zu den angesehensten Publicisten Englands zählt, der in seiner Stellungnahme zum südafrikanischen Kriege sich auch als einer der ehrlichsten, unerschrockensten Männer bewährt hat, wovon sein in der erwähnten Nummer veröffentlichter Aufsatz „Britanniens Demüthigung“ rühmliches Zeugniß ablegt, in den 11. Jahrgang getreten. Wir benutzen diesen Anlaß gern zu einer kurzen Empfehlung der Review, die ihrem alten Programm gemäß eine Rundschau über die wichtigsten Weltereignisse in Wort und Bild und eine gedrängte Uebersicht der besten Aufsätze aller bedeutenden Zeitschriften der Welt bietet. Diesmal bringt die „Review of Reviews“ außer einer umfassenden Inhaltsangabe der bedeutendsten englischen, amerikanischen, französischen und italienischen Monatsschriften auch eine mehrseitige Würdigung der hervorragendsten deutschen periodischen Zeitschriften, was sie dem deutschen Leser noch empfehlenswerther zu machen geeignet ist. Wer mit dem Verlangen, sich eine stete Uebersicht über das geistige Leben der Culturnationen zu verschaffen, das nach dauernder Beschäftigung mit der englischen Sprache, nach Erhaltung und Vervollkommnung seiner Kenntnisse in derselben vereint, dem kann die „Review of Reviews“ nicht warm genug empfohlen werden.

O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aho, Juhani, Panu. Bilder aus den letzten Kämpfen des Christenthums gegen das Heidenthum in Finnland. Aus dem Finnischen übersetzt von Emmy Schreck. Leipzig, Georg Wigand.

Arcoleo, Giorgio, Palermo und die Cultur in Sicilien. Aus dem Italienischen übersetzt von M. Nolte. Dresden, Carl Reissner.

Arndt, A., Unser Leben. Das Ziel. Der Weg. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1899. Supplementheft. 1900. Heft 2. 3. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Baumfeld, Lisa, Gedichte. Mit einem Vorwort von Ferdinand Gross. Wien. Verlag der Gesellschaft für graphische Industrie.

Birt, Theodor, Die Sylvesternacht. Zweites Reimspiel des Beatus Rhenanus in fünf Aufzügen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Blätter für Haus- und Kirchenmusik. Mit Anderen herausgegeben von Prof. Ernst Rabich. Dritter Jahrgang. No. 11. 12. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

„Blitz“, Musikalien-Ordner, Köln, König & Co.

Boy-Ed, Ida, Nur ein Mensch. Roman. Dresden. Carl Reissner.

Diem, Dr. Ulrich, Das Wesen der Anschauung. Ein Beitrag zur psychologischen Terminologie. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band XIX. Herausgegeben von Dr. Ludwig Stein.) Bern, C. Sturzenegger.

Erdmann, Hans, König Tod. Schauspiel in drei Akten. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Geschichte der Französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. Mit 150 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung und 12 Facsimile-Beilagen. 1. Lieferung. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Heinrich, Wilhelm, Aus Sentas Elternhause. Ein Familienbild. Berlin, Wilhelm Möller.

Heller, Friedrich, Kraft. Geschichten aus den Bergen. Dresden, Carl Reissner.

Hopfen, Otto Helmut, Heinrich von Kleist. Ein Dichterleben in 5 Acten. Dresden, Heinrich Minden.

Jacobowski, Ludwig, Aus bewegten Stunden. Gedichte (1884—1888). Zweite veränderte Auflage. Dresden, E. Pierson.

Joss, Victor, Friedrich Wieck und sein Verhältniss zu Robert Schumann. Mit vier Portraits. Dresden, Oscar Damm.

Kohut, Dr. Adolph, Geschichte der deutschen Juden. Illustrirt von Th. Kutschmann. Voll-Lieferung IX. X. Berlin, Deutscher Verlag, Ges. m. b. H.

Krag, Thomas P., Ada Wilde. Roman. Autorisirte deutsche Ausgabe von Eugen von Enzberg. Dresden, Carl Reissner.

Kullberg, Emil, Das alte Lied. Ein neuer Sang. Eine ungereimte Prosa-Dichtung auf Welt und Menschen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Laforest, Dubut de. Die Rächerin. Pariser Sittenroman. Deutsch von Ludwig Wechsler, Leipzig, O. Gracklauer.

Morel, Eugène, Die Buren. Roman. Uebertragen und bearbeitet von H. Hälker. Dresden, Karl Reissner.

Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Lfg. 15. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Mysing, O. (O. Mora), Die grosse Leidenschaft. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Offermann, Alfred Freih. v., Die Bedingungen des Constitutionellen Oesterreichs. Wien, Wilhelm Braumüller.

Rabe, Rudolf, Deutschland voran! (Burschenschaftliche Bücherei, Herausgeber Hugo Böttger. Band I. Heft 1.) Berlin, Karl Heymanns Verlag.

Rosenfeld-Buchenau, Dionys, Kreuz und Halbmond. Skizzen aus der Türkei, Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Rumänien, Serbien und den österreichischen Reichslanden. Leipzig, Robert Baum.

Sohnrey, Heinrich, Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebesgeschichten aus Niedersachsen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer.

Suttner, Bertha von, Daniela Dormes. Roman. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson.

— Ein schlechter Mensch. Roman. 2. Aufl. Dresden, E. Pierson.

Stein, Heinrich von, Giordano Bruno. Gedanken über seine Lehre und sein Leben. Zum dreihundertjährigen Gedenktage der Verbrennung Giordano Brunos neu herausgegeben von Friedrich Poske. Leipzig, Georg Heinrich Meyer.

Stier-Somlo, Dr. Fritz, Die Volksüberzeugung als Rechtsquelle. Vortrag gehalten am 13. December 1899 in der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin. Berlin, K. Hoffmann, Rechtswissenschaftlicher Verlag.

Teutonicus, Die deutsche Colonialpolitik in Theorie und Praxis. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Tovote, Heinz, Die rothe Laterne. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.

Trombatore, Arturo, Fiori di Loto. Novelle e leggende di soggetto indiano. (Con illustrazioni) Catania, Cav. Niccolo Giannotta.

Ueberhorst, Dr. Karl, Das Komische. Eine Untersuchung. Band II. Das Fälschlich-Komische. Besondere Erscheinungen des Komischen. Witz, Spott und Scherz. Nachträge zur Lehre vom Wirklich-Komischen. Leipzig, Georg Wigand.

Unruh, Ernst von, Das Glück und wie man dazu gelangt. Leipzig, Hermann Haacke.

Vittorio, Prof. Ambrosi D., L'Austria è moribonda? Spezia, Tipografia Francesco Zappa.

Wagner, Dr. Hans, Coloniale Zeitschrift. 1. Jahrgang. 2. Nummer, Leipzig, Bibliographisches Institut.

Wolff, Ludwig, Studentenroman. Dresden, Carl Reissner.

Zola, Emile, Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Mit Abbildungen von Adolf Wald, Fritz Bergen und Chr. Speyer. 1. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **J.** = Insel. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde. — **Zeit.**

Afrika (Süd-), Die Krisis in. Von M. von Brandt. D. Ru. XXVI. 5.

Affendarsteller, Ein berühmter. (Eduard Klischnigg). Von E. Isolani. B. u. W. II. 9.

Amerikanischer Socialismus. Von J. Platter. N. D. Ru. XI. 2.

Beck, Carl. Ungedrucktes von C. B. Von A. Kohut. L. E. II. 9.

Beyle, Henry. Von G. Ransohoff. N. 1900. 17.
Bisson, Alexander. Nach dem Französischen von Gisela Wertheimer. B. u. W. II. 10.
Bodenbesitzreform. Von M. May. Kr. XV. 5.
Bruno, Giordano. Von M. Kronenberg. N. 1900. 20.
— **der Nolaner.** Von M. Burckhard. Zeit 280.
Calderon. Don Pedro C. de la Barca. Von J. Fastenrath. B. u. W. II. 9.
Calderon de la Barca. R. U. 1900. 12.
Catalonien (Französisch) und seine Bewohner. Von J. T. von Eckhardt. V. & Kl. M. XIV. 6.
Classicitat und Germanismus. Von V. von Heidenstam. Zeit 278.
Darwinistische Prob'eme am Südpol. Von W. Bölsche. Zeit 280.
Epilog. (H. Ibsen, Wenn wir Todten erwachen.) Von A. Kerr. N. D. Ru. XI. 2.
Falke, Gustav. Von W. von Scholz. I. L. 1900. 4.
Farbe und Linie. Von Anton Lindner. W. Ru. IV. 1.
Flottenverstärkung und Kostendeckung. Von Th. Barth. N. 1900. 18.
Fogazzaro, Antonio. Von H. Zimmern. L. E. II. 9.
Gewandhaus-Concerte 1899, Die Leipziger. Von M. Krause. B. u. W. II. 10.
Gezelle, Guido. Von Pol de Mont. T. II. 5.
Goethe-Ehrungen, Zwei. Von K. Holm. I. L. 1900. 3.
Goethe. Um. Von F. Servaes. Zeit 278.
St. Gotthard und die Habsburger. Von Dr. A. Schulze. Kultur I. 3.
Gross, Jenny. (Berliner Bühnenkünstler XI.) Von E. Vely. B. u. W. II. 9.
Handels-Suprematie Englands, Die. Von F. List. G. XVI. Febr. 1.
Hebbel. Ein Pariser Abenteuer H. Von R. M. Werner. L. E. II. 9.
Heine, Heinrich. Ku. XIII. 7.
Hertz, Wilhelm, als Uebersetzer. Von A. E. Schönbach. L. E. II. 9.
Holz, Arno. Revolution der Lyrik. Von L. Jacobowski. G. XVI. Febr. II.
Honorare deutscher Schriftsteller, Die. Von Tony Kellen. N. u. S. 1900. April.
Huch, Ricarda, Ueber die Kunst der. Von P. Poppenberg. N. 1900. 18.
Humanitat. (Ein Nachtrag zu den Goethetagen.) Von S. Lublinski. Ku. XIII. 9.
Japan. Von R. Muther. Zeit 279.
Japanische Theegarten, Der. Von Fritz Bley. J. 4.
Ibsens Jugendwerke. Von G. Zieler. G. XVI. Febr. I.
Jokai, Maurus. Von J. Diner-Dénes. Zeit 281.
Langmann, Philipp. Von F. Lemmermeyer. L. E. 1900. 10.
Lessing. Zur Würdigung L. Von W. Bolin. N. 1900. 20.
Marine. Entwickelungsgeschichte und Entwickelungsziele der deutschen M. Von von Beaulieu-M. D. Ru. XXVI. 5.
Millöcker, Carl. Von R. Hirschfeld. B. u. W. II. 9.
Moderne Drama, Das. Von M. Maeterlinck. J. 4.
Musik, Intime. Von O. Bie. N. D. Ru. XI. 2.
Musikinstrumente, Ueber Entwicklung u. Bedeutung einiger. Von E. Franken-Marx. N. u. S. 1900. April.
Musikwelt, Aus der Wiener. Von R. Hirschfeld. B. u. W. II. 9.
Napoleons Geburt und früheste Kindheit. Von C. Tschudi. R. U. 1900. 12.
Naturwissenschaften. Ueber die Entwicklung der N., insbesondere der Biologie im neunzehnten Jahrhundert. Von J. Reinke. D. Ru. XXVI. 5.
Oper, Die Hamburger. Von G. Eberhardt. B. u. W. II. 10.
Oehlenschläger, Adam Gottlob. Von H. Nisch. R. U. 1900. 11.
Philharmonische Concerte. Von Max Graf. W. Ru. IV. 1.
Politik der Deutschen in Oesterreich, Die. Von M. von Wien. Z. VIII. 18.
Portugiesische Autoren. Von H. Wigger. L. E. II. 10.
Puttkamer, Alberta von. Von W. Holzamer. G. XVI. Febr. II.
Rahel und der Berliner Salon um 1800. Von O. Berdrow. T. II. 5.
Rossetti. Fünf Sonette. W. R. IV. 1.
Rostand, Edmond. Von F. v. Oppeln-Bronikowski. N. u. S. 1900. April.
Rückblick, Ein (auf das verflossene Jahrhundert). Von R. Klein. N. u. S. 1900. April.
Ruskin. Von R. Muther. Zeit 278.
Seelenbegriff in der neueren Philosophie, Der. Von H. Grimmich. Kultur I. 3.
Shakespeare in England. Von P. Bigelow. N. 1900. 18.
Schwaben in der Litteratur der Gegenwart, Die. Von M. Beyer. I. L. 1900. 3.
Smith, Marx und Wenckstern. Von L. Gumplowicz. Z. VIII. 20.
Socialismus und Pessimismus. Von G. Simmel. Zeit 279.
Theater. Das spanische Th. der Gegenwart u. d. Madrider Bühnen. Von E. von Ungern-Sternberg. B. u. W. II. 9.
— Von den Berliner Th. 1899/1900. IX. X. Von Eusebius. B. u. W. II. 9. 10.
— Das Deutsche Th. in Prag. III. Von R. Fürst. B. u. W. 10.
Vedanta, Das System des. Von A. Graf von Spreti. W. Ru. IV. 4.
Vinci, Lionardo da. Von O. Sachs. W. Ru. IV. 4.
Wagner und das französische Publicum. Von E. Mauclair. W. Ru. IV. 1.
Wirthschaftsentwicklung, Deutsche. Von G. Adler. Z. VIII. 21.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

[illegible] Verlagsanstalt v. [illegible]

Das Unglück.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

[illegible]

Das Amselnest.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

Die Blattknospen der Roßkastanien begannen sich gerade zu öffnen und aus ihren braunen, klebrigen Hülsen die ersten noch blaßgrünen Triebe hervorzustrecken. Die Aprilsonne lachte vom wolkenreinen Himmel hernieder, schmeichelte sich in die Herzen der freudig aufathmenden Menschen und lockte auch dort die ersten zarten Triebe der neu erwachenden Lenzeshoffnung hervor. Ja, einmal mußte es doch wieder Frühling werden, auch hier in diesem kleinen, neben bescheidenem Häuschen sich versteckenden Gärtchen, auch im Herzen Mariechens, die eben in dieses Gärtchen scheu und zaghaft hineintrat. Sie warf einen Blick empor nach der Windfahne, die sich auf dem Dache drehte, merkte, daß es noch immer aus Nordosten wehte, und zog das dicke, wollene Tuch, das sie übergeworfen hatte, noch fester um die Schultern. Ach! sie hatte es leider recht nöthig, vorsichtig zu sein und sich vor jeder Erkältung zu hüten. Ihre bleichen Wangen, ihre nur blaßrothen Lippen, eine gewisse Lässigkeit aller ihrer Bewegungen verriethen, daß sie nicht zu den Stärksten gehörte und daß die Beschaffenheit ihres Blutes wahrscheinlich nicht den Anforderungen entsprach, die das Leben an sie stellte. Denn Mariechen mußte in Zimmer und Küche, im Waschkeller und Holzstall tapfer mithelfen, wenn die Hausordnung bestehen und die gute, alte, verwittwete Mutter nicht unter der Last der täglichen Arbeit erliegen sollte. Aber es wurde dem hübschen, bleichen Kinde manchmal recht sauer, besonders zu Zeiten, wo sie die späten Abendstunden noch ohne Wissen der meist zeitig zur Ruhe gehenden Mutter mit Stickereien verbrachte, die sie für ein Tapisseriegeschäft in der Stadt gegen geringe Entlohnung zu fertigen pflegte.

Sie ist in das Gärtchen hinausgehuscht und streift nun mit freudig erstauntem Blicke die Fliedersträucher, die die Grenze zum großen Garten des Nachbars bilden, eines Herrn Breitenbach, früheren Bäckermeisters und jetzigen reichen Rentners, der sich hier in der Vorstadt vor Kurzem angekauft hat. Wahrhaftig! der Flieder trägt schon kleine grüne Blüthenknospen; nicht lange mehr wird es dauern, und die ersten duftenden Syringen werden den vollen Sieg des Lenzes verkünden. Sie geht an den Sträuchern entlang, wendet sich dann links und mustert das Dutzend Zwergobstbäumchen, das sie selbst vor einigen Jahren gepflanzt hat. Die Birnen haben schon längliche Blattknospen angesetzt; aber die Apfelbäume sind noch zurück und zeigen erst hier und da punktkleine Augen an den kahlen Aesten.

Da huscht etwas so dicht an Mariechens Kopf vorbei, daß sie sich erschreckt und jäh zur Seite wendet. Gleich darauf muß sie lachen. Nein! wie kann man auch so schreckhaft sein! es war ja die Amsel, die nun schon seit Jahren in diesem Gärtchen wohnt, und deren abendlicher Gesang Mariechens Herz immer so sehr erfreut. Der Vogel ist dort im immergrünen Geäst des Lebensbaumes verschwunden. Was treibt er dort? Sonst setzt er sich doch immer, wenn er von seinen Ausflügen in's Nachbar-Revier zurückkehrt, auf die Spitze des Hausgiebels und läßt dort seine liebliche Stimme erschallen.

Mariechen tritt näher an den Lebensbaum heran. Da huscht eine zweite Amsel, etwas grauer gefärbt, aus dem Gezweig heraus und schießt, wie ein Pfeil vom Bogen, davon. Die tiefschwarze Amsel aber ist in dem starren Blättergewirr sitzen geblieben und arbeitet dort geschäftig und mit lebhaften Bewegungen hin und her.

Das Mädchen bringt ihr Antlitz noch näher an das streng duftende Gezweig des pyramidenartig gewachsenen Baumes und sieht nun, etwa in Augenhöhe, ein rundes, handhohes, korbähnliches Geflecht, das der schwarze Vogel vermittelst seines Schnabels mit Halmen und Gräsern an den Zweigen noch mehr zu befestigen scheint. Ein Nestbau! Dem Mädchen hüpft das schwache Herz vor freudigem Schreck. Leise, wie ein Schatten, gleitet sie von dem Baum zurück, um das liebe Thierchen nicht zu stören. Da schlingt sich ein Arm um ihren Wuchs, und eine ihr bekannte Stimme tönt an ihrem Ohr:

„Guten Morgen, Mariechen!“

Sie wendet sich um und macht sich mit kurzem Ruck von der allzu vertraulichen Umfassung frei.

„Herr Breitenbach! Sie sollten mich nicht so erschrecken.“

Sie sagt es in strafendem Tone; aber ein süßer Schauer ist ihr über den Rücken gegangen, denn Herr Breitenbach, der Neffe des Nachbarn und der Sohn des Tapisseriegeschäfts-Inhabers Carl Emil Breitenbach, für den sie arbeitet, ist ein bildhübscher, junger Mann und hat ihr schon öfters, wenn sie ihre fertigen Stickereien ablieferte, allerlei huldigende Redensarten

gemacht. Aber so dreist brauchte er nicht gleich zu sein, sie ohne Weiteres um die Taille zu fassen. Die Röthe der Scham und des Unwillens ist ihr in die sonst so bleichen Wangen gestiegen und verleiht ihrem feinen, von prächtigem Blondhaar gekrönten Gesichtchen einen außerordentlichen Reiz.

„Oh, das thut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe," sagt Fritz Breitenbach. „Sie zürnen mir doch nicht, Fräulein Marie?"

Er nennt sie jetzt Fräulein; er merkt, daß er zu weit gegangen ist, und sucht seinen Fehler durch diese mehr förmliche Anrede wieder gut zu machen.

Mariechen ist längst versöhnt. Sie kann dem hübschen jungen Mann nicht ernstlich böse sein.

„Was verschafft uns denn so früh schon die Ehre?" frägt sie mit einem Blick nach dem kleinen Packet, das Herr Fritz jetzt aus der Tasche seines grauen Frühjahrspaletots hervorzieht.

„Ich bringe Arbeit."

„Sie selbst?"

„Da ich gerade hier in der Vorstadt zu thun hatte, habe ich dies hier für Sie mitgenommen. Mein Vater läßt Sie bitten, ob Sie das auf Seide aufgezeichnete Wappen recht sauber und correct in Plattstich ausführen wollen. Natürlich viel Gold- und Silberstickerei ... es ist für die neugebackene Baronin Veilchenfeld ... ha ha! ... die jetzt ihr Wappen auf allen möglichen und unmöglichen Gegenständen anbringen läßt. Ich habe das in Farben ausgeführte Wappen gleich beigelegt, damit Sie orientirt sind. Wollen Sie die Arbeit übernehmen? es ist etwas für Ihre feinen und geschickten Fingerchen."

„Danke. Geben Sie das Packet nur her. Hat es Zeit bis Anfang Mai?"

„Ganz wie Sie wollen. Mein Vater will Sie nicht überbürden. Ich soll Ihnen auch noch zehn Mark einhändigen für das gestern Gelieferte."

„Zehn Mark? Das ist ein Irrthum. Es macht nur sechs Mark fünfundzwanzig."

„Mein Vater hat Ihr Werk auf zehn Mark geschätzt; er war sehr zufrieden, besonders die Tischläufer fand er entzückend. Bitte, hier ist das Geld."

Mariechen nimmt zögernd das kleine Goldstück an und steckt es ein. Sie begreift den alten Herrn Breitenbach nicht, der meist recht knickrig ist; sie ahnt nicht, daß sein Sohn aus freien Stücken und ohne Wissen des Vaters die Summe großmüthig nach oben abgerundet hat.

„Sie sehen heut so frisch und munter aus," sagte der junge Mann mit verliebten Blicken, „es geht Ihnen wohl wieder wesentlich besser?"

„Danke, ja, ich bin zufrieden."

Wenn sie auch thatsächlich nicht zufrieden ist, wenn ihr kleines, schwaches Herz auch oft so ungestüm und beängstigend klopft, was braucht

es Herr Fritz zu wissen? Der kann ihr doch nicht helfen! Oder könnte er ihr helfen, wenn er jetzt zu ihr sagte: Mariechen, ich bitte Dich — willst Du mein Weib werden? Würde sie solche Anrede gesund machen? Dummes Zeug! wie können Einem nur solche thörichte Vorstellungen durch den Sinn gehen!

Sie hebt ihren Blick zu dem jungen Mann und fährt schalkhaft fort:

„Ich habe heut eine große Freude gehabt; deshalb finden Sie mich so frisch und munter."

„Eine große Freude? was ist Ihnen denn passirt? haben Sie in der Lotterie gewonnen?"

„Ach nein, ich spiele gar nicht in der Lotterie; dazu bin ich nicht reich genug. Was viel Schöneres: meine Amsel hat sich eine Frau genommen, und beide bauen nun hier im Garten ihr Nest. Ist das nicht reizend?"

„Na, hören Sie, kann man Amseleier denn essen?"

„Pfui, Herr Breitenbach, wie können Sie so fragen? Meinen Sie, ich brächte es über's Herz, den lieben Thierchen ihre Eier wegzunehmen?"

„Nun — wenn sie von Gold wären —"

„Auch dann nicht; gewiß und wahrhaftig nicht! Auch wenn sie von Gold wären; ich wollte lieber hungern und darben, ehe ich den kleinen zutraulichen Geschöpfen ein Leid zufügte."

„Wo ist denn das Nest?"

Sie macht eine Wendung nach dem Lebensbaume, aber sofort schon stockt sie wieder; sie darf das Nest keinem Menschen zeigen.

„Wenn meine Amseln Junge haben, dann sollen Sie das Nest sehen, eher nicht."

„Sie trauen mir nicht?"

„Oh doch, ich traue Ihnen schon; aber ein Fremder könnte die Thierchen erschrecken; mich kennen sie."

„Nun, dann Adieu, Fräulein Mariechen. Bekomme ich keinen Lohn zum Abschiede?"

Sie bietet ihm ihre schmale, trotz täglicher Arbeit feine und wachsbleiche Hand.

Er drückt diese Hand und lächelt:

„Ein etwas magerer Lohn. Ein Küßchen wäre mir schon lieber gewesen."

Sie erröthet und tritt schnell einen Schritt zurück, wie um sich vor ihm zu sichern.

Wieder lacht er und geht munter grüßend durch das Gartengitter fort.

Mariechen blickt ihm nach.

Ein magerer Lohn? So hat er gesagt. Wollte er damit ihr fleischloses Händchen verspotten? Oder meinte er es nur bildlich? Würde ihm ein Kuß weniger mager erschienen sein?

Wie gern würde sie ihn küssen! Aber dann müßte er sie auch von Herzen lieb haben und nicht immer so übermüthig ihr gegenüber sein, recht wie ein junger, reicher, verwöhnter Herr, der ein hübsches Mädchen gerade gut genug zu einem flüchtigen Spielzeug hält.

Sie seufzt und geht langsam in's Haus zurück.

Bald darauf erscheint sie wieder im Garten. Sie hat das Packet und das Goldstück in ihrer Commode verborgen und trägt nun einen leichten Holzstuhl, den sie, vom Winde geschützt, dicht an der Mauer des Hauses niedersetzt. Dort nimmt sie Platz und beginnt, sich mit einer Handarbeit zu beschäftigen. Ab und zu blickt sie nach dem Lebensbaume, in dem das Treiben der beiden Amseln seinen ungestörten Fortgang nimmt. Einmal muß sie laut auflachen, da die schwarze, die männliche Amsel, mit einem faustgroßen Knäuel Moos und Halmen im Schnabel angeflogen kommt und wieder in das Gestrüpp des Baumes hineinschlüpft. Mein Gott! Was so ein kleines Thierchen zu tragen vermag, wenn es gilt, das eigene Nest zu bauen! Ob ihr auch einmal solch geschäftiges Glück beschert sein wird? Ob sich ihre Kräfte dann auch so beträchtlich vermehren würden? Wie selig muß es sein, für ein geliebtes Wesen bis an die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit zu sorgen und zu schaffen!

„Aber Kind, Du bist wohl nicht recht gescheidt," grollte die Stimme der in der Hausthür erschienenen Mutter, „in diesem scharfen Aprilwinde hier im Freien zu sitzen? Marsch! Geh gleich hinein!"

„Ich sitze hier ganz geschützt, Mutti."

„Dummes Zeug! Wenn auch die Sonne brennt, der Grundton der Luft ist bitter kalt. Nein, nein — mach nur, daß Du hineinkommst; es ist auch Zeit, die Kartoffeln zu schälen."

Die Tochter gehorcht und begiebt sich schweigend nach der Küche. Die Mutter hält auf Ordnung und Pünktlichkeit und ist immer bedacht auf die Gesundheit ihres einzigen Töchterleins.

Jeden Vormittag besucht nun Mariechen den Lebensbaum und guckt, jede lebhafte Bewegung möglichst vermeidend, durch das Gewirr seiner starren, nadelartigen Blätter. Frau Amsel sitzt drinnen auf dem Neste und brütet. Die ersten Male hat das Thierchen gar ängstlich in das so nahe Menschenangesicht gestarrt und offenkundig überlegt, ob es aufstehen und die Flucht ergreifen sollte! Aber bald hatte es sich an die stille, freundliche Besucherin gewöhnt und bleibt ohne jedes Zeichen von Unruhe sitzen, wenn Mariechen ihr Angesicht durch die Blätter steckt und mit sanfter Stimme schmeichelt: „Ich thue Dir nichts, Du kleine Vogelfrau; Gott segne Dich und Deine Ehe."

Die Amsel reckt dann ihren Kopf kerzengrade in die Höhe und äugt aufmerksam nach dem ihr bekannten Menschenkinde, als wolle sie sagen: Ich danke Dir, daß Du mir nichts Böses zufügst; verrathe nur keinem Andern, daß ich hier brüte.

In den ersten Tagen des April war der brütende Vogel noch manchmal für kurze Minuten vom Neste geflogen, um Nahrung zu suchen; jetzt aber, gegen Mitte des Monats, sitzt er unbeweglich fest. Seine dunklen Schwanzfedern ragen scharf nach oben gerichtet über den Rand des Nestes, ebenso sein Kopf; der übrige Körper ist tief in das Innere des Nestes hineingedrückt, um dort eine gleichmäßige Wärme zu erhalten. Das pechschwarze Vogelmännchen bringt der Frau Gemahlin ab und zu einen Schnabel voll Futter, damit sie nicht Hunger leide. Der sorgsame Gatte ist jetzt sehr vorsichtig, wenn er zum Neste fliegt; nicht auf geradem Wege huscht er in den Baum; er läßt sich erst in dessen Nähe auf einem blätterlosen Apfelbaum nieder und dann erst, wenn er sich umgeschaut und keine Gefahr gewittert hat, schlüpft er zur Stelle seiner ehelichen Freuden.

Mariechen macht sich mit der Art und Weise der beiden zutraulichen Thierchen immer mehr bekannt. Sie ist überglücklich, daß sie ihr die Freude machen und kaum fünf Schritte von der Hausthür die Kleinkinderstube eingerichtet haben. Voll Ungeduld wartet sie auf den Morgen, wo sie kleine kahlköpfige Vögelchen in dem Neste erblicken wird. Ihr ist, als ob mit dem Kindersegen des Amselpaares auch für sie eine Zeit des Segens wieder anbrechen müßte; sie wird wieder gesund werden und — wer weiß? — vielleicht wird ihr einst der junge Herr Breitenbach zuraunen: Mariechen, wollen wir auch unser Nest bauen? Willst Du meine kleine Frau werden?

Oft ärgert sie sich über sich selbst, daß sie von diesen Vorstellungen nicht lassen kann; sie verspottet sich wegen ihres Aberglaubens und sucht sich klar zu machen, daß so ein reicher, übermüthiger Kaufmannssohn sich nicht ein blutarmes schwächliches Mädchen zum Weibe nehmen werde; aber immer wieder, wenn sie das Nest im Lebensbaume betrachtet, raunt ihr eine innere Stimme zu: Warte es nur ab! Wenn hier drinnen kleine niedliche Amseln die Schnäbel gierig nach Futter aufreißen werden, wird der Tag Deines Glückes auch anbrechen, und Deine stillen, Dir kaum selbst gestandenen Hoffnungen werden sich schon erfüllen.

Noch ein einziges Mal ist Fritz Breitenbach im Garten erschienen. Es war schon gegen Abend. Mariechen grub mühselig ein kleines Fleckchen Gartenland um, weil die Mutter dort Bohnen pflanzen wollte. Sie machte gerade, tief aufathmend, eine Pause und trocknete sich mit dem Schürzenzipfel die feucht gewordene Stirn, als Herr Breitenbach am Zaune auftauchte und mit gedämpfter Stimme grüßte:

„Guten Abend, Fräulein Mariechen! Darf man hineinkommen?"

Vor freudigem Schreck konnte sie kaum antworten; aber sie zwang sich zu den ruhig klingenden Worten:

„Guten Abend, Herr Breitenbach! Bitte, treten Sie nur näher."

Nach wenigen Secunden stand er an ihrer Seite.

„Einer so anstrengenden Arbeit unterziehen Sie sich? Wo ist denn die Frau Mama? Die sollte Ihnen wenigstens helfen."

Begehrlich schaute er ihr in's geröthete Antlitz, das von dem letzten Scheine des Abendrothes verklärt wurde.

„Meine Mutter ist nach der Stadt gegangen. Aber Sie haben Recht; ich habe genug geschafft und mache Feierabend.“

Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab, nahm den Spaten über die Schulter und verließ das Beet.

Er schritt neben ihr her dem Hause zu.

Vor der Hausthür aber machte sie Halt, lehnte den Spaten an die Wand des Hauses und deutete auf eine neben der Thür befindliche Bank.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Breitenbach? Was verschafft uns denn die Ehre?“

„Ich setze mich nur, wenn Sie sich auch setzen.“

„Nein, ich bin warm geworden, ich muß stehen bleiben.“

„Dann stehe ich auch. Warum ich gekommen bin?“

„Sie bringen mir neue Arbeit,“ fiel sie ihm in's Wort, „und ich habe die alte noch nicht fertig.“

„Nein, Fräulein Mariechen, ich bringe keine Arbeit. Ich wollte nur sehen, wie es Ihnen geht. Die Sehnsucht hat mich hergeführt.“

Er log. Er war auf dem Wege zum Onkel, dem Rentner; und weil er hier vorüber mußte, da hatte er nur sehen wollen, ob er Mariechen nicht einmal allein in ihrem Heim antreffen würde.

„Warum sehen Sie mich so ungläubig an?“ fuhr er lustig fort, „wissen Sie denn, was Sehnsucht ist?“

Ach! aus vollem Herzen hätte sie Ja sagen mögen, aber seine Frage klang so scherzhaft, so unaufrichtig, daß sie stolz die Lippen schürzte und ihrer Kehle ein hartes „Nein, das weiß ich nicht“ abtrotzte.

„Das wissen Sie nicht, Mariechen? oh! was sind Sie grausam! ich armer Teufel verzehre mich wirklich in Sehnsucht nach Ihnen, und wenn Sie mir jetzt nicht wenigstens einen recht süßen Schmatz geben, Mariechen, dann haben Sie kein Herz in der Brust.“

Er umfaßte sie und wollte sie an sich ziehen. Sie entwand sich ihm, um in's Haus zu fliehen. Bittend rief er ihr nach:

„So bleiben Sie doch! ich will ja ganz artig sein. Wer wird denn einen Scherz gleich übel nehmen?

Einen Scherz! Das war es! Ach, wenn er nur ein einziges Mal in vollem Ernste gesagt hätte: Marie, ich liebe Dich! — sie hätte sich sicher nicht wehren können und wäre ihm überwältigt an's Herz gesunken. Aber seine bittende Stimme hatte sie doch gebannt; sie blieb stehen und schaute ihn aus feuchten Augen an.

„Nanu,“ sagte er, „Sie werden mir doch nicht etwa weinen? Seien Sie großmüthig und verzeihen Sie mir, wenn ich zu dreist gewesen bin.“

Er hatte ihre Hand gefaßt, die sie ihm bebend überließ.

„Was machen denn die Amseln?“ fuhr er fragend fort, „sind schon Junge einpassirt?“

Sie lächelte schon wieder. Es freute sie, daß er ihrer Lieblinge gedachte.

„Oh, die sind ganz munter. Ich denke, in wenigen Tagen werden kleine Vögelchen im Neste sein.“

„Die Sie mir, Ihrem neulichen Versprechen gemäß, dann zeigen werden.“

„Ja, Sie sollen sie dann zu sehen bekommen. Ah, da kommt die Mutter!“ fuhr sie lebhaft auf.

„Verdammt!“ brummte Herr Fritz leise in sein blondes Schnurrbärtchen. Laut sagte er:

„Ich muß jetzt gehen. Adieu, Mariechen! auf Wiedersehen!“

Er warf ihr eine Kußhand zu und eilte aus dem Garten, die Richtung zum Onkel einschlagend, um der aus der Stadt zurückkehrenden alten Frau nicht zu begegnen.

Am anderen Morgen früh hörte Mariechen zwei Schüsse fallen. Sie war gerade im Garten und guckte durch die Fliedersträucher nach dem Nachbargarten, wo es zwei Mal geknallt hatte. Dort eilte der dicke Herr Rentner, so schnell es sein Bäuchlein gestattete, quer in ein Beet hinein, bückte sich und hob etwas vom Boden auf. In der Linken hielt er eine kleine Flinte, und mit der Rechten hatte er den eben von ihm geschossenen Vogel ergriffen: es war eine Schwarzamsel.

„Schändlich!“ murmelte das empörte Mädchen, „wie kann nur ein Mensch ein so unschuldiges Singvögelchen tödten?“

Sie erzählte, was sie gesehen, der Mutter.

„Wundert Dich das?“ sagte diese verächtlich. „Der reiche Nichtsnutz hat ja nichts Anderes zu thun, als die Creatur Gottes zu drangsaliren. Seine Magd hat mir's berichtet, daß er alle Vögel, groß und klein, in seinem Garten zusammenschießt — das wäre sein Hauptvergnügen.“

„Was thut er denn mit den erlegten Thieren?“

„Er frißt sie auf. Die Magd muß sie ihm braten. Oh, der Kerl ist geizig! da spart er die Ausgabe beim Schlächter.“

„Aber, Mutti, wenn er nun auch unsere Amseln schösse?“

„Er wird doch nicht . . . Ich denke, unsere Amseln sind zu klug; die werden sich nicht dorthin wagen, wo es jetzt alle Tage knallt.“

Als Mariechen am nächsten Morgen ihr Nest besichtigen ging, fand sie es leer. Sie konnte fünf türkisfarbene Eierchen darinnen zählen. Die Amselhenne war gewiß nur für kurze Zeit fortgeflogen, — der Amselhahn saß auf dem Dachgiebel und schien Mariechen unruhig zu beobachten.

„Ich will nachher wieder nachsehen,“ tröstete sich das Mädchen, „lange kann ja das Vogelfrauchen jetzt nicht fortbleiben, sonst erkalten die Eier.“

Sie ging in's Haus an die Arbeit und hörte gerade noch, wie im Nachbargarten wieder ein Schuß fiel. Es gab ihr einen ordentlichen Stich in's Herz. Mein Gott! wenn dieser Schuß nun ihrer Amsel gegolten hätte? Aber sie beruhigte sich; einen solchen Frevel würde der liebe Gott nicht zulassen — die Thierchen waren ja fast ihre einzige Freude.

Als sie um Mittag wieder am Lebensbaume stand, war das Nest noch immer leer. Sie faßte hinein und fühlte, daß die Eierchen schon kalt geworden waren. Alles Blut wich aus ihren ohnehin so bleichen Wangen; sie zitterte und mußte die Rechte gegen das Herz pressen, das stürmisch und unrhythmisch pochte.

„Was ist Dir denn?" fragte besorgt die Mutter, die auch in den Garten getreten war.

„Meine Amsel ist fort."

„Nun, die wird schon wieder kommen."

„Nein, die ist erschossen; die Eier sind schon ganz kalt geworden."

„Wahrhaftig!" sagte die Mutter, die hinzugeeilt war und in das Nest gefaßt hatte, „das wird der Schuft, der Breitenbach, gethan haben. Aber, mein Gott, was hast Du? Du wirst mir doch nicht ohnmächtig werden?"

Schon hielt sie die bewußtlose Tochter in den Armen. Sie schaffte sie, so gut es gehen wollte, nach der Stube und legte sie dort auf's Bett. Sie rieb ihr die Hände, wusch ihr die Schläfen mit Essig und legte eine mit heißem Wasser gefüllte Flasche an ihre Füße. Als Mariechen die Augen wieder aufschlug, gab sie ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte: „Bleib' ruhig liegen. Ich ziehe Dich aus; Du mußt im Bette bleiben."

Mariechen blieb lange im Bette, sehr lange — — — sie verließ es erst, als die Tischler den Sarg brachten, der für sie bestimmt war.

Es war an einem der letzten Junitage — es stand schon sehr schlecht mit dem schwerkranken Mädchen — da klopfte es an die Thür.

Die Mutter war gerade in der Küche; aber Mariechen hatte das Klopfen gehört, und eine Ahnung ging ihr, wie ein freudiger Schreck, durch die Glieder.

„Herein!" rief sie mit einer letzten Anstrengung ihrer schwachen Stimme.

Fritz Breitenbach trat über die Schwelle und stutzte.

„Mariechen! Sind Sie denn krank? Mein Gott, das hatte ich ja gar nicht gewußt. Ich bin lange verreist gewesen, komme eben aus Paris zurück, und mein erster Besuch sollte Ihnen gelten."

Sie hatte ihn an's Bett gewinkt und hielt seine ihr gebotene Hand fest. Selig lächelnd schaute sie zu ihm empor.

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen," hauchte sie matt, „Sie hatten mich einfach vergessen. Aber ich . . . ich habe immer an Sie gedacht . . . Sie waren immer gut zu mir. Damals . . . wissen Sie noch? . . . wie Sie mir das Zehnmarkstück brachten . . . Ihr Vater hatte

meinen Lohn gar nicht erhöht ... Sie waren es, Sie, der mir meine Arbeiten höher bezahlen wollte ..."

„Aber, ich bitte Sie, Mariechen, sprechen wir jetzt doch nicht davon. Sagen Sie mir lieber, was fehlt Ihnen denn? Soll ich Ihnen unseren Hausarzt senden?"

„Ist nicht mehr nöthig. Bald werde ich erlöst sein."

Er sah sie bestürzt an. Ja, das Mädchen sprach wahr; sie schaute jetzt schon aus wie eine Verklärte. Eine Thräne trat ihm in's Auge.

„Wie ist denn das nur so schnell gekommen?" fragte er erschüttert.

„Ich weiß es nicht. Ich glaube ... seit man mir die Amsel getödtet hat ... gerade während der Brutzeit ... das hat mir einen Stoß versetzt, von dem ich mich wohl nicht mehr erholen konnte."

„Welche Amsel? ah, ich erinnere mich; der Vogel, der damals in Ihrem Garten nistete. Und den hat man Ihnen getödtet? Wer war denn der Bösewicht?"

„Ihr Onkel Breitenbach; er hat alle Amseln hier in der Nähe fortgeschossen. Der arme Mann! daß eine so grausame Beschäftigung seine einzige Freude" ...

„Sie werden den Elenden doch nicht noch bedauern? Na warte, Herr Onkel, ich werde Dir den Standpunkt klar machen."

„Pscht! pscht!" bat sie, „werden Sie nicht heftig. An mir war so wie so nicht viel zu verderben ... ich wäre doch nicht alt geworden, auch wenn meine Amsel noch lebte. Aber nun lassen Sie mich Ihnen danken, daß Sie noch einmal gekommen sind ... das war lieb, sehr lieb von Ihnen!"

Sie preßte mit sanftem, ganz sanftem Drucke seine Rechte.

Fritz Breitenbach war tief ergriffen. Die Thräne, die in seinem Auge schwamm, perlte als schwerer Tropfen an den Wimpern entlang und fiel hinab, gerade auf Mariechens wachsbleiche Hand.

Verwundert schaute sie auf. Ein seliges Lächeln glitt über ihre Züge; sie brachte mühsam ihre Rechte an die heißen Lippen und saugte die Thräne des Geliebten auf.

„Nun habe ich keinen Wunsch mehr ..." wie ein Seufzer so leise klang es, „nun sterbe ich glücklich."

Fritz Breitenbach wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte sich tief hinabgebeugt und drückte einen sanften Kuß auf Mariechens marmorweiße Stirn. Wie er sich wieder aufrichtete, lag Mariechen starr und regungslos; um ihre Lippen war ein letztes seliges Lächeln zurückgeblieben.

„Mein Kind! mein geliebtes Kind!" schluchzte es neben ihm laut auf — es war die Mutter, die aus der Küche zurückgekehrt war.

Beide knieten neben dem Bette und sprachen ein stummes Gebet.

Der Engel des Todes war mit schwarzem Fittich durch das Stübchen geflogen. — —

Am Tage nach dem Begräbniß, das das Haus Carl Emil Breitenbach auf eigene Kosten hatte ausrichten lassen, kam Fritz Breitenbach noch einmal in den Garten zu Mariechens Mutter. Es war ein prachtvoller Sommertag gewesen; jetzt neigte sich schon die Sonne dem Horizonte zu. Ein leises Abendlüftchen hauchte den verweinten Augen der trauernden, nun gänzlich vereinsamten Wittwe Kühlung. Der Garten war von süßem, fast betäubendem Lindendufte erfüllt.

„Guten Abend, Sie arme Verlassene," grüßte Fritz, dessen sonst so übermüthiges Wesen einem tiefen Ernst Platz gemacht hatte, „ich komme zu Ihnen, um Sie zu bitten, daß, wenn Sie einmal ein Anliegen, einen Wunsch haben, Sie sich dann ohne Weiteres an mich wenden wollen. Ja? wollen Sie mir das versprechen?"

Der Frau stürzten die Thränen aus den Augen.

„Sie sind so gut, Herr Breitenbach . . . das werde ich Ihnen nie vergessen."

„Nein, nein, ich bin nicht gut, ich bin vielmehr ein leichtsinniger, übermüthiger Schlingel gewesen . . . wenn Ihre Tochter noch lebte, die hätte mich vielleicht zum guten Menschen machen können." Seine Stimme zitterte leicht. Er machte eine kleine Pause, dann fuhr er fester fort: „Sagen Sie mir, hat der Verlust der Amsel damals wirklich einen so vernichtenden Eindruck auf die liebe Verklärte gemacht?"

„Ja, Herr Breitenbach; ich habe es ja nie recht begreifen können, aber es ist wirklich der Fall gewesen. Mein armes Kind war von jenem Tage an wie ausgetauscht. Aller Lebensmuth, alle körperliche Kraft war ihr gebrochen. Und sie hätte garnicht nöthig gehabt, sich um das Verschwinden der weiblichen Amsel so sehr zu bekümmern. Das Amselmännchen hatte sich ja schnell getröstet; nur drei Tage hat es gedauert, da kam es mit einer neuen Frau hier in den Garten. Die Thierchen fingen sofort einen neuen Nestbau an — dort in dem Strauche in der Ecke. Freudig eilte ich zu meiner Tochter und erzählte es ihr; ich hoffte, sie würde sich nun wieder aufrichten und neuen Muth fassen. Aber traurig schüttelte sie den Kopf. „Nein, nein, Mutti," sagte sie abwehrend, „das kann mir nichts mehr helfen, siehst Du, das ist so, wie zwischen mir und Herrn Fritz — erst muß ich hinübergehen, dann ist der Platz frei, daß er sich ein anderes Mädchen aussuchen kann, mit dem er sein Nest bauen wird." Ja, so sagte sie. Ach, Gott, Herr Breitenbach, nehmen Sie's nur nicht übel, daß ich alte Frau Ihnen das thörichte Geschwätz meines Lieblings wiederhole . . . sie war schon sehr krank, und ich denke, sie sprach schon im Fieber und wußte garnicht mehr, was sie sagte."

Wieder war eine Pause eingetreten.

Fritz Breitenbach schluckte, als gälte es, ein Hinderniß in seiner Kehle zu beseitigen.

Dann fragte er, wohl nur, um etwas zu sagen:

„Wo ist denn das erste Nest gewesen?“

„Es ist noch da, dort in dem Lebensbaume . . . soll ich's Ihnen zeigen?“

Er nickte.

Sie gingen Beide hin.

Die Alte bog die Zweige auseinander und sagte: „Hier ist es. Und die Eierchen liegen auch noch darin.“

„Verehrte Frau, wollen Sie mir das Nest schenken?“

„Gern, Herr Breitenbach.“

Sie löste es aus dem Gezweig und bot es dem Besucher dar.

„Hier, Herr Breitenbach, aber was wollen Sie damit?“

„Es soll mir ein Andenken an die Verstorbene sein.“

Er nahm fünf türkisfarbene Eierchen aus dem Neste und ließ sie vorsichtig in seine Tasche gleiten. Das Nest wickelte er in einen Bogen Papier, den ihm Mariechens Mutter gebracht hatte; dann steckte er es in die große Tasche seines ihm über den Arm hängenden Ueberziehers.

„Besten Dank, und nun gute Nacht, liebe Frau. Vergessen Sie nicht, ich bin Ihr Freund und Helfer für alle Fälle.“

Er drückte der schluchzenden Alten die Hand und ging schnell von dannen.

Fünf Minuten später stand er im Zimmer seines Onkels, des dicken Rentners.

„Ha, da kommt ja der Fritz,“ rief dieser ihm lustig entgegen, „nun? glücklich aus Paris zurück? wie vielen Töchtern der Seine-Stadt hast Du denn das Herz gebrochen?“

„Das könnte ich Dich mit besserem Rechte fragen, erwiderte streng der Neffe. „Ich kann Dir wenigstens ein junges Mädchen nennen, dem Du mit Deiner elenden Vogelschießerei das Herz gebrochen hast: Deine Nachbarin Mariechen.“

„Sprichst Du auch schon von dem Unsinn? Meine Köchin erzählte mir schon, was die alten Weiber schwatzen . . . ich mache mir nicht so viel daraus.“ Er schnalzte mit den Fingern.

„Aber ich, Herr Onkel, und ich muß Dir doch sagen, daß es gewissenlos ist, arme zutrauliche Vögelchen zum Vergnügen zu morden.“

„Bist Du verrückt geworden, was fällt Dir ein, in diesem Tone mit mir zu reden? Auf meinem Grundstücke mache ich, was ich will, und schieße, was mir vor die Flinte kommt.“

„Doch wohl nicht Alles. Wer Singvögel schießt, der ist schlimmer als ein Aasjäger, und wer sie gar in der Brutzeit, gewissermaßen vom Neste herunterschießt, den melde ich der Polizei zur Bestrafung.“

„Nun ist es aber genug,“ brauste der Dicke auf, dessen Fettwangen blauroth geworden waren, „dort ist die Thür! Hinaus, und kein Wort mehr! oder ich mache Dir den Proceß wegen Hausfriedensbruchs.“

„Ich gehe schon, denn den Spaß solchen Processes will ich Dir nicht gönnen. Zwischen uns Beiden ist es aus."

Fritz war schon im Vorflur, als ihm der Andere noch nachrief:

„Mir sehr angenehm. Vergiß es nicht! Laß Dich hier nicht wieder sehen!"

„Feiger Schuft!" brummte Fritz zwischen den Zähnen, dann trat er aus dem Hause und schmetterte die Hausthür mit lautem Krach hinter sich in's Schloß. — —

Heute gilt Herr Fritz Breitenbach, alleiniger Inhaber des Hauses Carl Emil Breitenbach, für einen Sonderling. Er ist schon hoch in den Vierzigern, aber noch immer unverheirathet.

„Der heirathet in seinem Leben nicht," sagt seine Magd, wenn die Rede auf diesen Gegenstand kommt, „so ein reicher Herr! wenn er eine Frau heimführen wollte, hätte er es ja längst thun können . . . worauf sollte er denn warten? an jeden Finger kriegt er zehn, statt einer. Aber — ich glaube, er haßt die Weiber. Ueberhaupt . . . manchmal kommt er mir wirklich so ein bischen komisch vor. Wenn ich mal unversehens in sein Zimmer komme, dann finde ich ihn nicht selten vor einem Tischchen stehen, auf dem sich unter einer Glasglocke ein altes zermürbtes Vogelnest mit fünf blauen Eiern darin befindet. Wenn er mich eintreten hört, dann wendet er sich jäh um und frägt mich barsch: „Was wollen Sie denn schon wieder?" Seine Augen schwimmen dann so feucht, als ob er geweint hätte. Dann wird er plötzlich freundlicher, faßt mich bei der Hand und führt mich an das Tischchen. „Sehen Sie sich das hier an," sagt er mit ganz veränderter Stimme, „daß Sie mir beim Staubwischen hübsch Acht geben und mir nicht etwa einmal das Amselnest beschädigen, das unter dieser Glocke liegt." „Nein, nein, Herr Breitenbach, sage ich dann, „Sie können unbesorgt sein; dem Amselnest soll nichts passiren." Dann grinst er zufrieden, klopft mich auf die Schulter und sagt: „'s ist gut — Sie können gehen." Nun bitte ich Einen — ist das nicht ganz sonderbar? so ein Gethue und Gehabe wegen eines Amselnestes? Hier oben ist es sicher bei ihm nicht ganz richtig, — und sie deutet mit plumpem Zeigefinger nach ihrer niedrigen Stirn — „er verehrt ja das alte Nest wie ein Muttergottesbild."

Ludwig Schlesinger.

Ein Gedenkblatt.

Von

Ernst Lohsing.

— Prag. —

Der Mann, dessen Andenken die nachstehenden Zeilen gewidmet sind, war einer von jenen, die jenseits der Grenzen des deutschen Reiches mannhaft für die deutsche Sache gestritten und das schwarz-roth-goldene Banner des Deutschthums und der Freiheit in Ehren hochgehalten und gegen den mächtigen Ansturm des Slawenthums tapfer vertheidigt haben. In Böhmen, wo in alten Tagen die deutsche Art den Urwald gelichtet, das durch die Deutschen der abendländischen Cultur zugeführt wurde und wo das Deutschthum heute am meisten bedroht ist, hat er in schweren Tagen treu die Wacht gehalten, ist als Vorkämpfer muthig im Streite gestanden und unermüdlich eingetreten für das Recht unserer Muttersprache; so hat er sich im Herzen des deutsch-böhmischen Volkes, dessen erster Geschichtsschreiber er gewesen, ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Somit hat er sich ein Anrecht erworben, daß auch weitere Kreise des deutschen Volkes seinen Namen in Ehren hochhalten, und so sei denn an dieser Stelle Ludwig Schlesingers, des Vorkämpfers der deutschen Sache in Böhmen, gedacht. Seine Name soll unvergessen bleiben, so lange deutsche Männer leben.

Im Erzgebirge stand Schlesingers Wiege; im freundlichen Städtchen Oberleutensdorf erblickte er am 13. October 1838 zum ersten Male das Licht der Welt. Das Gymnasium absolvirte er zu Komotau und Brüx, und bereits zu dieser Zeit, besonders in Brüx, erwachte in ihm unter dem Einflusse seines Lehrers Ressel die Vorliebe für die Geschichtswissenschaften. Als dann in der Mitte der fünfziger Jahre Schlesinger die Prager Uni-

versität bezog, da wählte er Geschichte zu seinem Hauptfache. Die Prager Universität stand damals in ihrer Blüthe. Die „Theilung" in eine deutsche und eine czechische Universität erfolgte erst viel später, und so war Prag hinsichtlich der Hörerzahl die erste Universitätsstadt Oesterreichs. Gerade die Geschichtswissenschaft wurde durch gediegene Forscher vertreten. Hauptsächlich war es Konstantin Höfler, dessen Vorlesungen sich eines regen Besuches erfreuten und auch auf den jungen phil. stud. Schlesinger nachhaltigen Eindruck machten. Im Jahre 1858 wurde Schlesinger von der „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag" zu ihrem Obmanne gewählt, was damals, wo der Fractionsgeist noch nicht, wie dies leider heute selbst in Prag der Fall ist, seinen Einzug in die Reihen der Commilitonen gehalten hatte, soviel wie die unbestrittene Führerschaft der deutschen Studenten bedeutete. In das Jahr 1859 fiel der hundertste Geburtstag Schillers; noch war in Böhmen der Völkerstreit nicht so entbrannt, wie jetzt, und Deutsche und Czechen wußten sich eins in der Verehrung unseres volksthümlichsten Dichters. Zur Erinnerung an dieses Fest gründete Schlesinger in der Lesehalle eine Schillerbibliothek, welche heute als Schiller-Goethe-Bibliothek ein Kleinod in der fast 50 000 Bände umfassenden Bücherei dieses ältesten deutsch-österreichischen Studentenvereins bildet. Inzwischen befaßte sich Schlesinger fleißig mit den historischen Wissenschaften und gründete 1861 den „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen," der sich in der Folge zu einer Pflegestätte der Geschichtswissenschaft entwickelte, die jedem andern historischen Verein mindest ebenbürtig zur Seite steht. Zwei Jahre später erwarb Schlesinger den philosophischen Doctorgrad und wandte sich hierauf dem Lehramte an einer Prager Realschule zu. Kaum 31 Jahre alt, wurde er bereits im Jahre 1869 zum Director der Leitmeritzer Oberrealschule ernannt, die sich unter seiner trefflichen Leitung zu einer Muster-Anstalt erhob. Hier in Leitmeritz lernte er auch in einer Tochter des Reichsrathsabgeordneten Meißler seine künftige Gattin kennen, und von hier aus hielt er im Jahre 1870 als Abgeordneter von Karlsbad, Elbogen und Petschau seinen Einzug in den böhmischen Landtag, dem Schlesinger bis zu seinem Tode — zuletzt als Vertreter der Landgemeinden um Reichenberg — angehörte. Seit 1876 hatte er seinen ständigen Wohnsitz in Prag; in diesem Jahre wurde er zur Neu-Organisirung des deutschen Mädchenlyceums berufen, dessen Director er von nun ab blieb. Hier hat er sich als Schulmann ersten Ranges bewährt, indem er aus einer höheren Töchterschule die erste Mädchenmittelschule mit Vorbereitungsklassen in Oesterreich schuf. Sein Leben lang arbeitete Schlesinger rastlos an dem Ausbau dieser Anstalt, die in jeder Hinsicht, vor Allem aber in Bezug auf Schulhygiene, vortrefflich genannt werden kann. Sein Lieblingsgedanke war die Einführung des Gymnasialunterrichtes für Mädchen. Vor zwei Jahren begann er auch thatsächlich mit der Verwirklichung dieser Idee; ihre Vollendung war ihm nicht mehr beschieden. —

Schlesingers Kampf für's Deutschthum beginnt mit der Gründung des „Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen". Von dem Bewußtsein erfüllt, daß die Kenntniß der ruhmreichen Vergangenheit eines Volkes der Ansporn zu unbeugsamem Ausharren in der — sei es, auch trüben — Gegenwart und zur Hoffnung auf eine bessere Zukunft sei, hatte sich der phil. cand. Schlesinger im Mai 1861 entschlossen, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Wiechowsky an die Gründung des genannten Vereines zu schreiten. Der Gedanke fand Anklang; bereits unter den ersten Mitgliedern finden sich Träger von Namen, die theils schon damals einen weit über Böhmens Grenzen hinausgehenden Ruf hatten, theils in der Folge einen solchen erlangen sollten. Wir finden Brinz, den hervorragenden Pandektisten und unermüdlichen Verfechter der deutschen Interessen, ferner Juristen wie Esmarch und Schulte (d. Z. in Bonn), Historiker wie Pelzel und Höfler und zahlreiche Vertreter der akademischen Jugend, unter ihnen Schlesinger, Hallwich und Lippert, die später als Gelehrte sowohl als auch als Parlamentarier zu Ansehen gelangten. Die Ursache der Vereinsgründung ist wohl hauptsächlich in der „Geschichte Böhmens" von Franz Palacky zu erblicken, die gerade damals im Erscheinen begriffen war. Palacky hatte es nämlich nicht für gut befunden, der culturellen Bedeutung des Deutschthums für Böhmen entsprechende Erwähnung zu thun. War dies an und für sich ein grober Unterlassungsfehler, so war es auch überdies ein bitteres Unrecht. Denn Palacky hatte sein Geschichtswerk als Landeshistoriograph verfaßt, und als solcher genoß er materielle Unterstützung auch aus deutschem Steuergelde. „Draußen im Reiche" wußte man vom deutsch-böhmischen Volke so gut wie gar nichts. Dazu wurde noch von czechischer Seite der Vorwurf erhoben, die Deutschen Böhmens hätten kein Verständniß für die Geschichte ihres Landes und keine Fähigkeit zu deren wissenschaftlicher Pflege. All dies mußte auf deutscher Seite eine Gegenströmung hervorrufen: und das war die Gründung des Geschichtsvereines. Es war, wie Schlesinger gelegentlich erwähnte, „ganz natürlich, daß in den Publicationen des jungen Vereines sich vor Allem das Bestreben bemerklich machte, jene Lücken auszufüllen, welche in den Palacky'schen Werken einem jeden Deutschböhmen fühlbar geworden waren". In diesem Sinne beschränkte sich der Verein in seiner Thätigkeit nach außen hin im Anfang auf die Abwehr ungerechtfertigter Angriffe. Schlesinger und Lippert wußten Palacky ganz energisch und treffend zu repliciren. Schlesinger machte auf den Unterschied zwischen der czechischen und der deutschen Ausgabe der „Geschichte Böhmens" von Palacky aufmerksam. Erstere war mit den Worten „Geschichte der Czechen in Böhmen und Mähren" richtig bezeichnet; allein den Titel der deutschen Ausgabe „Geschichte Böhmens" wies Schlesinger auf das entschiedenste zurück und meinte, Palackys immer mehr hervortretender Czechismus hätte ihn doch veranlassen sollen, die auch von den Deutschen subventionirte Stelle eines Landeshistoriographen niederzulegen. Schlesinger verwahrte sich

gegen Palackys Behauptung, die Deutschen seien ein Räubervolk, er legte Verwahrung ein gegen die Behauptung, die Czechen wären von den Deutschen gezwungen worden, in die Reihen der Räubervölker einzutreten; er widerlegte Palackys Angriffe gegen die „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen". Schlesinger hielt es Palacky vor, daß er, der sich auf den Mann des Freisinns hinausspielte, nach Moskau, in „das Land, wo der Juchten und die Knute blühen", pilgerte; er erinnerte Palacky, der gerne den Deutschen Grausamkeit vorwirft, an eine Stelle in Palackys „Geschichte Böhmens", „allwo von der gewöhnlichen Grausamkeit böhmischer Kriegsschaaren die Sprache ist". Schlesinger rief Palacky, der die Ueberlegenheit des Deutschthums in Abrede stellte, seine eigenen Worte zu, es falle ihm nicht im Mindesten ein, „den geschichtlichen Vorsprung und Vorrang der Deutschen in Civilisation, Gesittung und Bildung streitig zu machen". Gegenüber den Ausführungen Palackys, das Kreuz sei zuerst von Cyrill und Methud nach Böhmen getragen worden, erinnerte Schlesinger daran, daß schon im Jahre 845 das Christenthum von Baiern aus nach Böhmen vordrang, daß hingegen die Leibeigenschaft, deren Import Palacky den Deutschen zuschreibt, erwiesener Maßen schon vor der Einwanderung deutscher Colonisatoren bestanden hatte. All dies fand Schlesinger durch den Deutschenhaß Palackys begründet, der nach Hoffmanns von Fallersleben Mittheilung soweit ging, daß Palacky einmal sagte: „Wenn ich etwas Deutsches finde, so überschlage ich es". So hatte Schlesinger jeden unrichtigen Satz Palackys aufgenommen und ad absurdum geführt, während Palacky seinerseits in einer Erwiderung all' dies „Lappalien" nannte, ohne jedoch concrete Thatsachen gegen Schlesinger in's Feld führen zu können. Auf gewisse — gelinde gesagt: — Kraftausdrücke Palackys reagierte Schlesinger nicht weiter; er schloß seine Ausführungen gegen Palacky mit den kernigen Worten: „Wir sind für den Frieden auf dem Boden der Wahrheit. Die Wahrheit, und nur diese allein suchen wir. Sie zu schützen vor absichtlicher oder unabsichtlicher Entstellung werden wir den Kampf auch in der Zukunft nicht scheuen gegen Jedermann, sei er, wer er will. Lieb würde es uns allerdings sein, wenn der aufzuhebende Handschuh zukünftig gewaschen wäre."

Allein nicht nur in den „Mittheilungen", deren Redaction Schlesinger — es sei dies nebenbei erwähnt — in den Jahren 1870—1892 innehatte, sondern auch auf den Wanderversammlungen des Geschichtsvereins wirkte er in diesem Sinne. Sein Hauptwerk jedoch, in welchem er seinem Standpunkt voll und ganz zum Durchbruche verhalf, ist die „Geschichte Böhmens". Sie begründete Schlesingers Ruf als Historiker und als Politiker. Von gegnerischer Seite ist oft gegen sie der Vorwurf der Parteilichkeit erhoben worden, allein mit Unrecht. Man muß die Entstehungsgeschichte dieses Werkes kennen, um in der Lage zu sein, ein richtiges Urtheil abzugeben. Wiederum müssen wir da zu Palacky, dem „größten

11*

Czechen" zurückkehren. In seinem bereits genannten Werke spricht er von Böhmens Einwohnern nicht anders als von den Böhmen. Palacky stand eben auf ganz czechischer Basis. Und im Czechischen hat das Wort „Čech" (spricht: Tschech) eben seine doppelte Bedeutung. Einerseits dient es zur Bezeichnung der Landesangehörigkeit — in diesem Sinne ist „Čech", d. i. Böhme, jeder, der aus Böhmen stammt. Auch die Deutschböhmen sind Böhmen. Böhme in diesem Sinne war auch unser Schlesinger, der überdies als Beisitzer des Landesausschusses, in welchen ihn der Landtag 1885 gewählt hatte, mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit an der Landesverwaltung theilnahm. — Andrerseits hingegen wird mit „Čech" die Volksangehörigkeit bezeichnet, mit anderen Worten: die Zugehörigkeit zum czechoslawischen Stamme zum Ausdruck gebracht. Im Czechischen selbst ist dieser Unterschied nur schwer zu machen. Allein indem Palacky auch in der deutschen Ausgabe seines Werkes nur von Böhmen, ohne Unterschied, ob Deutschböhmen oder Czechen, spricht, räumt er dem slawischen Element eine größere Rolle ein, als ihm thatsächlich — namentlich in den älteren Perioden — gebührt. Diese Methode der Identificirung von „Czeche" und „Böhme", die dahinführt, daß auch aus Deutschböhmen Czechen gemacht werden, ist keineswegs ad acta gelegt. Es ist noch gar nicht so lange her, daß Gabriel Max, ein Prager von Geburt, von den Czechen für sie reclamirt wurde, und oft genug kann man lesen, daß Skoda und Rokitansky Czechen gewesen seien. Der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" wollte einem derartigen Mißverständnisse und manch' anderem gegenüber nicht länger die Hände in den Schooß legen, und so beschloß er im Jahre 1867 die Herausgabe einer für weitere Kreise bestimmten Geschichte Böhmens, in welcher auch das deutsche Volk nach Gebühr Berücksichtigung finden sollte; und mit diesem Unternehmen wurde Ludwig Schlesinger betraut.

Im Jahre 1868 erschien denn seine „Geschichte Böhmens" in erster Auflage; bereits acht Wochen nach ihrem Erscheinen war sie gänzlich vergriffen. Der Erfolg war ein bedeutender. Von der Kritik ermuthigt, von seiner Vaterstadt zum Ehrenbürger ernannt, vom Kaiser mit der großen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet, also machte sich Schlesinger an die Bearbeitung einer zweiten Auflage, die im Jahre 1870 erschien. Schlesingers Bestreben ging dahin, beiden Nationen Böhmens gerecht zu werden. Wenn dennoch fast jedes Buch mit einem Capitel „Die Deutschböhmen" schließt, so war das eben dem Umstande zuzuschreiben, daß der deutsche Stamm bis dahin keine genügende Berücksichtigung gefunden hatte, weshalb Schlesinger trotz seines Strebens nach Kürze in der Darstellung bei den Deutschböhmen länger verweilen mußte. Das Werk Schlesingers wollte ein Volksbuch sein, ein Lesebuch für das deutsch-böhmische Volk, „aus welchem es", wie Bachmann sagt, „einen Einblick in seine Geschicke in der Vergangenheit gewinnen sollte, aus welchem es seine Arbeitsleistung in richtiger Weise schätzen lernen konnte, aus welchem es schließlich Stärkung

und Trost sich holen konnte in dem Kampfe, der ihm aufgedrungen ward". Und weil es eben für das Volk bestimmt war, bringt es keinen Beweisapparat und läßt überhaupt Alles weg, was seine populäre Form hätte beeinträchtigen können. Bezeichnend für die Darstellung Schlesingers sind die Titel der einzelnen Capitel; er spricht nur von einem „Böhmen unter den Karolingern und Konrad I.", „Böhmen unter den Sachsenkaisern", u. s. w. Denn nach Schlesingers richtiger Ansicht waren diese, und zwar **nur** diese, nicht etwa die Fürsten der einheimischen Dynastien, es, welche dem politischen Leben in Böhmen den Stempel aufdrückten. Die Nationalität des jeweiligen Böhmenfürsten vermochte nichts an der Thatsache zu ändern, daß Böhmen ein deutsches Lehen war. Dies änderte sich in der Zeit des Interregnums. Von da an stellt Schlesinger auch die czechischen Regenten an die Spitze der einzelnen Abschnitte seines Werkes. Und es ist recht interessant, an der Hand der trefflichen Darstellungen Schlesingers zu verfolgen, wie gerade an dem bedeutendsten czechischen Könige das Deutschthum seinen eifrigsten Förderer fand; insbesondere gilt dies hinsichtlich der zahlreichen Städtegründungen Ottokars II. Die Glanzperiode Böhmens — auch das hebt Schlesinger mit Recht hervor — war die, als der **deutsche** Kaiser Karl IV. Prag zu seiner Residenz und Böhmen zum Mittelpunkte des Reiches machte, während Böhmen auf seinem tiefsten Punkte zu der Zeit anlangte, als der Czechismus unter Hus und während der Hussitenkriege am höchsten stand. „Geschichte des Deutschthums in Böhmen" und „Geschichte der Civilisirung Böhmens" sind eben, was immer man dagegen einwenden mag, völlig identische Begriffe. Schlesinger erzählt uns von den deutschen Markomannen, die die Wälder rodeten, von den deutschen Mönchen, die mit dem Christenthum die abendländische Cultur nach Böhmen brachten; er zeigt uns in den deutschen Klöstern die ältesten Pflegestätten der Gelehrsamkeit in Böhmen. Vom deutschen Bauer führt uns Schlesinger zum deutschen Kaufmann, von diesem zum deutschen Stadtrecht und von diesem zum freien Bürgerstand. Er weist nach, wie in Prag das seiner Herkunft nach deutsche Zunft- und Innungswesen den Wohlstand förderte, und daß deutsche Bergleute an der Hebung des Reichthums des Landes wesentlichen Antheil genommen haben. So sehen wir das Deutschthum und den culturellen Fortschritt Hand in Hand vorwärts schreiten, bis unter den letzten Luxemburgern die Hussitenkriege hereinbrechen. Die traurige Lage des Deutschthums in dieser Zeit regt in Schlesinger eine Gegenüberstellung mit der Zeit der Abfassung seiner „Geschichte Böhmens" an, und er sagt: „Wenn der Kampf der beiden Nationalitäten im Lande, wie es leider in der Gegenwart der Fall ist, immer wieder und wieder ausbricht, obwohl mit anderen Waffen geführt, als mit Dreschflegel und Morgenstern, so müssen die Deutschböhmen zuerst selbst in voller Einheit und strenger Disciplin auf der Vertheidigungslinie ihres guten Rechtes stehen; Führer aus der Mitte des Volkes, das Vertrauen desselben genießend, werden sich finden;

auf die Regierung, die, wie die Geschichte beweist, allerlei Wandlungen unterliegt, kann nie mit Sicherheit gerechnet werden. Wenn es schon die politische Ehrenhaftigkeit dem Deutschböhmen nicht mehr gestattet, auf die Hilfe der deutschen Brüderstämme zu warten, wie im Hussitenkriege, so muß ihn überdies die Geschichte belehren, daß derartige Hoffnungen auf eine solche Hilfe zumeist nur trügerisch sind. Es möge in dieser Beziehung uns nur der Gedanke erstarken, einer der größten Culturnationen der Erde anzugehören, die als solche niemals untergehen wird; aus dieser Idee werden wir Kraft gewinnen zur Entfaltung unseres eigenartigen Stammes, der auf dem Vorposten gegen die Slawen allerdings eine der schwierigsten, aber auch der ehrenhaftesten Stellungen hat." Nachdem Schlesinger alle Drangsale der deutschen Sprache und des deutschböhmischen Volkes in anschaulicher Weise geschildert, nachdem er uns gezeigt, wie mannhaft stets das deutsch-böhmische Volk für seine heiligsten nationalen Güter eingetreten ist, schließt er sein Hauptwerk mit den Worten ab: „Was hat die Wladislavische Landesordnung, der höchste Sieg des Feudaladels, dem Lande gebracht? Allerdings die Perhorrescirung der Deutschböhmen und ihrer Sprache, dafür aber auch die schmachvollste Leibeigenschaft des gesammten Volkes. Möchte doch in diesem Punkte von den Czechen die Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens anerkannt werden! Sie würden alsdann ein für allemal jenem unheilvollen Bunde entsagen, sie würden nicht ferner mehr an politischen Problemen arbeiten, die sich nicht verwirklichen lassen, sondern der freiheitlichen Verfassung der Gegenwart, die auch ihren nationalen Wünschen Rechnung trägt, sich zuwenden. Die Deutschböhmen aber mögen, wie auch immer die Verhältnisse sich gestalten, ihrem Jahrhunderte lang festgehaltenen Programme, die Freiheit des Bürgerthums zu entwickeln, treu bleiben! Für die Erhaltung ihrer Nationalität bürgt diese politische Consequenz ebenso sehr, wie der geistige und geographische Zusammenhang mit der großen Mutternation!" — —

Inzwischen war der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zu Ungunsten Oesterreichs entschieden worden, und durch dessen Austritt aus dem deutschen Bunde hatte auch Böhmen aufgehört, ein Bestandtheil Deutschlands zu sein. Allein das Bewußtsein des Deutschthums, das sich während einer tausendjährigen Zusammengehörigkeit in Deutsch-Oesterreich entwickelt hatte, konnte durch den Prager Frieden nicht hinweg decretirt werden; man betonte vielmehr, daß hüben wie drüben Stammesbrüder wohnen, und gab dem Nationalgefühl durch Wort und That Ausdruck. In Wien waren es Anastasius Grün und Ludwig August Frankl, die gerade in den Tagen nach Königgrätz es betonten, daß auch Deutsch-Oesterreich zum geistigen Deutschland gehöre und Anspruch auf ein Schillerdenkmal in Wien habe. All dies gefiel den Czechen nicht recht. Und als der Grazer Dichter Leitner im Jahre 1870 den deutschen Gefühlen eines Deutschösterreichers in Versen Ausdruck verlieh, als Deutsch-Oesterreichs Sympathien die zur

Ehre Deutschlands in's Feld ziehenden Truppen begleiteten, da witterten die Czechen „Hochverrath", und diese Verleumdungen erreichten ihren Höhepunkt, als ein Prager Universitätsprofessor eine Ode Preußens Könige widmete. Da wollte das czechische Geschrei von den antidynastischen Deutschen kein Ende nehmen. Schlesinger trat diesen Verdächtigungen entgegen. In einer kurzen Schrift „Die Stellung der Deutschen in der Geschichte Böhmens" faßte er in wenigen Worten das Ergebniß seiner geschichtlichen Forschungen zusammen, betonte wiederum die Bedeutung des Deutschthums für Böhmen und zeigte durch einen Hinweis auf die czechischen und die deutschböhmischen Dichter, wie jene nur Worte des Hasses für die Deutschen hatten, während diese „in versöhnlicher Weise, ja mit Begeisterung" slawische Stoffe behandelten. Schlesinger hob hervor, daß der Geist der Freiheit durch das deutsche Volk seinen Einzug in die Provinzen Oesterreichs, zu denen ja auch Böhmen zählt, gehalten hat, während das Slawenthum die Gasse der Freiheit „in unerbittlicher Consequenz in alten wie in neuen Zeiten mit Unterstützung des Feudalismus und des Ultramontanismus zu verrammeln suchte." Schlesinger hatte damit den Deutschen aus der Seele gesprochen. Insbesondere der Schluß dieser Schrift kann als politisches Glaubensbekenntniß Deutschösterreichs angesehen werden: „Wir stehen mannhaft ein," sagt Schlesinger, „für das alte Oesterreich, dessen Culturmission wir vorzüglich erfüllen halfen. So lange wir in unserem hohen Berufe nicht gestört werden, so lange man unsere Nationalität und unser wohlerworbenes Recht nicht angreift, in so lange werden wir mit Liebe und Hingebung die Träger der österreichischen Idee bleiben. Unser Posten an den Marken des deutschen Reiches ist ein schwieriger, aber auch ein ehrenhafter. Wir haben ihn durch viele hundert Jahre mit Muth und Ausdauer vertheidigt, wir rufen noch lange nicht, wie man uns gerne vorwerfen möchte, um die Einziehung dieses Postens. Wir weisen mit gerechter Entrüstung jene perfide Verdächtigung zurück, welche unser heiliges Nationalgefühl mit angeblichen Agitationen Preußens in Verbindung bringen will. Gegenwärtig hat der deutsche Riese den wälschen Uebermuth gezüchtigt, wie es die Welt noch nicht gesehen. Wir Deutsche freuen uns, daß der Erzfeind unserer Nationalität, der auch der Erzfeind Oesterreichs seit jeher gewesen, niedergeworfen worden ist bis zur erbarmungswürdigen Ohnmacht. Wenn schon unsere Verdienste um Bildung und Gesittung, unsere Treue für's Reich und die Verfassung, unsere Arbeitsamkeit und Ehrlichkeit nicht mehr respectirt werden sollten, so wird es wohl Niemand wagen, uns angesichts der titanenhaften Aeußerung deutscher Urkraft dem slawischen Moloch zu opfern. Rasch vollziehen sich in der Gegenwart die Schicksale der Fürsten und Völker. R u h i g k a n n d e r D e u t s c h b ö h m e d e r Z u k u n f t e n t g e g e n s e h e n, d e n n w e n n a u c h d a s A e r g s t e ü b e r i h n h e r e i n b r ä c h e u n d e r z u m S c h m e r z e n s s c h r e i g e n ö t h i g t w ä r e, s o w ü r d e n i c h t s e i n e E x i s t e n z i n F r a g e g e s t e l l t w e r d e n, s o n d e r n d i e j e n e s S t a a t e s,

der seinen besten Bürger vernichten wollte." Welche Wahrheit in diesem letzten Satze enthalten ist, sah man deutlich im Jahre 1897, als Graf Badeni das deutsche Volk zum Schmerzensschrei nöthigte . . . —

Tüchtiges leistete Schlesinger auch durch die Herausgabe von „Städte- und Urkundenbüchern aus Böhmen" und die Veröffentlichung der „Deutschen Chroniken aus Böhmen". Zu ersterer Sammlung steuerte er das „Stadtbuch von Brüx bis zum Jahre 1526" und das „Urkundenbuch der Stadt Saaz" bei, an letzterer betheiligte er sich durch die Veröffentlichung der „Chronik der Stadt Elbogen" und „Simon Hüttels Chronik der Stadt Trautenau". Hat auch Heinrich Siegel in seiner „Deutschen Rechtsgeschichte" an der Bezeichnung der auf Brüx Bezug habenden Urkunden und Regesten als „Stadtbuch" — gewiß nicht mit Unrecht — Anstoß genommen, so hat doch Schlesinger gerade durch diese Arbeiten, hauptsächlich aber durch die im Jahre 1877 in den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen" veröffentlichten „Deutschböhmischen Dorfweisthümer" sich hervorragende dauernde Verdienste um die Kenntniß des deutschen Rechtes in Böhmen erworben.

Schlesinger gehörte auch dem böhmischen Landtage an. Hier wuchs den Czechen immer mehr der Kamm. „Czechisch" und „Böhmisch" war ihnen gleichbedeutend, und mächtig erhoben sie in ihrem Kampfe für das böhmische Staatsrecht den Ruf „Böhmen für die Böhmen", worunter natürlich nur die Czechen gemeint waren. Deutscherseits trat man dieser falschen Auffassung auf's Nachdrücklichste im Sinne der Ausführungen Schlesingers entgegen; namentlich war es der verstorbene Abgeordnete David Kuh, dem es die Czechen bis heute nicht verzeihen können, daß er dieser Unterscheidung Schlesingers zwischen Czechen und Böhmen zu parlamentarischer Anerkennung verhalf.

Inzwischen nahm der Nationalitätenkampf immer mehr zu, Minister von Stremayer glaubte, durch eine Sprachenverordnung die Czechen befriedigen und den Streit beilegen zu können; indessen war damit nur Oel in's Feuer gegossen. Jedermann erkannte, daß man auf diese Weise sich dem Frieden nicht nähere. Da war es Ludwig Schlesinger, der zuerst die nationale Abgrenzung, in welcher er den einzigen Weg zum Ziele sah, empfahl. Die Czechen protestirten dagegen, indem sie die „Untheilbarkeit des Königreichs Böhmen" vorschützten; das war ganz überflüssig. Denn nichts lag Schlesinger ferner als der Gedanke, die heutige österreichische Provinz Böhmen in zwei Provinzen, etwa Deutschböhmen und — um mit Scherr zu reden: — Czechien zu zerlegen. Dazu war Schlesinger viel zu sehr Verfassungsfreund. Nicht Zweitheilung des Landes, wohl aber Zweitheilung des Verwaltungsapparates, das war sein Ziel. In diesem Sinne war er auch auf der sogenannten Wiener Ausgleichungsconferenz im Jahre 1890 thätig. Im Vereine mit Franz Schmeykal setzte er auch die Theilung des Landesschulrathes und des Landesculturrathes in deutsche und czechische

Sectionen durch; eine Einrichtung, die sich bewährt hat. Die Verhältnisse Böhmens sind danach, um eine derartige Abgrenzung zu ermöglichen. Dies zeigt am besten Schlesingers vollkommen objectiv gehaltene Schrift über „Die Nationalitätsverhältnisse Böhmens“, welche das 1. Heft des 2. Bandes der von Lehmann und Kirchhoff herausgegebenen „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ bildet; diese Schrift ist bereits im Jahre 1886 erschienen und rechnet daher mit Zahlen, die an sich heute theilweise veraltet sind. Da jedoch die Bevölkerungszunahme bei Deutschen und Czechen ziemlich die gleiche ist, so sind Schlesingers Darstellungen bis heute actuell geblieben. Worauf es Schlesinger hierbei am meisten ankommt, das ist der irrigen Ansicht entgegenzutreten, als ob es in Böhmen zwischen dem deutschen und dem czechischen Sprachgebiet auch ein gemischtsprachiges gäbe. Schlesinger sieht dabei — und mit Recht — von den politischen und den Gerichtsbezirken ab, ihm ist die kleinste Einheit die Ortschaft, und auf diesem Wege gelangt er zu dem interessanten Ergebniß, daß von den 13184 Ortschaften Böhmens 4304 rein deutsch, 8473 rein czechisch und nur 407 gemischt sind; und wenn man in Erwägung zieht, daß von den letzteren in 299 das deutsche und in 108 das czechische Element überwiegt, so muß man Schlesinger vollkommen zustimmen, wenn er sagt: „Die Sprachgrenze läßt sich durch das ganze Land mit scharfer Genauigkeit ziehen, und es kann zwar neben den beiden großen rein nationalen Gebieten noch von einzelnen Sprachzungen, Sprachinseln und gemischten Ortschaften, jedoch nicht von einer gemischten Zone die Rede sein.“ Damit hat Schlesinger deutlich die Bahn vorgezeichnet, in der sich die national-politischen Forderungen der Deutschen zu bewegen haben; daß er damit Anhang gefunden, beweisen klar die auf Böhmen sich beziehenden Abschnitte des sogenannten Pfingstprogramms, das die geeinigte deutsche Opposition 1899 aufstellte und an dessen Ausarbeitung auch Schlesinger Antheil genommen hat.

Schlesinger war eine ungemein consequente Natur; was er einmal für richtig erkannt, davon ging er um keinen Preis ab. Es liegt in seiner ganzen nationalen Thätigkeit ein gutes Stück jener Rechtsphilosophie, deren Evangelium die volksthümlichste juristische Schrift, „Der Kampf um's Recht“ von Jhering ist, in welchem es heißt: „Einem Volke, das sich von seinem Nachbarn ungestraft eine Quadratmeile entreißen läßt, werden auch die übrigen genommen, bis es nichts mehr sein eigen nennt . . . und ein solches Volk hat auch kein besseres Loos verdient.“ Das gerade war es, was Schlesinger verhindert wissen wollte. Er war keine Kampfnatur; gerne hätte er in Böhmen Frieden gesehen. Allein in dem aufgezwungenen Kampfe hat auch Schlesinger seinen Mann voll und ganz gestellt; denn, um nochmals auf Jhering zurückzukommen: „Kampf, welchen das Recht erfordert, ist nicht ein Fluch, sondern ein Segen.“

Schlesinger war aber auch einer der besten Kenner der böhmischen

Verhältnisse. Deswegen legte man auch in Regierungskreisen seinem Urtheil Gewicht bei. Bevor Badeni seine Sprachenverordnungen erließ, berief er Schlesinger nach Wien und ließ ihn in das Elaborat der Verordnungen Einblick nehmen. Schlesinger gab mit großer Entrüstung seiner Verwunderung Ausdruck, daß Graf Badeni diese Verordnungen verfassen ließ, ohne die Forderungen der Deutschen zuvor vernommen zu haben. Allein seine Einwendungen blieben unberücksichtigt, vielmehr erklärte der Ministerpräsident, daß diese Verordnungen erlassen werden müßten. Schlesinger sprach darauf die Worte: „Excellenz, ich warne Sie nochmals! Wenn Sie diese Verordnungen herausgeben, dann wird Ihnen das deutsche Volk nicht etwa mit papiernen Resolutionen antworten; es wird sich ein Sturm erheben, den man in Oesterreich noch nicht erlebt hat." Gar bald zeigte es sich, wie Recht Schlesinger gehabt hatte. Es kam zu einer Hochfluth von Protesten, die Gemeinden in Böhmen stellten die sogenannte Thätigkeit im übertragenen Wirkungskreis ein, der Sturm tobte, wie noch nie. Badeni meinte durch einen Geheimerlaß, in dem er Zeitungsconfiscationen und Versammlungsverbote anordnete, noch Herr der Lage zu werden. Allein er erlebte eine gründliche Enttäuschung. Der Volkstag von Eger am 11. Juli 1897 bildete den Höhepunkt der Bewegung und Erregung. Wohl hatte auch ihn Badeni verbieten lassen; nichts desto weniger fand er statt — was ungesetzlich war an der Versammlung, entschuldigte die Noth der Zeit. Schlesinger befand sich unter jenen Abgeordneten, die im Rathhaus (Wallensteinhaus) zu Eger den Schwur leisteten, im Kampfe nicht zu erlahmen, bis dem deutschen Volke in Böhmen sein Recht geworden, und nicht eher sich in Verhandlungen einzulassen, bis die Sprachenverordnungen aufgehoben seien. Diesen Schwur hat er treulich gehalten. Eine Einladung Badenis zu einer Verständigungsconferenz lehnte er ab; desgleichen leistete er der Aufforderung des Grafen Thun, sich in Wien einzufinden, keine Folge, so daß diesem nichts Anderes übrig blieb, als sich selbst zu Schlesinger zu begeben. Daß Graf Thun aus seiner Unterredung mit Schlesinger keine praktischen Consequenzen zog, nun, Schlesingers Schuld war das wahrlich nicht! Und dennoch! Gar mancher Umstand spricht dafür, daß auch an höchster Stelle Gewicht darauf gelegt worden ist, das Urtheil Schlesingers über den Stand der Dinge in Böhmen zu beachten. So viel steht wiederum fest, daß Graf Clary und Herr von Koerber, denen es ernst um den Völkerfrieden in Böhmen zu thun war, Schlesingers Rath einholten. Auch ihnen gegenüber verharrte er auf seinem Standpunkte, den er so oft in Wort und Schrift — wir denken da auch an seine Aufsätze in der „Neuen Freien Presse" und in der „Bohemia" — vertreten hat.

Als der Kampf in Böhmen am ärgsten tobte, da wollte es das Schicksal, daß Schlesinger den schwersten Schlag erlitt, der ihn hätte treffen können. Im August des Jahres 1897 starb seine treue Lebensgefährtin.

Bald darauf zeigten auch bei ihm sich Anzeichen eines Leidens. Nur ungern befolgte er den Rath des Arztes, sich nach dem Süden zu begeben. In der That schien es, als ob sich sein Zustand bessern wollte. Da, am 24. December 1899 ward er dem deutsch-böhmischen Volke, dessen treuer Führer er zeitlebens war, nach kurzer, unbedenklich erscheinender Krankheit entrissen. Am 27. December ward er zu Leitmeritz bestattet. So ruht er denn in deutsch-böhmischer Erde an der Seite seiner Gattin, mit ihr nunmehr im Tode vereint.

* * *

Schlesingers Ueberzeugung ging dahin, daß in der Einigkeit der Deutschböhmen die wichtigste Vorbedingung für den Sieg ihrer gerechten Sache liege. Darum konnte er es nicht für einen Erfolg halten, als er sah, wie unter der Flagge des Antisemitismus der Geist der Zwietracht auch in Böhmens hart bedrohten deutschen Gauen seinen Einzug hielt; er war sich dessen bewußt, daß im politischen Leben Nationalität und Sprache identische Begriffe sind, und hielt die ernste Zeit, in der wir Deutschen in Böhmen leben, nicht für danach angethan, Rassentüfteleien anzustellen. Er vertraute vielmehr auf den kerngesunden Sinn der Deutschböhmen in der Hoffnung, daß in der Stunde der Entscheidung alle wie ein Mann zusammenstehen werden.

Was Schlesinger auszeichnete und ihm die Liebe seiner Volksgenossen, sowie die Achtung seiner Gegner eintrug, waren leidenschaftliche Hingebung für die Sache, eiserner Fleiß, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe und Bescheidenheit. Als Redner ist Schlesinger, im Vergleiche zu seinem Vorgänger Schmeykal, selten aufgetreten, hatte er aber einmal das Wort ergriffen, so sprach aus seiner Rede der Vollton der Ueberzeugung und die Hoffnung auf den Sieg der deutschen Sache. Um ein Mandat in den Reichsrath hat sich Schlesinger gleich Schmeykal nie beworben; er wollte voll und ganz dem deutschen Volke in Böhmen dienen. Durch seine „Geschichte Böhmens" hat er die Deutschen dieses Landes politisch reif gemacht; sagt doch Arneth: „Das Studium der Geschichte erleichtert es, die Gegenwart zu verstehen und zu ertragen."

Mögen alle seine Zeitgenossen im weiten deutschen Vaterlande ihm ein treu Gedenken bewahren; er hat es vollauf verdient. Er hat seine Arbeit in den Dienst seines Volkes gestellt, und darum gilt auch von ihm das Wort Gustav Freytags: „Tüchtiges Menschenleben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert in Gemüth und Thun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes."

Die Honorare deutscher Dichter und Schriftsteller.

Von

Tony Kellen.

— Rüttenscheidt b. Essen (Ruhr). —

(Schluß.)

Ueber Heinrich Heines geschäftliche Thätigkeit als Schriftsteller besitzen wir ziemlich eingehende Mittheilungen*). Nachdem er als Dr. jur. promovirt hatte, beschloß er, sich ganz dem Schriftstellerberuf zu widmen. Er beabsichtigte deshalb zunächst, seine bisher zerstreut erschienenen Arbeiten in Prosa, „Die Harzreise", das Memoire über Polen, mit den Gedichten der „Heimkehr" und der ersten Abtheilung der „Nordsee" unter dem gemeinsamen Titel „Wanderbuch" herauszugeben. Er bot das Manuscript seinem bisherigen Verleger Ferdinand Dümmler an; dieser lehnte jedoch das Verlagsanerbieten entschieden ab, weil ihm die Honorarforderung von zwei Louisdor für den Bogen unberechtigt hoch schien. Heine wurde dadurch mit seinem späteren Hamburger Verleger Campe bekannt.

Julius Campe war, so sagt G. Karpeles, ein Mann von zähester Thatkraft, ungewöhnlicher Klugheit und einem kaustischen Humor, durch den er oft in den schwierigsten Situationen eine Lösung der zwischen ihm und seinen Autoren entstandenen Streitigkeiten herbeiführte. Dem Zug der Zeit folgend, hatte er seinem Verlag eine freiheitliche Richtung gegeben und die Schriften von Börne und Immermann, von Gutzkow und Wienberg, von Hebbel, Dingelstedt, Anastasius Grün, Hoffmann von Fallersleben und zahlreiche andere politische und poetische Werke verlegt, die ihm den

---

*) Heinrich Heines Biographie von G. Karpeles, Hamburg, Hoffmann und Campe. 1890.

Zorn der Regierungen und die Aufmerksamkeit des deutschen Bundestages in mehr als erwünschtem Maße zuzogen.

Die Anknüpfung zwischen Heine und Campe vollzog sich in einer für beide Theile charakteristischen Weise. Heine war Campe nicht von Person bekannt. Einmal suchte er dessen bekanntes Geschäft auf, um sich nach neuen Erscheinungen umzusehen. Campe empfahl ihm, nichts ahnend, auch seine eigenen Gedichte. Als Heine dann von denselben absichtlich ziemlich wegwerfend sprach, vertheidigte Campe diese neuartigen Poesien mit lebhafter Wärme und zeigte sich nicht abgeneigt, derartiges selbst zu verlegen. Heine nahm ihn darauf anderen Tags beim Wort und offerirte ihm sein fertiges Manuscript. Campe nahm dasselbe sofort an und erwarb das Verlagsrecht der ersten und aller künftigen Auflagen für ein Honorar von 50 Louisdor.

Dieses Werk war der erste Band der „Reisebilder". Heine legte ein großes Gewicht auf den Druck und die Ausstattung seiner Werke, und als der 2. Band der „Reisebilder" gedruckt werden sollte, entstand zwischen ihm und Campe ein Streit, der damit endete, daß die „Reisebilder" auf besserem Papier gedruckt wurden, wo hingegen Heine sich zu einer Honorarverkürzung von 30 Louisdor verstehen mußte, eine für seine damaligen Verhältnisse sehr bedeutende Summe. Hätte Campe ihm nicht zugleich einen Vorschuß auf sein nächstes Werk gegeben, so hätte sich Heine diese Verkürzung wohl kaum gefallen lassen, umsoweniger als er sehr wohl wußte, daß von dem ersten Band der „Reisebilder" bereits über 5000 Exemplare abgesetzt waren, eine für jene Zeitverhältnisse geradezu enorme Auflage, und als er sich überzeugt hielt, daß seine Schriften die Verluste decken mußten, welche Campe durch den Verlag anderer, wenig gangbarer Werke erlitten hatte. Dadurch entstand manche Differenz zwischen Dichter und Verleger. „Der Börne kostet Ihnen zuviel," sagte Heine eines Tages zu Campe, „und er will immer noch nicht ziehen." — „Aber er wird ziehen, wenn Sie lange vergessen sind," erwiderte Campe. — „Schade nur, daß so lange darauf gewartet werden muß!" bemerkte hierauf Heine. — „Uebermuth thut nicht gut," gab Campe zurück. „Sie halten sich jetzt für den Abgott des Publicums und sprechen: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Aber Sie stehen in einem Tempel der Litteratur, dessen Priester ich bin. Ich nehme die Opfergaben in Empfang, deren Höhe am sichersten beweist, zu welchem Curse das Volk seine Götter taxirt. Und ich sage Ihnen; das Volk verehrt neben dem Heine noch viele andere Götter. Da sind zum Exempel der Schiller und der Goethe, denen die klingenden Opfergaben heuer noch immer viel reichlicher fließen, als dem Opferstock, den ich für Heine aufgestellt." Durch solche Scherze wußte Campe oft die größten Differenzen auszugleichen, und gewöhnlich endete ein solcher Streit damit, daß Heine seine Forderungen aufgab, wofür Campe sich zu einem Vorschuß entschloß.

Während seines Aufenthaltes in London schrieb Heine an Varnhagen: „Wenn Sie in Correspondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch, ob er mich für sein „Morgenblatt“ hier oder in Paris beschäftigen will. — Versteht sich von selbst, daß er etwas stark honorieren müßte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben sollte.“ Mit größter Bereitwilligkeit ging Cotta, der das Talent Heines wohl zu schätzen wußte, auf diesen Antrag ein. Er schlug ihm vor, gegen glänzendes Honorar mehrere Aufsätze über England für das „Morgenblatt“ zu schreiben und nach seiner Rückkehr von London sich an der Leitung der im Cotta'schen Verlage damals erscheinenden „Allgemeinen politischen Annalen“ zu betheiligen.

Heine hatte inzwischen bereits durch seinen Freund Merckel dem Verleger Campe das „Buch der Lieder“ anbieten lassen. Campe entschloß sich nur sehr ungern, eine bereits gedruckte Gedichtsammlung zu verlegen. Auf eifriges Zureden Merckels verstand er sich endlich dazu, die 50 Louisdor, die er Heine im Frühjahr als Vorschuß gegeben, als Honorar für diese und alle künftigen Auflagen gelten zu lassen. Es muß übrigens bemerkt werden, daß Heine selbst keine großen Erwartungen von diesem Buche hegte.

Heine traf Ende November 1827 in München ein, wo ihn Cotta bereits erwartete. Der erfahrene Buchhändler wollte Heine unter allen Umständen für seine litterarischen Unternehmungen gewinnen. Heine sollte mit Lindner zusammen die „Annalen“ redigiren und außerdem ständiger Mitarbeiter der beiden Cotta'schen Zeitschriften „Das Ausland“ und das „Morgenblatt“ werden. Dafür bot ihm Cotta ein Jahresgehalt von 2000 Gulden an. Heine nahm das Anerbieten an, da ihm Cotta nur unbestimmte Verpflichtungen auferlegte. Die „Annalen“ gingen übrigens schon nach sechs Monaten ein.

Es würde uns zu weit führen, über die weitere litterarische Thätigkeit Heines und seine Beziehungen zu Campe und Cotta, sowie über die Schwierigkeiten, die ihm durch die politische Censur in den Weg gelegt wurden, zu berichten. In Paris erhielt er von seinem reichen Oheim, der ihn schon früher oft unterstützt hatte, eine Jahresrente von 4800 Fr. Heine befand sich aber damals in sehr schlimmen Verhältnissen, und da seine Arbeiten ihm nicht mehr als 3000 Fr. jährlich einbrachten, so suchte er sich noch andere Einnahmen zu verschaffen. Als 1835 der Bundestag die Werke des „Jungen Deutschlands“ mit denen Heines verbot, benutzte dieser den Umstand, um sich von dem Ministerium Guizot ein Gehalt auszahlen zu lassen, obgleich seine Werke in Deutschland weiter gedruckt und verkauft wurden. Von 1836 bis zur Februarrevolution von 1848 erhielt Heine jährlich 4000 Fr., wie er selbst sagt, „als Antheil an dem großen Almosen, das das französische Volk an so viel Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in der Heimat mehr oder weniger glorreich compromittirt hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten.“

Allein auch mit dieser Pension konnte Heine seine Schulden, die sich auf 20 000 Fr. beliefen, nicht decken. Erst als er durch einen neuen Vertrag mit Campe diesem für die gleiche Summe den Verlag seiner sämmtlichen Werke auf 11 Jahre überließ, war er aus seinen Nöthen befreit und konnte sich wieder ungehindert seinen Arbeiten widmen. Nach dem in Embdens „Heinrich Heines Familienleben“ abgedruckten Verlagscontract erwarb die Firma Hoffmann und Campe den litterarischen Nachlaß Heines für 10 000 Fr.

Im Großen und Ganzen fehlte Heine ein angemessener materieller Lohn für seine Werke nicht. Schon in jüngeren Jahren schrieb er einmal an seinen Onkel: „Jedes Wort, was ich schreibe, ist baares Geld für mich.“ Jedes Wort Heines war aber auch baares Geld für seine Verleger, besonders für Julius Campe, den er „aller Verleger Blüthe“ nannte. Als auf seinem Krankenbette sein Bruder Max ihm davon sprach, daß ihm in Düsseldorf ein Denkmal gesetzt werde, antwortete ihm der Dichter mit der satirischen Bemerkung: „In Hamburg habe ich schon eins. Wenn Du von dem Börsenplatze aus Dich links hältst, so siehst Du ein großes schönes Haus, das dem Verleger meiner Reisebilder, Herrn Julius Campe gehört. Das ist ein prachtvolles Monument aus Stein, in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen meines Buches der Lieder.“

Es war wohl nicht zum Wenigsten den Bemühungen Goethes zu verdanken, daß in unserem Jahrhundert im Allgemeinen die Verleger sich bestrebten, den Schriftstellern angemessene Honorare zu sichern. Wir haben gesehen, daß auch Heine kein schlechter Geschäftsmann war. Nach ihm haben nur noch Wenige für Gedichte bedeutende Honorare erzielt.

Im Allgemeinen sind in unseren Tagen nur Theaterstücke und Romane rentabel. Allerdings müssen bei beiden mancherlei Bedingungen erfüllt sein, wenn der Autor ein nennenswerthes Honorar erzielen soll.

Jetzt ist das dramatische Eigenthum wenigstens soweit geschützt, daß der Autor eine Tantième erhalten kann. Diese ist allerdings im Vergleich zu den Theater-Einnahmen und besonders einzelnen hohen Künstlergagen keineswegs hoch gegriffen.

In Oesterreich erhalten die Bühnen-Dichter erst seit etwa 60 Jahren Tantièmen. Franz Edler v. Marinelli, der Sohn des Erbauers des Leopoldstädter Theaters, war es, der zuerst im Jahre 1837, allerdings gezwungen durch die dürftige Production des volksthümlichen Genres, in den Wiener Blättern „sämmtliche Localdichter Wiens freundschaftlichst“ einlud, sein Theater mit ihren neuesten litterarischen Arbeiten zu versehen, wofür er ihnen Procente von den „täglichen Einnahmen“ zusicherte. Daß Marinelli diese edle Absicht hatte, ist angesichts des Inserats nicht in Abrede zu stellen. Ob sie je zur Ausführung kam, wäre aber nach dem, was uns ein Zeitgenosse Marinellis schreibt, zu bezweifeln. In keinem Falle

war er in der Lage, diesen Vorsatz lange auszuführen, denn etwa ein Jahr später, im December 1838, hatte er sein Theater an Director Carl verkauft, der es mit den Tantièmen auf seine Weise hielt. Franz Marinelli wird von Friedrich Kaiser als ein jovialer Mensch geschildert, der das Aussehen und die Manieren eines Praterwirthes hatte, das Theater sehr leicht nahm und den jungen Dichter, bei dem er eine Gelegenheitskomödie für den Athleten Karl Rappo bestellte, im Wirthshause „zur Weintraube" (jetzt „Alliirten-Hof") empfing, wo er eine lange Kölnerpfeife rauchend, in Hemdärmeln saß und ihm beim Bier kurz sagte: „Schreiben S' halt was, wo a Bissl a Zauberei dabei is und a Bissl was zum Lachen. D' Hauptsach' is, daß der Rappo viel Gelegenheit find't seine Kunststückeln z' machen!" Das war die ganze Information für den Dichter.

Director Carl verpflichtete den Dichter Kaiser, nur für seine Bühne zu schreiben. Sechs den Abend füllende Stücke mußte Kaiser liefern und, wenn eines dem Director nicht gefallen oder auf Censurschwierigkeiten stoßen sollte, ein anderes dafür verfassen und in allen Fällen die von Carl vorgeschlagenen Aenderungen vornehmen. Und für all dies erhielt der Dichter 24 Gulden monatlich — sonst nichts. Der Contract war für zwei Jahre. Am 15. November 1837 hatte Carl den Dichter Haffner engagirt. Dieser war verpflichtet, „alle" ihm übertragenen Abänderungen oder Anfertigung neuer Scenen, Actschlüsse oder neuer Gesangstexte unentgeltlich zur anberaumten Zeit zu verfassen und in jedem Contractsjahre acht neue, den Abend füllende, von ihm verfaßte Theaterstücke zu liefern, worunter wenigstens fünf neue Localpossen mit Gesang sein mußten. Die Stücke mußten genau für das am Theater an der Wien engagirte Künstlerpersonal berechnet sein und dem Director und der Censur conveniren; sie durften erst drei Jahre nach der Aufführung im Druck erscheinen und dergleichen Bedingungen mehr. Haffner erhielt eine Monatsgage von vierzig Gulden und „für jedes von ihm neu verfaßte Stück oder Posse" ein Honorar von 20 Gulden Conventionsmünze bei der ersten, siebenten, dreizehnten, zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Aufführung. Ferner erhielt Carl Haffner für jedes Contractjahr, in welchem er die bedungenen acht neuen Stücke lieferte, eine halbe Einnahme, nach Abzug der Kosten, wozu jedoch Haffner ein neuntes neues Stück abzuliefern hatte, bei welchem das Honorar für die erste Aufführung entfiel! Director Carl äußerte sich einmal: „Es schreibt Jeder, so gut er kann. Wenn ich dem Manne auch mehr zahlen würde, er kann doch nicht mehr geben, als er hat!" Nachdem Pokorny im Jahre 1842 die Tantième im Theater an der Wien eingeführt hatte, bequemte sich auch Carl zu besseren Bedingungen.

Nestroy erhielt 1847 als Dichter ein halbes kostenfreies Benefiz auf die erste Vorstellung eines neuen Stückes — für jedes neue Stück bei der ersten Vorstellung (wenn auch dieselbe sein Benefiz war) ein Honorar von 100 Gulden. Von der zweiten bis inclusive 20. Vorstellung 6 Procent

von jeder Brutto-Einnahme. Die 21. Vorstellung als halbes Benefiz, von der 22. bis 40. Vorstellung 6 Procent, dann wieder halbes Benefiz ꝛc.

Aehnlich war auch der letzte Vertrag mit Friedrich Kaiser, was den Director Carl nicht hinderte, Kaisers beliebte „Posse als Medicin" nach der neunzehnten Vorstellung vom Repertoire abzusetzen und den Dichter so um das Benefiz zu bringen — einer jener kleinen Scherze, wie sie der leutselige Mann gerne übte. Unter Nestroys Direction erhielt O. F. Berg 75 Fl. monatlich und 5 Procent Tantième. Damals kostete ein Parquetsitz noch 1 Fl. 20 Kr. Dann stiegen die Tantièmen, die Gagen der Künstler, die Preise der Plätze, und Alles wurde — anders.

Es würde natürlich zu weit führen, nähere Angaben über die meisten dramatischen Autoren dieses Jahrhunderts in Bezug auf deren Honorar beizubringen. Ich will, bevor ich zu den jüngeren Schriftstellern übergehe, nur Einiges über Grillparzer und Hebbel bemerken.

Grillparzer wagte sein ganzes Leben lang nicht zu heirathen, weil er nur ein kleines Einkommen besaß. Kaiser Franz Josef, der 1859 die Einführung einer zehnprocentigen Autorentantième bei den Aufführungen in den Hoftheatern genehmigte, verlieh ihm den Leopoldsorden. Als Grillparzer in den Ruhestand trat (er war von 1833—1856 Archivdirector der Hofkammer in Wien), wurde ihm der Titel eines Hofraths verliehen. Als er das 80. Jahr erreicht hatte, setzte der Kaiser von Oesterreich zu diesem Titel ein Ruhegehalt von 3000 Gulden aus. Grillparzer starb aber ein Jahr später. Bauernfeld hatte ihm zu seinem 80. Geburtstage ein Gedicht gewidmet, das also schloß:

„Zählt ein Dichter achtzig Jahr,
Kommt er hier zu hohen Ehren,
Auch zu höherem Salar —
Es im Jenseits zu verzehren."

Im Jahre 1863 erhielt Chr. Fr. Hebbel für seine Trilogie „Die Nibelungen" einen von Preußens König ausgesetzten Preis von 1000 Thalern.

Seit der Mitte dieses Jahrhunderts ist der Roman besonders einträglich für die Schriftsteller geworden. Gustav Freytags Roman „Soll und Haben", der 1855 erschien, erlebte fast jedes Jahr eine neue Auflage. „Die verlorene Handschrift" dagegen fand weniger Absatz. Im Ganzen erhielt Freytag für den siebenbändigen Roman-Cyclus „Die Ahnen" ca. 420 000 Mk. Honorar.

Unter den Romanschriftstellern unserer Tage hat unter anderen Spielhagen verhältnißmäßig großen Erfolg gehabt. Er mußte anfänglich aber auch mit vielen Schwierigkeiten kämpfen. In einem Briefe vom 13. November 1857 sagte er u. A.:

„Es wird wohl jetzt einige Zeit währen, bis ich die Kritik abermals herausfordere. Meine „Problematischen Naturen" rücken kaum von der Stelle, und das hat seinen guten Grund. Außer dem Ertrage meiner litterarischen Arbeiten sind Schul- und Privatstunden meine einzige Hilfsquelle. Das Gehalt von der Schule ist ganz unbedeutend, und wieviel

Privatstunden man noch zu geben im Stande ist, wenn man, wie ich, im Laufe eines Jahres drei so bedeutende Arbeiten fertig macht, können Sie sich ungefähr denken. Nun habe ich für meine vier Bücher in runder Summe 200 Thaler eingenommen, d. h. zusammen mit dem, was ich bei dieser Lebensweise mit Stundengeben verdiene, weniger, als zu meines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. Stundengeben ist horribel langweilig und geisttödtend, aber es ist ein sicheres Brod. Ergo, es werden jetzt soviel Stunden gegeben, als ich irgend kann. Ich bin nicht so idealistisch gesinnt, um mit irgend einem Schiller'schen Helden „den Ruhm für der Güter Höchstes“ zu halten. Sie sehen, daß das „Ritterthum vom Geist“ auch seine sehr praktischen Seiten hat.“

Später hat Spielhagen wohl noch bedeutende Honorare erzielt, und speciell seine letzten Romane wußte er in der ausgiebigsten Weise zu verwerthen.

Georg Ebers erhielt für jedes Exemplar seiner Romane eine Mark. Da bis jetzt über eine Million Exemplare der Ebers'schen Romane abgesetzt wurden, so hat Ebers immerhin bedeutende Honorare erhalten.

Lewin Schücking erhielt von der „Kölnischen Zeitung“ für die darin abgedruckten Romane 50 Pfennig per Druckzeile.

Fr. Hackländer haben seine litterarischen Arbeiten rund 350000 Mk. eingebracht.

K. E. Franzos erhielt für jedes Exemplar seiner gedruckten Werke je nach dem Umfang 1 Mk. bis 1,50 Mk.

Max Kretzer erhielt für einen in Lieferungen erschienenen Roman „Irrlichter und Gespenster“, der 3 Bände umfaßt, von dem „Verein für Massenverbreitung guter Schriften“ in Weimar 18000 Mk.

Auch Hermann Heiberg verwerthete seine Werke recht gut. Eine acht Druckbogen starke Novelle bringt ihm für den Zeitungs- oder Zeitschriften-Abdruck mindestens 2000 Mk. ein und die Veröffentlichung in Buchform für jede Auflage weitere 300 bis 400 Mk.

Ein ähnliches Honorar erzielen übrigens noch manche andere Schriftsteller, besonders die Mitarbeiter der illustrirten Familienblätter. Nach den vorstehenden Angaben kann man sich schon eine Idee von dem Verdienste dieser Autoren machen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch einen Mann erwähnen, der, wenn er auch in erster Reihe besonders als Stratege berühmt wurde, doch auch ein höchst bedeutender Schriftsteller ist. Deshalb verdient Moltke auch an dieser Stelle genannt zu werden. In seinen „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten“ (2. Band) finden wir u. A. einen Aufsatz über die Geschichte der Niederlande von Philipp II. bis zur Trennung zwischen Holland und Belgien (1830). Dieser Aufsatz ist die erste Schrift, welche Moltke, damals als Seconde-Lieutenant zum Generalstab commandirt, unter seinem Namen im Druck erscheinen ließ und zwar in Form einer Broschüre. An Zeitungen hatte er schon mehrfach mitgearbeitet und ein gutes Honorar erhalten. Bei der Broschüre aber erlebte er all die Täuschungen, die kaum einem jungen Autor erspart bleiben. Folgender Brief giebt Zeugniß davon:

Berlin, 9. Januar 1831.

Alle die Leiden eines jungen Autors, der um einen Verleger verlegen, sind über mich gekommen. Durchdrungen von dem Werth unserer Arbeit, erstaunen wir, die Buchhändler von mißlichen Conjuncturen, vom Darniederliegen des Buchhandels reden zu hören, dem wir eben durch unser Manuscript einen neuen Aufschwung geben wollen. Der Undank des Mannes, dessen Glück durch unseren Aufsatz wahrscheinlich gemacht ist, empört uns, und wir würden der Welt unser Licht vorenthalten, wenn nicht ein ungestümer Schuhmacher, dem wir eine Schlafstelle in unserem Gedächtniß angewiesen, mit wissenschaftlichem Eifer auf die Herausgabe eines so ausgezeichneten Werkes dränge, und sollte das Honorar auch nur — 3 Ducaten betragen. — 3 Ducaten! Beschämt schreib' ich es nieder. Drei Ducaten für dreihundert Jahre aus der Geschichte, während ich oberflächliches Geschreibsel in Journalen schon mit 2 Louisdor den Bogen bezahlt erhalte. Recht demüthigend in der That — indessen zweifle ich keinen Augenblick, daß fünfhundert Exemplare im Umsehen vergriffen sein werden, und ich hoffe, daß Ihr alle das Eurige dazu beitragen werdet, damit eine neue Honorarzahlung erfolge.

Ohnehin — die Hoffnung, sich in wenigen Tagen gedruckt und für sechs Groschen in allen soliden Buchhandlungen zu haben zu sehen, — das entscheidet, vorzüglich, wenn Aussicht vorhanden, durch eine bissige Kritik fernerweitig illustrirt zu werden.

Doch es geziemt sich nicht, länger als 20 Minuten von sich selbst zu sprechen (vgl. Chesterfield und Knigge, denn wir Autoren citiren gern Autoritäten), und somit sage ich nur noch, daß mein unsterbliches Werk (so meine ich eigentlich eine Broschüre von Gustchens Taille), den Titel „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung 2c." führt und mit unserem glorreichen Namen verziert ist.

Der Deinige
Hellmuth.

Dieser Brief erinnert lebhaft an des Feldmarschalls berühmten Landsmann Fritz Reuter, der mit seinem Erstlingswerke ähnliche Erfahrungen machte, bald aber ein Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes wurde.

Noch jetzt finden die Reuter'schen Werke fortwährend Absatz. Jede Auflage eines Reuter'schen Werkes erschien in einer Höhe von 5000 bis 6000 Exemplaren, und von jedem verkauften Bande erhielt der Verfasser 10 Silbergroschen. Der Dichter bezog nach den Ostermessen 1863, 1864, 1865 und 1866 die Honorarantheile von je 5000, 7000, 12000 und 20000 Thalern. Im Jahre 1893 hat die Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar die 8. Auflage der Volksausgabe von Reuters Werken gedruckt, und damit hatten von dieser Ausgabe im Ganzen 114000 Exemplare, gleich 798000 Bände, die Presse verlassen. Von den Separatausgaben aus der Volksausgabe sind im Ganzen etwa 260000 Bändchen gedruckt. Dazu kommt noch die 15bändige Octavausgabe, die in 200 Auflagen verbreitet ist und mehr als 600000 Bände zählt. Im Ganzen hat die Verlagsbuchhandlung seit 1859 von allen drei Ausgaben zusammen 1700000 Bände Reuter'scher Werke ausgegeben. Hierin sind die Prachtausgaben des „Ut mine Stromtid" und der „Hanne Nüte" nicht inbegriffen. Von diesen sind noch etwa 20000 Exemplare verbreitet.

Während die Schriftsteller im Allgemeinen zufrieden sind, wenn sie von ihren Werken eine Auflage von 500 Exemplaren glücklich untergebracht haben, und bei einer etwa nothwendigen zweiten Auflage sich nicht erst auch im zweiten, sondern schon im siebenten Himmel befinden, nimmt sich der

Absatz der Scheffel'schen Werke schon anders aus. In dem „Jahrbuch des Scheffelbundes für 1897" ist zu lesen: Den größten Absatz fand der „Trompeter von Säkkingen", der 1854 herauskam, mit im Ganzen nahezu 300000 Exemplaren. Alsdann kommt „Ekkehard", der es auf mehr als 200000 Exemplare gebracht hat. An dritter Stelle ist „Gaudeamus" zu nennen, das 60 Auflagen mit 72000 Exemplaren erlebt hat. In weitem Abstande kommen dann die übrigen Werke des Dichters, „Frau Aventiure" mit 17 Auflagen und 25000 Exemplaren, die „Bergpsalmen mit 6 Auflagen und nahezu 18000 Exemplaren, „Juniperus" mit fünf Auflagen und 2000 Exemplaren. Von den „Reisebildern", die 1887 erschienen, sind die 4000 Exemplare der ersten Auflage erschöpft; die zweite ist noch im Handel, und die „Gedichte aus dem Nachlaß" sind seit 1888 in 4 Auflagen mit zusammen 4000 Exemplaren erschienen.

Robert Hamerling empfing für den „Homunculus" 10000 Mk., nach Verkauf von 20000 Exemplaren zahlt die Verlagshandlung an Hamerlings Erben für jedes ferner gedruckte Exemplar 50 Pfennig. Für die „Lehrjahre der Liebe" zahlte der Verlag 3000 Mark. Die „Atomistik des Willens", für die natürlich auf keinen bedeutenden Absatz gezählt werden kann, wurde mit 4200 Mark honorirt. Wäre Hamerling kein berühmter Dichter gewesen, so hätte er wohl Mühe gehabt, von einem Verleger so viel Honorar zu erhalten.

F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden", das bekanntlich schon eine große Anzahl Auflagen erlebt hat, erhielt für jedes abgesetzte Exemplar seines Epos 1,25 Mk., während Oskar von Redwitz für jedes Exemplar seiner „Amaranth" 1 Mk. gezahlt wurde.

Wie wenig materiellen Lohn einzelne Dichter, die doch sehr bekannt sind, erhielten, beweist u. a. das Beispiel des Grafen Schack. Die Cotta'sche Buchhandlung erklärte, die Schriften des Grafen Schack hätten trotz aller Vorzüge nur einen sehr mäßigen Absatz gefunden, weil es dem Dichter leider nicht gelungen sei, wahre Volksthümlichkeit zu erreichen. Bei manchen Werken bezahlte Graf Schack sogar die Druckkosten ganz oder theilweise und übernahm auch einen Theil der Vertriebskosten. Als er für seine Denkwürdigkeiten „Ein halbes Jahrhundert" ein Honorar von 5000 Mk. forderte, lehnte die Cotta'sche Buchhandlung diese Offerte ab und wollte das Werk nicht einmal honorarfrei übernehmen.

Wie der bekannte steirische Dichter Rosegger mit seinem früheren Verleger stand, erhellt aus einer von ihm veröffentlichten Erwiderung, in der er sagt, die Bemerkung über die Noblesse seines Verlegers sei „gegenüber den Thatsachen die blühendste Ironie". Nach einem langwierigen Proceß mit seinem Verleger in Wien ließ er seine sämmtlichen Werke in einen Leipziger Verlag übergehen.

Conrad Ferdinand Meyer hinterließ ein Vermögen, das auf nahezu zwei Millionen Franken geschätzt wurde. Er hatte dasselbe jedoch nicht

mit seiner Feder erworben, sondern war von Haus aus reich gewesen. In der Schweiz werden seine Werke übrigens wenig gelesen, weil sie zu theuer sind. Die Schweiz selbst giebt für litterarische Zwecke nichts aus.

Die Hinterbliebenen deutscher Dichter sind leider sehr oft auf Unterstützungen angewiesen. Ist folgende Mittheilung die vor einigen Jahren im „Magazin für Litteratur“ erschien, nicht charakteristisch?

„Der 33. Jahresbericht der Deutschen Schillerstiftung weist unter denen, die im verflossenen Jahre von den zur Zahlung gelangten 40200 Mk. Unterstützungen erhalten haben, die Wittwen von Karl Gutzkow, Roderich Benedix, Ludwig Anzengruber und Friedrich von Bodenstedt auf. Wenn man bedenkt, daß ein Gutzkow und Benedix die am meisten gespielten Dramatiker der letzten Jahrzehnte waren, welch eine Anzahl von Bühnenwerken allerersten Ranges uns ein Anzengruber gegeben, und daß ein Bodenstedt das erfolgreichste und am meisten aufgelegte Buch der letzten 40 Jahre, die „Lieder des Mirza Schaffy“, geschrieben hat, so wirft das ein eigenthümliches Licht auf die litterarischen Erwerbsverhältnisse im lieben deutschen Vaterlande. Wer hat die enormen Einnahmen und Tantièmen erhalten, die die Arbeiten jener Männer in all der Zeit gebracht haben müssen? Die Dichter jedenfalls nicht, deren Hinterbliebene auf die öffentliche Mildthätigkeit angewiesen sind.“

Zu dem 37. Jahresbericht der Schillerstiftung, in welchem mitgetheilt wird, daß in einem Jahre an Pensionen und Unterstützungen 40000 Mk. gezahlt wurden, heißt es u. a.:

„Schon im vorigen Jahresbericht hielten wir es für angemessen, hinsichtlich mehrfacher sich häufender unberechtigter Ansprüche an die Stiftung Warnung und Verwahrung auszusprechen, die wir in gewisser Beziehung diesmal wiederholen und erweitern möchten. Es zeigte sich eine erhebliche Zunahme von Gesuchen, namentlich von jugendlichen Anfängern, die sich irgend eine Localgeltung erstritten oder hofften, mit Hilfe der Schillerstiftung ihre Erstlingsarbeiten drucken zu lassen, ferner weibliche Collegen, die kaum mit einigen Versuchen hervorgetreten waren und für allzu niedrige Preise ihr Talent verwertheten, Dilettanten, die der Meinung waren, durch problematische Talentproben Verdienste um die Nationallitteratur erworben zu haben. — Alle hofften von der Schillerstiftung Lohn und Förderung, womöglich eine sorgenfreie Zukunft; ginge es nach ihren Vorstellungen, so würde die Nationalstiftung mit der Zeit zum Honorarergänzungsinstitut zu Gunsten der deutschen Verleger, nicht aber der litterarischen Veteranen.“

Eine Ehrung Fontanes, die ungemein sympathisch berührt, ist durch einen Gnadenact des Kaisers der Familie des todten Sängers der Mark zu Theil geworden. Wie der Cultusminister Dr. Bosse dem Vorstande des Vereins „Berliner Presse“ mittheilte, ist der Wittwe Theodor Fontanes durch kaiserliche Verfügung eine Ehrenrente von Staatswegen bewilligt worden. Diese Auszeichnung, in der neben der wohlmeinenden Fürsorge für die Wittwe auch auf's Neue die persönliche Achtung des Monarchen für den dahingeschiedenen Dichter zum Ausdruck kam, ist für die Fontane'sche Familie um so ehrender, als sie in Preußen äußerst selten zur Anwendung gelangt.'

Wie sehr der materielle Erfolg eines Schriftstellers von der „Berühmtheit“ abhängt, hat man in den letzten Jahren u. a. bei Hermann

Sudermann gesehen. „Frau Sorge“, „Geschwister“, „Der Katzensteg“ und andere Werke waren von der Kritik und einem kleinen Kreise von Litteraturfreunden wohlwollend aufgenommen worden, aber erst der Abend des 27. November 1889 brachte dem Verfasser der im Lessingtheater aufgeführten „Ehre“ die Berühmtheit. Und da fing man sogar an, Sudermanns Bücher zu kaufen, weil er der Held des Tages war und Jedermann in Bezug auf seine Werke auf dem Laufenden sein wollte. Für seine beiden Romane „Frau Sorge“ und „Der Katzensteg“ erhielt Sudermann je 3000 Mark. Nachdem er aber durch „Die Ehre“, die ihm vielleicht schon mehr als 100 000 Mk. an Tantièmen eingebracht hat, in die Reihe der erfolgreichsten deutschen Dramatiker getreten war, erhielt er auch für seine Romane hohe Honorare. So zahlte ihm, wie damals in Tageszeitungen gemeldet wurde, die Cotta'sche Verlagshandlung für den Abdruck seines Romans „Es war“ in der Zeitschrift „Die Romanwelt“ ein Honorar von 20 000 Mk. „Sodoms Ende“ wurde vom St. James-Theater in London für 500 Pfd. Sterling und „Die Ehre“ vom Dalys Theater sogar für 2000 Pfd. Sterling angekauft. Das macht 50 000 Mk. für das Uebersetzungsrecht von zwei Stücken. In der That, wer das Glück hat, berühmt zu werden, dem lächelt Fortuna mit blankem Golde!

Auch Gerhart Hauptmann hat in den letzten Jahren bedeutenden Erfolg gehabt. Vier Auflagen des „Fuhrmann Henschel“ waren zwei Tage nach Erscheinen vergriffen, weitere vier Auflagen waren durch Vorausbestellungen nahezu ausverkauft. „Die versunkene Glocke“ ist in der 44. Auflage erschienen, „Die Weber“ in der 22. Auflage, „Einsame Menschen“ in der 10. Auflage, „Hannele“ in der 8. Auflage. Von fast allen anderen Werken des Dichters sind Neuauflagen in Vorbereitung.

Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß die meisten modernen realistischen Roman-Schriftsteller unserer Tage bis jetzt in Deutschland nur wenig Anklang beim Bücher kaufenden Publicum fanden. Die bedeutendsten Vertreter jener Richtung haben das oft genug bekannt, so daß es hier nicht weiter bewiesen zu werden braucht. In dem gegen Conrad Alberti, Hermann Conradi und Wilhelm Walloth angestrengten Proceß, der 1890 großes Aufsehen erregte, erklärte der Verleger Wilhelm Friedrich in Leipzig, er habe mit den beschlagnahmten Werken ein schlechtes Geschäft gemacht*). Bisher haben sich die Verhältnisse nicht verändert, und es ist wohl auch kaum zu erwarten, daß das deutsche Publicum, welches ja zum Theil die Werke der ausländischen Realisten gierig verschlingt, den deutschen Schriftstellern, die einer freien Richtung huldigen, dieselbe Beachtung schenken

*) Interessante Aufklärungen über die diesbezüglichen Verhältnisse findet man in „Der Realismus vor Gericht.“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Es ist übrigens bezeichnend, daß Conrad Alberti, der mit so großen litterarischen Plänen begann, schließlich Reporter des „Berliner Localanzeiger“ wurde, was sich jedenfalls besser rentirt. Auch Bleibtreu ist dem Realismus untreu geworden.

wird. Am einträglichsten sind in Deutschland die Romane der illustrirten Familienblätter. Die „Gartenlaube“ z. B. zahlt für Romane 3—15000 Mk.

Es giebt manche Schriftsteller, die lieber hungern und sich mühsam durchs Leben schlagen, als daß sie ihre Ueberzeugung verkauften und dem Geschmack der großen Menge huldigten. Möge das deutsche Volk auch die Thätigkeit dieser Männer achten und schätzen lernen und auch den Helden der Feder, die sich nicht der sclavischen Mode fügen, einen Lohn für ihre Mühen sichern. Wie sagt doch Freiligrath:

Jedem Ehre, jedem Preis,
Ehre jeder Hand voll Schwielen,
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!

Ehre jeder heißen Stirn
Hinter'm Pfluge, doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen.

Aus der Jugend Napoleons I.

Von

Gustav Krakauer.

— Breslau. —

Die Jugendgeschichte des gewaltigen Emporkömmlings, der vor einem Jahrhundert die Entscheidung über die Geschicke der Welt an sich riß, war lange Zeit in jenes Halbdunkel gehüllt, das die Dinge mehr ahnen und vermuthen, als scharf erkennen läßt. Die Wissenschaft sah sich, da ihr ein unzuverlässiges oder sehr lückenhaftes Material vorlag, auf ein unsicheres Tasten und Tappen angewiesen, bis vor einigen Jahren das Werk von Masson und Biagi „Napoléon inconnu" wenigstens über einen bedeutsamen Abschnitt seines Werdegangs völlige Klarheit schuf. Es enthält nämlich die Papiere des Lieutenants Bonaparte aus den Jahren 1786—1793, eine reiche Fülle von Auszügen, Aufsätzen, Briefen, von allerlei Aufzeichnungen, die ein neues Licht auf die Entwickelung seines Geistes und Charakters werfen. Diese Sammlung von Schriftstücken hatte seltsame Schicksale. Entweder Napoleon selbst oder seine Mutter Lätitia vertraute sie dem Cardinal Fesch an. Aus dem Nachlaß des Kirchenfürsten nahm sie im Jahre 1839 dessen Generalvicar Lyonnet an sich und verkaufte sie an den Generalinspector der französischen Bibliotheken, den berüchtigten Bücherdieb Libri, der damit ein glänzendes Geschäft machte. Er veröffentlichte im Jahre 1842 einige Bruchstücke aus diesen Aufzeichnungen und lockte dadurch einen reichen Sammler an, den Grafen Ashburnham, von dem er für den Schatz, den er für 8000 Francs erstanden hatte, 200000 Francs erhielt. Vier Jahrzehnte blieben nun diese Handschriften in einer Privatbibliothek der geschichtlichen Forschung entrückt. Inzwischen starb aber der Graf Ashburnham, und dessen Sohn beschloß im Jahre 1883 die vom Vater zusammengebrachte Sammlung zu

veräußern. Jetzt war also Frankreich die Gelegenheit geboten, die Jugendpapiere Napoleons wieder zu erwerben. Aber die Schritte, die Masson, von dem Prinzen J. Napoleon unterstützt, in dieser Richtung unternahm, hatten keinen Erfolg. Die Pariser Nationalbibliothek zog es vor, die mittelalterlichen Handschriften zurückzukaufen, die ihr Libri entwendet und an den Grafen Ashburnham losgeschlagen hatte. Die Papiere, die Frankreich verschmähte, erwarb Italien, und nun befinden sie sich in der Laurentina zu Florenz. Als der Leiter dieser Bibliothek, Guido Biagi, den Plan faßte, sie zu veröffentlichen, bewog ihn der Prinz J. Napoleon, als Mitarbeiter P. Masson anzunehmen, der für diese Aufgabe wohl vorbereitet war. Denn er hatte sich mit jenen Schriftstücken schon vorher, als sie zum Verkauf angeboten waren, eingehend befaßt. Die beiden Gelehrten begnügten sich aber nicht damit, nur die Sammlung der Laurentina herauszugeben, sondern es gelang ihnen noch, einige bisher unbekannte Papiere der Familie Bonaparte aus corsischem Privatbesitz hinzuzufügen. Masson hat auch die Jugendpapiere Napoleons mit einer erläuternden Darstellung versehen, die, obwohl das Ergebniß tief eindringender Forschung und sorgsam abwägender Kritik, die Befangenheit des eifrigen Bonapartisten nicht ganz verleugnet. Auch hat seine Neigung zur Phrase manche Uebertreibung und Zuspitzung verschuldet, die vor einer kühlen Nachprüfung nicht bestehen kann. Die rechte Verwerthung haben die Papiere des Lieutenants Bonaparte erst in dem Werke von Arthur Chuquet über die Jugend Napoleons gefunden. Allerdings hat der Verfasser in seinem Streben nach lückenloser Vollständigkeit seine Darstellung mit einer Unmasse nebensächlicher Einzelheiten belastet, die nicht selten den Zusammenhang der Erzählung zerreißen, aber dieser Mangel tritt zurück hinter den großen Vorzügen des Buches, der unbedingten Zuverlässigkeit, dem maßvollen Urtheil, der durchsichtigen Klarheit des Ausdrucks. Es ist ein in seiner Art mustergiltiges, grundlegendes Werk. So bildet es denn auch mit der Veröffentlichung Massons die Hauptquelle der vorliegenden Skizze über den jungen Napoleon.

Napoleon Bonaparte ist ein echter Sohn seines Volkes, die vollendete Verkörperung corsischer Art. Die Züge, die auf die Vendetta, die ureigenste Sitte seiner Heimat, hinweisen, sind am schärfsten in ihm ausgeprägt: der lebendige Familiensinn, in dem sie wurzelt, die unversöhnliche Rachsucht und die lauernde Tücke, die in ihrem Gefolge erscheinen. Er zeigt auch die Eigenschaften seines Stammes, die mit dessen Todfeindschaft gegen Genua zusammenhängen. Durch den beständigen Freiheitskampf erstarkte der kriegerische Geist, der durch ihn eine Geißel des Erdtheils wurde, das vergebliche Ringen um die heiligsten Güter erzeugte die tiefe Verbitterung, die sich in ihm zur Menschenverachtung steigerte. Zwar verlieh die Natur dem unterjochten Volke eine glühende Phantasie, die es über das Elend seines Daseins emporhob, aber zugleich einen kalten Verstand,

der ihre Truggebilde zerstörte. Dieser seltsame Gegensatz beherrscht auch die Denkweise Napoleons. Wie gern berauscht er sich an seinen abenteuerlichen Hirngespinnsten, täuscht er sich über unüberwindliche Schwierigkeiten hinweg! Aber kaum hat er sich seinen verwegenen Träumen hingegeben, als er ihnen schon die nackte Wirklichkeit gegenüberstellt und den schönen Schein in sein Nichts auflöst. Erst auf dem Gipfel seines Glückes schwindet seine Fähigkeit, seine feurige Einbildungskraft zu zügeln, verliert er den klaren Blick für das Mögliche. So beweist Napoleon durch das Gepräge seines eigenen Geistes die Macht nationalen Wesens, für das er als Weltherrscher jedes Verständniß verliert. Ebenso wenig verleugnet sein Charakter den Einfluß der Familie. Die hervorstechendsten Züge des Vaters, das ruhelose und aufdringliche Streberthum, die starke Hinneigung zur politischen Mache und zur prahlerischen Phrase, wiederholen sich in dem jungen Napoleon, der sich noch auf dem Wege zur Macht befindet. Doch in ihrem Kern geht seine Persönlichkeit auf die männliche Seele der Mutter zurück. Von ihr hat er den eisernen Willen, den unermüdlichen Thätigkeitstrieb, den unerschütterlichen Gleichmuth empfangen, die Eigenschaften, die die Grundlage seines Emporkommens bilden.

Auch ist seine Erziehung vor Allem ihr Werk. Während der lässige und gutmüthige Vater seinen Liebling verwöhnt, vermag sie es allein, den wilden Knaben zu bändigen. Den größten Teufel unter ihren Kindern nennt sie ihn, weil sich schon damals sein herrischer Sinn, wenn er auf Widerstand stieß, unter wilden Ausbrüchen seines Jähzorns Luft machte. Mit derselben Entschiedenheit soll sich in diesem zarten Alter, als er noch im elterlichen Hause weilte, seine militärische und mathematische Begabung angekündigt haben, aber die Mittheilungen, die es bezeugen, erscheinen theils als plumpe Erfindungen, theils als arge Uebertreibungen. Glaubwürdigere Nachrichten über diese frühreife Befähigung Napoleons liegen erst aus der Zeit vor, in der er die Kriegsschule zu Brienne besuchte. (14. oder 15. Mai 1779—30. October 1784.)

Die Kriegsschulen des alten Frankreich entsprachen nur wenig der Vorstellung, die ihr Name erweckt. Sie waren wohl für künftige Offiziere bestimmt, aber im Wesentlichen humanistische Unterrichtsanstalten, deren Lehrer dem geistlichen Stande angehörten. Schon das Alter der Zöglinge — es waren meist Knaben vom neunten bis zum fünfzehnten Lebensjahre — schloß eine rein fachliche Bildung aus. Es überwog also der sprachlich-grammatische Unterricht, dessen Grundlage das Lateinische bildete. Diese Seite des Lehrgangs bereitet aber Napoleon wenig Freude. Es fehlt ihm jedes Verständniß für die mannigfachen Abwandlungen der Formenlehre und für die feinen Unterscheidungen der Satzlehre. Besonders am Lateinischen, dessen Kenntniß ihm für einen Offizier überflüssig erscheint, kann er kein Gefallen finden. Das Französische dagegen lernt er mit erstaunlicher Schnelligkeit, jedoch mehr durch den Umgang und durch eifrige Lectüre als durch den schulmäßigen Betrieb. Damit

mag es zusammenhängen, daß er in die Geheimnisse der französischen Rechtschreibung nie völlig eingedrungen ist. Die Lernbegierde des Knaben findet nur in den realistischen Fächern ihre volle Befriedigung. Mächtig fühlt er sich zur Geschichte hingezogen, die dereinst für ihn eine Schule der Politik werden soll. Voll Begeisterung liest er die Lebensbeschreibungen großer Männer; die Werke Plutarchs verschlingt er und macht sie sich dauernd zu eigen. Vor Allem zeichnet er sich in der Mathematik und in der Erdkunde aus: diese beschäftigt trotz ihrer trockenen Behandlung seine Einbildungskraft, die gern in die Ferne schweift, jene fesselt seinen scharfen Verstand durch den straffen Aufbau und das eherne Gefüge ihrer Sätze. In seiner Vorliebe für diese Wissenschaften bestärkt ihn noch ihre hohe Bedeutung für seinen künftigen Beruf. Unverkennbar treten jetzt seine soldatische Neigung und Begabung hervor. In den Kriegsspielen, mit denen sich die Zöglinge in den Freistunden unterhalten, legt er ein solches Geschick an den Tag, daß sich seine Genossen gern seiner Führung anvertrauen, obwohl er sie sonst durch die Seltsamkeit seines Wesens abstößt. Mürrisch, finster, unnahbar steht er ihnen gegenüber, stets ist er gewappnet, zum Angriff und zur Abwehr bereit; keine Unbill, die ihm widerfährt, läßt er ungestraft. So lebt er mit seiner Umgebung auf beständigem Kriegsfuß. Er fühlt sich nur als Corse und haßt die Franzosen sammt und sonders als Bedränger seines Vaterlandes. All sein Sehnen ist auf die Befreiung der Heimat gerichtet. Mit seinem Abgott Paoli, dem besten Manne seines Volks, gedenkt er dereinst das heilige Werk zu vollbringen. Denn schon regt sich mit seiner Vaterlandsliebe seine Ruhmbegierde, durch Plutarchs Lebensbeschreibungen genährt. Die großen Namen des Alterthums, denen er nacheifert, führt er stets im Munde. Den kühnen Träumen seines Ehrgeizes nachzuhängen, das ist für ihn der höchste Reiz der Einsamkeit, in die er so gern flüchtet. Der ernste und verschlossene Knabe, der alle kindlichen Züge abgestreift hat, erscheint schon wie eine vollendete Persönlichkeit. Die ganze Frühreife des Kriegsschülers von Brienne tritt in einem Briefe des kaum Fünfzehnjährigen an seinen Onkel Fesch hervor. Mit schneidender Schärfe verurtheilt er den Entschluß seines älteren Bruders, anstatt der geistlichen die militärische Laufbahn einzuschlagen. Joseph darf nicht Offizier werden, weil ihm alle kriegerischen Eigenschaften fehlen; er soll dem Berufe folgen, für den er bestimmt ist, dann kann er dank der mächtigen Fürsprache, deren er sich erfreut, Bischof werden und seine zahlreichen Geschwister versorgen. Klingt diese Sprache nicht, als ob Napoleon schon das Familienhaupt der Bonaparte wäre, die nach seiner Pfeife tanzen müssen? Und weisen der gebieterische Ton, die unfehlbare Bestimmtheit, die unerbittliche Folgerichtigkeit dieser Zeilen nicht schon auf den wuchtigen Stil des Herrschers hin?

Mit selbstherrlicher Geringschätzung spricht er in diesem Schreiben über die windigen Infanterielieutenants, die nur im Pflastertreten, in

nichtsnutzigen geselligen Künsten, im Drechseln süßlicher Artigkeiten ihren Lebensberuf sehen. Denn er ist stolz darauf, daß er einer Truppengattung angehören soll, in der nur die Tüchtigkeit Aussicht auf Beförderung gewährt; hat er sich ja für die Artillerie entschieden, für die ihn seine mathematische Begabung trefflich befähigt. Ihr verdankt er es auch, daß er in die Auslese kriegerischer Jugend aufgenommen wird, die ihre Ausbildung auf der Pariser Kriegsschule empfängt. Auch diese Anstalt ist keine bloße Fachschule, selbst in dem gesonderten Lehrgang, der für die Artillerie vorbereitet, ist sprachlicher und geschichtlicher Unterricht vorgeschrieben; doch tritt er gar sehr hinter den mathematischen zurück, dem allein die Hälfte der Lehrstunden zugewiesen ist. Dazu gesellt sich schon die theoretische und praktische Unterweisung über rein militärische Dinge. Auch leiten Offiziere die Verwaltung der Schule, und die Zöglinge bilden eine wohlgegliederte Soldatenschaar. Wie wenig stimmt aber zu diesem militärischen Zuschnitt der Anstalt der Luxus, von dem die Schüler umgeben sind! Sie hausen in einem stattlichen Palast, empfangen eine ausgesuchte und mannigfaltige Kost, haben eine zahlreiche Dienerschaft zu ihrer Verfügung. Die Schuld an dieser sinnlosen Vergeudung trägt nicht zum mindesten die zarte Rücksicht auf die Zahlschüler von hohem Adel. Obwohl sie gegenüber den Freischülern nur eine verschwindende Minderheit bilden, wird doch die Einrichtung der Anstalt nach ihren anspruchsvollen Lebensgewohnheiten gestaltet. Napoleon hat später über den üppigen Haushalt der Pariser Kriegsschule den Stab gebrochen, indem er mit Recht auf die bescheidenen Verhältnisse hinweist, aus denen der größte Theil der Schüler stammte und mit denen er sich dereinst begnügen sollte. Als Zögling aber läßt er sich die reiche Lebenshaltung gern gefallen. Vor Allem aber behagen ihm die militärische Organisation der Anstalt und ihr durchaus weltlicher Charakter. Er erscheint jetzt glücklicher und zufriedener, gegen seine Kameraden ist er zugänglicher und schließt mit einigen eine innige Freundschaft. Stand er in Brienne der Gesammtheit seiner Genossen nur als Corse, nur als Feind gegenüber, so milderte sich in Paris die Schärfe dieses Gegensatzes. Mit der Mehrheit der Zöglinge hat er nun einen gemeinsamen Gegner, nämlich die übermüthigen Herrchen von hohem und höchstem Adel. Sie reiben sich gerne an den Söhnen der „Junker" im Vertrauen auf die Unverletzlichkeit, die ihnen ihre Geburt verleiht. Aber die Angegriffenen setzen sich zur Wehr, und als einer der Schlagfertigsten erweist sich in Wort und That Napoleon. Wie wenig bedeutet ihm aber die Zusammengehörigkeit des Standes, wenn sein reizbares Nationalgefühl verletzt wird! Er rast, sprudelt heftige Worte heraus und greift zu seinem Stoßdegen. Auch in Paris beschäftigt er sich wachend und träumend mit der Befreiung der Heimat. Er möchte seine hohe Aufgabe gern durch ein Gedicht verherrlichen, aber über den Anfang des Werks, eine abgedroschene poetische Einkleidung, kommt er nicht hinaus; es erscheint ihm im Traume, wie er erzählt, das Vaterland und überreicht ihm den

Dolch mit den Worten: „Du sollst mich rächen!“ Wie könnte er diese Mahnung besser erfüllen, als durch die willige Unterordnung unter den edlen Paoli! Ihren vereinten Kräften muß es gelingen, das französische Joch zu brechen; das ist noch jetzt seine zuversichtliche Hoffnung. Der schwärmerische Freiheitskämpe, der sich schon auf der Schulbank als der Verbündete des corsischen Nationalhelden gebärdet, wird für die Kameraden eine willkommene Zielscheibe ihres Witzes. Einer unter ihnen geißelt den Lieblingsplan Napoleons in einer treffenden Caricatur, die uns noch erhalten ist. Sie stellt ihn dar, wie er voll finsterer Entschlossenheit mit mächtigen Schritten hinwegstürmt, obwohl ihn eine kleine Gestalt, die sich auf seine Hüfte stemmt — vielleicht ein Professorlein — an seiner Perücke zurückzuhalten sucht. Unter der Zeichnung stehen die Worte: „Buonaparte, eile, fliege Paoli zu Hilfe, um ihn den Händen seiner Feinde zu entreißen.“ Die leidenschaftliche Entschiedenheit seines Nationalgefühls erregt nicht allein den Spott seiner Mitschüler, sondern zieht ihm auch einen Verweis seiner Vorgesetzten zu; sie stellen ihm vor, daß er sich schon aus Dankbarkeit gegen den König, der ihn auf der Schule erhalte, in seinen patriotischen Kundgebungen mäßigen müsse.

Wenn Napoleon trotz seiner herausfordernden Aeußerungen über die neuen Herren von Corsica eine so milde Rüge erhält, so verdankt er es der Rücksicht auf sein eifriges Streben und tüchtiges Können. Schon entwickelt er jenen rastlosen, unermüdlichen Fleiß, von dem er nie mehr lassen sollte. Jeder Vorwand ist ihm recht, sich stundenlang in die Einsamkeit zurückzuziehen, um sich seinen Studien zu widmen. Zugleich nimmt er an dem Lehrgang, dem er angehört, den regsten Antheil. Nur einem Unterrichtsgegenstande, der deutschen Sprache, bringt er ein so geringes Interesse entgegen, daß sich der Lehrer, ein Elsässer, sehr wegwerfend über seine Fähigkeit ausspricht. Im Französischen dagegen versucht er sich schon als Verse- und Reimschmied, allerdings mit mäßigem Erfolge. Seine Prosa aber zeigt schon jenen entschiedenen und feurigen Zug, es ist der Stil, den sein Professor „als Granit, an einem Vulkan erhitzt,“ bezeichnet. In der Geschichte, für die er nach wie vor eine große Vorliebe hegt, überrascht er seinen Lehrer durch seine scharfe Auffassung, durch sein tief eindringendes Verständniß. Dieser Herr will sogar die Laufbahn seines Zöglings mit den Worten vorhergesagt haben: „Bonaparte ist Corse von Charakter wie von Nation, und er wird es weit bringen, wenn ihn die Umstände begünstigen.“ Aber solche Urtheile sind mit starkem Mißtrauen aufzunehmen, denn sie werden oft erst nachträglich, nicht über den Werdenden, sondern über den Gewordenen gefällt und dann unbedenklich in eine frühere Zeit zurückverlegt. Ein zuverlässigeres Zeugniß liegt für seine Leistungen in der Mathematik vor: er bewältigt den Lehrstoff, den sich die Mehrheit der Schüler erst in drei bis vier Jahren aneignet, in zehn Monaten. Nach dieser kurzen Vorbereitungszeit legt er vor einem ge-

strengen Examinator, dem Verfasser der Mechanik des Himmels, eine so glänzende Prüfung ab, daß er nicht erst wie viele seiner Kameraden auf eine Artillerieschule geschickt, sondern sofort zum Lieutenant befördert wird. (September 1785.)

Der junge Offizier soll, als er die Kriegsschule verließ, jenes Zeugniß erhalten haben, das einige Grundzüge seines Wesens, seinen Eigensinn, Hochmuth, Egoismus, so treffend kennzeichnet und ihn der Gunst seiner Vorgesetzten empfiehlt. Obwohl es in einem sehr verdächtigen Quellenwerke veröffentlicht wurde, ging es dennoch fast in alle Lebensbeschreibungen Napoleons über; der Scharfblick, der den springenden Punkt im Charakter des Corsen erkannte, schien für die Echtheit der Urkunde zu sprechen. Aber die Verwaltung der Kriegsschule stellte nicht solche Zeugnisse aus, sie ertheilte den Zöglingen, die die Prüfung bestanden hatten, nur die kurze Bescheinigung, daß sie zur Aufnahme in ein Regiment befähigt wären.

Napoleon tritt in das Regiment La Fère zu Valence ein. Er hat allen Grund, mit seiner Garnison und seinem Truppentheil zufrieden zu sein. Valence liegt in einer schönen Landschaft, in die er als eifriger Fußgänger gern hinauswandert, und erfreut sich zu jener Zeit manches geselligen Kreises, in dem er sich trotz seines scheuen, verschlossenen Wesens wohl fühlt. In seinem Regiment findet er liebenswürdige Vorgesetzte, die sich des jungen Lieutenants wacker annehmen, und entgegenkommende Kameraden, zwischen denen ein herzliches Einvernehmen und ein gemüthlicher, bisweilen ausgelassener Ton herrscht. Vor Allem erhält er bei diesem Regiment eine treffliche Ausbildung in seiner Waffe. Die artilleristische Belehrung baut sich aber auf einer breiten wissenschaftlichen Grundlage auf; er wird auch in die höhere Mathematik, in die Grundzüge der Physik und Chemie eingeführt.

Ein wie eifriger Jünger der Kriegswissenschaft, ein wie pflichteifriger Offizier Napoleon auch ist, die soldatische Beschäftigung füllt nicht seinen reichen Geist aus. Erst, wenn er nach gethanem Dienst in die Einsamkeit seines Zimmers zurückkehrt, beginnt sein liebstes Tagewerk. Da erwartet ihn seine kleine Büchersammlung, in der Uebersetzungen aus der antiken Litteratur mit französischen Meisterwerken vereinigt sind, und wie dürftig auch sein Einkommen ist, zur Mehrung dieses Schatzes muß es immer hinreichen. Das ist die Welt, in der er seine reinsten Freuden findet. Schon bewährt er sich als Meister in der „Kunst des Lesens“. Mit scharfem Blick erfaßt er den innersten Kern einer Darstellung; er sondert das Wichtige aus, entdeckt die Sprünge und Widersprüche des Gedankengangs, und was er mit offenen Sinnen aufgenommen, das bleibt ihm ein Besitzthum für immer. Durch Auszüge und Ausarbeitungen ringt er sich zur völligen Klarheit durch oder unterstützt er sein Gedächtniß, das trotz seiner Zuverlässigkeit ein so bewährtes Hilfsmittel nicht verschmäht.

Auf diesem Wege dringt er zu Valence in die Werke Rousseaus ein, versenkt er sich ganz und gar in dessen Gedankenwelt. Der edle Schwärmer fesselt ihn nicht allein durch seine feurige Beredsamkeit und seine blendende Beweisführung, durch seine glühende Begeisterung für Freiheit und Unabhängigkeit, sondern auch durch jene weltschmerzliche Stimmung, der die corsische Schwermuth so gern entgegenkommt. Wenn Napoleon in die Klage ausbricht, daß er unter den Menschen immer allein sei, wenn er sie „gemein, feig, kriechend, so entfernt von der Natur“ nennt, so klingt in diesen Worten die Sprache Rousseaus wieder. Der junge Corse verehrt aber in dem Genfer Weisen vor Allem den Bewunderer seines Volkes. Mit welchem Entzücken liest er jene Stelle im „Gesellschaftsvertrag“, in der Rousseau „die Kraft und die Ausdauer“ rühmt, „mit der dieses tapfere Volk seine Freiheit zu erlangen und zu vertheidigen gewußt hat,“ und in der er seine Ahnung ausspricht, „daß diese kleine Insel eines Tages Europa in Erstaunen setzen wird“!

Die Liebe zur Heimat ist nun einmal die mächtigste Triebfeder seines Wesens, die unumschränkte Gebieterin seiner Neigungen und Beschäftigungen. Er vertieft sich zu Valence in die Vergangenheit seines Vaterlandes; denn er will der Geschichtschreiber Corsicas werden, schon beginnt er die Vorstudien für sein Werk. Während dieser Arbeit ergreift ihn die Verzweiflung über die Knechtschaft seines Volkes so mächtig, daß er sich zeitweise mit Selbstmordgedanken trägt, daß er die Worte niederschreibt: „Der gute Patriot muß sterben, wenn er kein Vaterland hat.“ Und zugleich regt sich immer stürmischer seine Sehnsucht nach der schönen Insel, die er schon über sieben Jahre nicht gesehen. Aber erst am Ende des ersten Dienstjahres darf er Urlaub erhalten. Wie freut er sich daher, daß er in einem Flecken bei Valence einen Landsmann trifft, der nicht müde wird, mit ihm von der süßen Heimat zu schwärmen! Ein Künstler ist es, der ihn ganz in sein Herz schließt und mit seinem Zeichenstift die Züge des „lieben Freundes“ festhält. So entsteht ein Bildniß von ganz eigenartigem Reiz: schlichtes Haar senkt sich über den Nacken hinab und beschattet tief die vorgewölbte Stirn, zu dem durchdringenden Adlerauge und der edel geschwungenen Nase gesellen sich ein trotziger Mund und ein kräftiges Kinn, das Ganze der Ausdruck zugleich zielbewußter Entschiedenheit und sinnenden Ernstes. Nicht allein das trauliche Gespräch mit dem Landsmann, sondern auch der lebhafte Briefwechsel mit seinem älteren Bruder lenkt Napoleons Gedanken immer wieder nach Corsica. Mit welcher Wärme schildert ihm Joseph die malerische Lage der Vaterstadt an dem reizenden Golf, die üppige Vegetation der Insel und den berauschenden Duft der Myrten- und Orangenbäume! Wenn Napoleon sich vergegenwärtigt, daß er in wenigen Monaten diese prangende Stätte seiner Kindheit wiedersehen soll, dann erfüllt ihn, wie er gesteht, die frohe Ahnung eines ungetrübten Glücks. Und in der That beginnt für ihn, sowie er das corsische Gestade

betritt, eine selige Zeit. Im Kreise der Seinen findet er die innige Liebe wieder, die er so lange schmerzlich entbehrt hat. Als Schüler Rousseaus versenkt er sich mit zarter Empfindsamkeit in die lieblichen und in die düsteren Reize der heimischen Landschaft und belauscht ihre Geheimnisse am liebsten in völliger Einsamkeit, oder er erfreut sich auf seinen Wanderungen durch Berg und Thal an den einfachen Sitten der Bauern und Hirten, die noch an den Naturzustand gemahnten.

Aber der Neigung Napoleons zum Schwärmen und Träumen steht sein reger Schaffenstrieb gegenüber. Eine stattliche Reihe von Büchern hat er nach Corsica hinübergebracht, um während seines Urlaubs fleißig zu arbeiten. Auch geht er seiner Mutter in der Leitung des Hauses mit praktischem Sinne zur Hand. Sein Vater, im blühenden Mannesalter durch ein tückisches Leiden dahingerafft, hat die Seinigen in schlimmer Lage zurückgelassen. Denn er war einer jener Phantasten, die allerlei Unternehmungen wagen, obwohl sie nicht zu rechnen verstehen; auch gab der gastfreundliche Mann mit den Neigungen eines großen Herrn stets mehr aus, als er einnahm. Nur der weitgehendsten Sparsamkeit seiner Wittwe und ihres Berathers, des greisen Großoheims Lucian, gelingt es, die große Familie über Bord zu halten und die zerrütteten Vermögensverhältnisse der Bonaparte allmählich zu ordnen. Der alte Herr wird aber durch die Gicht völlig gelähmt, sein Neffe Joseph, der ihm zur Seite steht, geht nach Pisa, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Da tritt Napoleon an die Stelle des Bruders und arbeitet sich schnell in eine Beschäftigung ein, die ihm ganz fern liegt. Er befaßt sich besonders mit der Bewirthschaftung der Maulbeerpflanzung, die sein Vater im Auftrage des Staates angelegt hat. Die französische Regierung gedachte nämlich, die Corsen für die Cultur dieses Baumes zu gewinnen, fand aber für ihre wohlwollende Absicht bei der Bevölkerung kein Verständniß. Infolgedessen stellt sie die Zahlungen ein, zu denen sie sich Carl Bonaparte gegenüber verpflichtet hat. Aber Napoleon setzt alle Hebel in Bewegung, um die noch rückständige Summe zu erlangen. Zuerst bestürmt er den Intendanten der Insel mit seinen Eingaben, ohne Erfolg. Deshalb reist er nach Paris, belagert die Minister und die Bureaux, spart nicht die großen Worte und bewährt in der Rolle des Bittstellers dieselbe Unverfrorenheit und Zähigkeit wie einst sein Vater; er wird jedoch mit leeren Versprechungen abgespeist. Napoleon benutzt aber auch seinen Aufenthalt in Paris, um die Vergnügungen des Seinebabels kennen zu lernen. Er besucht nicht allein die Theater, sondern er mustert auch die Schönen des Palais royal. Aber er betreibt, wie eine gar seltsame Aufzeichnung in seinen Papieren zeigt, seine Studien in dem modernen Paphos mit einem so pedantischen Ernst, als ob er nur eine Abart seiner Wißbegierde befriedigen wollte. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in Paris sucht er wieder seine Heimat auf und bleibt in Ajaccio bis zur Rückkehr seines Bruders. Beinahe zwei Jahre (vom 1. September 1786

bis zum 1. Juni 1788) kann er sich infolge der wiederholten Verlängerung seines Urlaubs dem Dienste entziehen. Das war etwa damals im französischen Heere kein alleinstehender Fall; manche Offiziere verstanden es, diese Vergünstigung so oft zu erlangen, daß die Abwesenheit von der Garnison für sie zur Regel, die Anwesenheit zur Ausnahme wurde. Und es erfolgten so zahlreiche Beurlaubungen, daß beim Regiment La Fère im April 1789 von 20 Lieutenants zwölf, von 18 Hauptleuten 8 fehlten.

Als Napoleon endlich wieder in den Dienst eintritt, trifft er seinen Heerestheil in einer anderen Garnison, zu Auxonne an der Saône. Hier erkrankt er, da sich in der Umgebung weite Sümpfe ausbreiten, an einem heftigen Fieber, das ihn während des ganzen regenreichen Herbstes plagt. Und als er beim Beginn der trockenen Jahreszeit gesundet, hat er noch lange unter einer starken Reizbarkeit zu leiden. Trotzdem stürzt er sich mit einem wahren Heißhunger in die Arbeit. Doch führt er nicht jenes Einsiedlerleben, das ihm die Ueberlieferung zuschreibt. Der kleine Lieutenant, der „die göttliche Freundschaft" so begeistert preist, nimmt an den Zusammenkünften der Kameraden gern und nicht selten mit überschäumender Jugendlust Theil. Wie hätten ihm auch sonst seine Gefährten eine besonders für ihren geselligen Verkehr bedeutsame Aufgabe übertragen! Er sollte eine neue Verfassung für die „Calotte" ausarbeiten. Das war ein Sittengericht, das die Lieutenants unter sich bildeten; es rügte jedes Vergehen der Kameraden gegen den guten Ton, schützte sie aber zugleich gegen die Ausschreitungen der Vorgesetzten. Die Calotte bedurfte aber einer gründlichen Erneuerung, die ihre Auswüchse beseitigte. Napoleon löst diese Aufgabe, die er als eine „ehrenvolle und mühselige" bezeichnet, mit einem heiligen Ernst. Dabei verfällt er in jenen feierlichen Ton der Darstellung, der wie auf Stelzen einherschreitet. Er vergreift sich auch vollständig in der Form seiner Arbeit; anstatt einer knappen, scharfen, übersichtlichen Zusammenfassung seiner Gedanken liefert er eine umständliche Abhandlung. Völlig unangebracht erscheinen sowohl die logischen Herleitungen nach der Art Rousseaus als auch das prahlerische Aufgebot seiner jungen Gelehrsamkeit. Auch im Ausdruck weiß er nicht das rechte Maß zu halten. Er schrickt nicht vor den kühnsten Bildern, den seltsamsten Vergleichen zurück. Die üppigen Blüthen seines Stils häuft er besonders an der Stelle, wo er von der Wachsamkeit des Vorsitzenden der Calotte spricht. „Die Nacht," ruft er aus, „hat keine Finsterniß für ihn. Die durchbohrenden Augen des Adlers, die hundert Köpfe des Argos würden ihm kaum genügen, um alle seine Pflichten zu erfüllen." Und nun verleitet ihn die Erinnerung an das Schicksal jener mythologischen Gestalt zu einer wahrhaft ungeheuerlichen Forderung. „Wenn der Vorsitzende," so fährt er fort, „jemals wie dieser einschliefe, so müßte man ihm dasselbe Geschick bereiten und sich mit dem Schwerte des Gesetzes bewaffnen." Ueberall tritt die jugendliche Uebertreibung hervor, sowohl in den hochgespannten Ansprüchen, die er an den

Vorsitzenden stellt, als auch in den durchgreifenden Sicherheitsmaßregeln, die er gegen dessen Pflichtverletzungen und Uebergriffe vorschlägt. Daher erregt die Denkschrift Napoleons unter den spottlustigen Kameraden ein unbändiges Gelächter. Der Ausschuß aber, der die Arbeit zu prüfen hat, verwirft sie nicht in Bausch und Bogen, er sondert den Weizen von der Spreu. Und in der That enthält die Denkschrift manche treffliche Ansicht, die sich für die Verbesserung der Calotte wohl verwenden ließ. So zeigt Napoleon, wenn er das Duell als lächerlich und barbarisch bezeichnet und den Vorsitzenden auffordert, der Rauflust der Kameraden entgegenzutreten, einen freieren Blick als die „leitenden" Kreise der Gegenwart.

Napoleon vollendet unter den mannigfaltigen Arbeiten und Interessen, die ihn in Auxonne fesseln, seine artilleristische Ausbildung. Er nimmt an den praktischen Uebungen und an den theoretischen Unterweisungen den eifrigsten Antheil und ergänzt seine Kenntnisse durch ein eindringliches Selbststudium. Kaum hat er die Dinge erfaßt, so beherrscht er sie schon mit der Sicherheit und Gewandtheit langjähriger Erfahrung und strebt über die alten Geleise hinaus. So lenkt er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich und wird als einziger Offizier seines Grades in eine Commission zur Prüfung einer artilleristischen Frage aufgenommen. Auf diese Auszeichnung ist er, wie ein etwas ruhmrediger Brief an seinen Oheim Fesch zeigt, nicht wenig stolz; die Eifersucht der Kameraden ficht ihn nicht an, denn „dergleichen giebt sich mit der Zeit".

Während sich Napoleon in seiner stillen Garnison ganz in seine Arbeiten vergräbt, wächst draußen die Aufregung von Tag zu Tag. Auch die Harmlosesten müssen erkennen, daß sich Frankreich inmitten einer gefährlichen Revolution befindet. Selbst in dem abgelegenen Auxonne erhebt sich das Volk. Flußschiffer und Lastträger schaaren sich zusammen, läuten die Sturmglocke, erhalten Zuzug vom flachen Lande. Die Menge stürzt sich auf die Steuerämter, zerreißt die Steuerlisten, brandschatzt einzelne reiche Bürger. Das Regiment La Fère wird gegen die Empörer aufgeboten, sieht aber unthätig den Ausschreitungen zu; nur der entschlossenen Haltung der Bürger gelingt es, die Ruhe wieder herzustellen. Einige Wochen darauf gehen die Soldaten zu einer offenen Meuterei über; sie ertrotzen die Auslieferung der Strafkasse und feiern ihren Sieg mit einem großen Gelage. Als Offizier verurtheilt Napoleon diese Zuchtlosigkeit auf's Schärfste und theilt den tiefen Haß seines Standes gegen die Canaille, aber als Corse erhofft er von der Bewegung, die Frankreich in seinen Grundfesten erschüttert, die Befreiung seines armen Vaterlandes. Es duldet ihn nicht mehr in seiner Garnison, er muß in seine Heimat hinübereilen. Ohne Schwierigkeit erlangt er selbst in dieser unruhigen Zeit einen halbjährigen Urlaub.

Mit welcher geistigen Rüstung, mit welchen politischen Anschauungen tritt der junge Offizier in die Revolution ein? Napoleon hat die lückenhafte Bildung, die er auf der Schule erworben hat, zu Auxonne besonders durch

ein eingehendes Studium der Geschichte ergänzt; denn diese Wissenschaft ist für ihn „die Fackel der Wahrheit, die mit ihrem Lichte die Vorurtheile vernichtet“. Er hat in dieser Garnison fast ausschließlich historische Werke mit der Feder in der Hand durchgearbeitet. Theils begnügt er sich, die nackten Thatsachen, die ihm bedeutsam erscheinen, zu verzeichnen, theils hebt er geschickt den Kern dieses oder jenes Abschnittes in zusammenhängender Darstellung heraus. So kennzeichnet er in einer hübschen Skizze den großen Emporkömmling O. Cromwell. Auch theilt er selbstständige Auffassungen und Urtheile mit, in denen er bisweilen den Nagel auf den Kopf trifft. Mit besonderer Vorliebe dringt er in die Entwickelung der alten Welt ein, die ihn durch ihre heroischen Thaten anzieht und die seinen republikanischen Neigungen mehr entspricht. Seine Studien umfassen aber auch das Mittelalter wie die Neuzeit bis in die jüngste Vergangenheit hinein. Und überall erregt in hohem Grade die Verfassung und Verwaltung seine Wißbegierde, mag es sich um die Einrichtungen des Perserreiches oder der hellenischen Gemeinwesen, um das Lehnswesen oder die englische Constitution, um die venetianische Adelsherrschaft oder das bunte Durcheinander feudaler und moderner Staatsformen in dem zeitgenössischen Frankreich handeln. Selbst in die Finanzverwaltung, besonders in die Einzelheiten des französischen Staatshaushaltes vertieft er sich; er macht sich mit den verschiedenen Kassen und Abgaben, mit der Höhe der Staatseinnahmen und -Ausgaben vertraut. Sogar der nüchterne Zahlenbericht, den Necker bei der Eröffnung der Reichsstände über die finanzielle Lage Frankreichs erstattet, schreckt ihn nicht ab.

So verdankt Napoleon seinen historischen Studien eine Fülle politischen Wissens, aber seine politischen Ansichten bleiben zunächst von den Lehren der Geschichte unberührt. Schon voreingenommen, von einer abstracten Theorie ganz und gar erfüllt, tritt er an die Vergangenheit heran. Er hat sich den geschichtswidrigen Constructionen Rousseaus als begeisterter Anhänger angeschlossen. Des Meisters Lehren über die Begründung des Staates durch den Gesellschaftsvertrag und über die Entstehung der Ungleichheit durch das Eigenthum bilden sein politisches und sociales Evangelium. In mannigfacher Abwandlung trägt er die Lehren Rousseaus vor, bald in scharfer logischer Ableitung, bald mit feurigem Schwunge; bald führt ihm sein warmes Mitgefühl mit den Unterdrückten, bald seine tiefe Entrüstung gegen den Herrenstand die Feder. Ob er für seine Stammesgenossen das Recht des Aufstandes oder für die Mitglieder der Calotte die unbedingte Gleichheit verlangt, überall beruft er sich auf die Lehren des Genfer Philosophen, wenn er ihn auch nicht immer nennt. Selbst seine historischen Auszüge verbrämt er nicht selten mit den Schlagworten seines Meisters. Napoleon erstrebt also einerseits in rastloser Arbeit die Erkenntniß der Wirklichkeit, andererseits giebt er sich philosophischen Constructionen hin, die der realen Grundlage entbehren. Noch ruhen in dem Jüngling diese Gegensätze friedlich nebeneinander. Aber sobald er aus dem Bannkreise seiner

Bücher heraustritt und handelnd in die Geschichte seiner Heimat eingreift, gewinnt die realistische Seite seines Geistes die Oberhand. Da sinken Rousseaus Luftschlösser vor seinem durch die Erfahrung geschärften Blicke in ein Nichts zusammen, und die abgöttische Verehrung seines Lehrers schlägt in ihr völliges Gegentheil um. Er nennt ihn später einen Ideologen, einen Schwätzer, einen Narren und stellt seine jugendliche Begeisterung für ihn völlig in Abrede. Aber wie sehr er sich auch dem Philosophen entfremdet, den Gedanken, der den Angelpunkt in Rousseaus politischer Lehre bildet, hält er für immer fest. Es ist der Gedanke der Volkssouverainetät, den er schon als blutjunger Lieutnant zu Valence nach der Richtung despotischer Staatsallmacht fortgebildet und den er später in demselben Sinne verwirklicht hat.

Nächst den Schriften Rousseaus hat das berühmte Werk des Abbé Raynal: „Die philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in den beiden Indien" den größten Einfluß auf seine Entwickelung ausgeübt. Der Abbé gewinnt schon als warmer Freund der Corsen und ihrer Freiheitsbestrebungen die Zuneigung Napoleons. Aber er fesselt ihn auch durch seine hohe Begeisterung für Freiheit und Menschlichkeit, durch seine feurige Darstellungsweise, durch seine zündenden Schlagworte. So wiederholt denn Napoleon bestimmte Lieblingsgedanken Raynals nicht selten mit den gleichen oder ähnlichen Wendungen. Wenn er den unterjochten Völkern die heilige Pflicht der Erhebung einschärft und die öffentliche Meinung als das Palladium der Freiheit preist, dann glauben wir den Verfasser der berühmten Colonialgeschichte zu hören. Er wandelt auch in den Fußstapfen Raynals, wenn er die Tugend und ihr menschenfreundliches Walten über das Genie stellt, die Eroberer verabscheut, die Kriege zum Besten einer Herrscherfamilie verdammt. Welcher Gegensatz zwischen den Ideen des Jünglings und den Thaten des Mannes!

Als Schüler Rousseaus und Raynals ist er ein geschworener Feind von Thron und Altar. Mit den Beweisgründen dieser Schriftsteller bekämpft der sechzehnjährige Lieutenant in einem zu Valence verfaßten Aufsatz das Christenthum. In diesem schnell hingeworfenen Ergusse, der sich mehr durch seine Entschiedenheit, als durch Klarheit und Folgerichtigkeit auszeichnet, gelangt er zu dem Ergebniß, daß diese Religion in Lehre und Verfassung mit der Staatseinheit unvereinbar sei, daß sie nach ihrer gesammten Richtung Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, gegen das öffentliche Wohl hervorrufen müsse. Deshalb trägt er kein Bedenken, für die römischen Kaiser gegen das Christenthum, das sie verfolgt haben, Partei zu ergreifen. Die Regierung darf nach seiner Ansicht nur ein solches Bekenntniß dulden, das sich ihren Geboten völlig fügt, sie muß selbst für ihre ungerechten Befehle von der Geistlichkeit unbedingten Gehorsam verlangen. Enthalten nicht diese Sätze mit ihrer maßlosen Ueberspannung des Staatsbegriffes wie im Keime die Grundzüge seiner späteren Kirchenpolitik? — Napoleon

befürwortet den weitgehendsten Despotismus des Staates gegen die Kirche, obwohl er stets die Freiheit im Munde führt, obwohl er den Despotismus der Könige verabscheut. Als er zu Auxonne den Plan faßt, diese Regierungsform zum Gegenstande einer Abhandlung zu machen, schreibt er gleichsam als Leitsatz seiner Arbeit die Worte nieder: „Es giebt nur sehr wenige Könige, die eine Entthronung nicht verdient hätten.“ In einer Stelle seiner Briefe über Corsica warnt er am Vorabend der Revolution „die stolzen Tyrannen der Erde“ vor der Gefahr, die ihnen von ihren Unterthanen droht. „Vorurtheil, Gewohnheit, Religion,“ ruft er aus, „sind schwache Schutzwehren. Euer Thron stürzt zusammen, wenn Eure Völker sich betrachtend jemals zu sich sagen: „Auch wir sind Menschen.“ Und als dann die Revolution ihre entscheidenden Schläge gegen das Königthum und die Bevorrechteten führt, preist er sie als die Morgenröthe einer neuen Zeit. „In einem Augenblick“ — so lauten seine begeisterten Worte — „ist Alles verändert. Aus dem Busen der Nation ist der elektrische Funke emporgesprungen. Sie hat sich wieder an ihre Rechte und an ihre Kraft erinnert. Mensch, wie bist Du verächtlich in der Knechtschaft, groß, wenn Dich die Liebe zur Freiheit entflammt! Die Vorurtheile schwinden, Deine Seele schwingt sich auf, die Vernunft gewinnt ihre Herrschaft wieder. Zu neuem Leben erweckt, bist Du in Wahrheit der König der Natur.“ Mit solchem Entzücken verkündet er die Macht und die Herrlichkeit der Revolution in der hochtrabenden Widmung, mit der er seine Briefe über Corsica dem Abbé Raynal übersendet.

Welches Ziel verfolgt Napoleon mit diesem Werke? Schon lange trägt er sich mit dem Plan, das harte Loos seines Volkes mit der mächtigen Hülfe der öffentlichen Meinung zu mildern. Deshalb will er die traurige Vergangenheit und Gegenwart seines Vaterlandes der Mitwelt in ergreifender Schilderung vor Augen führen. Die frühere Geschichte der Insel gedenkt er in kurzen Zügen, dagegen Paolis weise Regierung und die Greuel der französischen Eroberung und Verwaltung ausführlich darzustellen. „Den Griffel der Geschichte zu ergreifen,“ fühlt er sich trotz seiner Jugend berufen, weil dieses Lebensalter durch den Muth der Wahrheit das Mannesalter übertrifft. Er eröffnet seine Briefe über Corsica mit einem sehr wirksamen Vorwort. „Schon von den Schrecken des Todes umgeben,“ legt ein greiser corsischer Freiheitsheld das Schicksal seines armen Vaterlandes, das nur die Mißbräuche der französischen Verwaltung kennen gelernt hat, dem Minister Necker an's Herz. Von dem Staatsmanne, auf den eine große Nation ihre Hoffnungen setzt, erwartet er Hülfe und Rettung auch für die Insel, die nach einem corsischen Sprichwort „Gott geschaffen und sofort vergessen hat“. Dieses Vorwort und die beiden ersten Briefe über Corsica übersendet Napoleon dem Pater Dupuy, der ihn auf der Kriegsschule von Brienne im Französischen unterrichtet hat, mit der Bitte, sie gründlich durchzusehen und zu verbessern. Den Inhalt findet der Mönch

vortrefflich, am Ausdruck dagegen hat er viel auszusetzen. So entspinnt sich zwischen dem Lehrer und seinem ehemaligen Schüler ein Briefwechsel, der für Art und Wesen des jugendlichen Stilisten sehr bezeichnend ist (Juli und August 1789). Dupuy tadelt besonders die großen Worte, die nur zu sehr den jungen Mann „verrathen", obwohl doch ein Greis der Briefschreiber sein soll. Er verurtheilt die herausfordernden Wendungen; so verlangt er die Streichung der Sätze: „Die Könige herrschten und mit ihnen der Despotismus" und „Stolze Tyrannen der Erde, nehmt Euch in Acht". Napoleon möchte aber gerade diese kühnen Stellen nicht aufgeben, denn die Lebhaftigkeit, die Wahrheit der Darstellung geht ihm über Alles. Dupuy räth ihm jedoch dringend zur Mäßigung, denn eine so leidenschaftliche Sprache müsse den König reizen und damit das Loos Corsicas verschlimmern. Napoleon beherzigt zwar, als er seine Darstellung verbessert, manchen Tadel des Mönchs, er gestaltet den Ausdruck knapper und bestimmter, mildert das dröhnende Pathos, aber den Angriff auf den Despotismus, der dem alten Herrn am meisten mißfallen hat, behält er bei. Nur die beiden ersten Briefe arbeitet er in dieser Weise um; der dritte kommt nicht über den Entwurf hinaus. Die Erzählung schließt mit dem Jahre 1733 ab, in dem der Kaiser Karl VI. den Genuesen deutsche Hilfstruppen zur Unterdrückung des corsischen Aufstands sandte. Es bleibt also der Theil ungeschrieben, der den Schwerpunkt des Ganzen bilden sollte, die Verherrlichung Paolis und die Kritik der französischen Herrschaft. Napoleon zeigt, seitdem das politische Ziel, das er mit den Briefen über Corsica verfolgte, durch die Revolution erreicht ist, nicht mehr das lebhafte Interesse an der Vollendung des Werks. Besonders das Vorwort ist durch den Gang der Ereignisse überholt, der „große" Necker hat sich als recht klein erwiesen, der Banquier hätte, wie der enttäuschte Patriot bitter bemerkt, nicht Staatsmann werden, sondern lieber bei seinem Geldkasten bleiben sollen. Napoleon ersetzt deshalb das Vermächtniß des greisen Corsen an den Minister durch jenes Widmungsschreiben an den Abbé Raynal, in dem seine pathetische Beredsamkeit wahre Triumphe feiert. Indem er die Entstehung seines Werks erzählt, huldigt er zugleich dem Verfasser der Colonialgeschichte, preist die Revolution und feiert die Verdienste Paolis. Vor Allem setzt er Raynal auseinander, warum er seine Darstellung nicht über die beiden ersten Briefe hinausgeführt habe: nach der Befreiung Corsicas sei eine Geschichte der Insel nicht mehr in erster Linie eine patriotische Aufgabe, die besonders Muth erfordere, sondern eine rein litterarische, die ein größeres Talent verlange, als er besitze. Doch erklärt er sich bereit, das Werk zu vollenden, falls der Abbé es wünsche. Welche Antwort er von ihm erhalten hat, ist unbekannt. Jedenfalls faßt er später den Plan, die Briefe über Corsica fortzusetzen. Als er, den Wirren der Heimat entrückt, wieder in seiner Garnison Auxonne weilt, will er die Geschichte Paolis schreiben, den die Revolution aus der englischen Verbannung in die Heimat zurückgeführt hat. Aber er bemüht

sich umsonst, von dem Dictator Corsicas die für seine Aufgabe nöthigen Papiere zu erlangen. Denn Paoli hat kein Vertrauen zur Geschichtschreibung der Jugend, zu dem Uebereifer des Heißsporns Napoleon. Und als Joseph Bonaparte die Bitte des Bruders wiederholt, erhält er eine schroffe Zurückweisung. „Ich habe,“ schreibt Paoli, „jetzt an Anderes zu denken, als Schriften zu suchen und sie abschreiben zu lassen.“ So bleiben die Briefe über Corsica ein Torso, und Napoleon denkt nicht an ihre Veröffentlichung. „Ich hatte Recht,“ sagt er später, „sie nicht drucken zu lassen, denn in dem Alter, in dem ich mich befand, hätte ich mich nur in einem ausgefahrenen Geleise bewegen können.“ Und in der That zeigt der junge Geschichtschreiber weder Selbstständigkeit der Forschung noch der Auffassung. Er begnügt sich, den Stoff, den er zum größten Theil aus Filippinis Geschichtswerk geschöpft hat, mit Betrachtungen in der Art Rousseaus und Raynals zu versetzen und das Ganze in die Form „einer patriotischen Declamation“ zu gießen, in der er die heroischen Tugenden seines Volkes, die opferwillige Freiheits- und Vaterlandsliebe und den unerschütterlichen Muth mit schmetternden Fanfaren verherrlicht. Die Darstellung bewegt sich deshalb stets auf hohem Kothurn, nicht selten durch Schwulst und Künstelei entstellt, aber immer voll Leben und Kraft. Diese Licht- und Schattenseiten seines Stils treten am schärfsten in der Geschichte des Sampiero und der Vanina hervor, die er mit besonderer Vorliebe ausmalt. Der glühende corsische Patriot stößt seine Gattin nieder, die sich, um die Zukunft ihrer Kinder zu sichern, gegen sein Verbot in Unterhandlungen mit Genua eingelassen hat: konnte es einen günstigeren Stoff für die Entfaltung seiner Rhetorik geben, als diesen Triumph der Vaterlandsliebe!

Sein Studium der vaterländischen Geschichte hat außer den Briefen über Corsica noch eine poetische Frucht gezeitigt, eine kleine Erzählung, die wie die historische Darstellung unvollendet geblieben ist. Er läßt einen Engländer, der auf dem Wege von Livorno nach Spanien auf die rauhe Felsinsel Gorgona bei Corsica verschlagen wurde, ein Abenteuer erzählen, das ihm hier begegnet. Als der Abend kommt, legt sich der Reisende, während seine Mannschaft auf dem Schiffe bleibt, auf dem Eiland in einem düsteren Gemäuer zur Ruhe. Kaum ist er eingeschlafen, so wird er durch das Flackern einer Fackel und durch laute Rufe der Ueberraschung geweckt. Er hört die schrecklichen Worte: „Elender, Du sollst sterben!“ Sein Zelt wird angezündet, er rettet sich nur mit Mühe und Noth. Dann sieht er zwei Personen an seinem Schlupfwinkel vorübereilen, es sind, wie er aus ihrem Gespräche entnimmt, Vater und Tochter, auch diese in männlichem Gewande. Der Greis macht seinem Kinde schwere Vorwürfe: vielleicht sei der Fremde, dessen Zelt sie angezündet habe, ein Corse oder „einer jener hochherzigen Engländer, die unseren Landsleuten noch jetzt immer Zuflucht bieten“. Er will sich, um den Frevel zu sühnen, in die Flammen

stürzen, da kommt der Fremde aus seinem Versteck heraus und giebt sich als Engländer zu erkennen. Der Alte heißt ihn freudig willkommen, führt ihn in seine Höhle und erzählt ihm hier seine Leidensgeschichte. Er begann also: „Meinen ersten Athemzug habe ich in Corsica gethan. Ich war erst zwanzig Jahre alt, da erhob ich als Erster das Banner der Freiheit, und mein Arm, jung und stark, errang über die Tyrannen Siege, die noch vor zehn Jahren von meinen Mitbürgern gefeiert wurden. Aber in dieser Welt finden ja elende Kerle immer Freunde, und so kamen jetzt die Franzosen den Genuesen zu Hilfe. Anfänglich geschlagen, blieben sie zuletzt Sieger. Das flache Land und die Städte unterwarfen sich. Ich aber suchte unter jenen Männern Zuflucht, die sich geschworen hatten, die Freiheit ihres Vaterlandes nicht zu überleben. Nach zahlreichen Wechselfällen ward Paoli di Rastino zu unserem obersten Verweser und General erkoren. Wir verjagten unsere Tyrannen, waren frei und glücklich. Da erschienen die Franzosen, die ja als die Feinde der Freiheit bekannt sind, von Neuem, wütheten mit Feuer und Schwert, trieben Paoli in die Flucht und zwangen die Nation zur Unterwerfung." Dann setzt der Corse noch acht Jahre den Kampf fort. Da wird eines Tages während seiner Abwesenheit sein Bergdorf von den Franzosen genommen. Er eilt herbei, um seine Familie zu retten, es ist aber zu spät. Sein Vater, tödtlich verwundet, kann ihm nur noch die Worte zurufen: „Räche mich, mein Sohn, Du weißt, das ist das erste Gesetz der Natur! Ist es nöthig, so stirb wie ich, aber niemals erkenne die Franzosen als Herren an." Die Leiche seiner Mutter findet er „in einem entsetzlichen Zustande". Seine Frau, seine drei Brüder, seine sieben Söhne sind aufgeknüpft. Er begräbt die Seinigen, verläßt den „verfluchten Boden, auf dem Tiger herrschten," und setzt nach der menschenleeren Insel Gorgona über, die seiner Stimmung so völlig entspricht. Hier lebt er nun manches Jahr mit seiner Tochter, die, von den Franzosen geraubt, ihm wie durch ein Wunder zurückgegeben wird. Nur bei Nacht geht er aus seinem Versteck heraus, um sich nicht „durch den Anblick des Landes, wo seine Vorfahren frei gelebt haben," noch mehr verbittern zu lassen. Er ist noch von einem so glühenden Hasse gegen die Franzosen erfüllt, daß er die Angehörigen dieses Volkes, die auf die Insel verschlagen werden, überfällt und tödtet. Einmal aber erliegt er der Uebermacht; Franzosen, die auf Gorgona landen, schleppen ihn und seine Tochter gefesselt auf ihr Schiff. Als sie ihn aber nach Trinkwasser aussenden, kehrt er bewaffnet zurück, befreit seine Tochter, tödtet den Capitän und die Mannschaft und verbrennt die Leichen; „dieses ungewohnte Brandopfer schien der Gottheit zu gefallen." So schließt die Erzählung, die auf die corsische Art des jungen Verfassers das hellste Licht wirft. Der abenteuerliche Hang, die Vorliebe für gewaltsame, bluterfüllte Scenen, die Verherrlichung der Rache als des ersten Naturgesetzes, all' dies erinnert an den Charakter seines Volkes. Vor Allem aber weht durch

diese Erzählung der corsische Franzosenhaß bis zur Unmenschlichkeit gesteigert. Napoleon sagt diesen „Feinden der Freiheit, diesen Tigern," die gräßlichsten Dinge nach, und gegen dieses Volk, das er in seinem Auszuge aus Mablys „Beobachtungen über die Geschichte Frankreichs" das abscheulichste nennt, das es je gegeben hat, hält er jede Gewaltthat, jede Tücke für erlaubt.

Das Joch des verhaßten Volkes abzuschütteln oder wenigstens zu lockern und dadurch eine leitende Stellung in der Heimat zu gewinnen, mit diesem Vorsatz langt Napoleon Ende September 1789 in seiner Vaterstadt an. Die Revolution hat gleich von Anfang an die Hoffnungen der corsischen Patrioten belebt; schon lassen sie ihre Wünsche laut werden: Die Verwaltung der Insel soll ganz und gar in die Hände der Eingeborenen übergehen, Corsica nicht länger als ein Unterthanenland Frankreichs gelten. Noch hält sich das Volk innerhalb der gesetzlichen Schranken; erst auf die Nachricht von dem Sturm auf die Bastille beginnt es, sich sowohl in den Städten als auch auf dem flachen Lande zusammenzuschaaren, es beschreitet den Weg der Gewalt. Einige französische Beamte fühlen sich schon so bedroht, daß sie die Flucht ergreifen. Die königlichen Truppen und Behörden erweisen sich unfähig, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Deshalb verlangen die Patrioten die Einsetzung eines Volksausschusses und die Errichtung einer Bürgerwehr. Die Regierung aber weist die Forderung zurück, weil sie in diesen Schöpfungen der Revolution eine große Gefahr für die französische Herrschaft sieht. So liegen die Dinge auf der Insel, als Napoleon in Ajaccio eintrifft. Sofort stürzt er sich in den politischen Kampf, und rastlos schürt er die Erregung gegen das französische Beamtenheer, „den Abhub des Königreichs". Schon beginnt er der Regierung zum Trotz in seiner Vaterstadt eine Bürgerwehr zu begründen. Und als sich die dem Hofe ergebenen „Zwölf", der Ausschuß der corsischen Stände, in einem Gutachten sowohl gegen den Volksausschuß wie gegen die Volksbewaffnung aussprechen, da ist er mit einer geharnischten Widerlegung schnell bei der Hand. Der französische Offizier scheut sich nicht, in dieser an die Nationalversammlung gerichteten Gegenschrift die heftigsten Beschwerden gegen die französische Verwaltung zu erheben und den französischen Volksvertretern zuzurufen: „Wir haben in der Ehre, Eure Landsleute zu sein, nur Tyrannei und Erniedrigung gefunden." Dann eilt er nach Bastia, dem Sitze der Regierung, und leitet im Geheimen den Aufstand, der dem Gouverneur von Corsica die Erlaubniß zur Begründung einer Nationalgarde abtrotzt. (Den 5. November 1789.) Dem Beispiel der Hauptstadt folgt die ganze Insel; allerorten, selbst auf dem flachen Lande werden Milizen errichtet. Die Bürgerschaft von Bastia setzt aber ihrem Verdienste die Krone auf, als in Folge einer Bittschrift, die sie an die Nationalversammlung richtet, Corsica zu einem integrirenden Theil Frankreichs erklärt wird. Von nun an sollen für die Insel dieselben Gesetze wie für das Königreich gelten. Zu-

gleich erhalten auf den Antrag Mirabeaus die verbannten Corsen die Erlaubniß, in die Heimat zurückzukehren. (30. November 1789.) Diese Beschlüsse finden auf der Insel eine begeisterte Aufnahme. Napoleon schmückt sein Vaterhaus mit einem Wimpel, auf dem die Worte stehen: „Es lebe die Nation, es lebe Paoli, es lebe Mirabeau!" Seine Gesinnung gegen das französische Volk hat sich vollständig geändert, seitdem es der Bannerträger der Freiheit ist, seitdem es Corsica an diesem hohen Gute theilnehmen läßt. „Es hat uns seinen Busen geöffnet," ruft er aus, „von nun an haben wir dieselben Interessen, dieselben Sorgen, das Meer trennt uns nicht mehr." Aber die Schattenseiten der neuen Freiheit traten auf diesem durch Familien- und Parteikämpfe zerwühlten Boden, in diesem heißblütigen, halbwilden Volke noch schärfer als in Frankreich hervor. „Der königlichen Gewalt folgte," wie Paoli sagte, „die Anarchie, das Land gerieth ganz aus Rand und Band." Ueberall erhebt die Zwietracht ihr Haupt, hier und da gehen aus den Wahlen zwei Gemeinderäthe oder gar drei Gerichtshöfe hervor, die sich gegenseitig befehden. Die städtischen Behörden liegen in beständigem Streit mit den Befehlshabern der königlichen Besatzungstruppen. Die zuchtlose Bürgerwehr macht mit der aufständischen Menge gemeinsame Sache. Dieses wüste Chaos gestattet Napoleon, sein ganzes Geschick im Hetzen und Wühlen zu entfalten. Durch die beständige Erregung der Bürgerschaft macht er dem Commandanten von Ajaccio so viel zu schaffen, daß sich dieser wackere Offizier bitter über den Kameraden beschwert, der für die vom König empfangenen Wohlthaten so wenig dankbar sei. So bestimmt Napoleon den Gemeinderath, die Entfernung der auf die Stadt gerichteten Festungsgeschütze zu verlangen (28. Mai 1790). Er hat auch die Hand im Spiel, als das Volk von Ajaccio einige verhaßte französische Beamte ergreift, sie mit dem Tode bedroht und zum Verlassen der Insel zwingt. Aber wie in Bastia hält er sich hinter den Coulissen. Jedoch nach geschehener That verfaßt er für den Gemeinderath, der den Ausschreitungen der Menge unthätig zugesehen hat, eine gleißnerische Rechtfertigungsschrift, in der er den Verlauf der Dinge geradezu auf den Kopf stellt. Nach diesem Machwerk trägt die Hauptschuld an den Unruhen in Ajaccio der Befehlshaber der Festung: nur der Widerstand der Soldaten hätte ihn daran gehindert, seine schwarzen Anschläge gegen die Freiheit auszuführen.

Diese Ereignisse vollziehen sich am Vorabend der Rückkehr Paolis. Als der Verbannte in Bastia wieder den Boden seiner Heimat betritt (den 17. Juli 90), empfangen ihn die Tausende, die aus allen Theilen der Insel herbeigeströmt sind, mit dem Ruf: „Es lebe der Vater des Vaterlandes." Durch das unbegrenzte Vertrauen des Volkes wird er in der That der Herrscher Corsicas; in dem Chaos, das die Revolution auf der Insel geschaffen hat, findet er allein einen willigen Gehorsam. Nur seine Partei gilt als berechtigt; wer nicht zu seiner Fahne schwört, wird wie ein

Geächteter behandelt. Besonders die zurückgekehrten Verbannten thun sich in der Verfolgung der Gegner hervor. Aber auch die Bonaparte lassen es an Eifer für die Sache Paolis nicht fehlen, sie gehören zu seinen beflissensten Lobhudlern. Napoleon macht nicht allein dem Dictator, sondern auch dessen Günstlingen, selbst dem anrüchigsten unter ihnen, einem früheren Banditen, den Hof. Er verfaßt auch für Paoli jenen Brief an den Grafen Buttafoco, den Abgeordneten des corsischen Adels in der Nationalversammlung, der den „Vater des Vaterlandes" des Strebens nach der Alleinherrschaft beschuldigt hat. In dieser Streitschrift voll Gift und Galle will er den Franzosenfreund, den Aristokraten für alle Zeiten brandmarken. Deshalb mustert er mit hämischem Behagen die gesammte Laufbahn des verhaßten Mannes und hat für dessen Handlungen immer die schlimmste Deutung bereit. So stempelt er Buttafoco zu einem Bösewicht sonder gleichen, zu einem Verächter der edelsten Tugenden, zu einem Mammonsknecht, der sein Vaterland an die Fremden verkauft habe. „Das ist der Mann," ruft er einem Mirabeau, einem Lafayette zu, „der es wagt, an Eurer Seite zu sitzen, sich Vertreter der Nation zu nennen, und Ihr duldet es." Durch das dicke Auftragen der Farben, durch das beständige Fortissimo erinnert die Flugschrift nur zu sehr an die Beredsamkeit der Revolution. Selbst die Ironie, die die sparsamste Verwendung verlangt, drängt sich so oft und so anmaßend vor, daß diese so scharfe Waffe völlig abgestumpft wird. Den maßvollen Paoli widert denn auch dieses Machwerk an. Er verhehlt dem Verfasser nicht, daß die Schrift wirksamer gewesen wäre, wenn sie weniger gesagt hätte. Auch erklärt er ihm unverblümt, er bedürfe keiner Vertheidigung gegen einen Menschen wie Buttafoco; Napoleon hätte sich die Mühe ersparen können. Durch diesen kalten Wasserstrahl sucht Paoli den heißblütigen Trabanten, der ihm lästig wird, von sich abzuschütteln.

Als Napoleon nach der Vollendung seiner Schmähschrift seine Garnison wiederaufsucht, von der er infolge wiederholter Verlängerung seines Urlaubs fast ein und ein halbes Jahr (bis zum Februar 1791) abwesend war, findet er bei den königstreuen Kameraden einen üblen Empfang. Denn nach ihrer Meinung hat er durch seine revolutionäre Thätigkeit in der Heimat die Pflichten eines Offiziers verletzt. Er aber kann in seinem Verhalten nicht ein Vergehen gegen den militärischen Gehorsam, sondern nur ein patriotisches Verdienst erblicken. Im Uebrigen scheut er sich nicht, seine freiheitliche Gesinnung in häufigen Wortkämpfen offen zu bekunden. Auch sucht er, unbekümmert um den Zorn seiner Gegner, ein Verbrüderungsfest seines Regiments mit der Nationalgarde von Auxonne zu veranstalten. Noch entschiedener betheiligt er sich an dem revolutionären Treiben, als er zum Premierlieutenant befördert, nach seiner ersten Garnison Valence zurückversetzt wird. (Im Juni 1791.) In dem Club der Verfassungsfreunde von Valence gewinnt er ein solches Ansehen, daß er das Amt des Secretärs erhält, daß man ihn sogar zum Präsidenten wählen möchte.

Infolge der Theilnahme an den Verhandlungen und den patriotischen Festen dieses Vereins schreitet er immer weiter auf der Bahn des Radicalismus. Schon gesellt er sich zur äußersten Vorhut der Revolution; der königliche Lieutenant hat gegen das Verlangen der „Verfassungsfreunde", daß der König wegen seines Fluchtversuches gerichtet werde, nichts einzuwenden. Aber in all' der Hast und Aufregung dieser Tage findet er noch Muße zur wissenschaftlichen Arbeit. Und zwar liest er wieder vor Allem geschichtliche Bücher, die für ihn mehr als je eine Fundgrube politischen Wissens bilden. Besonders sucht er sich über die brennendsten Tagesfragen durch das Studium der Vergangenheit zu unterrichten. Zugleich benutzt er seine Lectüre, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen; zu diesem Zwecke legt er sich eine Sammlung bezeichnender Worte und Wendungen an. Alle diese Studien dienen mittelbar oder unmittelbar zur Vorbereitung für die Abfassung einer selbstständigen Abhandlung.

Er beantwortet nämlich die von der Akademie von Lyon ausgeschriebene Preisfrage: „Welche Wahrheiten und welche Gefühle muß man den Menschen für ihr Glück am meisten einprägen?" Seine Preisschrift gelangt zu dem Ergebniß, daß die Vorbedingung des Glücks das Gleichgewicht zwischen Gefühl und Vernunft sei. Wer seine Leidenschaft zügele, nur der könne die wahre Zufriedenheit erlangen. Die beste Anwartschaft auf dieses höchste Gut gewähre ein bescheidenes Loos voll Arbeit und Pflichterfüllung. Dieser Gedankengang läßt sich aber durch den Schwulst der Darstellung, durch das Chaos der Abschweifungen und Einschiebsel nur mit Mühe verfolgen. Der Abhandlung mangelt die durchsichtige Klarheit, die straffe Folgerichtigkeit, der wohlgegliederte Aufbau. Deshalb kommt sie bei der Preisvertheilung garnicht in Betracht; der Berichterstatter der Akademie bezeichnet sie als „zu schlecht angeordnet, zu unzusammenhängend und zu schlecht geschrieben, um die Aufmerksamkeit zu fesseln." Doch ist die Preisschrift werthvoll als Herzenserguß, als Selbstbekenntniß Napoleons. Es spiegelt sich darin die ganze Entwickelung des Jünglings wieder. Der treue Sohn Corsicas und der schwärmerische Bewunderer Paolis, der begeisterte Schüler Rousseaus und der leidenschaftliche Anhänger der Revolution geben sich in dieser Preisschrift gleichsam ein Stelldichein. Aber der Hymnus Napoleons auf sein heldenmüthiges Volk und dessen weisen Gesetzgeber, auf die hehre Natur und die naturgemäßen Empfindungen, auf Freiheit und Menschenrechte erscheint gegenüber der Verherrlichung des kalten Verstandes schon mehr wie ein Klang aus vergangener Zeit. Von nun an wird die nüchterne Berechnung, „der Calcul", immer mehr der Leitstern seines Lebens.*) Mit allen Fibern seines Wesens trachtet er schon emporzukommen, sich über seine Mitmenschen zu erheben, dennoch faßt er den Ehrgeiz noch als eine

*) Vergl. P. Bailleu: „Zur Geschichte Napoleons I." in Sybels historischer Zeitschrift, Band 77 p. 51.

Art geistiger Krankheit auf, er verabscheut ihn als den gefährlichsten Feind des Seelenfriedens. Aber der Dämon, den er jetzt verurtheilt, triumphirt; der Calcul und die Leidenschaft schließen einen unauflöslichen Bund.

Während Napoleon noch an der Preisschrift arbeitet, geht er trotz der drohenden Kriegsgefahr wieder auf Urlaub nach Corsica (im September 1791). Denn der Beschluß der Nationalversammlung, Bataillone besoldeter Freiwilliger zu errichten, eröffnet ihm die Aussicht, eine auskömmliche militärische Stellung in der Heimat zu gewinnen. Er hofft, Oberstlieutenant des Bataillons seiner Vaterstadt zu werden. Aber das Amt wird viel umworben; unter den Candidaten hat er jedoch nur einen ernstlich zu fürchten, einen Günstling des Dictators. Da macht er mit ihm gemeinsame Sache, überläßt ihm die Stelle des ersten, begnügt sich mit der des zweiten Oberstlieutenants, weil er unschwer voraussieht, daß ihm bei der Unbedeutendheit seines Genossen in der That die Leitung des Bataillons zufallen werde. Er läßt kein Mittel unversucht, um sein Ziel zu erreichen. Zum Leidwesen seiner sparsamen Mutter bewirthet und beschenkt er die Freiwilligen. Einen Gegner, der ihn verspottet, fordert der frühere Verächter des Duells zum Zweikampf heraus, was nicht wenig sein Ansehn beim Volke erhöht. Einen der Wahlcommissare, der bei diesem Herrn einkehrt, läßt er mit Gewalt entführen, um ihm, wie er sich ausdrückt, die Freiheit des Handelns zu verschaffen. Und als sein Gegner bei der Abstimmung diese Ungesetzlichkeit rügt, reißen ihn die Freiwilligen, die im Solde der Bonaparte stehen, von der Rednerbühne herunter. So setzt Napoleon seine Wahl durch. Aber diese Vorgänge erregen unter den Corsen, die noch nicht allen politischen Anstand verloren haben, eine große Erbitterung.

Es zeigt sich immer mehr, wie Napoleon über gut und böse völlig erhaben ist. Unverhüllt tritt sein Banditenthum in jenen traurigen Ostertagen hervor, in denen er Ajaccio in seinen Krallen hat. Ein unbedeutender Anlaß führt zu einem Zusammenstoß zwischen den Städtern und den Freiwilligen, hüben und drüben greift man zu den Waffen, ein Offizier wird erschossen. Da beschließt Napoleon als Rächer seines Kameraden zugleich den alten Groll zu stillen, den er gegen seine Mitbürger hegt. Sie machen sich über den zügellosen Ehrgeiz des kleinen Lieutenants lustig, sie hängen treu an den eidweigernden Priestern, die er vom Erdboden vertilgen möchte; dafür sollen sie ihm büßen. Und in der Verwirrung und Aufregung des Kampfes will er auch jenen Plan ausführen, den er schon lange hegt, die Burg seiner Vaterstadt in die Gewalt seines Bataillons bringen. Er richtet aufreizende Reden an die Freiwilligen, läßt sie auf die Bürger schießen, nach Herzenslust rauben und plündern. Auch besetzt er die beherrschenden Punkte Ajaccios, schneidet der Bevölkerung die Zufuhr ab und scheut sich nicht, die Bürgerwehrmänner der Umgebung, die wilden Hirten und Bauern, gegen seine Vaterstadt aufzubieten. Der Gemeinderath, der anfangs der Entwickelung der Dinge unthätig zugesehen hat, rafft sich zu dem Entschlusse

auf, die Besatzung der Burg gegen die Unholde herbeizurufen. Aber mit einem unvergleichlichen Geschick und zugleich mit seiner ganzen Unverfrorenheit weiß Napoleon ein ernstliches Vorgehen gegen seine Schaaren zu verhindern. Er unterhandelt bald mit dem Gemeinderath, bald mit dem Befehlshaber der Festung, bietet die Bezirksbehörde gegen die Stadtbehörde auf, gewinnt das eine Mal durch schöne Versprechungen, das andere Mal durch wüste Drohungen einen Waffenstillstand; er benützt ihn aber nur, um seine Stellung in der Stadt zu befestigen, und setzt die Feindseligkeiten fort. Aber die Gegner wollen sich nicht länger an der Nase herumführen lassen, schon werden die Geschütze gegen die Freiwilligen gerichtet. Auch jetzt findet Napoleon einen Ausweg, er schüchtert den Gemeinderath durch eine Lüge ein. Paoli verlange, — so bekunden die Offiziere des Bataillons in einem amtlichen Schreiben — daß die Stellungen in der Stadt unter jeder Bedingung von den Freiwilligen behauptet werden. Deshalb hätte die corsische Regierung dem Obersten die Vollmacht ertheilt, ein großes Aufgebot von Bürgerwehrmännern aus dem Inneren der Insel herbeizurufen. Wenn daher nicht binnen einer Stunde die Kanonen zurückgezogen würden, dann könne die Stadt ihre Zerstörung durch die rohen Banden des Berglandes erwarten. Dieser Drohung gegenüber hält der Gemeinderath nicht Stand; die Artillerie kehrt mit den Geschützen in die Burg zurück. Napoleon verliert, während er seinen Mitbürgern den Fuß auf den Nacken setzt, keinen Augenblick sein Hauptziel aus den Augen. Er setzt alle Hebel in Bewegung, um sich der Festung von Ajaccio zu bemächtigen. Da die Verhandlung mit dem Befehlshaber keinen Erfolg hat, sucht er die Gemeinen und Unteroffiziere der Besatzung gegen ihre Offiziere aufzureizen. Jedoch erreicht er damit nur das Gegentheil. Die Soldaten auf der Burg, die sich unter Männern der Vendetta nur als Franzosen fühlen, geloben ihren Vorgesetzten unbedingte Treue. Aber auch sein Gewaltstreich gegen seine Vaterstadt endet mit einem völligen Mißerfolge für ihn. Die corsische Regierung sendet zwei Bevollmächtigte aus, um die Wirren von Ajaccio zu schlichten. Auf deren Befehl sollen die Freiwilligen die Stadt verlassen und nach dem Inneren marschiren. Aber Napoleon verweigert den Gehorsam, er will seine Truppen nicht demüthigen lassen. Da greift Joseph Bonaparte, der seit einiger Zeit der obersten Behörde der Insel angehört, in den Streit ein. Hat er seinen Bruder noch vor Kurzem zu seinem Unternehmen ermuthigt, so warnt er ihn jetzt eindringlich vor den bösen Folgen seiner Widersetzlichkeit. Napoleon fügt sich, obwohl er von der Gerechtigkeit seiner Sache durchdrungen ist. In seiner Rechtfertigungsschrift stellt er die Thatsachen wieder auf den Kopf. Nach seiner Behauptung haben seine Mitbürger, jene „Menschenfresser", wie er sie in seinem Grolle nennt, von langer Hand her eine Verschwörung gegen sein Bataillon angezettelt. Den Befehlen des Gemeinderaths durfte er, wie er erklärt, nicht Folge leisten, weil die Väter der Stadt, von den „Räubern" belagert, nicht die Freiheit des

Handelns besaßen. Wenn er manches Gesetz verletzte, so geschah es gemäß seiner Betheuerung nur zum Heile des Staates. Und er spottet über die beschränkten Seelen, die sich zu dieser Höhe seiner politischen Anschauung nicht emporschwingen können. Aber zu den Leuten, über die er so verächtlich urtheilt, gehören die besten Männer seines Volkes. Paoli zürnt diesem „Knaben" besonders wegen des schnöden Mißbrauchs, den er in dem lügenhaften Schreiben an den Gemeinderath von Ajaccio mit seinem Namen getrieben hat. Auch die höchste Behörde der Insel muß, obwohl sie aus seinen Gesinnungsgenossen besteht, sein Verhalten als ungesetzlich mißbilligen. Am schärfsten aber sprechen sich die corsischen Abgeordneten der Legislative über seine Ausschreitungen aus. Der eine bezeichnet Napoleon und seine Genossen als „blutdurstige Tiger", der andere wird durch ihre Gewaltthaten an die Bartholomäusnacht erinnert. So hat es der Heißsporn mit den maßgebendsten Persönlichkeiten seiner Heimat gründlich verdorben. Deshalb entschließt er sich, nach Frankreich zurückzukehren. Zwar ist er, weil er die große Musterung am Ende des Jahres 1791 versäumt hat, aus der Offiziersliste gestrichen, aber er hofft, da er seine Abwesenheit mit triftigen Gründen entschuldigen kann, auf seine Wiederaufnahme in die französische Armee.

Und in der That gelangt er, da die durch die Auswanderung stark gelichteten Reihen des Offizierscorps schnell wieder ergänzt werden müssen, ohne sonderliche Mühe zum Ziel; er wird sogar zum Hauptmann befördert. Aber immerhin hält ihn seine militärische Angelegenheit in Folge des schleppenden Geschäftsganges drei Monate, fast den ganzen Sommer des Jahres 1792, in Paris fest. Es ist die Zeit, in der das Königthum todesmatt den Streichen der Jacobiner erliegt. Mit scharfem Blick beobachtet Napoleon das leidenschaftliche Treiben der Hauptstadt und kennzeichnet es wahrheitsgetreu in den Briefen an seinen Bruder Joseph. Die Veränderungen in der Regierung, Ziel und Richtung der Parteien, die Stimmung des Volkes, besonders die Aufstände vom 20. Juni und 10. August finden in seinen Berichten eine nüchterne, kühle Beurtheilung, die auf einen völligen Umschwung in seiner politischen Anschauung hinweist. Wie könnte er auch sonst die Jacobiner als Narren bezeichnen, die alles gesunden Menschenverstandes bar seien! Sein revolutionärer Eifer ist infolge seiner jüngsten corsischen Erlebnisse erkaltet, und was er jetzt Tag für Tag in Paris sieht, ist nur geeignet, ihn in der Abkehr von seinen Idealen zu bestärken. Er gelangt zu der Erkenntniß, daß die Menschen hier „noch kleinlicher, bösartiger, verleumderischer und tadelsüchtiger" sind als in Ajaccio, daß sie nicht die Begeisterung, sondern nur der Vortheil leitet, daß ihnen kein Mittel zu schlecht dünkt, um emporzukommen. Auch er will von nun an nur an sein Interesse denken. Zu diesen Ansichten möchte er gern seinen für die Freiheit begeisterten Bruder Lucian bekehren. Der feurige Jüngling fühlt sich aber durch die kühle Nützlichkeitslehre Napoleons ab-

gestoßen. Und indem er seinem Mißtrauen gegen ihn in einem Briefe an seinen Bruder Joseph Ausdruck verleiht, legt er zugleich ein überraschendes Zeugniß seiner vorausschauenden Menschenkenntniß ab. „Ich habe," so schreibt er, „in Napoleon immer einen Ehrgeiz gefunden, der zwar nicht ganz eigensüchtig, aber mächtiger ist als seine Liebe für das öffentliche Wohl. Ich glaube gern, daß er für einen freien Staat gefährlich ist. Es scheint mir, daß er den Hang dazu hat, ein Tyrann zu werden. Wenn er ein König würde, so dürfte sein Name für die Nachwelt ein Schreckensname werden." Auch in dem Stil seiner Briefe prägt Napoleon die veränderte Richtung seines Wesens aus. Er wirft nicht mehr mit hochtrabenden Worten und schwülstigen Wendungen um sich, sein Ausdruck zeichnet sich jetzt durch Schlichtheit und Knappheit aus, ohne dadurch an lebendiger Anschaulichkeit einzubüßen. Die Thatsachen und Gedanken treten jetzt in seiner Darstellung um so schärfer, klarer, unmittelbarer hervor. Und nun rügt er den Fehler, der seiner Prosa in so hohem Grade eigen war, an einer Proclamation des Feuerkopfes Lucian. „Es sind," so belehrt er ihn, „in Deiner Proclamation zu viele Worte und zu wenig Gedanken. Du läufst dem Pathos nach. So spricht man nicht zu den Völkern." Die Beobachtung der politischen Vorgänge und der Briefwechsel mit seiner Familie lassen ihm noch Zeit genug für seine wissenschaftliche Beschäftigung übrig, die er nun einmal nicht entbehren kann. Während die Anarchie in Paris zu den gröbsten Ausschreitungen führt, vertieft er sich in die harmonische Ordnung der Weltkörper. „Ich habe mich," schreibt er an Joseph, „während meines hiesigen Aufenthaltes viel mit Astronomie beschäftigt . . . Bei meinen mathematischen Kenntnissen brauche ich nur ein geringes Studium, um mir diese herrliche Wissenschaft anzueignen."

In demselben Briefe theilt er dem Bruder seine Absicht mit, sich zu seinem Regiment zu begeben, das vor dem Feinde stand; doch betheuert er zugleich, er würde, könnte er nur seiner Neigung folgen, lieber nach Corsica zurückkehren. Seine Neigung aber triumphirt über die militärische Pflicht. Als seine Schwester Elisa das Fräuleinstift von St. Cyr, das vom Convent aufgehoben wurde, verlassen muß, begleitet er sie nach der Heimat. Und auf corsischem Boden angelangt, ist er fest entschlossen, nicht wieder das Feld vor seinen Gegnern zu räumen. Er möchte den Befehl über seine Freiwilligen wiedererlangen, aber Paoli beeilt sich durchaus nicht, seinen Wunsch zu erfüllen. Da droht er dem Dictator mit einer Beschwerde in Paris, ohne ihn jedoch damit einschüchtern zu können. Seine Verehrung für Paoli schlägt nun in das Gegentheil um. Er hat ihn jetzt im Verdacht, daß er womöglich im Bunde mit England von Frankreich abfallen wolle, und macht gegen ihn mit den corsischen Abgeordneten des Convents gemeinsame Sache. Er wird in seinem Argwohn noch durch das seltsame Verhalten bestärkt, das der Neffe Poolis, Colonna Cesari, in dem Krieg

zwischen Frankreich und Sardinien beobachtet. Als Führer der Expedition gegen die stark befestigte Insel St. Maddalena giebt er gerade in dem Augenblick den Befehl zum Rückzug, als Napoleon, der jetzt wieder an der Spitze seines Bataillons steht, nahe daran ist, die Citadelle zur Ergebung zu zwingen. Die Entschuldigung Cesaris, die Mannschaft seiner dem feindlichen Feuer ausgesetzten Corvette hätte ihn durch ihre Meuterei zum Zurückweichen gezwungen, läßt der um seinen Sieg betrogene Offizier nicht gelten. Er richtet mit einigen Kameraden eine Beschwerde über ihn an Paoli und den Kriegsminister. Auch arbeitet er mehrere Denkschriften aus, in denen er für eine erneute Belagerung von St. Maddalena eintritt. Unterdessen haben die Freunde Napoleons im Convent mit ihrem Wühlen gegen Paoli den ersten Erfolg errungen. Drei Abgeordnete, unter ihnen ein Gönner und Landsmann der Bonaparte, werden als Commissare mit unbeschränkten Vollmachten nach Corsica gesandt. Paoli erkennt die drohende Gefahr und rüstet sich schon zur Abwehr; da trifft die Nachricht ein, daß der Convent ihn in Anklagezustand versetzt hat. Diesen Streich hatte er Lucian Bonaparte zu verdanken. Der junge Mann, der trotz seiner achtzehn Jahre schon eine politische Rolle spielte, hielt im Jacobinerclub von Toulon eine niederträchtige Hetzrede gegen Paoli und setzte eine Eingabe an den Convent durch, in der ein unverzügliches Vorgehen gegen den Dictator verlangt wurde. Die Versammlung beschloß in diesem Sinne, ordnete die Verhaftung des Angeklagten an. Paoli sieht sich dadurch zu einer offenen Auflehnung gegen den Convent gezwungen. Zugleich muß er sich zu einem schonungslosen Vorgehen gegen seine Feinde auf der Insel, besonders die Bonaparte entschließen. Inzwischen sind die Commissare des Convents in Bastia gelandet. Die Bonaparte eilen herbei, um mit ihnen zu berathen. Napoleon erhält von ihnen den Auftrag, sich durch List oder Gewalt der Festung von Ajaccio, die Paoli mit seinen Getreuen besetzt hat, zu bemächtigen. Aber alle seine Versuche, die Burg in seine Gewalt zu bringen, werden vereitelt. Die Erregung gegen ihn steigt von Tag zu Tag. Ein corsischer Volksrath ächtet ihn und seine Familie. Von allen Seiten bedroht, ist er in seiner Vaterstadt nicht mehr seines Lebens sicher. Nur mit Mühe und Noth entkommt Napoleon, eilt nach Bastia, wo noch die französischen Commissare weilen, kehrt mit einem kleinen französischen Geschwader und einigen hundert Bewaffneten zurück. Mit dieser geringen Streitmacht allein Ajaccio zu nehmen, daran kann er im Ernst nicht denken; er erwartet die Hilfe seiner Partei in der Stadt, doch sieht er sich in seiner Hoffnung getäuscht, seine Anhänger rühren sich nicht. Jetzt fügt er sich in die unvermeidliche Nothwendigkeit, verläßt mit den Seinigen das Vaterland, das ihn ausgestoßen hat, und setzt nach Toulon über (den 11. Juni 1793).

Nachdem er das Vaterland verloren hat, erfüllt nur noch das Streben nach Macht seine Brust und erstickt in ihm jede Regung des Gewissens, jedes sittliche Bedenken, bringt aber zugleich die ganze einzigartige Größe

seines Wesens zur schnellsten Entfaltung. Urplötzlich offenbart sich der junge Offizier der staunenden Welt als unvergleichlicher Feldherr, und mit unfehlbarer Sicherheit stürmt er den schwindelnden Pfad zur Herrschaft hinan. Der Eroberer von Toulon taucht zwar noch einmal in die Dunkelheit hinab, aber als Vertheidiger des Convents gegen die Nationalgarde steigt er wieder empor. Und als er, für diese That mit dem heiß ersehnten Oberbefehl über die italienische Armee belohnt, die herrlichsten Siege nicht allein als Feldherr, sondern auch als Unterhändler gewinnt, da steht es für die weiter blickenden Zeitgenossen fest, daß Frankreich in ihm seinen Herrn und Meister finden wird. Aber noch regt sich gegen ihn ein starkes Mißtrauen; der Schergendienst, den er dem Convent geleistet hat, ist noch nicht vergessen, auch gilt er als das Werkzeug des verhaßten Directoriums. Als er jedoch aus Aegypten mit neuen Ruhmeskränzen zurückkehrt, da erscheint er der Mehrheit der Nation als der einzige Retter des Staats aus seinen inneren und äußeren Nöthen. Sobald er den heimischen Boden betritt, wird ihm aus der Mitte des Volkes die Königswürde angetragen, als Triumphator durchzieht er Frankreich, und in der Hauptstadt erregt seine Ankunft einen stürmischen Jubel. Als Vollstrecker des Volkswillens stürzt er die unfähige Regierung, und an ihre Stelle tritt der Herrscher, „der Alles weiß, Alles kann, Alles will" (den 9. November 1799).

Heute.

Von

einem Optimisten.

Europa 1900.

Motto:
Die Erinnerung erfolgreichen Zusammenwirkens
ist das stärkste Band zwischen Menschen.
Ein Optimist.
Europa, 1. Januar 1900.

Die fortschrittliche Bewegung des Menschen und der Menschheit gleicht der Wanderung durch ein sich zwischen Bergen dahinschlängelndes Thal. Mit jedem Schritt ändert sich der Horizont, der weiter werden mag oder enger, aber niemals mit dem früheren identisch. Wer ihn überblickt und erkennt, hat Recht, ebenso wie er vor dem letzten Schritte Recht hatte. Jeder Schritt vorwärts, mag er noch so ziellos erscheinen, führt zu einer neuen Wahrheit, durch die aber keine der früheren Wahrheiten Lügen gestraft wird.

Das Heute hat nur heute Recht, sowie das Gestern nur gestern Recht hatte und das Morgen nur morgen Recht haben wird.

Um wirklich positiv zu sein, hat der positive Denker das Heute zum Ausgangspunkt zu nehmen. Blos wenn es ihm gelingt, den Horizont, der vom heutigen Standpunkt aus überblickt werden kann, genau zu erfassen, vermag er auch über jenen des gestrigen Standpunkts Klarheit zu gewinnen, und durch das genaue Vergleichen dieser beiden Horizonte wird ihm auch jener von morgen annähernd berechenbar.

Und wahrlich, die Aufgabe, das Heute richtig zu erkennen, ist schwierig genug, um die volle Kraft des Denkers in Anspruch zu nehmen. Man darf sich weder durch die Tiefen der Vergangenheit, noch durch die Höhen der Zukunft beirren lassen, das Heute liegt zwischen Beiden.

Die positive Philosophie unterscheidet sich von jener vergangener Zeiten eben dadurch, daß sie nicht die Probleme der Weltentstehung und die Geheimnisse des Weltunterganges behandelt, sondern der Vergangenheit nur insofern gedenkt, als diese geeignet ist, die Gegenwart zu verdeutlichen und Schlüsse auf die Zukunft zu gestatten.

Die positive Philosophie schließt die Prophezeiungen des Mysticismus sowohl als auch die Decretirung ewig geltender Gesetze des Dogmatismus aus, sie beschränkt sich auf Beobachtung und Berechnung.

Für das Gestern und Heute kann die Berechnung eine durchaus richtige sein; für das Morgen giebt es blos eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, ist ja das Morgen selbst blos eine Wahrscheinlichkeit.

Jeder Schluß von Gestern und Heute auf das Morgen kann nur ein inductiver sein: bar accident.

Aber ein Schluß auf das Morgen ohne die Prämissen von Gestern und Heute ist ein Sprung in's Dunkle.

Vor diesem sei die Menschheit gewarnt.

Die Prämissen von Gestern und Heute gestatten für's Morgen die Folgerung, daß eine, im gut vorbereiteten Boden zur rechten Zeit gestreute, gute Saat, bar accident, eine gute Ernte ergeben werde.

Die Ernte zu erhoffen, ohne gesäet zu haben, ist hingegen unberechtigter Optimismus.

Die positive Weltauffassung hat somit den Menschen zu veranlassen, den Acker gut vorzubereiten, zur richtigen Zeit gut zu besäen und auf die Ernte zu hoffen.

Auch diese Hoffnung ist Optimismus, aber ein Optimismus, der auf Wahrscheinlichkeit beruht.

Aufgabe der Philosophie.

Die Philosophie ist niemals Selbstzweck, sie hat blos die Erforschung und Constatirung des heutigen Standpunkts aller geistigen Errungenschaften zum Gegenstand, um die Wahrheiten von heute als Meilenzeiger aufzustellen, von welchen aus auf allen Gebieten menschlichen Schaffens und Trachtens immer weiter zu neuen Wahrheiten geschritten werden könne. Die Philosophie kann somit die Statistik geistiger Arbeit genannt werden, die möglichst genaue Daten über den heutigen Stand zu liefern hat und nichts Anderes. Niemals ist sie berechtigt, Glaubensartikel von ewiger Dauer zu decretiren; ihre Aufgabe besteht nicht darin, die Menschheit zum Stillehalten zu bewegen, sondern darin, sie unentwegt vorwärts zu treiben in der Suche nach neuen Wahrheiten.

Der einzige Factor, mit dem für die Gestaltung des Morgen gerechnet werden kann, ist der Mensch von heute.

Diesen richtig zu erkennen, ist die erste Aufgabe des Denkers, ihn richtig zu verwerthen, die vornehmste Aufgabe des Staatsmannes.

Erkennen und Verwerthen müssen aber Hand in Hand gehen. Um der Menschheit zu dienen, muß sowohl der theoretische Denker als auch der praktische Politiker Sociologe sein.

Deduction und Induction.

Der Sociologe hat alle Evolutionen der Gesellschaft im Allgemeinen, sowie des einzelnen Menschen oder Collectivmenschen von heute einer genauen Prüfung zu unterziehen. Er hat alle Daten des Heute gewissenhaft zu sammeln und zu registriren.

Auf Basis der hiermit erlangten Prämissen wird es für ihn möglich, mittelst Deduction auch über die Vergangenheit ein klares Bild zu erlangen.

Durch das Vergleichen und Aufeinanderbeziehen der Standpunkte von gestern und heute erlangt er Prämissen, die es ihm ermöglichen, mittelst Induction Wahrscheinlichkeitsschlüsse auf die Zukunft zu ziehen, die sich der positiven Wahrheit um so mehr nähern werden, je genauer und vielfältiger die Beobachtungen sind, auf welche sich die inductive Folgerung stützt.

Mit anderen Worten:

Die deductive Methode kann nur auf die Vergangenheit, höchstens auf die Gegenwart angewendet werden, das Errathen zukünftiger Wahrheiten ist Sache der Induction.

Blos durch die genaue Erforschung des Heute in allen seinen Einzelerscheinungen und durch die Ergründung dessen, in der Vergangenheit liegenden Ursachen, ist die deductive Feststellung der Wahrheiten von gestern und heute möglich; blos durch das genaue Vergleichen und Aufeinanderbeziehen aller dieser Wahrheiten ist die möglichst sichere inductive Schlußfolgerung auf das Morgen zu erlangen.

Wenn Plato die Aufgaben des Sophisten von jenen des Staatsmannes trennt, so trennt er eben den Denker vom Menschen. Der Sociologe aber soll Denker sein und Mensch zugleich*) und zwar jener Mensch, der berufen ist, seine Mitmenschen nicht nur für's Morgen zu erziehen, sondern auch schon heute zu lenken.

Die Sociologie auf die Geschichte angewendet muß streng deductiv vorgehen; mit Bezug auf die Politik jedoch kann sie der Deduction nicht entbehren.

Wer blos inductiv denkt, wird leicht zu rasch, wer blos deductiv verfährt, leicht zu langsam. Der Geschichte schadet die Langsamkeit nicht, die Politik hingegen wird durch sie lahmgelegt.

---

*) Wolle nicht Philosoph sein, im Unterschiede vom Menschen.
(Ludwig Feuerbach.)

Auch der gewissenhafteste deductive Denker betritt das Gebiet der Zukunft, sobald er handelt. Für die Zukunft aber gibt es blos Wahrscheinlichkeiten, mit denen der Mann der That sich zu begnügen gezwungen ist.

Napoleon I. soll seine verblüffenden Erfolge damit erklärt haben, daß er die Ereignisse um 24 Stunden früher vorhersah als seine Gegner und darnach handelte. Er verfuhr inductiv.

* * *

Den Horizont von heute kann Jener am besten überblicken, der das schärfste Auge hat, und Jener, der den höchsten Standpunkt einnimmt.

Aber auch für Jenen, der sich auf dem höchsten Standpunkt befindet und mit dem schärfsten Auge bewaffnet ist, wird das Ueberblicken des Horizonts unmöglich, sobald er nicht sehen will.

Nicht sehen will Jener, der im Banne des Horizonts von gestern steht.

Er begreift nicht, daß die Wahrheit von gestern heute Lüge sein kann, Lüge, die sich, einer Wolke gleich, zwischen ihm und dem Horizont von heute niedersenkt und den Ausblick verhüllt.

Und solche Lügen datiren nicht blos von gestern, sie übertragen sich von einem verlassenen Standpunkt auf den anderen und werden durch jedes neue Verkennen des heutigen Horizontes vermehrt, bis endlich ein Sturmhauch sich erhebt, um die Wolken zu verscheuchen, ein Sturmhauch, der Zufall genannt wird, in Wirklichkeit aber einem Naturgesetz entspricht, jenem Gesetz, das die Gesammtheit vorwärts treibt auf der Bahn der Entwicklung, mit und ohne Zuthun des Einzelnen.

Will der Einzelne ein Factor dieser Entwicklung werden, so trachte er den Horizont aus eigner Kraft zu säubern, ohne den Sturm zu erwarten.

Dualismus im Menschen.

Keine Irrlehre hat die Menschheit gründlicher getäuscht als jene der Gleichheit und Unveränderlichkeit, daher Unentwickelbarkeit des Menschen.

Sie verpflanzt sich von Generation auf Generation, wird in der einen oder der anderen Form immer blind befolgt, obzwar sie die Beweise ihrer Stichhaltigkeit immer schuldig blieb.

Unveränderlich in der Menschheit ist nur der Erhaltungstrieb und Fortpflanzungstrieb, aber die Mittel, diesem zu entsprechen, können bei jedem Individuum, an jedem Ort, zu jeder Zeit verschieden sein. Ja mehr noch, selbst diesen beiden Naturgrundgesetzen sehen wir das Individuum sich gegebenen Falles entziehen; gar häufig sehen wir es für höher gehaltene Zwecke nicht nur dem Genusse des Augenblicks, sondern auch dem Leben selbst freiwillig entsagen.

Der Grund dieser Erscheinung ist der Dualismus im Menschen.

Sobald der Mensch dem Drange nach Befriedigung eines augenblicklichen Gelüstes widersteht, handelt er unter irgend welchem, seinem Ich des Augenblicks fremden Einflusse.

Erinnert er sich, vorgestern mehr gegessen zu haben, als zu seiner Selbsterhaltung nothwendig war, und daß ihm infolge dessen zur Stillung des gestrigen Hungers nichts übrig geblieben ist; und versagt er sich, die ihm heute zu Gebote stehenden Nahrungsmittel völlig zu verzehren, damit für das Ich von morgen etwas übrig bleibe: so handelt er unter dem Einflusse vorgestriger und gestriger Erfahrung zu Gunsten seines Ich von morgen.

Die Erinnerung an das hungernde Ich von gestern und die Rücksicht auf das nahrungsbedürftige Ich von morgen beeinflußt das Ich von heute. Somit kämpfen im Menschen zwei verschiedene Wesen mit einander, jenes des Befriedigungsdranges augenblicklicher Neigung und jenes des Selbstüberwindens aus durch Erfahrung gebotener Voraussicht.

Jener Mensch, der sich seines Ich von gestern erinnert und auf sein Ich von morgen Rücksicht nimmt, ist nicht nur von seinem Nachbar, der dies unterläßt, verschieden, sondern er ist möglicher Weise sogar völlig anders, als er selber gestern noch war.

Mit jedem Atom Freiheit, dessen er sich zu Gunsten des Ich von morgen begiebt, hat er ein Atom Macht gewonnen.

Das Ich von heute, in welchem die Voraussicht auf sein Ich von morgen über das augenblickliche Genußbedürfniß die Oberhand gewinnt, hat einen höheren Entwickelungsgrad erreicht.

Wie entwicklungsfähig dieser Dualismus ist, beweist die Verschiedenheit seiner Grade im verschiedenen Alter. Das Kind und der Greis sind kurzsichtig selbstisch, Beide haften an der Gegenwart und gedenken wenig der Zukunft; das Kind, weil es noch nicht, der Greis, weil er nicht mehr an die Zukunft glaubt.

Hierin liegt der Beweis der Entwicklungsfähigkeit der Menschheit, und darin, daß diese Entwicklung nicht bei jedem Menschen zu gleicher Zeit und in gleichem Maße eintrifft, liegt der Beweis der Ungleichheit der Menschen.

Aus dieser Ungleichheit ergiebt sich aber ein zwingendes Gesetz, das nicht zu erkennen und nicht anzuerkennen Blindheit ist oder Hypokrisie, dieses Gesetz lautet: Die Menschheit besteht aus einer geringen Zahl von Starken und einer Unzahl von Schwachen, aus wenigen Herren und einer Unmasse von Sklaven.

Nicht nur hat es in allen Zeiten und wird es in aller Ewigkeit Sklaven geben, sondern die große Majorität der Menschheit wird immer Sklave sein in der Hand einer kleinen Minorität von Herren.

Die große Majorität wird Sklave sein, weil der natürliche Zustand des Menschen das „Von der Hand zum Munde leben" ist;

weil die große Majorität der Menschheit sich damit begnügt, die Triebe der Selbsterhaltung und Fortpflanzung **heute** zu befriedigen, ohne an den morgigen Tag zu denken.

Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte der wenigen Herren, in deren Händen das Schicksal der vielen Sklaven immer gelegen ist und immer liegen wird.

Zur richtigen Beurtheilung des Horizontes von heute ist somit nichts Anderes nöthig, als die genaue Beobachtung des Verhältnisses zwischen den wenigen Starken und der Mittel, deren sie sich bedienen, um die vielen Schwachen zu beherrschen und zu lenken.

Hierin erblicken wir die alleinige Aufgabe der Sociologie.

Freiheit des Willens, Selbstbestimmung und Prädestination.

Wir sehen den Menschen durch Rücksichtnahme auf sein Ich von morgen gebunden.

Nun frägt es sich, welcher Mensch selbstständiger über sich verfügt, ob jener, der blos durch seine thierischen Instincte der Selbsterhaltung und Fortpflanzung geleitet wird, oder jener, der diese beiden der Sicherung seines Ich von morgen unterordnet?

Sich den Gelüsten des Augenblickes in voller Freiheit hingeben kann letzterer nicht mehr, und diese Freiheit wird in noch höherem Grade beschränkt, sobald er sich mit anderen Menschen zu irgend einer Gemeinschaft verbindet.

Was der erste Impuls zu dieser Gemeinschaft sei, ist nicht von Belang. Der Geschlechtstrieb führt noch nicht dazu, dieser kann befriedigt werden, wie der Nahrungstrieb; man pflückt die Frucht vom Baume und kehrt ihm sodann den Rücken. Kindesliebe ist blos ein natürlicher Instinct **der Mutter**, die das von ihrem Leibe getrennte Wesen so lange als zu diesem gehörig betrachtet, als es nicht fähig ist, sich selbstständig zu erhalten.

Die Sympathie, wie Sutherland*) behauptet, ist es auch nicht, weil die Sympathie mit den Mitmenschen **nicht Prämisse** ist, **sondern Resultat**, die Folge des erfolgreichen Zusammenwirkens mit diesen.

Wir wollen uns nicht in der Erörterung physiologischer Theorien verlieren, uns nicht mit der mehr oder weniger wahrscheinlichen Geschichte unserer Entstehung beschäftigen, sondern **uns nehmen, wie wir heute sind.**

Vom sociologischen Standpunkte erscheint uns die Frage der Association dadurch gelöst, daß der einzelne Mensch sich im Kampfe um's Dasein zu schwach fühlt und dadurch veranlaßt wird, Stütze bei seinesgleichen zu suchen. An diesem Axiom wollen wir festhalten und alle ferneren Folgerungen auf diesem Grundsteine errichten.

---

*) The origin and growth of the Moral Instinct.

Nun denn, der eine Mensch verbindet sich mit anderen Menschen, zunächst aus Furcht vor der ihm tausendfach drohenden Gefahr. Im erkannten Bedürfnisse, für sich die Bundesgenossenschaft seines Mitmenschen zu gewinnen und zu erhalten, liegt aber auch schon die Nothwendigkeit, auf diesen Genossen ebenso Rücksicht zu nehmen wie auf sein eigenes Ich von morgen.

Durch die Rücksichtnahme auf Andere erscheint der augenblickliche freie Wille des Einen abermals gebunden, und abermals stehen wir vor der Frage, ob der isolirte Mensch freier handelt, mit anderen Worten, über einen höheren Grad von Selbstbestimmung verfügt, oder der mit Anderen Verbundene, daher in einem gewissen Collectivismus aufgegangene Mensch.

Und nun meinen wir zu einem Resultat gelangt zu sein, das der landläufigen Auffassung widerspricht.

Die Begriffe des freien Willens und der Selbstbestimmung werden gewöhnlich als identisch angesehen, während sie in Wirklichkeit absolute Gegensätze bilden. Zur Selbstbestimmung gehört auch Macht, die Macht aber kann sich blos durch theilweises Aufgeben der Freiheit, daher Ungebundenheit entwickeln. Erst bemeistre ich mich selbst, und schließlich lasse ich mich im Interesse der Selbstbestimmung durch Andere bemeistern.

Die Association ist eben eine qualitative Erhöhung des quantitativ verminderten freien Willens.

Ich beschließe, heute in Wien, morgen in Paris zu soupiren. Das Zusammenwirken von vielen tausend Mitmenschen ermöglicht mir die Ausführung dieser Absicht. In tausenderlei Weise wird mein freier Wille durch das Bestehen und Wirken aller jener Mitmenschen gehemmt; — aber ich soupire morgen in Paris, was meinerseits doch unstreitig Selbstbestimmung ist.

Ich habe einem Theile meines freien Willens zu Gunsten eines Collectivismus entsagt, aber die höhere Kraft dieses Collectivismus ermöglicht mir, einen selbstgefaßten Entschluß auszuführen, was mir allein unmöglich gewesen wäre.

Im Gegensatz zur Freiheit des Willens stehen somit alle jene Bande, die mich an meine Mitmenschen fesseln; mit anderen Worten: ich habe mich eines Theiles meiner Freiheit begeben, um meine Selbstbestimmung durch eine erhöhte Kraft intensiver zu machen.

Nichts aber ist willkürlicher und falscher, als dem freien Willen und der Selbstbestimmung — Prädestination entgegenzustellen.

Prädestination ist ein müßiges Spielen mit Worten, die Frage, ob die Henne oder das Ei zuerst entstanden sei.

Selbst wenn wir die ultraspiritistische Auffassung theilen und zugeben wollen, daß jenes Wesen, auf dessen Allmacht alles Dasein zurückgeführt werden muß, in seiner Allwissenheit genau vorhergesehen hat, daß ich heute von Wien abreisen und morgen in Paris soupiren werde, fragen

wir, was dies mit der Beschränkung des freien Willens zu thun hat.

Der Correpetitor, der mich zu meiner Prüfung vorbereitet hat, weiß ganz genau, daß ich gut durchkommen werde. Ich komme aber gut durch, weil ich gut antworte, ich antworte aber gut, weil ich gut studirt habe, daher genau aus demselben Grunde, aus welchem mein Lehrer mein Durchkommen vorhergesehen hat, und von dieser seiner Ueberzeugung völlig unabhängig.

Daß ich gut studirt habe, geschah einfach aus der Voraussicht, daß ich die Prüfung nur so bestehen könne. Daß ich diese Voraussicht erlangte und auch von dem Wunsche beseelt war, gut durchzukommen, hängt allerdings von tausenderlei Umständen ab, auf die ich keinen Einfluß üben konnte.

Ich habe Kopf und Herz und handle darnach. Hätte ich das Eine oder das Andere nicht, so hätte ich anders gehandelt.

Ich gewinne ein Laufrennen, weil ich mich gut zu diesem Rennen trainirt habe. — Prädestination! Ich habe nämlich ein paar gute Beine, gesunde Lunge, ein normales Herz. —

Wie viele Andere haben es auch und gewinnen dennoch keine Rennen. Allerdings, stände einer dieser Factoren mir nicht zu Gebote, so könnte ich nicht gewinnen, wie ich auch nicht gewinnen könnte, wenn ich als Schildkröte geboren wäre. Also wir geben zu, daß es Prädestination ist, daß ich nicht als Schildkröte geboren bin. Ueber dies hinaus hört aber jede Berechtigung des Begriffes Prädestination auf.

Um mit mir dasjenige anzufangen, was ich für geeignet halte, muß ich mich einfach als das nehmen, was ich bin, als Mensch mit gesunden Organen und nicht als Schildkröte.

Unser freier Wille wird nicht dadurch beschränkt, daß wir sind, wie wir sind, und nicht anders, denn von dem so und so sein hängt ja auch der Besitz der Willenskraft überhaupt ab.

Der unserem Organismus entsprechende freie Wille wird blos durch zwei Kräfte beschränkt, durch Atavismus und durch Hypnose.

Mit unserem heute functionirenden Organismus könnten wir ohne Vorfahren und Mitmenschen alles Dasjenige leisten, wozu unsere Organe genügen.

Der Grund dessen, daß wir es nicht können, liegt nicht in der Prädestination, sondern darin, daß außer unserem Organismus auch der Organismus der Menschheit, der wir angehören, und jener der Menschheit, der wir entsprungen sind, mitwirkt.

Der große Irrthum in der Beurtheilung dessen, was freier Wille genannt wird, liegt darin, daß der einzelne Mensch als Einheit gedacht wird, obwohl er als solche gar keine Rolle spielt.

Der einzelne Mensch ist ein Begriff, mit dem wir nicht zu rechnen haben, weil er überhaupt nicht besteht. Sollte irgendwo ein einzelner Mensch hausen, so kennen wir ihn nicht, wir haben mit ihm eben so wenig zu rechnen, wie mit dem Mann im Monde; kennen wir ihn, so ist er eben kein einzelner Mensch mehr.

Selbst der Klausner ist kein einzelner Mensch, auch er hat bei anderen Menschen irgend eine Empfindung wachgerufen und dadurch Einfluß auf sie geübt, sich von ihnen beeinflussen lassen.

Nur als Mitglied der Menschheit zählt der Mensch. Alle Menschen, von denen der einzelne Mensch physisch, intellectuell oder moralisch abstammt, alle jene, mit denen er heute physisch, intellectuell oder moralisch zusammenhängt, bilden mit ihm zusammen eine Einheit.

Auf wen eine Zeile von Goethe eingewirkt hat, ist nicht mehr er allein, er steht unter dem Einflusse Goethe'scher Gedanken und Empfindungen. Gleichzeitig aber steht er auch unter dem Einflusse seiner Mitmenschen, ob sie von Goethe beeinflußt sind oder nicht.

Der heutige Culturmensch ist eben so wenig ein vorgoethischer Mensch, als er eine Schildkröte ist. Hieraus folgt aber nicht, daß er als dasjenige, was er ist, nicht selbstständig handeln könne.

Der Schmied hat entwickelte Armmuskeln, die Ballettänzerin entwickelte Beinmuskeln. Ersterer kann nicht tanzen, Letztere kein Eisen schmieden. Daraus folgt aber nicht, daß der Schmied im gegebenen Augenblicke unbedingt schmieden, die Tänzerin unbedingt tanzen müsse, ob sie wollen oder nicht.

Was den Einen und die Andere veranlaßt hat, sich zum Schmied und zur Ballettänzerin auszubilden, gehört dem Gestern an und ist für sie wie für die Menschheit von wenig Belang.

Sie und uns interessirt blos ihr Heute; den Fuhrmann, dessen Pferd ein Eisen verloren hat, ob der Schmied es zu ersetzen Willens ist, der Opernbesucher, ob die Diva ihn mit ihrer Fußfertigkeit heute ergötzen will. Der Schmied, der Fuhrmann, die Diva, der Opernbesucher und wir gehören aber insgesammt zu jener Einheit, zu deren Selbstbestimmung wir, jeder in seinem Fache, durch unseren freien Willen beitragen nicht müssen, sondern können, wenn wir wollen.

Ob vor so und so viel Milliarden von Jahren ein höheres Wesen gewußt hat, daß wir heute Dies oder Jenes wollen werden, ist völlig gleichgiltig. Von höchster Wichtigkeit hingegen ist es, ob wir durch unser heutiges Handeln oder Unterlassen uns und andere bezüglich des morgigen Tages in der einen oder der anderen Richtung binden.

Wer sich dem Trunke ergeben hat, ist allerdings der Trunkenheit verfallen, aber es gab eine Minute in seiner Vergangenheit, in welcher er der Versuchung zu trinken hätte widerstehen können.

Wer dieser Versuchung heute widersteht, hat durch **Bändigung des freien Willens die Selbstbestimmung seines Ich von morgen gesichert**, noch mehr aber Derjenige, der, um seinen freien Willen zu binden, sich mit Anderen vereint hat, die ihm helfen werden, der augenblicklichen Versuchung zu widerstehen.

Aufgehen des Individuums in einem Collectivismus.

Wie absolut unläugbar die Verschmelzung des Individuums in verschiedene collective Einheiten immer stattgefunden hat und fortwährend stattfindet, **beweist unser selbstverständliches Rechnen mit solchen Einheiten.** Man spricht von Familien, Stamm, Gemeinde, Staat, Confession, Culturgenossenschaft, Klasse, Regiment, Armee u. s. w., **wie man von Johann und Anton spricht.**

Man findet es ganz natürlich, vorauszusetzen, daß dieses oder jenes Volk, dieses oder jenes Bataillon sich bis auf den letzten Mann niedermetzeln läßt, eher als sich dem Feinde zu ergeben.

Andererseits wird es Niemandem einfallen, dagegen zu protestiren, wenn von Johann versichert wird, er sei vorsichtig, von Anton, er sei tapfer. Im gegebenen Falle wird man von Johann erwarten, er werde einer Gefahr geschickt ausweichen, von Anton, er werde mit dem Kopf an die Wand rennen.

Nun aber ist Johann Soldat und wird einen Bajonett-Angriff seiner Kameraden eben so gut mitmachen, als wäre er tapfer; Anton hingegen ist, sagen wir, Quäker und wird die linke Backe hinhalten, wenn er auf die rechte einen Schlag erhält.

Der freie Wille des Individuums ist eben dem freien Willen des Collectivismus unterlegen.

Der Sociologe hat zur richtigen Werthschätzung jeder heute bestehenden Genossenschaft genau festzustellen, in wie weit der freie Wille ihrer Bestandtheile in ihren Gesammtwillen aufgegangen ist; zugleich aber zu erkennen, ob dieser Gesammtwille selbst darauf gerichtet ist, sich ungebunden auf den Genuß des heutigen Tages zu werfen, oder ob er geneigt ist, sich im Interesse der Selbstbestimmung von morgen zu beschränken.

Stimmt der individuelle freie Wille mit dem corporativen freien Willen nicht völlig überein, und siegt Keiner von Beiden, so ist die Selbstbestimmung Beider lediglich das Resultat eines Compromisses.

Der corporative freie Wille ist nur mehr der nach wechselseitiger Annullirung übrig gebliebene Rest der Summe aller individuellen freien Willen.

Je mehr individuelle Energie in diesem Kampfe sich gegenseitig vernichtet, umso geringer ist der für die Gemeinschaft übrig gebliebene Rest dieser Energie.

Der einzelne Mensch ist ein Recipient des freien Willens des Gesellschaftskreises, dem er angehört, und dieser freie Wille wird von ihm, durch die Bethätigung des eigenen freien Willens, verstärkt oder abgeschwächt weitergegeben, bis er endlich bei einem oder dem anderen Individuum in einem selbstbestimmten Handeln zum Ausbruche kommt.

Dieser, den in ihm concentrirten freien Willen der Gesellschaft selbstständig ausübende Mann wird für ein höheres Wesen gehalten, hält sich oft selbst für ein höheres Wesen, während er einfach das Werkzeug des Gesammtwillens ist, der sogenannte providentielle Mann. Und allerdings hängt das Wohl und Wehe oft vieler Generationen davon ab, ob der Gesammtwille im richtigen Augenblicke einen Recipienten vorfand, der gewaltig genug war, ihn zu tragen und den Massen aufzunöthigen.

Wie viele Weltereignisse blieben ungeschehen, weil der individuelle freie Wille sich dem recipirten freien Willen der Gesellschaft gegenüber ablehnend verhielt, oder weil die Gesellschaft nicht im Stande war, ihrem eigenen, in einem einzelnen Menschen concentrirt und mächtig ausgedrückten freien Willen zu folgen.

Der freie Wille eines Gesellschaftskreises ist das Resultat des Aufgebens des freien Willens der in ihm verbundenen Individuen. Dieses Aufgeben war die Folge von Einflüssen der Vergangenheit oder Gegenwart, von Atavismus oder Hypnose.

Sowohl Atavismus als Hypnose sind somit Factoren der Verschmelzung des individuellen freien Willens in einem gesellschaftlichen Gesammtwillen, aber durch Keines von Beiden wird dieser Gesammtwille auch qualitativ gehoben. D. h. der Collectivismus wird zwar nicht durch Opposition seiner Bestandtheile am freien Handeln verhindert, aber dieses freie Handeln muß nicht nothwendig zu einer Erhöhung der collectiven Selbstbestimmung führen.

Blos durch selbstständige Selbstentwickelung des einzelnen Individuums und durch zielbewußtes der Gesammtheit Dienen wird die Selbstbestimmung dieser Gesammtheit auch qualitativ erhöht.

Der Mensch von heute erlangt somit durch seine Verbindung mit anderen Menschen einen erhöhten Grad von Selbstbestimmung; die collective Selbstbestimmung erhöht er aber nur, wenn er weder durch Atavismus, noch durch Hypnose, d. h. weder durch Tradition, noch den s. g. Strom der Zeiten völlig beeinflußt, für die Wahrscheinlichkeiten des morgigen Tages ein offenes Auge behält und dieses im Interesse der Gesammtheit verwerthet.

Mit vollem Rechte wird behauptet, daß während die dogmatische und mystische Schule den Menschen zum Sklaven der Vergangenheit, somit des

Atavismus gemacht hat, der Positivismus den Einflüssen der heutigen Umgebung, somit der Hypnose, zu großen Spielraum gewährt.

Das Richtige liegt eben in der Mitte. Blos durch Compromisse dient die Menschheit von heute sich selbst und jener von morgen.

Der fortwährend bestehende Dualismus im Menschen überträgt sich auch auf den Collectivmenschen und kann nicht hindern, daß dieser sich mehr als Object oder mehr als Subject fühle, denn das Verhältniß Beider ist in ihm relativ.

Instinctiv wie das Thier handelt der Collectivmensch und der einzelne Mensch blos so lange, als ihn nichts hindert, seinen Instincten nachzugehen, oder von dem Augenblicke an, als ihn Alles daran zu hindern scheint, also bei zu leichter oder zu schwerer Befriedigung der Selbsterhaltung und Ausbreitung.

Sobald er aber im augenblicklichen Zustande der Gesellschaft, also heute, einerseits verhindert wird, seine Instincte zu befriedigen, andererseits die Möglichkeit erkennt, diesen Zustand zu ändern, hört sein Handeln auf instinctiv zu sein, es wird auf die Erreichung eines bestimmten Zieles gerichtet, auf die Beseitigung jener Hindernisse.

Das Ziel kann aber möglicher Weise erst morgen erreicht werden. Den Tribus hungert, er zieht nach einer Stelle, die ihm Nahrung verspricht, er geht auf Beute aus und trachtet Wild zu erlegen.

Indem der Collectivmensch ein Ziel in's Auge faßt, das er erst morgen erreichen kann, sucht er die Ursachen zu ergründen, die ihn hindern, dies Ziel heute schon zu erreichen, ja dies Erreichen auch in der Zukunft fraglich machen. Diese Ursachen liegen in der Vergangenheit.

Je deutlicher der Collectivmensch das morgige Ziel und die für dessen Erreichung in der Vergangenheit wurzelnden Hindernisse zu erkennen vermag, um so mehr entwickelt sich auch in ihm ein Wesen, das in der Zukunft und in der Vergangenheit lebt, im Gegensatze mit seinem Wesen von heute.

Das eine wie das andere dieser Wesen kann unterliegen, es kann der Collectivmensch das Gestern und Morgen für das Heute vergessen und umgekehrt. Auch im Collectivmenschen hat der Dualismus seinen Höhepunkt erst erreicht, wenn das Ich von heute mit dem Ich von gestern und morgen in Uebereinstimmung fühlt, denkt und handelt. Bei Keinem ist dies immer der Fall. Das Höchste, was er erreichen kann, ist, sich im Augenblicke des Handelns durch jene Grundsätze leiten zu lassen, die er in Momenten des Empfindens und Denkens sich selbst zurechtgelegt hat.

Egoismus und Altruismus.

Dem jedem organischen Wesen innewohnenden Instinct der Selbsterhaltung entsprechend ist auch der Mensch ursprünglich Egoist.

Durch den Drang, für die Zukunft zu sorgen, und durch die Vergangenheit gewitzigt, wird er vermocht, auch auf Andere Rücksicht zu nehmen, er legt sich das Princip der Nächstenliebe zurecht und wird Altruist. Aber das Subject im Menschen, jener Theil seines Ich, das den anderen Theil, das Object, beherrscht, ist durch die, wenn auch selbstgewählte Richtung gebunden, es handelt unter dem Einflusse der Selbsthypnose. Durch Uebung des Altruismus verliert er den Ausgangspunkt seines Trachtens, die Erhaltung seiner selbst leicht aus dem Auge. Wie jede menschliche Regung, so kann auch der Altruismus zur Monomanie werden, sobald man sich ihm ausschließlich ergiebt.

Blos wer in sich Egoismus und Altruismus in Einklang zu bringen vermag, ist ein dualistisch entwickelter Mensch und verfügt über dasjenige, was wir Selbstbestimmung nennen.

In dieser Entwickelung giebt es eine unendliche Stufenleiter, die wir versuchen wollen, arithmetisch zur Anschauung zu bringen.

Wer von besessenen 100 Einheiten seinem Nächsten auch nicht eine Einheit opfern will, ist der reine Egoist, der seelenlose Thiermensch, ohne Dualismus.

Wer diesem die vollen 100 Einheiten zu opfern bereit ist, ist der reine Altruist, der entkörperte Seelenmensch, gleichfalls ohne Dualismus.

Jeder Grad dieser Scala auf oder ab bezeichnet den dualistischen Menschen mit mehr egoistischer oder mehr altruistischer Tendenz.

Mit jeder erlebten Minute muß der Mensch sich auf einer anderen Stufe dieser Scala befinden, auch wenn er anscheinend unbeweglich war, weil eben Alles um ihn herum sich bewegt.

Wer sich berufen fühlt, den einzelnen Menschen oder irgend einen abgegrenzten Theil der Menschheit zu lenken, hat somit vor Allem zu erkennen, auf welcher Stufe dieser Scala jener heute steht, den er beeinflussen will.

Blos so vermag er zu unterscheiden, wer in seinem altruistischen Bestreben unterstützt und angeeifert, wer in seinem Egoismus gehemmt, unterdrückt, beseitigt werden soll.

Sobald es sich darum handelt, einem bestimmten Zwecke Opfer zu bringen, darf man sich in der Werthschätzung dieses Zweckes nicht dadurch beirren lassen, auf wessen Schulter die zu bringenden Opfer lasten.

Jeder Preis, den man selbst zu zahlen hat, erscheint Einem leicht als zu hoch, während der von Anderen zu zahlende Preis leicht für zu gering erachtet wird.

In dieser Form ist das Gleichgewicht zwischen Egoismus und Altruismus am schwersten herzustellen.

Noch besteht keine irdische Macht, die vermöchte, in der gesammten Menschheit jenen die Herrschaft für ewige Zeiten zu sichern, die hierzu am würdigsten, am berufensten sind. Es kann

dies kein einzelner, noch so mächtiger Feldherr und Monarch, noch weniger kann es ein einzelner, noch so weiser Denker.

Dadurch aber, daß sich an allen Ecken und Enden der bewohnbaren Erde geographisch-politische Einheiten bilden, die aus einfachem Selbsterhaltungstriebe gezwungen sind, aufeinander Rücksicht zu nehmen, müssen allenthalben allmählich jene Elemente zur Herrschaft gelangen, die begreifen, daß der starre Egoismus todbringend ist.

Wenn wir annehmen, daß die Sociologie jene Wissenschaft zu sein hat, die berufen ist, die Principien festzustellen, nach welchen die Gesellschaft geleitet und entwickelt werden soll, so erkennen wir, daß die Aufgabe des Sociologen in nichts Anderem besteht, als darin, den Zeitgenossen die Wege, die sie zu wandeln gezwungen sind, zu ebnen; ihnen den Horizont von heute möglichst klar vor das Auge zu bringen, somit jene Wolken zu verscheuchen, die geeignet sind diesen zu verdunkeln.

Allerdings werden einzelne Mächte, vom absoluten Egoismus geleitet, sich der allgemeinen Bewegung auch heute zu entziehen trachten, aber die Hoffnung ist nicht unberechtigt, daß sie in der selbstgewählten Isolirung nicht im Stande sein werden, diese Bewegung zu hemmen.

Solche Mächte werden die Prüfung eben nicht bestehen, und der Sociologe wird sich in der Lage des Correpetitors befinden, der dies ohne besondere prophetische Gabe genau vorauszusehen und vorauszusagen im Stande ist.

Sklaverei.

Das Bestehen und die absolute Nothwendigkeit der Sklaverei wird niemals von den Massen geleugnet.

Jene herrschenden Minoritäten, die nicht für die Massen sorgen wollen, sind es, die behaupten, Jedermann sei in der Lage, selber für sich zu sorgen.

Den Massen wäre dies ganz recht, wenn sie es nur könnten. In Ermangelung der Möglichkeit, für sich selber zu sorgen, unterwerfen sie sich einer jeden Macht, die sie zu schützen weiß und für den gewährten Schutz nicht über Gebühr und Erträglichkeit ausbeutet. Sie sind Sklaven und fühlen sich als solche, sie können und wollen sich nicht selbst regieren, Alles, was sie verlangen, ist nur, möglichst gut und nicht gar zu theuer regiert zu werden.

Jeder Mensch trachtet danach, Andere für sich wirken zu lassen. Der Starke erzwingt dies vom Schwachen durch Gewalt, der Schwache erlangt dies vom Starken durch Nachgiebigkeit, und nicht immer ist es der Schwächere, der diesen Verhältnissen die größeren Opfer zu bringen hat.

Der Schwächere unterläßt blos, was er nicht thun kann, der Stärkere hingegen thut Vieles nicht, was er thun könnte; um Anderer Herr zu bleiben, muß er sich selbst bezwingen. Er bezwingt sich, das heißt seine augenblicklichen Gelüste, einzig und allein aus Voraussicht, aus Rücksichtnahme auf den morgigen Tag.

Je deutlicher die Bedürfnisse der Zukunft ihm werden, umso mehr fühlt er sich in der Freiheit der Action beschränkt. Wenn er sich im Ueberschätzen seiner Macht diese Beschränkung nicht auferlegen will und, um für die Sklaven, auf deren Erhaltung seine Macht beruht, nicht sorgen zu müssen, das Bestehen der Sklaverei leugnet, dann giebt er sich selber auf; es tritt eine Machtverschiebung ein. Der Herr, der beginnt Sklave seiner Gelüste zu werden, endet damit, Sklave Anderer zu sein, während der Sklave, für den nicht mehr gesorgt wird, sich dem Gesetze der Selbsterhaltung entsprechend von seinem Herrn lossagen muß, um einen anderen Herrn zu suchen.

Sklave ist nicht nur, wer thun muß, wie Andere wollen, sondern auch wer nicht thun darf, wie er will. Es giebt eine active und eine passive Sklaverei.

Im gewöhnlichen Sprachgebrauche wird nur erstere Sklaverei genannt, obwohl letztere die drückendere ist. Arbeiten zu müssen, ist weniger hart, als nicht essen zu dürfen, wenn Einen hungert.

Mc. Carnegie, der Besitzer von 40 Millionen Pfund Sterling, die er gemeinnützigen Zwecken widmen will, hält die Arbeit nicht nur für kein Unglück, er betrachtet sie sogar für die einzige Quelle des Glückes der Menschen*).

Um der passiven Sklaverei zu entgehen, ist der Mensch auch jederzeit bereit, sich in die active Sklaverei zu begeben.

Gegen die active Sklaverei lehnt er sich erst auf, wenn sie mit der passiven verbunden ist; d. h. wenn er dem Willen Anderer entsprechend arbeiten muß, ohne sich hierdurch selbst erhalten zu können.

Wer dem Sklaven die Befriedigung des Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstriebes sichert oder auch nur zu sichern verspricht, bleibt sein Herr, und dies umso leichter, wenn es ihm auch noch gelingt, den Sklaven erkennen zu lassen, daß er durch seine Arbeit ein nützliches Mitglied der Gesellschaft sei, daß er durch diese die Lösung irgend einer großen Aufgabe fördert. Die Sisyphus-Arbeit ist die härteste Form der activen Sklaverei.

Mit dem Fortschritte der Cultur werden der activen Sklaverei immer engere Grenzen gesetzt, während die passive Sklaverei durch diese in erschreckender Weise zunimmt.

*) „Review of Reviews“ annual for 1900.

Nicht die höhere Moral der herrschenden Minoritäten hindert diese, die Massen zur Arbeit zu zwingen, sondern das Abnehmen des Bedürfnisses nach dieser Arbeit an einzelnen Orten.

Durch die Entwicklung der Technik wird die Muskelkraft der Sklaven überflüssig.

Gerade dieser Umstand führt aber dazu, daß die unbeschäftigten Massen der passiven Sklaverei verfallen.

Die allenthalben erkannte Nothwendigkeit, Hungerlöhne in Anwendung zu bringen, ist der sprechendste Beweis dieser Behauptung.

Je weniger die herrschenden Minoritäten auf die activen Dienste der Massen angewiesen sind, umso weniger kümmern sie sich auch um deren Wohlergehen und um die Mittel, sie in ihrer Gewalt zu behalten.

Aber die Rechnung ist falsch.

Wie die Massen, so wurzeln auch die herrschenden Minoritäten in der Scholle, deren Erhaltung, Entwicklung und Ausdehnung für Beide zur Lebensaufgabe wird. Gerade dadurch sind allenthalben die wenigen Starken zur Macht gelangt, daß sie ein für die Selbsterhaltung der Massen geeignetes Stück Erde zu erwerben und zu behaupten im Stande waren. Die Massen aber wollen sich auf diesem Erdenpunkte nun auch des Lebens erfreuen können. Sie sind bereit, sich der Herrschaft jener zu unterwerfen, die ihre Dienste zur Erhaltung der Gemeinde, des Staates in Anspruch nehmen, sie sind bereit zu der noch so harten activen Sklaverei; aber unter der Bedingniß, dafür der passiven Sklaverei enthoben zu werden, d. h. innerhalb der erhaltenen Gesammtheit sich aus eigener Kraft auch selber erhalten und entwickeln zu können.

Die herrschenden Minoritäten sind an das Vaterland gekettet, weil dies die Quelle ihrer Macht ist; die Massen dadurch, daß ihre Selbsterhaltung von dessen Erhaltung bedingt ist.

Im Vaterlande, und nur in diesem, begegnen sich die Interessen und Empfindungen Beider.

Immer sind die Massen gefügige Werkzeuge der herrschenden Starken, so lange sie von diesen voraussetzen können, daß sie sich als Verkörperung des Vaterlandes betrachten und fühlen.

Erst wenn sie Grund haben, an dem Patriotismus der herrschenden Minoritäten zu zweifeln, empören sie sich gegen deren Herrschaft und suchen sie durch eine andere zu ersetzen.

Von jeder herrschenden Minorität, die sich mit dem Vaterlande identificirt, setzen die Massen mit Recht voraus, sie werde aus Selbsterhaltungstrieb auch ihrer Erhaltung gedenken. Darum steht auch mit ihren Empfindungen nichts so sehr im Widerspruche, wie die Fremdherrschaft jeglicher Form.

Die Massen wollen sich niemals selber regieren, aber sie wollen von jenen regiert werden, die mit ihnen empfinden, sie verstehen, von ihnen verstanden werden. Dies der Ursprung des Bedürfnisses nach jedweder Autonomie.

Das Erreichen des höchsten Grades von Selbstbestimmung ist der natürliche Trieb jedes organischen Wesens, je nach der ihm eigenen Kraft.

Beim Starken äußert sich dieser Trieb im Unterdrücken Anderer, beim Schwachen in der Unterwerfung. Der Starke will die Selbstbestimmung dadurch sichern, daß er trachtet, das Gebiet seiner Macht auszudehnen; der Schwache meint selbe, durch Beschränkung auf ein kleines Gebiet, unter dem Schutze des Starken erhalten zu können.

Wie der Eine stark geworden, der Andere schwach geblieben ist, gehört dem Gestern an, für die richtige Beurtheilung des Horizontes von heute ist es blos von Wichtigkeit, mit der Thatsache zu rechnen, daß es in der Gesellschaft nichts Anderes giebt als viele Sklaven und einige Herren, viele Schwache und einige Starke.

Erst wenn man diese Wahrheit als absolutes, unveränderliches Gesetz anerkennt, ist man im Stande auch zu beurtheilen, wer die wenigen Starken sind, und welche von ihnen die Stärkeren.

Vor Allem wird man finden, daß der Sklave blos darum Sklave ist, weil er vorzieht Sklave zu sein, und daß es Thorheit ist, ihm das Sklaventhum unerträglich zu machen. Wie wir gezeigt haben, ist Sklave, wer thun muß, wie Andere wollen, und wer nicht thun darf, wie er will.

Thun müssen, wie Andere wollen, wird nur dann unerträglich, wenn es die Befriedigung des Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstriebes verhindert oder über Gebühr einschränkt.

Nicht thun dürfen, wie man will, wird unerträglich, sobald man bemerkt, daß jene, die für einen wollen sollen, nicht zu wollen vermögen oder Willens sind.

Den numerisch noch so starken, aber moralisch schwachen Sklaven würde es niemals gelingen, sich aus der Herrschaft der moralisch stärkeren Minoritäten zu befreien, wenn diese Minoritäten moralisch stark bleiben und die Nothwendigkeit ihrer Solidarität anerkennen würden.

Der im stärkeren Menschen ganz besonders bestehende Drang nach Ungebundenheit führt ihn aber nicht nur dazu, der Schwachen zu vergessen, sondern auch zum Kampfe gegen Seinesgleichen, dessen eventuelles Uebergewicht er nicht zu ertragen vermag.

Und hierin liegt das von der Vorsehung dem Schwachen gebotene Mittel der Vertheidigung, hierin auch die Gleichmäßigkeit der allgemeinen Entwicklung, durch welches Gesetz die zur höheren Kraft gelangten Minoritäten verhindert werden, sich von den Massen allzuweit zu entfernen.

Die Vorsehung hat dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Je mehr geographisch abgegrenzte, politisch und ökonomisch selbstständige Einheiten der menschlichen Gesellschaft auf allen Punkten des Erdballes entstehen und mit einander in Berührung treten, umso leichter wird es für den schlecht behandelten Sklaven, sich von seinem kurzsichtigen Herrn loszusagen und gegen ihn die Hilfe eines anderen Herrn anzurufen. Folgt dieser Herr dem Rufe des empörten Sklaven seines Nachbars, so entsteht zwischen diesen Beiden ein Conflict, in welchem Jener siegen muß, der seine Sklaven besser behandelt und entwickelt hat, daher von ihnen auch besser vertheidigt werden kann.

Der hierdurch zu größerer Macht gelangte Herr erweckt aber die Eifersucht der anderen Herren, mit denen er abermals in Conflict geräth.

Der Sieg fällt abermals Jenem zu, der seine Sklaven besser behandelt, sie zu seiner Vertheidigung kampfbereiter und kampffähiger gemacht hat. Die Concurrenz in der besseren Behandlung der Sklaven führt aber schließlich zur allseitigen Befriedigung dieser und zur Möglichkeit des friedlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens.

In letzter Analyse ist es das Wohlergehen der Massen, um das sich die Weltgeschichte dreht.

Das Wohlergehen und die Leistungsfähigkeit der Sklaven zu fördern ist somit die einzige Aufgabe der Herren; wer diese Herren sind, ob und wie sie im Stande sind ihre Herrschaft zu erhalten, ist die alleinige wichtige Frage von heute, denn von ihrer richtigen Beantwortung allein ist die möglichst wahrscheinliche Berechnung und die möglichste Sicherung des morgigen Tages bedingt.

Leitmotive menschlichen Trachtens.

Daß das Machtverhältniß der Starken mit jedem Schritte auf der Lebensbahn der Menschheit ein anderes sein muß, folgt aus dem Gesetze der ewigen Bewegung. Wenn nichts still steht, kann auch dieses nicht unverändert bleiben.

Die tausendfachen Erscheinungen gesellschaftlicher Bewegung müßten verwirrend auf den Beobachter wirken, wäre er nicht in der Lage, durch die Anerkennung gewisser, aus der Vergangenheit deductiv hergeleiteter, unumstößlicher Hauptgesetze alles Nebensächliche beiseite zu lassen.

Solche Hauptgrundgesetze sind:

1) Der Drang des Menschen nach Selbstbestimmung, die sich beim Starken als Herrschsucht, beim Schwachen als Unterwerfungssucht äußert.

2) Der Drang der herrschsüchtigen Starken, die Schwachen auszunützen, ohne für sie zu sorgen, und sich gegenseitig zu bekriegen.

3) Der Drang der Schwachen, die Starken durch Conflicte mit anderen Starken für sich günstig zu stimmen.

4) Die für den Starken hieraus entsprungene Nothwendigkeit, sich gegen andere Starke auf die Massen der Schwachen zu stützen und ihnen Concessionen zu machen.

5) Der Drang der Schwachen, sich zu verbinden und den ungerechten Starken zu widerstehen, und

6) endlich auch der Drang der Starken, sich im Interesse ihrer gefährdeten Macht zeitweilig mit einander zu verbinden.

Welcher Mittel sich der Eine und der Andere, d. h. der Starke und der Schwache, der Herr und der Sklave, zur Erreichung ihrer Ziele bedienen, ist für jeden Erdenpunkt in jedem Augenblick verschieden.

Blos wer sich mit diesen Grundgesetzen vertraut macht und seine Aufmerksamkeit auf die Beachtung dessen beschränkt, in welchem Verhältnisse die Starken den Schwachen gegenüber und einander gegenüber heute stehen, ist im Stande, eine Wahrscheinlichkeitsrechnung auf das Morgen zu ziehen.

Die Vorsehung zu spielen, steht weder einem Menschen noch einer Gruppe von Menschen zu; hingegen darf und soll jener, der seinen Mitmenschen mit Rath und That beistehen will, darnach trachten, mit möglichster Sicherheit die nächste Zukunft vorherzusehen. Man sage nicht, dies sei ein eitles Bemühen. Ein geschulter Schachspieler kann gegebenen Falles matt in 2—3, ja noch mehr Zügen mit absoluter Gewißheit ansagen.

„Menschen sind nicht Schachfiguren," wendet man hiergegen ein; und dies eben ist der große Irrthum. Menschen sind nichts Anderes als Schachfiguren in der Hand des Schachspielers, sobald sie auf dem Brette irgend einer gesellschaftlichen Ordnung aufgestellt sind. Und die Selbstbestimmung? Die Selbstbestimmung bezüglich der zu leitenden Partie ist dem Schachspieler reservirt, verbunden mit der Aufgabe, das Schicksal seiner Figuren zu bestimmen. Diese Figuren hätten alle ganz gut als Spieler geboren werden können, denn sie sind vom selben Fleische und Blute wie er, da sie es aber nicht sind und sich damit begnügt haben, die Rolle des Bauers oder Thurmes zu übernehmen, reicht ihre Selbstbestimmung nur bis zur Grenze der Eigenschaften ihrer Rolle.

Jedwede gesellschaftliche Organisation ist nicht weniger conventionellen Regeln unterworfen als das Schachbrett; daher das Endresultat des Spieles bei Beiden bar accident, wie z. B. das Ende der Welt, genau vorausgesehen werden kann.

Solidarität ohne Zeitunterschied und Solidarität ohne Raumunterschied.

Der einzelne Mensch kann seine beschränkte Kraft auf zweierlei Weise vermehren, durch die Anerkennung der Solidarität mit seinen Vorfahren und

Nachkommen und durch die Anerkennung seiner Solidarität mit den Zeitgenossen.

Erstere führt zum Racencultus und findet ihren Höhepunkt im Dynastismus. Letztere führt zur Assimilation, zur Verschmelzung mit dem Nachbar und findet ihren Höhepunkt in der allgemeinen Verbrüderung der Menschheit.

Beide Aspirationen sind berechtigt und nützlich, doch keine allein entspricht den Gesetzen der Vorsehung. Blos die Verbindung beider vermag die Menschheit vorwärts zu treiben auf dem Wege der natürlichen Entwicklung, dem alleinigen, großen, uns von der Vorsehung gesteckten Endziele zu; der möglichsten Beglückung möglichst vieler Menschen.

Die Solidarität der Race ist der Ausdruck des Egoismus einzelner Gruppen, die Solidarität der Menschheit ist der Ausdruck des Altruismus.

Wie beim einzelnen Individuum, so ist auch bei den einzelnen Menschengruppen die Sicherung der Zukunft von der Harmonie bedingt, die zwischen Egoismus und Altruismus hergestellt werden kann.

Die beiden natürlichen Objecte menschlichen Trachtens sind: der Mensch und die Menschheit, Alles was zwischen diesen beiden liegt, ist ein durch locale und augenblicklich naheliegende Bedürfnisse geschaffenes Mittel der Selbsterhaltung, das nur so lange entspricht, als es den Einzelnen nicht in Widerspruch mit dem Allgemeinen bringt, den Menschen mit der Menschheit. Zu beurtheilen, ob und inwieweit dies da und dort eintrifft, ist Sache des Denkers von heute.

Hierarchische Ordnung.

Blos eine Organisation der menschlichen Gesellschaft kann den Bedürfnissen des einzelnen Menschen gerecht werden, ohne ihn mit jenen der Menschheit in Widerspruch zu bringen, und das ist: die hierarchische Ordnung.

Die überall herrschenden Minoritäten verbinden sich zu einer Körperschaft, in welcher gleichfalls eine Minorität zur Herrschaft gelangt.

So werden die Gemeinden zur Provinz, die Provinzen zum Staate verbunden.

Beim Staate hört die materiell gesicherte hierarchische Ordnung auf. Staaten können sich nur mehr durch Anerkennung einer moralischen höheren Macht mit einander verbinden.

Diese moralische Macht ist die Gesammtheit, mit deren Einfluß auf die eigene Erhaltung und Entwicklung der Staat gezwungen ist zu rechnen, sobald er seine Sorgfalt nicht auf den heutigen Tag beschränkt, sondern auch die Zukunft sichern will.

Jede Einheit auf der hierarchischen Leiter der Gesellschaft ist naturgemäß selbstisch, zur Selbstsucht berechtigt. Blos von oben hinunter

kann diese Selbstsucht gezügelt werden. Nicht unterdrücken soll man sie, nur in richtige Bahnen leiten und beschränken.

Die natürliche Basis jedes hierarchischen Aufbaues ist ein geographisch beschränktes Stück der Erde, dessen Besitz dem Volke zu erhalten die einzige Aufgabe der Gemeinde ist, zu deren Lösung die Gemeinden sich zum Staate verbinden.

Wie der Staat dieser Aufgabe entspricht, ist seine Sache. Von der größeren oder geringeren Voraussicht der Minorität, die den Staat beherrscht, hängt dessen Erhaltung, d. h. die Behauptung des Bodens im Besitze seines Volkes ab.

Die den Staat beherrschende Minorität wird naturgemäß darauf bedacht sein, ihre Herrschaft im Staate und durch diese den Staat zu erhalten. Ob ihr dies gelingt, hängt lediglich davon ab, welcher Mittel sie sich bedienen will oder kann.

Die herrschende Minorität wie der einzelne Mensch steht nothwendigerweise entweder unter dem Einflusse des Atavismus oder der Hypnose, des Egoismus oder des Altruismus, dem Drange des Genießens des Heute und der erkannten Nothwendigkeit des Sorgens für das Morgen.

Ist sie im Stande, den Horizont von heute zu überblicken und richtig zu erkennen, d. h. mit allen Factoren von heute innerhalb und außerhalb des eigenen Staates zu rechnen und nur mit diesen, ist sie ferner vom ehrlichen Willen beseelt, Alles daranzusetzen, um sich und durch sich den Staat zu erhalten, so wird sie auch diejenige Waffe zu ergreifen wissen, mit welcher gerade heute am besten gekämpft werden kann.

Diese Waffe mag jener von gestern ähneln, ist aber niemals dieselbe. Die Geschichte bietet uns eine Anzahl von Analogien, aber auch nicht eine Identität.

* * *

Weit entfernt, den Drang herrschender Minoritäten nach Festigung und Erhaltung ihrer Macht als unverantwortliche Selbstsucht hinzustellen und zu verurtheilen, halten wir ihn nicht nur für berechtigt, sondern auch für heilsam, dem Allgemeinen dienlich.

Nichts ist natürlicher und berechtigter, als daß die Beherrscher einer Körperschaft sich mit dieser identificiren und meinen der Gesammtheit zu dienen, indem sie sich dienen.

Es entspricht dies völlig der Wahrheit, was auch durch die gegentheilige Probe bestätigt wird: die herrschende Minorität schädigt sich selber, wenn sie die Gesammtheit schädigt.

Wie für das einzelne Individuum, so handelt es sich auch für die Machthaber im Staate darum, zwischen der freien Bethätigung des

augenblicklichen Willens und der möglichsten Sicherung der künftigen Selbstbestimmung zu wählen.

Je mehr die herrschende Minorität sich als allmächtige Race oder Klasse fühlt, die ohne Rücksichtnahme auf die Empfindungen der Massen innerhalb und außerhalb des von ihr beherrschten Staates ihren Willen jederzeit selbstständig durchsetzen kann, um so weniger wird sie sich um die Richtigkeit des verfolgten Zweckes kümmern, den ihr augenblickliches Gelüste, ihre augenblickliche Ueberzeugung sie anzustreben veranlaßt.

Sic volo, sic jubeo wird ihr zum Dogma, und indem sie will, nichts als will, setzt sie die Selbstbestimmung auf das Spiel.

Wie beim einzelnen Individuum, so kann auch bei der herrschenden Körperschaft die Selbstbestimmung nur durch die Selbstbeschränkung in der Ausübung des augenblicklichen freien Willens gesichert werden.

Dieser freie Wille mag noch so sehr auf die Sicherung der augenblicklichen Interessen der beherrschten Massen gerichtet sein und dieser auch wirklich entsprechen, sobald er gegen deren heute im Inneren herrschende Empfindung verstößt, beraubt er die herrschende Minorität der activen oder auch nur passiven Bundesgenossenschaft der beherrschten Majorität; sobald er die heute herrschende Empfindung der Außenwelt verletzt, beschwört er deren Gegnerschaft herauf.

Indem aber die herrschende Minorität eines Staates sich selbst, somit dem Staate, Feinde schafft, gegen die sich Beide zu vertheidigen haben, beschränkt sie ihre Selbstbestimmung; denn wer sein Recht zur Selbsterhaltung erst erkämpfen muß, kann keine anderen Ziele verfolgen, ebenso wie der Hungernde an nichts Anderes denken kann, als an die Befriedigung des Hungers.

Die jeweiligen Empfindungen der Massen, mit welchen die herrschenden Minoritäten zu rechnen haben, sind aber kein Erzeugniß des Zufalles.

Die früher aufgezählten Grundgesetze im Auge haltend, wird man finden, daß die Massen der Sklaven instinctiv gegen eines von zwei Uebeln eingenommen sind, gegen Centralisation oder Particularismus, je nachdem sie von den Uebergriffen des einen oder des andern dieser Systeme zu leiden hatten.

Hat eine tyrannische Centralherrschaft die localen Interessen geschädigt, so suchen die Massen Schutz bei den localen Kräften; haben sie unter der tyrannischen Herrschaft localer Herren zu leiden, so suchen sie bei einer abseits gelegenen Centralmacht Hilfe.

Seitens der schutzbedürftigen Massen ist solches logisch und berechtigt. Völlig unlogisch und unberechtigt ist aber dasselbe Verfahren seitens der Machthaber, in deren eigner Hand es liegt, dasjenige System einzuführen und zu vertreten, das sie heute für das passendere halten.

Jede den Staat beherrschende Minorität kann sich nur auf eines von zwei Principien stützen: auf das ererbte Recht oder auf das **Suffrage universel**; somit auf die Solidarität ihrer Race oder jene mit der Gesammtheit ihrer Unterthanen.

Ersterem entspricht die absolute Monarchie und die Monarchie mit Anlehnung an den historischen Adel. Letzterem entspricht *blos die demokratische Republik.*

Beide aber dürfen nur ein Ziel verfolgen, die Erhaltung des Staates bei möglichster Wahrung seiner Selbstbestimmung.

Die volle Freiheit der Action nach außen ist für den in der Staatengesellschaft lebenden Staat ebenso unmöglich wie für das in der Gemeinde lebende Individuum. *Ja nicht einmal Gott, der Inbegriff der Allmacht, können wir uns anders als gebunden denken, gebunden durch die selbst geschaffene Weltordnung.*

Die Massen der Regierten läßt dies völlig kalt, einfach aus dem Grund, weil für sie die Welt zumeist nicht weiter reicht als die Grenzen der Gemeinde, höchstens des Staates. Für die herrschenden Minoritäten hingegen ist es immer unbequem, ihre heimische Allmacht durch fremde Kräfte beschränkt zu sehen. Und wenn sie den eigenen Staat für stärker halten als jene Kräfte, so liegt für sie die Versuchung nahe, zu Gewaltmitteln zu greifen. Nach jedem Erfolg fühlt sich der Sieger seinen Nachbarn mehr und mehr überlegen, je überlegener er sich aber fühlt, um so weniger ist er geneigt, Widerspruch zu ertragen. Schließlich führt diese Empfindung der herrschenden Minorität des siegreichen Staates zu der Tendenz, die gesammte Menschheit ihrer Herrschaft zu unterwerfen.

Sobald aber die herrschende Minorität eines Staates diesen nur als Mittel betrachtet zur Errichtung einer Weltherrschaft und nicht mehr als Selbstzweck, verkennt sie ihre Mission.

Die ganze Welt materiell unter einen Hut zu bringen und zu erhalten, übersteigt die menschliche Kraft, hierzu wäre göttliche Allmacht erforderlich.

* * *

Nehmen wir an, der kühne Traum eines Alexander, Cäsar, Karl, Napoleon 2c. wäre zur Wahrheit geworden, sie hätten die ganze Erde mit dem Schwert erobert, die gesammte Menschheit unterworfen, und es wäre ihnen gelungen, ihre Herrschaft im eigenen Geschlecht erblich zu machen. Oder nehmen wir an, das Großbritannien von heute würde den Gesammthandel, daher den Gesammtreichthum der Erde in seiner Hand concentriren, und alle Völker würden, dem goldenen Kalbe fröhnend, im britischen Gesammtreiche untergehen. Was wäre die nächste, natürliche Folge?

Die große, allgemeine Verbrüderung der Menschheit wäre erreicht, aber um sie zu erhalten, bedürfte man eines gemeinsamen Herrschers, der ein Gott sein müßte. Ein Gott, der von Niemand beeinflußt, seine Allmacht auf jeden einzelnen Menschen ausstrecken und alle Menschen gleich liebevoll und gerecht behandeln würde.

Mit der Ausübung einer irdischen Macht kann aber nur ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen betraut werden.

Entweder der Alleinherrscher der Menschheit würde seine vertrauten Männer aussenden, um diese in seinem Namen zu administriren; oder er würde mit dieser Administration Männer betrauen, die in jeder einzelnen Gegend bereits zu localem Einflusse gelangt sind.

Im ersten Fall müßte sich eine centrale Bureaukratie, im letzteren Fall eine locale Autonomie und in beiden Fällen sofort ein Gegensatz zwischen Centralmacht und Localmacht entwickeln.

Der Gegensatz zwischen Centralmacht und Particularismus ist aber der Ausgangspunkt aller Kämpfe der uns bekannten Menschheit. An diesem Gegensatz mußte jeder Weltmachtsversuch scheitern.

Das Individuum verlangt blos nach Befriedigung seiner beiden Naturtriebe, der Selbsterhaltung und Fortpflanzung. Wer ihm diese sicherstellt oder auch nur sicherzustellen verspricht, ist sein Herr. Den guten Willen für ihn zu sorgen, setzt jeder Mensch naturgemäß am ehesten bei Jenem voraus, der mit ihm in unmittelbarer Berührung lebt, seine Sprache spricht, seine Leiden und Freuden theilt. Erst wenn dieser Herr sein Versprechen nicht einhalten will oder kann, sucht er Stütze bei einer entfernteren Kraft.

In der richtigen Beurtheilung des Horizontes von heute handelt es sich somit für jeden einzelnen seiner Punkte darum, ob die locale Macht den diesbezüglich an sie gestellten Anforderungen entspricht, oder ob gegen sie an eine höher gelegene Macht appellirt werden muß.

Nicht die ihren Pflichten besser entsprechende Localmacht hat darnach zu streben, ihre Herrschaft über die weniger gut regierten Gegenden auszudehnen, sondern die weniger gut regierten Massen haben sich nach einem besseren Herrn umzusehen und werden es, sobald dieser sich ihnen nicht gewaltsam aufdrängen will.

Bei genauer Untersuchung des Horizonts von heute gelangen wir zu der Ueberzeugung: 1) daß die großen Massen geneigt sind, der Solidarität mit den Zeitgenossen den Vorzug zu geben gegen die Solidarität mit den Vorfahren; 2) daß infolge dessen bei den herrschenden Minoritäten von heute der Drang, sich im

Interesse ihrer gefährdeten Machtstellung mit einander zu verbinden, über den Drang, sich gegenseitig zu bekriegen, zeitweilig die Oberhand gewonnen hat.

Hierin aber meinen wir Symptome einer Evolution zu erkennen, durch welche der morgige Tag vornehmlich beherrscht werden dürfte; eine Evolution, die für die Weltgeschichte einen neuen Abschnitt bedeutet.

* * *

Unzählig und mannigfach sind die Anzeichen dieser Richtung.

Den ersten Anstoß hierzu hat die Lehre Christi gegeben. Fast zweier Jahrtausende hat es aber bedurft, um den ausschließlichen Gebrauch dieser allmächtigen Waffen den Händen Jener zu entreißen, die sich ihrer bedienten, um ihre irdische Macht zu behaupten und auf die gesammte Menschheit auszudehnen.

Jahrhunderte über wollten einzelne Machthaber der Erde mit Hilfe der göttlichen Lehre die Andersgläubigen gewaltsam unterjochen, auf deren Basis eine Weltherrschaft gründen, sich als alleinige Träger derselben geriren.

Deshalb auch der Kampf anderer Machthaber gegen die Lehre selbst, deren Allgewalt sie sich nicht unterwerfen wollten, und schließlich auch die Empörung Jener, die unter ihrem Zeichen schlecht regiert worden sind.

Erst heute wird die Gegenströmung bemerkbar.

Nicht das Christenthum bekämpfen, nicht sich seinen Wohlthaten entziehen wollen die einzelnen Herren und Völker, sondern betheiligt werden an der Handhabung seiner universellen Wahrheit.

Das Christenthum soll nicht mehr zu gewaltsamer Unterjochung führen, sondern zur freiwilligen Assimilirung seiner Anhänger und zur friedlichen Bekehrung Jener, die ihm noch ferne stehen.

Diese Bewegung entwickelt sich auf vielen Erdenpunkten zugleich, naturgemäß von innen heraus, während die frühere von einem Erdenpunkte aus überall künstlich von außen hinein wirken sollte.

Das beredteste Zeichen des Uebergewichts, das die Solidarität ohne Raumunterschied über jene ohne Zeitunterschied heute erlangt hat, ist aber die sich allenthalben äußernde, im Christenthum begründete socialistische Richtung.

Jedes Rechnen ohne diese Wahrheit ist falsch, aber auch vollständig überflüssig, da Niemand durch deren Anerkennung gehindert wird, seiner Ueberlegenheit Geltung zu verschaffen.

Erhaltung der Macht in der Hand herrschender Minoritäten.

Wie der Stärkere diese Ueberlegenheit erlangt hat, gehört der Geschichte an, für das Heute ist blos die Thatsache entscheidend, daß sie besteht, und die Frage von Wichtigkeit, ob und wie sie auch für das Morgen sichergestellt werden kann.

Trotz des unleugbaren Fortschrittes im Bewußtsein der Solidarität aller Zeitgenossen ist für jene Minoritäten, die ihre Kraft aus der Solidarität mit Vorfahren und Nachkommen schöpfen, auch nicht der geringste Grund vorhanden zu abdiciren.

Die entwickeltere Race und Klasse, die unstreitig höhere Cultur des Christenthums, das einer Corporation zur Verfügung stehende bessere Werkzeug, kann sich heute ebenso behaupten wie gestern. Zur Sicherung des morgigen Tages handelt es sich für die herrschende Minderheit einzig darum, ihre Ueberlegenheit zur Erreichung eines Zieles zu verwerthen, das mit der allgemeinen Bewegung nicht im Widerspruch steht.

Das charakteristische Merkmal der allgemeinen Bewegung von heute ist die zunehmende Möglichkeit für das einzelne Individuum, sich von jener bestehenden Autorität zu emancipiren, die es hindern will, für seine Selbsterhaltung und Entwicklung selber zu sorgen, jedoch nicht aufgeklärt oder stark genug ist, um ihn dieser Sorge zu entheben.

Mit vollem Rechte werden die Zeitalter der Menschheit mit dem Namen jener Kräfte bezeichnet, aus welchen sie ihre Waffen und Werkzeuge nahmen: Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Diesen Epochen folgte die Zeit des Schießpulvers, und dieser jene von heute, die Zeit des Dampfes und der Elektricität.

Immer ist eine Minorität zur Macht gelangt und hat sich an der Macht erhalten, wenn sie es verstanden hat, mit der besseren Waffe, dem besseren Werkzeuge ihrer Zeit zu rechnen, und niemals ohne dieses.

Womit die herrschenden Minoritäten von heute zu rechnen gezwungen sind, ist der durch Dampf und Elektricität riesig beschleunigte Gang der Weltereignisse und der bereits den ganzen Erdball umfassende Horizont.

Stein, Bronze, Eisen, ja auch Schießpulver konnten Jahrhunderte über von einer Minorität monopolisirt werden.

Dampf und Elektricität sind im Handumdrehen zum Gemeingut der Menschheit geworden.

Nicht die Allmacht der Minoritäten wird durch diese neuen Werkzeuge gefördert, sondern die Widerstandskraft der Massen.

Trotzdem aber bleibt die allgemeine Weltlage ihrem Wesen nach unverändert. Auch heute wollen die Massen nicht frei sein, nicht sich selbst regieren; auch heute verlangen sie nichts Anderes, als gut regiert zu werden. Nur wird es mit jedem Tage unmöglicher,

sie glauben zu machen, sie seien gut regiert, wenn sie es nicht sind, und dies ist für die herrschenden Minoritäten von ebenso großem Vortheile wie für die Massen.

Indem die herrschenden Minoritäten gezwungen sind, einander im besseren Regieren zu überbieten, betreten auch sie die von der Vorsehung gezeichneten Wege des Fortschrittes, mit dem großen alleinigen Endziele der möglichsten Beglückung der möglichst großen Anzahl von Menschen.

Was aber sollte die herrschenden Minoritäten hindern, sich diesem Gesetze zu unterwerfen?

Je größer die Welt ist, je unermeßlicher die Zahl ihrer Bewohner, umso weniger ist das einzelne Individuum im Stande, sich der Gesammtheit gegenüber zu behaupten, umso mehr ist es gezwungen, sich mit anderen in Gruppen zu verbinden.

Weshalb könnten die bereits bestehenden Gruppen sich nicht auch ferner erhalten?

Die Erinnerung erfolgreichen Zusammenwirkens ist das stärkste Band zwischen Menschen. Zu diesen gesellt sich auch noch die Macht der Gewohnheit, und wahrlich, es bedarf einer großen Summe von kurzsichtiger Selbstsucht der Machthaber, um diese Elemente der Erhaltung zu vernichten!

Der alten Genossenschaft, der heimatlichen Scholle, den liebgewordenen Traditionen und Gewohnheiten entreißt sich das Individuum blutenden Herzens erst dann, wenn sie ihm die Selbsterhaltung unmöglich machen.

Dies zu verhindern ist Sache der herrschenden Minorität, und die geeignetste hierzu ist unstreitig jene, die sich auch ihrerseits mit der Genossenschaft am besten zu identificiren vermag.

Eine historische Dynastie mag bezüglich der Forderung, daß der Staat in ihr aufgehe, zuweilen zu weit gegangen sein, niemals aber blieb sie hinter der hohen Auffassung zurück, daß sie berufen sei, im Staate aufzugehen.

Die Massen fühlen und begreifen dies auch vollkommen, sie unterwerfen sich einer Dynastie mit Begeisterung, sobald sie ihnen Schutz gewährt gegen die tyrannische Herrschaft anderer Gewalten, und bleiben ihr oft in Treue ergeben, auch dann, wenn sie längst aufgehört haben, ihnen diesen Schutz in Wirklichkeit zu gewähren oder gewähren zu können.

Die Gewalten, gegen welche die Massen geschützt werden sollen, können sich innerhalb und außerhalb des Staates entwickeln, sie sind nationaler oder internationaler Natur.

Auch heute hat die Staatsmacht sich nicht gegen die Massen zu behaupten, die immer geneigt sind, sich ihr zu unterwerfen und anzuvertrauen, sondern gegen jene Minoritäten, deren sie als Werkzeuge ihres Willens bedarf, die aber naturgemäß immer darnach streben, sich über sie zu erheben.

Wie die historischen Dynastien darum die geeignetsten Repräsentanten des Staates sind, weil sie sich mit dem Staate am besten zu identificiren vermögen, so sind auch jene Kräfte die geeignetsten Factoren ihres Willens, die aus dem natürlichen Triebe der Selbsterhaltung am meisten darauf angewiesen sind, Dynastie und Staat zu erhalten.

Auf die Erhaltung von Dynastie und Staat angewiesen sind alle jene Kräfte, die in der Scholle wurzeln, die in der Dynastie den berufenen Vertheidiger dieser Scholle erkennen.

Nichts in der noch so veränderten Weltordnung kann verhindern, daß der Staat sich auch heute auf jene Kräfte stütze, die ihren Lebenszweck in der Erhaltung des väterlichen Bodens erkennen.

Andererseits ist es aber eine nothwendige Erscheinung, daß neben diesen in der Vergangenheit begründeten, sagen wir, historischen Gruppen sich aus neu entstandenen Kräften auch neue Gruppen bilden, die ebenso geeignet sind, Factoren der Erhaltung und Entwickelung der Gesammtheit zu sein.

* * *

Der Staat als geographisch begrenztes Collectiv-Individuum hat heute wie gestern jene Einheit zu sein, die allein berufen ist, die unmittelbare oder mittelbare Vermittelung zwischen Individuum und Menschheit zu übernehmen.

Grundverschieden von gestern sind nur die Mittel, deren sich jene Einheit heute zu bedienen hat.

Auf die Gefahr hin, uns eines banalen Vergleiches zu bedienen, würden wir sagen, daß, während der Staat gestern noch ein bewaffnetes Lager war, das alle Nachbarstaaten zu bedrohen schien, er heute ein Handlungshaus ist, berufen, sich mit anderen Handlungshäusern zu verbinden, um mit vereinter Kraft darauf auszugehen, den Erdball der gesammten Menschheit dienlich zu machen.

Daß jedes dieser Handlungshäuser darauf bedacht sein muß, in erster Linie sich und den Seinen zu dienen, ändert nichts an der Sache, auch das nicht, daß dies bald dem Einen, bald dem Anderen besser gelingen wird.

Die Ursachen der günstigeren Lage eines bestehenden Staates gehören dem Gestern an, für's Heute ist allein der Umstand maßgebend, ob er diese günstigere Frage blos dazu benutzen will, um den Augenblick zu genießen, oder auch dazu, um den morgigen Tag sicherzustellen.

Während einst die Sicherheit und die Wohlfahrt der Massen davon bedingt war, daß die herrschenden Minoritäten sie gegen äußere Feinde mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen wissen, ist heute die Möglichkeit

maßgebend, die sich ihm bietet, sich am ökonomischen Fortschritte der Außenwelt zu betheiligen.

Die ökonomischen Ansprüche von Staat und Individuum sind durch die heutige Culturentwickelung derart gestiegen, daß blos der offene Weltmarkt die Production und die Consumption zu regeln vermag. Kein Staat kann für sich allein leben und innerhalb seiner Grenzen die Bevölkerung sich ökonomisch entwickeln lassen. Die Culturwelt ist zu einer organischen Einheit geworden, deren Gesammt-Blutcirculation einheitlich geregelt werden muß, soll nicht hier oder dort Stauung oder Anämie eintreten.

Abermals stehen wir vor dem großen Probleme, welches Wesen des menschlichen Dualismus die Oberhand zu gewinnen vermag. Jener Staat, dem es gelingt, Egoismus und Altruismus in seinem Organismus in das richtige Gleichgewicht zu bringen, wird sich erhalten und entwickeln, jener, dem dies nicht gelingt, wer Andere sich oder sich Anderen aufzuopfern geneigt ist, muß über kurz oder lang von der Summe dieser anderen Einheiten erdrückt oder von einer derselben absorbirt werden.

Wie immer, so steht auch heute jede geographisch begrenzte Einheit vor der Alternative, wählen zu müssen zwischen Ungebundenheit und Selbstbestimmung.

Wie immer, so auch heute ist Selbstbestimmung blos durch theilweises Aufopfern des freien Willens zu erlangen.

Was aber heute im Vergleich mit gestern das richtige Wählen um ein Bedeutendes erleichtert, das sind die allenthalben aufgetauchten, handgreiflichen Hemmnisse des einen und die ebenso handgreiflichen, mannigfachen Vortheile des anderen Weges.

Selbstischer, kurzsichtiger Eigenwille stößt heute auf Schritt und Tritt auf unüberwindliche Hindernisse, während durch Concessionen erlangte Gemeinschaft mit Anderen der Selbstbestimmung nie geahnte Bahnen eröffnet.

Autonomie und Centralisation.

Wie immer, so auch heute dreht sich der Kampf in allen Gruppen der menschlichen Gesellschaft um Autonomie und Centralisation. Wie immer, so auch heute, ist die Existenz dieser Gruppen von einem richtigen Compromisse zwischen diesen beiden Bewegungen bedingt.

Der ungeheuren Ausdehnung des Schauplatzes zu Folge, auf welchem die Weltereignisse sich heute abspielen, tritt aber dieser Conflict hauptsächlich in dem Verhältnisse dieser Gruppen unter einander, d. h. auf internationalem Boden in den Vordergrund.

Für jede einzelne Gruppe handelt es sich auch heute darum, in wie weit sie durch das Compromiß zwischen Autonomie und Centralisation geeignet ist, als selbstständige Einheit aufzutreten, aber der wichtigste Punkt dieses Auftretens ist ihr Verhältniß zu den anderen Gruppen und zur Menschheit im Allgemeinen.

Wie viel darf der Autonomie der Gemeinde überantwortet werden, ohne die gemeinsamen Interessen des Staates, d. h. seine Selbstständigkeit zu gefährden; wie viel darf der Autonomie jedes einzelnen Staates anvertraut werden, ohne mit den gemeinsamen Interessen der Staatengesellschaft, somit der gesammten Culturwelt in Widerspruch zu gerathen? Dies sind die Fragen von heute.

* * *

Bundesstaat und Staatenbund sind zu Schlagworten und miteinander willkürlich in Gegensatz gebracht worden.

Zwei Republiken der Neuzeit haben den Beweis geliefert, wie sehr geeignet der Bundesstaat sei, um Autonomie und Centralisation in Einklang zu bringen, die kleine Schweiz und das große Amerika.

Mit Unrecht wird die Erhaltung der einen und die riesige Entwickelung der anderen auf die republikanische Form dieser Staaten zurückgeführt.

Beides ist, nebst der günstigen geographischen Lage, blos darauf zurückzuführen, daß die einzelnen Bestandtheile derselben sich der größten Autonomie erfreuen, ohne das einheitliche Auftreten des Gesammtstaates nach außen zu gefährden.

Ganz dasselbe Resultat wurde aber durch die Einigung des monarchischen Deutschland erreicht, dessen Organisation sowohl dem Begriffe eines Staatenbundes als jenem eines Bundesstaates entspricht.

Die einzelnen Monarchen der deutschen Staaten sind die geborenen Vertreter ihrer Localinteressen; durch ihre Verbindung zum großen Deutschen Reiche sind sie gleichberechtigte Mitglieder einer Genossenschaft geworden, deren Geltendmachung nach außen der Centralmacht des Kaiserthums obliegt.

Während die Macht des neuen Amerika, das sein eigener Ahnherr ist, blos auf der Solidarität der Zeitgenossen beruht, führt das Deutsche Reich auch den Heerbann der Solidarität mit den Vorfahren in's Treffen. Das moderne Deutschland liefert den schlagenden Beweis dessen, daß bestehende historische Gruppen sich auch in der veränderten Weltlage von heute behaupten können, wenn sie sich ihren Anforderungen anpassen.

Amerika liefert den schlagenden Beweis, daß nicht die historischen Gruppirungen der Menschheit allein im Stande sind, staatserhaltend zu wirken.

In beiden Staaten hat sich ein Gesammtpatriotismus entwickelt, der den Staat als imponirende Einheit erscheinen läßt, während in keinem von beiden der Localpatriotismus aufgehört hat ein Factor der Erhaltung zu sein.

Es ist eine Frage, deren Lösung dem Morgen angehört, welcher dieser Staaten seiner Aufgabe der Staatengesellschaft gegenüber mehr geeignet sei zu entsprechen.

Aus den Prämissen der Vergangenheit läßt sich jedoch der inductive Schluß auf die Zukunft ziehen, daß dies jener von beiden sein wird, der es vermag, der größeren Menge seiner Angehörigen einen größeren Antheil an Lebensglück zu sichern.

Dies aber hängt lediglich davon ab, welcher von beiden besser im Stande sein wird, seine eigenen, d. h. localen Interessen (die Interessen eines Staates, wie groß er an Ausdehnung auch sei, sind immer als Localinteressen zu betrachten) mit jenen der übrigen Menschheit in Einklang zu bringen.

Absonderung und Verschmelzung.

Der erste natürliche Impuls einer jeden Genossenschaft zur Wahrung ihrer Selbstbestimmung ist die Absperrung und Befestigung des besessenen Bodens; der zweite ist der Drang, sich im Interesse der Selbsterhaltung mit Anderen zu verbinden.

Die Absperrung führt zur quantitativen Beschränkung des freien Willens durch die Beengung des äußeren Raumes seiner Bethätigung; die Verbindung mit Anderen führt zu dessen qualitativer Verminderung, indem der freie Wille des Einen durch den freien Willen des Anderen beschränkt wird.

Das Bedürfniß des qualitativ größeren Selbstbestimmungsrechtes, d. h. der nach außen völlig selbstständigen Individualität, ist aber um so vieles wirksamer und natürlicher, als jenes der durch Verbindung mit Anderen erlangten quantitativen Selbstbestimmung, daß auch das kleinste Volk, ja die kleinste Gemeinde Alles daran setzen wird, ersterem zu entsprechen. Wo die zur Vertheidigung günstige geographische Lage es ermöglicht, sehen wir kleine Völkerschaften sich der gesammten Außenwelt zum Trotze Jahrhunderte über behaupten.

Blos wo die Vertheidigung zur materiellen Unmöglichkeit geworden ist, entschließt man sich, zur Verbindung und Verschmelzung mit Anderen zu greifen, falls nicht auch in diesem Falle noch Untergang oder Auswanderung vorgezogen werden. (Siehe die Geschichte der Völkerwanderung.)

Dieser Drang nach Selbstbestimmung wird bei dem Collectivmenschen, wie bei dem einzelnen Menschen blos dadurch in richtige, d. h. auch der Gesammtheit förderliche Bahnen geleitet, indem man sie erkennen läßt, daß Selbstbestimmung blos durch theilweises Aufopfern des augenblicklichen freien Willens erkauft wird.

Zu dieser Erkenntniß aber gelangen Beide weit eher durch Hoffnung auf Lohn, als durch Furcht vor Strafe.

Wie eigensinnig das Individuum an seiner Selbstständigkeit auch festhalte, wie bereit es auch sei, zu deren Vertheidigung das Leben einzusetzen; sobald es erkennt, daß es seinem Nachbar ohne Gefahr und Mühe um Vieles besser ergeht als ihm, kriecht es aus seiner unzugänglichen Felsenhöhle hervor, um sich an der gemeinsamen Sonne zu wärmen.

Was die gewaltigsten Heere der mächtigsten Staaten nicht vermochten, das bringt der Mitgenuß an Cultur-Errungenschaften der modernen Welt mit Leichtigkeit zu Wege, vorausgesetzt, daß dieser Mitgenuß nicht von dem Aufgeben jedweder Selbstbestimmung bedingt sei. Die Respectirung möglicher autonomer Rechte, besonders aber der äußeren Zeichen einer bisher selbstständig bestandenen Genossenschaft, also Confession, Sprache, Embleme, locale Cultur und dieser entsprechende Administration und Rechtspflege dürfen nicht der Bequemlichkeit einer einheitlichen Form aufgeopfert werden; sie geben sich im Laufe der Zeit selber auf, wenn sie als unnöthiger Ballast erkannt sind.

Das Beispiel Gregors des Großen, der Spanien und England jede Sonderstellung gewährte, um dort den großen Principien des Christenthums Eingang zu verschaffen, sollte nie außer Acht gelassen werden.

Die genaue Untersuchung der Vergangenheit läßt uns erkennen, daß die jeweiligen Kämpfe zwischen Particularismus und Centralmacht schließlich immer zum Triumphe der Universalität geführt haben. Erst wenn die Universalmacht sich überlebt hat und nicht einer Barbarenhorde zum Opfer fiel, entwickelten sich aus ihren Trümmern neue Genossenschaften mit localer Färbung, die sich gegenseitig befehdeten und zu Grunde gingen oder aus Selbsterhaltungstrieb mit einander abermals zu einer widerstandsfähigen größeren Einheit verbanden.

Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß die Universalität auch den Anforderungen des Particularismus entspricht. Je ausgedehnter das Gebiet einer Macht wird, um so weniger ist sie im Stande, von ihrem Centralsitze aus tyrannische Localherrschaft zu üben, daher sich innerhalb des großen Reiches weit eher Local-Autonomien bilden können, denen die locale Selbstbestimmung zusteht, als in kleinen Reichen.

Das alte römische Weltreich, wie das germanische und endlich das geistliche Weltreich des Papstthums waren nur möglich, weil sich unter ihren Fittichen große und kleine Autonomien bildeten, die zu Hause populär waren, gegen deren Uebergriffe jedoch an eine höhere Macht appellirt werden konnte.

Je universaler aber eine Macht ist, d. h. über je mehr selbstständige Gruppen sie ihre oberste Macht ausdehnt, um so weniger hat sie sich um

die kleinen äußeren Zeichen einer durch lange Jahre bewahrten Selbstständigkeit zu kümmern, die eben das charakteristische Merkmal aller autonomen Localmächte sind.

Wenn letztere engherzig an Sitte, Confession, Sprache, Kleidung, Emblemen ꝛc. der Sippe festhalten, so muß hingegen die Centralmacht sich über diese, für sie belanglosen Aeußerlichkeiten erheben können, interconfessionell und international sein. Sie muß es peinlich vermeiden, diesen kleinen Ambitionen Concurrenz zu machen.

Jede Universalmacht mußte daran scheitern, daß sie, von Menschen geleitet, sich für die Dauer nicht enthalten konnte, menschlich zu fühlen, zu denken nnd menschlichen Ambitionen zu fröhnen. Da der Mensch seiner beschränkten Natur zu Folge an die Scholle gebunden ist, aus der er seine Kraft schöpft, verfiel jeder Träger einer Universalmacht in den, seinem menschlichen Organismus innewohnenden Fehler, den betreffenden Localinteressen die Interessen der Universalität aufzuopfern. Dies hat auch das Papstthum beeinflußt, und während es niemals vermochte in weltlichen Dingen kräftiger aufzutreten, als wenn es national-italienisch war, mußte gerade dies auch immer das Hinderniß seiner Universalität werden.

Das Papstthum als italienische Territorialmacht stand im Gegensatze zur internationalen Kirche, ebenso wie das nach Weltmacht strebende deutsch-römische Kaiserthum im Gegensatze stand einerseits zu der italienischen Nationalmacht des Papstes, andererseits zu seiner eigenen, nationalgermanischen Mission.

Beide haben ihre Aufgabe verkannt, indem sie die ihnen von der Vorsehung überantworteten Rollen vertauschten.

Der Papst, statt international zu sein, ward national, der Kaiser, statt national zu sein, ward international. Dies der Urgrund der Stagnation in der Entwicklung der Menschheit vom Mittelalter angefangen bis zum Jahre 1870. (Schluß folgt.)

Von der Teufelsbank.

Von

Friedrich Carl Peterssen.

— Blainville. —

I.

Vor der Freitreppe im Hofe des Herrenhauses mit dem Schieferdache, dem rahmgelben Anstrich und den nesselgrünen Fensterläden hielt an dem sonnenhellen Septembermorgen ein zweirädriger offener, mit einem wohlgenährten Grauschimmel bespannter Wagen, der ein Warten auf Fahrgäste anzudeuten schien. Den Dunstkreis erfüllte eine erstickende Schwüle. Kein Lüftchen bewegte die glänzenden Blätter der Prachtpappeln, die an der Ostmauer den Hof besäumten. Und verdrossen steckte in einem Hofwinkel, im Baumschatten, das Geflügel die Köpfe zusammen, auf die Säuberung seines Gefieders mit Schnabel und Kralle bedacht.

Vom Glockenthurm der hochgelegenen Dorfkirche erscholl in hellen Erztönen die Anzeige der zehnten Morgenstunde, da ging die Hausthür am Flur der Freitreppe auf, und heraus, bis an das schmiedeeiserne Geländer vor, trat eine schlicht in Grau gekleidete, mittelgroße, schlankwüchsige Mädchengestalt mit der Haltung einer Königin und einem vornehm blassen, in den Hauptzügen an den Gesichtsadel einer schönen Römerin erinnernden Antlitz, in dem die großen blauen Augen im Schatten der breiten Krämpe des mit Feldblumen geschmückten Strohhutes bezaubernd leuchteten, während das liebliche blaßrothe Mündchen, zwei Reihen kleiner, milchweißer Zähne bloßlegend, sich zu dem silberhellen Rufe öffnete: „Wir fahren, Joseph, wir fahren!“

Alsobald erscholl vom Hofpflaster herauf der Gegenruf: „Wann Fräulein wollen; Fräulein haben nur zu befehlen!“

Und sich mit dem Blusenärmel über die rothen, wulstigen Lippen fahrend, stolperte über die Schwelle der Kellerthür unter der Freitreppe ein kleiner stämmiger Mann, dem das leichte flachrandige Strohhütlein schief auf dem schwarzen Krausschopfe saß und der, mit dem langen Stiel der Peitsche zu der Fußbewegung auf den Erdboden stoßend, nunmehr heftig den Wagen umschritt und sich an dem aufwiehernden Grauschimmel zu schaffen machte, während das Fräulein oben still in den Hausgang zurücktrat und die Thür hinter sich zudrückte.

Der kleine, rührige Kutscher rückte noch ein Weilchen an dem blankgeputzten Geschirr, warf einen prüfenden Blick auf den radhohen, starkgefederten, bequem eingerichteten viersitzigen Wagen, schielte mit den Schlitzäuglein, deren schwarze Sterne in dem hochrothen, massigen, bartlosen Gesichte stechend funkelten, nach oben und trat, den Hut in den Nacken stülpend, wieder an die Kelleröffnung, wo auf der Steintreppe ein blaubeschürzter, lang- und schmalköpfiger, flachshaariger Gesell mit einer Flasche und einem Glas in der Hand ihn lächelnd erwartete.

„Noch ein Abschiedströpfchen, nicht?“ lautete dessen verlockende Frage. Und schmunzelnd leerte Joseph das ihm gereichte volle Glas auf einen Zug.

„Es brennt im Hause, wie ich Dir vorhin sagte,“ fuhr der Flachskopf mit leiser Stimme fort. „Wie mir gestern Abend Phrasie —“

„Auf wann ist denn Deine Hochzeit mit unserer vielgerühmten Meisterköchin und Hausmeisterin festgesetzt?“ unterbrach Joseph den Mittheilsamen.

Der Flachskopf zuckte die Achseln.

„Weiß ich's?“ entgegnete er. „Lieber heute als morgen würden wir uns trauen lassen; aber wird man uns auch als Eheleute im Dienst behalten?“

„Das ist allerdings die Frage,“ meinte Joseph, in sein leeres Glas starrend. „Es wäre jammerschade, wenn wir uns trennen müßten. — Fahre fort!“

„Also, wie mir gestern Abend Phrasie steckte,“ berichtete der Andere weiter, „muß etwas ganz Besonderes vorgekommen sein, da sonst der Alte seine Einwilligung zu der Teufelsfahrt nie gegeben hätte.“

„Ja, gefahrlos ist die Fahrt gerade nicht,“ versetzte Joseph, mit der breiten, kurzfingerigen Hand sich das Ohr krauend. „Eine Meile weit über die Dünen hinaus! — Doch bah, ich war schon oft draußen, und bei dem schönen Wetter können wir, meine ich, getrost fahren.“

„Zumal mit einer Flasche Guten im Magen,“ lachte der Flachskopf. „Ich kenne Dich, Bruderherz. Nun Du Dir Muth getrunken hast, kennst Du keine Gefahr mehr.“

„Ich mir Muth trinken, Jean?“ stutzte Joseph, ein ernstes Gesicht machend. „Wärest Du nicht mein Busenfreund, so könnte Dir das theuer zu stehen kommen. Nun spute Dich, auf daß die Flasche leer werde.“

Ein bedeutsamer Wink begleitete diese Worte des Rosselenkers, und lachend kam der Schenk der Aufforderung nach.

„Einerlei," murmelte er, „ich erführe doch gar zu gern, wie die Sachen im Hause eigentlich stehen. Dem Alten muß gestern etwas Unangenehmes begegnet sein, denn heute früh war er wider seine Gewohnheit knurrig wie eine Dogge. Ganz bestimmt ist es gestern Abend zwischen ihm und dem Fräulein zu einem Wortwechsel gekommen, der nicht gelinde war. Phrasie, die ein scharfes Gehör hat, stand zufällig vor der verschlossenen Thür des Zimmers, in dem der Auftritt stattfand. Es war schrecklich!"

„Zufällig?" unterbrach Joseph den Erzählenden, pfiffig mit den Schlitzäuglein blinzelnd.

„— ‚Unglückskind' schalt er sie," fuhr Jean mit einem bezeichnenden Lächeln fort; „sein Zorn war grenzenlos. Und dann greinte sie, daß sich ein Stein hätte erbarmen sollen, aber nicht ohne vorher ihrem Herrn Papa recht harte Worte gesagt zu haben. Ja, was nur dahinter stecken mag?"

„Schlaukopf!" warf Joseph, sich mit der Linken sorgfältig das Doppelkinn streichelnd, ein. „Die Sache ist sonnenklar, man müßte ja topfdumm sein, um den Grund des Haders nicht gleich zu errathen. Die Kleine hatte den Alten um die Erlaubniß gebeten, heute endlich die längst von ihr in Aussicht genommene Fahrt machen zu dürfen. Er hatte sie ihr, der damit verknüpften Gefahr wegen, rund abgeschlagen, und da ward Fräulein zornig, bis sie in's Weinen kam, worauf der Alte einlenkte und ihr erlaubte, zu fahren."

„Gewiß, Joseph, Du bist nicht so dumm, wie Du aussiehst," erklärte Jean, die leere Flasche anstarrend. „Aber es muß ein anderer Grund vorliegen, denn Phrasie hörte ganz deutlich, wie die Kleine einmal im Zorn sagte: ‚Ich will und mag aber den Unhold nicht!' Wer ist dieser Unhold? Das müssen wir zu erfahren suchen, wenn wir der Sache auf den Grund kommen wollen."

„Es handelt sich einfach um eine beabsichtigte Heirath," errieth Joseph, sein Doppelkinn streichelnd.

„Ganz recht; aber wer ist der Unbekannte, den nach dem Willen des Vaters Fräulein Blanche heirathen soll?"

Joseph fuhr sich mit dem Zeigefinger der Rechten an die Stirn.

„Und das eräthst Du nicht, mein Lieber?" staunte er.

Der Küfer starrte nachsinnend die leere Flasche an.

„Es müßte denn unser Buchhalter sein," fuhr er nach kurzem Sinnen auf.

„Du dauerst mich wirklich, Jean," ereiferte sich Joseph. „Wie? einen solchen Hasenfuß und Ohnesou sollte der ebenso stolze als reiche Kaufherr Ombreval zum Eidam wählen? Da würde ich mich wahrhaftig schämen, sein Kutscher zu sein."

Jean lächelte verschmitzt.

„Phrasie hat ein scharfes Gesicht," äußerte er nach einem raschen Ausblick in den Hof mit gedämpfter Stimme. „Stille Wasser sind tief, mußt Du bedenken, und unser Fräulein scheint in der That den Hasenfuß und Ohnesou, wie Du ihn nennst, nicht ungern zu sehen."

„So, so?" versetzte Joseph aufgebracht. „Ich aber sage Dir, der Alte würde ihm, wenn er Unrath merkte, auf der Stelle mit einem Fußtritt den Laufpaß geben. Geld will Geld, und wenn Einer von Denen, die im Hause verkehren, Aussicht hat, die reiche Erbin zu ehelichen, so ist es Herr Alphonse, ihr Vetter. Der hat doch etwas vor sich gebracht."

„Durch Erbschaft," spöttelte Jean.

„Der stellt doch etwas vor."

„Freilich; einen Windbeutel."

„Kurz und gut, der bekommt sie, und kein Anderer."

„Zu spät, mein Lieber."

„Was gilt die Wette?"

„Zehn Pistolen, wenn Du willst! Aber Du verlierst, so wahr ich ein echter Normann bin. Phrasie hat ein Paar gute Augen. Paul Clamorgan bekommt die Kleine."

Joseph schüttelte die ihm gereichte Rechte und meinte: „Wenn das wäre, würde er sie jetzt auf der Fahrt begleiten, und der Vetter begleitet sie."

Ungläubig sah ihn Jean an.

„Es wäre das erste Mal," murmelte er, den Kopf schüttelnd; „der Alte müßte denn mitfahren."

„Nein, das Pärchen fährt allein. Es ist die Verlobungsfahrt, Du sollst sehen."

„Und ich behaupte, jener Unhold kann nur der Vetter sein. Du hast es durch Deine Wettlust selbst bestätigt. Jetzt ist mir Alles klar. Aber noch glaube ich an sein Mitfahren nicht."

Ein plötzliches dumpfes Dröhnen des eisernen Hofthores und der heftig in's Schloß geworfenen Durchgangsthür schreckte das Paar aus seiner Ruhe auf. Neugierig schielten Beide aus der Kelleröffnung über den Hof.

„Da kommt er schon," murmelte Joseph, indem er Jean einen gelinden Rippenstoß versetzte. „Wie Du siehst, bin ich gut unterrichtet."

Er trat, still vor sich hinlachend, rasch in's Freie, hinter den Wagen, während Jean, den Rückweg in die Tiefe antretend, die flache Hand zu einem Schalldämpfer um den Mund krümmte und ihm halblaut nachrief:

„Lache nur! Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

II.

Von mittlerer Wuchshöhe, stämmig, breitschulterig, stiernackig, ein Haupt, dessen Umfang an den Wasserkopf erinnerte, ein Gesicht, das mit seinen graugrünen Glotzaugen, seiner blitzblauen Stulpnase, seinem Hottentottenmunde und seinen Pergamentwangen just nicht schön zu nennen war, trotz des stark gewichsten rothblonden Schnurrbärtleins, dessen Spitzen sich klammerartig um die gewaltigen Nasenflügel emporkrümmten, ein Haarwuchs, dessen Farbe zu dem Vergleich mit dem Roth der Möhre, des Backsteins aufforderte, eine Haltung à la Junker Stolzing, dazu sommerlich grau nach der neuesten Schneidervorschrift gekleidet — das war die äußere Erscheinung Vetter Alphonses, des fünfunddreißigjährigen unbeweibten Gutsbesitzers und Stammhalters des uralten Bauerngeschlechtes der Dupins.

Das Bild zu ergänzen, müssen wir der Wahrheit gemäß berichten, daß Vetter Alphonse in geistiger Beziehung, nach der Ansicht seines seitdem gestorbenen Vaters, und wohl auch in seinen eigenen Augen, hoch genug stand, um bei entsprechendem Wissen die höchste Würde im Staate anstreben zu können, daß aber freilich sein Wissen kein sonderlich bedeutendes sein konnte, da er zu Paris als Zögling einer Lehranstalt mit Treibhausverheißungen zu wiederholten Malen bei der öffentlichen Schulprüfung glänzend durchgefallen war und als schließlich mit genauer Noth zum Baccalaureus oder Abiturienten Diplomirter wohl die Rechte, ungleich fleißiger aber das Pariser Leben studirt hatte, was ihn allerdings nicht abhielt, in seiner Heimat bei dem Landvolke gelegentlich als Winkeladvocat sein Licht leuchten zu lassen.

Nun, Gut und Geld hatte er vollauf, zu arbeiten brauchte er nicht, und dafür, daß man ihn trotz alledem für einen Rechtsgelehrten halten müsse, sorgte er mit Hilfe der gedruckten Gesetzbücher, indem er nach ihnen Peter und Paul nicht immer unentgeltlich mit seinem Rath beglückte. Andererseits war er als guter Haushalter und wohl erwägend, daß das Ansehen eines Mannes, zumal auf dem Lande, in dem Maße wächst, als er seinen Grundbesitz erweitert, stät auf die rasche Mehrung seines Vermögens und den billigen Ankauf neuer Ländereien bedacht, und das hatte ihn vor acht Jahren eine Verbindung mit seinem Vetter Jérôme Ombreval, dem damals in geschäftlicher Beziehung noch auf ziemlich schwachen Füßen stehenden Klippenmoos- und Seegrashändler, eingehen lassen, mit deren Ertrag er um so zufriedener sein konnte, als sich daran für ihn die Aussicht knüpfte, sein schönes Bäschen Blanche, Ombrevals einzige Tochter und Erbin, zur Ehe zu bekommen und dadurch seine liegende Habe zu verdreifachen. Nun ja, freilich, die Sache hatte einen Haken: er, der einzig und allein den reichen Vetter beerbt hätte, wäre dessen Ehe kinderlos gewesen, hatte in der elften Stunde die unliebsame Entdeckung gemacht, daß sich um die Hand seines Bäschens, die doch von rechtswegen ihm zukam,

noch ein Anderer bewarb, und zwar ein Lump, ein bettelarmer Schlucker, der ihm zwar bei dem hübschen Kinde noch nicht gefährlich geworden war, aber doch als Nebenbuhler von ihm schlechterdings nicht geduldet werden konnte, weshalb er als erfinderischer Kopf denn auch schon auf ein Mittel bedacht gewesen war, dem geheimen Treiben des Unverschämten auf immer ein Ziel zu setzen. Und noch etwas ärgerte ihn. Das empfindsame Bäschen begegnete ihm wohl recht freundlich, aber doch mit einer Ausgelassenheit, die zeitweise gewisse spöttische Voraussetzungen bezugs seiner Gemüthsart nicht ausschloß. Ja, sie bezichtigte ihn der Engherzigkeit, des Kleinmuths, sprach ihm jede ritterliche Gesinnung ab, was entschieden besagen wollte, daß er sie nicht lieben könne und ihrer nicht würdig sei; das mußte anders werden. Längst hätte er sie vom Gegentheil überzeugt, wäre nur eine passende Gelegenheit dazu erschienen! — Heute endlich konnte er sich die Genugthuung verschaffen. Als Begleiter des Bäschens auf der Fahrt nach dem eine gute Meile vom Dünenzug entfernten Leuchtthurm hatte er gewonnenes Spiel, wenn ihm eine oder die andere kleine List glückte. Sie hatten ein paar selbst zur Ebbezeit nicht ganz seichte Stellen zu befahren; wie leicht konnte dabei der Wagen, zumal die Stellen mit kleineren Felsblöcken wie besäet waren, umkippen, und dann — — Ja, es konnte nicht fehlen; ihre Zweifel bezüglich seines ritterlichen Wesens mußten durch sein Retterauftreten bei der Gelegenheit gründlich gehoben werden.

Wenn sie nun aber, besann er sich, durchaus sich als unverbesserlich erwiese, so daß daraus zwischen ihnen ein heilloser Bruch entstehen könnte? — Er sann noch ein Weilchen. Jach schüttelte ihn etwas wie ein Fieberfrost. Aber so rasch der Gedanke, der entsetzliche, in ihm aus der Geistesnacht aufgetaucht war, so rasch verschwand er wieder.

Sich brüstend wie ein Pfau, der ein Rad schlägt, öffnete er die Pforte im Hofthor und trat über die Schwelle, indem er die Thür hinter sich zuwarf, daß es dröhnte. Mit der Linken den rothblonden Schnurrbart empordrehend, mit der zierlichen Reitgerte in der Rechten die Luft durchfuchtelnd, richtete er den Blick lächelnd auf die Fenster im ersten Stock des Herrenhauses, wo ja sie nach ihm aussehen konnte, und schritt grußbereit gerade auf die Freitreppe zu, vor der Joseph geschäftig an Roß und Wagen hantirte.

Von dem Kutscher mit einem tiefen Bückling und einer großartigen Hutschwenkung unterthänigst gegrüßt, wollte er eben die Steinstufen hinansteigen, als Joseph mit einem Korbe, den er rasch aus dem Futterkasten des Wagens hervorgeholt, in der Hand, hurtig auf ihn zutrat und, dem Korbe einen in schneeweißes Schreibpapier gehüllten umfangreichen Rosenstrauß entnehmend, mit etwas lallender Zunge den Satz vorbrachte: „Gnädiger Herr werden mit der Arbeit Papa Durands durchaus zufrieden sein.“

Vetter Alphonse nahm den prächtigen Strauß in Empfang, streckte die Rechte mit den duftenden Blumen am Bein hinab, als hätte er sie

verbergen wollen, lächelte gnädigst und versetzte halblaut: „Gut, Joseph. Ich sehe es gern, wenn man meine Aufträge gewissenhaft ausrichtet. Der klingende Lohn wird nicht ausbleiben. Fahren Sie uns nur gut, und befolgen Sie genau meine Weisungen!"

Joseph kopfnickte, indem er wiederholt heftig die Schlitzäuglein zukniff. „Monsieur peut être tranquille," sagte er, sich zum Gehen wendend. „Ah, ich vergaß," besann er sich, mit einem Seitenblicke den Gebieter verschmitzt anblinzelnd. „Das gnädige Fräulein hat schon nach dem gnädigen Herrn ausgeschaut."

Ein Liedchen summend stieg Vetter Alphonse, während Joseph, still vor sich hinlachend, an dem Wagen weiterhantirte, die Treppe hinan. An den bestellten Strauß hatte er bei seinem Schwärmen als hoffender, unternehmender Freier gar nicht gedacht. Heute konnte und durfte sie, die Blumenfreundin, der lieblichen Spende eine ganz besondere Bedeutung beilegen.

Ehe er die Hausglocke zog, steckte er zwischen die sinnig nach den Farbentönen geordneten Blumen ein Briefchen in rosenrothem Umschlag mit der Aufschrift: „An Fräulein Blanche Ombreval, meine Auserkorene."

„Ja; auch von der Seite soll sie mich kennen lernen," murmelte er selbstzufrieden, indem er den Messingknopf im Thürrahmen faßte und indeß der helle Ruf der Glocke im Hause erscholl. „Verse machen kann nicht der erste Beste, geschweige in Versen seine ritterliche Gesinnung an den Tag legen."

Die Hausmagd, eine schon nicht mehr ganz junge Dorfschöne mit rothen Wangen und großen lebhaft funkelnden schwarzen Augen, machte ihm auf, und nach einem vornehm freundlichen „Guten Morgen, Phrasie," das gerade nicht freundlich erwidert wurde, schritt er, ohne auf die abwehrende Handbewegung der Dienerin zu achten, in den weiten Vorraum neben der Haustreppe auf eine Flügelthür zu und begehrte anklopfend Einlaß.

Ein heftiger polternder Lärm erscholl in dem Raum hinter der Flügelthür, so daß sein Klopfen ungehört blieb. In das harte Knarren jach von der Stelle gerückter Sessel mischten sich wilde Zornrufe. „Sie Schurke, Sie Ehrendieb Sie!" rief eine tiefe Stimme. „Wenn Sie sich nicht auf der Stelle packen, so fuhrwerke ich Sie hinaus!"

Der Lärm näherte sich rasch der Thür. Unwillkürlich trat der Horchende, durch dessen frühverwitterte Züge ein Lächeln der Schadenfreude glitt, auf die Seite, indeß Phrasie ihm vergebens winkte, ihr in den gegenüber liegenden Küchenraum zu folgen.

Da sprang auch schon die Thür auf, und heraus trat ein sauber in schwarzes Tuch gekleideter, hochwüchsiger schöner Jüngling mit schwarzlockigem Haupt und einem blassen Italienergesicht, in dessen verstörten Zügen sich Zorn, Scham und Bestürzung malten.

Vetter Alphonse sah ihm mit höhnischen Blicken nach, wartete, bis der

Jüngling, der ihn bei seiner Erregtheit im Vorüberschreiten gar nicht gewahrt zu haben schien, draußen war, und klopfte wiederholt um Einlaß.

„Gleich hinaus, oder es giebt ein Unglück," entgegnete die Baßstimme drinnen zornig. Gleichzeitig faßte eine Hand den Drücker der Thür, und plötzlich beide Flügel um ihre Angeln reißend, erschien im Lichten eine häuslich in einen rothen Schlafrock gehüllte riesige Mannesgestalt mit breitem Schmeerbauch, salz- und pfefferfarbenem Haupthaar und einem Antlitz, dessen bartlose, vollrunde, massige Fläche die Röthe des Zorns und der Entrüstung durchflammte.

„Oder es giebt ein Unglück," wiederholte der Aufgebrachte, indem er wider den Zurückweichenden beide Hände, wahre Herkuleshände, vorstreckte.

„Mit Verlaub, Herr Vetter," lächelte der Bedrohte; „es liegt eine Gesichtstäuschung vor."

Der Riese griff nach seiner Brille, die an schwarzer Schnur auf seiner Brust baumelte, klemmte sie vor die zwinkernden Augen und versetzte, plötzlich lammfromm geworden, indem er des Anderen Rechte ergriff: „Willkommen, Vetter! Meinte ich doch, der Racker wollte einen neuen Versuch machen, wieder in Gnaden angenommen zu werden. — Aber wo in Kuckucks Namen steckest Du nur so lange? Seit einer Stunde erwarten wir Dich, und kein Vetter läßt sich sehen. Du weißt doch, daß man zu der Fahrt den günstigen Augenblick wahrnehmen, das heißt mit der ebbenden Fluth vorrücken muß. — Doch nun geschwind zu Tische! Blanche hätte schon vor einer Stunde abfahren mögen." Und den Vetter hineinnöthigend, folgte er ihm in den Saal und verriegelte hinter sich die Thür.

III.

Leichten Herzens stieg Blanche nach dem kurzen Weilen auf dem Flur draußen die Haustreppe hinan. Der Unausstehliche, der Verhaßte kam nicht. Am Ende hatte er eingesehen, daß all sein Mühen erfolglos sein dürfte, und verzichtete er im vorletzten Augenblick auf eine Begleitung, hinsichtlich deren er schlechterdings annehmen mußte, daß sie ihn um keinen Zollbreit seinem Ziele näher bringen werde. Und doch — konnte sie wohl bei dem hoffärtigen anmaßenden Gecken eine solche Einsicht voraussetzen? —

Sie setzte sich, auf ihrem Zimmer angelangt, an's Fenster und starrte weitersinnend durch den losen Schlitz im Vorhang in den Garten hinab.

Dort hinten, in dem weiten, mit neun Fuß hohen Mauern abgegrenzten Viereck, war es, wo sie vor zwei Jahren, nach ihrer Heimkehr von der Lehranstalt, in der ihr der Wissensborn für das Leben geflossen, durch eine Begegnung zum ersten Male daran erinnert worden, daß des Daseins höchstes Glück nicht etwa in glänzenden Aeußerlichkeiten, im Besitz irdischer Güter zu suchen, sondern in dem verborgenen seelischen Empfinden, das, gleich der Morgenröthe einer ungeahnten Zukunft aus der dunkeln

inneren Tiefe emporbämmernd, die Menschenbrust mit unsagbarer Wonne erfüllt. Es war wie ein jähes Erwachen gewesen. Die glühenden, verlangenden Blicke, welche an der Mittagstafel im Halbdunkel der Weinlaube sich wie Zündstrahlen in ihre Augen gesenkt hatten, waren weckend und erleuchtend bis in die Tiefen ihrer Seele hinabgeblitzt, und in feurigen Schriftzeichen hatte plötzlich ihr geistiges Auge die beseligende Offenbarung entzückt: Du liebst und wirst geliebt!

Ja, sie liebte, lauter und wahr, ohne Rückhalt; kein entweihender Nebengedanke, wie ihn in der bürgerlichen Gesellschaft bei dem jungen heirathslustigen Volke nur allzu häufig das Absehen auf Mehrung des Güterbesitzes bedingt, trübte die heilige Flamme. Und Paul — davon überzeugte sie sich bald, — erwiderte ihre Liebe um ihrer selbst, nicht um ihres Reichthums willen. Rechtschaffen, fleißig, gewissenhaft in der Pflichterfüllung, war der Sohn des um Taglohn arbeitenden Gärtners als Buchhalter, eigentlich Geschäftsführer, ihres Vaters der treueste, zuverlässigste Gehilfe, den sich ein Kaufherr wünschen kann. Und wäre er das nicht gewesen, so hätte sie — Blanche fühlte es — nicht von ihm lassen können. Aber sie beurtheilte ihn recht; übrigens konnte das Lob, welches dem Abwesenden im Freundeskreise ihr Vater spendete, maßgebend für sie sein, und das machte sie vollends glücklich. Das Einzige, was sie nachgerade beunruhigte, war die Befürchtung, ihr stilles Hoffen, ihre Neigung sei ihrem Vater nicht verborgen geblieben und finde dessen vollen Beifall, möchte unbegründet sein. Und in der That, es war ein grundloses, dieses Hoffen; der Vaterwille bezüglich ihrer zukünftigen Lebensstellung schloß nicht die kaufmännische Berechnung aus: sie sollte darüber endlich in niederschmetternder Weise Gewißheit erlangen. —

So lieb und werth dem Kaufherrn der fähige Gehilfe zu sein schien und auch wohl wirklich war: an eine Verbindung desselben mit seiner Tochter hatte er nie gedacht, den bündigen Beweis dafür fand Blanche in der Unbefangenheit, mit der er eines Morgens unter vier Augen ihr unzweideutig zu verstehen gab, es sei sein väterlicher Wille, sie solle „den Vetter" heirathen, und daran Betrachtungen knüpfte, die keineswegs den „glänzenden Vermögensstand" des liebenswürdigen Jünglings ausschlossen. Groß war nun wohl ihre Bestürzung, dennoch ließ sie den Muth nicht sinken, und indem sie dem Vater ebenso kindlich ehrerbietig als freimüthig erklärte, das ganze Wesen des Vetters widere sie an, gab sie sich der stillen Hoffnung hin, mit der Zeit werde schon eine Wendung zum Besseren eintreten und ihr Vater, zumal wenn sie ihm ihre Neigung offen bekenne, anderen, seine liebevolle Beilenkung bedingenden Gedanken Raum geben. Leider traf jedoch, was sie vorausgesetzt, nicht ein: immer schroffer ward das Benehmen des Vaters ihr gegenüber, sodaß sie schließlich es nicht mehr über sich gewinnen konnte, mit dem Geständniß ihrer Liebe zu Paul gegen ihn den wahren Grund ihrer beharrlichen Weigerung zu offenbaren.

Da plötzlich — es war an gestrigen Morgen, — war er wieder ganz der Alte. Väterlich wohlwollend gewährte er ihr eine Bitte, die er ihr früher immer rund abgeschlagen, die Bitte um seine Erlaubniß zur Fahrt nach dem Leuchtthurm nämlich, und sie hätte vor Freude laut aufjauchzen mögen, als er hinzufügte, ihr Begleiter auf der Fahrt solle . . . Paul sein. Freilich, der Nachsatz berührte die Liebende nicht so angenehm: auch der Vetter solle die Fahrt mitmachen; lediglich um ihrer Sicherheit willen, lautete die Begründung, man könne ja nicht wissen — möglicherweise schlage das Wetter um, steige die Fluth wider Erwarten rasch —, er selbst könne bei seinem gichtkranken Zustande und auch aus geschäftlichen Gründen nicht mitkommen, und der Vetter sei ein ebenso tüchtiger wie verwegener Schwimmer, der längst als Lebensretter von der großen Pariser Gesellschaft mit einer Auszeichnung bedacht worden wäre, hätte ihn sein Hochsinn und seine allzu große Bescheidenheit nicht abgehalten, seine Heldenthaten durch die Zeitungen ausposaunen zu lassen. Der Vetter ein Lebensretter!? Sie wußte, und zwar aus dem Munde ihrer seligen Mutter, was es damit für eine Bewandtniß hatte, wenn auch unzweifelhaft sein Fürsprecher ihn allen Ernstes für einen solchen hielt, lächelte und dankte dem Vater für seine Zuvorkommenheit, sollte doch Paul auch ihr Begleiter sein. —

Den Abend zwar, nach Tische, lenkte der Vater das Gespräch wieder auf die von ihm beabsichtigte Verbindung. Allein mit gewohntem Freimuth erklärte sie ihm, sie könne sich nun einmal mit dem Gedanken nicht befreunden, der Unhold sei ihr in der Seele zuwider, ohne daß sie gleichwohl vom Unmuth zu einem Geständniß sich hinreißen ließ, das auf einen Schlag Alles klargestellt hätte.

So standen nun die Sachen. Den Geliebten hatte sie gleich gestern Abend, mit ihm im Garten lustwandelnd, von dem Vorgefallenen unterrichtet, und innig hatte er ihre Freude getheilt. Seit acht Uhr den Morgen im Geschäftszimmer über der Arbeit, hatte er ihr, als sie vor einer halben Stunde, nach dem Vater suchend, zu ihm eingetreten war, mitgetheilt, sein Dienstherr habe ihm soeben seinen Willen betreffs des Ausfluges kundgegeben: gleich nach Tische solle abgefahren werden, und froh war sie in die Küche geeilt, die Köchin zur Eile anzutreiben, lustig auf den Flur der Freitreppe hinausgetreten, an den Kutscher das flüchtige Mahnwort zu richten.

Noch saß sie in sich gekehrt am Fenster und starrte in den Garten hinaus, in welchem an Blatt und Frucht bereits herbstliche Farben im Sonnenlicht leuchteten; da gewahrte sie bei einer Wendung des Hauptes die rothbesäumte blaue Tuchmütze des nahenden Postboten, dessen Gestalt die Gartenmauer ihren Blicken entzog, und erwartungsvoll schaute sie nach der Seite, von der auf den hellen Ruf der dreimal gezogenen Gartenglocke regelmäßig Paul kam, um die vom Boten abgelegte Sendung zu holen. Schon hatte sie sich, als der Glockenruf erschollen war, breit den Vorhang lüftend, erhoben, den sonnigen Blick, den er regelmäßig zu ihr hinaufsandte,

in gewohnter entsprechender Weise zu erwidern, da ließ sie enttäuscht die Hand mit dem Vorhang wieder sinken: nicht der Geliebte, sondern ihr Vater war im Garten erschienen. —

Ueberrascht folgte sie dem eiligst Dahinschreitenden mit den Augen. Mit fieberhafter Hast, wie es schien, denn seine Bewegungen waren jäh und schroff, schloß er, an der Gartenthür angelangt, den Briefkasten auf und entledigte ihn seines Inhalts. Alsobald schloß er wieder zu, und schon stand der Kaufherr und sah die empfangenen Papiere durch. Mit heftiger Geberde zog er aus dem Stoß einen Brief hervor, dessen Hülle er mit den Fingern aufbrach, und augenscheinlich in tiefster Erregtheit machte er sich an die Lesung des Inhalts. Das hochrothe Gesicht des Mannes nahm während derselben eine dunkle Färbung an, sein Auge zornfunkelte, als er den Blick erhob, und die Rechte emporreckend, ballte er sie, als wollte er einen unsichtbaren Feind zu Boden strecken. Ein paar Mal hin und wieder schritt er mit zur Erde gesenkten Blicken, und langsam richtete er, den scheinbar verhängnißvollen Brief in die Schlafrocktasche steckend, seine Schritte nach der Hausthür.

Von einer unerklärlichen Angst befallen, als sei mit dem Auftritt für sie eine drohende Gefahr verknüpft gewesen, eilte Blanche in der dunkeln Absicht hinunter, womöglich hinter das Briefgeheimniß zu kommen.

Vor der Thür des Geschäftszimmers hielt sie horchend den Schritt an. Nichts regte sich in dem Raume. Auf der Schwelle des Speisesaales stand Phrasie und meldete ihrer Herrin, es könne angerichtet werden.

Blanche durchschritt den Saal und hörte nun, als sie vor der Thür des Empfangszimmers den Fuß ruhen ließ, deutlich, wie der Vater, Worte der Entrüstung ausstoßend, heftigen Schrittes in den Räumlichkeiten auf- und abging . . . Rasch entschlossen trat sie zu ihm ein.

IV.

„Papa, es ist Zeit zur Abfahrt," sagte Blanche zu dem Zornigen gewendet, der sie nicht zu bemerken schien, „wir können uns zu Tisch setzen."

Der Kaufherr blieb wie festgewurzelt stehen, richtete auf die Erregte einen heftigen Blick und versetzte mit zornvoller Ruhe: „Blanche, Du bist in Bezug auf den Vetter stets offen gegen mich gewesen, wenn Du auch vielleicht in Deinen Ausdrücken die Uebertreibung vorwalten ließest. Nun sage mir eben so offen: ist Dein Herz nicht mehr frei?"

„Nein, Vater," entgegnete das Mädchen, die Linke an's Herz drückend, gleichwohl festen Tones.

„So?!" fuhr der Kaufherr auf, indem er die schwarzen, buschigen Brauen tief über die Augen herabzog. „Deshalb also unterhieltest Du hinter meinem Rücken einen Briefwechsel mit einem Menschen, dessen

Nichtswürdigkeit so groß ist, daß ich mir gar nichts Abscheulicheres denken kann? — —"

„Einen Briefwechsel?" staunte Blanche mit bebender Zunge, „einen Briefwechsel?! — — Ich habe in meinem Leben nur Dir geschrieben, Vater, als ich noch auf der Schule war."

„Du stellst die Sache in Abrede, Dirne?" zorndrohte der Kaufherr, indem er, die Rechte erhebend, gegen sie vortrat.

„Vater," sagte Blanche, die Hände faltend, in überzeugendem Tone, „Gott ist mein Zeuge, daß ich mir gegen Dich nie eine Unwahrheit zu schulden kommen ließ, und ich schwöre Dir bei der Asche meiner seligen Mutter, daß ich außer Dir und etlichen Schulfreundinnen nie Jemandem eine Zeile geschrieben habe."

Ombreval stutzte, einen so tiefen Eindruck machten auf ihn die Worte des Kindes, dessen unwandelbarer Freimuth ihm stets als ein Vermächtniß der längst entschlafenen heißgeliebten Gattin erschienen war. Indeß der böse Verdacht gewann bei ihm wieder die Oberhand. „Dieses Schreiben straft Deine Worte Lügen," sagte er, ihr den bewußten, in der That verhängnißvollen Brief hinhaltend, den sie hastig ergriff. „Es hätte nicht an Dich gerichtet werden können, wenn Du nicht vorher mit dem elenden Verfasser mehrfach Briefe gewechselt hättest."

Erbleichend las Blanche:

„Innigst Geliebte!

Wie Du mir gestern mittheiltest, fangen die Besuche meines Nebenbuhlers an, für uns unerquidlich und gefährlich zu werden. So viel steht fest: Dein Vater hat an ihm den Narren gefressen; aber vermuthlich ist es das Vermögen des Freiers, das dabei vornehmlich in Betracht kommt. Daran läßt sich nun einmal nichts ändern, und da ich es in Hinsicht auf Geld und Gut mit dem Krösus nicht aufnehmen kann, muß ich unbedingt als Freier schließlich den Kürzeren ziehen. Dies zu verhindern, giebt es ein gutes Mittel: wir verschaffen uns an baarem Gelde so viel wir können, schnüren unser Bündel und gehen bei Nacht und Nebel getrost davon. Ueber das Reiseziel verständigen wir uns nachträglich schon. In der ersten besten großen Stadt sehe ich mich als Kaufmann nach einer einträglichen Stellung um, und einmal im Besitz einer solchen, ist mir um das Weitere nicht mehr bange. Willige ein, theures Kind! Von dem Schritte hängt unser Lebensglück ab. Bedenke das, und beglücke bald wieder mit einigen Zeilen der Glückverheißung

Deinen Dich innig liebenden

Paul."

Blanche sah den Vater mit einem Blicke an, in dem der Ausdruck eines gewissen Befremdens lag. „Du hättest die Zuschrift in meine Hände gelangen lassen dürfen, Papa," sagte sie mit bewegter Stimme, „ich würde

sie Dir gewiß unverzüglich zugestellt haben. Den Brief hat Paul nicht geschrieben."

Der Kaufherr nahm ihr den Bogen aus der Hand. „Du hättest ihn mir nicht zugestellt," sagte er gereizt.

„Gott, Mutter," rief Blanche, indem sie die Hände ringend in Thränen ausbrach; „was hab' ich denn verbrochen, daß mir solche Schmach widerfährt?"

„Ha, dieser Halunke!" rief Ombreval beim Anblick der Weinenden aus. „Gesteh' es nur: Du hast Dich in den Burschen vergafft und möchtest ihn von aller Schuld reinleugnen. Dies hier aber ist seine Handschrift, und dagegen hilft alles Leugnen nicht."

„Ja, Vater," versetzte Blanche, rasch ihre Thränen trocknend, entschlossen, „ich habe gefehlt, indem ich nicht längst meinen Entschluß, Dir unsere Liebe zu offenbaren, ausführte. Ja, ich liebe Paul, wie er mich liebt. Aber ich versichere Dir: nie haben wir einander geschrieben, und der Brief ist das Werk eines Fälschers. — —"

„Halt ein, Unglückliche!" unterbrach sie der Kaufherr mit einer Donnerstimme, indem er heftig auf sie zutrat. „Die Grillen," fügte er ernsten Tones gebieterisch hinzu, „magst Du Dir aus dem Sinn schlagen, denn keinen Augenblick länger dulde ich den unverschämten Lümmel im Hause, und es soll meine Sorge sein, daß er unseren Hausfrieden nicht wieder gefährdet. — So; nun geh' und laß anrichten, Blanche," schloß er väterlich wohlwollend; „der Vetter kann jeden Augenblick kommen, und die Ausfahrt soll stattfinden: ein Mann, ein Wort. Sei gut und liebreich gegen ihn. Er allein liebt Dich wahrhaft, um Deiner selbst willen. Du bist, trotz Deiner zwanzig Jahre, noch ein unerfahrenes Ding. Später wirst Du einsehen lernen, wie gut ich es mit Dir meinte. Noch Eins! Ich will offen gegen Dich sein: Es würde mich unglücklich machen, entschieden mein schon längst nicht mehr vollkommenes Wohlbefinden gefährden, wenn Du nicht der Stimme der Vernunft Gehör schenktest, nicht von dem betretenen Wege ablenktest. Versprich mir, meinem Willen gemäß handeln zu wollen!"

„Ich verspreche es Dir, Vater," lächelte Blanche, plötzlich von neuer Hoffnung beseelt, durch Thränen, „vorausgesetzt," fügte sie, den Vater ernst ansehend, hinzu, „daß den Brief Paul geschrieben hat."

„Vollkommen einverstanden," billigte der Kaufherr, trotz alledem ergriffen, in einem Tone, dem er vergebens den Firniß des kühlen Geschäftstones zu leihen suchte. „Leider ist die Voraussetzung nur allzu begründet."

„Leider?" wiederholte Blanche leise, indem sie den Fuß zum Gehen wendete. „Leider?!" das klang ja fast wie eine Verheißung. Und leichteren, wenn nicht frohen Herzens verließ sie das Zimmer.

Sofort ergriff Ombreval das Mundstück eines im Winkel in den Saal mündenden Sprachrohrs, das den Raum mit dem Geschäftszimmer verband, und beschied den Buchhalter her.

Mit dem Hut in der Hand, reisefertig, entschieden in der Meinung, der Augenblick zur Abfahrt sei gekommen, deshalb rufe ihn Herr Ombreval, trat Paul Clamorgan herein. Nichts in dem blassen, männlich schönen Römergesicht, in dem ein paar wunderbar leuchtende schwarzsternige Augen standen, verrieth die mindeste Erregtheit.

Finster sah ihn der Kaufherr eine Zeit lang an, allein ruhig hielt der Jüngling den prüfenden Blick aus, obwohl ihm ahnen mochte, daß seiner nichts Gutes hier harre.

„Es sind nun fast zwölf Jahre," hob endlich Ombreval an, „daß Sie in meinen Diensten stehen. Ich stelle Ihnen das Zeugniß aus, daß Sie als Lehrling sowohl denn als Gehilfe immerdar redlich Ihre Pflicht gethan haben. Es war meine Absicht, zu Weihnachten nochmals Ihr Gehalt aufzubessern, und nun bringen Sie mich durch Ihren Leichtsinn und Ihre unerhörte Frechheit in die Lage, Ihnen die Thür weisen zu müssen?"

Der Buchhalter stand da, keines Wortes mächtig. Die Blässe seiner Wangen verdrängte ein mattes Roth, seine Lippen zuckten, ein Zittern befiel seine Hände, welche wie krampfbefallen den schwarzen Filzhut zerknüllten. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Ombreval," stotterte endlich mühsam der Mund.

„So, Sie verstehen mich nicht?" spöttelte der Kaufherr. „Aber das böse Gewissen schwitzt Ihnen aus allen Poren." Und ihm dicht unter die Augen tretend, fuhr er ihn mit einer Strafrichterstimme an: „Was hatten Sie, Elender, mit meiner Tochter vor?"

Der Jüngling zuckte zusammen, als hätte ihm jäh das Herz gestockt; er wurde todtenbleich. Aber verschwunden war auf einmal alle Schüchternheit und Blödigkeit bei ihm: ein edler Stolz, der Stolz des Rechtschaffenen, war in ihm rege geworden. Und in einem Tone wie ihn nur die lautere Stimme des Herzens gebiert, entgegnete er: „Fräulein Blanche ist in meinen Augen eine Königin, eine Göttin, für die ich mit Freuden mein Leben hingeben würde. Wehe dem, der sich gegen sie etwas Unerlaubtes herausnehmen wollte!"

„Ah so!" meinte der Kaufherr, dem der steigende Zorn das Blut mächtig zu Kopfe trieb, schneidig kühlen Tones. „Und was berechtigt Sie, wenn ich fragen darf, solche Reden zu führen?"

„Meine Liebe zu ihr," erwiderte der Jüngling hingerissen, „und ihre Gegenliebe. Zwar, es war Unrecht von mir, daß ich Sie, meinen verehrten Geschäftsherrn, nicht längst zum Mitwisser unseres Geheimnisses machte. Aber ich sagte mir, Sie werden von selbst dahinter kommen und uns dann, glücklich über das Glück Ihres Kindes, Ihren väterlichen Segen ertheilen."

„Unverschämter!" brauste außer sich der Kaufherr auf, indem er mit wüthiger Geberde den zerknitterten Brief auf dem Tische glatt strich. „Und das bestimmte Sie wohl, ihr dieses schändliche Ansinnen zu stellen?"

Damit überreichte er dem erstaunt an den Tisch Tretenden die verhängnißvolle Zuschrift.

Paul stutzte, las, musterte wiederholt die Handschrift und entgegnete so ruhig, wie er es unter den obwaltenden Umständen sein konnte: „Daß ich den Brief nicht geschrieben habe, beweist schon der Hakenzug am h, der in meiner Handschrift nirgends zu finden ist. Vielleicht wird Ihnen Herr Alphonse über den Fall Auskunft ertheilen können."

„Ihrer Frechheit entspricht Ihre Schlauheit, wie ich sehe," knirschte der Kaufherr, die Arme reckend. „Eben daraus, daß Sie auf den ersten Anblick eine unbedeutende Abweichung von Ihrer Schreibweise gewahrten, geht die Echtheit des Briefes hervor. Sie hatten sich einfach vorgesehen: der Hakenzug sollte im Entdeckungsfalle Ihr Rettungshaken sein."

„Ich habe aber die Schändlichkeit nicht begangen," betheuerte der Jüngling. „Ich müßte mich ja vor mir selbst schämen, wenn ich gegen meinen Wohlthäter so handeln wollte. Kein Anderer als jener Herr Alphonse kann — —"

„Nun genug des schnöden Verdächtigens," donnerte ihn der Geschäftsherr an, indem er haulustig an einem schweren Sessel rückte. „Mir aus den Augen, Elender, oder ich wende Gewalt an!"

Paul wandte das Gesicht ab; das Schluchzen stand ihm vor der Kehle. Und mit den mühsam hervorgestoßenen Worten: „Sie schmähen einen Unschuldigen, Herr Ombreval, und werden es bereuen," Worten, die eine neue Fluth von Schmähungen aus dem Munde des Wüthenden zur Folge hatten, verließ er den Saal.

V.

An der Mittagstafel in dem Eßsaal mit der Aussicht auf den Garten hatten sich der Kaufherr und Vetter Alphonse niedergelassen. Blanche war noch nicht erschienen.

Besorgt sah der Vater wiederholt durch's Fenster, als müßte er die Erwartete im Garten erblicken. „Dieser erbärmliche Lump verdarb uns den ganzen Tag," brummte er mißmuthig. „Jean," fuhr er den aufwartenden Diener an, „gleich gehe hin und melde Deiner Herrin, es sei angerichtet."

Jean verschwand, und der Vetter meinte, seine goldene Uhr ziehend: „Halb Zwölf! Es ist hohe Zeit, Vetter. Hoffentlich läßt sich mein liebes Bäschen — — und Bräutchen," ergänzte er lächelnd, „durch den kleinen Zwischenfall nicht abhalten, mit mir hinauszufahren. Beim Zeus, es wäre schade!"

„O, sei ruhig, Vetter," sagte Ombreval mit einem seine Worte Lügen strafenden Augenzwinkern. „Ihre Liebe zu Dir ist zu bedeutsam, als daß sie auf das, übrigens längst von ihr herbeigewünschte, Vergnügen verzichten sollte."

„Fräulein ist nicht auf ihrem Zimmer, Herr," meldete der hereintretende Diener. „Phrasie sagte mir, Fräulein sei in den Garten hinausgegangen."

„Schon gut, laß uns allein," gebot der Kaufherr.

Rasch erhob er sich nach dem Verschwinden des Dieners von seinem Sitze, trat an's Fenster, stieg auf einen Stuhl und durchspähte erregten Blickes den Garten. Plötzlich gewahrte er, über die Außenmauer hinwegspähend, eine hochemporgestreckte Hand, die in geringer Entfernung auf der rechts abbiegenden Zweigstraße einen schwarzen Filzhut schwenkte, während gleichzeitig in der Nähe der Gartenthür ein mehrmals auf- und niederbewegtes weißes Taschentuch sichtbar wurde. Aber vergebens richtete er wieder und wieder das zwinkernde Auge auf die grüne Thür in der Mauer: sie blieb geschlossen. — —

Eben wollte er, tieferregt, zornig und bestürzt zugleich, hinauseilen und nachsehen, da lenkte seine Blicke Vetter Alphonse, der just neben ihm am Fenster auf einen anderen Stuhl gestiegen war, auf eine männliche Gestalt, die weiterab auf der Zweigstraße in der Richtung nach dem Dorfe munter dahinschritt.

„Beim Zeus, es ist jener dumme Junge," lautete sein Ausruf. „Nun wahrhaftig, er hat sich nicht beeilt, das Weite zu suchen. Zwar er mag als Ausgewiesener seinem Schätzchen, der Köchin, zuvor sein Leid geklagt haben."

Der Kaufherr wollte lachen; aber den Versuch krönte nur ein Grinsen, dessen Bedeutung in den Worten seinen mündlichen Ausdruck fand: „Hm, ich wollte, dem wäre so!" Und mit einer Art polternder Hast, als hätte er befürchtet, dem reichen Vetter schon zu viel verrathen zu haben, riß er, nachdem er rasch vom Stuhle gestiegen und der Vetter gezwungen seinem Beispiel gefolgt war, das Fenster auf und rief hinaus: „Blanche, Du Teufelskind, wo steckst Du?"

Ein silbertöniges Lachen antwortete ihm. Aber es tönte nicht aus dem Garten herauf, sondern aus dem Hintergrunde des Speisezimmers, wo gerade Blanche ihren Sitz am Tische eingenommen hatte.

„Du wirst doch nicht etwa glauben, Papa," lachte sie weiter, „daß ich die erste Gelegenheit, die sich mir mit Deiner Erlaubniß bietet, den Leuchtthurm zu besuchen, versäumen werde?"

Der Kaufherr setzte sich wieder, seltsam erregt, in Wahrheit ganz verdutzt; wußte er doch nicht, was er von der plötzlichen Heiterkeit seiner Tochter denken sollte. Unzweifelhaft, dahinter steckte etwas. Und doch — liebte sie nicht am Ende den Vetter? Sie war sonst so vernünftig, und — ja, so war es, — sie hatte sich einfach eines Besseren besonnen. Er glaubte dies um so leichter, als es sein sehnlichster Wunsch war, und heiter entgegnete er:

„Es kam mir nur etwas befremdend vor, daß Du, sonst die Pünktlichkeit selbst, nicht schon vor uns hier am Platze warst.“

„Es ist in Haus und Garten so schwül heute,“ versetzte Blanche nach einem flüchtigen Seitenblick auf den Vetter, der zu ihrer Linken Platz genommen hatte; „da habe ich im Freien ein wenig frische Luft schöpfen wollen, und da mir zufällig draußen Dein Buchhalter begegnete, bin ich so vermessen gewesen, mich selbst von seiner Schuld oder Unschuld überzeugen zu wollen.“

„Und Du hast Dich überzeugt?“ fragte hastig der Kaufherr.

„Vollkommen, Papa. Offen gestanden: der arme Mensch dauert mich. Gelt, Du nimmst ihn wieder in Gnaden an?“

„Kind, fordere nicht Unmögliches von mir,“ erwiderte Ombreval wohlwollend ernst. „Nach der Hochzeit wollen wir sehen. Bis dahin —“

„Bitte, Vetter,“ wandte sich Blanche lächelnd an diesen, „bestürmen Sie mit mir die Festung, wir müssen sie einnehmen.“

Der Vetter erhob sich, langte aus dem Silberschrank den mitgebrachten Rosenstrauß hervor und bot ihn, einen tiefen Bückling vollführend, Blanche mit den Worten:

„Wollen Sie, mein theures Bäschen, in diesen Rosen einen neuen Beweis dafür erblicken, daß es mein sehnlichstes Verlangen ist, Ihnen angenehm zu sein, und ich auf der Stelle den angeregten Sturm mit Ihnen unternehmen würde, wenn ich nicht die feste Ueberzeugung hegte, daß der Entschluß meines verehrten Vetters hinsichtlich des armen jungen Menschen, den ich, beim Zeus, bemitleiden könnte, wenn er nicht gar zu gröblich dem Gesetz des Anstands und der guten Sitte zuwider gehandelt hätte, ein unwiderruflicher ist. Bitte, nehmen Sie!“

Blanche schenkte ihm einen seltsamen Blick, in dem ein scharfsinniger Beobachter vielleicht noch etwas Anderes als Verachtung gelesen hätte. Dann neigte sie, ohne Gabel und Messer hinzulegen, ihr Haupt seitwärts zu den Rosen, lächelte die Blumen an und meinte, zu dem Vetter aufschauend:

„Den Strauß, Herr Ritter, haben Sie sicherlich von Paris kommen lassen?“

Vetter Alphonse nickte.

„Reizend, nicht?“ schmunzelte er. „Ich kenne eben Ihren Geschmack, mein theures Bäschen. Für Sie ist nichts zu schön noch zu theuer. Ihnen eine Freude zu bereiten, gäbe ich mit Vergnügen eine Million für einen solchen Strauß hin.“

„Das heißt, wenn Sie die Million hätten,“ lachte die Muthwillige. „Aber Scherz bei Seite, einen kleinen Goldthaler hat er Ihnen gewiß gekostet, nicht?“

„Blanche,“ verwies der Vater gelinde. „Willst Du gleich artig sein!“

„Doch was sehe ich da?“ sagte die Schelmin hastig. Wips! hatte sie die Gabel hingelegt, und ehe es der Vetter ihr wehren konnte, das zwischen den Blumen steckende Briefchen an's Licht gezogen. „Ein billet-doux, Papa! Bitte, lies es uns vor!“ rief sie, trotz der abwehrenden Handbewegung des Freiers, dem Vater den Brief zuwerfend. „Wir sind ganz Ohr.“

Trotz seiner echt Pariser Unverfrorenheit sichtlich verlegen, bewegte Vetter Alphonse, während der Kaufherr, scheinbar betroffen, die Aufschrift musterte, den Rosenstrauß, als hätte er einen Fliegenwedel in der Hand gehabt. Da drückte Blanche auf die Schlagfeder der ihr zur Hand stehenden Tafelglocke, und als auf den hellen Ruf derselben Jean erschienen war, nahm sie dem Vetter den Strauß ab, reichte ihn dem Diener und sprach:

„Die Blumen tragen Sie sofort hinüber! Phrasie soll sie in einen Topf mit Wasser stellen. — Noch Eins! Bringen Sie gleich den Kaffee, und sorgen Sie dafür, daß Joseph des Guten nicht zu viel thue! In einer Viertelstunde fahren wir.“

Vetter Alphonse speiste gemüthlich weiter, als hätte er nicht im Mindesten Ursache gehabt, sich verletzt zu fühlen, während der Kaufherr immer noch den Blick auf den Brief gerichtet hielt und den letzten Auftritt gar nicht bemerkt zu haben schien.

„Eh bien, Papa,“ meinte Blanche, als sie wieder allein waren. „Bitte, bitte! Löse die rosenrothe Hülle! Gewiß ist auch das Briefpapier rosenfarben.“

„Ich bewundere einstweilen die schöne Handschrift des Vetters,“ versetzte Ombreval zerstreut. „Nur das ‚h‘ mit dem Hakenschnörkel will mir nicht recht gefallen; es sticht von den anderen Buchstaben häßlich ab.“

„So lies doch, Papa!“

„Nein, Kind. Der Brief ist an Dich gerichtet, und Du magst ihn lesen; er kommt von guter Hand.“

„Nun wohl, Papa, so gieb her,“ lächelte Blanche, indem sie mit dem silbernen Nachtischmesser eine Birne zweitheilte und die andere Hälfte dem Vater auftellerte. „Ja, in der That,“ staunte sie, als sie den rosenfarbenen in der Hand hielt; „das h hat einen bösen Haken. Weißt Du, daß mir ein solcher Haken auch beim Lesen von Pauls Briefe aufgefallen ist?“

Rasch brach sie mit dem rosigen Zeigefinger die Hülle auf, mit der ihre Linke zerknitternd unter den Tisch fuhr. Und schon glitt der Blick ihres hellen Auges über die enthüllten Zeilen.

„Ei, ei, in Versen? Was sehe ich? Sie sind ein Dichter, Vetter?“ rief Blanche, höchlichst erstaunt, wie es schien. „O, Papa, das mußt Du lesen. Es sind Alexandriner. — Er verspricht mir große Haufen Goldes, Perlen und Diamanten. — Ich soll mich kleiden, wohnen und leben wie

eine Fürstin. — Und läge ich in tausend Ketten, so wollte er mich erretten. — In anderen Versen noch offenbart sich sein Heldengemüth. — Um mich will er durch Feuer gehen, in's Wasser springen, allen Gefahren trotzen. — Und ich Verblendete war so thöricht, ihm alle Ritterlichkeit abzusprechen! — So geht es, wenn man die Leute nach dem Schein beurtheilt." —

Plötzlich erröthete die Lesende bis an die Ohrläppchen. — Die blauen Augen gaben mit ihrem jähen Aufleuchten Kunde von der freudigen Erregtheit der Jungfrau.

„Gottvoll sind besonders die zwei letzten Verse, Papa," sagte sie nach kurzem Besinnen. „Höre nur!" —

„Wahrhaftig, Sie beschämen mich, bestes Bäschen," fiel, plötzlich sehr aufmerksam geworden, der Vetter mit gezwungenem Lächeln ein. „Erlauben Sie!" —

Und mit einem jähen Seitengriffe krallte er nach dem Briefe, den Blanche hell aufkichernd nun dem Vater reichte.

„Die zwei letzten Verse, Papa! Ein Victor Hugo würde seinen Namen nicht darunter setzen; aber wie klar ist in dem schlichten Wortgewande der Gedanke ausgedrückt!"

Gerade kam Jean mit dem Kaffee, und still verfloß eine Minute, in der Vetter Alphonse, nachgrübelnd, ein Gesicht machte, als hätte er einen dummen Streich begangen oder Brechpillen verschluckt, während Blanche an seinem verstörten Aussehen die Augen zu weiden schien und ihr Vater wieder und wieder kopfschüttelnd die Verse las.

Achselzuckend reichte Ombreval, als der Diener sich entfernt hatte, der Tochter den Brief wieder.

„Eine Voraussetzung, eine Zufälligkeit," erklärte er lächelnd. „Du siehst Gespenster am hellen Tage."

„Papa, erlaube," verwahrte sich Blanche lebhaft, indem sie den Bogen wieder aufschlug. „Was steht da? —

Noch, Bäschen, einen Rath! Was ein gewisser Wicht
Dir heut auch schreiben mag: trau seinen Worten nicht!

Mit dem Wicht ist Paul Clamorgan gemeint, das steht fest," fuhr Blanche heiteren Tones fort. „Sie wußten also, Herr Vetter, daß er mir heute schreiben werde? Wissen Sie, daß mir und Papa das höchst verdächtig vorkommen könnte?"

Der Vetter hustete, als hätte sich ein Knöchelchen in seinen Schlund verirrt.

„Eine zufällige Voraussetzung, mein theures Bäschen," schnarrte Vetter Alphonse, an dessen Stirne Schweiß blinkte.

„Und nun, Kinder," unterbrach, sich erhebend, der Kaufherr das Zwiegespräch; „nun eingestiegen! Die Zeit drängt. Sei ja vorsichtig, Blanche! Nicht auf den Thurm, hörst Du? Und Du, Vetter, laß sie nicht aus den Augen! Und ja zu rechter Zeit auf den Rückweg! Die

Fluth steigt schnell; wartet nicht ihr Wiedererscheinen ab! Ich bedaure aufrichtig, nicht mitfahren zu können. Aber das ewig drohende, leidige Zipperlein und der erwartete geschäftliche Besuch aus Paris machen es mir unmöglich. Vielleicht gehe ich später hinaus an den Strand und erwarte Euch dort."

Er geleitete die Fahrlustigen hinaus, küßte draußen die Tochter väterlich liebevoll auf die Stirn, reichte dem Vetter — etwas verdrossen, wie es schien, — die Rechte und wünschte den Einsteigenden eine fröhliche Fahrt. —

Weit auf riß Jean das eiserne Hofthor, lustig ließ Joseph, indem er dem guten Freunde aus seinen Schlitzäuglein ein deutliches „Hatte ich Recht?" zublinzelte, die Peitsche knallen, und, von ihm meisterhaft gelenkt, trabte der Grauschimmel mit dem Wagen nach einer glänzenden Kreisfahrt durch den Hof hinaus und davon.

VI.

Langsam trat Ombreval, als der Wagen mit dem Paare seinen Blicken entschwunden war, seinen gewohnten Nachmittagsspaziergang durch sein Besitzthum an. Ein self made man, der vor geraum dreißig Jahren, als in diesem Theile der Niederen Normandie der Seegrashandel nach der Hauptstadt noch sozusagen in den Windeln lag, sein Geschäft mit höchst geringen Mitteln begonnen hatte, kannte er kein größeres Vergnügen, als nach dem Mittagsessen, ein feines Blatt schmauchend, auf dem Boden umherzuwandeln, durch dessen stückweisen Ankauf nach und nach aus dem armen Pachtbauer ein angesehener Grundbesitzer geworden war. Wonniger als die Gefühle der Freude und Genugthuung, in denen er dabei schwelgte, däuchte ihm nichts auf Erden: Alles das sich selbst, seinem Fleiß, seiner Ordnungsliebe und Sparsamkeit zu verdanken, welch erhebendes Bewußtsein! —

Der Kaufherr schlug den Weg nach seinen Packhäusern ein; sie standen auf der Nordseite am Hofe. Die großen geräumigen, mit Ziegeln gedeckten Gebäude, er hatte sie alle aus eigenen Mitteln aufführen lassen, und viele, viele Tausende hatten sie ihm mit ihren weiten Lagerräumen eingetragen. Da hinein kaufte er zu billigen Preisen Hunderte von Bahnwagenfrachten eines vortrefflichen, vielfach verwendbaren getrockneten Seegrases, und jedes Steigen der hauptstädtischen Kaufpreise lenkte einen Goldstrom in seinen Geldschrank. — Ja, es war ein angenehmes, ein förmlich berauschendes Denken — wie hätte er es nicht mit Hingebung gepflogen! Und doch — heute schien es seinen fesselnden Reiz für ihn verloren zu haben. Vergebens mühte er sich, die alte freudige Stimmung wieder zu gewinnen. Immer irrten seine Gedanken ab, nie hatte er sich in seinem Reiche so unbehaglich gefühlt, und mißmuthig lenkte er den Schritt wieder nach seiner Behausung.

Auf dem weichen Polſterſitz im Empfangszimmer überließ er ſich endlich ganz den Gedanken, die ſein beunruhigtes Gemüth gebar, und ein volles Inſichgehen war die nächſte Folge davon.

Ja, wie hatte er, der das Wenige, mit dem er einſt ſeinen jetzigen Reichthum begründete, einer Heirath verdankte, nur ſo ungerecht ſein können? — War der Fall denn wirklich ſo arg, daß er dem Miſſethäter nach einem derben Verweiſe ſeine Verzeihung nicht hätte angedeihen laſſen dürfen? — Was hätte er ſelber damals nicht gethan, um ſich den Beſitz der Geliebten zu ſichern! An ihrem Erbe lag ihm ſo wenig, daß er ſie mit Wonne heimgeführt hätte, und wäre ſie bettelarm geweſen. Und er hatte einen treuen, fleißigen, verläßlichen Diener, den er durch keinen anderen erſetzen konnte, in ſchimpflicher Weiſe entlaſſen, weil derſelbe — O ja, der Brief war empörend; aber hatte Paul Clamorgan wirklich auch den Brief geſchrieben? Das war der Punkt, über den ſich ihm jetzt wieder und wieder quälende Zweifel aufdrängten. Er glaubte doch, ihn zu kennen, hatte in ihm ſtets einen redlichen, keiner böſen Handlung fähigen jungen Mann erblickt, und nun dieſe unſelige Uebereilung auf Grund eines Vergehens, das trotz alledem das Werk eines Nebenbuhlers ſein konnte! Der Zweifel, den Blanche mit ihren Bemerkungen über die Handſchrift und die Schlußverſe des Gedichtes in ihm geweckt hatte, ließ ihm keine Ruhe mehr. Vetter Alphonſe?! Eine ſo ſchändliche Handlungsweiſe hätte er ihm nie verziehen, ſo ſehr er ihm auch ſeiner Mitbetheiligung an größeren Geſchäften wegen zu Danke verpflichtet war, ſo hochwillkommen ihm derſelbe auch als Eidam geweſen wäre. Wie jedoch die Sache klar ſtellen? Dazu fehlte ihm jeder Anhaltspunkt. Und ſo mußte er es entweder darauf ankommen laſſen oder im Zweifel Zeit zu gewinnen und irgendwie ſich Gewißheit zu verſchaffen ſuchen. — Der Gedanke, daß er dies vor Allem hätte thun ſollen, anſtatt unverzüglich einen guten, bewährten Gehilfen und Vertreter zu entlaſſen, trieb ſeinen Aerger auf die Spitze. „O Du Dummkopf,“ haderte er mit ſich ſelbſt. „Du hatteſt es zu gut. Der Junge war im Geſchäft Dein anderes Ich: er beſorgte Alles, hatte auch auf das Geringſte ein wachſames Auge, verſchaffte Dir ſogar gut zahlende Abnehmer, und nun kannſt Du wieder ſelbſt Dich plagen und placken, — der Geier hole die Geſchichte!“

Aergerlich fuhr er empor. Da pochte es draußen drei Mal an die Thür, und auf ſein mürriſches „Herein!“ rauſchte es in ſchwarzſeidenen Gewändern raſch über die freie Schwelle gegen den Vortretenden heran; eine linienſchöne zartweiße Frauenhand, an deren Mittelfinger ein ſchlichter goldener Reif glänzte, faßte ſeine gewaltige Rechte, und aus einem mattblaſſen, etwas verſtörten Sapphogeſicht, in dem zwei ſchwarzbraune Sehſterne funkelten, tönte ihn der haſtige Gruß an: „Guten Tag, Herr Ombreval!“

Der Kaufherr verneigte ſich, erwiderte den Gruß, wechſelte mit der

Pariserin die üblichen Gesundheitsfragen, nöthigte sie, sich zu setzen, und ließ sich ihr gegenüber nieder: „Ich erwartete Sie, werthe Frau Berger," sagte er. „Sie zeigten mir brieflich Ihr Kommen an. Gewiß liegt wieder eine recht ansehnliche Bestellung von der Heeresverwaltung vor. Ich —"

„O bitte, reden wir heute nicht von Geschäften," fiel ihm hastig die junge Frau in's Wort. „Morgen ist wieder ein Tag, und — Sehen Sie zuweilen Ihren Vetter, Herrn Alphonse?"

Ombreval stutzte und betrachtete sein Gegenüber aufmerksamer. — „Nun, das ist doch natürlich," entgegnete er. „Aber ich begreife nicht, was —"

„Dann warne ich Sie vor ihm," fuhr die Pariserin bei steigender Erregtheit fort, „als vor einem Menschen, durch den Ihrer Hausehre Gefahr drohen könnte. Ich lernte ihn als einen Freund meines verstorbenen Gatten in Paris kennen. Er zeigte sich nach dessen Tode in Bezug auf das von mir fortgeführte Geschäft sehr dienstfertig gegen mich, so daß ich füglich noch etwas mehr als Freundschaft bei ihm voraussetzen durfte. So schien es denn auch zu sein. Nach längerer Zeit kam es seinerseits zu Schwüren und zum Eheversprechen. Als er Paris verlassen hatte, besuchten wir uns von Zeit zu Zeit hier oder in der nahen Kreishauptstadt. Unsere letzte Zusammenkunft fand vor drei Monaten statt. Ich erinnerte ihn an sein Versprechen. Fast aufgebracht, als ob ich ihm etwas Unrechtes zugemuthet hätte, verließ er mich, und seitdem schrieb er mir nicht wieder. Da eilte ich denn, hier angekommen, sofort nach seiner Behausung, ihn zur Rede zu stellen. Ohne anzuklopfen, taub gegen das Rufen der alten Haushälterin, die wohl angewiesen worden war, Niemanden einzulassen, drang ich bis in sein Arbeitszimmer vor. Kein Alphonse. — Zufällig bemerkte ich einen beschriebenen Briefbogen, der auf dem Schreibpult lag. Es war ein von ihm niedergeschriebener Entwurf zu einem Briefe. Ich las ihn, und obwohl mir Verschiedenes darin unerklärlich war, so ward mir doch sofort sonnenklar, daß etwas Schändliches im Werke war und es sich um einen mehrfachen schnöden Verrath handelte, und ohne mich irgendwie weiter nach seinem Thun und Bleiben zu erkundigen, stürmte ich stracks hierher, Sie von dem befremdenden Funde in Kenntniß zu setzen und damit dringend vor dem Elenden zu warnen."

Ombreval starrte einen Augenblick finster vor sich hin. Plötzlich schien ihm ein tröstliches Licht aufzugehen. Lächelnd sah er zu der Tieferregten auf und meinte: „Der Brief war an meine Tochter gerichtet, nicht?"

Die Wittib nickte und fuhr mit der Hand in die Tasche.

„Und in Versen abgefaßt, nicht?"

„In Versen?!" keuchte die junge Frau achselzuckend, und ein spöttisches Lächeln umspielte ihren blaßrothen Mund. „Ja, er macht Verse, und auch an mich richtete er welche, aber was für Verse! Da, lesen Sie den Erguß!

Natürlich ließ ich das Beweisstück nicht auf dem Pulte liegen." Und sie reichte ihm einen zerknitterten Briefbogen.

Der Kaufherr nahm und las. Seine eben noch heiteren Züge verfinsterten sich und liehen den peinlichsten Gefühlen Ausdruck. „Der Schändliche!" murmelte er wiederholt.

„Ich danke Ihnen, liebe Frau Berger," sagte er, nachdem er gelesen hatte, indem er die Rechte der jungen Wittwe ergriff und sie sanft drückte. „Sie haben mir einen Dienst erwiesen, für den ich Ihnen Zeit Lebens dankbar sein werde. Kommen Sie," fuhr er rasch entschlossen fort, „begleiten Sie mich auf einer Fahrt durch's Dorf und an den Strand! Es gilt ein Unrecht gut zu machen, und je eher dies geschieht, desto besser. — Sie sind offen gegen mich gewesen, ich will es gegen Sie sein. Unterwegs erzähle ich Ihnen, was es mit dem Briefe, den Sie mir natürlich abtreten, für eine Bewandtniß hat. Entschuldigen Sie!" Er ging, die Kleider zu wechseln, rasch hinaus, kehrte bald darauf in grauer Sommertracht wieder, nahm aus einem Wandschrank ein mächtiges Fernrohr und verließ, nachdem er der Pariserin den Arm geboten, mit ihr das Zimmer.

VII.

Der leichte zierliche, mit einer fuchsrothen Stute bespannte zweirädrige Wagen, den Ombreval und die Frau Berger zu der Ausfahrt bestiegen hatten, hielt vor einem niedrigen, strohgedeckten Hause, hinter dem sich, im Rahmen hoher Mauern, ein großer Obst- und Gemüsegarten ausdehnte.

„Heda, Clamorgan," scholl die Baßstimme des Kaufherrn durch den kleinen Hof. Und auf der Schwelle der Hausthür erschien eine sauber in weiß- und graugestreiftes Baumwollenzeug gekleidete, hochwüchsige, nicht unschöne, ernst blickende Frau, welche sich mit dem Zipfel der blauleinenen Schürze rasch die rothgeweinten Augen trocknete.

„Ich errathe, was Sie wollen, Herr," sagte die Erscheinung, langsam auf den Wagen zuschreitend, harten, unfreundlichen Tones. „Aber Sie dürfen sich die Mühe sparen. Wir wissen um Alles. Ihre Bezichtigung ist grundlos. Die Lüge ist unserem Sohne verhaßt."

„Ich weiß es, liebe Frau Clamorgan," versetzte der Kaufherr, sich zu ihr neigend, ergriffen. „Es ist ihm schweres Unrecht widerfahren. Seine Unschuld ist inzwischen sonnenklar an den Tag getreten!"

Die Frau sah ihn starr an, und zwei dicke Thränen quollen ihr aus den Augen, die ein jähes Lächeln durchsonnte; das waren Freudenthränen. — „Gott sei Dank," murmelte sie; und sich umwendend, rief sie, und es klang fast wie ein Aufjauchzen, mit bewegter Stimme: „Laurent, Laurent, so komm doch! Herr Ombreval ist da."

Hinter dem Thürpfosten hervor trat, die blaue Tuchmütze ziehend und sich flüchtig verneigend, ein grünbeschürzter wuchshoher Mann, dessen hochstirniges

grauäugiges, starknasiges, mit einem kurzverschnittenen kastanienbraunen Rundbart geschmücktes Antlitz Verstand und Willenskraft verrieth. „Ich danke Ihnen, Herr Ombreval,“ sagte er mit Würde, indem er auf den Wagen zutrat und dem Kaufherrn die Rechte bot, deren jähen Druck dieser kräftig erwiderte. „Ich habe Ihnen in Gedanken und Worten Unrecht gethan und bitte Sie deshalb um Verzeihung. Ich hielt Sie für geldstolz, in dem Maße zwar, daß ich glaubte, es müsse Sie hart ankommen, einen von Ihnen begangenen Fehler einzugestehen, und wie ich sehe, war ich in einem schweren Irrthum befangen.“

„Ja,“ entgegnete treuherzig Ombreval, „der Schein war gegen ihn, und ich hätte einen Schwur darauf geleistet, daß er der Schuldige sei. Eine wunderbare Fügung hat indessen das Dunkel gelichtet, und da ist es doch ganz natürlich, daß ich dies offen anerkenne und eine von mir verübte unverdiente Demüthigung ungeschehen mache.“ Und die Stimme erhebend, stieß er mit auf die offene Hausthür gerichteten Blicken den Ruf aus: „Erscheine, Paul, mein Junge, erscheine!“

„Er ist davongerannt wie ein Toller,“ bemerkte kopfschüttelnd die Mutter. „Anfangs war er besonnen. Ruhig erzählte er uns, was sich zugetragen hatte. Da gewahrte er durch's Fenster den Wagen, der Fräulein Blanche und Herrn Alphonse nach dem Strande entführte, und ohne auf unser Rufen zu hören, stürmte er hinaus und davon.“

„Nun, vielleicht treffen wir ihn am Strande,“ sagte der Kaufherr. „Sollte er binnen einer Stunde wieder nach Hause kommen, so schicken sie ihn doch zu uns hinaus. Wir halten außerhalb des Dünenzuges, dem Leuchtthurm gegenüber, bei dem Badehause. Ich bin ihm eine Erklärung schuldig, und sie soll ihm allen Groll gegen mich benehmen.“

„Der Junge hat seinen Stolz wie jeder Andere,“ meinte der Gärtner kopfschüttelnd. „Es wird für ihn eine Genugthuung sein, wenn Sie ihm sagen, daß Ihre Vorwürfe ihn, den Schuldlosen, nicht treffen konnten; daß er jedoch, nach dem, was vorgefallen, je wieder in Ihre Dienste treten sollte, das läßt mich sein Stolz sehr bezweifeln.“

Betroffen zog der Kaufherr die Zügel an. „So breche ich seinen Stolz,“ versetzte er, indeß die Stute mit dem Wagen davontrabte. Und in Gedanken fügte er mit einem Seitenblick auf seine Gefährtin hinzu: „Am Ende käme mir das ganz erwünscht, wäre nur das Geschäft nicht und der leidige Zwischenfall mit dem Vetter nach Wunsch erledigt.“

O, der Vetter, der reiche Vetter! Wie gern hätte er ihn trotz alledem an sein Haus gefesselt! Paul Clamorgan war ihm als sein Geschäftsführer lieb, lieber war ihm doch mit seinem Gelde und seinen Ländereien der Vetter. Und nun mußte noch diese unglückselige Pariserin dazwischenkommen! Gleichviel; der ungeahnte Stolz des Gelbschnabels wurmte ihn. Nicht den Dienst bei ihm fortsetzen wollen!? Das war zu arg, das ver-

letzte ihn im höchsten Grade. Und doch, bewies es nicht auch, daß seine Liebe zu Blanche keine aufrichtige war? Aber eben dann konnte ihm sein Wiedereintritt ganz erwünscht sein. Nun gut, er wollte ihn selbst zur Rede stellen. Und wenn einmal der Vetter — hatte denn der Eifersüchtige im Grunde so schändlich gehandelt? — Blanche heimgeführt hatte, war alle Gefahr beseitigt, und er behielt seinen Buchhalter und Geschäftsführer. Aber die Pariserin? Bah! — Und indeß der Wagen mit ihnen gemach dem Strande zufuhr, erzählte er seiner Gefährtin, was sich den Morgen begeben hatte, und schilderte er ihr die Handlungsweise des Vetters in so schwarzen Farben, daß er füglich annehmen konnte, die Verlassene werde ihm, von Abscheu gegen ihn erfüllt, auf ewig den Rücken wenden.

Die Pariserin verrieth in der That während seines Erzählens mehr als einmal in Worten und Geberden ihre Entrüstung bezüglich des Vetters. Allein im nächsten Augenblicke lächelte oder lachte sie wieder, wie ein Kind, das zornig aufschreit, wenn man ihm ein Stück Kuchen wegnimmt, und durch die Zornthränen lacht, sobald ihm der Kuchen wieder gereicht wird.

Nun fuhren sie auf die vom Sonnenlicht befluthet sich vor ihnen ausdehnende weite Strandfläche hinaus. Fernab, im Hintergrunde der Uferlandschaft, ragte auf hoher Klippe der Leuchtthurm. Diesem gerade gegenüber, neben dem ihm gehörenden bretternen Badehause, ließ Ombreval die Stute mit dem Wagen rasten. Und der Pariserin das Fernrohr reichend, meinte er: „Wollen Sie sich nicht einmal den Thurm etwas genauer ansehen? Er ist so fest gebaut, daß ihm in dem halben Jahrhundert seines Daseins auch beim heftigsten Sturm die bis zu fünfzig Fuß Höhe an ihm emporklimmende Fluth nichts hat anhaben können."

„O, das Ungethüm," murmelte die junge Wittwe, nachdem sie ein Weilchen mit dem Fernrohr die Ufergegend durchspäht hatte. „Ich erkenne ihn ganz deutlich. Das ist aber ein ganz vortreffliches Glas! — Nein, es ist unerhört. Er weicht nicht aus ihrer Nähe und umkreist sie wie — O der Treulose! O der Schändliche! — Nach all' den Schwüren! — Aber warte nur, mein Bübchen; Du sollst es eingetränkt bekommen!"

Ombreval zuckte verächtlich die Achseln. Er hatte in den Wind geredet, das unterlag für ihn keinem Zweifel mehr. Im Busen dieses Weibes ankerte die Leidenschaft. Hätte er die Heißblütige doch nicht mitgenommen! Nun brannte das Feuer bei ihr wieder lichterloh. Und hätte der Vetter ein Verbrechen begangen, sie wäre ihm deshalb nicht gram geworden; das stand nunmehr bei ihm felsenfest. Verlockend hübsch, wie sie war, mußte sie ihn mit leichter Mühe wieder ganz in ihre Gewalt bringen.

Jäh fuhr der Kaufherr aus seinem Sinnen auf. Die schwüle Luft erschütterte ein heftiger Windstoß, der den Dünenzug entlang gelbe Säulen Sandes emporwirbelte. Wie dumpfes Wehegeheul ertönte es von den Binsenbüscheln am Sandhügelrande.

Bestürzt ließ Ombreval den Blick in die Runde schweifen.

Ueber den Wasserspiegel im Südwesten herauf stieg ein fahlgraues Wolkengeschiebe, das mit wachsender Geschwindigkeit im Luftraum sich ausbreitete und bald eine eintönige, etwas hellere Schattirung annahm.

Ein neuer Windstoß erfolgte, und angstbeklommen der Pariserin das Fernrohr entreißend, stieß Ombreval den Schreckensruf aus: „Die Unglücklichen, es ist ein Sturm im Anzuge! Und es fluthet!“

Eiligst richtete er das Fernrohr auf den Thurm und bespähte das Riff. Die Fluth deckte bereits die kleinen Felsblöcke im Wasser unten, und noch stand der Grauschimmel mit dem Wagen am Rande des Langbeckens, das zwischen dem Thurmriff und der nächsten Hochklippe hüben sich hinzog. Ringsum war Niemand zu sehen. Weiterab nur, zur Rechten und zur Linken, tauchten einzelne Gestalten auf, die, hastig ausschreitend, das Tiefwasser so rasch als möglich zu verlassen suchten. Noch fernerab fuhren die Böte der Seegrasschnitter in der Richtung nach dem südlich gelegenen Fluthhafen, während weiter nördlich, auf der natürlichen Fahrstraße, welche dort bis in die Niederungen hinein sich erstreckte, mit dumpfem Gerassel in langem Zuge die schwerbelasteten Fuhrwerke der über kein Boot verfügenden Schnitter dem Strande sich näherten.

„Wo befanden sich soeben die Zwei?“ fragte Ombreval, das Fernrohr absetzend, die Pariserin fast barsch.

„O, der Elende,“ fuhr diese aus ihrem Grübeln auf. „Wo sie sich befanden? — Nun, neben dem Thurm. Sie hüpften und sprangen förmlich, und immer umkreiste er sie.“

„Dann müssen sie hinter dem Thurm stecken,“ schloß der Kaufherr, indem er das Fernrohr wieder ansetzte. „Dieser Esel von einem Kutscher sollte doch die Gefahr kennen und die Säumigen zur Eile antreiben. Am Ende hatte der Saufbold wieder zu tief in's Glas gesehen; ich hätte ihm längst den Laufpaß geben sollen.“

Jetzt brach der Sturm mit voller Gewalt los. Ueber die Sonne hinweg huschte der graue Wolkenschleier, und in düsteren Farben hoben sich die zahlreichen Klippen im Gesichtskreis von der sich kräuselnden Wasserfläche ab, während dort unten im Hintergrunde, wo die Fluthwelle aus der Tiefe heraufquoll, das Sturmwetter bereits seine schaumgekrönten Furchen zu ziehen begann.

„Nun sehe ich sie alle Beide,“ fuhr Ombreval beobachtend fort. „So macht Euch doch, in Kuckucks Namen, auf den Rückweg! Dabei sollte Einem doch der Verstand still stehen. Nun gaffen sie die Thurmmauer an, so ruhig, als ständen sie vor der Liebfrauenkirche zu Paris und nicht auf einem Seefelsen, den in einer halben Stunde die Fluth verschlingen muß. Nun, ja freilich, der Thurm ist da, und im Nothfall können sie sich von den Thürmern emporhissen lassen. Wohl, so thut es doch! Was liegt an dem elenden Fuhrwerk, wär' es auch um den Grauschimmel schade! — Aber nein, sie bleiben ruhig stehen, und die Fluth steigt, steigt. — Es ist

zum Rasendwerden. — Blanche, theures Kind!" rief der Vater angstgefoltert aus Leibeskräften. „Ha, endlich," fuhr er ruhiger fort. „Er klettert das Riff hinan, während sie — Aber wo steckt nur dieser vermaledeite Kutscher? Beim Himmel, der Ziderschlauch saß oben am Thurm und war eingedufelt. Da taumelt er, vom Vetter aufgerüttelt, den Felsen herab. — Ei, sie verlassen das Riff, möge es nicht zu spät sein! — Rasch, rasch, Blanche, mein Kind! — Rette sie, Vetter, und beim allmächtigen Gotte, sie soll Dein, die Schuld Dir vergeben sein. —"

Ein gellendes Lachen, das wie eine mit Hohn und Spott versetzte schneidige Verwahrung in die Windsbraut hinaustönte, war die Erwiderung auf dieses Gelöbniß. Die Pariserin, der das Ungewitter den helmkammförmigen schwarzen Hut in den Nacken gerissen und den hohen Haarbau aufgelöst hatte, so daß die schlangenartig im Winde flatternden langen braunen Locken ihrem Kopfe das Aussehen des Hauptes einer Furie gaben, war die Lacherin gewesen. Und — „Qui vivra verra!" gellte es in den Sturm unheimlich nach.

„Nach rechts abgelenkt, Joseph," fuhr der Kaufherr, ohne auf die Lacherin zu achten, mit donnertöniger Stimme fort. „Nicht gerade aus! Ich kenne den Weg. Er ist mit großen Steinen wie besät. — Gerechter Himmel, nun fährt er ihn doch, den Höllenweg! — Es geht nicht anders! die Zeit drängt. — Wacker, Joseph, wacker! — Die Zügel stramm! — Nicht zu schnell! — O, des tollen Beginnens! — Die Fluth verschlingt sie. — Und wie stark ist dort die Strömung! — Dreihundert Schritt weit ist es zum Mindesten bis zur nächsten Klippe! — Vorwärts, da es einmal nicht anders geht. — Muth, Blanche, mein Kind. — Heiliges — ! — Pferd und Wagen fast ganz unter Wasser! — Aber sie kommen vorwärts. — Gottlob, sie nähern sich der Teufelsbank. Einmal dort, haben sie das Schlimmste überstanden. — Doch — heiliger Name Gottes, was ist das? — Der Grauschimmel bäumt sich. — Der Wagen kippt. — Sie stürzen, und —"

Er vollendete den Satz nicht. Todtenbleich im Gesicht, reichte er der Pariserin das Fernrohr, ergriff Zügel und Peitsche und hieb auf das Pferd ein, daß es hoch sich bäumte und unter den gellenden Angstrufen der Pariserin im Galopp mit dem Wagen die weite Strandböschung hinabjagte.

(Schluß folgt.)

Lisa von Crust.

Novellette.

Von

Richard Wendriner.

— Breslau. —

Lisa erwachte auf ihrem Lager aus schwerer Ohnmacht. Verwirrt blickte sie umher. Ihr war so angst, als drückte sie der Alp oder die böse Nachtmahr ... „Konrad!" Sie tastete neben sich auf's Bett ... Leer! ... Mit einem Wehlaut sank sie zurück. Nun kam ihr Alles wieder in den Sinn: die stürmenden Schweizer ... Kampf im Schloßhof ... Konrad schwer verwundet, vom feindlichen Hauptmann trotz ihrer Bitten niedergehauen ... Wer schützt sie noch vor den Schrecken der Nacht, wenn der Mond zitternde Schatten an die Wände malt und die Windsbraut an den Mauern rüttelt? Wie oft, wenn sie ängstlich Konrads Namen rief, schlang er den Arm um sie und sprach beruhigende Worte, wie zu einem Kinde ... Als sie einst in allen Winkeln Gespenster sah, zog er sein Schwert, das immer zu Häupten lehnte, und legte den Finger erst auf die blitzende Klinge, dann auf das schwarze Heft: „Sieh, Lisa, gegen böse Menschen der Stahl, gegen böse Geister das Kreuz. Ein wackerer Kriegsmann braucht nicht Feind noch Teufel zu fürchten!" ... Und nun! ... Immer hatte sie gebangt vor etwas Neidischem, Lauerndem draußen, dagegen nur Crust, das feste Schloß, sie schützte ... Nun lag das Thor in Trümmern; hereingebrochen war das Unheil und hatte Alles zerstört, Frieden, Glück, Liebe!

Ein rauher Ruf unterbrach die Stille. Sie sprang aus dem Bett und eilte ans Fenster. Um das Wachtfeuer sitzend oder liegend in Mäntel gehüllte dunkle Gestalten; die Flamme wirft zuckende Lichter auf Blechhauben und Harnische der zwei Posten am Thor, die an ihre Spieße gelehnt vor sich in's Dunkle starren ...

Sie wandte sich, griff nach dem Rosenkranz und kniete nieder vor dem Gekreuzigten an der Wand, dessen vom aufgehenden Monde bestrahltes Gesicht zu leben schien. Die Perlen glitten durch ihre Finger, ihre Lippen murmelten lateinische Worte ... „Pater noster, qui es in coelis ..." Bisweilen auch entrangen sich ihrem weherfüllten Herzen die Laute der italischen Heimat: „O Dio, misericordia! Senti la mia preghiera. ..."*) Plötzlich aber kam ihr ein, daß Konrad hier deutsch zu seinem Heiland gebetet ... Auch sie wollte für sein Seelenheil deutsch beten: es war ihr, als müsse er das hören, als sei er ihr nicht ganz entrissen, wenn sie in seiner Sprache Gott anflehte ... Vor Jahren hatte ein schwäbischer Mönch ihr nach langem Bitten gegen das Gebot der Kirche das

*) „Mein Gott, Erbarmen! Höre mein Flehen ..."

Vaterunser erklärt; stammelnd suchte sie jetzt aus ihrem Gedächtniß einzelne Brocken hervor: „... geheiligt werde Dein Name ... Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden ... Vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir ... vergeben ... Nein,“ schrie sie und sprang auf. „Vergeben? ... Ich bat ihn ... Konrad verwundet, wehrlos .. Warum nicht gefangen nehmen ... warum morden, morden! ... Ihm vergeben? Verrecken soll er, der schweizerische Bluthund! Rächen ... hörst Du, Konrad? Dich rächen, und wenn's mein Leben kostet ...“

Lisa warf sich am Bette nieder und küßte zum Abschied die Stelle, wo noch vor Kurzem ihr Konrad geruht. Dann zog sie sich hastig an. Nach dem Stande des Mondes konnte es noch nicht spät in der Nacht sein; vielleicht aber schliefen sie Alle, vom Gefecht ermüdet. Horchend öffnete sie die Thür ihres Gemaches. Verworrene Stimmen tönten aus der Halle herauf. Sie zechten wohl, freuten sich des Sieges, die Hunde! Wein war ja im Keller. Freilich, nicht der gute, den konnten sie beim Plündern nicht gefunden haben, der lag versteckt drüben in der Felsenhöhlung ... Wenn es ihr gelang, den Hauptmann fort von der Truppe, hinüber in den abgelegenen Saal zu locken, ihn mit dem schweren Weine trunken zu machen und dann — Lisa durchstieß mit der geballten Rechten die Luft, als halte sie ein spitzes Messer ... Aber würde er ihr nicht mißtrauen, nicht auf der Hut sein vor dem Weibe des erschlagenen Vogtes? War es glaubhaft, daß sie, die an der Leiche Konrads vor Schmerz zusammengebrochen, nun lustig und guter Dinge dem Feinde selbst den edlen Wein bot? Wenn man sie bewachte? Ihr auf Schritt und Tritt folgte oder sie einsperrte? Dann war es mit der Rache vorbei ...

Doch vielleicht ... Vielleicht ließen sich die eidgenössischen Tölpel in Sicherheit wiegen ... nicht umsonst hatte sie einst daheim in Padua den fahrenden Gauklern zugesehen, wenn sie ihre Künste zum Besten gaben. List gegen Gewalt. Ein gefährlich Spiel, das den Kopf kosten konnte. Doch welchen Werth hatte für sie jetzt das Dasein? Nur noch Vergeltung üben! Sie fühlte, daß ihre Seele auch im Jenseits keine Ruhe finden könnte, bevor dies letzte Werk gethan. Nun hieß es sorglich überlegen. Unablässig arbeitete ihr Hirn an dem Plane weiter. Der Wein allein schien ihr kein sicherer Bundesgenosse; half er nicht, mußte das Feuer helfen.

Von den Wachen im Hofe unbemerkt schlich Lisa hinüber in den „neuen Bau“, dessen oberes Geschoß eine Art Saal einnahm, das Untergeschoß diente als Vorrathraum und war mit trockenem Holze gefüllt. Daß dicht an diese Kammer ein in den Berg gesprengtes Loch stieß, in dem Kriegsmaterial, Wein und Truhen mit werthvoller Habe geborgen lagen, wußte außer Lisa Niemand. Unter Aufbietung aller Kräfte rollte sie ein Weinfaß aus der Höhlung mitten hinein in die Holzkammer, dann vertheilte sie einige mit Schießpulver für Hakenbüchsen gefüllte Tonnen an die Pfeiler der zum Saal hinaufführenden Treppe und versah jede mit einer Zündschnur. Aus dem dürren Holz, unter dem sie diese Anstalten verbarg, lugten die Schnurenden kaum sichtbar hervor. Zuletzt nahm sie aus einer Truhe das Kleid, das sie als Braut getragen; der unsichere Schein einer in vorsichtig bemessener Entfernung angezündeten Kienfackel zitterte über das lichte Blau des Stoffes und das Gold der Verbrämung ... Sie dachte an den glänzenden Sonnentag, da sie in diesem Gewande an der Seite ihres Konrad, von Musik und dem Jubel der Kriegsknechte begrüßt, durch's Schloßthor einzog ... Heut schmückte sie sich zu einem anderen Feste, bei dem der Tod aufspielen sollte, und als Tänzer an ihres Konrads Stelle kürte sie sich den Schweizerhauptmann ...

Als Lisa die Schloßhalle betrat, wo die Feinde tafelten, schwieg der Lärm plötzlich. Der Hauptmann, der die Sturmhaube mit einem pelzbesetzten Barett, den Harnisch mit einem feinen rothen, schlitzärmeligen Wams vertauscht hatte, blickte sie erstaunt an, und ebenso sein Leutnant, Weibel und Rottmeister, die bei ihm saßen. Lisa erkannte Wams und Barett nur zu gut: einst ihres Mannes Eigenthum, war es nun seines Mörders Beute. Ging es nach ihrem Sinn, so rieselte wohl noch heut rothes Blut über das rothe Wams ...

„Kommt Ihr uns die Freude zu stören?" rief einer aus der Kumpanei. „Das Weib des Vogtes, der so viele von den Unseren erschlagen! Doch unser Hauptmann hat ihm den Dank dafür auf den Schädel geschrieben. Der Hauptmann lebe!" Die zinnernen Becher klapperten aneinander.

„Ja, mit der Feder weiß ich Bescheid," lachte der so Gerühmte und schlug auf den riesigen Zweihänder an seiner rechten Hüfte. „Aber sonst bin ich kein Federfuchser."

Der Weibel erhob sich von der Bank und zerrte Lisa die aus venezianischen Münzen zierlich gefügte Kette — Konrad hatte sie einmal aus dem nahen Trient mitgebracht — vom Halse: „Wollt Ihr mit Eurem grauen Haar noch Ketten tragen?"

Lisa erschrak, noch gestern waren ihre Flechten braun gewesen . . . Hatten wenige Stunden sie grau gemacht? „Gebt sie wieder, meine Kette. Ich löse sie aus — nun rathet einmal, Ihr Herren, womit ich sie lösen will."

„So lustig?" fragte mit schiefem Blick der Leutnant. „Und so festlich gekleidet?"

„Ich bin die Wirthin auf Cruft, Ihr seid die Gäste. Muß ich Euch nicht ehren? Gebt mir meine Kette, und ich schaffe Euch besseren Wein, als den da! Tiroler Wein, alten guten Wein!"

Alle sprangen begierig auf: „Habt Ihr welchen?"

„Wo?"

„Sagt schnell!"

„Her damit!"

„Da!" Und die Kette flog wieder zu ihr hin.

Lisa hob sie mit ausgestrecktem Arm hoch in die Höh', lächelte sie glücklich an und sagte in verliebtem Ton: „Meine Kette, meine schöne silberne Kette . . ." Dann warf sie sie plötzlich weit von sich weg, schlug ein gellendes Gelächter auf und tänzelte leise summend um den Tisch . . .

Die Bündnerischen sahen sich überrascht nach ihr um, und der eine Rottmeister tippte sich bedeutsam mit der Hand an die Stirn.

„Toll," bestätigte gelassen der Hauptmann. „Der gute Wein ist sicher nur eine ihrer Einbildungen. Leider!"

„Man könnte sie in die „peinliche Frage" nehmen," schlug der zweite Rottmeister gemüthlich vor. „Wenn man sie am Deckenbalken hochzieht, wird sie schon gestehen, wo sie den Wein hat."

„Bist Du auch verrückt?" lachte der Hauptmann. „Tollen preßt die Tortur nichts aus . . . He, Frau, wo ist Euer guter Wein? Zeigt ihn uns!"

Sie blieb stehen, sah ihn starr an, legte geheimnißvoll den linken Zeigefinger auf den Mund und winkte stumm mit der Rechten. Dann schlich sie auf den Zehen zur Thür, wandte sich und winkte wieder.

„Kommt!" befahl der Hauptmann. „Das wird ein köstlicher Spaß!" Und Alle stampften schweren Schrittes ihr nach durch das hallende Haus, ein großes Stück über den Hof, wo sie einige lange Fackeln am Wachtfeuer entzündeten; hinein in das Erdgeschoß des „neuen Baues" und an den mächtigen Holzstößen der Vorrathkammer vorüber die Treppe hinan zum Saal des Obergeschosses. Auf des Hauptmanns Wink hatten sich im Hofe mehrere Dirnen, die neugierig aus dem Troßwagen lugten, und zwei Pfeifer mit ihren Instrumenten dem Zuge angeschlossen. Diese stellten sich jetzt mit dem Rücken an das einzige Fenster des Raumes, während die Führer an der Tafel Platz nahmen und die Weiber neben sich zogen.

„Fehlt nur noch der Wein!" rief lustig der Weibel. „Frau, zeigt den Pfeifern den Weg zum Fasse!"

Lisa aber trat dicht an den Hauptmann, that so, als wolle sie ihm leise etwas zuraunen, und schrie ihm in's Ohr: „Nein! Ich selber will die Schänkin sein, denn sonst trinken Euch die Pfeifer die Hälfte weg!"

Sich vor Lachen ausschüttend, gab der Hauptmann seine Zustimmung. Lisa stieg viele Male treppab in die Vorrathkammer zum Fasse. Von den ersten Krügen gab der argwöhnische Leutnant ihr einen Schluck zu trinken: es konnte ja Gift darin sein. Schließlich erlosch der Mißtrauensfunke: die Männer scherzten mit den Dirnen und sprachen eifrig den Bechern zu, die ihnen die Pfeifer aus den von Lisa geholten Krügen füllten.

„Auf die Gesundheit unserer trefflichen Wirthin!" rief der Hauptmann. „Wahrlich eine seltene Frau! Dankt uns mit altem Wein ihre junge Wittwenschaft! Ja, immer wollen die Weiber entweder einen Mann haben oder einen los sein; oft auch Beides zugleich . . . Wohl uns Soldaten, daß wir daheim keine Frauen sitzen haben, die uns den Heldentod für's Vaterland gönnen . . . Geht doch nichts über ein freies Lagerleben: tags sich mit den Kaiserlichen herumschlagen, am liebsten im offenen Felde, Brust gegen Brust, und Nachts zechen und ein loses Mädel im Arme halten, von dem wir keine Treue verlangen und keine Thränen, wenn wir fallen . . ." Damit trank er aus seinem Pokale und reichte ihn dann der mit irrem Lächeln lauschenden Lisa. Doch gleich nachdem sie das Gefäß an die Lippen gesetzt, ließ sie es enttäuscht sinken und sah mit blödem Ausdruck hinein: der Hauptmann hatte ihr keinen Tropfen darin gelassen! Brüllendes Gelächter lohnte diesen Witz; von allen Seiten schallten foppende Rufe; die fünf halbberauschten Dirnen sprangen auf, faßten sich an den Händen und tanzten rings um Lisa eine wirbelnde Runde . . . Als sie wieder auf den Knieen ihrer Liebsten saßen, hob Lisa zu singen an:

Cäcilie, schön' Cäcilie
Weint Tag und Nacht in Noth:
Ihr Gatte liegt im Kerker,
Sie drohen ihm den Tod.

Sie sang es mit fröhlichem Gesicht, wie eine heitere Geschichte.

Cäcilie, schön' Cäcilie,
Liebst Du mich inniglich,
So gehe hin zum Hauptmann,
Erflehe Gnad' für mich."

Und die traurige Weise fuhr fort: um den Preis einer Liebesnacht verspricht der Hauptmann, den Gefangenen zu retten. Cäciliens Gatte willigt voll Todesangst ein, und sie bringt ihre Ehre zum Opfer. Doch um Mitternacht pressen bange Ahnungen ihr Seufzer aus; der Hauptmann tröstet sie: ihrem Gatten könne nichts widerfahren . . .

Und als der Morgen graute,
Zum Fenster hin sie ging:
Da sah sie ihren Gatten,
Der starr am Galgen hing . . .

Die Thränen rollten Lisa, während sie von der armen Cäcilie sang, über die Wangen:

O Schurk' von einem Hauptmann,
Du Schurk' wie keiner mehr:
Stahlst meinem Mann das Leben,
Und mir stahlst Du die Ehr' . . .

Sie brach mit einem lauten Gelächter ab, nahm in jede Hand zwei leere Krüge und sprang die Zunge herausstreckend hoch in die Höhe, daß die Kleider flogen. Die Schweizer hielten sich die Seiten vor Lachen und behaupteten, nie etwas Drolligeres gesehen zu haben, als diese Närrin. Nur den Leutnant, der am wenigsten getrunken, hatte das herbe Lied trotz des lustigen Vortrags nachdenklich gemacht, und als Lisa nun mit den Krügen wieder zur Thür hinaushüpfte, hieß er die bei ihm sitzende Dirne leise nachgehen, um sie zu beobachten . . .

Lisas überreizte Sinne witterten die Gefahr: gerade als sie unten in der Kammer nach der Fackel greifen wollte, hörte sie ein kaum vernehmliches Schlurfen wie von bloßen

Füßen auf der Treppe, und in demselben Augenblick, wo die Spionin die letzte Stufe betrat, zog Lisa entschlossen ihr Messer unter dem Kleide hervor und stieß es ihr tief in die Brust. Der Kopf der Stürzenden kam gerade vor das Faß in eine kleine rothe Weinlache zu liegen . . . Im Nu riß Lisa die Fackel aus dem Ring an der Mauer und setzte an fünf Stellen das trockene Holz in Brand. Mit unheimlicher Schnelle verbreiteten sich die Flammen . . . Eben wollte Lisa hinaus in den Hof flüchten, da rief eine Stimme von oben. Kam jetzt Jemand, so war ihr Werk umsonst, denn noch stand die Treppe! „Ich komme, ich komme!“ schrie sie in furchtbarer Angst. Die Pulse hämmerten ihr. Schnell verrammelte sie von innen die schwere in's Freie führende Thür, damit die schweizer Soldaten nicht hereinkönnten, um zu retten; zündete die Zündschnuren der Pulvertonnen an, warf die Fackel in's Holz und flog wieder hinauf: lieber mit ihnen sterben, als auf die Rache verzichten!

Schon auf der Treppe scholl ihr der rhythmische Schritt Tanzender und das Quieken der Querpfeifen entgegen, und beim Eintritt sah sie nur den Hauptmann am Tische, während sich Weibel, Leutnant und die zwei Rottmeister mit ihren frechen Dirnen rund um den Saal bewegten, zuerst mit komischer Feierlichkeit, dann immer ausgelassener in ihren Geberden . . . Voran schritten zum Reigen aufspielend die beiden buntgekleideten Pfeifer; doch an ihrer Spitze glaubte Lisa noch einen dritten im weißen Leinentuch zu erblicken, der sein Instrument mit Knochenfingern hantirte . . .

Sie sprang auf den Hauptmann zu, zog ihn empor und reihte sich mit ihm unter die Tanzenden. Ihre großen schwarzen Augen funkelten dämonisch; im Triumph der sie durchlodernden Rache war ihr von grauem Haar umrahmtes junges Gesicht seltsam schön. Mit heißen Blicken betrachtete sie, neben ihr schreitend, der Hauptmann; Wein, Musik und die Nähe des Weibes begannen seine Sinne zu umnebeln . . .

„Kameraden,“ schrie er, „heißt es nicht, man soll die Wittwen trösten? Mein Schatz ist zwar toll, aber noch jung und begehrenswerth . . . Komm, Schatz, laß Dich küssen!“

Er schlang den Arm um sie und beugte sich eben zu ihrem Munde nieder, da ertönte eins, zwei, drei Mal ein dumpfer, kurzer Knall, gefolgt von Krachen wie einer Steinlawine . . . Der Weibel öffnete die Thür, im wirren Knäuel drängten die Anderen nach, doch beizender Qualm wogte da, wo sonst die Treppe gestanden, und Stichflammen zuckten aus dem Rauche empor zu ihnen . . . Da hinab gab's kein Entkommen . . . An dem einzigen Fenster mühte sich der Hauptmann, die eisernen Gitterstäbe aus der Mauer zu lösen; doch sein zweihändiges Schwert, das so viele Schädel gespalten, brach, hier als Stemmeisen gebraucht, mitten durch . . . Lisa lief, Konrads Namen jauchzend und mit den Händen klatschend, durch den Raum; die gelösten Haare flogen gleich Schlangen um ihren Kopf . . . Vom Hofe her wirres Rufen der rathlosen Soldaten, die keinen Zugang finden, während der riesige Scheiterhaufen im Untergeschoß unheimlich prasselt, knistert und knallt . . . Mit erhobenem Schwertstumpf eilt der Hauptmann, an der Rettung verzweifelnd, auf Lisa zu; doch bevor er sie erreicht, giebt der Estrich krachend nach, und in der Lohe versinken die Feinde und das Weib des Vogtes von Crust . . .

ENDE

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Steckbriefe erlassen hinter 30 litterarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur von Martin Möbius, mit den getreuen Bildnissen der 30 versehen von Bruno Paul. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

Detlef v. Liliencron.

Wir könnten den Schöpfern dieses amüsanten Buches und seinen Verlegern keinen größeren Dienst erweisen, als indem wir die drei beigegebenen im Hohlspiegel der Caricatur aufgefangenen Dichterbildnisse allein für das Werk sprechen ließen. Sie stellen diesem eine Empfehlung aus, die unsere Begleitworte nur abschwächen könnten; unsere Leser, die in der Lage sind, diese lustigen Zerrbilder mit den wahrheitsgetreuen Conterfeis der drei Dichter — die in unserer Zeitschrift die verdiente Würdigung durch Bild und Wort längst gefunden haben — zu vergleichen, werden mit Vergnügen erkennen, was Bruno Pauls witziger Stift aus den Urbildern herausgeholt hat. Bruno Paul bedient sich derselben einfachen Technik, die der Franzose Valloton mit so frappirender Wirkung handhabt. Aber während der französische Künstler mit ernster Hingabe die getreue, charakteristische Wiedergabe der Persönlichkeit erstrebt und mit den denkbar geringsten Mitteln in überraschender Weise erreicht, stellt sich der deutsche über seine Modelle und geht ihnen als Humorist und Satiriker zu Leibe. Mit scharfem Blick erfaßt er diejenigen Linien der Physiognomie, durch deren Uebertreibung das Charakteristische der

Persönlichkeit bis zur lächerlichen Deutlichkeit an's Licht gezerrt wird. Nicht immer glückt ihm dies freilich in dem Maße, wie in den hier abgedruckten Dichterköpfen; nicht immer hat er den eigentlich schwachen Punkt, an dem die Caricatur einsetzen mußte, ganz erfaßt; so hätte er, wie uns scheint, bei Gerhart Hauptmann neben dessen Schädelbildung noch die Mundpartie für seine Zwecke verschärfen müssen, um eine volle humoristische Wirkung zu erzielen; als wenig dankbare Objecte für den Caricaturisten erweisen sich Arno Holz, Dauthendey, Hoffmannsthal und die Gebrüder Hart, deren Köpfe ziemlich indifferent wirken. Prächtig gelungen sind dagegen Karl Busse, Martin Greif, Max Halbe, St. Przybyszewski, Sudermann, E. v. Wolzogen. Ueberaus ergötzlich erscheinen auch Stefan George und O. E. Hartleben, obwohl hier der Künstler die Farben etwas gar zu stark aufgetragen hat — wenn man diese Redewendung in Bezug auf diese schwarz-weißen Bildnisse gebrauchen darf. Hartlebens bemoostes Haupt zum überschäumenden Bierkrug zu stilisiren, war ein überaus glücklicher, belustigender Einfall. Nicht so ungetheilten Beifall wie die Paul'schen Portraits dürften die litterarischen Zerrbilder, die der sich Martin Möbius nennende Satiriker entworfen hat, finden. An Schärfe und Rücksichtslosigkeit läßt er es meist nicht fehlen; obwohl er nicht überall die gleiche Unerbittlichkeit an den Tag legt und z. B. in den mehr den Charakter freundschaftlicher Neckerei als boshafter Satire tragenden „Steckbriefen“ Gustav Falkes und Detlev v. Liliencrons, die übrigens darum an humoristischer Wirkung keineswegs hinter andern zurückstehen, ein Wohlwollen nicht verhehlen kann, das er Andern versagt. Je rücksichtsloser die Satire, um so mehr Witz muß mit ihr verknüpft sein, damit sie nicht — in künstlerischem Sinne — verletze; um so sicherer muß der Angreifer den mit Widerhaken versehenen Pfeil auf die rechte Stelle zu lenken wissen. Die geistige Potenz des Satirikers muß um so überlegener zu Tage treten, je größer die geistigen Potenzen sind, an die er sich heranwagt, und je rücksichtsloser er die Geißel schwingt. In dieser Beziehung steht Martin Möbius nicht immer auf der Höhe seiner Aufgabe. Was er z. B. über Sudermann sagt, bleibt doch zu weit vom Kernpunkt entfernt; und wenn er Martin Greif einen „hilflosen, geschwätzigen Reimer“ nennt, der allerdings ein paar Lieder hat klingen lassen, die zu den schönsten in deutscher Sprache gehören, — so fällt er aus der Rolle des Satirikers in die eines gewöhnlichen Kritikers, der mehr grob als witzig ist. Vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, jeden

O. J. Bierbaum.

der 30 litterarischen „Uebelthäter" in der jedem eigenen Tonart vorzuführen; ihn zu parodiren, statt blos carikirend zu charakterisiren, das hätte freilich die Aufgabe schwieriger, aber auch dankbarer gestaltet. Doch seien wir nachsichtiger gegen den Autor, als er es gewesen, und erkennen wir gern an, daß er manch' gelungenes Portrait gezeichnet, mit manchem kräftigen Witzwort in's Schwarze getroffen hat und mit manchem lustigen Einfall uns ergötzt.

Richard Dehmel.

Im Uebrigen machen schon allein die prachtvollen Zeichnungen Bruno Pauls den Erwerb des Buches, das man mit wahrhaftem Vergnügen aus der Hand legt — diese Redewendung ist von uns nicht satirisch gemeint — lohnend. Es wird kaum Jemand geben, der es bereuen wird, drei Mark für dies lustige Büchlein erlegt zu haben.

—l—.

Reiseberichte.

Die große Litteratur, die von Reisenden geliefert wird, wächst den Lesern über den Köpfen zusammen. Es hält sich beinahe jeder, der eine Reise gemacht hat, die ein wenig das Allergewöhnlichste überschreitet, für berufen und befähigt, seine Eindrücke zum Besten

zu geben. Wenn eine hervorragende Persönlichkeit etwas gesehen hat und es wiedererzählt, so läßt man sich das gern gefallen, denn die Darstellungskunst wird in ihrer Eigenart erfreuen; wenn eine weniger bedeutende andrerseits eine sehr interessante Fahrt unternahm, so wird man auch hier die Berechtigung der Schilderung nicht bezweifeln — aber Geringfügiges dem Erlebniß nach aus einem geringfügigen Mund ist schwer zu ertragen. Und überaus erfreulich muß uns großartigster Inhalt in meisterhafter Darstellung anmuthen.

Im achtzehnten Jahrhundert war eine Reise nach Italien uns Deutschen bereits etwas Besonderes. Goethes italienische Reise ist tagebuchartig geschrieben und erfüllt von so mannigfachen Gesichtspunkten wissenschaftlicher Forschung, daß man beinahe glauben möchte, der große Mann habe, so sehr er sich auch seines Werthes für die Nachwelt bewußt war, doch seine persönliche Bedeutung gegenüber der sachlichen unterschätzt und habe kaum geahnt, wie wenig im Verhältniß das, was er sah, neben der wunderbaren Weise seines Sehens fesselt. Aber dies ist eine liebenswürdige Selbstunterschätzung, und ihr Gegentheil wäre peinlich für den Leser. Das Interesse an den heutigen italienischen Reiseberichten erscheint ebenfalls in erster Linie getragen durch die Persönlichkeit des Erzählers. Der Reisende glaubt ein Tagebuch für seine Freunde zu veröffentlichen. Das dürfen sich die Schriftsteller, die wohl fühlen, daß sie manchen Freund besitzen, gestatten, so etwa die greise Künstlerin Marie von Ebner-Eschenbach oder in Frankreich etwa der beliebte Romanschriftsteller Paul Bourget, dessen Sensations d'Italie manche zarte Schönheit besitzen. Will man aber sehen, was auf diesem Gebiete hervorragend Bedeutendes geleistet werden kann, so nehme man sich Taine zur Hand, der mit prächtig geschulter Hand drauf los greift und wo er's packt, da ist es interessant!

Bei Bourget verleugnet sich nicht der Poet. Er schwelgt in Erinnerungen aller Art auf dem heiligen Boden. Er sympathisirt mit Dante und Vergil, aus den Bildern steigt ihm ein Zauberduft entschwundener Tage entgegen, und seine Seelenanalyse treibt feine Blüthen. Aber wie ein Schatten verblaßt diese vornehme Gestalt neben dem ungemein tüchtigen, lebensfrischen Gelehrten, dem Verfasser der Origines de la France contemporaine, dem schier unübertrefflichen Kunstschwärmer und Kenner. Er ist ein echter Draufgänger vom Schlage Lessings. Seine tapferen Unbesonnenheiten brausen so lustig jugendfrisch dahin, daß man ihn lieben muß und er gesiegt hat in unserem Herzen.

Goethes italienische Reise ist vielleicht der sprechendste Beleg für die Berechtigung einer geringfügigen Landesschilderung aus dem Munde eines Gewaltigen. Bei Taine könnte man im Voraus schon zweifeln. Was wird er uns über Italien Neues zu sagen haben? Aber siehe da, es ist der Mühe werth, ihn zu lesen. Der Mann bringt uns auf jeder Seite ganz gehörig vorwärts. Er schreibt nicht aus Langeweile, sondern die Begeisterung läßt ihn erzählen, und seine Kunst ist groß; zudem hat er die harten Finger des Historikers, der gewohnt ist, mit riesigem Material zu wirthschaften. Man merkt leicht, die Art und Weise, wie er etwa das sociale Leben vor unseren Augen aufbaut, ist ein Ausfluß seines vollendeten Könnens, dergleichen zu bemeistern. — Bei Bourget zweifelt Einer vielleicht ernstlich an der Berechtigung der Leistung; aber auch hier mit Unrecht. Der liebenswürdige Schriftsteller unterhält uns doch mit vielen feinen Beobachtungen, und er ist bemüht, nicht Gemeinplätze zu wiederholen, sondern auf unbeachtet gebliebenen Seitengäßlein bescheiden dahinzuwandeln.

Inmitten solcher Lectüre fiel mir nun ein völlig anders geartetes Werk in die Hände*). Es ist eine Afrika-Reise. Hier verspricht der Stoff schon Eigenartiges. Aber man hat so viel über den schwarzen Welttheil zu lesen. Das rein stoffliche Interesse beginnt vielleicht auch hier bereits zu erkalten. Mißtrauisch durchblättert man womöglich die neuen Erscheinungen. Es ist schon so viel Gutes gesagt worden. Mit wachsender Spannung und Befriedigung habe ich aber das zögernd begonnene Werk weiter gelesen, und ich fand hier, was wohl selten vereint angetroffen wird, eine höchst großartige Reise, berichtet von einer fesselnden und edlen Persönlichkeit, nämlich die Expedition durch Kamerun von Süd nach Nord von dem damaligen Premierlieutenant Curt Morgen.

Das gefahrvolle Unternehmen wird von dem kühnen Führer in schlichtester und wirksamster Form erzählt. Herrliche Landschaftsbilder, wunderbare Gestalten tauchen vor unseren Augen auf, es ist, als wenn wir wieder in den spannenden Jugendromanen läsen,

---

*) Durch Kamerun von Süd nach Nord. Von C. Morgen. Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889—1891.

wo sich Abenteuer auf Abenteuer vor den gierigen Blicken, die die Bücher zu verschlingen drohten, entrollte. Aber diesmal ist es Ernst, es ist keine bloße Unterhaltungslectüre. Das vertrauenerweckende Gepräge treuer Wahrheitsliebe trägt das Werk auf der Stirne. Es handelt sich auch nicht um eine Art Tagebuch für meine Freunde. Der Schreiber jener Zeilen fühlt sich als Bannerträger einer vaterländischen Angelegenheit; und wo er uns endlich doch ein wenig in sein Herz sehen läßt, wo er persönlich wird, da sind wir überrascht und werden sogleich erwärmt von der hohen Reinheit und Schönheit des menschlichen Gemüthslebens. Dieser Vorzug ist es am Ende, der in der Erinnerung noch die stärksten Merkwürdigkeiten überstrahlt. Wir haben das beseligende Bewußtsein, mit einem Manne zu thun gehabt zu haben, der das Herz auf dem rechten Flecke hat.

Die Gesammtstimmung, in der die Arbeit gehalten ist, hat etwas ungemein Lebensfreudiges. Die Poesie des Soldatenlebens ist mir daran plötzlich klar geworden:

„Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh' der Geist noch verduftet.
Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein."

Es ist ein Schwung in der Sache, nicht in den Worten, eine Frische und Kraft in der Weltanschauung, die außerordentlich wohlthun. Es geht durch Dick und Dünn mit solch einem Führer. Man fühlt aus jeder Zeile, wie fähig der Mann ist, Begeisterung zu erwecken und zu erhalten. Es ist jener liebenswürdige natürliche Heldenmuth, den Alle mit gehobener Stimmung bewundern, gar nichts Aengstliches, nirgends Gekünsteltes, überall ganz einfache Freiheit und Größe, ja etwas Antikes in der schlichten Einfalt, das etwa an Xenophon erinnert. Solche Lectüre nach einer anderen ist wie ein Jungbrunnen. Sie giebt Wärme in's Herz.

Bisweilen geht es nun allerdings derb zu. Feindliche Dörfer wurden verbrannt und Exempel statuirt. Es setzt gelegentlich Hiebe. Aber man fühlt deutlich genug, daß, wenn man es auch nicht gerade mit einem sanften Heinrich, doch jedenfalls nicht mit einem rohen Menschen zu thun hat, sondern daß die strengen Maßregeln Operationen sind, die die Gesundheit eines größeren Organismus erheischte. Gewissensbisse kann es hier nicht geben, denn der günstige Erfolg erhebt beruhigend seine Stimme und läßt die Züchtigungen als heilsame Lehren erscheinen. Daß der Mann im Zorn handelte, ändert an seiner Würde Nichts, ein kalter bedachtsam Strafender würde wohl abschreckend unnatürlich sein.

Die schönsten Zeugnisse für die Herzensgüte des verwegenen Helden werden uns durch einige Züge geliefert, die wir, so wenig sie zu Kamerun selbst gehören, doch um Alles nicht missen möchten. Es haben sich in Morgens Bericht einige herzliche Gefühlsäußerungen eingeschlichen, die er mit derselben ruhigen Sicherheit hingesagt hat, wie ethnographische und meteorologische Daten, und die in ihrer Form und im Contrast zu ihrer Umgebung etwas Köstliches darstellen. Ich muß hier unwillkürlich an das uns fremdere Seelenleben der Franzosen denken. Wie anders etwa die Anspielung auf „la croix de ma mère" dagegen klingt! Wahrscheinlich sind wir nicht gerecht, wenn wir die Sentimentalität bei ihnen ohne Weiteres belächeln und unsere nicht; in Gefühlen weiß Jeder wohl nur in der Muttersprache innig Bescheid.

So sind mir denn zwei Dinge aus dem Morgen'schen Reisebericht besonders gegenwärtig geblieben; der erfrischende Hauch, den auch noch die wiedergegebenen Thaten inmitten einer interessanten Umgebung ausathmen, und die hohe Befriedigung, das rein Menschliche so schön und tüchtig erhalten zu sehen. Beides ergänzt sich glücklich. Die Gefühle dämpfen den Eindruck rücksichtsloser Thatkraft, und die reichen soliden Leistungen lassen einen Gedanken an erschlaffende Sentimentalität nicht aufkommen.

Nach einem so mannhaften Werke, wie es das Buch von Curt Morgen ist, beginnt man auf's Neue an der Berechtigung der ausgebreiteten Reiselitteratur geringfügiger Art zu zweifeln. Man möchte glauben, die Schriftsteller sollten lieber das tagebuchartig Vorgetragene systematisch ordnen und sich mit Einzelheiten an die verschiedenen Fächer menschlichen Wissens wenden; da können sie vervollständigen helfen. Das Recht, einen Reisebericht zu veröffentlichen, hat aber nur der, der etwas geleistet hat, das sich von der Reise nicht getrennt darstellen läßt, oder der eben in dieser Form vorzüglich zu plaudern versteht.

H. L.

Bibliographische Notizen.

Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Von Carus Sterne. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage, mit vielen Textabbildungen. Berlin, Gebr. Bornträger.

Mächtig ist der Aufschwung, den die Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts genommen haben. Der naturwissenschaftliche Geist durchweht unser Zeitalter. Mit diesem Factum muß gerechnet werden, und daran werden alle noch so eifrigen Bestrebungen nichts ändern, die darauf hinzielen, der sogenannten humanistischen Bildung das Wort zu reden und die Nothwendigkeit des Studiums der alten Sprachen zu vertheidigen. Es liegt aber auch in dem Studium der Naturwissenschaften, in dem Ergründen der ewigen Gesetze des Weltalls ein ganz eigenartiger Reiz. Welche Quelle bietet nicht hierfür allein für jeden denkenden Menschen der Sternenhimmel. Der Verfasser des vorliegenden Werkes konnte daher seinem sehr lesenswerthen Vorwort kein besseres Motto voranstellen, als Goethes Worte: „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?" Dieser neuen vierten Auflage hat der Verfasser, was dankbar anzuerkennen, durch Heranziehung der Hauptergebnisse der neueren naturwissenschaftlichen Forschungen eine erhebliche Erweiterung gegeben, so daß der erste Band der neuen Auflage umfangreicher ist, als das ursprüngliche, im Jahre 1876 in einem Bande erschienene Werk. Es dürfte dies einigermaßen die Größe der Errungenschaften auf besagtem Gebiete illustriren, und man kann dem Verfasser nur beistimmen, wenn er es als höchste Zeit bezeichnet, in Schule und Haus den Fortschritten der Naturwissenschaften Rechnung zu tragen und auch den religiösen Unterricht auf einer der naturwissenschaftlichen Erkenntniß entgegenkommenden Grundlage zu reformiren, ohne daß, wie hinzugesetzt sein soll, hierdurch die wahre Religiosität irgend welche Beeinträchtigung erleidet. Die neue vierte Auflage erscheint in 2 Bänden zu 10 Heften à 1 Mk., wodurch, was sehr anerkennenswerth, die Anschaffung des ganzen Werkes wesentlich erleichtert ist. Der erste Band liegt jetzt vollständig vor. Derselbe enthält die Entwicklung der Erde und des Kosmos, der Pflanzen und wirbellosen Thiere in nachstehenden 12 Capiteln: Im Reiche des Lichtstrahls; Aus dem Tagebuch der Erde; Die Gestalt des Mineralreichs; Ursprung und Entwicklung des Erdlebens; Das Reich der Protisten und Urwesen; Die Jugend der Pflanzenwelt (Algen); Das Reich der Einträchtigen (Pflanzenthiere); Die Vorläufer der höheren Thierformen; In Wehr und Waffen; Die ersten Hausbesitzer; Vom Vierfüßler zum Sechsfüßler (Gliederfüßler); Das Kleid der Erde (Landpflanzen)." — Diese Ueberschriften gestatten bereits einen Einblick in den Gedankengang des Verfassers. — Die Darstellung ist gewandt und höchst anziehend. Mit großer Sachkenntniß und ganz besonderem Fleiß ist allen Neuerungen bis in die neueste Zeit Rechnung getragen, so daß das Bestreben des Verfassers, in der neuen Auflage eine gründliche Durcharbeitung des gewaltigen Stoffes in gemeinverständlicher Fassung zu liefern, als vollständig gelungen bezeichnet werden kann. Die Ausstattung des Werkes, das der Verfasser seinem lieben Freunde Ernst Häckel gewidmet hat, ist eine vortreffliche. Zahlreiche, sehr gelungene Abbildungen dienen zur Erläuterung des Textes. Es ist unzweifelhaft, daß diese vierte Auflage sich viele neue Freunde erwerben wird; sie sei hiermit auf's Beste empfohlen. K.

Coloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. — Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut.

Von dem 1. Jahrgang dieser Zeitschrift liegt die 6. Nummer vor. In derselben werden behandelt: Englische Zukunft, Natal, Niue oder Savage-Insel, Coloniale Umschau, Weltverkehr, Vereins-Angelegenheiten und Colonialmarkt. Die beiden erstgenannten sehr sachgemäß geschriebenen Artikel sind gerade in gegenwärtiger Zeit von ganz besonderem Interesse. Auch ist diese Nummer wiederum mit acht recht schönen Illustrationen versehen. Im Uebrigen sei auf das bereits an dieser Stelle, beim Erscheinen der Zeitschrift, Gesagte hingewiesen. K.

Erbsünde. Roman von Baronesse Falke. Zweite Auflage. Dresden, Heinrich Minden.

Die Verfasserin des in zweiter Auflage uns vorliegenden Romans „Erbsünde" gehört nicht zu jenen schriftstellernden Frauen, die nur dem Unterhaltungsbedürfniß dienen wollen, sie verfolgt höhere Ziele, denen sie sich auch durchaus gewachsen zeigt. Der

Roman enthält wenig Handlung, sondern fast ausschließlich die Schilderung von Seelenproblemen, und doch fesselt er von Anfang bis zum Ende, weil Baronesse Falke nicht allein das Verständniß besitzt, den geheimsten Regungen des Seelenlebens nachzuspüren, sondern ihr auch für die Darstellung Ausdruck und Form mit außerordentlicher Gewandtheit zur Verfügung stehen. — In dem ersten Theil lernen wir den dramatischen Schriftsteller Otto Holand kennen, dessen große Begabung wir ahnen, obgleich wir ihn vorerst von Mißerfolg zu Mißerfolg begleiten, und Magdalene Berger, die in scheinbar glücklicher, friedvoller Ehe lebt; aber ihr Herz und ihre Sinne sind noch nicht erwacht, ihr schlummerndes Innenleben wird erst wach, als Otto Holand in ihren Gesichtskreis tritt. Die Attraction, welche die Beiden aufeinander ausüben, wirkt einigermaßen mystisch, es ist wie das Walten des Fatums, das sie ohne ihr Zuthun einander in die Arme führt; diese in's Breite gehenden Schilderungen des Erwachens der Leidenschaft wirken durch ihre Länge zuweilen ermüdend, interessanter sind die Schilderungen des Seelenzustandes des jungen Dichters in den verschiedenen Stadien von Schaffensdrang und Enttäuschungen; ganz auf der Höhe ihres Könnens zeigt sich die Verfasserin im zweiten Theile, in der Darstellung der nach vielen Kämpfen zu Stande gekommenen Ehe der Beiden, nachdem der erste Gatte freiwillig zurückgetreten ist; für das verschleierte Glück dieses Paares, dem der Schatten der Vergangenheit ewig im Wege steht, findet sie ergreifende Töne. Die junge Frau, welche seelisch unter ihrer Schuld dahinsiecht, stirbt bei der Geburt des ersten Kindes, — nach ihrem Tode erhält Holand die Nachricht seines ersten vollen Erfolges, „zwischen Todtenkränzen, vom furchtbaren Dufte der verwelkenden Blumen umwogt, taucht vor thränenschweren, schimmernden Augen die irrlichtfunkelnde Schwelle vom leidgefügten Tempel des Ruhmes aus dem Nebel auf, — ein großes Mausoleum froher, heiler Menschlichkeit". — mz.

Brocken. Religiöse Gedichte von **Paul Seiler.** Großenhain und Leipzig, **Baumert & Ronge.**

Wir können Gott mit dem Verstande suchen, aber finden können wir ihn nur mit dem Herzen. Diese Wahrheit sollte stets den Dichtern religiöser Lieder als Wegweiser dienen. Paul Seiler richtet sich danach. Seine Gedichte zeugen nicht nur von hoher Gemüthswärme, sondern auch von wahrer Frömmigkeit. Sie enthalten vor Allem das, was Fr. Vischer als religiöse Hauptbedingung mit folgenden Worten bezeichnet: „Der Glaube, womit die Religion glaubt, nicht das, was dieser Glaube glaubt, ist die Bedeutung der Religion." Dem entsprechend ist von den drei Theilen, „Gott, Glaube und Vollendung", welche der Inhalt aufweist, der mittlere am gehaltvollsten.

Gläubige Seelen finden hier Erbauung und manche gute Lehre; z. B. „Rosen an dornigem Stengel reicht der Barmherzigkeit Engel. Werden sie unzart gereicht, ach, dann verletzen sie leicht." Einzelne Lieder, wie: Abendgebet. Passionslied. Immer dasselbe. Sünde und Evangelium. Dankbarkeit. Das Amen des Glaubensbekenntnisses, welche nach bekannten Melodien gedichtet sind, eignen sich zur Aufnahme in christliche Gesangbücher. N.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde. — **Zeit.**

Aesthetik des Sterbens. Von A. Gold. Zeit 282.

Bibliophilen, Die. Von B. Quaritsch. Z. f. B. III. 11/12.

Bismarck. Fürst B. und die Ungarn. Reminiscenzen aus dem Jahre 1866. Von St. Türr. D. Re. 1900. März.

Bruno, Giordano, Die Philosophie des. Von L. Kuhlenbeck. W. Ru. IV. 5.

Buchausstattung, Zur Reform der. Von F. von Zobeltitz. Z. f. B. III. 11/12.

Buchdruckerkunst, Die Anfänge der B. Von H. Meisner & J. Luther. Z. f. B. III. 11/12.

Bühnenbeleuchtung, Moderne. Von A. O. Klaussmann. V. & Kl. M. 1900. März.

Bühnentechnik, Prolegomena zur modernen. Von C. A. Schick. B. u. W. II. 12.

Bühnenvirtuosen. Von O. Haucke. D. Re. 1900. März.
Burenpolitik. Von W. Raffalovich. Z. VIII. 22.
Chamberlain, Joseph. Von M. von Brandt. D. Ru. 1900. März.
Deschanel, Paul, Ein Besuch bei. Von Fr. Loliée. D. Re. 1900. Febr.
England und der Krieg. Von A. Weber. D. Re. 1900. Febr.
Geld, Entwickelungsgeschichte des G. Von K. Helfferich. N. 1900. 23.
Goeben, General von, Letzte Reise nach Spanien 1878. Von G. Zernin. D. Ru. 1900. März.
Goethe, Mehr. Von S. Lublinski. L. E. II. 11.
Gottsched, Johann Christoph, auf der Höhe seines Ruhmes. Von A. Kohut. R. U. 1900. 13.
Gurlitt und ich. Von R. Muther. Zeit 284.
Hauptmann, G., „Schluck und Jau.“ Von A. Kerr. N. D. Ru. 1900. 3.
— Schluck und Jau. Von Willy Pastor. Wiener Rundschau IV. 6.
Heyse, Paul, Ein Gruss an. (Stammbuchblätter seiner Freunde.) L. E. II. 12.
— Von J. Duboc. Z. VIII. 23.
Heyse, Der alte. Z. VIII. 23.
Heyse, Paul. Von C. Bölsche. D. Ru. 1900. März.
— **und Fontane.** L. E. II. 12.
Heute. Von einem Optimisten. N. u. S. 1900. Mai.
Hoftheater und Staatstheater. Ku. XIII. 11.
Honorare deutscher Schriftsteller und Dichter, Die. (Schluss.) Von Tony Kellen. N. u. S. 1900. Mai.
„Horribunda“, ein romantisches Drama, 1805. Von L. Geiger. B. u. W. II. 12.
Karl V., Kaiser. Von H. Rösemeier. T. II. 6.
Knaus, Ludwig und sein Werk. Von J. Elias. N. 1900. 22.
Lex Heinze. Z. VIII. 24.
— Von Anton Lindner. Wiener Rundschau IV. 6.
Leonardo da Vinci. Von Otto Sachs †. Wiener Rundschau IV, 6.
Malerei, Entwickelung der dänischen M. Von E. Hannover. Zeit 283.
Malten, Therese. Von C. Droste. B. u. W. II. 11.
Mechanische Princip des Organismus, Das. Von C. Buttenstedt. W. R. IV. 5.
Mediziner, Ueber die richtige Vorbildung der M. Von H. Buchner. D. Re. 1900. März.
Musset, Alfred de. Von J. Stoch von Goetzheim. G. 1900. März I.
Napoleon, Aus der Jugend Napoleons I. Von G. Krakauer. N. u. S. 1900. Mai.
Panizzas Parisiana. Von G. Conrad. G. 1900. März I.
Pest, Ueber die. Von A. Weichselbaum. D. Re. 1900. Febr.
Prel, Carl du, und die Naturforschung. Von M. Seiling. Kr. 186.
Prell, Hermann. Von M. Jordan. R. U. 1900. 14.
Putlitz, Gustav zu, und F. Hebbel. Ein ungedruckter Briefwechsel. Von F. Lemmermayer. D. Re. 1900. März.
Renard, Marie. Von D. Berger. B. u. W. II. 12.
Romane in Zeitungen. Von P. Schumann. Ku. XIII. 8.
Rops, Felicien. Von B. Rüttenauer. N. 1900. 21.
Schlesinger, Ludwig. Von E. Lohsing. N. u. S. 1900. Mai.
Schriftsteller und Klosterbruder. Von J. Maehly. I. L. 1900. 5.
Schwaiger-Album, Ein. Von R. Muther. Zeit 282.
Seemacht und Landkrieg. Von C. von d. Goltz. D. Ru. 1900. März.
Sociales Problem, Die Entstehung des. Von Eug. H. Schmitt. Wiener Rundschau IV. 6.
Socialistengesetz, Der Fall des S. Von v. Helldorff-Bedra. D. Re. 1900. März.
Steijn, Martin und Paul Krüger. Von P. Bigelow. N. 1900. 19.
Theater in Graz, Das. Von A. Schlossar. B. u. W. II. 12.
Theater, Von den Berliner T. 1899/1900. XII. Von H. Stümcke. B. u. W. II. 12.
Theater. Das Kölner Stadttheater. I. Schauspiel. Von H. Eschelbach. B. u. W. II. 11.
— Von den Berliner Theatern 1899/1900. XI. XII. Von H. Stümcke. B. u W. II. 11 u. 12.
Tolstois „Auferstehung“. Von M. Heimann. N. D. Ru. XI. 3.
Transvaalkrieg, Während des T. Von L. N. Tolstoi. Z. VIII. 22.
Transvaalkrieg und die Friedensbewegung, Der. Von B. Suttner. Kr. 186.
Volkskalender, Zur Geschichte des V. Von P. Seeliger. L. E. II. 12.
Wagner, Richard, persönlicher Charakter. Von W. Kienzel. D. Re. 1900. Febr.
Weltpolitik und Friedenspolitik. Von M. v. Brandt.
Wilhelm II. Zur Charakteristik Kaiser Wilhelms II. Von E. J. Reed. D. Re. 1900. Febr.
Wolf, Hugo, und seine Oper, Ueber. Von R. Mayreder. Zeit 284.
Zensurkunststückchen. Von H. H. Houben. B. u. W. II. 11.
Zöllner, Karl Friedr. Von H. Nisch. R. U. 1900. 14.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Auf Deutschlands hohen Schulen. Eine illustrirte culturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens. Unter Mitwirkung von Anderen bearbeitet und herausgegeben von Dr. R. Fick. Mit 400 Abbildungen und Zierstücken. VII. Tausend. Berlin. Hans Ludwig Thilo.
Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1900. Heft 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Brenkendorf, Lothar, Geächtet. Roman. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 86.) Berlin, Albert Goldschmidt.
Deutsches Wochenblatt. Zeitschrift für nationale Politik, für Litteratur, Kunst und Wissenschaft. XIII. Jahrg. No. 1. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Diercks, Dr. Gustav, Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit. Achter Band. Ernst Haeckel. Ein Lebensbild von Wilhelm Bölsche. Dresden, Carl Reissner.
Eckart, Rudolf, Stand und Beruf im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Göttingen, Franz Wunder.

Federn, Karl, Danta. (Dichter und Darsteller Herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar. Bd. III.) Leipzig, E. A. Seemann.

Fischer, Dr. Albert, Ueber das künstlerische Princip im Unterricht. Gross-Lichterfelde, Bruno Gebel.

Graphologische Monatshefte. Organ der Deutschen Graphologischen Gesellschaft. IV. Jahrgang. No 1/2. München, Karl Schüler (A. Ackermanns Nachfolger).

Gystrow, Ernst, Der Katholizismus und die moderne Dichtung. Minden in Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Haeckel, Ernst, Kunst-Formen der Natur. Vierte Lieferung. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Haffter, Dr. E., Briefe aus dem hohen Norden. Eine Fahrt nach Spitzbergen mit dem Hapag-Dampfer „Augusta Viktoria" im Juli 1899. Mit zahlreichen Abbildungen. Zweite unveränderte Auflage. Frauenfeld, J. Huber.

Hartlebens, A., Kleines Statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. Siebenter Jahrgang. 1900. Nach den neuesten Angaben bearbeitet von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Hartlebens, A., Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. VIII. Jahrgang 1900. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Hildeck, Leo, Herbstbeichte. Ein Liebesroman. Berlin, Schuster & Loeffler.

Jahrhundert, das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werkmeister. Lfg. 46. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Kaltschmidt, Dr. J. H., Deutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Schrift- und Umgangssprache sowie der wichtigsten Fremdwörter. Neu bearbeitet und vielfach ergänzt von Dr. Georg Lehnert. Erster Theil. (Webers illustrirte Katechismen. No. 184.) Leipzig, J. J. Weber.

Kitasato, Takeshi, Fumio. Japanisches Originalschauspiel in vier Aufzügen. In deutscher Sprache verfasst. Dresden, Carl Reissner.

Krücken, Oscar von, Budapest in Wort und Bild. Heft 5. Berlin, Internationale Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Lilienbach, Alfred Lill v., Das Recht der Buren und die britische Vormacht. Meran, F. W. Ellmenreichs Verlag.

Müller, Alfred von, Der Krieg in Süd-Afrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte. Mit zahlreichen Karten, Skizzen und Anlagen. I. Theil. Vorgeschichte der beiden Buren-Staaten und die Kriegsereignisse bis zum Eintreffen des englischen Expeditions-Corps. Mit einer Uebersichtsskizze, je einer Karte des östlichen und westlichen Kriegsschauplatzes, einer Karte des Kriegsschauplatzes in Natal und verschiedenen Anlagen. Dritte unveränderte Auflage. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung.
II. Theil. Der Oranje - Modder - Feldzug. Stromberg und Colesberg. Der Tugela-Feldzug. Mit einer Gesammt-Uebersichtskarte des südafrikanischen Kriegsschauplatzes, einer Karte des westlichen Kriegsschauplatzes, sechs Skizzen und vier Anlagen. Dritte unv. Aufl. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung.

Perfall, Anton Frhr. von, Pygmalion. Novelle. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 85.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Perl, Henry, Briefe der Madame Jérôme Bonaparte (Elisabeth Patterson). Mit Illustrationen. Leipzig, Schmidt & Günther.

Petersen, Hugo, Herzog Gothland. Trauerspiel in fünf Aufzügen, Berlin, Dr. R. Wrede.

Plattdütsch Leederbok. Rutgeben von den Allgemeenen Plattdütschen Verband. Viert Uplag'. Berlin, Hilfsverein deutscher Lehrer, Lottum-Strasse 10.

Ries, C. E., Der Meisterfahrer. Roman. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Streckfuss, Adolph, Ein Thaler. Criminal-Novelle. 3. Aufl. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 87.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Teutonicus, Die Deutsche Colonialpolitik in Theorie und Praxis. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Thoresen, Magdalene, Am Abgrund vorbei. Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber. Berlin, Schuster & Loeffler.

Verlaine, Paul, Gedichte. Uebersetzt von Otto Hauser. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Vogel, Emil, Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1899. Sechster Jahrgang. Leipzig, C. F. Peters.

Wedekind, W. Sprachfehler oder Sprachentwicklung? Versuch einer historischen Grammatik der deutschen Sprache für gebildete Laien mit besonderer Rücksicht auf schwankenden Sprachgebrauch nebst Ausblicken in die Zukunft. 1. Bändchen: Das Hauptwort in der Einzahl. Berlin, W. Wedekind.

Weiss, S. A., Gedichte. Herausgegeben von seiner Wittwe. Mit dem Portrait des Dichters. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Weitemeyer, Max, Die Päpstin Johanna. Drama in fünf Aufzügen mit Prolog. Erfurt, im Selbstverlag.

Welter, Nikolaus, Siegfried und Melusine. Dramatisirte Volkssage in drei Abtheilungen. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Zitelmann, Katharina (K. Rinhart), Sohn und Richter. Novelle. Dresden, Carl Reissner.

Zola, Emile, Der Zusammenbruch. Der Krieg von 1870—71. Illustrirt. 2. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Anatole France

Von der Teufelsbank.

Von

Friedrich Carl Peterßen.

— Blainville. —

(Schluß.)

VIII.

So ausgelassen kampf- und spottlustig hatte sich Blanche lange nicht gefühlt. Als sie neben dem Vetter zwischen den hohen Rädern saß, die sie eine Meile weit in's Seebett hinaustragen sollten, war es ihr, als müßte sie Alles aufbieten, um den ruhmredigen eiteln Gesellen mit der Lauge ihres Witzes zu überschütten. Alle Angst und Besorgniß war von ihr gewichen, seit sie aus dem Munde des Geliebten erfahren, daß er offen und ehrlich ihrem Vater gesagt, wie es ihm um ihretwillen um's Herz sei. An Pauls Unschuld betreffs des traurigen Briefes hatte sie von vornherein nicht gezweifelt, und die heitere Zuversicht, mit der er zu ihr von der baldigen Entdeckung und Ueberführung des Thäters geredet, theilte sie fortan. Entdeckt war in ihren Augen der Thäter schon. Wie er der Schandthat überführt werden sollte, das wußte sie freilich noch nicht. Daß es geschehen werde, davon war sie fest überzeugt. Sie hätte füglich auf die Fahrt verzichten dürfen; allein das Versprechen, welches sie hoffnungsvoll dem Vater ertheilt, besonders aber Pauls Zureden und ein ebenso unerklärlicher räthselhafter Drang, der vor ihrem geistigen Auge in das Dunkel der Zukunft rosige Lichtperlen zauberte, hatte keine Bedenken bei ihr aufkommen lassen, und mit einer Art muthwilligen Gezieres war sie in den Wagen gestiegen.

19*

„Nein, wahrhaftig, Vetter," brach Blanche das Schweigen, während sie in den nach der Seestraße führenden Hohlweg hineinfuhren, „daß Sie bei Ihrer nüchternen Weltanschauung im Stande seien, das Dichterroß zu besteigen, ich hätte es nie geglaubt."

„Der Schein trügt eben, mein liebes Bäschen," brüstete sich Vetter Alphonse, indem er die reizende Gefährtin mit seinen Glotzaugen verschlingen zu wollen schien. „Ich machte schon kleine Gedichte über alles Mögliche und entsinne mich, bereits auf der Schulbank als Dichter mich hervorgethan und unter Anderem ein Gedicht auf eine ganz absonderlich gestaltete Nase gemacht zu haben."

Blanche zuckte lachend mit den Achseln, lehnte sich zurück, um seinen Wasserkopf von der Seite betrachten zu können, und meinte: „Das muß Ihre eigene gewesen sein."

„Zufällig nicht," grinste der Vetter, unwillkürlich mit der Rechten das unförmliche Gewächs, das er seine Nase nennen mußte, betastend. „Die meinige kann sich doch, beim Zeus, sehen lassen."

„Ganz einverstanden," lautete die tonernste Entgegnung. „Ein Barnum würde unzweifelhaft gute Geschäfte damit machen."

„Sie gefällt Ihnen, wie ich sehe, mein theures Bäschen," versetzte der Vetter ebenso ernsten Tones; „Ihre Behauptung, daß sich glänzende Geschäfte damit machen ließen, beweist es mir. — Geschäfte, o ja, Geschäfte," fuhr er wie begeistert fort; „auch wir wollen Geschäfte machen, wenn wir nur erst zusammen am Ruder sitzen, und alle Strandmäher von weit und breit sollen mit ihrer Ernte dazu beitragen."

Blanche antwortete nicht. Ihr Blick war auf den offenen Eingang des Hauses gerichtet, in dem Pauls Eltern wohnten, und zwei seelisch aufleuchtende schwarzbraune Augen begegneten dem Blick.

„Rascher, Joseph," befahl Vetter Alphonse wüthend. Ein Peitschenhieb auf den Grauschimmel, und der ablenkende Ort lag hinter ihnen.

Auf einmal war Blanche tiefsinnig geworden. Aus war es mit ihrer Lust an Witz und Spott, und während der Vetter nicht müde ward, auf seine hervorragenden Eigenschaften zu pochen und namentlich mit seinem Rittermuth zu prahlen, starrte sie, ihn keines Blickes würdigend, träumerisch in's Blaue.

Erst als sie die lange Dorfstraße im Rücken hatten und in Sonnenglanz gebadet die herrliche Landschaft mit ihren buschumsäumten Weideplätzen und Kornfeldern vor ihnen voll sich aufthat, vermochte Blanche der beklemmenden Gefühle wieder Herr zu werden und das muthwillige Spiel fortzusetzen.

„Gut, daß Sie ihn selbst rühmen, Ihren Rittermuth," spöttelte sie. „Es würde sich sonst schwerlich Jemand finden, der sich bemüßigt sähe, es zu thun. Ich beurtheile einmal die Menschen nach ihrem Aussehen, und ich kann mir einen Ritter von Ihrer Gestalt nicht denken."

„Ach, mein theures Bäschen, Sie hätten mich nur sehen sollen, als ich im Kriegsjahr 1870, obschon noch ein junges Bürschchen, mit anderen Freischärlern in Wehr und Waffen einherging! Ich bedaure nur Eins, nämlich damals nicht einen berühmten Maler mit meiner bildlichen Darstellung betraut zu haben. Da hätten —"

„Da hätten wir freilich etwas Außerordentliches zu sehen bekommen," fiel Blanche ihm kichernd in's Wort, „entschieden einen Eisenfresser von der rechten Sorte."

„Ja, wieviel Feinde ich erlegt habe, das mögen die Götter wissen," fuhr der Vetter sich brüstend fort. „Ich hätte, beim Zeus, dafür zum Ritter geschlagen werden sollen. Leider war ich wie gefeit, mitten im dichtesten Kugelregen blieb ich unversehrt, sonst wäre es auch wohl geschehen."

„Sie haben auch, nach Ihren eigenen Worten, Einem und dem Anderen, der dem Ertrinken nahe war, das Leben gerettet und nicht die mindeste Auszeichnung dafür bekommen. Undank ist eben der Welt Lohn."

„Ach ja, wohl wahr. Aber ich habe auch nichts dafür begehrt. Ich that nur meine Ritterpflicht. Uebrigens macht es mir immer Freude, für einen Mitmenschen, und wäre er der Geringsten einer, das Leben auf's Spiel zu setzen."

„Zwar gewisse Leute behaupten," fuhr Blanche, das Lachen verbeißend, fort, „Ihre Geretteten seien Leichen gewesen. Doch am Ende sind es Lästerzungen."

„Nichts Anderes," schnarrte der Vetter, wie zum Schwur die Rechte erhebend. „Leichen?! Wie empörend! Als ich sie aus dem Wasser zog, lebten sie unbedingt; einer war noch ganz warm. Wenn sie nachher gestorben sind, so hatten sie einfach zu viel Wasser verschluckt. „Ha," fuhr er in der Redeweise des Bühnenhelden fort, „wäre es mir doch einmal vergönnt, den Vetter oder Sie, mein theures Bäschen, aus Todesgefahr zu erretten! Da würde man mir doch endlich in Bezug auf meinen Wagemuth Gerechtigkeit widerfahren lassen können."

„Nun halten Sie ein, Vetter," meinte Blanche, das Gesicht abwendend. „So etwas zu wünschen! Sie fordern ja förmlich die Gefahr für mich heraus! Eben heute sollten Sie das unterlassen."

„O mein anbetungswürdiges Bäschen," rief der Vetter, die Hände vor der Brust zusammenschlagend, wie verwundert aus. „Meinen Sie denn, ich werde nur die geringste Gefahr an Sie herankommen lassen? Sie nicht mit wachsamen Augen behüten, wie man einen Schatz behütet? Sie nicht mit starkem Arm der Gefahr entreißen, wenn eine solche Sie bedrohte? Mit mir als Beschützer können Sie ruhig sein, als säßen Sie zu Hause auf Ihrem Kämmerlein. — Aber was ficht nur diesen Esel von einem Kutscher an?" schrie er plötzlich, durch das heftige Schlenkern des Wagens aufmerksam gemacht, auf. „He, Joseph, ordentlich fahren! Die Zügel anziehen!"

Allein der Wagen fuhr fort, mit dem hin- und hergezerrten Pferde auf der Straße eine Zickzacklinie zu beschreiben, während Joseph, vom Schlaf bewältigt, auf seinem Sitz in ein bedenkliches Schwanken gerieth.

Wüthend versetzte dem Fahrlässigen Vetter Alphonse mit der Faust einen Knuff in den Rücken, und ein grimmiges „Moisi!“ ausstoßend, schüttelte sich der Bursche und zügelte wieder stramm.

„Es war nur ein Uebergang,“ murmelte er, das feiste, rothe Gesicht mit einem Säufergrinsen den Fahrgästen zuwendend. „Die Sonnenhitze . . .“

„Und die Hitze im Magen,“ ergänzte Vetter Alphonse.

Nun ging es durch die Dünengegend. Lautlos fuhr der Wagen in dem weichen Tiefsand. Zur Rechten, zur Linken schroffe, zerrissene, salzbinsengekrönte, graugelbe Sandhügelwände. Weiter ab, den Fahrenden sichtbar, in seinen von Seegrasschnittern als Trockenplätze benutzten Anhöhen und Mulden das moosgrüne, da und dort von einem gelben Sandstreifen durchschnittene Dünenland, eine Einöde, deren Farbendüster das zum Trocknen ausgelegte, weite Flecken bedeckende, gelb- oder schwarzbraune Meergras noch erhöhte. Ein paar Minuten fuhren sie durch den Tiefsand gelinde aufwärts. Da erweiterte sich jäh der Gesichtskreis, und in vielfach fesselndes Rundgemälde entrollte sich vor den Blicken der Strandbesucher.

IX.

Die Fluth war bereits weit zurückgetreten. Bis an die äußere Dünenkette hatte die mächtige sich erhoben, und zahlreiche Sandrutsche, die das tiefgehende zähe Wurzelgeflecht der spärlichen Hügelgewächse in wirrem Durcheinander mit hinabgeführt hatten, zeugten von der verheerenden Gewalt der Brandung. Einem endlosen, tiefschwarzen, mit Grün verbrämten Bande gleich lagerten dahinter die angespülten Pflanzen und Pflanzenreste vom Meeresgrunde. Bohlenglatt hatte die ebbende See zu der oberen, etwas abschüssigen Strandfläche den Sand festgeschichtet, und den breiten, lichtgrauen, da und dort noch wassersatt in der Sonne blinkenden Rand schmückten, riesigen Smaragden gleich, die regellos, wie es der Fluthenzufall gefügt, daraufgesetzten großen platten Rundkörbe voll frischgeschnittenen, prächtig im Sonnenlichte schimmernden Grases. Daran schloß sich die Strandniederung mit ihren von der scheidenden Fluth geschaffenen, unzähligen Sandgebilden, diesem unerschöpflichen Buch der Anregungen für den auf neuen Mauerschmuck bedachten Baukünstler und Steinhauer, und an diese das sanft sich abflachende Küstengebiet des Seebettes mit der zusehends abfluthenden, spiegelglatten Wassermasse, aus der in Grau und Gelb die tangbewachsenen Felsenriffe und Steinklippen hervorragten, und, einem dem Meere entwachsenen gewaltigen Himmelszeiger vergleichbar, in massiger Gestaltung von seinem Felsbett auch der schwarze

Feuerthurm in die Lüfte sich erhob. Und hier, dort, an zahlreichen Punkten, vereinzelt und in Gruppen, mit Plattkörben, Sensen und Netzen bepackte, Hakenstöcke oder ein Stielnetz, eine Schaufel nebst einem Seiten- oder Rückenkorb tragende männliche und weibliche Gestalten, alle sich hastend, wie im Sturmschritt durch Sand und Wasser dahinwatend, um das Ziel, die Mäh- oder Fangstelle, so früh als möglich zu erreichen und ja keine Minute von der kostbaren Ebbezeit unbenutzt verstreichen zu lassen. Auf der weiten Bühne andere Darsteller von Heldenrollen aus „The struggle for life“ noch: Männer und Weiber als Lenker mit Pferd oder Kuh bespannter zweirädriger Karren. Und fernab in südlicher Richtung in langer, langer Reihe zahlreiche Böte, welche mit dem ebbenden Wasser den benachbarten Fluthhafen verlassen hatten und nunmehr eiligst die tieferen Gründe aufsuchten, wo ein reichlicher Graswuchs die lohnendste Ernte verhieß.

Mit ein paar kernigen Worten bedeutete Vetter Alphonse dem Kutscher, ja den guten, geraden, sicheren Weg zu wählen, und im Trabe zog der Grauschimmel den Wagen durch Dick und Dünn bis an die natürliche Steinstraße, deren Unebenheiten ein behutsameres Fahren nöthig machten. Die Zunge mußte fortan bei dem harten Aufstoßen der Räder ruhen, um so thätiger waren die Augen. Es war für Blanche stets ein neuer Genuß, in dieser von der großen Fluthwelle bloßgelegten Einöde das Treiben der auf Gewinn erpichten Menschen, besonders aber in seinem Ausdruck des Pflanzen- und Thierlebens das stille Walten der Natur zu beobachten. Vordem, als ihr Vater noch ein rüstiger Fußgänger war und kein größeres Vergnügen kannte, als mit etwelchen Angelstöcken und einer Kiepe versehen auf den Kongerfang auszugehen, hatte sie ihn oft mit der Magd eine Strecke weit hinausbegleiten und, dem Garneelenfang obliegend, seiner Rückkehr harren dürfen, und dabei war sie immer am liebsten ihrem Drange zum Beobachten gefolgt. So beobachtete sie denn auch heute, allerdings nicht so unbefangen wie sonst und einstweilen nur flüchtig, dafür aber mit einem Schwelgen in beglückender Träumerei, das ihr die aus dem Meer aufgetauchte Sand- und Klippenwüste fast wie ein Eden erscheinen ließ. Nun weilte ihr Blick spähend auf einem zerklüfteten, mit Tang und Moos bedeckten Felsgebilde, wo in harter Sand- und Muschelkruste die Einsiedlerkrabbe hockt, in Steinhöhlen der Dwarsläufer haust, unter Felsblöcken und Geröll ein tausendfältiges Thierleben herrscht; dann tauchte sie den Blick in die durchsichtige Tiefe einer spiegelblanken Lache, wo auf dem weißen Sande allerlei Muschelthiere sich regen und bewegen; und über eine weite, im Sonnenlicht smaragden erschimmernde Fläche glitt der Blick: die begraste, von der Ebbe trockengelegte Laichstatt von allerhand Schuppen- und Flossenthieren.

Hier, wo das eigentliche Strandgebiet aufhörte, zwischen Wassertümpeln und Sandrippen, hantirte allerlei kleineres und größeres Volk: Knaben und

Mädchen, Weiber und Männer, mit dem Spaten, als hätte ihr Graben kostbaren Schätzen gegolten. Dann und wann blitzte aus den umhergestreuten Sandklößen ein silberweißes, langes, schmales Fischlein hervor: klapps! traf es der wuchtige Spaten, ein rascher Griff, in den Korb oder die Schürze damit, und so ging es weiter; diese Fischlein, Sandaale, waren der Schatz, nach dem die Gräber gruben. Dort, im kniehohen, klaren Wasser, ging ein Mann mit einem Gabelstock in der Hand, der stieß im Gehen immer mit der Gabel vor sich hin in den Grund: das war ein Butt- und Zungenfischer. Weiterab mühten sich Frauen und Mädchen mit dem Stielnetz, indem sie dasselbe vor sich hinstießen und alle paar Augenblicke emporhoben, um den etwaigen Fang einzukorben: das waren Garneelenfischerinnen. All den lebenden Bildern doch schenkte Blanche mit kindlicher Freude Beachtung.

Die Fahrenden waren inzwischen dem Leuchtthurm bedeutend näher gekommen. Immer tiefer wurden die Lachen, die sie durchfahren mußten, immer höher die dem Meere entrückten Felsmassen, an denen sie vorbeikamen, bis endlich die letzte wasserfreie Grundfläche hinter ihnen lag und Hufe und Räder in Einem fort durch abfließendes Wasser plätscherten.

Nun war die äußerste, in launiger Zerrissenheit breit zu einem unregelmäßig abgestuften, flachzuckerhutförmigen, oben abgeplatteten Hügel ansteigende Klippe erreicht, von der das Riff mit dem Leuchtthurm nur noch ein breites, ewig hin- oder widerströmendes Wasser trennte.

„Da haben wir, mein theures Bäschen, die Teufelsbank," erklärte Vetter Alphonse dem die Klippe betrachtenden Mädchen. „Seit Jahrhunderten nennt man sie so, und am Ende mag wirklich einmal, wie die Sage geht, der Böse in schweren Nöthen oben gesessen haben."

„Was uns nicht abhalten würde," lachte Blanche, „denselben Sitz einzunehmen, wenn es gälte, der Gefahr des Ertrinkens zu entrinnen."

Joseph sah sich, ein Gähnen unterdrückend, entsetzt um und bekreuzigte sich, während der Vetter, sich in die Brust werfend, den Satz hervorschnarrte:

„Zum Glück bin ich da, und selbst im Nothfall lassen wir die Teufelsbank links liegen."

„Ja freilich, Sie mit Ihrem Rittermuthe," spöttelte Blanche. „Können Sie denn nur schwimmen?"

„So lange ich will, brust- und rücklings," prahlte der Vetter gereizt. „Nun, Joseph," gebot er, sich zu dem Kutscher wendend, „so rasch als möglich! Schräg im Halbkreis hinüber! Hier ist der gerade Weg nicht der beste, maßen er mit seinem Steingerümpel uns zehnmal in Gefahr bringen würde, ein unfreiwilliges Bad zu nehmen."

„Sie scheinen überhaupt gern auf Umwegen Ihre Ziele anzustreben," lächelte Blanche, indeß sie fuhren, nicht ohne einen Anflug von Bosheit.

„Ich, mein theures Bäschen, ich, der geradsinnigste Mensch von der Welt?! Beim Zeus, hätte mir das ein Mann gesagt, so — Aber nun

sehen Sie sich einmal den Thurm an! Vierzig Fuß hoch klimmt daran die Fluth empor. Bis zu der Höhe ist der Bau ein dichtes Stein-, Mörtel- und Eisengefüge, sozusagen Grundbau. Ueber der Fluthlinie liegt die feuerfeste, mit einer Luke abgesperrte Erdölkammer. Dann kommt die Vorrathskammer. Aus dieser gelangt man über eine an die kreisrunde Wand befestigte schmale Treppe in das Wohnzimmer der Thürmer, aus diesem in derselben Weise in die Zurichtkammer, und aus dieser endlich auf den Oberbau, wo man, durch eine Brustwehr von Schmiedeeisen geschützt, bequem die Laterne mit der Oelflamme umgehen kann, welche des Nachts so schön purpurn in das Dunkel hinausleuchtet."

Sie hatten das andere Ufer, das Felsenriff mit dem Thurm, erreicht. Behende stieg Blanche aus, um der unliebsamen Beihilfe des Vetters vorzubeugen, der übrigens selber, um nicht etwa irgendwo mit seinem kostbaren Ich anzustoßen, mit dem Aussteigen sich gar nicht übereilte. Und schon kletterte sie mit Hand und Fuß das reichlich mit fetten Pflanzen bewachsene zerklüftete Gestein hinan.

„Beim Zeus, die wahre Gemse," rief der Vetter, den Tritt verlassend, ihr nach. „Ja, vorsichtig, mein theures Bäschen! Der Weg ist schlüpfrig, Sie könnten ausgleiten und sich den Fuß verstauchen. Vergessen Sie nicht, daß Ihr Vater Sie in meine Obhut befohlen hat." Behutsam stieg er, sich auf einen dem Wagen entnommenen Hakenstock stützend, ihr nach.

Heute endlich stand sie am Fuß des Thurmes, bei dessen Anblick es sie von jeher gegruselt hatte, als wäre es ein von Seeweibchen oder Riffhexen bewohntes Meerschloß gewesen. Aufmerksam betrachtete sie jeden sichtbaren Theil, allen äußeren Zubehör des starken, glattrunden Baues: das mit dem Felsen innig verbundene Grundgefüge, die gewaltigen Bausteine, die Vorrichtungen zum Emporhissen der den Thürmern gebrachten Lebensmittel, die Eisenleiter in der Mauerkehle. Da erscholl eine Stimme aus der Höhe: „Beliebt es den Herrschaften, heraufzukommen?" Allein obwohl der Thurmwart oben versicherte, das Auf- und Niedersteigen sei eine Kleinigkeit und mit dem Flaschenzuge und der Achselschleife völlig gefahrlos, schüttelte Vetter Alphonse, die mauersteile Leiter anglotzend, verneinend den Kopf, während Blanche mit sichtlichem Bedauern die Worte murmelte: „Ja, hätte Papa es mir nicht ausdrücklich verboten!"

„So," meinte der Vetter, indem er, den Arm reckend, den Haken- oder vielmehr Angelstock schwang; „nun wollen wir einmal, wenn es Ihnen, mein theures Bäschen, gefällig ist, das Riff nach Konger durchstöbern. Bitte!"

Und sie stiegen wieder abwärts, bis an den Wasserspiegel, und traten die Wanderung um die lange, breite Steinklippe an, indeß Joseph am Grundsaum des Leuchtthurms sich nach einem Ruheplätzchen umsah.

X.

Langſam wandelten, oder ſtrauchelten vielmehr, die Zwei über den holperigen Grund dahin, Blanche immer wieder von Neuem den ſchwarzen Thurm beäugelnd, der Vetter unabläſſig bemüht, einen Spalt oder ein Loch im Geſtein zu entdecken, in dem ſich ein Konger verſteckt halten konnte. An drei, vier Stellen am Waſſer kniete der Vetter nieder, fuhr mit dem Angelſtock in das tiefe, gähnende Schlupfloch, taſtete darin ein Weilchen mit dem Angelhaken umher und zog den fiſchleeren wieder an's Licht. Blanche doch, die den Schwätzer ſchwatzen ließ, ohne auf ihn zu achten, hatte Muße, den Thurm auch von der Weſt- und Südſeite in Augenſchein zu nehmen, und ſie that es nicht, ohne ſich der ſtillen Betrachtung hinzugeben, die ein Dichtergemüth der Wüſte ein Eden abgewinnen läßt. Ein einziges kleines Fenſter nur auf dieſer, auf jener Seite, dort oben, in ſchwindelerregender Höhe. Aber welch' eine Fernſicht dort! welch' ein wechſelvoller Anblick! Jetzt die See vollkommen glatt und blank wie ein Eisfeld, dann düſter, ſturmgepeitſcht, himmelanrauſchend, ſchier in Giſcht und Schaum ſich löſend. Und welch' eine Rundſchau dort oben, wenn die auf- oder untergehende Sonne dem Meere ihre Farbentöne anzauberte, wenn in dunkler Nacht zuckende Blitze das ſturmbewegte erhellten oder der Mond geſpenſtiſch die weite Waſſerwüſte beleuchtete!

Ein jähes Sauſen und Pfeifen entriß ſie der Betrachtung. Beſtürzt wandte ſie ſich um: der Himmel verfinſterte ſich, und der plötzlich ſich erhebende heftige Wind entführte ihr den Strohhut, der wider den Thurm flog.

„Vetter, bitte, den Hut!“ lachte ſie in den Wind, der nun mit verdoppelter Gewalt blies und ſie ſich zu ſetzen nöthigte.

„Warte, Dich will ich ſchon packen, Burſche,“ rief eben der Vetter, indem er mit dem Angelſtock in einem Kongerloch rumorte.

Da klomm es plötzlich an dem bäuchlings faſt geſtreckt in der Rille Liegenden kühl empor: es war die jach gehobene wiederkehrende Fluth.

„Pfui Teufel, da kommt es ſchon,“ rief der Ueberraſchte, indem er den Hakenſtock fahren ließ und ſich haſtig erhob. „Und mit ihm der Sturm,“ fügte er ſchreckensbleich hinzu. „Geſchwind, geſchwind wieder in den Wagen!“ Und ſchon hatte er ſeinem „theuern Bäschen“ den Rücken gewendet und wankte ſtrauchelnd, von dem ſpöttiſchen Lachen des Mädchens begleitet, über das Riff davon.

Hurtig ſtieg Blanche, den Hut aufgebend, bis an die Rille hinab, ergriff den auf dem Waſſer treibenden Angelſtock und eilte, indem ſie ſich auf ihn gegen den Wind ſtützte, ſtill vor ſich hinlachend, dem Flüchtigen nach.

Faſt gleichzeitig erreichten ſie die Nordſeite des Riffes. Dort ſtand der Grauſchimmel mit dem Wagen; ſchon reichte ihm das Waſſer bis an's Knie.

„Joseph!“ brüllte angstvoll der Vetter, sich vergebens nach dem Kutscher umschauend. „Hund, Esel, wo steckst Du? Am Ende flüchtete sich die Hasenseele auf den Thurm!“ Und entsetzt glotzte er die Eisensprossen im Mauerwerk an.

„Aber da sitzt er ja, der Joseph,“ rief Blanche mit Lachthränen in den Augen. „Er schläft den Schlaf des Gerechten.“

„Des Saufbolds,“ verbesserte der Vetter wüthend. „Na, warte, Bursche!“ schrie er angstgestachelt voll Wuth, indem er auf allen Vieren zu dem Schläfer hinankroch. „Ha, der Lümmel schnarcht!“ fuhr er oben angelangt fort. Und er packte ihn am Arm, schüttelte und rüttelte ihn, daß dem Schläfer der Kopf wackelte.

„Der Wein ist gut, Jean, mein Junge,“ lallte der Träumende. „Noch eine Flasche, nicht? Wir bleiben lange draußen. Herr Alphonse will als —“

„Nun gleich aufgestanden,“ unterbrach ihn der Vetter wüthend, indem er ihn emporriß; „oder wir lassen Dich hier elendiglich ersaufen.“

Ein paar Püffe noch, und der Weintrunkene riß die Augen auf. Mit dem Rufe: „Das Meer, das Meer!“ taumelte er, plötzlich ernüchtert, von Vetter Alphonse mit Verwünschungen überschüttet, schwerfällig die höckerige Böschung hinab.

Blanche hatte unterdeß schon den Wagen erreicht und ihren Sitz erklommen. Auch sie sah die wachsende Gefahr ein, und wiederholt trieb sie mit schriller Stimme die Säumigen zur Eile an. Eine lange, bange Minute des Harrens noch, und Joseph lenkte, nachdem auch der Vetter eingestiegen, den Grauschimmel herum und peitschte den wild sich bäumenden durch die in rasender Geschwindigkeit vorüberschießende Fluth. Geradeaus fuhr er, Besinnen half da nicht, unheimlich brandete bereits, vom Sturmwind aufgewühlt, mit heftigem Wellenschlag die Fluth auf der Westseite wider das Riff, hoch ging schon die See, jeder Augenblick war kostbar.

Still saß Blanche und starrte das dahinfluthende sturmbewegte grüngelbe Wasser an, während der Vetter mit halberstickter Stimme, als hielte ihn Jemand starkfäustig an der Gurgel gepackt, in heiseren Zurufen an Gaul und Kutscher seine Todesangst zu bemänteln suchte. Allein rasch nahte die Gefahr, bis sie jäh über die Fahrenden hereinbrach.

Im Anfang ging Alles gut; das Fahren war ein ziemlich gleichmäßiges. Nur zu bald jedoch trat das Halsbrecherische des Weges schroff zu Tage. In Einem fort stießen die Räder — bald das rechte, bald das linke, bald beide zugleich, — auf größere oder kleinere lose Felssteine; es war ein fortwährendes heftiges Hin und Wider, so daß die Fahrenden ihre liebe Noth hatten, ihren Sitz zu behaupten. Dazu kam, daß das Wasser dem Pferde bald über den Rücken ging und dem Kasten der Breite nach der Sturm und die Wellen zusetzten, was bei der starken Strömung den

Wagen jeden Augenblick in Gefahr brachte, über den Haufen geworfen zu werden. Indessen kam man, wenn auch nur ruckweise, doch vorwärts. Tüchtig gerüttelt, auch mit Seewasser überschüttet, saßen Blanche und der Vetter, ganz ängstliche Aufmerksamkeit in Bezug auf die Weiterfahrt, indeß Joseph fortfuhr, mit Pfiff und Hieb den hartbedrängten Grauschimmel zum Ziehen aufzumuntern. Schon hatten sie die tiefste Stelle im Rücken, wieder bergauf ging es, nur mehr fünfzig Schritt weit waren sie von der Teufelsbank entfernt, da plötzlich stand das Pferd nach einem heftigen Aufstoß der Räder wie festgebannt. Vergebens suchte Joseph, aus aller Kraft die Zügel anziehend, den Wagen mit dem Grauschimmel zurückzudrängen, vergebens nach rechts oder links abzubiegen: es war, als hätte sich eine Hemmklammer an die Radschienen gelegt. Und der Sturm raste mit erneuter Gewalt, zusehends stieg die wildwogende Fluth! —

Der Vetter saß da wie ein armer Sünder, den das Richtbeil erwartet; er bebte an allen Gliedern, und ein bedenkliches Zähneklappern stellte sich bei ihm ein. Joseph schien die Fassung verloren zu haben; er bekreuzigte sich und fuhr mit dem nassen Kleidärmel über sein schweißtriefendes Mönchsgesicht. Nur Fräulein Ombreval behielt den Kopf oben. „Vorwärts, und geradeaus!“ befahl sie; „die Peitsche gebraucht!“ Und sich auf die Lehne der Vorderbank stützend, stachelte sie, indeß Joseph kopfschüttelnd die Peitsche schwang, das Pferd mit dem in eine Eisenspitze auslaufenden Angelstocke.

Heftig aufwiehernd setzte der Grauschimmel zu einem neuen Ziehversuch an, und siehe, der Wagen hob sich wie eine steile Fläche hinan, aber jäh glitten die Räder aus, der Kasten neigte sich stark auf die Seite, ein Krachen wie von brechendem Holze erscholl, und unter einem dreifachen Schreckensruf schlug das Fuhrwerk mit gebrochener Gabel um in die aufrauschende Fluth. — —

Blanche hatte zum Glück im Stürzen den Angelstock nicht fallen lassen. Als sie, vom Strome fortgerissen, unweit der Klippe nebst Joseph wieder aus den Fluthen auftauchte, konnte sie sich, wenn auch nicht ohne Mühe, da ihr das Wasser bis an die Achsel reichte und die Strömung eine heftige war, den Stock wider den Grund stemmend, aufrecht erhalten und langsam in schräger Richtung dem Ufer zuschreiten, und in geringem Abstande von Joseph, der noch weiter unten festen Boden gewann, erreichte sie, einer den Fluthen entsteigenden Meeresgöttin gleich, die rettende Klippe, die sie alsbald bis zur Teufelsbank hinanklomm.

Den Vetter hatte der jähe Sturz in die Nähe des Pferdes gebettet, wo er sich an der gebrochenen Deichsel zu halten vermochte. Als sich Blanche nach ihm umsah, hatte er gerade mit Hilfe seines Taschenmessers den Grauschimmel von der Gabeldeichsel befreit und schritt mit dem Pferde in das seichtere Klippenwasser vor, wo er sich eiligst hinaufschwang. Er war barhäuptig, wie Joseph.

„Hierher, Vetter, hierher,“ rief Blanche, so laut sie rufen konnte, und geschwind stieg sie nebst Joseph, der seiner Angst in Jammerlauten Luft zu machen begann, die innere, etwas abschüssige Seite der Klippe hinab. Und nochmals stieß sie den schrillen Hilferuf aus.

Aber — hörte er sie bei dem Tosen des Sturmes und der Brandung nicht, oder wollte er sie nicht hören, — er ritt, ohne sich nur einmal umgeschaut zu haben, in Eile durch die Fluth davon.

Blanche stand wie gelähmt. Das Herz klopfte ihr hörbar im Busen. Es war ihr, als hätte sie an der Menschheit verzweifeln müssen. „Der Schändliche,“ murmelte sie, „er muß uns doch gesehen haben. Weshalb versuchte er nicht, uns zu retten?“

„Viel zu feige,“ stieß Joseph zwischen zwei Angstseufzern hervor. „Fräulein hier ihrem Schicksal zu überlassen! Es ist niederträchtig. Und ich Esel meinte, Fräulein werde ihn heirathen! Da wäre mir der schmucke junge Herr Paul doch tausendmal lieber.“

„Ja, weshalb nicht?“ wiederholte Blanche.

Ein schrecklicher Gedanke stieg in ihr auf.

XI.

Fräulein Ombreval erinnerte sich gewisser Worte ihres Vaters, welche lauteten: „Stürbest Du, so wäre er mein einziger Erbe.“ Ha, wenn nun der Elende —? Ihr graute. „Heilige Mutter Gottes,“ betete sie die Hände faltend, „mache die böse Absicht zu Schanden, erleuchte meinen armen, unglücklichen Vater!“ Und plötzlich, sich wieder stark und entschlossen fühlend, rief sie, zu dem Diener gewendet: „Wir wollen wenigstens das Mögliche thun, uns der Gefahr zu entziehen. Kommen Sie, Joseph. Vorwärts! Mit Gott gelingt es uns, den Strand zu erreichen.“

„Um Gotteswillen nicht,“ schrie Joseph entsetzt. „Es wäre Fräuleins Tod. Zehn Schritt weit von hier schon ginge uns das Wasser über den Kopf. Und über fünf, sechs Stromtiefen wäre noch hinwegzukommen. Sehen, Fräulein!“ Und er schritt, plötzlich ein Anderer geworden, in die Fluth vor, bis ihm das Wasser an den Hals reichte. „So tief ist es hier überall.“ Rasch schritt er zurück und kletterte die schon hoch von der Fluth bespülte Klippe hinan. „Wollen Fräulein oben mit mir rufen. Am Strande stehen Leute, wie ich sehe.“

In ein paar Secunden hatte auch Blanche die Teufelsbank erreicht.

Sie spähten über Wasser in der Richtung nach dem Strande, und gewahrten deutlich den Grauschimmel mit dem Vetter, wie er sich im Seichten unter Hochwellen rasch dem Trockenen näherte, sahen auch einen Haufen am Ufer wirr hin- und herrennenden Volkes, der sich um sie zu sorgen schien.

Joseph erhob wie in Verzweiflung beide Hände, focht damit ein Weilchen in der Luft herum und stieß einen gellenden Hilferuf aus, der das Getöse rings schrill übertönte. Und drei-, viermal wiederholte er den Ruf.

„Nein, Herr Paul hätte das nicht gethan,“ sagte Joseph, mit verstörtem Gesicht zornig herüber schauend.

Blanche erbebte. Eisig lief es ihr den Rücken hinab.

Und das Wasser stieg, stieg mit furchtbarer Schnelle. Schon erreichte die Verlassenen auf der Teufelsbank der von den brandenden Wogen emporgeschleuderte Gischt. Das Meer umgab sie jetzt, der Sturm wüthete, daß sie sich auf dem Gipfel der Klippe kaum aufrecht zu erhalten vermochten. Kam nicht sofort Hilfe, so waren sie unrettbar verloren.

Blanche wußte es. Aber um so zuversichtlicher hoffte sie. Wie wäre beim Losbruch des Sturmes Er nicht an den Strand geeilt?! Von ihm erwartete sie Hilfe. —

„Ha, er kehrt zurück, ich that ihm Unrecht,“ rief plötzlich Joseph, sich die Hände reibend. „Hinter ihm drein fährt ein Karren. Rasch, rasch, Ihr Leute; es ist die höchste Zeit.“

„Der Vetter kann es nicht sein,“ sagte Blanche verdrossen, indem sie mit den klaren Augen die immer weiter sich ausdehnende krause, schäumige Fläche bespähte. Nein, er konnte es nicht sein. Lieber wollte sie untergehen, als sich von diesem schrecklichen Menschen das Leben retten lassen. — — Zwar den Grauschimmel erkannte sie. In wilden Sätzen näherte er sich dem Tiefwasser. Nun verschwand er fast in der Fluth. Kopf und Hals nur waren sichtbar, schwimmend drang er, bald von einer Woge ihren Blicken entrückt, bald von einer anderen emporgehoben, herwärts vor. O Gott, wäre es dennoch der Vetter? Schaudernd ließ sie das Auge über die sie umgebende Wasserwüste schweifen. Sie wußte um den Preis, mit dem sie ihre Rettung würde bezahlen müssen. Wieder faltete sie die Hände zu stillem Gebet. „Vater, vergieb mir,“ flehte sie.

„Nein, er ist es doch nicht,“ stieß Joseph freudig hervor. „Der Reiter ist schwarz, nicht grau gekleidet und trägt einen schwarzen Hut. Mein Seel', es ist Herr Paul!“

„Ja, er ist es,“ bestätigte Fräulein Ombreval, nach kurzem Hinspähen, mit leuchtenden Augen. „Er ist es,“ jubelte sie auf. Sie kniete nieder und dankte inbrünstig Gott. Nun wollte sie leben, und mit stammelnder Zunge flehte sie den Himmel um seine und ihre Rettung an.

„Noch ein paar Minuten, und wir sind gerettet,“ meinte Joseph mit den gespreizten Fingern durch seinen nassen Schopf fahrend. „Fräulein brauchen sich nicht weiter zu ängsten. An der Südseite des Felsens faßt der Schimmel leicht festen Fuß. Auf seinem Rücken ist Platz für Zwei. Meine Wenigkeit kann etwas schwimmen, und am Schweif des Schimmels halte ich mich leicht über Wasser.“

Aber die Fluth stieg — höher, immer höher. Schlag auf Schlag donnerte der Wogenschwall gegen die Klippe, die beiden Gestalten oben über und über mit Wasser und Schaum bedeckend. Nun trat die Alles verschlingende auf die Teufelsbank, wo, auf ihren Stock gestützt, herrlich anzuschauen in der die reizenden Formen fast glatt umschließenden, im Wasser enger und dunkler gewordenen grauen Gewandung, mit dem stolz erhobenen Haupte, von dem das schon beinahe windtrockene üppige Goldhaar aufgelöst in langen Locken und Strähnen Nacken und Achseln umflatterte, dem marmorbleichen Antlitz, in dem die wunderbaren Madonnenaugen abwechselnd heiter aufleuchteten und wehmüthig starrten, vor Joseph, der ehrerbietig besorgt eine Stufe weiter unten als Wellenbrecher Stellung genommen hatte, die Tochter des Kaufherrn stand, und nicht lange, so deckte auch den Gipfel die Fluth und rollten die breiten hohlen Kammwogen von dem verschwundenen Thurmriff her gemessen die glatte Bahn. Jeder Augenblick konnte den nunmehr vom Sturm und von der Fluth gleich hart Bedrängten den Tod bringen; entschieden hatte die Noth ihren Höhepunkt erreicht.

Da rauschte es unweit der Klippe durch Sturm und Wogenschwall schnaubend heran. Von den beständigen Wassergüssen in Athem erhalten, hatte Blanche seit einer Minute auf ihr sicheres Stehen bedacht sein und den Blick auf ihre nächste Umgebung richten müssen. Plötzlich erscholl sechs Schritt weit von ihr aus kräftiger Jünglingskehle der helle Ruf: „Geschwind, Joseph, die Zügel gefaßt!“ Und fest sich auf den Stab stützend, gewahrte Blanche, einen Freudenruf auf den Lippen, Paul, wie er rasch absaß und, im Wasser aufrecht neben dem der Fluthwelle den Bug bietenden Grauschimmel stehend, dem Hals über Kopf durch die Fluth stürzenden Diener die Zügel hinhielt.

„Ich halte ihn, Herr Paul, ich halte ihn, Gott segne Sie!“ schrie Joseph, den Lederriemen ergreifend.

Schon stand Paul oben, neben der Teufelsbank. Hurtig umschlang er die Geliebte, nahm er sie auf den Arm, puppenleicht dünkte ihm die Last; und er stieg mit ihr behutsam hinab bis zur Seite des ihrer harrenden Schimmels, hob sie durch eine Kammwelle auf den Rücken des Pferdes und saß, sich im Wasser emporschnellend, hinter ihr selber auf.

„So. Nun die Zügel her, Joseph,“ befahl der Jüngling, indem er die Geliebte mit dem linken Arm rund und fest umschlang. „Jetzt das Schweifende gepackt, Joseph, — Sie können schwimmen, — und nicht zu fest angezogen!“

„Beileibe nicht, Herr Paul,“ gurgelte der Diener, von einer Hochwoge fast hinter das Pferd geschleudert. „Ich halte es schon.“

Und ein helles „A la grâce de Dieu!“ ausstoßend, lenkte der Jüngling den Grauschimmel herum in das Tiefwasser.

Tief hinein sank das edle Thier unter der zwiefachen Last, schnaubend hob es den Kopf mit den Feueraugen, Dampf und Gischt entströmte seinen Nüstern, und dahin schwamm es, von Paul, der seinen Richtpunkt, den fernen weiß angestrichenen Kirchthurm, nicht aus den Augen ließ, kundig zwischen den zerstreut umherliegenden Klippen hindurch gelenkt, dem rettenden Ufer zu. Ueber Joseph hinweg, der auch lieber Wein aus dem Keller seiner Herrschaft als das verflixt bittere Seewasser gekostet hätte, übrigens, wenn auch in Einem fort pustend und prustend, ganz leidlich als schwimmendes Anhängsel seine Aufgabe löste, theilten sich die Wogen am Rücken Pauls, so daß der Kopf des Pferdes fast vom Sturzwasser verschont blieb, und von Sturm und Fluth mächtig landwärts gedrängt, näherten sie sich rasch der Stelle, wo im Seichten auf einer Sandbank der ihrer harrende Karren hielt.

„Wacker, Schimmel, wacker!“ feuerte Paul von Zeit zu Zeit, ohne den Blick zu senken, den gewaltigen Schwimmer an, während Blanche still, von Wonneschauern durchrieselt, dem Geliebten ihr süßestes Lächeln spendete. Sie fühlte sich so sicher in seinem Arm! Aber sie wußte auch, daß die Gefahr noch nicht vorüber war, daß er seiner ganzen Besonnenheit bedurfte, um inmitten der Riffe und Klippen, an denen ihr wackeres Roß leicht Schaden nehmen konnte, das Werk der Rettung glücklich zu Ende zu führen, und deshalb äußerte sie, so hart es sie ankam, zu ihm kein Wort. Allein er sollte sie bis zu Ende siegreich vollbringen, die Ritterthat. Bald trennte nur mehr ein kleiner, wenige Schritte weiter Zwischenraum die im wildbewegten Tiefwasser dahingleitende Gruppe von dem Karren, der inzwischen vor der sich hebenden Fluth schon ganz bedeutend hatte zurückweichen müssen, und wie Harfengetön so lieblich dünkte den Geretteten der das Sturm- und Wogengebraus übertönende schrille Ruf des Bäuerleins, das so muthig gewesen war, mit seinem Rappen in das Tiefwasser hinauszufahren, übrigens auch längst keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatte.

Da erwiderte Paul, den Blick senkend, zum ersten Male das Lächeln der Geliebten. Die Linke auf das Kreuz des Schimmels stemmend, sah er sich nach Joseph um, der fürchterliche Anstrengungen machte, um den gurgelnden Kopf oben zu behalten, auch sichtlich erschöpft war. „In den Karren!“ donnerte er ihn an, indeß der Grauschimmel neben dem Rappen festen Grund gewann. Und schon arbeitete sich der Schwimmmüde am rechten Rade schnaufend und niesend aus der Tiefe empor, um neben dem Bäuerlein auf der Holzbank in dem beständig von Kammwellen überflutheten Kasten Platz zu nehmen.

„Und Fräulein?“ fragte der Kleine im blauen Blusschen hastig.

„O, hier sitze ich sicher, Papa Luc,“ lachte Blanche, das Köpfchen mit dem gesträhnten Goldhaar schüttelnd.

„Gewiß, gewiß!“ scholl es lustig herüber. Und Grauschimmel und Rappe setzten im Sturmgebraus durch die Meeresfluthen ihren Weg fort.

„O süßes Lieb," jauchzte da der Jüngling auf, indeß Blanche, ihr Haupt an seine Brust lehnend, ihn wie verklärt anlächelte. „Es ist ein Wunder geschehen. Nun darf ich's sagen. Wie mir das Werk gelungen, Gott allein weiß es. Freilich, den Muth verlieren? Dreimal mußte ich in dem Riffstrom zurückweichen, und doch wandelte mich kein Zagen an, als ich zu dem vierten, von Erfolg gekrönten Versuche schritt."

„Weil Du mich liebst, Paul," lächelte Blanche, ihr Antlitz verschämt an seiner Brust bergend.

„Ja, ich liebe Dich, Du Herrliche," rief der Jüngling begeistert aus. Gerade rollte eine anschwellende Kammwoge um sie hinweg, und hinter der graugrünen Wasserwand drückte er ihr, sie fest umschlingend, einen Kuß auf den Mund. „Das, mein süßes Nixchen, sei unser Verlobungskuß," sagte er mit zuversichtlich ernstem Ausdruck. „Der Sieg ist unser. —"

„Wie wird sich Papa geängstigt haben," meinte Blanche, trüberen Gedanken Raum gebend. „Er war und ist sicher am Strande."

„Sei ruhig, er ließ uns nicht aus den Augen; sein Fernrohr bürgt mir dafür."

„Ah, er hatte sein Fernrohr?" fiel Blanche hastig ein. „So muß er auch den Vetter beobachtet haben."

„Die Memme?" zornlächelte Paul. „Der Kerl verdiente — — Na, im Grunde dürfen wir ihm dankbar für das Unerhörte sein."

„War Papa freundlich gegen Dich? Sprachst Du mit ihm?"

„Kein Wort."

„Und was sagte er Dir?"

In Pauls Augen leuchtete die Flamme eines mit inniger Freude gepaarten edlen Stolzes. „Was er mir sagte?" lächelte er tiefbewegt. „Er soll es Dir selbst wiederholen. Allein hätte er auch geschwiegen, ja, hätte er mich angefahren, wie er es heute Morgen gethan, so wäre ich, Dich zu retten, hinausgeeilt, und hätte mir ein tausendfacher Tod gedroht. —"

„O, wie glücklich machst Du mich, Geliebter," lächelte dank- und wonnetrunken das liebende Mädchen. „Und wie stolz machst Du mich! Gewiß, Papa hat Dir herzliche Worte gesagt. Er schätzt Dich hoch, und Deine Unschuld muß ihm schon eingeleuchtet haben. — Ha, ich erkenne ihn! — Schau', dort steht er, vorn im Wagen."

Sie hatten die Strandfläche erreicht. Ein dumpfes Stimmengewirr schlug an ihr Ohr. Laute Jubelrufe übertönten das Wogengebraus. Hüte und Tücher wirbelten zum Gruß durch die Luft. — —

Rasch durchschritten sie die Brandung, während weiterab der Karren mit Joseph und dem Bäuerlein gischtumspritzt langsam nachrumpelte.

XII.

Schräg in den Sturm, die Nüstern im Wind bei fliegender Mähne, trabte die fuchsrothe Stute mit dem leichten Gefährt unter den Peitschen-

hieben des seiner Sinne kaum mächtigen Kaufherrn den flach geneigten Strandgürtel hinab. In fluthtrockenen Sand und Wasser schlugen dann die Hufe. Eine Strecke weit noch ging es langsam vorwärts. Da plötzlich sanken die felgenschmalen Räder bis über die Nabe in weichen Sand- und Kleigrund ein, und damit war der Vorfahrt ein Ziel gesetzt.

„Bitte, bitte, was ist geschehen?“ jammerte die Pariserin, an ihrem vom Sturm zerzausten Kopfputz zerrend, während Ombreval, bebend wie Espenlaub, wieder das ihm von ihr gereichte Fernrohr ansetzte.

„Ich sehe sie nicht mehr,“ ächzte der verzweifelnde Vater. „Sie sind mit dem umgestürzten Wagen verschwunden. — O, diese vermaledeiten Wogen! — Ha, der Grauschimmel! — Er taucht mit dem Buge aus der Fluth auf. — Neben ihm — Ist das der Vetter? — O rette, rette sie, mein Junge! — Aber wo ist sie? wo ist Blanche, meine Tochter, mein armes Kind? — Nun sitzt er auf und reitet herwärts, so rasch er kann, wie es scheint, — Also doch — verloren, begraben in der Fluth, unrettbar verloren. — Würde er sonst nicht — ? — Nein, das Lied ist aus. — Reich und — Stille, es lastet ein Fluch auf mir: nie hab' ich mich vollkommen glücklich fühlen können. — Nun flennst Du gar, Unglückseliger?“ ächzte er, die Hand mit dem Fernrohr sinken lassend. „Und doch bist Du allein schuld an dem Unglück: weshalb warst Du, die Gefahr kennend, der Unerfahrenen zu Willen?“

Machtlos sank er, der Pariserin, die ihm das Fernrohr aus der Hand nahm, nicht wehrend, auf das Polster zurück und weinte bitterlich.

„Aber sie lebt, Ihre Tochter, wenn mich mein Auge nicht trügt,“ sagte nach einer kurzen Fernschau die junge Wittwe. „Dort rechts steht sie auf der Klippe und erhebt die Hände. Die Gestalt neben ihr ist nicht Ihr Vetter: es muß der Kutscher sein. Ihr Vetter reitet gemüthlich herwärts: es mag ihm ahnen, daß ihn hier Jemand erwartet.“

Hastig hatte Ombreval sein Taschentuch gezogen und sich die Augen getrocknet. Fieberisch erregt, zorn- und freudevoll entriß er der Frau das Fernrohr, sich von dem Begründeten ihrer Worte zu überzeugen. „Gottlob, sie ist es,“ stieß er nach kurzem Spähen im Uebermaß seiner Vaterfreude hervor. „Preis und Lob dem Allerhöchsten; sie hat sich auf den Felsen flüchten können. — Aber weshalb,“ fuhr er zögernd fort, „weshalb eilt ihr der Vetter mit dem Schimmel nicht zu Hilfe? Er muß sie doch sehen und hören, denn sie ruft augenscheinlich nebst Joseph um Hilfe. — Richtig, er kommt herwärts, läßt seine Blanche, meine Tochter, ihn vergebens um sein Mitleid anrufen. Bei Gott, ein sauberer Bräutigam! Wenn Du bei Sinnen bist, Mensch, so giebt es keinen Dich an Niedertracht übertreffenden Schurken auf Erden. —“

„Er liebt nur mich,“ murmelte die Pariserin mit feuchten Wimpern. „Am Ende wittert er mich. — Aber um's Himmelswillen,“ schrie sie plötzlich auf, „so lenken Sie doch den Gaul herum! Wir ertrinken ja sonst elendiglich, wie die Zwei auf der Klippe.“

In der That umbrandete sie schon die unter dem Sturmdruck gewaltig steigende Fluth.

Außer sich vor Schmerz und Zorn, griff der Kaufherr nach Zügel und Peitsche. Er hätte weiterfahren mögen, hinaus und hinab in das kühle Grab, welches die heißgeliebte Tochter zu verschlingen drohte. Aber die Räder saßen wie festgeklemmt im Schlamm: so heftig die Stute zog, sie blieben stecken.

„Herbei, Ihr Leute, Hilfe, Rettung!“ kreischte die Pariserin zu dem Haufen Landvolkes gewendet, der sich inzwischen am Strande angesammelt hatte. „Die See verschlingt uns!“

Ombreval winkte, eine Verwünschung ausstoßend, mit der Hand. Alsobald trennten sich vier handfeste Burschen von dem Haufen, durchwateten das tosende Strandwasser und versuchten, je zwei ein Rad packend, den Wagen aus der Klemme zu heben, was ihnen, da die Räder zwischen Steine gelagert waren, erst nach längerem Mühen gelingen sollte.

„Ich treibe ihn gewaltsam zurück, den Hund,“ knirschte zornentbrannt der Kaufherr, die Peitsche schwingend. „Wer sich so niederträchtig feig benommen hat, verdient die Knute zu empfangen. — Vielleicht hofft der Bube, mich zu —“

Er schwieg entsetzt, indem er, nicht im Stande, das Fernrohr zu benutzen, mit bloßen Augen über die weite, schaumbedeckte, wogende Fläche hinstarrte. Eben ward, dank der Anstrengungen der vier Männer, der Wagen frei, und mit heftigen Peitschenhieben trieb Ombreval die Stute durch Gischt und Wasser in der Richtung nach dem Leuchtthurm vorwärts. —

„Er ist toll,“ kreischte die Pariserin, sich furienwild herumwendend. „Haltet das Pferd, Leute, sonst sind wir verloren.“

Zögernd schickten sich die Bauern an, der Aufforderung nachzukommen. Allein die Stute hatte mit dem Wagen bereits einen Vorsprung gewonnen, und trotz des unausgesetzten Kreischens der Frau wagten die des Schwimmens Unkundigen sich nicht weiter vor. Schon entzog den Wagen von Zeit zu Zeit eine Hochwoge den rufend und schreiend wie toll hin- und widerrennenden Zuschauern am Strande, schon arteten die Hilferufe der geängstigten Pariserin in ein förmliches Wehegeheul aus, da erschien ein Retter in der Gestalt des schönen, schwarzhaarigen Jünglings, der den Morgen so stolz und betrübt zugleich die Behausung des Kaufherrn verlassen hatte. In mächtigen Sätzen stürmte er schräg gegen den Wind die Strandböschung hinab. Wie ein gehetztes Wild sprang er in die schwellende See, und wie mit übermenschlicher Kraft begabt, eilte er trotz Sturm und Wogendrang den unzweifelhaft vom Tode des Ertrinkens Bedrohten nach.

Zum Glück hatte die Stute in dem tieferen Wasser mehrfach trotz Peitsche und Zügel sich störrisch gezeigt, so daß der Nachwatende den Wagen noch zu rechter Zeit erreichen konnte. Eben stieß der Kaufherr, sich hoch aufrichtend und die Peitsche schwingend, den Zornruf aus: „Zurück,

Eelnder, oder ich haue Dich wie einen Hund!" und kreischte die Pariserin: „Hierher, Alphonse, und rette Deine Pauline!", als Paul die Stute am Zügel packte und mit einem kräftigen Rucke, unterstützt von der Fluthwelle, herumriß.

Wie bestürzt sank Ombreval bei der plötzlichen Seitenbewegung des Wagens auf seinen Sitz zurück. Aber die Hand mit der Peitsche rührte sich nicht, die Zügel hingen schlaff in seiner Linken, und indeß sein soeben noch zornblitzendes Auge scheuen, aber nicht unmilden Blickes den so unerwartet erschienenen, ungebetenen Retter streifte, blieb sein Mund stumm, ließ er es ruhig geschehen, daß Jener sie wieder auf's Trockene brachte, was um so rascher von Statten gehen konnte, als die vier Helfer von vorhin bald mit Hand anlegten, schiebend und hebend dem Pferde die Arbeit wesentlich erleichterten.

„Hierher, Alphonse, mir nach!" gellte die Stimme der Pariserin, welche sich umgedreht hatte und ihr Taschentuch schwenkte. „Ich bin gerettet."

Fast hart hinter dem Wagen verließ der Vetter mit dem Grauschimmel die Fluth.

„Es war nicht menschenmöglich, sie zu retten," berichtete er, als man weiter oben auf der Strandfläche Halt gemacht hatte, zu dem Kaufherrn gewendet mit einer Jammermiene. „Mit knapper Noth," fügte er absitzend hinzu, „rettete ich mein eigenes Leben. Arme Blanche!" Und seine Glotzaugen schimmerten in Thränen.

Zornig faßte Ombreval den Stiel der Peitsche fester. Aber sein Zorn sank, als er nun Paul den sich schüttelnden Grauschimmel besteigen sah. Zagend setzte er wieder das Fernrohr an.

Seine Hände bebten.

„Sie steht noch auf der Teufelsbank," rief er nach kurzem Spähen freudig erregt aus.

„Was? sie lebt?" stotterte der Vetter, auf den Schimmel zutretend. „O, meine verdammte Kurzsichtigkeit! — Herunter!" fuhr er, die Reitgerte schwingend, den Jüngling an. Und es folgte der prahlerische Ausruf: „Beim Zeus, entweder rette ich sie, oder ich gehe unter!"

„Zu spät," entschied der Kaufherr, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Und mit Nachdruck fügte er, zu Paul gewendet, den bittenden Blick, den der Jüngling auf ihn gerichtet hielt, väterlich freundlich erwidernd, hinzu: „Dein sei die Braut! Hole sie Dir von der Klippe!"

XIII.

Während Paul, ein Dankgebet auf den Lippen, blitzenden Auges todesmuthig den gefährlichen Ritt begann, wandte sich Ombreval an einen mit Pferd und Wagen in der Nähe haltenden Dörfler mit den Worten:

„Hundert Thaler bekommt Ihr, Papa Luc, wenn Ihr mit Eurem Karren bis an das Ochsenriff Euch vorwagt und dort die Geretteten aufnehmt."

„Gleich, Herr Ombreval," fuhr es schrill durch den Sturm zurück. „Aber keinen rothen Deut nehme ich dafür."

Hurtig stach das Bäuerlein im blauen Kittel, welches die Antwort ertheilte, das hochgehäufte Seegras vom Wagen, hurtig machte sich sein Mahdgenosse daran, es mit der Heugabel aus dem Bereich der Fluth zu bringen, und mit Peitschenknall und einem kräftigen „Hü, Lisette!" fuhr Papa Luc, aufrecht vorn im Karren stehend, so rasch es gehen wollte, dem verwegenen Reiter nach.

Fortan standen Alle am Strande in gespannter Erwartung. Keine plaudernde Zungen mehr; nur noch eifrig spähende Augen. In dem Maße, als die Fluth stieg, wich gleichwohl die Menge, sich mehr und mehr den Dünen nähernd, zurück. Der Vetter stand neben dem Wagen des Kaufherrn und schien zu spähen wie alle Welt in dem Kreise; allein sein unstäter Blick bewies zur Genüge, daß ihm nicht wohl dabei zu Muthe war. Die Anwesenheit der Pariserin hatte zweifelsohne das Peinliche seines Gemüthszustandes auf die Spitze getrieben. Die junge Wittwe ihrerseits, deren Feueraugen mit ihrem Aufblitzen die Genugthuung verriethen, die ihr der Empfang des Treulosen von Seiten des Kaufherrn gewährt, schien sich Gewalt anzuthun, um nicht in einem Augenblicke, in dem hier drei Menschenleben auf dem Spiele standen, leidenschaftlich heiter zu erscheinen, schielte aber doch, indem sie bei gebückter Haltung mit beiden Händen ihr zerzaustes Haar aufband und ihren ebenso hohen wie kostbaren Hut gegen neue Unbilden des Sturmes sicherte, fast ohne Unterlaß nach dem unbedeckten massigen Haupte mit dem rothen Haarwuchs hinüber, das der Treulose sein nannte. Ombreval hatte, nachdem er rasch einem oft von ihm beschäftigten, zufällig anwesenden Arbeiter einen Befehl ertheilt, und derselbe eiligst mit der ausgespannten Stute davongeritten war, sein Fernrohr wieder angesetzt und spähte von Neuem scharf nach der Teufelsbank, die unter dem bleifarbenen Himmel rechts neben dem düster ragenden Leuchtthurm bald gleich einer schwarzen Kanzel aus dem schäumenden Hochwasser auftauchte, bald bis auf einen schmalen Streif in der sturmdurchwühlten grauen Masse verschwand.

„Muth, Paul, mein Junge!" stieß er unwillkürlich hervor, als er sich überzeugt hatte, daß Blanche und der Kutscher noch oben standen, und er des wackeren Reiters ansichtig wurde, dessen Gestalt, schwarz wie ein Schattenbild, inmitten des Wogenpralles so ruhig dahinglitt, als sei sie sturm- und fluthenfest. „Vorwärts! Noch ein paar Minuten lang so weiter, und Du hast das Ziel erreicht! — Immer gerade aus! — Nun durch den Riffstrom, den Hexenstrudel! — Es geht nicht anders. — Rechts und links Klippen. — Wacker, Schimmel! — Vor zum andern Male! — Nein, es geht nicht. — Das Wasser kocht förmlich in der verdammten Gasse. — Wenn kein Wunder geschieht, ist sie verloren. — O Gott! o Gott!"

Tief aufächzend setzte der geängstigte Vater das Fernrohr ab und zog hastig sein Taschentuch, sich die schweißtriefende Stirn und die in Thränen gebadeten Augen zu trocknen. Doch was seine Augen inzwischen nicht wahrnehmen konnten, das vernahm sein Ohr durch den lauten Mund der weitsichtigen Dörfler.

„Welch' ein Heldenmuth!" brach Einer überlaut das Schweigen.

„In dem Satansstrudel hat schon mehr als Einer das Leben eingebüßt," ergänzte ein Anderer.

„Man nennt ihn nicht umsonst den Hexenkessel," ein Dritter.

Und das Gespräch ward bei dem Getöse, das die Luft erfüllte, in der nämlichen lärmenden Weise fortgesetzt.

„Jetzt geht er zum dritten Male in den Strudel vor."

„Er setzt schräg hinein, das beweist, daß er den Kopf nicht verliert."

„Wenn er nur nicht die Haut dabei einbüßt."

„Hat keine Noth. Der Schimmel schwämme bei solchem Sturm bis über Jersey hinaus. Ein ausgezeichnetes Thier!"

„Ein Prachtpferd! Aber auch der Reiter kann sich sehen lassen. Bei Gott, das Mal glückt es ihm."

„Sagte ich's nicht? Jetzt hat er gewonnen Spiel. Noch eine kurze Strecke, und —"

„O, das Schlimmste ist noch nicht überstanden. Wie soll er mit dem Schimmel festen Fuß fassen, das Fräulein und den Joseph von der Klippe zu holen?"

„Laß' ihn nur gewähren, Seewolf! — Achtung! — Da! — Hatte ich Recht? — Hohio!"

„Bei Gott, der Schimmel steht. — Der Junge sitzt ab. — Nun steht er oben, hebt sie von der Bank. — O, der Teufelsjunge! — Nun wieder hinab! — Auf's Pferd mit ihr! Und selbst aufgesessen! — Hinein nun, in die Tiefe! — Ha, und Joseph? — Da plumpst er nach! — Mit dem Roßschweif in der Hand wird er schwimmen wie ein Konger. Hohio!"

Ein helles Frohlocken aus Männer- und Frauenkehlen, begleitet von lustigem Hutschwenken, erscholl. Dann ward es wieder still wie vorhin in dem Menschenkreise. Man hörte nur das Sausen und Pfeifen des Windes, das vieltönige Brausen des Meeres, das schrille „Kriri!" der Sturmvögel, das Donnerrollen der Brandungswogen.

Als Ombreval ob dem Gehörten freudig erregt endlich wieder trockenen Auges von seinem Fernrohr Gebrauch machen konnte, erblickte er die seltsame Gruppe, wie sie in der Wasserwüste zwischen zwei Hochwellen herwärts rasch dem weiter oben haltenden Karren sich näherte — —.

„Der Ritter hinten, Trudchen vorn" — —.

Gerade spendete Blanche dem Geliebten ein süßes Lächeln. Wie hätte bei dem Anblick, der die glückliche Rettung des heißgeliebten

Kindes bedeutete, der Vater nicht dem Lenker alles Wesens seinen heißen Dank gestammelt, nicht jene göttliche Wonne empfunden, die in der finstersten Nacht, mitten im Graus der entfesselten Naturgewalten vor unserem geistigen Auge das Rosenlicht einer beglückenden Zukunft heraufdämmern läßt? —

Ja, sie war gerettet. Mit dem Heulen des Sturmes, dem Donnern der Brandung vermählte sich brausender Jubel, ein stürmisches Aufjauchzen aus hundert Kehlen. Es war bei all' dem rauhen Küstenvolke ein echt menschlicher Erguß der Freude.

Nun ritt Paul mit dem Liebchen, dem Karren mit Joseph voran, durch die Brandung. Er sah bleich aus; seine Augen glänzten fieberisch, aber es war eher ein freudiger Stolz als eine volle Hingebung an die Freude darin zu lesen. Und auch Blanche schien Gedanken nachzuhangen wie sie trübend auf den blanken Schild der Freude einwirken.

Noch hatten sie das Trockene nicht erreicht, da drängte sich auch schon alles Volk an sie heran, ihnen mit Händedruck und Zuruf seine Theilnahme zu bezeigen.

Ungeduldig wollte Ombreval eben vom Wagen steigen, um sich bis zu dem Paare einen Weg zu bahnen, da stürmte im schärfsten Trabe, von dem abgesandten Arbeiter gelenkt, die fuchsrothe Stute mit einem leichten Landwagen heran, in dem nebst Jean und Phrasie Pauls Eltern Platz genommen hatten. Und donnertönig erscholl die Stimme des Kaufherrn: „Leute, Freunde! Ich danke Euch für Eure herzliche Theilnahme. Aber dieser Höllenwind muß Euch die Gurgel ausgetrocknet haben. Deshalb befahl ich meinen Kellermeister mit einem Fäßchen Burgunder her. Folgt ihm bis in die nächste Dünenmulde, und laßt Euch den Labewein munden! Wir kommen nach.“ Und rasch erging aus seinem Munde an die Magd in dem nebenan haltenden Wagen der Befehl, die mitgebrachten Anzüge zum Wechseln sofort in die Badehütte zu schaffen.

Nein, diese Wirkung! In ein paar Secunden ward, nachdem der Gärtner und seine Frau nebst Phrasie ausgestiegen waren, unter Hochrufen auf den freigebigen Kaufherrn das Feld geräumt; auch Joseph, den das verschluckte Seewasser noch einmal so weinlüstern gemacht hatte, und Papa Luc zogen natürlich vergnügt mit, und rasch stieg, indeß Paul absaß und die Geliebte vom Pferde hob, Ombreval aus dem Wagen.

Zwei Ausrufe: „Blanche!“ „Papa!“ und der überglückliche Vater schloß die in Thränen zerfließende an sein Herz. Verloren und wieder gefunden; vom Tode bedroht und gerettet!

„Dir, nächst Gott, verdanke ich dieses Glück,“ wandte sich Ombreval zu Paul, der gesenkten Hauptes nebst den erstaunt und freudig aufschauenden Eltern zur Seite stand. „Auch wir haben uns wiedergefunden.“

Der Jüngling schüttelte, ohne aufzusehen, das Haupt. „Nicht doch, Herr Ombreval,“ entgegnete er, den Blick erhebend, mit Würde. „Sie vergessen, daß ich unter einer schweren Anklage stehe. Erst wenn meine Unschuld erwiesen ist, kann ich —“

„Sie ist aber erwiesen, mein Junge,“ unterbrach ihn der Kaufherr in freudiger Hast. „Ich habe den Beweis in Händen.“ Rasch trat er auf den Vetter zu, der, ohne auf die süßen Lockrufe seiner Pauline zu hören, in ohnmächtiger Wuth dem Auftritt angewohnt hatte, faßte ihn heftig am Arm und drängte den sich Sträubenden, während die Pariserin eiligst ausstieg, in des Paares Nähe.

„Nur hübsch artig, Vetter, und nicht so wüthig geglotzt,“ lachte der Kaufherr ingrimmig. „Wir wollen Dich nicht umbringen.“

„Er hat mich verderben und Dich beerben wollen,“ entfuhr es schneidig dem Munde der Tochter.

„Nicht doch, mein liebes Bäschen, nicht doch,“ stotterte der Elende, plötzlich ganz zahm geworden. „Ich schwöre es, nur meine leidige Kurzsichtigkeit —“

„Deine eigenen Worte strafen Dich Lügen, Schurke,“ donnerte ihn Ombreval, dem es wie Schuppen von den Augen fiel, entsetzt an. „Du kannst Gott danken, daß der Fall nicht gerichtlich belangbar ist, ich sage Dir nur das. — Du leugnest wohl auch,“ fuhr er, ihn zornig anblickend, fort, „daß Du den schändlichen Brief schriebst? Gleich gestehe, oder —“

„Ich habe nichts zu gestehen,“ versetzte der Andere trotzig. „Uebrigens hat Sie die Handschrift gleich den Thäter entdecken lassen.“

Die geballte Rechte erhebend und einen Zornruf ausstoßend, wollte Paul dem Nichtswürdigen zu Leibe gehen; der Kaufherr wehrte es ihm. „Allerdings,“ meinte dieser, zu dem Vetter gewendet, mit drohender Ruhe; „die Handschrift hat mich den Thäter erkennen lassen; aber die echte, nicht die gefälschte.“ Und dem betroffen Zurückbebenden das aufgeschlagene Blatt mit den Beweiszeilen vorhaltend, fügte er langsam und mit Nachdruck hinzu: „Dieser Entwurf ist von Deiner Hand, und sein Wortlaut ist der des Briefes. Wir wollen ihn aufheben als einen schätzbaren Fund, denn er machte mich sehend und läßt mich ein begangenes schweres Unrecht mit freudvollem Herzen gut machen. — — Vergieb mir, Paul,“ sagte er, sich zu diesem wendend und des Jünglings Rechte ergreifend. Und er zog den keines Wortes Mächtigen an sich, umarmte und küßte ihn, legte Blanches Hand in seine und sprach: „Hier, im Angesicht des ewigen Gottes, ertheile ich Euch meinen Vatersegen zu Eurer Verlobung.“

Da verklärte die Augen des Paares ein sonniges Leuchten. Hingerissen umarmten die Liebenden einander und tauschten den Kuß der Weihe aus zu dem Bunde für's Leben.

„Das ist die seligste Stunde, die mir Gott beschieden,“ rief Pauls Vater mit einem Dankesblicke nach oben.

„Ich fasse unser Glück nicht," stammelte die Mutter, „zumal nach der Trübsal von heute Morgen."

„So empfangt denn auch unseren Segen," sprach Clamorgan mit bewegter Stimme. Und Beide, Vater und Mutter, traten, überglücklich, näher heran und wechselten mit den Liebenden und Ombreval Umarmung und Kuß.

„Lob und Preis Gott dafür, daß Deine Unschuld an den Tag gekommen ist, und daß Du Fräulein Blanche hast retten können," sagte die Mutter, indem sie den heißgeliebten Sohn an ihr Herz schloß.

„Und auch mir rettete er das Leben," rief Ombreval mit freudiger Hast aus. Und er schilderte in wenigen kernigen Worten den Zwischenfall, der ohne Pauls entschlossenes Handeln so verhängnißvoll hätte werden können.

Mit Augen, an denen die Thräne der mit innigstem Dank gepaarten kindlichen Freude quoll, schaute Blanche den Geliebten an. Und fester noch verkettete die fünf Glücklichen das heilige Band der Freundschaft und Liebe.

Da regte sich, wie aus einer Ohnmacht erwachend, der Vetter wieder. „Der Brief ward mir entwendet, von wem?" fragte er hastig.

„Hebe Dich weg von mir, Unglückseliger," versetzte Ombreval finsteren Blickes, „und bitte Gott, daß er Dich vor dem Galgen bewahre."

„Komm', Du Treuloser," lockte mit ihrer Schmeichelstimme die Pariserin; „ich sage Dir, wer so vermessen gewesen, sich von Deiner Untreue überzeugen zu wollen."

Der Vetter sah sich überrascht um, schüttelte den dicken Kopf, stieß eine Verwünschung aus und schritt, mit der Rechten ein Schnippchen schlagend, längs der Brandung hin, hastig davon. Ihm nach eilte die Pariserin.

XIV.

„Und nun rasch eingestiegen, Kinder," drängte Ombreval, nachdem Blanche, mit Hilfe von Pauls Mutter, und nach ihr Paul in der Badehütte sich umgekleidet hatte; „Jean wird auch eine Herzstärkung für uns mitgebracht haben. Ihr müßt Euch nach der Schreckensfahrt verteufelt unbehaglich fühlen."

„O Papa," entgegnete Blanche, schon auf dem Sitz im Wagen mit dem Aufbinden ihres Haares beschäftigt; „ich fühle mich nach dem Bade ganz wohl."

„Nie habe ich mich so wohl gefühlt," bekräftigte Paul, indem er mit Hilfe des Vaters den Grauschimmel vorspannte.

„Was ich durchaus nicht bezweifle," lachte der Kaufherr, sich hinaufschwingend. „Aber, mein Gott, es stürmt ja nicht mehr," rief er verwundert aus, als er wieder oben saß, indem er den Blick über Wasser richtete.

„Schon seit zehn Minuten nicht mehr," bestätigte Paul, den Eltern nach in den Wagen steigend.

„Es ist wunderbar," sagte Blanche, die Hände faltend.

„Der Himmel bescheerte uns eine Stunde der Prüfung," meinte der Kaufherr in ernstem Tone, indem er die Peitsche schwang und den Grauschimmel mit kräftigem Knalle herumzügelte. „Auch in unserem Innern stürmte es, und auf den Sturm ist die heitere Ruhe des Glücksbewußtseins gefolgt."

„Die Sonne!" rief der Gärtner, der den Blick erwartungsvoll nach oben gerichtet hielt.

Siehe, da glitt, ein unermeßliches Tonnengewölbe, die Wolkenschicht mit ihrem Südwestrande über die schon tief stehende Sonnenscheibe hinweg, die Uferlandschaft befluthete der Spätschein der Herrlichen, und die Dünenlerche sang, himmelan wirbelnd, in Jubeltönen ihr „Ehre sei Gott in der Höhe!"

„Papa," sagte Blanche, nachdem sie das Köpfchen mit der goldig erglänzenden Haarkrone herumgeworfen und einen letzten Blick auf den finsteren Leuchtthurm und die tausendfach erschimmernde, noch stürmisch wogende schaumbedeckte See geworfen, „ist es nicht, als wäre der Himmel blauer, die Sonne heiterer, Alles um uns her schöner geworden?"

„Kind," lächelte der Vater, sich halb herumwendend, die hinter ihm wonneselig Auge in Auge dasitzenden Liebenden an: „wisse, dem Glücklichen erscheint Alles schöner!"

Gerade erreichten sie den Gipfelpunkt des schmalen Hohlweges, der hier den Dünenzug durchschnitt. Dort zur Linken weitete die Mulde, in der das Völkchen vom Strande, das just Erlebte lebhaft besprechend, sich Weinlaune antrank, und kaum waren die Heranfahrenden in Sicht gekommen, so brach in lauten Hochrufen der Jubel los. Rasch herwärts, vom Schänkwagen die Böschung hinan, schritten Jean und Phrasie, Jener ein mit Portwein bestelltes Kredenzbrett, Diese ein weites rothes Gewand, Blanches Gartenmantel, tragend. Hinterdrein jubelte, voran Joseph, der das verschluckte Seewasser glücklich verwunden zu haben schien, die Menge.

„Leute, Freunde!" sprach sich erhebend der Kaufherr, als der Zug den Wagen erreicht, Blanche den Mantel umgenommen und Jean den Wein heraufgereicht hatte. „Ich zeige Euch hiermit die Verlobung meiner Tochter mit Herrn Paul Clamorgan, meinem zukünftigen Geschäftstheilhaber, an und leere dieses Glas auf das Wohlergehen des jungen Paares."

Stürmische Hochrufe erschollen. „Es lebe Herr Ombreval!" „Herr und Frau Clamorgan sollen leben!" „Hoch das Brautpaar!" Und herandrängten sich Alle, in ihrer ländlich lauten Weise den Glücklichen ihre Glückwünsche darzubringen.

Da erhob Joseph die Stimme. „Wenn der gnädige Herr erlauben wollen," bat er zögernd, „so —"

„Rede nur, Joseph," munterte ihn Ombreval wohlwollend auf. „Du hast Dich in der Gefahr wacker benommen, meine Tochter —"

„Ja," fiel Blanche mit Hingebung ein; „ohne ihn hätte mich die Fluth vielleicht von der Klippe gerissen."

„Rede also," fuhr der Vater ergriffen fort, „und wenn Du eine Bitte vorzubringen hast, die ich erfüllen kann: sie soll Dir gewährt sein."

Alles im Kreise horchte gespannt auf, und Joseph hob ziemlich verlegen an: „Wenn auch schon ein alter Junggeselle, so möchte ich doch —"

„Heirathen, nicht?" ergänzte der Kaufherr lachend des Stockenden Rede.

„Mit Vergunst, nein," verwahrte sich Joseph lächelnd. „Ledig bin ich, und ledig bleib' ich. Aber hier steht Einer," setzte er seine Reden fort, indem er auf seinen guten Freund Jean deutete, der mit seiner Phrasie verstohlen sprechende Blicke wechselte, „hier steht Einer, der gern nicht mehr ledig wäre, da er sich in eine hübsche Jungfer, hier zugegen, verliebte, aber nur deshalb nicht zu heirathen wagt, weil er fürchtet, er dürfte verheirathet nebst seiner anderen Hälfte von der Herrschaft aus dem Dienst entlassen werden."

„Ei, dacht' ich's mir doch," lächelte Ombreval, indem er die erröthende Küchenmeisterin in's Auge faßte. „Na, Leute, wenn Eurer Heirath weiter nichts im Wege steht, so dürft Ihr, dank Joseph, ruhig sein. Ehelicht Euch; in meinem Dienste sollt Ihr bleiben, solange es Euch gefällt."

Gerührt dankten Joseph und das Paar, und es fand zwischen Jean und Phrasie unter den Jubelausbrüchen der Menge ein lebhafter und geräuschvoller Austausch von Zärtlichkeiten statt. Darauf von seiner Phrasie sich zu dem Freunde wendend, raunte ihm Jean in's Ohr: „Die Wette gewann ich; aber schuldig bist Du mir nichts."

„Es ist noch Jemand vergessen worden," meinte Joseph, als der Lach- und Redesturm, den sein Auftreten hervorgerufen, sich gelegt hatte, „und das ist der Grauschimmel, der auch mich vor dem elenden Wassertode bewahrte. Er sollte zum Lohne täglich einen Krug Apfelwein in seinen Hafer bekommen." Und er trat auf den Schimmel zu und streichelte ihn.

„Das soll er auch, mein Wort," versetzte der Kaufherr fröhlich.

„Wir fahren in der Folge immer nur mit ihm spazieren," rief Blanche.

„Und er bleibt unser Grauschimmel bis an sein Ende," ergänzte Ombreval mit Feuer.

* * *

Im Goldschein der Abendsonne bewegte sich der Zug der Landleute unter heiterem Geplauder langsam dem Dorfe zu. Als der Wagen mit dem Brautpaar und den Eltern, dem Gefolge weit voran, auf dem Sandwege eben geräuschlos um die letzte Dünenecke bog, fesselten plötzlich Auge und Ohr der Glücklichen zwei Gestalten, eine männliche und eine weibliche, die Arm in Arm lachend und kichernd auf der nach dem Dorfe führenden Seestraße dahinschritten.

„Ist es möglich?" meinte Blanche, indem sie verwundert die Hände erhob. „Der Vetter und Deine Geschäftsfreundin? Sie weiß doch um den Schandstreich des Elenden?"

„Allerdings weiß sie darum," entgegnete der Vater, indem er beschämt seiner eigenen Schwäche gedachte, „und ich erzähle Euch späterhin, durch welch wunderbaren Zufall sie mich in die Lage gebracht hat, den Schuldigen zu entlarven und ihr dessen Nichtswürdigkeit enthüllen zu können. Aber es beherrscht sie eine Macht, welche die Flamme der sittlichen Entrüstung bei ihr erstickt, und das ist die Leidenschaftlichkeit."

„Und hätte nun er mich gerettet?" fragte das Mädchen erregt.

Der Kaufherr wandte das Gesicht ab. Er zwinkerte heftig mit den thränenfeuchten Lidern. „Dann freilich, dann," murmelte er erschüttert. „Aber Gott Lob und Dank," fuhr er plötzlich erheitert auf, indem er mit der Peitsche lustig dem frisch zum Ziehen ansetzenden Grauschimmel um die Ohren knallte, „das Heil kam von anderer Seite. Weißt Du, Kind," sagte er, sich zu der Tochter wendend, mit lachenden Augen, „daß wir heute einen förmlichen Roman durchlebten?"

„Ich wüßte eine nette Ueberschrift dafür," lächelte Blanche.

„Und die wäre, kleine Schelmin?"

Blanche richtete den klaren Blick ihrer blauen Augen auf das blasse Antlitz des Geliebten, in dessen schwarzen Sehsternen eine Glücksthräne schimmerte; dann entgegnete sie mit bebendem Munde: „Von der Teufelsbank."

Anatole France.

Von
Hans Lindau.
— Konstantinopel. —

> „Wer sich in seine Werke vertieft — schon ihre gleichmäßige schöne Vollendung macht dies zu einer dankbaren Arbeit — für den ist kein weiteres Wort von Nöthen."
> (Jacob Burckhardt, Cicerone über Claude Lorrain.)

Es muß als eine bedauerliche Ungerechtigkeit betrachtet werden, daß in unseren Urtheilen Missethaten einen düsteren Schatten über ihre Umgebung auszubreiten vermögen, aber es darf vielleicht als eine liebenswürdige Lichtseite dieser abfärbenden ungerechten Meinungen angesehen werden, daß wir unsere Dankbarkeit für die Wohlthaten einer schönen und guten Gestalt auf ihr Haus und ihr Volk auszudehnen ebenfalls geneigt sind. — Vielleicht liegt dem der Gedanke zu Grunde, daß wir, wie den Baum an seinen Früchten, so den Menschen an seinen einzelnen Handlungen, das Volk an seinen einzelnen Individuen und am Ende die Zeit an ihren Völkern erkennen.

Nicht umsonst hat sich der sympathische Dichter und Denker, dem wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden werden, — sein eigentlicher Name ist Anatole Thibaud (geb. 1844 zu Paris) — France genannt. In ihm lebt ein Stück seines Volkes, und wer weiter nichts von Frankreich wüßte, als was Anatole France geschrieben, der hätte doch schon ein ganz charakteristisches Bild beisammen. Aber auch noch in einem tieferen Sinne kann der Schriftsteller als Repräsentant seines Landes gelten. Nicht nur, was er schreibt, sondern mehr noch die Art und Weise, wie er schreibt, zeigt uns die geistige Heimat. Was er schreibt, ist am Ende gar nicht so wesentlich — seine Gemälde des zeitgenössischen Pariser Lebens haben

gebildete Nichtfranzosen ebenfalls entwerfen können, und vielleicht beruhen die besten Leistungen von Anatole France in der treuen Milieuwiedergabe ganz anderer Zeiten und Länder — aber wie er schreibt, das künstlerische Auge und die formende Hand geben zu erkennen, auf welchem Culturniveau das Kunstwerk möglich gewesen ist, und in welcher engeren Atmosphäre es aufwachsen konnte.

Wir sind heute noch nicht in der Lage, ein litterarisches Erzeugniß, dessen Ursprung uns unbekannt ist, so großartig sicher datiren und einordnen zu können, wie dies erfahrenen Kunstkennern bei materielleren Leistungen wie Gemälden, Bildwerken und Handwerksarbeiten zu gelingen pflegt, und wir werden in absehbarer Zeit wohl auch schwerlich dahin gelangen, denn die Untersuchung wird hier durch die subtilere Natur des Gegenstandes außerordentlich erschwert. Es ist, als ob die Denker und Dichter mit einem Stoff arbeiteten, der überall zur Verfügung steht, und der so dünn und flüssig ist, daß er sich von den klammernden Organen der Wissenschaft schlechterdings nicht begreifen lassen will. — Darum wird hier aber die empirische Vorarbeit, sollte sie auch ewig Vorarbeit bleiben und nie, wie in der Kunstgeschichte, glänzendere Schlüsse ermöglichen, jedenfalls nicht zu verachten und zu unterlassen sein. Haben wir mehrere Dichtwerke und kennen wir ihren Ursprung, so ist uns aus diesen Daten eine vorsichtige Construction der unbekannten Größe erlaubt, die wir, je nach unseren augenblicklichen Bedürfnissen, Charakter eines Menschen oder eines Volkes, oder, wenn's hoch kommt, Zeitcharakter nennen.

Der liebenswürdige Dichter, dem wir uns hier zuzuwenden gedenken, soll nur im bescheidensten Umfange persönlich charakterisirt und durchaus nicht von ihm auf seine Landsleute mit sorgloser Unbefangenheit geschlossen werden. Wenn aber nach der Bekanntschaft mit Anatole France der Eine oder der Andere doch sympathischer dem Volke gesinnt würde, das ihn hervorbrachte, so wäre das, so rückhaltsvoll ein solches Urtheil gemacht würde, doch immerhin der schönste Lohn, den sich das hervorragende Individuum wünschen dürfte. —

Es giebt Gestalten, deren innere Hoheit nicht der äußeren Ehre bedarf, und die, wenn sie mit Ehrenbezeugungen bedacht werden, mehr diesen Ehren einen neuen Glanz verleihen als selber durch sie einen Werthzuwachs zu gewinnen scheinen. In richtiger Erkenntniß dieser Thatsache fühlte sich z. B. die Académie française in seiner Gegenüberstellung zu Molière bewogen, zu sagen: „Nichts fehlt an seinem Ruhme, er fehlt dem unseren.“ — Zola, der nicht Mitglied der Akademie ist, gefährdet den Ruhm der ganzen Akademie durch seine isolirte Stellung, und wenn er sich bemüht, Eintritt in dieselbe zu erhalten, so weiß man wirklich kaum, ob man hier an persönlichen Ehrgeiz oder nicht vielmehr sittliche Gesinnung, nämlich liebevolle Theilnahme an der vaterländischen Ehrenkörperschaft glauben soll. — Zum Glück der Akademie ist Anatole France wenigstens eines ihrer Mitglieder.

Dazu hat ihm möglicher Weise diejenige Eigenschaft besonders zur Empfehlung gedient, die uns bei der ersten Bekanntschaft mit ihm vielleicht am meisten in die Augen fällt und unser Urtheil sozusagen besticht: seine prächtige Sprache.

Der melodische Fluß seiner Worte übt eine bezaubernde Wirkung auf seine Landsleute aus, und auch der fernerstehende Zeitgenosse, dem die zartesten Schönheiten wahrscheinlich entgehen werden, kann sich doch an dem sinnlichen Wohllaut und den gefühlserweckenden Rhythmen seiner strömenden Beredsamkeit erquicken. Mehr aber noch als diese äußere Toilettenfrage seiner Gedanken interessirt uns natürlich der denkende Mensch hinter seinen Worten; der wesentliche Bestand, der sich auch in andere Sprachen hinüberretten läßt, und noch tiefer sein Wollen in langem Zusammenhang, soweit wir es zu errathen oder zu beurtheilen vermögen.

I.

Drei große Kunstrichtungen lassen sich in der Geschichte unterscheiden, drei von einander verschiedene Ideale, die wie Sterne den Schiffern auf dunklem Meere die Straße weisen. Jedes hat seine natürliche Berechtigung, und in jedes Menschen Brust wohnt, in verschiedener Mischung freilich, die Sehnsucht nach ihnen. Wir beginnen mit dem Maßstab, den uns das erste Ideal an die Hand giebt, Anatole France zu messen. Es heißt: architektonische Schönheit. Gehört France zu den Künstlern, die in erster Linie fein und gefällig zu bauen verstehen, die einen Knoten elegant zu schürzen, die eine in sich wohlthuend gerundete Melodie zum Bewußtsein zu bringen wissen? Der Gegenstand der Erzählung des Novellenschreibers ist eine Handlung. Nehmen wir irgend eine Geschichte, die France uns angeboten hat, und untersuchen wir sie auf ihre Disposition. Geben wir hier den Inhalt z. B. des ersten Theiles von „Das Verbrechen des Sylvester Bonnard“ wieder, „Das Stück Holz“ überschrieben!

Sylvester Bonnard, ein Gelehrter, der sich besonders mit der Legendenwelt des alten christlichen Gallien abgegeben hat, sitzt behaglich, in einem Handschriftenkatalog blätternd, vor seinem Herde. Da bringt ihm seine Wirthschafterin ein schmächtiges Männlein in die Stube, das sich als ein fliegender Händler entpuppt; allerhand „Neuigkeiten“ werden dem Gelehrten feil geboten, z. B. auch ein Traumdeutebuch. — Aus Mitleid wählt Herr Bonnard ein kleines Buch und entläßt den fröhlichen Trödler. Die gesprächige Wirthschafterin erzählt darauf dem Gelehrten, daß dies Herr Coccoz gewesen sei, der mit seiner Frau über ihnen wohne, und Bonnard erfährt, wie elend es da oben aussehe, daß die junge Frau ein Kind erwarte, und daß sie trotzdem den ganzen Tag über sänge. — Das gefällt dem alten Herrn, der sogleich eine historische Parallelstelle schmunzelnd zum Besten giebt. Er bittet darauf die Wirthschafterin, dafür Sorge zu tragen, daß

die Familie Coccoz zu dem bevorstehenden Weihnachtsabend unter anderen guten Dingen auch ein ordentliches Stück Holz, so ein rechtes Weihnachtsstück, groß und stark, zum Heizen bekommen solle. — Darauf vertieft er sich wieder in die Lectüre seines Katalogs. Und nun erblickt er etwas, was ihn erregt, die Anzeige einer alten Handschrift, die ihn auf das Höchste interessirt. Aber seine Aufregung verwandelt sich schnell in Niedergeschlagenheit. Der alte Katalog enthält nur die Bestätigung der Existenz des Schatzes, nichts weiter. Bonnard ist sich nur eines Mangels schmerzlich bewußt geworden, er kann sein Sehnen nicht stillen. —

Eines Tages sieht er auf der Treppe eine junge Mutter mit ihrem entzückenden kleinen Jungen. Sie streckt ihm das Kind entgegen, das nackt ist wie ein junger Gott und mit großen Augen in diese alte, für ihn neue, Welt hineinblickt. — Die Wirthschafterin erzählt dem Gelehrten später auf seine Frage, daß das Frau Coccoz gewesen ist; und was sie bei der Gelegenheit sonst über diese Frau Coccoz sagt, zeugt von mürrischer Laune. Mit milder und pedantischer Ueberlegenheit spricht Bonnard weise Worte. Die junge Mutter hat auf ihn einen freundlichen Eindruck gemacht.

Nach einer Weile ist zwischen den Beiden wieder einmal von Frau Coccoz die Rede. Ihr Mann sei gestorben und die junge Wittwe habe das Haus verlassen. In ihrem Zimmer sei eine große Anzahl geleerter Pomadenbüchsen aufgefunden worden. — Welch' lüderliche Person!

Es vergeht eine friedliche Spanne Lebens. Da hört Sylvester Bonnard endlich, daß ein gewisser Polizzi in Sicilien das kostbare Manuscript, das ihm nicht aus dem Kopfe will, besitzt. Sofort schreibt er an ihn und will den Brief ohne Hut einem Besessenen gleich, zur Post tragen. Die Wirthschafterin schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. Was ist denn in ihren Herrn gefahren?

Die Antwort des Italieners lautet, Polizzi würde sich unendlich glücklich schätzen, wenn Herr Bonnard die Güte haben wollte, ihn mit seinem Besuche zu beehren, um bei ihm den Anblick des Manuscripts, das seinem Scharfblick nicht entgangen sei, zu genießen.

Darauf hin verläßt Bonnard Paris, durcheilt Italien und macht in Neapel eine Reisebekanntschaft.

Prinz Trépof und seine Frau haben sich überall in der Welt gelangweilt und sind in ihrer Verzweiflung schließlich darauf verfallen, Streichhölzerbüchsen zu sammeln. Der Prinz hatte schon eine ganz hübsche Anzahl beisammen, die Erwerbung einiger hat ihn die größten Unannehmlichkeiten gekostet, aber was thut man nicht, um die unerträgliche Langeweile todtzuschlagen!

Im Laufe des Gesprächs mit diesem wunderlichen Ehepaar giebt Bonnard seinen Namen und seine Wohnung in Paris ganz harmlos an, worauf die Prinzessin sich sofort von ihm wendet, und der wortkarge Prinz muß ihr folgen.

Später sieht der Gelehrte sie in Sicilien wieder, und da er sich des kurzen Schlusses der letzten Unterhaltung mit einigem Bedauern erinnert, erscheint er kühl und zurückhaltend. Die Prinzessin klagt über das „gräßliche" Land, worauf Bonnard mit Gelassenheit erwidert, was sich von einem Gelehrten zum Vortheil des Landes anführen läßt. Die junge Dame wird dadurch ganz heiter und lädt ihn ein, mit ihr den Wagen zu theilen, um seinen „amüsanten" Worten weiter lauschen zu können. Auch freut sie sich über die Gefahren der sicilianischen Reise, die einige Aufregung versprächen, und es gäbe doch nichts Schöneres als Aufregungen. —

Bonnard antwortete folgendermaßen: „Zweifellos, gnädige Frau, indessen man muß sich noch über die Natur der Aufregungen verständigen. Diejenigen, die eine edle Erinnerung oder ein großes Schauspiel einflößen, sind in der That etwas Schönes, aber Diejenigen, die durch die Nähe einer Gefahr hervorgerufen werden, müssen, so dünkt es mich, auf das Sorgfältigste vermieden werden.

„Ach Gott, wie glücklich Sie sind, daß Sie sich für alle Sachen interessiren. Sehen Sie, wir langweilen uns. Uns bleiben nur noch die Streichhölzerbüchschen. Und unsere Sammlung ist leider auch bald fertig, und was dann?"

Gerührt von solchem Elend, sagt der Gelehrte: „In der That, das ist traurig. Wie schade, daß Sie nicht einen Sohn haben, der Ihrem Leben mehr Richtung und Ziel und gute Gedanken schaffen würde."

„Ich habe einen Sohn. Er ist elf Jahre alt, und er langweilt sich. Ja, mein armer Georg auch. Es ist schrecklich. — Ich habe Sie sehr gern, Herr Bonnard. Sie sind ein guter Mensch. Ich kenne Sie," — und sie lächelt. Der alte Herr schüttelt den Kopf über diese närrische kleine Person.

Die Zusammenkunft mit Polizzi bringt dem Forscher eine schmerzliche Enttäuschung. Polizzi will ihm seine Bilder und seine Weine zeigen, aber an das, was Bonnards Herz am meisten bewegt, scheint er garnicht zu denken, und als der Gelehrte von der Handschrift zu sprechen beginnt, um derentwillen er die weite Reise unternommen, da muß er erfahren, daß Polizzi seinem theuren, einzigen Sohn, der in Paris ein kleines Antiquitätengeschäft eröffnen wollte, unter anderen Kostbarkeiten auch das Manuscript ausgehändigt habe, — hoffentlich sei es noch in seinem Besitze.

Bonnard ist entrüstet und will nichts weiter von Polizzi, der ihm die Adresse des Sohnes giebt, hören. Da hätte er sich die große Reise ersparen können! Dicht bei seiner Wohnung in Paris befindet sich der Schatz, den er in Sicilien suchen kam! — In seiner Betrübniß wird er von der Prinzessin getröstet, die gerade guter Laune war, denn der Prinz hatte die erwünschten Steichholzbüchschen gefunden und sich auch etliche Doubletten für den Austausch mit anderen Sammlern mitgenommen.

In Paris ist Bonnards erster Gang natürlich zu dem jungen Polizzi, der in der That das herrliche Manuscript besitzt. Der Gelehrte betrachtet es entzückt, aber zu seinem Bedauern muß er hören, daß es bereits von einem Liebhaber angekauft ist. Herr Bonnard soll jedenfalls den Katalog erhalten, in dem es unter der Nummer 42 eingetragen sei; am 24. December würde die große Auction stattfinden, zu der Herr Bonnard kommen könne.

Diese Auction verläuft unbefriedigend für den Gelehrten. Er hat sein ganzes Vermögen beinahe auf's Spiel gesetzt, doch vergeblich. Der Vertreter des unbekannten Käufers erhält den Schatz, nach dem sich Bonnard so sehr gesehnt hat. Ja, nicht einmal die Hoffnung, ihn wiederzusehen, wird ihm geboten, denn der Unbekannte hat sich in Schweigen verhüllen wollen, Bonnard kann den Namen des glücklichen Eigenthümers nicht erfahren. Er schleicht gesenkten Hauptes nach Hause. Unterwegs wird er beinahe überfahren. Er hört den fluchenden Kutscher und weicht mit knapper Noth den Pferden aus. In dem vorbeirasselnden Wagen erkennt er die glücklich lächelnde Prinzessin. — „Sie wird wohl wieder eine neue Streichholzbüchse gefunden haben,“ denkt der Gelehrte.

Nun muß ich zur besseren Würdigung der France'schen Erzählungskunst einschalten, daß er uns alle diese nothwendigen Voraussetzungen für seinen hübschen Schlußaccord gleichsam verdeckt in die Hände zu spielen weiß, so daß wir nicht merken, worauf das alles hinauswill, und der Schluß dieses ersten Theiles vom „Verbrechen des Sylvester Bonnard“ in der That überrascht. Es ist ein Meisterstück zarter Seelenmalerei, das er uns aufgespart hat. Die Freude des alten Gelehrten wird geschildert, wie er in einem großen Stück Holz, das ein kleiner Bengel mit Federhut und Spitzen ihm von seiner Mutter ausgehändigt, — die ersehnte Handschrift findet. Das Holz hat die Form eines Scheites, wie man sie zur Weihnachtszeit in das Feuer legt. Aber es ist hohl und mit Veilchen gefüllt, und eine Karte der Prinzessin Trépof verkündet die liebenswürdige Spenderin des Manuscriptes. Die Wirthschafterin kommt herzu und erzählt, daß die frühere Frau Coccoz, die im Dachstübchen gewohnt, in einer Equipage vorgefahren sei, und das sei doch eine Schande. — Bonnard verbittet es sich energisch, anders als mit größter Ehrerbietung von dieser Dame zu sprechen, und er sagt zu sich selbst: Alte Handschriften verstehst Du zu lesen, Bonnard, aber nicht das Buch des Lebens. Dies kleine Närrchen, der Du die Seele eines Vogels zugetraut hast, hat mehr Fleiß und Geist aus Dankbarkeit geäußert, als Du es jemals gegen irgend Jemand thatest. Das Stück Holz von damals hat sie Dir königlich bezahlt. — Und ihn umhüllt der Veilchenduft wie der Hauch einer sanften, schönen Seele.

Also deshalb hieß dieser Theil „Das Stück Holz.“ Nun schließt sich der Kreis. Nun ist die Melodie vollkommen zu Ende gespielt, und Alles löst sich in harmonischem Schlusse befriedigend auf, wie die wohlgeformte

Kuppel ein vielgliedriges Gebäude nach oben beruhigend und zusammenfassend krönt.

Und was für ein hübsches Schlußthema hat sich der Schriftsteller gewählt, die Freude eines Forschers, der beim Anblicke der erwünschten Herrlichkeit nicht in erster Linie die Vorfreude kommenden Ruhmes, sondern mit Behagen die Rettung eines Schatzes für gleichgestimmte Seelen, deren theilnahmsvolle Freude und Genugthuung im Voraus empfindet und schmeckt. Wahrlich eine ähnliche frohe Stunde wird etwa Erich Schmidt in unseren Tagen gekostet haben, als er unter den Papieren des Fräuleins Luise v. Göchhausen den Urfaust in sauberer Abschrift entdeckte, da eine graziöse Schicksalswendung ihn auf diesem Wege, durch die Vermittlung des Hoffräuleins, ein köstliches altes Goethewerk wiederfinden ließ. — Oder eine ähnliche Freude, wenngleich vielleicht minder intimer Natur, so doch noch überwältigend großartiger mußte Hamdy Bey, der Entdecker jener herrlichsten Sarkophage des Alterthums, in unseren Tagen empfunden haben. —

Wir wollten an dem angeführten Beispiel nur die schriftstellerische Baukunst des Dichters erläutern. Wohl selten finden wir eine so vortrefflich dem architektonischen Bedürfniß genügende Erzählung. Man könnte an ihr förmlich wohlthuende Regeln ablesen.

Aber so nothwendig diese Raumkunst erscheint, das Wesen der dichterischen Arbeit ist durch gute Führung der Fäden nicht vollständig erschöpft. Wie die Architectur nicht die einzige der bildenden Künste ist, so ist auch das Schönheitsideal des gestaltenden Gedankenkünstlers mit dem baumeisterlichen Können nicht endgiltig bezeichnet. — Vielleicht daß Anatole France uns nun nicht mehr genügt? Fragen wir zunächst nach einem neuen Maßstabe. —

Ehe wir jedoch das Gebiet dieser krystallinischen Gesetzmäßigkeit verlassen, möchten wir mit einem festen Dankesblick diese nöthige und wichtige Region umspannen. Wir brauchen Ordnung, und wehe dem Schwachen, der ohne innere Regel vorwärtstappt oder nach Süßigkeiten herumnascht. Das Süße kommt von selbst. Es ist die Frucht der nützlichen Arbeit. — Alle großen Dichter haben Respect gehabt vor diesem Ideal der abmessenden Vertheilung, besonders freilich die Klassiker und die Franzosen. Letztere haben bekanntlich des Guten ein wenig zu viel gethan, und es bedurfte der kühnen inneren Gesetzestreue eines Lessing, um uns die Haltlosigkeit äußerlicher Regeln und den tiefen Werth natürlicher Kunstbestimmungen klar zu erhellen.

Auf dem von ihm eingeschlagenen Wege haben die Aesthetiker fortzuschreiten gesucht. Man denkt heute in mancher Beziehung anders und freier selbst als der muthige Lessing, aber wo immer sich ein herzliches Bedürfniß nach deutlicher Auseinandersetzung in Grenzstreitigkeiten regt, da scheint Lessing'scher Geist die beste Arznei für trübe Augen, und da weht ein Hauch von ihm belebend und erfrischend. Das Wesen der Plastik hat,

gegenüber der Raumkunst, neuerdings August Schmarsow in der Körperbildung und das der Malerei in der Darstellung des Körpers im Raum gefunden. Was sich aus dieser einfachen Feststellung für fruchtbare Gesichtspunkte gewinnen lassen, hat er gezeigt. — Sollte sich für das Bemessen des Werkes eines dichtenden Künstlers vielleicht auch noch Nutzen von solchen Definitionen ziehen lassen?

Ob nun Anatole France ein ebenso guter Körperbildner oder Personencharakteristiker ist, wie er sich uns als geschickter Architekt gezeigt hat? Er verstand es, ein gutes Haus zu bauen; die Massenvertheilung, die Disposition, die Schürzung des Knotens, Spannung und Lösung, Erwartung und Erfüllung, damit hat er uns gut unterhalten. Aber leben auch seine Gestalten? Hat er uns nicht blos ein Exempel mit beliebigen Buchstabengrößen vorgerechnet? Hat er auch Individuen geschaffen, — nicht Theaterpuppen, sondern „handelnde Menschen", wie die Modernen gerne sagen? — Es scheint beinahe, das prinzliche Ehepaar streift an das Possenhafte. Es ist unwahrscheinlich komisch, oder wie? — Vielleicht haben wir nur in unserem Bestreben, das Gerippe an den Tag zu legen, die sehr nothwendigen Fleischpartieen entfernt und dadurch das Lebensbild entstellt? Jetzt lassen wir die Skelettfrage bei Seite und wollen Fleisch und Nerven erblicken, unseresgleichen. —

II.

Eine gute Probe für den Tiefegrad unserer Eindrücke liefert uns die Erinnerung. Wir haben ein Stück gesehen und verlassen das Theater, wir haben uns gut amüsirt — ist davon etwas geblieben, oder ist es verrauscht wie der Duft einer Blume von gestern? Wenn das Stück von Shakespeare oder Molière oder Goethe war, so werden die Gestalten uns im Gedächtniß länger haften als etwa die Figuren einer kleinen Posse oder eines unbedeutenden Trauerspiels. — Und so geht es uns auch bei Romanen. Wieviel Menschen sind dem Leser von Dickens oder Thackeray oder Balzac gegenwärtig? Wer kann den Vater des grünen Heinrich vergessen, obgleich Keller ihn aus Traum und Nebel nur zusammengesetzt zu haben scheint? Wem ist nicht die kleine sanfte Mutter des jungen David Copperfield oder die friedliche Agnes wie etwas Köstliches im Herzen geblieben? Und ist nun Anatole France auch so ein wohlthuender Bereicherer unserer poetischen Seelenwelt gewesen? Oder ist Alles verflogen, verduftet?

Wir glauben: Nein. — Wir fühlen um uns einen Kreis ernster und lächelnder Menschengesichter, wir merken, daß sie leben und sprechen können, und daß wir uns in einer lieben wahren Welt befinden. Einige der hervortretenden Charaktere scheinen sich uns unvergeßlich einzuprägen. Es ist, als hätten wir mit ihnen persönlich im Leben zu thun gehabt; der Dichter weiß schon in seiner Schilderung das zarte Erinnerungsgefühl gelegentlich elegisch zu wecken.

So beginnt er den Vater Le Beau mit einem Hinblick auf Heines wundersames Porträt des alten Simon van Geldern zu beschreiben. In Bescheidenheit läßt er den Verfasser des Tagebuches im Le livre de mon ami sagen: „Die Gestalt des alten Geldern ruft mir eine andere in's Gedächtniß, die, da sie nur in meinen eigenen Erinnerungen lebt, schwach und reizlos erscheinen wird. In der That würde ich nie eines dieser zugleich phantastischen und wahren Bildnisse zu Stande bringen, zu denen Rembrandt und Heine das Geheimniß besaßen. Es ist schade! Das Urbild verdiente einen kundigen Maler." — Und nun erzählt uns der Schriftsteller von dem katalogisirenden alten Herrn, der seine Kindheit sonnig beleuchtet und der ihm die Lust zum Fabuliren beigebracht habe.

Da wird uns ein Abbé Jubal vorgeführt. Er unterrichtet die Kinder in den unteren Klassen. Er weiß sich Respect zu verschaffen, denn als einmal der kleine Schüler beim Aufsagen eines Gedichtes stecken bleibt, hält er ihm eine seltsame Rede, in der er zeigt, daß man niemals sich gefangen geben und beim Gedichtdeclamiren seine Vergeßlichkeit an den Pranger stellen muß, sondern als gewandter Geist dafür etwas Anderes einschieben, was der Dichter auch hätte sagen können, wenn er es auch nicht gesagt hat. Hierzu giebt er nun dem andächtig lauschenden Schüler die absurdesten Beispiele.

Derselbe Abbé lehrt auch die Kinder, daß in demselben Grade, wie Gott über den Königen stehe, so die Priester, als Diener Gottes, über den Ministern des Königs. Und der Knabe fühlt die Wahrheit dieses Wortes besonders, wie er einmal den Abbé in der Kapelle ein Bild der heiligen Jungfrau mit Guirlanden schmücken sieht; denn sein sanftes Gemüth findet an diesem friedlichen Bilde mehr Wohlgefallen als an dem eines auf seinem Schlachtroß dahersprengenden Feldherrn. — Bei einem Schulactus muß er freilich zu seiner Verwunderung bemerken, daß der Abbé Jubal den bescheidensten Platz unter den Würdenträgern einnimmt und selbst von dort schließlich durch weitere Verdrängung seinen Blicken entrückt wird.

Da ist ferner der Lehrer Chotard mit seiner fetten Stimme, der alles gleichmäßig pathetisch betont, und dessen Vortrag über die letzten Worte des Decius Mus durch allerhand Zwischenbemerkungen an die Schüler mit prächtiger Komik unterbrochen wird.

Da ist der kleine freche Mitschüler, dessen erstes Gespräch mit dem eingeschüchterten Neuling folgende Wendung nimmt: „Er fragte mich, was mein Vater sei. Ich sagte ihm, er wäre Arzt."

„Meiner ist Rechtsanwalt," antwortete Fontanet. „Das ist besser."

„Wieso?"

„Siehst Du nicht, daß es hübscher ist, Rechtsanwalt zu sein?"

„Nein."

„Das kommt, weil Du dumm bist." — —

Und mit wenig Zügen ist das Portrait dieses Vaters ungemein lebendig gezeichnet, eines stillen, ernsten Mannes, der wenig bewundert und viel verzeiht, und der mit dem Alter die Gewohnheit angenommen hatte, seine Gedanken in tausend feine Nüancen zu kleiden. Er haßt alle Uebertreibungen. —

Meisterhaft ist die Schilderung des Gelehrten, der unter dem Namen Bergeret eine nahezu volksthümliche Berühmtheit erlangt hat. Bergeret ist der Held einer Reihe lose verknüpfter Situationsbilder, und seine bedächtigen, milden philosophischen Reden haben so etwas anheimelnd Philiströses und Gemüthliches, daß man ein Tabakspfeifchen dabei zu riechen vermeint. Die Ruhe und stille Sachlichkeit seiner Erörterungen im Trubel des politischen Lebens scheinen noch mehr als traute Friedlichkeit, nämlich ruhige Größe und Weisheit zu besitzen. Es ist Bergeret, der im Dreyfusproceß für die verfolgte Unschuld das Wort ergreift, und vielleicht noch tiefer als die leidenschaftliche Gluth des himmelstürmenden Zola wirkt die schlichte Innigkeit und das sanfte gemüthsreiche Plaudern des kleinen Wissenschaftlers aus der Provinz, aus dessen Mund der große Anatole France seine Meinung verkündigt. — Hier kommen einige der hervorragendsten Eigenschaften unseres Meisters zur Geltung, sein feines, stilles Lächeln über mancherlei bunte Thorheit, die beinahe überzarte Ironie des klaren Denkers und der sittliche Herzensgrund schöner und reifer Menschenliebe.

Im Hinblicke auf die oben angeführte Stelle hat man vielleicht France mit Heine zu vergleichen versucht. Auch Heine ist ein gewaltiger Seelenzeichner, auch er versteht es, fein und ironisch zu lächeln, und auch er hat ein reiches Gemüthsleben offenbart, aber während der deutsche Dichter vor Allem durch seinen muntern und schneidigen Scharfblick Triumphe der schriftstellerischen Charakteristik feiert, während er auch in wilder Leidenschaft das volle Herz klangvoll ertönen lassen mag: ist Anatole France in höherem Maße durch des Gedankens Blässe verfeinert und durchgeistigt. Seine Lieblingsgestalten unter den Männern sind, so glauben wir, vornehme Denker. Es ist eine überaus freundlich anmuthende Pedanterie in den beschaulichen Gedankengängen, die seine Helden vor uns auszuspinnen verstehen.

Dürfen wir uns einen Vergleich mit einem berühmten Gemälde erlauben, so möchten wir zum Verständnisse Bergerets auf jene zarte und hehre Hand hinweisen, die Tizian so wirkungsvoll dem Beschauer des Bildes vom Zinsgroschen gezeigt hat. Christus, der dem Pharisäer antwortet, dieses Geschöpf der Liebe, wie der Maler es in einem so feingeistigen sinnlichen Gefäß darzustellen vermochte. Nicht robuste Männerkraft, sondern der unsichtbar sieghafte Blitz des Gedankens bildet das innerste Wesen der von France geschaffenen Geister.

Mit Bergeret schließen wir die Reihe seiner Männergestalten ab.

Daß ein Schriftsteller, der über solche Mittel verfügt, wie hier gezeigt wurde, ganz besonders dazu geeignet sein wird, Frauen zu schildern, ist

zu erwarten. In der That hat Anatole France hier sein Können gelegentlich in einer Weise entfaltet, die auch in diesem Falle hohe Vergleiche nicht als geschmacklos erscheinen lassen darf. Aehnlich wie die zarten weiblichen Blumen, die Charles Dickens der Nachwelt geschenkt hat, erscheinen mir einige Frauenporträts aus der Hand des französischen Meisters. Wie könnte man sie alle hier ausführlich besprechen, die gutherzige Pathin, die dem kleinen Peter wie eine gute Fee erscheint, und der er im Herzen treue Verehrung bewahrt, noch länger als all' ihre Verehrer, die poesievolle Lehrerin, die nicht Ruhe in der Klasse herstellen kann und klägliche Gedichte vorliest, wie knapp und fein ist ihre Theilnahmlosigkeit gezeichnet, und die schöne Alice Gauce, die der verliebte Knabe zu seiner langen Qual mit „Monsieur" in seiner Verwirrung angeredet! Doch genug des Rühmens und ein Beispiel für Alle. Wir wählen die Mutter im Le livre de mon ami.

Da findet sich die Beschreibung eines naturhistorischen Raritätencabinets. Im Nebenzimmer sitzt die Mutter und stickt. „Ich spielte zu ihren Füßen auf dem Teppich mit einem dreibeinigen, ausgestopften Schaf und einem Hanswurst. Ich muß wohl damals viel Einbildungskraft besessen haben, denn dieser Hanswurst und dies Schaf stellten die Personen zu unzähligen seltsamen Theaterstücken vor. Wenn etwas ganz und gar Interessantes dem Schaf oder Hanswurst zustieß, theilte ich es meiner Mutter mit, aber große Menschen verstehen nie recht, was die kleinen Kinder sagen. Meine Mutter war zerstreut. Sie hörte mir nicht genügend aufmerksam zu. Das war ihr Hauptfehler. Aber sie hatte eine Art, mich mit ihren großen Augen anzusehen und mich „mein kleines Schaf (petit bêta)" zu nennen, die Alles in Ordnung brachte.

„Eines Tages legte sie ihre Arbeit bei Seite und nahm mich in ihre Arme; dann zeigte sie mir eine der Rosen, die auf der Tapete des Zimmers waren, und sagte: ‚Ich schenke Dir diese Rose.'

„Und um sie wiederzuerkennen, zeichnete sie mit ihrer Nadel ein kleines Kreuz an die Stelle.

„Nie hat mich ein Geschenk so glücklich gemacht." —

Ein anderes Mal erzählt der Schreiber des Familientagebuches, daß er wie „die Söhne Eduards" frisirt worden sei. „‚Mit meiner Sammetblouse hätte man mich nur noch in den Thurm mit meinem älteren Bruder sperren müssen,' meinte die Mutter. ‚Das soll man 'mal versuchen!' fügte sie hinzu und hob mich mit anmuthigem Stolz empor. So trug sie mich in zärtlicher Umarmung in den Wagen, denn wir fuhren Besuche machen.

„Ich fragte, wer denn dieser ältere Bruder sei, den ich nicht kenne, und dieser gefährliche Thurm.

„Und meine Mutter, die die himmlische Geduld und heitere Einfalt jener Seelen besaß, deren einziger Beruf in dieser Welt darin besteht, zu

lieben, erzählte mir in einem kindlichen und poetischen Geplauder, wie die beiden Kinder des Königs Eduard, die schön und gut waren, ihrer Mutter geraubt und im finstern Thurm von London durch den bösen Onkel Richard getödtet wurden.

„Sie setzte noch hinzu, was ihr wahrscheinlich irgend ein Bild eingegeben hatte, daß der kleine Hund der Kinder bellte, um ihnen das Nahen der Mörder zu melden.

„Ihre Erzählung schloß damit, daß dies eine sehr alte Geschichte wäre, aber so rührend und schön, daß man sie noch immer malte und in den Theatern aufführte, und daß dann die Zuschauer alle weinten, und daß sie auch geweint hätte.

„Ich sagte zu Mama, daß das ein recht böser Mensch sein müsse, der sie und alle Andern zum Weinen brächte.

„Sie antwortete mir, daß dazu im Gegentheil eine große Seele und ein schönes Talent gehörte, aber ich verstand sie nicht. Damals wußte ich noch nichts von der Wonne der Thränen (volupté des larmes)."

Und dann wird der Besuch bei Herrn Robin geschildert, wo das Kind sich ängstigt und, weil es auf der Treppe einen Hund hat bellen hören, auch in dem Thurm der Söhne Eduards zu sein glaubt. Endlich zupft das nachdenkliche kleine Geschöpf den fremden Onkel am Aermel. Es hat sich eine Meinung über die Angelegenheit gebildet und will sie von sich geben. „Wenn Mama mitgewesen wäre, dann hätte der böse Onkel sie nicht tödten können, weißt Du?"

„Der Onkel schien das nicht recht zu verstehen, aber als Mama und ich wieder allein auf der Treppe waren, nahm sie mich in ihre Arme und sagte: ‚Du kleines Ungeheuer, laß Dich küssen.'" —

Wir haben hier bereits ein Capitel der Charakteristik berührt, das das der Frauengestaltung überschreitet, nämlich die Kinderpsychologie. Geben wir auch hier wieder ein Beispiel für viele andere Fälle. (Livre de mon ami, p. 212.)

„Susanne hat einen großen Korb voll Spielzeug, davon nur einiges Spielzeug von Natur und Bestimmung aus ist, als da sind Thiere aus weißem Holz und Babys aus Kautschuk. Die anderen Dinge sind gewordenes Spielzeug — durch einen eigenthümlichen Zug ihres Schicksals: dahin gehören alte Portemonnaies, Lappen, Boden von Schachteln, ein Metermaß, ein Scheerenfutteral, ein Kochkessel, ein Eisenbahnfahrplan und ein Kieselstein. Jeden Tag nimmt sie Susanne, eins nach dem andern, aus dem Korb und giebt sie ihrer Mutter. Sie zeichnet keins durch eine besondere Weise aus, und sie macht überhaupt keine Unterscheidung zwischen diesem kleinen Besitz und den übrigen Dingen. Die Welt ist für sie ein ungeheures Spielzeug, vielgestaltig und in bunten Farben.

„Wollte man sich von dieser Naturauffassung durchdringen und auf sie alle Handlungen und alle Gedanken Susannes beziehen, so würde man die

Logik dieser kleinen Seele bewundern; aber man beurtheilt sie nach unseren Ideen und nicht nach den ihrigen. Und weil sie nicht *unsere* Vernunft hat schließt man, sie hat überhaupt keine. Welche Ungerechtigkeit! — Ich, der ich mich auf den rechten Gesichtspunkt stelle, entdecke überall einen Geist der Folgerichtigkeit, wo die Menge nur unzusammenhängende Handlungsweisen erblickt.

„Und ich verführe mich hier nicht, ich bin kein blinder Vater; ich erkenne, daß meine Tochter nicht bewunderungswürdiger ist als ein anderes Kind, ich gebrauche nicht übertriebene Ausdrücke, wenn ich von ihr spreche. Ich sage nur zu ihrer Mutter:

„‚Liebe Frau, wir haben da eine sehr hübsche kleine Tochter.‘

„Sie antwortet mir ungefähr, was Frau Primerose erwiderte, als ihre Nachbarn ihr ein ähnliches Compliment machten:

„‚Lieber Mann, Susanne ist wie Gott sie geschaffen hat: schön genug, wenn sie gut genug ist.‘

„Und indem sie das sagt, wirft sie auf Susanne einen langen Blick, großartig und zärtlich, wobei man unter den gesenkten Lidern die vor Stolz und Liebe funkelnden Augäpfel erräth.

„Ich dringe weiter und sage:

„‚Gestehe, daß sie hübsch ist.‘

„Aber sie hat verschiedene Gründe, um das nicht wahr haben zu wollen, Gründe, die ich besser noch entdecke, als sie wohl selber könnte.

„Sie möchte immer wieder hören, daß ihr kleines Kind hübsch ist. Wenn sie es selber sagt, würde sie, wie sie glaubt, einen gewissen Wohlanstand verletzen und nicht alle nöthige Feinheit bekunden. Auch würde sie besonders irgend eine geheime unsichtbare Macht zu beleidigen fürchten, etwas Dunkles, das sie nicht kennt, aber fühlt, daß es im Schatten lauert, Mütter, die sich brüsten, an ihren Kindern zu strafen.“ —

Hierauf folgt ein kleiner Excurs, wie ihn Anatole France liebt über die Nemesis der Alten.

Der Dichter hat eine ganz besondere Geschicklichkeit darin, sein reiches Wissen in anmuthigen Bemerkungen dem Leser — nicht zur Schau zu stellen, im Gegentheil, dazu ist Alles, was France sagt, viel zu innig mit eignen persönlichen Empfindungen durchwachsen — man gestatte uns ein weniger würdevolles, als treffendes Bild — dem Leser wie einen appetiterregenden Bissen anzubieten. Es ist das eine Eigenart, die wir anderswo kaum noch in gleicher Natürlichkeit angetroffen haben.

Hier überspringen wir den Excurs, um als letztes Beispiel der Personalcharakteristik die kleine Susanne noch einmal zu erblicken.

„Susanne weigert sich hartnäckig zu Bett zu gehen.

„Diese Weigerung würde in der römischen Geschichte für einen schönen Zug im Leben eines Titus, eines Vespasian oder Alexander Severus gegolten haben. Diese Weigerung brachte Susannen Schelte. So ist der

Lauf der menschlichen Gerechtigkeit. Freilich, wenn Susanne aufbleiben will, so geschieht das nicht, um über das Wohl des Reichs zu wachen, sondern um im Schubfach einer alten dickbäuchigen holländischen Commode zu kramen.

„Da senkt sie sich hinein. Sie hält sich mit einer Hand an dem Möbel, und mit der anderen erfaßt sie Hauben, Jäckchen, Kleider, die sie mit großer Anstrengung sich vor die Füße schleudert, kurze Schreie ausstoßend, bald wild und bald leiser. Ihr Rücken, den ein Tuchzipfel bedeckt, hat etwas besänftigend Lächerliches. Ihr kleiner Kopf, den sie mir für Augenblicke zukehrt, drückt eine Befriedigung aus, die noch rührender ist.

„Ich kann mich nicht halten. Ich vergesse Nemesis und rufe:

„‚Sieh nur, ist sie nicht anbetungswürdig in ihrem Schubfach?‘

„Mit einer drohenden und furchtsamen Geberde legt mir ihre Mama einen Finger auf den Mund. Dann kehrt sie zu der geleerten Schublade zurück, indessen ich meine Gedanken fortsetze:

„‚Liebe Frau, wenn Susanne bewundernswerth ist durch das, was sie weiß, so ist sie nicht minder bewundernswerth durch das, was sie nicht weiß. Gerade in dem, was sie nicht versteht, ist sie voller Poesie.

„Bei diesen Worten wandte die Mutter ihre Augen auf mich, und ein wenig von der Seite lächelnd, was Schelmerei bedeutet, rief sie dann:

„‚Die Poesie Susannens! Die Poesie Deiner Tochter? — Deiner Tochter behagt es ja nur in der Küche! Strahlend fand ich sie neulich mitten im Kehricht. Das nennst Du Poesie, Du?‘

„‚Zweifellos, meine Theure, zweifellos. Die gesammte Natur spiegelt sich in ihr mit einer so großartigen Reinheit, daß es nichts Schmutziges für sie in der Welt giebt, nicht einmal im Abfallkorbe. Deshalb fandst Du sie neulich in Entzücken verloren über Kohlblätter, Zwiebelschalen und Krebsschwänze. Das war Begeisterung, Madame. Sie gestaltet die Natur mit engelhafter Macht um: Alles, was sie sieht, und Alles, was sie berührt, drückt für sie Schönheit aus.‘

„Während dieses Gesprächs verließ Susanne ihre Commode und näherte sich dem Fenster. Die Mutter folgte ihr dorthin und nahm sie in die Arme. Die Nacht war ruhig und warm. Ein durchsichtiger Schatten badete das feine Gezweig der Akazie, deren herabgefallene Blüthen auf unserem Hofe weiße Streifen bildeten. Der Hund schlief, die Pfoten aus der Hütte hervorgestreckt.

„Wir schwiegen alle Drei.

„Da in der Stille, in der erhabenen Stille der Nacht erhob Susanne den Arm, so hoch sie konnte, und mit der Spitze ihres Fingers, den sie nie völlig öffnen konnte, zeigte sie auf einen Stern. Dieser Finger, der von wunderbarer Kleinheit ist, bog sich hin und wieder, wie um zu winken.

„Und Susanne sprach zu dem Stern.

„Was sie sagte, bestand nicht aus Worten. Es war ein dunkles, liebliches Sprechen, ein seltsamer Sang, etwas Sanftes und tief Geheimnißvolles, was eben die Seele eines Kindleins ausdrücken muß, wenn ein Stern sich in ihr spiegelt.

„‚Sie ist komisch, diese Kleine,‘ sagte ihre Mutter und küßte sie.“

III.

Mit dieser Schilderung ist bereits etwas Neues gegeben, etwas, das mehr ist als Architectur und Körperbildung oder vielleicht auch weniger, jedenfalls etwas völlig anderes. Wenn France die laue Nacht mit einigen Worten uns vor die Seele zaubert, wenn er von der dickbäuchigen Commode und schließlich gar dem fernen Schimmer eines Gestirnes spricht, so sind das Dinge, die mit der geschlossenen Menschenherrlichkeit des plastischen Ideals, mit der Zeichnung des lebenden Individuums nichts zu thun haben. Es ist hier eine Atmosphäre um sie herum gegossen worden; sagen wir es frei heraus: hier ist etwas Aehnliches geschehen, was jeder Maler uns täglich offenbart, und was doch nur die größten Meister in seinem eigensten Wesen darzustellen vermögen, das Malerische, der „Körper im Raum“, wie Schmarsow sagt, der Mensch in seiner geheimnißvollen Abhängigkeit von all den tausend unbekannten Factoren, die um ihn weben und leben, das „Milieu“.

Nicht die stolze in sich abgeschlossene Welt des Einzelnen, sondern der durchgehende Zug, der Alles durchdringt, was in einem Lande und zu einer Zeit beisammen lebt, ist jetzt das Wesentliche.

Die Kunst des Malers beruht darin, auf einer Fläche, also einer zweidimensionalen Größe, die dritte Dimension zu ertäuschen. Dies erreicht er bekanntlich durch die Perspective in der Zeichnung und die Abtönung der Farben, die Beleuchtung von Nah und Fern. Ganz ebenso wichtig wie für den Künstler, der wahrhafte Gemälde schaffen will, diese Tiefendarstellung bleibt, ist für den Schriftsteller und Dichter die künstlerische Ertäuschung des seine Gestalten umwölbenden Raumes von Ort und Zeit. Auch seine Figuren dürfen nicht an der Wand kleben, wie das bei schlechten Malern vorkommt, sondern sie müssen umhüllt erscheinen von Luft und Licht der freien Natur. Auch der Dichter hat nichts geleistet, wenn seine Menschen die rohe Technik beschränkten Könnens noch an der Stirne tragen. Es kommt darauf an, daß sie Wahrscheinlichkeit besitzen, und dazu gehört eben vor Allem jenes unbeschreibliche Etwas, das, der dritten Dimension auf dem Gemälde vergleichbar, die Geschöpfe der Phantasie hineinnimmt in eine unbezweifelbare geographisch-historische Wirklichkeit. So und nicht anders müssen diese Menschen denken! Das muß sich uns mit Gewalt aufdrängen. Jede Zeit hat ihren Gedankenspielraum, der die Seelen umwölbt, und dessen Durchbrechung als Anachronismus zu rügen ist.

Wie man das specifisch Malerische an Künstlern, wie Rafael oder Dürer, die doch unbedingt zu den größten Malern gehören, nicht so schlagend nachweisen kann wie bei einem ganz im Innersten, beinahe einseitig malerisch veranlagten Geiste wie etwa Rembrandt, dessen Bilder nur noch im fluthenden Lichte ihre intime Einheit finden, so kann man auch das im übertragenen Sinne Malerische, das wir hier meinen, die Wiedergabe der historischen Gesammtheit, das schier unerfaßliche Zeitleben und Empfinden, die geschichtliche Stimmung, — bei kaum irgend einem anderen großen Schriftsteller so gut studiren wie bei Anatole France.

War er als Architect im Verbrechen des Sylvester Bonnard gut genug befunden, um in die französische Meistergilde Aufnahme zu erhalten, — das genannte Werk ist von der Akademie gekrönt —, war er als Menschenschilderer, wie wir besonders an einem anderen Buche (Le livre de mon ami) durch Beispiele zu erläutern versucht haben, ein gefälliger Künstler mit wunderschönen Mitteln, — als Herr und Meister einer großen Kunst tritt er seinen Lesern unter dem Gesichtspunkte malerischen Schaffens entgegen. Hierin, wenn irgendwo, dürfte er Epoche machen. Sein Etui de nacre, seine Thaïs und wie alle die Werke heißen mögen, die mit Clio, dem letzten Erzeugniß seiner somit sich selbst nennenden Muse augenblicklich abschließen, alle diese culturhistorischen Sittenbilder sind von köstlicher Schönheit.

Wir möchten kaum die Erwartung zu hoch spannen, wenn wir einen Deutschen darauf vorbereiten, er werde hier Schätze finden, die sich den Leistungen eines Gottfried Keller an die Seite stellen. Ja, wie Gottfried Keller, wie dieser Erbe echtesten Goethegeistes, dessen Kinderpsychologie im „Grünen Heinrich", dessen würziger Humor in den „Leuten von Seldwyla", dessen silberne Lebensweisheit und culturgeschichtlicher Tiefblick in den herrlichen Legenden, dem „Sinngedicht", den „Züricher Novellen" und „Martin Salander" wärmt und funkelt, wie dieser große deutsche Dichter und Denker hat auch der französische Meister einen Ton auf seiner Harfe, der sich nicht nachahmen läßt, denn er ist nur möglich in einer rein das kleine Menschenweltall spiegelnden Seele, die lauter ist wie edles Gold und ebenso selten.

Das Etui de nacre enthält eine Reihe kurzer Geschichten verschiedener Zeiten und Länder. Daß sie in elegantem Redefluß dahinströmen und nicht so oft übermüthig derb über das Gestein schäumen wie ein Gebirgsbach, wie die Schweizer Sprache Gottfried Kellers, — das wird wohl Jeder schon an dem zierlichen Titel merken, der es nicht bereits aus der Nationalität des Verfassers geschlossen.

Anatole France, so wenig steife französische Latinität er besitzen mag, ist doch immer ein andersgearteter Künstler als der Züricher Stilist. Sie verhalten sich zu einander, um eine geläufige Charakterisirung statt langer Erörterungen auszuspielen, wie die sinnig bekränzten Hermen des Vergil und

Ariost in Goethes Tasso. Dem Meister Gottfried gebührt ein „voller, froher“ Kranz, der

„bunt von Blumen
„Schwillt immer mehr und mehr.“

Der Kranz der Prinzessin ist minder reich, sie hat „den zarten, schlanken Lorbeer“ gewählt, mit dem sie den Vergil schmückt. Auch für Anatole France dürfte sich ein anderer Kopfschmuck als für Gottfried Keller ziemen. Mit seinem tief dringenden Studium der Verfallzeit des großen Römerreiches hat der Franzose ein wenig Lebensblut antiken Geistes eingesogen. Nicht umsonst kommt er gern auf Horaz und die alten Griechen zu sprechen, — Horaz besonders „avec son sens latin si net et si clair“. Der Waldesduft in der Keller'schen Landschaft wird hier ersetzt durch andere Dinge, Marmor, Rosen und Cypressen.

Die erste Geschichte im Etui de Nacre ist jenes berühmte Meisterwerk, das die Unterhaltung vornehmer Römer so unübertrefflich charakteristisch im Ton wiedergiebt und mit dem eigenthümlich tiefsinnigen Schlusse endigt, daß Pontius Pilatus sich des gekreuzigten Jesus nicht erinnern kann; war er doch einer unter so vielen. —

Darauf folgt ein ganz wunderbares Gemälde: Amycus et Célestin, ein frommer Einsiedler und ein Faun. Es ist die Zeit des frischen Christenthums, unter dessen Kruste der übermalte Heidenglaube noch bunt und verlockend schillert. Die kleine Skizze gemahnt an den Zauber der Bilder Arnold Böcklins.

Nun kommen Erzählungen mannigfaltigen Inhalts, Legendenhaftes schalkhaft vorgetragen, Scenen aus der Zeit der französischen Revolution, allerhand stimmungsvolle Schilderungen. Einige dieser kleinen Perlen erscheinen mir alle France'schen Eigenschaften glänzend zu offenbaren, seine sichere Technik, die die „Pointen“ so trefflich einfaßt, seine Menschenkenntniß und Darstellungskunst und seine Fähigkeit, den resultirenden Stimmungswerth des historischen Milieus zart und eindringlich fühlbar zu machen. Wie in Kellers Sinngedicht eine abenteuerliche Seegeschichte den Hauch des Cinquecento so überzeugend großartig hervorbringt, man weiß nicht woher und wie, der Charakter ist da — so trifft auch France den Ton der Zeit mit außerordentlichem Tactgefühl. Wenn man ihn geschmeckt hat, mag man manche andere Kost nicht wieder berühren wollen. — Er verwöhnt uns.

Da wird zum Beispiel der „Jongleur der Mutter Gottes“ uns vorgeführt, ein harmloses Menschenkind, das die Dörfer und Städtchen durchstreift und seine Kunst zum Besten giebt.

An Meßtagen breitete er auf dem öffentlichen Platze einen alten, ziemlich schäbigen Teppich aus, und nachdem er Kinder und Müßiggänger durch die Späßchen, die er von einem sehr alten Jongleur geerbt und an denen er nichts geändert hatte, herbeigelockt, nahm er Stellungen an, die nicht natürlich waren, und balancirte einen Zinnteller auf seiner Nase. Die Menge sah ihm zunächst gleichgiltig zu.

Aber wenn er dann seine Hauptkunststückchen producirte, etwa mit zwölf Messern in ungewöhnlichster Körperhaltung jonglirte, dann ging ein Murmeln der Bewunderung durch die Menge, und es regnete Geldstücke.

Indessen, wie die meisten, die von ihren Talenten leben, hatte er es schwer, sich durchzuschlagen.

Gelegentlich macht er dann einmal die Bekanntschaft eines Mönches, dem er die Herrlichkeit seines Standes schildert, freilich mit dem Seufzer, „wenn man nur alle Tage zu essen hätte."

Der Mönch antwortet ihm bedächtig, daß er Acht auf seine Worte geben möge. Der schönste Stand sei der des frommen Dienstes der heiligen Mutter Gottes.

Beschämt erkennt er, daß er thöricht gesprochen. Obwohl es verdienstvoll sei, einen Stock auf der Nase im Gleichgewicht zu halten und dabei zu tanzen, so dürfe man freilich doch dies Verdienst nicht mit dem eines Mönches vergleichen. Er möchte wohl auch gern ein Mönch werden.

Der Mann Gottes ist durch die Einfalt seiner Worte gerührt. Er erkennt, daß der Jongleur Barnabas zu den Seelen gehört, von denen der Heiland gesagt hat, daß sie den Frieden auf Erden besäßen. Barnabas wird aufgefordert, in das Kloster zu kommen, und gerne folgt er der schönen Einladung.

Da sind nun alle Brüder eifrig beschäftigt, den Ruhm der heiligen Jungfrau zu verherrlichen, der eine malt, der andere verfertigt zierliche Gedichte, — France schildert uns das gemüthvoll beschauliche Treiben in einem alten Kloster.

Hier verbringt nun der Jongleur zunächst traurige Stunden, denn er kann nicht zum Lob und Preis der Gottesmutter beitragen, aber eines Tages ist er für eine Weile den Blicken der Mönche unsichtbar geworden und zeigt sodann ein zufriedeneres Wesen. Das wiederholt sich.

Der Prior, der die Pflicht hat, Alles zu wissen, was die ihm anvertrauten Seelen angeht, beschließt, Barnabas zu beobachten. Er schleicht ihm mit zwei älteren Brüdern nach, wie dieser in der Kapelle verschwindet. Da sehen sie, wie der einfältige Mensch vor dem Bilde der Jungfrau seine Kunststückchen producirt. Sie wollen auf ihn zuschreiten, da — — steigt die Mutter Gottes vom Altare herab und wischt mit einem Zipfel ihres blauen Mantels dem Jongleur die Schweißtropfen von der Stirne.

Der Prior wirft sich nieder und spricht:

„Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

„Amen!" antworten die Greise und küssen den Boden. —

Eine andere Wundergeschichte, die mich immer an das Tanzlegendchen Gottfried Kellers erinnert, ist die Erzählung von der keuschen Scolastica, die den Injuriosus heirathen muß, aber auch ihn bekehrt und in geschwisterlicher Liebe bis zum Tode mit ihm verbunden bleibt. Bei dem Leichen-

begängniß kniet der fromme Ehegemahl vor der Todten nieder und spricht mit lauter Stimme:

„Ich danke Dir, Herr Jesus, daß Du mir die Kraft gegeben, den Schatz unberührt zu behüten!"

Bei diesen Worten erhob sich die Todte von ihrem Lager, lächelte und murmelte sanft:

„Mein Freund, warum erzählst Du, wonach man Dich nicht fragt?"

Darauf versank sie wieder in den ewigen Schlummer.

Später begrub man den Injuriosus in ihrer Nähe, und in der ersten Nacht seines Todesschlafes wuchs ein wunderbarer Rosenbaum aus ihrem Grabe hervor, und dessen Arme umschlangen auch das Grab des treuen Gefährten. Das Volk erkannte daran die Heiligkeit der beiden Seligen und verehrte ihren christlichen Sinn. Aber es gab auch noch Heiden in dieser Provinz. Einer von ihnen, Silvanus mit Namen, huldigte den Nymphenquellen, hing Bilder an die Aeste einer alten Eiche und bewahrte an seinem Herd kleine Figuren aus Thon, die die Sonne und die Mütter-Göttinnen darstellten. Halb im Laubwerk versteckt beschützte der Gartengott seine Pflanzungen. Der schrieb das Wunder dem Eros zu. „Die arme Scolastica," sprach er zu sich selbst, „jetzt, wo sie nur ein blasser Schatten ist, beklagt sie wohl die verlorene Liebeszeit und die entbehrten Freuden. Die Rosen, die von ihr entsprießen und für sie sprechen, sagen uns: ‚Liebt Ihr, die Ihr lebet'. Dies Wunderzeichen lehrt uns die Genüsse des Lebens zu schmecken, solange dazu noch Zeit ist."

Er verfaßte eine Elegie, die mit den Worten beginnt:

„Nunc piget; et quaeris, quod non aut ista voluntas
Tunc fuit . . ."

und so endigt:

„Stringamus moesti carminis obsequio."

France schließt mit der Versicherung, er werde nicht verfehlen, den vollständigen Text demnächst zu veröffentlichen, und er zweifle nicht daran, daß Herr Delisle selbst dieses unschätzbare Document der Akademie der Inschriften übergeben werde.

In der That hat sich unser Dichter mit dem psychologisch so höchst reizvollen Gegensatz zwischen antiker Frömmigkeit und christlicher Gesinnung ganz besonders eingehend beschäftigt. Die Worte, die er seinem formvollendeten Drama Les noces Corinthiennes voranschickt, sind dafür bezeichnend. Dort heißt es:

„In diesem Buche berühre ich große und zarte Dinge, — religiöse Dinge. Ich habe den antiken Glaubenstraum erneuert; ich habe mir die Vorstellung, als lebe dieser Glaube, zu erzeugen gesucht, denn es wäre ein Mangel an Harmoniegefühl, ohne Frömmigkeit zu behandeln, was fromm ist. Ich trage den heiligen Dingen aufrichtige Achtung im Herzen."

In den „Noces Chorinthiennes“ duftet wirklich ein wundersamer antiker Weihrauch. Es ist hier die echte Probe auf den Wahrheitssinn des Schriftstellers geleistet. Er will einen antiken Stoff angemessen behandeln, und siehe da, er scheint selbst wie ein Kind jener Zeit für eine Weile zu empfinden. Es mag wohl nicht gleich als thörichte Aeußerlichkeit von nüchternen Naturen verschrieen werden, wenn Richard Wagner im Barett componirte. Die Illusion ist dem Künstler wichtig, er muß hineintauchen in seinen Gegenstand und sich von ihm durchdringen lassen, wenn er etwas leisten will, das nicht kalter Construction, sondern organischem Leben gleichen soll. Das Barett allein thut's freilich nicht. —

In der Korinthischen Hochzeit behandelt Anatole France dasselbe Thema wie Goethe in der „Braut von Korinth“. Es sagt wohl genug, wenn man trotz Goethe noch einen Andern hierüber lesen kann. Ein Vergleich beider Dichtungen wäre gefährlich. Goethes Darstellung ist ein richtiges Rembrandtgemälde, im ungewissen Flackerlicht großartig, unheimlich, überwältigend. Sein Versmaß allein ist von einer bezaubernden Stimmungswirkung. Darüber hat Friedrich Theodor Vischer genug geschrieben. Dagegen ist Anatole France auf blumigerem und sonnigerem Pfade gewandelt. Der im Französischen so melodische Alexandriner ist meisterhaft verwerthet, es ist ein süßer Liebessang unter dem blauen, wolkenlosen Himmel Homers, an dem die christlichen Gedanken aufsteigen als düsteres, widriges Gewölke.

Wiederum die Ehre des Christenthums rettet „Leukonoe“, ein höchst eigenartiges Gedicht. Hier wird Christus von dem empfindsamen, aller alten Götter müden Frauenherzen herbeigesehnt. —

Das gewaltigste Bild dieser Zeit mit seinem feinen psychologischen Hintergrunde hat uns wohl der Dichter in dem culturhistorischen Roman Thaïs entrollt. Die vornehme römische Welt und die ersten Christen werden nicht minder wahrscheinlich dargestellt wie das zeitgenössische Leben in den Werken, die sich etwa um den guten Bergeret gruppiren.

Die Romane von Anatole France sind wahrhafte Sittengemälde. Was er schreibt, hat den Charakter des „Anekdoten“haften im alten Sinne des Worts. Es scheinen bisher auf irgendwelche Weise verborgen gebliebene und „nicht herausgegebene“ Beiträge zur Geschichte zu sein, werthvolle Bereicherungen der menschlichen Entwicklungsbiographie, an der die größten Geister ja alle arbeiten.

Um nun auch noch einen letzten Ton der Harfe erklingen zu lassen, schließen wir mit dem Hinweis auf die zarten französischen Scenen, die im Zeitalter der Revolution spielen und ganz und gar im Stile der Zeit gehalten scheinen.

Besonders fein und innig ist die „Anecdote de Floréal An II“. Eine Gräfin soll aus dem Gefängnisse, in dem sie den Tod erwartet, befreit werden, sie soll wieder Freiheit genießen. Ein liebender Freund erwartet sie. Auch liebt sie ihn. —

Wunderbar ist das Ganze in tändelnder Lebenslust mit bitteren Dingen im Hintergrund, man möchte sagen, musikalisch geschildert. Es klingt uns wie die Musik des vorigen Jahrhunderts, unsagbar lieblich und ergreifend, entgegen. — — Die Gräfin verzichtet auf die Befreiung, weil sie ein kleines Mädchen, das ihr dabei behilflich sein soll, nicht gefährden will. Es müßte ihr roh und schändlich erscheinen, ihr Liebesglück um einen solchen Preis zu erkaufen. Und nun sitzt sie träumerisch, ein freiwilliges Opfer, unter dem Baum im Hofe, jenem historischen Baum, auf den der gefangene Dichter Vigée unsterbliche Verse geschrieben, denn France hat sie uns in diesem Meisterwerke mitgetheilt.

* * *

So haben wir denn den Dichter nach den drei idealen Kunstrichtungen, gleichsam als Architekt, Bildhauer und Maler, zu prüfen gesucht, und wir haben überall die natürlichen Anforderungen des Geschmacks befriedigt gefunden. Es hat sich gezeigt, daß er eine Handlung wohlgefällig rund und in sich geschlossen vorträgt, daß seine Gestalten keine Schemen sind, sondern lebende Wesen, die uns rührend und theuer werden können, endlich daß seine Werke im tiefsten Sinne wahr, nämlich historisch wahrscheinlich genannt werden müssen.

Wir legen auf diese letzte Eigenthümlichkeit hohen Werth, weil sie selten angetroffen und wohl schwer erlangt wird. Allein es ist auch unverkennbar hier gerade das Wesen der France'schen Muse zu suchen.

Wie der brave Bergeret jene modernen Miethskasernen nicht leiden mag, deren gleichmäßige Anlage — ein Eßzimmer über dem andern, eine Küche über der andern, ein Clavier sogar über dem andern — den Vorübergehenden die ganze Wirthschaft wie in durchsichtiger Glasumhausung verräth, und wie Bergeret die alten, winkligen, krumplig unregelmäßigen Gebäude bei Weitem vorzieht um ihrer trauten Heimlichkeit willen, so scheint auch der Dichter selbst überall das natürliche Leben, das organische Wachsthum, das Entwicklungsmäßige zu lieben und zu verehren und dem kalten Ordnungssinn, der die Natur sich herrisch unterwirft, abhold zu sein. Gewiß mit tiefer seelischer Berechtigung! Denn nur der kann über die Natur wahrhaft gebieten, der sie nicht einseitig erfaßt, sondern mit der ganzen Seele spiegelt. Dies ist in der That nur dann möglich, wenn der Künstler die Technik wie Anatole France in der Gewalt hat und nun sich selbst von den unbegreiflichen Mächten führen läßt.

Wie der Baumeister mit gegebenem Material ein nützliches Gebilde zu Stande bringt, das auch das Auge womöglich erfreut, so schafft der Dichter ein Ganzes, das nicht nur angenehm zu lesen, sondern womöglich auch als Gesammteindruck wohlthuend in der Erinnerung bleiben soll. Bei den plastischen Kunstwerken ist Stoff wie Form gegeben, nicht mehr eine Bauaufgabe, sondern ein lebendiges Vorbild. Es giebt hervorragende Künstler, deren

Ideal hierbei gleichsam stehen bleibt, deren Streben, die im Menschen liegende Macht und Kraft zu verherrlichen und zu verstärken, über den Individualismus nicht hinausgelangt. So empfand auch die Antike in ihrer abgeschlossenen Herrlichkeit. Allein es giebt noch ein Höheres, das wie das Christenthum den Olymp, so als Malerei die plastische Schönheit verdrängt hat. Schon sind uns die bewußten Romane mit den unwiderstehlichen Helden widerwärtig geworden. Eine Kunst, welche so viel Häßlichkeit in der Welt antrifft, wie die plastische, ist zu exclusiv. Sie kann uns nicht genügen. — Da schwebt etwas Neues hervor, „des Menschen Seele durch und durch zu dringen", es ist eine demokratischere Kunstrichtung, sie sieht die ganze Welt in dem goldigen Lichtschimmer übergossen, der dem Malerauge Schönheit bedeutet. Das sogenannte Ensemble, das Beisammen, wie wir es verdeutschen müssen, giebt eine höhere Einheit, als sie in dem Einzelindividuum zu finden war.

Anatole France hat, als ein Kind seiner Zeit, auch etwas von diesem Geiste, ja sogar sehr viel, wenn wir uns nicht täuschen. Drum sind seine Romane keine Heldenabenteuer und Gott sei Dank auch nicht immer so langweilig gut gebaute Häuser, wie sie kältere Seelen liefern mögen, sondern vernünftige Geschichten, die nicht um jeden Preis interessante Leute zum Mittelpunkte haben.

Es sind Bilder. Sie haben Luft und Licht, also Stubenumgebung oder Landschaft, menschliche Umschließung oder Himmelsüberwölbung. Wo ein persönliches Weh sich schier trostlos zu offenbaren scheint, da blickt in ewiger Vollendung ein Stückchen Außermenschliches hinein, Natur in ihrer unendlichen und unbegreiflichen Allmacht, die uns wieder aufrichtet.

Leukonoë.

Nach Anatole France. Von H. L.

— Konstantinopel. —

Omnes consuluisse Deos.
Tibull.

Das wonnevolle Meer, wo die Sirenen sangen,
Durch röthlich Kiefernholz blau schimmert's weit hinaus,
Die heitern Wellen rings umspülen mit dem langen
Aufseufzen ohne Rast das hell getünchte Haus.

Auf einem Blumenbeet mit Elfenbeingestelle
Streckt ihren müden Leib Leukonoe dahin,
Und ihres Lebens Lauf zieht leise, Well' auf Welle
In Träumerei entlang vor der Betrachterin.

Das weiße Band, das gern die keusche Brust umschmieget,
Ziert ihre Blondheit nicht, mit Perlen reich durchschnürt,
Ein duftiges Gewand um ihre Glieder wieget
Des Athems linder Zug, der ihren Busen rührt.

Der Stunden stiller Tanz, die Wiederkehr der Lenze,
Dieweil ihr Lächeln oft ein frohes Fest verklärt,
Entlockten ihrer Stirn Gedankengaukeltänze,
Auch manches süße Bild von reifer schönem Werth.

Sie sinnt und sie erblickt sich selbst, ein kleines Wesen,
Ein zartes Blümelein am rauhen Felsenstrand,
Im lieben Zanthe war's, hat Muscheln dort gelesen,
Bis sie ein Handelsmann begehrenswürdig fand.

Mit Thränen dann und Zorn ist sie davongefahren,
Da hat sie manche Nacht recht bitterlich gegrollt,
Und dann — der röm'sche Markt, das Bett des Consularen,
Der süße Wein, der Duft und der Geschmeide Gold!

Die Rosen vor der Thür, die Jünglinge, wie schmachtend,
Auf Blumenlager da der schöne Telephus,
Und der ersparte Schatz, den, süße Gunst ertrachtend,
Ein reicher Erbe ihr zu Füßen legen muß.

Der Söhne Liebe dort, der Mütter Zähren drinnen,
Und Hoffnungen und Schmerz und Lust und Freud und Pein
Gesponnen haben's fein die Lebensspinnerinnen
Durch ihrer Schönheit Schuld, der Lieblichen, allein.

Der röm'schen Ritter Schwarm, sogar auch Senatoren,
Vierfürsten aus dem Reich gehorchten ihrem Wink,
Weil sie, Du Göttliche, die Du im Schaum geboren,
Dein anmuthsvoller Arm mit holdem Reiz umfing.

Stolz ist ihr junger Sinn auf solche Gunstbezeugung,
Es jubelt ihre Brust vor Freuden, schön zu sein,
Und dennoch, dennoch mischt des Herzens tief're Neigung
In ihre volle Lust geheime Seufzer ein.

Der neuen Tage Weh entzündet sich im Herzen;
Das frische Lächeln um den rothen Rosenmund,
Verschwunden ist's, verscheucht durch eine Zeit der Schmerzen,
Das einstens spiegelte der klaren Quelle Grund.

Ein heimliches Gefühl, beklommen und verschwommen,
Umschnürt der Frauen Brust mit fremdem Zauberband,
Ein weichlich Element ist in das Land gekommen
Wie blüthenschwerer Duft vom fernen Morgenland.

Auch sie erfuhr den Schmerz, der jetzt die Welt durchbebet,
Den nagend leisen Gram trotz aller Lebenslust,
Und ihr gelindes Herz, das süße Träume webet,
Ist bangens Sehnens sich nach Seligkeit bewußt.

Ihr Seufzen stieg hinan zu aller Götter Sphären.
O zauberstarke Kraft im liebenden Gebet!
Wer's immer war, — geliebt —, mußt er ihr stets gewähren
Die stille Gegenwart, um die sie ihn erfleht.

Die Götter nahten ihr umhüllt von sanftem Schimmer.
Sie sinnt, wem hoffend sie ihr sehnendes Gemüth,
Das an der rauhen Zeit sich nicht erlabt, für immer
In letzter Liebe weiht, daß ihm es glühend blüht.

Und in der hehren Schaar der Geister weilet lange
Ihr thränenvoller Blick bei Liebenden und schwärmt

Und bei den Frauen, da das unaussprechlich bange
Schmerzzarte Mutterherz sich inniglich gehärmt.

Die große Phrygierin, an Klagen reich und Thränen,
Und Venus, der das Kind ein kalter Tod entriß,
Und Isis, die die Welt durchirrt und voller Sehnen
Des Gatten Glieder sucht in herber Kümmerniß.

Da stehen sie vor ihr, die ewig großen Frauen
Mit jammervollem Blick in des Geschickes Noth,
Und welches Menschen Seel' wollt' ihnen nicht vertrauen?
Sie schmeckten Schmerz und Lust, die Liebe und den Tod.

Und dort auf bleicher Au die Schaar der jungen Söhne,
Der Gatten jugendlich, — die Götter all' vereint,
Vor denen heimlich sich in Blumen manche Schöne
Von Weihrauchsduft umhüllt hat schluchzend ausgeweint.

Den Phrygierinnen jung scheint Atys zu vergleichen,
Seit seine weiße Hand zerstört das eigne Fleisch,
Er führt den Reigen an, und laut zum Steinerweichen
Erdröhnt das Tympanon und gräßliches Gekreisch.

Im dunklen Fichtenhain, der der Geliebten heilig,
Mit Sprüngen und Geschrei und vor dem Munde Schaum
Jauchzt er ein wildes Lied zum Lobe sich, abscheulich,
In lang andauerndem und krankem Fiebertraum.

Der junge Barbaros, des Perserhimmels Schimmer,
Und Mithra, strahlenreich, der tausendfach benannt,
Der mit dem gold'nen Dolch, stark und bezaubernd immer,
Den heil'gen Stier gefällt mit kühner Männerhand.

Adonis, jugendzart, in Schönheit aufgeschossen,
Der gern als Jägersmann Damhirsche froh erlegt,
Und dessen Schenkel nun von dunklem Blut begossen,
Da er die Wunde, ach, des Ungeheuers trägt.

Mit Duft und Thränen reich gefeiert und betrauert,
Der kranke Körper ruht mit blauem Wundesmal.
Leukonoes Gebet inbrünstiglich erschauert,
Weil sie ein Kind beklagt und eines Gottes Qual.

Gestillt ward nimmer doch ihr sehnendes Verlangen.
Sie ist so matt, so müd' und doch so unruhvoll.
Thautropfen heiß und schwer an ihren Lidern hangen,
Und ihrer Augen Gluth sucht, wer sie löschen soll.

Sie sucht in bangem Drang, wer ihre Schmerzen kühlet,
Zum Himmel drängt und zieht der seelenvolle Trieb,
Und in der Abendluft, die ihre Stirn umspület,
Schaut sie nach Göttern aus, die tiefer menschenlieb.

In welchem Schatten ruht, in welchen Mutterarmen,
Der, der erlösend hell in trübe Herzen scheint?
Wo ist das Himmelskind, der Gute, voll Erbarmen,
Besänftigend und lind, der ewig treue Freund?

Geheimnißreich und hehr, der trösten kann und weinen,
Mehr als Adonis er, der reiner todeswund.
Wenn seine Stunde kommt, entschwinden wird den Seinen.
Wann naht der hohe Herr aus blauem Himmelsgrund?

Such, such, Leukonoe! Ermüde nicht zu fragen,
Vielleicht daß Botschaft Dir der Magier dort bringt.
Chaldäermund vielleicht kann Dir Erwünschtes sagen,
Vielleicht der Syrer hier, dem dunkle Mär erklingt.

Neig' Du Dein schönes Haupt und lausch' des Juden Weisen,
Dem fremden, niedern Mann, der neue Flammen schürt,
Er wird den Götterbann der alten Welt zerreißen,
Dir aber ist er werth, da er Dich trostreich führt.

Bei dem unreinen Volk such' Deines Gottes Spuren,
Gieb' nicht Dein Wünschen auf, nein, glaube, hoff', begehr'
Und spähe in der Nacht auf den verlass'nen Fluren
Im Kreuzesschatten nach dem fernen Licht umher.

Und heil'gen Dranges voll, Ihr Abenteurerinnen,
Forscht alle, wo ein Wort der Seher heimlich spricht.
Hier in der Gasse Staub und dort im Circus drinnen,
Den frommen Seufzern fern ist Gottes Liebe nicht.

Ein Schauderhauch durchstreift die dunklen Nachtgefilde.
Eilt, Frauen, haltet Euch mit treuem Fleiß bereit,
Durch Traumgesicht und Spuk verworrner Wahngebilde
Ahnt, weckt den König Ihr von einer neuen Zeit.

Ihr bahnt den großen Weg dem jungen Weltenheile.
Und Frauen, die Euch gleich, die schnöde Lust verflucht,
Vollenden uns das Werk, daß edler Friede weile,
Und werden finden den, den sie so sehr gesucht.

Mit Gnade und mit Ruhm wird er sie überdecken,
So manches müde Herz, manch' schmerzzerrissene Brust
Zu neuem Lebenslicht und langem Hoffen wecken,
Zu lächelndem Verzicht und zarter Thränenlust.

Dank Dir, Leukonoe, Dank all' Euch ernsten Frauen,
Mit schwermuthsvollem Blick und Seufzern ohne Zahl:
In einer Zeit des Prunks, begannet Ihr zu schauen
Nach einem schönern Glanz als flücht'ger Liebe Strahl.

Anmerkung.

Ein Gedicht soll keine Anmerkung nöthig haben, und ich glaube auch nicht, daß eine Erklärung zum Verständniß meiner Leukonoë beitragen wird. Aber Leser, die sich gleichzeitig für den Vorgang der dichterischen Conception und geschichtliche Studien interessiren, möchten vielleicht folgende Zeilen über die Frauen des Horaz nicht ungern durchlesen. Ich entnehme diese Zeilen einem Artikel der Temps vom 5. Januar 1875*):

„Diese Frauen, die Horaz liebte, waren ungeachtet ihrer italienischen oder griechischen Namen meist Töchter des Morgenlandes, Jüdinnen, Syrerinnen. Durch ihre Vermittlung hielt der orientalische Geist mit seinen wilden Tollheiten in Rom seinen Einzug und begann den lateinischen Genius zu verwirren. Diese Fremden brachten ihre Religion mit. Jede Frau bewahrt mitten in tollsten Lustbarkeiten einen geliebten Gott in der Falte des Gewandes. Solche orientalischen Seelen füllten Rom mit fremden Göttern, mit barbarischen Riten, mit entnervenden Cultgebräuchen. Es war eine geheime neue Welt für sich. Astrologen, Wahrsager und Tausendkünstler fanden massenhaft zu thun. Diese Frauen setzten die unreinen Chaldäer in Nahrung und Alles, was in der Stadt Zeichendeuterei und Wunderkünste trieb.

„Aufgeregte, unruhige Naturen, waren sie mit nichts zufrieden, weil ihnen nichts zu schaffen machte. Unheilbare Langeweil hatte sich ihrer bemächtigt, sie fühlten sich krank und müde. Ihr Leiden war das allerschlimmste, die Begierde in der Erschlaffung. Dies Uebel machte die großen Büßerinnen. Nichts war ihnen heilig genug, nichts außergewöhnlich genug; nichts gab ihrer sinnlichen Frömmigkeit genug Dunkelheit und Geheimniß.

„Horaz, der an den Nerven litt und seine Lebenskraft zu drei Viertheilen aufgezehrt hatte, suchte in Bajä einen lauen, milden Winter. Er traf dort eine Hetäre, deren Freund er wurde mit der Discretion, die im reifen Alter die Bekanntschaft mit den Lebensfreuden im Verein mit der Gewohnheit geistiger Beschäftigung verleiht. Der Dichter nennt sie, ganz griechisch: Leukonoë. Möglicher Weise hieß sie wirklich so, mag sie nun den Namen aus Geschmack und Gefallsucht angenommen haben oder, eine Griechin von Geburt, ihn von ihren Eltern erhalten haben. Leukonoë, die gleichfalls eine krankhafte Neugier quälte, befragte Astrologen; Alles hatte sie getäuscht: sie hielt sich an die trügerische Wissenschaft der Chaldäer. Horaz schalt sie darüber „avec son sens latin si net et si clair“:

Tu ne quaesieris, scire nefas, quem mihi, quem tibi
Finem Di dederint, Leuconoe, nec Babylonios
Tentaris numeros. Ut melius, quidquid erit, pati!
Seu plures hiemes, seu tribuit Juppiter ultimam,
Quae nunc oppositis debilitat pumicibus mare
Tyrrhenum, sapias, vina liques; et spatio brevi
Spem longam reseces. Dum loquimur, fugerit invida
Aetas, Carpe diem, quam minimum credula postero.

Zu deutsch:

Erforsche nicht, was nicht zu wissen frommt,
Was immer aus der Götter Händen kommt,
Das wollen wir mit frohem Muth ertragen.
Laß babylon'scher Ziffern Gaukelei,
Soll etwas anders werden, — nun es sei.
Ich möchte nicht nach meinem Schicksal fragen.

---

*) Es sei hier auch auf die vortreffliche Arbeit von Jules Soury über die Delia des Tibull hingewiesen, veröffentlicht zuerst in der Revue des deux Mondes vor meinem Aufsatze über die Frauen des Horaz. Auch Michelet sagt in seiner Bible de l'Humanité (le Monde femme) einige anregende Worte über das Thema.

Ist dies der letzte Winter, mir vergönnt,
Der Fehde trägt dem wilden Element,
Wo des Tyrrhen'schen Meeres Wogen brechen,
Wer weiß das, Kind! Ergreife Du den Tag,
Das Heute blüht, das nichts Dir rauben mag,
Und von der Zukunft laß Dir nichts versprechen.

„Das ist die ganze Weisheit des Horaz. Sie muß schön und beinahe traurig denen scheinen, die fühlen, was für ein Leben in den Ideen treibt, und die die Betrachtungen eines Weisen für das ergreifendste Drama der Menschheit halten, doch ist solche Philosophie die Philosophie einer untergehenden, einer sich zum letzten Schlummer rüstenden Welt. Das arme Mädchen von Bajä hat nicht diese vollendete Seelenruhe: von einem unwiderruflichen Tode will sie nichts wissen. Was schert sie, die Ausländerin, der Jupiter des Capitol, der Hüter der ewigen Stadt, und die Götter, unwandelbar wie Gesetze? Ihre eigenen Gottheiten wohnen heimlich im schmutzigen Dunkel der Vorstädte. Da will sie mit Delia, mit Weihwasser gebadet, im leinenen Kleid vor den Thüren der ägyptischen Göttin sitzen und sich betäuben lassen durch das Klappern der ehernen Kemkem. Doch diese strengen afrikanischen Götter werden ihr nicht genug sein, Isis, gut wie die Natur und gleichgiltig wie sie, der schwarze Serapis, Osiris, der doch stirbt, und den man beweinen kann; alles das wird nicht genug sein, auch nicht der schöne Mitra und all die holden Gebilde des Perserhimmels und die angebeteten Götzen der phrygischen Heiligthümer.

„Diese Frauen brauchen einen zarteren Glauben und menschlichere Götter. Ihre Unruhe und ihr Schmerz werden zunehmen bis zu den Tagen der Akte und der schamhaften Preisgebung, bis zur Gnadenstunde, da werden sie die süße Thränenlust, die Freude der Sühne, die Entzückungen des Märtyrerthums kennen lernen. Horaz hat bei seiner Wissenschaft vom menschlichen Herzen eine unersetzliche Wonne des Menschen verkannt, die Wollust der Thränen. Horaz wollte glauben, daß der Priester ewig das Capitol ersteigen würde an der Seite der schweigsamen Jungfrau. Er wußte nicht, daß bald die jungen Schwestern seiner Tyndaris und seiner Leukonoe als die ersten den römischen Göttern, zu denen das Carmen saeculare keine zwei Mal aufsteigen sollte, den Todesstoß versetzen würden; er wußte nicht, daß die kranken Frauen das große römische Gebäude niederreißen, daß sie die Umgestalterinnen der Welt werden sollten und die ersten Christinnen."

Heute.*)

Von

einem Optimisten.

Europa 1900.

(Schluß.)

Das neue Zeitalter.

Wir haben das Heute als das Zeitalter des Dampfes und der Elektricität bezeichnet.

Unstreitig waren der Menschheit durch Dampf und Elektricität jene Waffen gegeben, mittelst welchen sie eine neue Weltordnung schuf.

Die hiermit erlangte Möglichkeit der Verständigung und des Verkehres haben alle Schranken des Raumes niedergerissen.

Die gesammte Erde erscheint als große Einheit, in welcher es keiner einzelnen Gruppe möglich wird, von der gesammten Menschheit unbeeinflußt zu bleiben.

Jede einzelne Gruppe läuft hierdurch Gefahr, einerseits durch die Gesammtheit erdrückt zu werden, andererseits wird es für sie immer schwieriger, das Individuum im eigenen Verbande zu erhalten.

Es hat sich hiermit eine Universalität entwickelt, an welche gegen jede lokale Tyrannei appellirt werden kann.

Noch fehlt aber dieser Universalität ein sichtbares Oberhaupt.

Alle bemerkbaren Evolutionen des Heute sind darauf gerichtet, ein solches Oberhaupt zu schaffen.

Ihrer Natur entsprechend, suchen die beherrschten Massen dies Ziel auf anderen Wegen zu erreichen, als die herrschenden Minoritäten.

Beide streben nach größerer Selbstbestimmung, aber während die Einen

---

*) In den im Mai-Hefte veröffentlichten Abschnitten sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

S. 205. 4. Zl. v. u.: Induction statt Deduction.

S. 230. 5. Zl. v. u.: günstigere Lage statt Frage.

diese im Niederreißen aller historischen Bande suchen, trachten die anderen ihre bestehende Macht dadurch zu sichern, daß sie sich mit einander verbinden.

Beide Bewegungen sind internationaler Natur, aber während jene des Umsturzes einer Utopie nachjagt, ist jene der Erhaltung durch Assimilation durchaus realer Natur.

Das Bestreben der Massen ist auf die Befreiung der Gemeinde vom Staate gerichtet und auf die Verschmelzung aller Gemeinden zur Universalität der Menschheit; jenes der herrschenden Minoritäten auf das Verschmelzen in Großmächte, die im Stande wären, sich sowohl gegen die Ungebundenheit des Individuums, als auch gegen die Allmacht der Gesammtheit zu vertheidigen.

Deutschlands Sieg im Jahre 1870 war die erste praktische Durchführung dieses, durch die neuen Waffen: Dampf und Elektricität inauguirten Systemes, daher wir meinen, das neue Zeitalter habe erst mit diesem Jahre Eintritt in die Weltgeschichte erlangt.

Nicht die Weltherrschaft der germanischen Race wurde durch Sedan begründet, sondern den Aspirationen anderer Mächte nach dieser Herrschaft wurden dort Schranken gesetzt.

Es war dies der Sieg des erweiterten Particularismus über jedwede Universalitäts-Aspiration.

Das deutsche Kaiserthum wurde national, d. h. auf den Gesammtstaat beschränkt und in die Lage versetzt, in der Staatengesellschaft die ihm gebührende Stellung wieder einzunehmen. Die nächste Folge dieser neuen Weltordnung war der zum Zwecke ihrer Erhaltung geschaffene Dreibund.

Durch den Dreibund ist das deutsch-römische Kaiserthum neuerstanden, und zwar auf der gesunden Basis großer Vertheidigungskraft nach außen bei völliger Wahrung der selbstständigen Einzelexistenz seiner Theile.

Die stramme Deduction aus Wahrheiten der Vergangenheit würde zur logischen Folgerung führen, daß auch dieser ideale Zustand nicht lange erhalten werden kann.

Die richtige Erkenntniß des Horizontes von heute gestattet aber eine entgegengesetzte inductive Folgerung auf die Zukunft.

Würde der Dreibund eine centrale Weltmacht sein, mit der Aufgabe alle Völker gemeinsam zu unterjochen, so könnte auch er dem Schicksale aller bisherigen Weltmächte nicht entgehen. Da aber diesem Bunde von Staaten, deren jeder für sich bereits mehr oder weniger Bundesstaat ist, die Concurrenz anderer Einheiten von großer Machtfülle entgegensteht, und zwar hauptsächlich auf außereuropäischem Gebiete, so ist die Hoffnung berechtigt, daß er, vom einfachen Erhaltungstriebe geleitet, bestehen wird, so lange er sich von außen bedroht sieht.

Ja, mehr noch, der Dreibund scheint geradezu von der Vorsehung berufen zu sein, den Kernpunkt einer noch größeren Gruppirung zu bilden, jener der europäisch-continentalen Conföderation.

Nicht nur steht die europäische Conföderation mit dem Staatenthum, und zwar in erster Linie mit dem von historischen Dynastien beherrschten Staatenthume nicht im Gegensatze, sondern es ist infolge der geschichtlichen Entwicklung Europas sogar die Möglichkeit einer jeden anderen Conföderation geradezu ausgeschlossen.

Die Conföderation der bestehenden Monarchien des europäischen Continentes erscheint uns als jener hierarchische Aufbau, der sowohl den Gesetzen des Atavismus, d. h. der Tradition, als auch jenen der Hypnose, d. h. der Beeinflussung aller Zeitgenossen, am besten entspricht und die den europäischen Continent als Einheit, als berechtigtes Mitglied jener Kräfte erscheinen läßt, die berufen sind in gegenseitigem Einverständnisse die gesammte Menschheit zu beherrschen.

Zweifellos hätte ein jeder europäische Staat, daher auch eine jede herrschende Dynastie, dieser zur defensiven Weltmacht entwickelten, gewaltigen Particularmacht einen Theil der augenblicklichen Ungebundenheit des Willens zum Opfer zu bringen; ebenso wie dies heute jedes der Mitglieder des Dreibundes diesem, und zwar Oesterreich-Ungarn und Deutschland nicht weniger als Italien; wie dies ein jeder deutsche Staat, und zwar Preußen nicht weniger als Bayern, dem gemeinsamen Kaiserstaate zu bringen genöthigt ist. Aber wie heute das geeinigte Deutschland und der Dreibund, so würde auch die europäisch-continentale Conföderation gesichert sein gegen die eventuellen Universalitätsgelüste irgend einer äußeren Macht, sei diese ein Culturstaat, oder ein Bund von Culturstaaten; und gegen die Ueberfluthung durch eine in Bewegung gesetzte minder cultivirte Masse, sagen wir, den gelben Strom.

Die Gefahren, welche diese Conföderation für die Selbstständigkeit ihrer Genossen haben könnte, werden infolge der großen Universalität ihrer Macht täglich geringer, während ihre Nützlichkeit durch die Nothwendigkeit ihrer Vertheidigung nach außen täglich augenscheinlicher wird; und das Bedürfniß ihrer Gründung ist heute bereits in den Herzen aller objectiven Denker tief eingewurzelt.

Der verborgene Sinn aller Bestrebungen, den Weltfrieden zu sichern, ist durchaus nicht auf die Abrüstung der continentalen Großmächte gerichtet, sondern darauf, die zu erhaltende, ja immer zu verbessernde Waffe nicht gegen sich zu kehren und jene zu bekriegen, die wirklich Feinde und zwar gemeinsame Feinde sind.

Und nicht unsere Tugenden drängen zur Gründung dieser Einheit, sondern die Untugenden und Fehler unserer Gegner.

Je mehr sich in letzteren der politische oder ökonomische Imperialismus entwickelt und breitmacht, um so zwingender wird für uns die Nothwendigkeit, gegen diesen verbunden zu bleiben.

Der imperialistische Drang ist die natürliche Aeußerung einer jeden neu entstandenen Macht, sowie er auch das letzte Aufraffen der Kräfte einer bereits in der Auflösung begriffenen Macht ist.

Das Kind und der Greis sind gleich eigenwillig. Wer sich aber einer Vergangenheit und Zukunft bewußt ist, weiß sich in der Erinnerung an die eine, in der Hoffnung auf die andere zu zügeln.

Nicht Europa ist alt, alt ist die Eifersüchtelei seiner Bestandtheile.

Das einige, verbundene Europa wird neu sein, wenn es das Tageslicht erblickt. Noch ist dies nicht der Fall, aber nur der Blinde und Taube kann leugnen, daß dessen Keime bestehen. Nur keine Kurpfuscherei, und die sonnige, frische, blühende Neuzeit tritt in ihre Rechte.

Schatten vergangener Wahrheiten.

Kurpfuscherei nennen wir das Festhalten an veralteten Mitteln. Kurpfuscherei ist die Bekämpfung von localen Symptomen, die meist auf längst überwundene Uebel zurückzuführen sind. Wir sehen heute noch Männer ihr volles Wissen und Können auf die Vertheidigung gegen Gefahren vergeuden, die gestern in Wirklichkeit drohend sein mochten, heute aber nur dadurch in künstliche Zuckungen versetzt werden, indem man sie galvanisirt.

Gegensätze christlicher Confessionen z. B. haben längst aufgehört die Menschheit zu bewegen. Auch zu ihrer größten Blüthezeit waren sie nur der Deckmantel politischer Aspirationen.

Wenn einst der Anhänger irgend einer christlichen Confession diese für die allein seligmachende hielt und durch die Verfolgung der andersgläubigen Christen seinem Seelenheil zu dienen vermeinte, so ist heute der Gegensatz zwischen christlicher und nichtchristlicher Kultur derart in den Vordergrund getreten, daß darüber jener der christlichen Confessionen unter sich allmälig verschwinden muß.

Wenn gestern noch nationale Gegensätze die Völker erschütterten, so geschah dies einfach aus dem Grunde, weil man geraume Zeit für gut fand, ohne die Völker zu rechnen. Nicht Volk gegen Volk kämpft unter diesem Schlagworte, sondern die Massen gegen jene Minoritäten, die die Grenzen des Staates nach Familien-Interessen zu bestimmen und zu ändern vermochten. — Nicht der Germane, Franzose, Slave u. s. w. brennen in unversöhnlichem Hasse

gegen einander, ebensowenig wie zu Anfang des 10. Jahrhunderts Franken, Sachsen, Bayern und Schwaben; sondern jene Massen, die ihre Selbstbestimmung von der Willkür einzelner Minoritäten bedroht sehen, die keine Rücksicht auf deren historische Eigenart nehmen.

Im Wiener Congresse kam diese Rücksichtslosigkeit zur vollen Geltung.

Seit Jahrhunderten in Freundschaft verbundene Nachbargemeinden wurden gewaltsam getrennt; sich bis dahin fremde Gemeinden, die auch sprachlich getrennt sein mochten, wurden verbunden, um das Territorium dieses oder jenes Fürsten abzurunden. Dem Principe der Welttheilung durch Fürsten stellte sich die Reaction der natürlichen Gruppirung der Völker entgegen.

Dies der Ursprung des Nationalitätenprincipes.

Das Nationalitätenprincip ist nicht der Kampf von Nation gegen Nation, sondern die Auflehnung der Massen gegen jene Minoritäten, die sie nach Gutdünken gruppiren, ihnen gegenseitige Liebe und gegenseitigen Haß willkürlich aufnöthigen wollen.

Die Massen aber wollen lieben und hassen dürfen nicht wie ihnen dies befohlen wird, sondern nach ihrer Empfindung; und diese Empfindung wird heute weit mehr von Gegensätzen der Klassen beeinflußt, als von solchen der Staatsbürgerschaft.

Zunehmende Unmöglichkeit des gegenseitigen Ignorirens.

Der frappanteste Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist die Unmöglichkeit, daß heute zwei auf verschiedenen Punkten des Erdballes auf Basis localer Verhältnisse entstandene Bewegungen derselben Richtung sich gegenseitig unbekannt bleiben und dadurch miteinander in Widerspruch gerathen.

Die von Ranke so richtig als parallel bezeichneten Bestrebungen des Chalifates und des germanischen Kaiserthums z. B., die beide auf der Universalität dogmatischer Politik beruhten, könnten heute nicht gegenseitig ignorirt werden.

Beide wollten von ihrem erhöhten Standpunkte aus die Waffe der ihnen zu Gebote stehenden höheren Cultur dazu benützen, um erstens die tyrannischen Uebergriffe localer Gewalten zu bändigen, zweitens um das Gebiet der auf diese Weise centralisirten Macht nach allen Richtungen hin auszudehnen.

Beide hatten dasselbe große Ziel im Auge, beiden ist dies nach vielfachen und langwierigen Kämpfen gelungen, und beide scheiterten an dem unvorhergesehenen Resultate der hierdurch entstandenen, unmittelbaren Berührung miteinander.

Sowohl das im Westen entwickelte Christenthum, als auch der orientalische Islam haben als Vertreter des Monotheismus das pantheistische Götzenthum erfolgreich bekriegt. Beide waren Vorkämpfer der Universalität und mußten als solche den Sieg über den engherzigen Particularismus erringen. Da sie aber nicht von einander wußten, mußten sie schließlich miteinander in Conflict gerathen, obzwar sie in ihrem Ziele so enge verwandt waren.

In der heutigen Weltlage sehen wir den Kampf zwischen Universalismus und Particularismus sich mit anderen Waffen vollziehen.

Die locale Production kämpft mit der universalen Production, der locale Handel mit dem Welthandel.

Beide meinen Selbstzweck zu sein und verlieren im Kampfgewühle den eigentlichen providentiellen Zweck, dem sie Beide unbewußt dienen, aus dem Auge.

Dieser große, providentielle Zweck ist das größtmögliche Wohlergehen der möglichst großen Menge von Menschen durch Herstellung des möglichst richtigen Gleichgewichtes zwischen Production und Consumption.

Nicht der mühelose Lebensgenuß der Massen oder der Einzelnen, sondern die möglichst gerechte Entlohnung jedweder Arbeit, nach Maßgabe nicht der auf sie angewandten Kraft, sondern des realen Werthes, den sie repräsentirt, ist dieser Endzweck.

Denken wir uns, daß es heute auf entfernten Erdenpunkten zwei großen Mächten gelingen würde, bei sich zu Hause des ökonomischen Particularismus Herr zu werden; daß in beiden dieser Reiche Wucher und Spiel unterdrückt, Production und Consumption in möglichst unmittelbare Berührung mit einander gebracht, blos der Staat als erhaltende, daher zu erhaltende Einheit vom Consumenten und Producenten gerade so viel für sich beanspruchen würde, als er zum Schutze Beider bedarf und Beide zu leisten im Stande sind.

In beiden dieser Reiche müßte sich die öconomische Wohlfahrt und durch diese die Vermehrung der Bevölkerung in so fabelhafter Weise entwickeln, daß sie genöthigt wären, ihre Grenzen zu erweitern; der natürliche Drang einer jeden überschäumenden Kraft nach Expansion käme zur Geltung.

Einst wäre es unvermeidlich gewesen, daß diese beiden Mächte, durch die Ausdehnung ihrer Gebiete mit einander in Berührung gebracht, sofort in Conflict gerathen.

Durch den sich über die gesammte Erde erstreckenden Horizont wäre es hingegen heute beiden dieser Mächte möglich, sich gegenseitig im Auge zu behalten und zu erkennen, in welcher geographischen Richtung sie sich ausdehnen können, ohne sich gegenseitig im Wege zu stehen.

Da es außerdem im Interesse Beider läge, den immer, mindestens latent, bestehenden Bestrebungen der particularistischen Selbstsucht entgegen

zu wirken und ihre beiderseitige Universalität zu wahren; da es Beiden, mit etwas gutem Willen und gehöriger Voraussicht, leicht wäre, sich über ihr Actionsgebiet zu verständigen; so ist es nicht ausgeschlossen, daß diese beiden Mächte, von verschiedenen Punkten aus, demselben großen Ziele zusteuernd, statt Gegner zu sein, Bundesgenossen werden.

Morgen ist dies vielleicht nicht mehr der Fall, weil morgen vielleicht alles brauchbare Weideland voll besetzt ist, aber heute ist noch entschieden Platz für Alle.

Die beiden großen Heerden können noch friedlich neben einander weiden, ja sich vermengen.

Dies nicht zu erkennen, wäre ein grober Fehler seitens der Hirten, deren Conflict weder ihnen noch den Heerden von Nutzen sein könnte. Gewinnen würde hierdurch blos das Raubthier, das sich überall breit macht, wo die zur gemeinsamen Abwehr berufenen Kräfte sich gegenseitig lähmen.

Die beiden großen Mächte, deren wir nur als Möglichkeiten erwähnen, sind aber in Wirklichkeit vorhanden, es sind dies die sogenannte alte Welt und die neue.

Was schlechterdings noch nicht besteht, das ist deren einheitliches Bewußtsein.

Allenthalben sehen wir aber untrügliche Zeichen des Erwachens dieses Bewußtseins, und das große welthistorische Moment von heute liegt eben darin, daß durch dieses Bewußtsein der alte Gegensatz zwischen Orient und Occident aufhören muß maßgebend zu sein.

Der Anerkennung dieser Sachlage, der Nothwendigkeit dieser neuen Gruppirung hinderlich sind nur noch die Schatten der Vergangenheit, die den Horizont von heute manchem Auge verhüllen.

Noch wollen so manche herrschende Kräfte nicht begreifen, daß sie dem Allgemeinen gegenüber in denselben Fehler verfallen, gegen welchen sie zu Hause Jahrhunderte über mühsam zu kämpfen gezwungen waren. Sie, die ganz richtig das Heil in der Etablirung einer Centralmacht erblickten, sehen nicht, daß heute sie selbst die Vertreter jenes Particularismus sind, der jede höhere Entwicklung verhindert.

Die hierdurch geschädigten Massen aber, die nicht denken, sondern empfinden, suchen, unzufrieden mit dem Heute, ihr Ideal in der überwundenen Vergangenheit oder in einer unerreichbaren Zukunft, in der Zerstückelung der bestehenden Einheiten oder in deren Verbindung zu einer allgemeinen Einheit; in der Commune oder in der Internationale.

Daß Beides Utopie ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden; Beides als Mittel der Erhaltung und Entwickelung ist machtlos, als Mittel der Zerstörung aber bildet Beides eine höchst reale Gefahr.

Und in dieser Gefahr liegt eben die Rettung.

Es ist heute unmöglich, sich dieser Gefahr zu verschließen, wer das Auge verdeckt, um sie nicht zu sehen, muß sie hören, wer auch die Ohren verstopft, wird sie über kurz oder lang empfinden, und zwar ist dies auf allen Ecken und Enden der bewohnten Welt gleichzeitig der Fall.

Wenn auch irgend eine herrschende Minorität noch nicht zum Bewußtsein dieser allgemeinen Gefahr gebracht werden könnte und darüber zu Grunde geht, die große Mehrheit der herrschenden Minoritäten wird sie erkennen und trachten, sich gemeinsam gegen sie zu vertheidigen.

Die herrschenden Minoritäten.

Wenn wir immer von herrschenden Minoritäten sprechen, so geschieht dies, weil die Herrschaft über die Massen immer in Händen kleiner Minoritäten liegt.

Worum es sich bei jedem Collectivismus handelt, sei er mit einem begrenzten Stücke Erde verbunden oder von diesem unabhängig, sind immer nur die Beziehungen der Mitglieder dieser herrschenden Minoritäten untereinander.

Zwei Momente kommen hier in Betracht: die Anerkennung eines zeitweiligen oder für die Dauer eingesetzten Oberhauptes, dem sich die Anderen unterordnen; und die Fühlung, in der sich die herrschende Minorität mit den beherrschten Massen erhält. Blos durch Gewalt beisammen gehalten kann nicht einmal eine Räuberbande werden, hierzu bedarf es auch eines moralischen Factors. Dieser moralische Factor ist das Vertrauen der beherrschten Massen in den guten Willen und die Fähigkeit ihrer Lenker, sowie das Vertrauen dieser Lenker ineinander.

Von selbst gruppirt sich die Menschheit um jene Personen, von denen sie voraussetzt, zum Siege geführt zu werden, sei es zur Gewinnung oder zur Behauptung von Boden.

Diese Personen mögen in ruhigen Zeiten eifersüchtig darüber wachen, daß keine von ihnen sich über die anderen erhebe. Handelt es sich aber um eine energische Action, so sind sie gezwungen, die Oberleitung einem Einzelnen zu übertragen.

Bei der Bestellung dieses einzelnen Führers sind abermals zwei Momente maßgebend: dessen erkannte Befähigung und die Möglichkeit, ihn nach Vollführung seiner Mission wieder in die Reihen der gleichberechtigten Wähler zurücktreten zu lassen.

Würde es sich nur um eine begrenzte, nach außen völlig isolirte Gruppe handeln, so wäre das System der vollen Gleichberechtigung aller Mitglieder der herrschenden Minorität naturgemäß und entsprechend. Hier würde es sich blos darum handeln, wie diese Minorität ihre Herrschaft ausübt; ob sie den Bedürfnissen der Massen von selber entspricht, oder ob sie durch diese gezwungen werden muß, ihnen zu entsprechen. Mit anderen

Worten, ob die Oligarchie eine aristokratische bleibt oder zu einer demokratischen wird. Auch wo die Massen die Oberhand gewinnen, müssen sie die Herrschaft einer Minorität anvertrauen, jede Minoritätsherrschaft aber ist Oligarchie.

Viele Beispiele der Geschichte liefern den Beweis, daß, wo durch geoprapḥische Lage oder politische Verhältnisse die Isolirung eines Gesellschaftskreises möglich war, dieser sich in Händen gleichberechtigter Minoritäten Jahrhunderte über erhalten, ja entwickeln konnte.

Wo aber solche Einheiten gezwungen waren, mit anderen gleichgearteten Einheiten in Berührung zu treten, stellte sich die Nothwendigkeit der Assimilirung ein. Diese Assimilirung vollzog sich in seltenen Fällen friedlich, zumeist durch Gewalt.

In beiden Fällen entsprang hieraus eine Verschiebung des Machtverhältnisses. Die Oberhand mußte jener Gesellschaftskreis erlangen, der den Anderen gegenüber durch größere Einheitlichteit einen höheren Gesammtwillen bekundete.

Die auf solche Weise entstandenen größeren Gruppen waren abermals entweder in der Lage, sich von der übrigen Menschheit zu isoliren oder, mit ihr in Contact gekommen, sich dieser gegenüber zu behaupten.

Je unvermeidlicher und häufiger die Berührung der verschiedenen Gruppen wurde, um desto wichtiger erscheint es für eine jede derselben, sich zu einer compacten Einheit zu gestalten.

Die ungefährdete friedliche Erhaltung des Tribus oder ansässigen Volkes wurde immer unmöglicher; man befand sich fortwährend auf dem Kriegsfuße, die herrschende Minorität war somit gezwungen, die einst sporadische Oberhoheit des Einzelnen zu einer permanenten zu machen.

Je mehr dies in einem Gesellschaftskreise der Fall war, um desto maßgebender konnte er den Anderen gegenüber auftreten.

Die engere oder breitere Oligarchie verwandelte sich allmählich zur Alleinherrschaft, aber auch an der absolutesten Herrschaft des Einzelnen mußten nothwendiger Weise andere Kräfte betheiligt werden.

Je nach den Kräften, deren sich der Alleinherrscher als Werkzeuge bediente, entstanden Oligarchien verschiedener Art.

Die Geschichte verzeichnet in bunter Aufeinanderfolge oder theilweiser Simultanität patriarchalische, aristokratische, klerikale, plutokratische, bureaukratische, militärische, demokratische und ministeriale Oligarchien.

Die von der ausübenden Macht benutzten Werkzeuge vermochten dieser aber nur zu dienen, wenn sie das Vertrauen jener genossen, die sie dem gesammten Heerbanne zuzuführen hatten.

Selbstredend war dies überall bei jenen am meisten der Fall, von denen man Interesse für die localen Verhältnisse voraussetzen konnte.

Man vertraut jenem, den man kennt, dessen Sprache man versteht, und der sich Einem freundlich gesinnt erweist. Von diesem läßt man sich beeinflussen, weil man meint, auch ihn beeinflussen zu können.

Am liebsten dient man jenem, von dem man voraussetzt, seine Interessen seien identisch mit den eigenen.

Es verspricht somit jene Körperschaft die größte Einheitlichkeit und Dauer, in welcher es gelingt, das Vertrauen der Bevölkerung direct in ihre localen Leiter, und durch deren Vermittelung indirect in das gemeinsame Staatsoberhaupt zu erhalten.

Es ist von handgreiflicher Logik, daß dem erblichen Herrn einer Landschaft und deren Bevölkerung die Erhaltung und Entwickelung Beider mehr am Herzen liegt als irgendwem sonst; und ebenso handgreiflich ist es, daß dies von ihm am sichersten vorausgesetzt wird. Dies ist die Entstehungsgeschichte kleiner Monarchien.

* * *

Alles, was neuerer Zeit gegen den Monarchismus, insbesondere gegen die absolute Monarchie vorgebracht wird, beruht auf Irrthum.

Nicht das monarchische Princip war hier und da von übler Folge für den eigenen Staat und die Menschheit im Allgemeinen, sondern dessen unvollständige Anerkennung, mangelhafte Ausübung und Vertheidigung.

Unheilvoll war nicht die Personificirung des Staates durch den Herrscher, sondern Alles, was diese Personificirung erschwerte, sei es der Widerstand der Regierten, sei es der Mangel an Selbstbewußtsein der Herrscher.

Unheilvoll war die Auffassung des Herrschers, nicht nur dem Staate, sondern auch der eigenen Familie gegenüber Verpflichtungen zu haben, das Nichterkennen der Wahrheit, daß die Gesammtheit des Volkes seine alleinige Familie zu sein hat.

Unheilvoll war die Anwendung des Privatrechtes auf den Staat, die aus Gerechtigkeitsrücksichten für die Familie des Herrschers zugegebene Theilbarkeit des Landes, oder die schlecht definirte Erbfolge ohne Theilung.

Unheilvoll war umgekehrt die Anwendung des öffentlichen Rechtes auf das Privatrecht, indem die für die Krone des Gesammtstaates heilsame Erblichkeit dieser verweigert, hingegen ihren localen Werkzeugen, den Herzögen und Grafen, zugestanden wurde.

Am unheilvollsten aber war die Wählbarkeit des Staatsoberhauptes, durch welche die zu beherrschenden Wähler zeitweilig zur Herrschaft gelangten.

Die hervorragendste Eigenschaft des Staatenthums, die Stabilität, wurde hierdurch compromittirt. Die Zerstückelung des Besitzes und der Conflict um die Erbfolge machte einerseits die Sicherheit der Bevölkerung bei jedem Thronwechsel fraglich, andererseits gab die hierdurch erzeugte Schwäche nach innen unberufenen Klassen, nach außen feindlich gesinnten Fremden Gelegenheit, sich in die Verwaltung des Staates zu mengen.

Die für die Entwicklung der Menschheit verlorenen vielen Jahrhunderte unseres Welttheiles, unter Anderem, sind auf den Umstand zurückzuführen, daß die beiden größten Mächte des Mittelalters und der ersten Perioden der Neuzeit, das römische Kaiserthum deutscher Nation und das Papstthum, Wahlreiche waren.

Sowohl Kaiser als Papst wurden hierdurch veranlaßt, ihre Hauptaufgabe in der Vergrößerung der Hausmacht zu suchen, durch welche sie meinten, die Erbfolge ihrem Geschlechte oder ihrer Sippe zu sichern.

Hätte Ludwig der Fromme es nicht als Familienvater für seine Pflicht gehalten, das Erbe Karls des Großen zwischen seinen Söhnen zu theilen; hätte derselbe Irrthum nicht alle Großen des Reiches beherrscht; wäre der bereits von Dietrich von Bern und Chlodwig von Franken gefaßte Plan, das gesammte Germanenthum zur unerschütterlichen Einheit zu gestalten, gelungen; die germanischen Stämme in der sicheren Hand ihrer erblichen Fürsten, unter dem Scepter des erblichen Kaisers verbunden, wären als Erben des römischen Reiches die Herren der Welt nicht nur geworden, sondern auch geblieben, es hätte nicht unzähliger Kämpfe bedurft, um einen Zustand zu schaffen, dessen Grundlage gelegt war, sobald das römische Westreich dem begangenen Selbstmorde erlag.

Anderthalb verlorene Jahrtausende in Folge der Unrichtigkeit einiger angewendeter Theorien! Und die großen Opportunisten, vulgo Politiker, sind auch heute noch der Ansicht, daß die theoretische Richtigstellung allgemeiner Principien — unfruchtbarer Idealismus sei.

* * *

Wären die Geister des Mittelalters nicht durch Dogmatismus und Mysticismus gefesselt gewesen; hätten sie im Sinne des Positivismus wirken können, mit einem Worte, wären sie im Erkennen des jeweiligen Horizontes nicht durch übertriebenes Festhalten an Wahrheiten überwundener Standpunkte gefesselt gewesen; niemals wäre es gelungen, den natürlichen Gang der Entwickelung Jahrhunderte über durch Verkünstelung zu hemmen!

Einfluß der Oeffentlichkeit.

Heute wird diese Entwickelung dadurch gefördert, daß die Culturvölker an allen Ecken und Enden des Erdballs gezwungen sind zu sehen, gezwungen durch die Universalmacht — Oeffentlichkeit —, welche sich mit Hilfe der modernen Werkzeuge Dampf und Elektricität über die gesammte Menschheit verbreitet hat.

Wenn, wie Contre-Admiral Réveillère behauptet, ein fleißiger und wohlhabender Schuhmacher in der Bretagne durch den chino-japanischen Krieg ruinirt werden konnte, und wenn es einen Menschen giebt, der dies

beobachtete und zur allgemeinen Kenntniß brachte; wenn Fälle solcher Art sich in aller Herren Länder tausendfach wiederholen und bemerkt werden, kann es nicht ausbleiben, daß die Massen an der Unfehlbarkeit und Allmacht jener zu zweifeln beginnen, die es übernommen haben, für ihre Wohlfahrt zu sorgen.

Aus diesem Zweifel entspringt der Wunsch, sich einem mächtigeren Herrn zu unterwerfen, einem Herrn, der zu verhindern im Stande sei, daß der bretonische Schuhmacher durch einen Krieg im fernen Osten brodlos werde. Alle Bemühungen sind auf die Errichtung einer Gesammtmacht gerichtet, die bereit und im Stande sei, den Einzelnen gegen die Gesammtheit zu beschützen.

Was diese Bemühungen bis jetzt fruchtlos erscheinen ließ, liegt einfach darin, daß die herrschenden Minoritäten, der Bewegung der Massen entgegen, noch nicht voll, ganz und insgesammt begriffen haben, daß diese Bewegung nichts weniger als gefährlich ist, sobald sie sich ihr anschließen, sich an ihre Spitze stellen und sie dadurch zu der alleinigen praktischen Durchführung bringen; daß sie, als personificirte Einheit ihrer Gebiete, diese mit anderen solchen Einheiten verbinden.

Reihenfolge in der Assimilirung.

Die Bewegung von heute ist vom Drange nach allgemeiner Assimilirung beherrscht. Bei der Durchführung dieses Programms ist aber in erster Linie das Einhalten der richtigen Reihenfolge wichtig, man muß mit jenen Elementen der Gesellschaft innerhalb und außerhalb des Staates den Anfang machen, die auch wirklich reif zur Assimilirung sind.

Man darf nicht in den alten Fehler verfallen, den Gegner immer im nächsten Nachbar zu sehen und sich gegen dessen überhandnehmende Kraft mit fremden Kräften zu verbinden.

Die natürliche Gruppirung der Menschheit ist mit jener der besessenen Schollen identisch.

Die nächsten Nachbarn sind geradezu darauf angewiesen, sich zu verbinden, um den besessenen Grund und Boden gemeinsam zu vertheidigen.

Dieses Bestreben braucht nicht erst künstlich wachgerufen zu werden, in den Massen besteht es instinctiv. Blos die Eifersüchteleien der herrschenden Minoritäten wären zu überwinden.

Nur ein Weg führt zur natürlichen Assimilirung, die Entwickelung der eigenen Kraft, gepaart mit dem ernsten Willen, sich dieser nicht zur Schädigung des nächsten Nachbars zu bedienen.

Eine solche Kraft übt eine magnetische Anziehung aus und müßte zur Ausdehnung der Gruppe in's Unendliche führen, jedenfalls bis zur natürlichen Grenze des Bodens, bis zum Meere, ließe man sie ungehindert wirken.

Deshalb ist auch das Dichten und Trachten aller Gegner der friedlichen Entwickelung darauf gerichtet, den irgendwo auf Erden zur vollen Selbstständigkeit entwickelten Staat zum Mißbrauche mit seiner Macht gegen den Nachbar zu verleiten und den weniger entwickelten Nachbar mit der Möglichkeit dieses Mißbrauches zu schrecken.

Man täusche sich nicht, jedwede Kraft, die darauf ausgeht, zwischen den Organen eines lebensfähigen Staates oder zwischen gut organisirten und administrirten Nachbarstaaten Mißtrauen zu säen, hat nur den Umsturz oder mindestens die Förderung selbstischer Zwecke im Auge.

Die einfache Deduction aus den Prämissen der gesammten Vergangenheit lassen dies Axiom auch für die Gegenwart und Zukunft als untrügliches Dogma erscheinen.

Wie zu allen großen Epochen der Geschichte, so steht die Menschheit auch heute vor der Möglichkeit neuer Gruppirungen.

Worum es sich handelt, ist einfach die Frage, ob es den herrschenden Minoritäten der Gegenwart gelingen wird, diese Gruppirung im Sinne der Vorsehung zu gestalten; ob sie abermals nur zur Schaffung mehr oder weniger zahlreicher, mehr oder weniger feindlicher Heere führen wird, die berufen sind einander zu bekriegen; oder aber zu wohlorganisirten, gut administrirten, in ihrer Selbstständigkeit durch die Entwickelung aller inneren Kräfte wohl vertheidigten Staaten, die im richtigen Erkennen der eigenen Interessen darnach trachten müssen, mit allen jenen in engster Waffenbrüderschaft zu leben, die gleiche friedliche Zwecke verfolgen.

Alle aus der Vergangenheit geschöpften Erfahrungen drängen zu letzterer Richtung.

Die neue Gruppirung hat sich zu demselben Zwecke zu vollziehen, welchen alle früheren verfolgten. Die nächsten Nachbarn haben sich zur gemeinsamen Abwehr miteinander zu verbinden. Was sich aber gründlich verändert hat, das ist der Begriff der Nachbarschaft.

Wie lange z. B. galten die Mittelmeerstaaten als Nachbarn. Das Mittelmeer war keine Trennung, sondern der bequemste Weg der Verbindung.

Heute hat Dampf und Elektricität die ökonomische Einheit aller durch Meere getrennten Binnenländer geschaffen. Diese Einheiten sind berufen, sich gegen einander zu behaupten. Die Gemeinsamheit ihrer ökonomischen Interessen hat den Kern jener Gruppirung zu bilden, in welche die politisch selbstständigen Staaten sich zu verbinden berufen sind.

Es wäre geradezu ein Unding zu nennen, wenn die Universalität einer continentalen Weltmacht in der Verfolgung ihrer deutlichsten ökonomischen Interessen durch die Einmischung von ihr durch Meere getrennter Mächte verhindert werden könnte, deren Aggressivkraft einzig auf der Flotte beruht.

Vikinger-Raubzüge waren nur möglich, so lange die Völker des Festlandes sich gegenseitig bekriegten.

Asien, die Wiege der Menschheit und der menschlichen Cultur, bildet mit Europa, der Hochschule ihrer Entwickelung, jene Einheit, die berufen ist, die gesammte Welt nicht mit den Waffen zu erobern, sondern moralisch zu beherrschen.

Alle Evolutionen der uns bekannten Menschheit haben sich auf diesem großen Binnenland vollzogen, das mehr denn alle anderen im Stande ist sich zu genügen.

Um sich der neuen Welt gegenüber zu behaupten, hat die alte Welt blos ihre Solidarität anzuerkennen und jene Cultur, die infolge der Verschiebung der Massen von Ost nach West und deren Stauung auf einem engen Raum entstanden ist, auf welchem man sich gegenseitig zu vertragen lernen mußte, jetzt von West nach Ost zu tragen und die Assimilirung ihrer Völker von Nachbar zu Nachbar etappenweise durchzuführen.

England, durch das Meer gegen die Angriffe jedweder Landmacht geschützt und durch seine mächtige Flotte in die Lage versetzt, sich zur See in allen Weltgegenden zu behaupten, ist sowohl von der alten, als auch von der neuen Welt materiell völlig unabhängig und kann die Reihenfolge seiner Assimilirung nach Gutdünken feststellen.

Sich dieser Evolution völlig zu entziehen und in der great isolation zu verharren, vermag aber auch dieser politisch und ökonomisch so hoch entwickelte Staat für die Dauer nicht.

Wenn Max Müller (Oxford) als Argument für die Assimilirung Englands mit Amerika behauptet, daß Blut stärker sei als Wasser*), en parenthèse, keine allzu neue Theorie, so gestatten wir uns als Argument für die Assimilirung mit dem europäischen Continent die Behauptung aufzustellen, daß die Erinnerung erfolgreichen Zusammenwirkens stärker ist als Blut.

Und England hat Jahrhunderte über mit dem europäischen Continent zusammengewirkt; ein Blick auf die Weltkarte bezeugt, mit welchem Erfolge. Die Kaiserin von Indien ist groß, weil sie Königin ist des kleinen europäischen England. Der Assimilirung mit seinen continentalen Genossen kann und wird England sich nicht entziehen, sobald dieser Continent in irgend einer Form als organische Einheit erscheint.

Die Yankees mögen noch so zur Familie gehören, sie spielen blos die Rolle jüngerer Söhne, die berufen sind, die dort drüben erworbenen Schätze dem Mutterlande zuzuführen.

Als gleichberechtigte, natürliche Alliirte betrachtet der Europäer doch nur den Europäer. Die Trennung durch den Canal ist geringer als jene durch den atlantischen Ocean, und in letzter Analyse spielt, wie wir des

---

*) Deutsche Revue (Aprilheft).

Oefteren behauptet haben und immer wieder behaupten, die Nachbarschaft die gewichtigste Rolle.

Der in der Gruppirung der alten Welt zunächst heranzuziehende Welttheil ist Afrika, das ja geographisch auch kaum von der alten Welt getrennt ist und zum Theil immer zu dieser gezählt hat.

Morgen bereits kann die Weltlage, d. h. die Gruppirung je nach der leichtesten Vertheidigung des gemeinsamen Bodenbesitzes, durch die Entwicklung der Luftschifffahrt gründlich verrückt werden. Dies aber ist Sache des morgigen Tages und hat unsere Nachkommen zu beschäftigen.

Heute bieten die großen Continente jene Einheiten, die gegen fremden Andrang am leichtesten vertheidigt werden können. Die natürliche Assimilirung hat sich somit in erster Linie auf diesen zu vollziehen.

So lange ein Continent nur durch Seeschiffe angegriffen werden kann, wird er immer im Stande sein, jede Invasion abzuwehren. Hierzu gehört nur Eines, und das ist: im richtigen Ueberblicke des Horizonts von heute sich nicht durch die Wolken von Horizonten der Vergangenheit auf uns vererbter, einst wahrer, heute falscher Auffassungen beirren zu lassen.

Die Weltherrschaft nur im Wege der Association möglich.

Die Weltherrschaft ist heute nur mehr im Wege der Association zu erlangen, und diese Association hat eine streng defensive zu sein.

Dies Princip angenommen und streng consequent durchgeführt wird der Gesammtheit dienen wie der Einzelentwicklung; dessen Nichtanerkennung hingegen wird den fortschrittlichen Gang im Sinne der Vorsehung einige Zeit hemmen, sowie die Anwendung des Privaterbrechtes auf den Staat ihn Jahrhunderte über gehemmt hat.

Vortheil aus der unleugbaren Richtigkeit dieses Princips werden aber auch heute schon jene Machthaber der Erde ziehen, die sich nicht dagegen auflehnen.

Heute huldigen dem Princip der Assimilirung mit dem nächsten Nachbar die Mächte des Dreibundes. Jede Macht, die bereit ist, sich diesen anzuschließen, kann jeden Augenblick des gemeinsamen Segens theilhaftig werden, der sich in weit erhöhter Selbstbestimmung äußern wird.

Um eine Machtfrage, ja um die Weltmachtfrage handelt es sich hier, für deren Erlangung es der Mühe lohnen würde, der Kirchthurm-Streitigkeiten vergangener Zeiten zu vergessen.

Was hat im Vergleich zu dieser die Rückeroberung Elsaß-Lothringens für Frankreich zu bedeuten!

Für Deutschland bedeutet der Besitz dieser Länder allerdings eine leichter zu vertheidigende Grenze und die Constatirung seiner Auferstehung;

für Frankreich könnte deren Rückeroberung höchstens ein Balsam für die verletzte Eitelkeit und das Mittel sein, um die glücklich überstandene Napoleonische Prestige-, recte Bluff-Politik wieder aufkommen zu lassen.

Zu weit größerer und bleibenderer Genugthuung könnte diesem schönen Reiche das Bewußtsein dienen, mit dem Dreibund vereint, den Angriffen der gesammten Außenwelt trotzen zu können!

Daß Rußland geneigt ist, dem Dreibund bei- oder doch gewiß nicht entgegenzutreten, hat die Anregung der Friedensconferenz bewiesen.

Es wäre schwer, sich dieser Wahrheit zu verschließen.

Daß der Gedanke der Friedensconferenz in Rußland reifen konnte, ist unstreitig die Folge des Dreibundes. Durch seine Unangreifbarkeit hat der Dreibund eine Friedensära inaugurirt und kann die natürlichen Consequenzen seines Bestandes nur mit Freuden begrüßen.

Sympathie.

Alles bisher Gesagte bezieht sich auf die Vernunft. Nun kommen wir auf den zweiten großen Factor menschlicher Entwicklung zu sprechen, auf die Empfindung.

Die gesellschaftliche Entwicklung ist in einem ewigen Kreislauf festgebannt. Der ungebundene Wille der wenigen Starken unterwirft die vielen Schwachen, bis der verbundene Wille der Schwächeren ihn endlich übermannt. Nun wird dieser verbundene Wille der Schwächeren zum Tyrannen, den nur das Emporkommen eines überlegenen individuellen Willens brechen kann.

Diese oft Jahrhunderte währende Evolution ist aber der Arbeit des Maulwurfs und der Ameise vergleichbar. Maulwurf und Ameise bauen in zähem Festhalten an der beschränkten Aufgabe ihr Reich, das der Fußtritt eines darüber hinwegschreitenden Ungeheuers, eines Elephanten oder eines Schafes, mit einem Schlag vernichtet.

Der allen Geschöpfen der Erde überlegene Mensch ist berufen, seinen höheren Organismus zur Gründung eines Reiches zu verwerthen, das im Stande sei, sich des Fußtritts eines vorüberziehenden Ungeheuers zu erwehren.

Damit es aber den Lenkern der Menschheit gelinge, die Massen zur Schaffung und Erhaltung dieses Reiches zu vermögen, müssen sie den Massen das Bestehen dieses Reiches als wünschenswerth erscheinen lassen.

Es ist ein eitles Beginnen der Denker, die Menschheit nur durch den Kopf regieren zu wollen.

Mit dem Kopf kann man deductiv rechnen, handeln hingegen kann man nur inductiv, unter dem Einflusse der Empfindung.

Die Massen denken nicht, jedenfalls nicht richtig, aber sie empfinden immer.

Und die Empfindung ist und bleibt in menschlichen Dingen unter allen Verhältnissen die Hauptsache; denn nur die Empfindung macht glücklich oder unglücklich.

„Glücklich sind die Einfältigen, denn ihrer ist das Reich Gottes." Und die Massen sind immer einfältig. Das Reich Gottes bedeutet für die Massen entweder das Reich der Gegenwart, oder jenes der Zukunft. Nach letzterem richten sich sehnsuchtsvoll ihre Blicke erst, wenn ihnen das Reich der Gegenwart, das Reich der herrschenden Minorität von heute, nicht behagt.

Es behagt ihnen aber kein Reich, in dem sie sich unsicher fühlen. Unsicher fühlt sich Jener, der nicht auf den guten Willen, die Gerechtigkeit und die Kraft seines Lenkers bauen kann.

So lange er diesem vertraut, besteht seine Sehnsucht nach dem Reiche Gottes in nichts Anderem als in der Erhaltung der Gegenwart.

Auf jedem Erdenpunkt giebt es glückliche Menschen.

Das Menschenglück ist blos von Einem bedingt, von der Sorglosigkeit.

Den Massen Sorglosigkeit zu geben ist die einzige Aufgabe der herrschenden Minoritäten.

Sorglosigkeit aber ist vom Vertrauen bedingt.

Vom Vertrauen zur Liebe ist nur ein Schritt, von der Liebe zum Opfermuth abermals nur einer.

Wer seinem Führer vertraut, liebt ihn, wer ihn liebt, will ihm auch dienen, ihn erhalten.

Dies ist nicht Sache des Kopfes, sondern des Herzens.

Selbst ein Scheusal wie Cäsar Borgia wurde nach seinem tragischen Ende von der Bevölkerung der Romagna aufrichtig betrauert, weil er zwar rücksichtslos, grausam und perfid dem Gegner gegenüber, seine Schützlinge gerecht, vorsorglich und energisch regiert hat. Les peuples sous lui ne connurent plus d'arbitraire*).

Aus einfachem Instinct der Selbsterhaltung hat somit die herrschende Minorität die Empfindung der beherrschten Massen nicht blos zu schonen, sondern auch zu entwickeln.

Glücklich ist, wer sich einbilden kann, in seiner Einzelexistenz gesichert zu sein und nicht nutzlos zu leben. Diese Empfindung muß gepflegt werden, und wenn sie nicht Einbildung ist, sondern den Thatsachen entspricht, dann ist sie auch die mächtigste Schutzwehr der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung.

Bei den Massen kann man nur auf Empfindungen rechnen, bei den herrschenden Minoritäten auf den Kopf. Merkwürdiger Weise geschieht gewöhnlich das Gegentheil. In der Beurtheilung der Stellungnahme

*) Les Borgia, par Charles Yriarte.

zu einer kommenden Frage zählt man meist auf den Kopf der Massen und auf die Sympathien oder Antipathien der Minoritäten.

Auch bei Letzterem darf man des Herzens nicht ganz vergessen, aber dieses tritt doch gewöhnlich in den Hintergrund, sobald es sich um deutlich erkennbare Interessen handelt.

Nur durch Empfindung können die Massen bewegt werden, und was ist seitens der Machthaber gewöhnlich geschehen? Die Empfindung der Massen wird vernachlässigt verletzt oder in falsche Bahnen geleitet. Bedarf man ihrer im Augenblick der Gefahr, dann appellirt man statt an die Empfindung, die man fühlt vernachlässigt, verletzt oder in falsche Bahnen geleitet zu haben, an den Kopf und bringt hiermit eine Kraft in Bewegung, die nur Unheil anrichten kann.

Das Denken ist ihnen fremd, und überrascht vom Appell an eine Kraft, von deren Vorhandensein sie keine Ahnung hatten, bedienen sie sich ihrer zum eignen Schaden und zum Schaden der Gesammtheit.

Nicht mit dem Kopfe der Massen hat man zu rechnen und nicht mit dem Herzen der herrschenden Minoritäten, sondern umgekehrt.

Von den großen Staaten der Gegenwart und der nächsten Zukunft haben jene Aussicht auf längere Dauer, deren Organisation einer größeren Anzahl von Menschen mehr Freude am Dasein zu sichern vermag.

Friedliche Stimmung von heute.

Bei genauer Untersuchung des Horizontes von heute werden wir erkennen, daß sowohl das Herz der Massen, als auch der Kopf der herrschenden Minoritäten der Anbahnung einer Aera des Friedens günstig sind.

Das Herz der Massen darum, weil ihre Lage heute kaum irgendwo wirklich unerträglich ist. So ziemlich in aller Herren Länder wird ihnen die Möglichkeit geboten, sich zu Hause ehrlich zu ernähren oder dorthin zu ziehen, wo ihre Arbeit mehr gebraucht, daher besser entlohnt wird. Gar mancher tüchtige Arbeiter der alten Welt hat sich dieser Freizügigkeit dazu bedient, um in fernen Welttheilen gerade so viel zu erwerben, als er brauchte, um, in das theure Vaterland zurückgekehrt, dort einen gesicherten Hausstand zu gründen.

Was der, auf der väterlichen Scholle in ihrer Existenz gefährdeten individuellen Kraft einst die Kriegszüge verschiedener großer und kleiner Mächte boten, die Möglichkeit, durch das Einsetzen der vollen Energie, ja des Lebens, Reichthum zu gewinnen; das bietet ihnen heute die Nachfrage nach Arbeitskraft, die irgendwo jederzeit das Angebot übersteigt.

Zu Hause mag das Gegentheil der Fall sein, so wie dies einst bezüglich wehrfähiger Männer hier und dort der Fall war, aber durch den, auf die gesammte Erde ausgedehnten Horizont von heute und durch die Leichtigkeit, jeden seiner Punkte zu erreichen, kann das Gleichgewicht zwischen Nachfrage und Angebot überall hergestellt werden.

Dem friedlichen Broderwerbe, ob in der Heimat, ob in der Fremde, gehen die Massen heute auch schon darum lieber nach, als dem Kriegshandwerke, weil ersterer dem Glücksspiele ein weiteres Feld eröffnet als letzteres.

Wie es von den vielen Landsknechten der Vergangenheit nur einem geringen Bruchtheile beschieden war, mit Schätzen beladen heimzukehren, so ist dies auch bei den Arbeiterschaaren von heute der Fall. Aber der fremde Kriegsdienst hat aufgehört Anziehung zu üben, seitdem er nicht mehr Beutezüge bedeutet, mit dem Rechte zu plündern und zu sengen; seitdem das Kriegshandwerk zu einer mühevollen, geregelten, ernsten Kunst geworden ist, mit wenig Aussicht auf leichten Gewinn.

Auch ist der Kampf um's Dasein heute mit so mannigfacher Tragik saturirt, daß man nicht erst des Krieges bedarf, um die nüchternen Alltagsgerichte mit der Nachricht fremder Leiden zu würzen.

Auf nahezu allen Punkten der bewohnten Erde wird es dem Individuum möglich, in die Reihen einer Heerde zu treten und sorglos von der Hand zum Munde zu leben; wer es aber vorzieht, sein Schicksal selber in die Hand zu nehmen und, der eigenen Energie vertrauend, auf Abenteuer auszugehen, bedarf hierzu heute nicht mehr des Krieges, tausend andere Mittel stehen ihm zu Gebote, um eine bevorzugte Stellung zu erringen.

Uebrigens hat durch die vielseitig eingeführte allgemeine Wehrpflicht auch die Nachfrage nach fremden Kriegsknechten abgenommen.

Daß die in der Heerde aufgehenden Massen heute friedlich gesinnt sind — wie immer — braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Alles, was diese wünschen, ist, in gewohnter Regelmäßigkeit vom Stalle zur Weide, von der Weide zum Stalle getrieben zu werden. Das Gebahren der Wölfe war ihnen jederzeit ein Gräuel, außer wenn sie sich gegenseitig zerfleischten.

Der Kopf der herrschenden Minoritäten ist heute dem Frieden aus dem Grunde gewogen, aus welchem er es immer war, sobald er es war aus dem Erkennen der Gefahren des Krieges.

Wie ungünstig für die Menschheit es auch klingen mag, aber es muß constatirt werden, daß sie immer blos dann freudigen Herzens den Kriegspfad betrat, wenn sie der Ueberzeugung war, den Sieg zu erringen, und zwar um desto freudiger, je leichter dieser Sieg erschien.

Daß die Berechnung auch falsch sein konnte, beweist das jeweilige Unterliegen eines der Gegner.

Niemals aber war auch nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung bezüglich des Ausganges schwieriger als heute.

Durch den in's Unendliche ausgedehnten Horizont lassen sich alle Factoren erkennen, die auch nur ein localer Krieg mit in's Spiel bringen könnte, und diese Factoren sind so zahlreich und mannigfach, daß es fast unmöglich wird, sie richtig abzuwägen.

Auch der kleinste Brand kann zum Weltbrande werden, und Niemand fühlt sich diesem gegenüber gesichert.

Allerdings zieht man auch ohne Siegesbewußtsein in den Kampf, wenn man muß, wenn man in seiner Existenz bedroht wird. Wo aber ist dies heute der Fall?

Die Fortschritte auf politischem Gebiete und jene der Kriegskunst haben den Angriff erschwert, die Vertheidigung hingegen ungemein erleichtert.

Eine jede Großmacht von heute ist einer fast uneinnehmbaren Festung zu vergleichen, an welcher selbst der stärkere Gegner Gefahr läuft, zu zerschellen.

Die Gefahren des Angriffskrieges lassen diesen, die Sicherheit gegen feindliche Angriffe lassen den Vertheidigungskrieg aus Verzweiflung täglich überflüssiger erscheinen.

Nicht materiell unmöglich ist heute der Krieg, wie Manche behaupten, auch moralisch ist er es nicht; denn wer sich im Recht fühlt und seine Kräfte durchaus gegen jene Anderer erproben will, ist hierzu berechtigt und kann nicht daran gehindert werden.

Aber der Kopf der herrschenden Minoritäten kann sich stündlich weniger der Wahrheit verschließen, daß sich gegenseitig bekämpfen so viel heißt, wie sich selbst aus dem Wege räumen, um Kräften Platz zu machen, deren Herrschaft Umsturz bedeutet.

Mit Recht wird die rohe Gewalt „ultima ratio“ genannt, heute giebt es aber so viele Mittel der Selbstbehauptung, daß kaum mehr an dieses letzte Mittel appellirt zu werden braucht.

Internationalisirung nationaler und Nationalisirung internationaler Kräfte.

Zwei Parallel-Bewegungen werden dem Auge heute deutlich, die Internationalisirung nationaler und die Nationalisirung internationaler Kräfte.

Jede innerhalb des Staates bestehende Genossenschaft protestirt gegen die Beschränkung ihrer Thätigkeit durch die Landesgrenzen. Wissenschaft, Kunst, Industrie und Handel, zu Hause gepflegt und über die eigene Nachfrage entwickelt, streben nach Zulassung in der Außenwelt. Sie suchen für ihre Producte fremde Absatzgebiete zu gewinnen.

Da dieses allseitige Bestreben vom Erfolge gekrönt ist, hat sich durch den internationalen Austausch heimischer Werthe ein Weltmarkt gebildet, auf welchem Kräfte zur Entwicklung gelangten, die einen vorwiegend internationalen Charakter tragen.

Durch den Austausch aller nationalen Errungenschaften auf dem Gebiete von Wissenschaft und Kunst ist eine internationale Cultur, durch den Austausch der nationalen Rohproducte und Industrie-Artikel ein internationales Capital entstanden.

Die internationale Cultur und das internationale Capital sind aber Kräfte, durch welche sich die einzelnen Völker in ihrer staatlichen Selbstständigkeit bedroht sehen. Hieraus entspringt naturgemäß der Wunsch, sich dieser Kräfte zwar nach Möglichkeit zu bedienen, das heißt, sie zu nationalisiren, zugleich aber zu verhindern, daß sie zu einer obersten Universalmacht gelangen.

Eine universale Kornkammer, aus welcher ein Jeder nach Bedarf schöpfen könne, ist einem Jeden ganz recht.

Aber gegen die Befugniß der Beherrscher dieser Kornkammer, sowohl die Zufuhr als auch die Ausfuhr willkürlich zu beschränken, sträubt sich der berechtigte Selbsterhaltungstrieb der Einzelnen.

Wenn die auf verschiedenen nationalen Universitäten herangebildeten Männer der Wissenschaft sich zu einer internationalen Phalanx verbinden und von der Höhe ihrer Gesammtcultur jede nationale Culturentwickelung nach Gutdünken fördern oder unterdrücken, so bäumt sich das nationale Selbstgefühl auf und trachtet nach Befreiung von dieser tyrannischen Macht.

Die einzelnen Völker streben somit darnach, das nationale Capital und die nationale Cultur auf den Weltmarkt zu werfen und das auf diese Art geschaffene internationale Capital und die internationale Cultur zu monopolisiren; während das internationale Capital und die internationale Cultur ihrerseits darauf bedacht sein müssen, für ihre Machtbethätigung einen natürlichen Boden zu gewinnen, den einen oder den anderen Staat zu beherrschen und durch diesen die Herrschaft über die gesammte Culturwelt zu behaupten.

Das Endziel ist dasselbe, nur der Ausgangspunkt ist ein anderer.

Sowohl die nationalen als auch die internationalen Kräfte streben nach Assimilirung, die Einen von innen heraus, die Anderen von außen hinein. *Der Staat hat sich gegen beide Bewegungen zu behaupten;* er hat die internationale Tendenz heimischer Kräfte zu zügeln, die angestrebte Herrschaft der internationalen Kräfte über seine Angehörigen zu bekämpfen.

Beider Bewegungen Herr kann der Staat aber nur werden, indem er sich an ihre Spitze stellt.

Wenn die Massen der Staatsangehörigen in der Staatsmacht jene Kraft erblicken, die am meisten geeignet und gewillt ist, ihrem nationalen Capital und ihrer nationalen Cultur den Weltmarkt zu eröffnen; wenn das internationale Capital und die internationale Cultur erkennen, daß sie ohne Anerkennung der staatlichen Oberhoheit nicht in dessen Lager eindringen können, *dann beherrscht die Staatsmacht die Massen durch das*

Herz, die herrschenden Minoritäten des internationalen Capitals und der internationalen Cultur durch den Kopf.

In ihrer mächtigsten Empfindung geschmeichelt, werden die Völker der Staatsmacht enthusiastisch zujubeln, wenn diese sich als Trägerin nationalen Reichthums und nationaler Cultur erweist; das internationale Capital, die internationale Cultur aber werden sich, wenn auch murrend, in ihr Schicksal ergeben und trachten, mit der Staatsmacht in ein Bündniß zu treten.

Durch nichts werden die Massen in solchem Maße in der Sklaverei erhalten, als durch Cultur und Capital. Will der Staat nicht abdiciren, so darf er die Ausübung dieser Sklaverei keiner fremden Macht gestatten, er muß sich mindestens deren Vermittlung unbeschränkt erhalten.

Am Staate liegt es, das nationale Capital und die nationale Cultur nach außen zu vertreten; am Staate liegt es, zu hindern, daß seine Angehörigen von ihm, durch das internationale Capital und die internationale Cultur, emancipirt werden.

Der Staat darf weder zugeben, daß seine Angehörigen in das Götzenthum des heimischen Capitals und der heimischen Cultur verfallen und diese der gesammten Welt gewaltsam aufdrängen wollen; noch darf er sich dazu hergeben, ein blindes Werkzeug des internationalen Capitals und der internationalen Cultur zu werden.

Je enger das Band zwischen den bestehenden Staaten der Culturwelt sich knüpft, zu je ausgedehnteren Machtgruppen mit leicht zu vertheidigenden Grenzen sie miteinander verschmelzen, um desto sicherer wird es ihnen gelingen, sich und die Ihren gegen die Vergewaltigung durch nationale und internationale Kräfte zu vertheidigen.

Sowohl die nationalen, als auch die internationalen Kräfte können dem Staate nur dadurch gefährlich werden, daß die herrschenden Minoritäten sich aus selbstischen Zwecken mit einer von beiden oder mit beiden zugleich verbinden.

Entweder um sich zu Hause mühelos am Ruder zu erhalten, oder um die zu Hause ausgeübte Macht durch Gewalt über die Grenzen des Staates hinauszudehnen, appellirte so manche herrschende Minorität bald an den Chauvinismus der von ihr beherrschten Massen, bald an die Universalitäts-Aspirationen der internationalen Kräfte und schuf sich hierdurch gefährliche Concurrenten.

Der nationale Chauvinismus bedroht die Staatsmacht und dadurch den Staat selbst, indem er in Selbstvergötterung verfällt und bestrebt ist, den Staat zum Werkzeuge seines kurzsichtigen, rücksichtslosen Egoismus, seines Größenwahns zu machen; die internationalen Kräfte bedrohen den Staat, indem sie die Staatsmacht veranlassen, ihnen einen directen Einfluß auf die Massen einzuräumen. Sowohl der nationale Chauvinismus als auch das internationale Capital und die internationale Cultur entwickeln

sich zu einer Kraft, die, als Staat im Staate, die Staatsmacht in den Hintergrund zu drängen droht.

Sobald aber die Machthaber der Erde erkennen, daß ihre internationale Solidarität sie am besten gegen nationale wie internationale Uebergriffe schützen kann; sobald sie begreifen, daß hierin auch die Möglichkeit liegt, die inneren Kräfte des Staates zu entwickeln und durch Tauschhandel geltend zu machen; daß sie streng national, d. h. staatlich bleibend, die einzigen Vermittler des Individuums mit der Menschheit zu sein berufen sind; sobald sie schließlich die ungeheueren Gefahren zu beurtheilen vermögen, die sie und ihre Völker bedrohen, wenn sie statt der Assimilirung dem Kriege Aller gegen Alle fröhnen; müssen sie im Interesse der Selbsterhaltung sich mit allen jenen zu einer einheitlichen Macht zu verbinden trachten, **deren gesammter Grundbesitz gegen äußere Feinde zu vertheidigen ist, und dies sind die Staaten jedes von großen Meeren begrenzten Continentes.**

Die Monroe-Doctrin, auf jeden großen Continent richtig, d. h. nicht aggressiv angewendet, hat, in Verbindung mit jener der offenen Thüren, das allein seligmachende Dogma des heutigen Tages zu sein.

Wie die Staaten zu der continentalen Einheit gelangt, gegen kriegerische, ökonomische und politische Attentate der Anderen gesichert, von diesen jedoch durchaus nicht isolirt, sich in aller Ruhe der weiteren culturellen Entwicklung widmen können, wird dies auch im kleinen Kreise der Gemeinde der Fall sein.

Je gesicherter in seiner Existenz sich auch der Einzelne fühlt, umso weniger ist er zu gewagten, abenteuerlichen Unternehmungen geneigt.

Das „Alles für Alles einsetzen“ ist nur Folge der Verzweiflung, die ganze Zukunft auf eine Karte setzen will nur, wer seines morgigen Tages, ja auch des heutigen nicht sicher ist.

System der gegenseitigen Versicherung.

Schon ist die Stimmung der Massen **mehr auf das Berechnen gerichtet, als auf das Spiel.** Der ungeheuere Aufschwung des Versicherungswesens beweist dies deutlich. Während einst im fatalistischen Vertrauen auf das blinde Glück Niemand daran dachte, einen Theil seines Einkommens auf die Sicherstellung des übrigen zu verwenden, ist hierzu **heute** Jedermann bereit. **Man hat vor nichts größeren Abscheu als vor der Möglichkeit, durch irgend eine Katastrophe mit einem Schlage seiner ganzen Habe verlustig zu werden.**

Um dieser Gefahr zu begegnen, begnügt man sich lieber mit einem sichergestellten Theile seines Einkommens und ist gerne bereit, einen regelmäßigen Tribut hierfür zu entrichten.

Und dieser Zug ist ein deutliches Zeichen der Assimilirung, welche wir als die große Evolution des Heute bezeichnen.

Die Anerkennung der Solidarität mit irgend einer Gruppe von Zeitgenossen ist durchaus nicht neu, neu sind nur die Proportionen, in welchen sie sich vollzieht. Während sie sich einst auf die Familie, den Stamm, die Gemeinde, im besten Falle auf den Staat bezog, bildet heute die gesammte Culturwelt ihren Schauplatz. Eine amerikanische Versicherungsgesellschaft hat heute in jedem Staate der Culturwelt ihre Succursale.

Müssen nicht die herrschenden Minoritäten schließlich auch zu der Einsicht gelangen, daß ihre Existenz, wie jene der von ihnen regierten Genossenschaft, gleichfalls am besten durch eine wechselseitige Versicherungsgesellschaft erhalten werden können?

Diese Versicherungsgesellschaft zu gründen ist die Aufgabe von Heute; die Haager Friedensconferenz war die erste laute Proclamirung eines allseitig längst empfundenen Bedürfnisses.

Die neue Gruppirung.

Ein eigenthümliches Bild in der Gruppirung der Menschheit aller Zeiten bildet die anscheinende Verschiedenheit der Basis, auf welcher sie sich vollzog.

In Wirklichkeit war sie immer instinctiv auf Erlangung größerer Sicherheit und größerer Selbstbestimmung gerichtet, demzufolge auf Anlehnung an Kräfte, die geeignet schienen Beides zu gewähren.

Wo solche Kräfte sich materiell behauptet haben, übten sie eine natürliche Anziehung aus, der die Massen niemals widerstehen konnten. Es war dies der sogenannte Strom der Zeiten, getragen durch die täglich anschwellende öffentliche Meinung, die einer Lawine gleich in's Unendliche anzuwachsen schien. Und dennoch sehen wir solche Lawinen an irgend einem unansehnlichen Felsblock plötzlich zerstäuben.

Die Massen üben durch ihr Gewicht eine anscheinend unüberwindliche Gewalt aus, aber dies Gewicht kann ihren Mangel an Härte nicht ersetzen.

Begegnen sie einem noch so geringen Hindernisse von größerer Consistenz, das sie nicht mit sich fortreißen können, so werden sie nicht nur in ihrem Laufe aufgehalten, sondern ihre Kraft muß an diesen sogar unerbittlich zerschellen.

Ein solches Hinderniß bot der in Fluß gerathenen allgemeinen, aber nur mechanischen Bewegung jederzeit der höhere Gedanke, der Ausdruck höherer Moral.

Die unüberwindliche materielle Macht der persischen Autokratie zerschellte bei Marathon am Principe der autonomen Freiheit; das weltbeherrschende römische Cäsarenthum am Kreuze des göttlichen Märtyrers, der für das weltumfassende Princip der Menschenrechte verblutete.

Der locale und der universale Freiheitsgedanke sind jene Klippen, an welchen jede, anscheinend noch so unüberwindliche materielle Macht scheitern muß, sobald sie ihrer vergißt, weil Freiheit, d. h. selbstständige Willens-

bethätigung, jenes heilige Gut ist, mit dessen Erstreben der Mensch geboren wird; es ist dies der göttliche Funke, der jederzeit angefacht werden kann, und, einmal zur Flamme geworden, den Weltbrand entzündet.

Das Freiheitsbedürfniß im Menschen ist unerschütterlich und unüberwindlich, zugleich aber unglaublich bescheiden. Ursprünglich beschränkt es sich auf den Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb. Wer diese beiden ungehindert befriedigen kann, verlangt höchstens nach der Sicherstellung ihrer Befriedigung am morgigen Tage. Unbescheiden, ja unbegrenzt wird das Freiheitsbedürfniß des Menschen erst dann, wenn ihm die Möglichkeit benommen wird, die Selbstbestimmung in diesen bescheidenen Grenzen zu üben.

Die Ausschreitungen des Freiheitsdranges sind immer nur eine Reaction gegen die Ausschreitungen der Gewalt. Im Kampfe gegen diese haben sich Gruppirungen der Menschheit vollzogen, wie sie kaum phantastischer gedacht werden können.

Um der passiven Sklaverei zu entgehen, d. h. um in der Befriedigung des Erhaltungs- und Fortpflanzungstriebes nicht gehindert zu werden, hat der Mensch sich in active Sklavereien begeben, wie sie nicht absurder gedacht werden können.

Um sich von einem Herrn zu befreien, dessen Wohlwollen er aufgehört hat Vertrauen zu schenken, diente er mit begeistertem Opfermuth imaginären Gewalten, deren Walten ihm nur darum sympathisch erschien, weil er sie eben nicht kannte.

Die jedem Menschen angeborene Empfindung des Rechtes zu leben, hat in ihm eine zweite Empfindung wachgerufen, jene des Bestehens einer höheren Kraft, die berufen ist, ihn zu vertheidigen. Je weniger die ihm bekannten Kräfte gewillt oder im Stande waren, ihm Schutz zu gewähren, um desto weiter schweifte sein Blick in der Suche nach höheren Kräften. Gegen die Ungerechtigkeit der Menschen schuf er sich Götzen, denen er willfährig Alles zu opfern bereit war, auch sich selbst. Sich aus freiem Willen aufzuopfern, ist eben die Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes, während dem Willen Anderer gemäß aufgeopfert zu werden, das Aufgeben jeder Selbstbestimmung bedeutet.

Erst durch langjährige, oft Jahrhunderte über gesammelte Erfahrung gewitzigt, entschließt sich der Mensch, einem Götzen den Rücken zu kehren, der seine volle Thatkraft in Anspruch nimmt, ohne ihn aus der passiven Sklaverei zu befreien.

Von einem Götzen zum andern sich wendend, die sich gegenseitig bekriegen und zerstören, gelangt der Mensch endlich zur Erkenntniß der Wahrheit, daß das individuelle Wohlergehen von nichts Anderem bedingt ist, als vom Wohlergehen der Gesammtheit; daß die göttliche Gerechtigkeit, an die er immer geglaubt hat, auch immer bestanden hat und ewiglich bestehen wird, daß diese aber blos eine Gruppirung gestattet, blos eine Gruppe zu vertheidigen gewillt ist, jene der gesammten Menschheit.

Daß nicht alle bestehenden Gruppen der Menschheit gleichzeitig zu dieser Wahrheit gelangen, liegt in der Entwicklungsgeschichte dieser Gruppen. Die Hinfälligkeit der verschiedenen Götzendienste ist noch nicht allenthalben erprobt.

Nur durch eigenen Schaden wird man klug, sagt das Sprichwort, worauf Bismarck bemerkt, er habe immer getrachtet, durch fremden Schaden klug zu werden.

Der große Unterschied zwischen gestern und heute liegt aber gerade darin, daß während dies gestern nur in seltenen Fällen möglich war, daß man ein Bismarck sein mußte, um darnach auch nur zu trachten, die Irrungen der Vergangenheit heute in tausend offenen Büchern Millionen von Menschen deutlich vor das Auge gebracht sind, daß somit Jedermann am Schaden Anderer klug werden kann, wenn er will.

Diese offenen Bücher aber sind das Verzeichniß aller Errungenschaften, aller Culturen der Erde; sie sind in allen lebenden und todten Sprachen verfaßt, daher allen Jenen zugänglich, die lesen können und wollen.

Lesen aber heißt nicht so viel wie Buchstaben bemeistern, sondern zu begreifen, was mit Buchstaben gesagt und verheimlicht worden ist.

Jedes Götzenthum bricht in nichts zusammen, sobald es gelingt, hinter sein Geheimniß zu kommen. Heute durchdringt die Leuchte der Oeffentlichkeit alle diese Geheimnisse.

Der Gott der Wahrheit hat sich niemals hinter Geheimnisse verschanzt, blos der blinde Götzenglaube hat ihn der Menschheit verhüllt.

Ein Götzenglaube war die unbegrenzte Selbstsucht des Einen, ein Götzenglaube war das unbegrenzte Vertrauen des Andern in Mächte, die ohne eigenes Zuthun die Bekämpfung der Selbstsucht Anderer besorgen würden.

Der Gott der Wahrheit gestattet Selbsthilfe und verlangt sie. Er gestattet aber nur die Vertheidigung und nicht auch den Angriff.

Dem Gotte der Wahrheit dient ein Jeder, der allein oder mit Anderen verbunden darauf ausgeht, sein Reich gegen die Eingriffe dort und da noch bestehender Götzen zu schützen. Auf je mehr Punkten des Erdballes dies gleichzeitig geschieht, um desto rascher und gründlicher wird das Reich der Finsterniß überwunden.

Ein jeder Einzelne mag in diesem Kampfe noch so sehr von Egoismus geleitet sein, im wohlverstandenen eigenen Interesse verbindet er sich mit allen Genossen, und es entsteht ein Egoismus, der in seiner Universalität dem idealsten Altruismus gleichkommt.

Die Gruppirung der Menschheit hat sich heute auf dem gemeinsamen Boden der gemeinsamen Cultur zu vollziehen, denn das gemeinsame Interesse ihrer Erhaltung und Entwicklung ist das höchste Interesse des Menschen und der Menschheit.

Die Völker, denen ein Dante und Ariost, ein Goethe und Kant, ein Shakespeare und Carlyle, ein Rousseau und Tocqueville, ein Tolstoi und

Dostojewsky entsprossen sind, können sich nicht ewiglich mißverstehen, ewiglich im Kriegszustande mit einander leben.

Nur Unkenntniß der allgemeinen Aspirationen, nur Irrthümer in Detailfragen, nur böser Wille jener, die gerne im Trüben fischen, konnte die Verständigung gestern noch hindern; heute aber kommen wir dieser mit jeder Stunde — bis auf Weiteres — um ein gutes Stück näher.

Des Optimisten Traum.

Es war gegen 2 Uhr Morgens. Die herabgebrannten Kerzen, das ausgegangene Feuer im Kamin mahnten mich, das Bett aufzusuchen. Doch fand ich keine Ruhe.

Geraume Zeit warf ich mich rastlos herum, verfolgt von einem Gedanken, der in mir zu dieser späten Stunde aufgestiegen war und mich unerbittlich festhielt.

Nicht mehr wach und nicht eigentlich im Schlafe, meinte ich einen Engel des Himmels sich mir nähern zu sehen, und schon erscholl göttliche Kunde von seinen Lippen:

„Der Herr hat den Wunsch Deines Herzens vernommen und ihm willfahrt. Für die Dauer eines Tages sei Dir hienieden göttliche Allmacht verliehen um den Preis Deines ferneren Lebens, das Du zu opfern bereit bist.

Erwache, verliere keinen kostbaren Augenblick; denn schon steigt die Sonne empor, den Schauplatz Deines kurzen Wirkens zu beleuchten."

Die Erscheinung war verschwunden. Ein mildes, wunderbar klares Licht erfüllte meine Seele und die Welt. Ueber und unter mir und rings um mich herum sah, hörte und empfand ich jedwede Regung im Bereiche des Erdballes. Das Gesammtleben war in mir concentrirt; Wahrnehmung und Entschließung, Entschließung und Ausführung waren Eins. Die Gesammtbewegung hielt Schritt mit den Schlägen meines Pulses.

Ich lebte das Leben der Menschheit und fühlte dennoch als Mensch.

Ununterbrochen, ungehindert und glatt floß der Strom der Zeiten durch mich und ich mit diesem dahin.

Jeder gesunde Keim entwickelte sich zum selbstständigen Leben; kampflos entschwand das Ueberlebte der Wahrnehmung. Nirgend ein nutzloses Ringen, nirgend Empörung gegen das unabweisliche Schicksal.

Wie das Allgemeine erbarmungslos dahinschritt, unbekümmert um das Einzelne, so war auch meinem Herzen jede Regung der Sympathie entschwunden für Alles, woran es einst mit menschlichem Eigensinn gehangen.

Vermochte ich denn weder zu lieben noch zu hassen? War in mir jedes Mitleid erstorben für die Leiden der Schwachen? Hat das Bewußt-

sein der Allmacht in mir den einstigen Drang nach Wahrheit und Gerechtigkeit völlig erstickt?

Als einzelner Mensch meinte ich zuweilen den Himmel stürmen zu sollen und nun, mit göttlicher Allmacht ausgestattet, schreite ich willenlos dahin, auf dem vom Schicksal vorgezeichneten Wege.

Doch nein! noch regt sich in mir die alte Kampfslust. Kein blindes Werkzeug des blinden Geschickes will ich sein, ich, der allmächtige Lenker des Erdballes. Nach wie vor streite ich gegen jene Elemente, die in anscheinend harmloser Passivität immer dorthin zu liegen kommen, wo sie ein Hinderniß sind für die fortschrittliche Bewegung.

Nicht beschleunigen will ich die allgemeine Entwickelung zum Bessern, ich will nur verhindern, daß andere Kräfte sie hemmen.

Noch fühlte ich mich als Anwalt meiner Clienten, aber deren Zahl hat sich unendlich vermehrt. Wenn ich einst meinte, die Sicherstellung der nächsten Zukunft meiner Familie, meines Stammes, meines Vaterlandes sei das höchste Ziel, für welches es sich lohnt, zu leben und zu sterben; wenn ich, mit diesem Ziele im Auge, nach göttlicher Allmacht strebte; wie engherzig und kurzsichtig erschien ich mir jetzt in meiner einstigen, wenn auch erweiterten Selbstsucht und den Mitteln, deren ich mich im Dienste dieser zu bedienen gedachte.

Nach göttlicher Allmacht verlangte ich im Wahne, es sei möglich, göttliche Allmacht zu üben, ohne durch göttliche Gerechtigkeit gebunden zu sein. Ich meinte zur Sicherung der Zukunft oder auch nur des morgigen Tages werde es genügen, die Meinen mit überlegener Kraft auszustatten. Wie eitel erschien mir jetzt dieser Wahn!

Wie wäre es möglich, auch nur die nächste Zukunft, auch nur weniger Lieben zu sichern, ohne mit der Gesammtheit zu rechnen; und welch teuflischer Dämon müßte jener Gott sein, der die unzähligen Millionen der Menschheit dem Wohlergehen, eigentlich blos der Bequemlichkeit, der Selbstsucht, der Selbstüberhebung eines Bruchtheiles derselben aufopfern würde.

Welch bestechliches Scheusal wäre dieser Dämon, ließe er sich durch Bitten, Schmeichelworte, Versprechungen, ja Opfer hierzu verleiten!

Ich meinte mich selbstlos, weil ich meiner vergaß; heroisch, weil ich meine Person dem vermeintlichen Wohle der Meinen zu opfern bereit war. Mit meinem Tode wollte ich göttliche Allmacht erkaufen, um sie auf das Menschlichste zu mißbrauchen. In ihren Besitz gelangt, muß ich erkennen, daß selbst die verdiente Bevorzugung meiner Sippe dieser nur dienen kann, wenn sie der Existenzberechtigung der übrigen Menschheit nicht widerspricht.

Auch jetzt fühle ich mich als Anwalt meiner Lieben, meine Lieben sind aber alle meine lebensfähigen Genossen.

* * *

Schon in der ersten Secunde meines Waltens machte sich ein großer Umschwung bemerkbar. Mich Eins mit der Gesammtheit fühlend, freute ich mich des Gesammtfortschrittes der Menschheit, den ich für den natürlichen Gang der Ereignisse hielt.

Diese gedieh einem gesunden Walde gleich. Jedwede Pflanze, hier die mächtige Eiche, dort der bescheidene Grashalm, entwickelte sich gerade in dem Maße der ihr innewohnenden Kraft und der Menge von Säften, die sie aus dem gemeinsamen Boden zu saugen vermochte. Aus Allem ersproß neues Leben, auch aus dem Tode. Keine Kraft wurde gewaltsam vernichtet, keine gewaltsam erhalten.

Ich übte Gerechtigkeit und vertheidigte keine vermeintlichen Rechte.

Ich erkannte, daß Recht nur Kraft bedeutet, aber eine Kraft, mit der niemals Mißbrauch geübt werden kann, weil Mißbrauch Schwäche ist, und Schwäche gleichbedeutend mit Auflösung.

Was sich erhielt, war Kraft und vertrug sich mit anderen Kräften.

Gegen zwei verbundene Kräfte wäre keine einzelne Kraft aufgekommen, ich aber war die Gesammtkraft, der Alle zu dienen hatten, indem sie sich selber dienten. Ohnmächtig gegenüber dem All und ungefährdet von seinem Nachbar, schloß sich der Eine vertrauensvoll dem Anderen an.

Nicht die Menschheit hatte ihre Gruppirung zu besorgen, diese vollzog sich nach den natürlichen Grenzen der von ihr besessenen Erde.

Jeder vom Meere umspülte Welttheil war eine Welt für sich, deren Bewohner, auf einander angewiesen, sie vereint möglichst wohnlich zu gestalten trachteten.

Aber auch die durch Meere getrennten Gruppen blieben sich gegenseitig nicht fremd. Das Meer bildete die natürliche Schutzwehr der Völker, nicht aber ein Hemmniß des gedeihlichen Zusammenwirkens.

Wo sich an einem Orte die Menschheit gestaut hat, bot das Meer bequeme Straßen, auf welchen der Ueberfluß nach wenig bevölkerten Gegenden ziehen, daher sich ausdehnen konnte, ohne Andere zu verdrängen. Die selbstständige Individualität der einzelnen Welttheile erlitt hierdurch keinerlei Einbuße. Blos der natürliche Austausch von Werthen wurde auch auf die Menschheit ausgedehnt, deren Arbeitskraft eben den werthvollsten aller Werthe bildet. Indem es der thatkräftigen, lebensfähigen Menschheit auf diese Weise möglich ward, sich über den bewohnbaren Erdball auszubreiten, war sie nicht gezwungen sich gegenseitig zu vernichten und der fortschrittlichen Entwickelung der Gesammtheit zu entziehen.

Allerdings blieb, wer sich auf der ererbten Scholle behaupten konnte, lieber daheim, dies aber war der Starke. Ich fühlte genug gethan zu haben, indem ich dem Schwachen neue Zufluchtsstätten sicherte; den Starken zu hindern, stark zu sein und sich im ererbten Boden von dessen Säften zu nähren, war nicht meine Sache. Ich mußte die Erde nehmen, wie sie

auf mich überkommen war, und nur darauf bedacht sein, den lebensfähigen Schwachen nicht gewaltsam zu vernichten.

* * *

Dies Alles waren Impulse, denen ich ebenso folgte wie die Gesammtheit. Die Erkenntniß ihrer Tragweite und Heilsamkeit verbreitete sich erst, nachdem sie erprobt war; aber die in Zug gebrachte Bewegung, durch keine feindliche Kraft gehemmt, schob die Menschheit unaufhaltsam vorwärts, den Kräftigen rasch, den Schwächlichen langsam. Wer nicht mitkonnte, fiel ab und verging; wer Andere trug oder sich durch Andere tragen ließ, gedieh; und Alles gab sich zufrieden.

Als ich für mich und die Meinen um's Dasein zu kämpfen hatte — dies war noch gestern der Fall, doch scheint eine Ewigkeit mich von jener Zeit zu trennen, — meinte ich auf Schritt und Tritt einem Feinde begegnen zu müssen, jeden Unbekannten betrachtete ich als solchen. Ich selbst wollte Niemandem Uebles, setzte dies aber von Jedermann voraus. Immer hörte ich sagen, der Mensch sei des Menschen unversöhnlichster Feind. Nun erkannte ich das Irrthümliche dieser Auffassung. Der Mensch wird nur aus Noth, aus Furcht oder aus Bequemlichkeit zum Raubthiere. Wo es ihm gestattet ist zu weiden, weidet er friedlich neben Anderen, und am liebsten dort, wo auch Andere weiden.

Zum Kampfe wird erst geschritten, wenn das Weideland versiegt.

Dem allgemeinen Bedürfnisse folgend, schuf ich mehr und mehr fruchtbare Triften, oder vielmehr, ich ließ die Menschheit welche schaffen. Von selber warf sich diese zunächst auf jene Thätigkeit, durch welche die Selbsterhaltung mit dem geringsten Kraftaufwande erreicht werden konnte, später auf jene, die den reichsten Gewinn versprach.

Kaum hatte ich es nöthig, der Menschheit die Wege zu weisen; erst fühlte sie die bequemste Bahn heraus, und später lernte sie selbe erkennen und lieben.

So vergingen die Stunden. Alles um mich herum grünte und blühte, Alles freute sich des heutigen Tages, weil das Morgen gesichert erschien.

Auch ich wiegte mich im Gefühle dieser Sicherheit; ich *hielt den friedlichen Fortschritt für ein Naturgesetz, das sich von selber vollzog.*

Erst als die Sonne dem Zenithe entglitten war, bemächtigte sich meiner ein gewisses Unbehagen. Ich begann Ermüdung zu verspüren und wurde mir jener Anstrengung bewußt, jener Anspannung der Willenskraft, der ich von Sonnenaufgange an unbewußt oblag.

Jetzt erkannte ich erst, daß *meine persönliche Energie* es war, durch welche alle Naturkräfte *künstlich* im Gleichgewichte erhalten wurden, daß ich sie verhinderte, miteinander in Conflict zu gerathen.

Die mir verliehene Allmacht war göttlich, doch ist ihr Träger Mensch geblieben, eine vergängliche Maschine, deren Triebkraft mit jeder Stunde abnehmen muß.

Schon regte sich allenthalben wieder eigenwillige, ungeduldige Selbstsucht.

Der Eine fühlte sich gedrängt, auch den geringsten Umweg zu verschmähen; geradeaus strebte er dem rasch in's Auge gefaßten Ziele zu, wenn auch über die Leichen jener, die ihm zufällig im Wege standen. Der Andere wieder scheute jede energische That und war bestrebt, zwischen den Starken hindurchzugleiten durch jede beliebige Lücke; gleichviel ob er die herrlichsten Blüthen, die goldigsten Früchte zertrat.

Störrige Kraft, gleißnerische List stellten sich mir in den Weg, seitdem mein allmächtiger Wille, durch sein Bestehen allein, sie nicht mehr im Keime erstickt hat. Ueberall war ich gezwungen, Gewalt anzuwenden, gerade jetzt, wo diese meinen zitternden Händen entglitt.

Wenige Stunden noch, und sie wie ich waren der Erde entschwunden.

Bekümmert blickte ich in die Zukunft.

Nicht um die Schwachen bangte es mir, in ihrer unzähligen Masse bleiben diese immer ein Element, mit dem gerechnet werden muß, wie wenig es auch selber rechnet.

Ich zitterte für die wenigen Starken, die immer geneigt sind, mit einander in Streit zu gerathen.

Jetzt erst erkannte ich die menschliche Einseitigkeit meiner Regierung; immer hatte ich unbewußt blos das Wohl der Starken im Auge.

Hier trieb ich sie vorwärts, dort zügelte ich sie und ließ sie erkennen, daß nichts im Stande sei sie zu überwinden als die Zwietracht im eigenen Lager und der Mißbrauch mit der gemeinsamen Kraft.

Ich wollte die Starken hindern, die Schwachen zu erdrücken, nicht aus Liebe zu den Schwachen, sondern um die Starken stark zu erhalten.

Noch vor wenigen Minuten fluchte ich dem parteiischen Dämon, dessen Hilfeleistung erkauft werden könnte. Bin ich heute nicht selbst dieser Dämon?

Wie anders lauten die Gesetze der Vorsehung, die ich zu später Stunde erkenne.

Wenn die Starken sich gegenseitig bekriegen, so geschieht dies, weil sie berufen sind, einander zu vernichten.

Der Schwache vermag nichts gegen sie, sie müssen sich selbst aus dem Wege räumen, um Platz für dessen Entwicklung zu machen.

Der allgemeine Fortschritt bedarf einer fortwährenden Verschiebung der Kräfte.

Einen Tag über gelang es mir, den Selbstmord der Meinen zu verhüten, muß ich mich mit diesem Bewußtsein begnügen? Bietet mir meine heutige Allmacht kein Mittel zur Sicherung des morgigen Tages?

Habe ich ein Kartenhaus errichtet, das durch den muthwilligen Hauch eines Kindes zerstört werden kann?

* * *

Und abermals erklang des Himmelsboten Stimme.

„Der Herr war zufrieden mit Deinem heutigen Walten, die Allmacht sei Dir auch für morgen gewährt.“

Hoch jubelte ich auf — doch nur für eine Secunde.

„Nein, Herr, Du schufest mich zum Menschen, und ein Mensch bin ich geblieben trotz der mir verliehenen Allmacht.

Nimm sie zurück, Du allein vermagst sie göttlich zu üben.

Du sorgst für das All, das Eins ist mit Dir. Mit diesem kann und mag ich nicht fühlen.

Ich kann und will nur für Jene sorgen, die sind; was werden wird, ist mir fremd. Wie ich es heute trieb, so würde ich auch morgen Mißbrauch üben mit Deiner göttlichen Allmacht.

Bei der Zerstörung dessen aber, was ich baute, mag ich nicht mitthun.

Wie groß mein Vergehen auch war, strafe mich nicht durch diese Verpflichtung.“

„Wohl denn,“ entgegnete der Engel. „Die Allmacht sei Dir entzogen, behalte aber das Leben. Der Herr will Dir vergönnen, des irdischen Lebens bis an dessen natürliche Grenze zu genießen. Es sei Dir gestattet, Dich des Werkes zu erfreuen, das Du opfermuthig und selbstlos in einem Tage geschaffen.“

„Auch das nicht, o Herr, besonders nicht das,“ rief ich verzweiflungsvoll aus.

„Lieber zehntausendmal sterben, als ohnmächtig mit ansehen zu müssen, wie mein Geschlecht die herrlichen Schätze von sich weist, die ich es zu sammeln vermochte.

Ich war bereit, mein Tagewerk mit dem Tode zu besiegeln, weil ich wähnte, dies Tagewerk sei ein Leben werth.

Jetzt aber flehe ich Dich an, o Herr, mich sterben zu lassen, damit es mir erspart bleibe, zu erkennen, wie unnütz dies Opfer war.

„So ziehe in Frieden dahin,“ sprach milde der Engel. Du irrtest nicht. Der Menschheit auch nur einen Tag gesichert zu haben, ist des Opfers vieler Menschenleben werth.“

* * *

Ein fernes Rauschen schallt an mein Ohr. — Mein brechendes Auge begegnet der nahenden Hochfluth.

Auf und ab, auf und ab steigen und senken sich die schäumenden Wogen in stetigem Wechsel.

Demuthsvoll erkenne ich hierin den Abschiedsgruß meines lieben, armen Geschlechtes, und — der Vorhang fällt.

Gutenberg
und die Bedeutung der Buchdruckerkunst.

Von
J. Nober.
— Mainz. —

„Körper und Stimme leihet die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt."
Schiller.

Im Augenblicke, wo sich die altehrwürdige Stadt Mainz rüstet, den fünfhundertsten Geburtstag des größten ihrer Söhne, Johannes Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunst, würdig zu begehen, dürfte es wohl angemessen erscheinen, Eingangs dieser dem Andenken des größten Wohlthäters der Menschheit gewidmeten Zeilen, die Aussprüche eines neueren bedeutenden Philosophen, Ludwig Noirés, auch eines Mainzer Bürgers, zu citiren, um den gewaltigen Fortschritt und Umschwung in unserem ganzen Culturleben vollauf zu würdigen, den die Typographie zu Beginn der Neuzeit gebracht hat. Ja, wohl mit mehr Recht als mit der Entdeckung Amerikas (1492) datirt man mit der Erfindung der Buchdruckerkunst den Beginn der Neuzeit etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts: Columbus hat uns einen neuen Erdtheil eröffnet, Gutenberg die ganze Welt erschlossen.

„Die Sprache ist der Körper, die Schrift das Werkzeug, die Typographie die Waffe des Gedankens," sagt Ludwig Noiré, der Verfasser mehrerer bedeutsamer philosophischer Werke, wie des „Werkzeugs," „Logos", „Ursprungs der Sprache und der Vernunft" u. a., und begründet obigen Ausspruch, wie folgt:

„Drei Momente von unvergleichlicher Wichtigkeit bezeichnen die größten Fortschritte in der Weltgeschichte, sofern die Geschichte unseres kleinen Planeten diesen stolzen Namen wirklich verdient.

Der erste war der Augenblick, da zuerst ein Laut, nicht mehr Ausdruck einer Empfindung, sondern mit einer objectiven, sichtbaren Vorstellung unlöslich verbunden, zur Bezeichnung der letzteren diente.

Da war der Ursprung der Sprache und Vernunft, der Eintritt des Menschen in die Weltgeschichte.

Der zweite war der Moment, da dieser bedeutungsvolle Laut selber durch eine sichtbare Vorstellung bezeichnet wurde und objective Dauer erhielt.

Da war der Ursprung der Schrift, nächst der Sprache des gewaltigsten Mittels der Tradition, des mächtigsten Bundesgenossen des Menschengeistes.

Die Verallgemeinerung dieser wunderbaren Kunst erreichte ihren Höhepunkt mit der Anwendung beweglicher Typen, mit der Buchdruckerkunst.

Da erst war es möglich geworden, daß nicht mehr Einer mit dem Andern, nicht mehr Auserwählte mit Auserwählten, sondern Alle mit Allen sich verständigen konnten."

Die erste Stufe der Menschwerdung so zu sagen erreichte das thierähnliche und wohl auch in wilden, regellosen Horden umherschweifende Geschöpf nach Ludwig Noiré mit dem Ursprung der Sprache und damit zugleich auch mit dem der Vernunft, die blitzähnlich in dem sprachbewußten Wesen aufleuchtete.

Uns hier auf Untersuchungen nach der Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechts des Weiteren einzulassen oder auch nur die verschiedenen Descendenztheorien der Naturforscher und Anthropologen hier der Reihe nach aufzuführen, liegt fernab von unserem heutigen Thema; da wir aber nach der Anschauung eines Mainzer Philosophen unsere eigentliche Menschwerdung mit dem Ursprung der Sprache und Vernunft datirt haben, so dürfte es vielleicht unseren Lesern interessant sein, die Ansicht Ludwig Noirés vom Ursprung der Sprache kennen zu lernen.

Nicht etwa aus Interjectionen beim Betrachten des Himmels und seiner mannigfachen staunen- und besorgnißerregenden Erscheinungen oder aus Empfindungslauten bei geschlechtlicher Annäherung, sondern bei der Vereinigung zu gemeinsamer Thätigkeit, wie zum Graben einer Grube oder zum Flechten eines schützenden Zeltdaches, entrangen sich nach Ludwig Noiré der Menschenbrust die ersten sympathischen Laute, die sich mit gegenseitiger Verständigung zur Bezeichnung der gemeinschaftlichen Arbeit, wie auch ihres Ziels oder Objectes, als erste Sprachwurzel fixirten. Nicht aus bloßen Ausrufen oder Schallnachahmungen kann sich der reichgegliederte Sprachorganismus entwickelt haben, sondern aus Verbal- und Nominalwurzeln, die dann aus Vor- und Nachsilben mit der Zeit die mannigfaltigen Wortformen erzeugten und weiter entwickelten. So die geistreiche Theorie Ludwig Noirés, die er nach Prüfung all der Anschauungen alter und neuer Sprachphilosophen in seinem Werke: „Ursprung der Sprache" verficht.

Hatten sich so nun die Menschen als Brücke zu gegenseitiger Verständigung die gemeinsam festgesetzte Sprache geschaffen, so war ein weiterer Fortschritt ihrer Culturentwicklung die Fixirung der Laute durch äußerlich festgestellte und allgemein anerkannte Schriftzeichen, gewissermaßen eine stumme und doch beredte Sprache, die den Abwesenden, ja den Todten noch immer vernehmlich und verständlich zu uns sprechen läßt. So entstanden die mancherlei Alphabete der verschiedenen Völker, die geheimnißvollen Runen der alten Germanen, die Hieroglyphen der Aegypter, anfänglich nur Priestern und Eingeweihten verständlich, neben denen sich aber sehr bald volksthümliche, allgemeinverständliche Schriftzeichen entwickelten, die Buchstaben, die, wie man annimmt, ihren Namen von den aus Buchenholz geschnitzten Stäbchen mit eingeritzten Zeichen hatten, die Typen, die vermittelst Stempel oder Griffel bei Assyreren und Babyloniern in Lehm oder Thon eingedrückt wurden.

Gar verschieden und mannigfaltig war in alter Zeit das Material, worauf man schrieb. Mit Vorliebe benutzte man schon früher feste Metalle, wie Erz oder Kupfer, aber auch den Stein, um Schriftzüge einzumeißeln oder einzugraben. Ist es auch nur eine poetische Fiction, so ist es jedenfalls ein dauerhaftes Testament, das nach Chamisso der unglückliche Schiffbrüchige auf dem öden Felseneiland Salas y Gomez in die Schiefersteine einritzte. Ja, man kam auch schon sehr frühe auf das Zusammenlegen und Binden von Täfelchen aus Holz, Elfenbein und Kupfer, die nachher wie in Buchform verwahrt wurden. Besonders waren Holztäfelchen im Gebrauch, die auf der Innenseite mit Wachs überzogen waren, und Schreibtäfelchen aus Horn oder Elfenbein erhielten sich bis in die Neuzeit. Daneben dienten Blätter des Palmbaumes und Schilfrohrs, aus Baumrinde und Bast als Schreibmaterial. Dann verwandte man später in Aegypten die Blätter der Papyrusstaude, die aber wohl schon im 12. Jahrhundert durch das Pergament und Baumwollenpapier verdrängt wurden. Die Form der Bücher aber war, abgesehen von den vereinzelten zusammengehefteten Schreibtäfelchen aus Wachs, bez. Elfenbein, eine Rolle die man biblos, biblion oder liber charta benannte. Unser Wort „Buch" hat ohne Zweifel seinen Namen von dem Material des Buchholzes, in das unsere Vorfahren ihre heiligen Runen, die geheimnißvolle Priesterschrift, einschnitten.

Ueber „das Schriftwesen im Mittelalter" besitzen wir ein gründliches Werk von W. Wattenbach, dem wir im Folgenden Einiges entnehmen.

Die übliche Bücherform war, wie bereits erwähnt, die der Rolle, deren man oft mehrere zusammen in einer charta emporetica (διφθέρα oder membrana) oder bei größeren wohl auch in einem Behälter, capsa oder scrinium, verwahrte. Solche Rollen, die auf der kürzeren Seite parallel beschrieben wurden, hatten oft eine beträchtliche Länge, wie z. B. eine noch jetzt in der vaticanischen Bibliothek in Rom 32 Fuß mißt und eine andere aus dem Jahre 1320 bei 9 Zoll Breite eine Länge von

17 Ellen hat. Meistens sind es Urkunden, oft auch Chroniken, aber auch Minnelieder oder Nekrologien, d. h. Aufzeichnungen der Todestage aller derjenigen, deren Gedächtniß in einem Kloster oder einer Kirche gefeiert werden sollte. In England werden heute noch alle königlichen Erlasse auf lange Pergamentrollen geschrieben, woher der Archivar den Namen master of the rolls trägt. Erst später kommt bei handschriftlichen Aufzeichnungen die unseren Büchern ähnelnde Form, die wir schon bei den zusammengelegten Wachstafeln kennen lernten, auch bei den so gefalteten Pergamenten vor.

Das Pergament, das bekanntlich aus Thierhäuten bereitet wird, soll etwa 200 Jahre vor Chr. Geburt in der kleinasiatischen Stadt Pergamus, wo der König Eumenes II. eine Bibliothek begründete, aufgekommen sein und seit dem 6. Jahrhundert nach Chr. Geburt allmählich alle anderen Schreibstoffe, namentlich zur Abfassung von Urkunden, verdrängt haben. Nun ist aber die Güte und Glätte des Pergaments je nach der Beschaffenheit der Felle, aus denen es bereitet wird, eine sehr verschiedene. Das aus Häuten von Kälbern und todtgeborenen Lämmern gewonnene Pergament ist auf beiden Seiten gleich weiß, während das aus der Haut lebendig geborener Lämmer verfertigte meist auf der Haarseite Flecken und eine gelbe Färbung zeigt. Daneben kam schon vom 9. Jahrhundert an Baumwollenpapier, z. B. zu päpstlichen Bullen, später auch bei Urkunden, in Anwendung, aber wenn auch nachmals, so namentlich im 14. Jahrhundert, das Leinenpapier allgemein für Bücher verwandt wurde, so erhielt sich daneben doch auch das Pergament zu gleichem Zwecke, wie daraus erhellt, daß alle Pergamentbereiter in Bologna sich verpflichten mußten, mindestens zwei Drittel ihres Materials in gewöhnlicher Buchform zu fabriciren.

Das Zusammennähen der einzelnen Pergamentblätter besorgten die sogenannten Glutinatores, die oft zum Schonen der Bücher bei den Einbänden überhängende Zipfel oder Verschlüsse anbrachten; es waren dies in den Klöstern die Mönche selbst, oder deren Laienbrüder, und erst später entwickelte sich im Bürgerstand dafür ein eigenes Gewerbe. Noch im 8. Jahrhundert schenkte Karl der Große dem Kloster St. Denis in Frankreich einen Wald mit dem Rechte der Jagd auf Hirsche und Rehe, „aus deren Häuten wir die Bücher jenes heiligen Ortes zu beschaffen befahlen". Mit dem Aufblühen des Bürgerstandes aber, der Künste und Gewerbe, bildete sich ein eigener Stand, der in Universitätsstädten besondere Privilegien und eine gewisse Antheilnahme an der gesammten Körperschaft der Musensitze genoß. Da hob sich denn das Buchbinderhandwerk zum Kunstgewerbe, das die Einbände reich verzierte und zwar Platten aus Elfenbein, Silber und Gold verwandte, die sehr kunstvoll geschmückt und mit Email, Perlen und Edelsteinen besetzt waren.

Besondere Pflegestätten der Wissenschaft waren im Mittelalter die Klöster, in denen nicht nur Bücher geschrieben, sondern namentlich auch abgeschrieben wurden, denn nur durch Abschriften konnte man sich in Besitz

neuer Werke setzen. Neben den Klostergeistlichen gab es aber schon sehr frühe weltliche Schreiber, Kalligraphen genannt, die das Schreiben berufsmäßig trieben; doch waren es vorzugsweise die Mönche, speciell die Benedictiner; ja selbst Nonnen wandten sich eifrig dieser Beschäftigung zu, wie Herrad von Landsberg, die Aebtissin von Hohenburg oder Odilienberg im Elsaß, die einen sogenannten hortus deliciarum, eine Art Encyklopädie schrieb.

Auf Bestellungen und gegen eine gewisse Entschädigung schrieben namentlich die „Brüder vom gemeinen Leben" viel ab und zwar meist fromme Werke in der Landessprache, die eine ungemein große Verbreitung fanden. Dagegen wurden die in den Volkssprachen verfaßten Bücher zumeist von den Lohnschreibern, d. h. berufsmäßigen Schreibern aus dem Laienstande abgeschrieben. Daß von solchen in der Regel ungebildeten oder halbgebildeten Lohnschreibern, die oft nur mechanisch abschrieben, aus Unkenntniß und Unwissenheit fehlerhafte Abschriften geliefert wurden, liegt auf der flachen Hand, und Gelehrte und Studenten zogen es vor, sich ihre Bücher selbst abzuschreiben.

Wie mühselig die Arbeit von den berufsmäßigen Abschreibern selbst taxirt wurde, geht aus mancherlei Stoßseufzern und Schlußbemerkungen hervor, die man am Ende so mancher Bücher liest; mitunter contrastiren die zum Theil frivolen Wünsche seltsam mit dem frommen Inhalt des abgeschriebenen Werkes, z. B. am Schlusse einer Bibel Folgendes:

„O Gott, durch Deine Güte
Beschere uns Kugeln und Hüte,
Mänteln und Röcke,
Geiße und Böcke,
Schafe und Rinder,
Viel Frauen und wenig Kinder!"

und ähnlich:

„Hier hat das Buch ein End,
Gott uns seine Gnad send,
Dazu Ochsen und Rinder
Und eine schöne Frau ohne Kinder!"

Auch Verwünschungen gegen allenfallsige Diebe des Buches liest man sehr häufig.

Von einem förmlichen Buchhandel in modernem Sinne war im Mittelalter noch nicht die Rede, wenn auch Nachfrage und Umsatz schon vorhanden war. Ja, man kann von einem regelrechten Büchermarkte in Rom sprechen, und es gab dort eingerichtete Werkstätten, worin sich die sogenannten stationarii mit Bücherabschreiben beschäftigten und den Büchervertrieb vermittelten, aber von einem eigentlichen Bücherhandel, wenigstens auf deutschem Gebiete, ist im Mittelalter nichts zu finden. Wer sich in den Besitz eines ersehnten Werkes setzen wollte, mußte sich in der Regel ein solches durch Bestellung einer Abschrift verschaffen, und abgesehen von dem Zeitverlust, kam ihm ein solches

dann recht theuer zu stehen. So kostete beispielsweise im Jahre 1279 eine in Bologna abgeschriebene Bibel 80 Lire (115 Thaler), eine für damalige Zeit ganz bedeutende Summe. Je nach der Ausstattung, wie Einband und Schrift, ob z. B. gemalte oder vergoldete Buchstaben angewandt waren, stieg auch noch der Werth eines Buches ganz beträchtlich, so daß ein Folioband wohl oft auf 400 — 500 Frs. kam.

Es streift an's Komische, was uns beispielsweise von einem Herrn von Rappoltstein im Elsaß aus dem Jahre 1331 berichtet wird, der eine deutsche Uebersetzung des Werkes des Franzosen Manessier, des Fortsetzers des Parcival von Chrestien de Troies haben wollte. Zu dem Zweck rückte eine aus 5 Personen bestehende Gesellschaft mit dem betreffenden Werke auf seiner Burg ein: 2 Dichter, die weder lesen noch schreiben konnten, ein jüdischer Dolmetsch, Namens Samson Pine und 2 Schreiber. Sie brauchten zu der Arbeit volle 5 Jahre, tranken dabei manch Faß elsässischen Weines und verrechneten schließlich noch als Kosten beiläufig 200 Mk. Ihren gutmüthigen Wirth trösteten sie launig im Hinweis auf den stattlichen Folianten, den sie geschrieben.

Gern gelesene und vielgesuchte Werke wurden später wohl auch von berufsmäßigen Abschreibern auf Vorrath abgeschrieben, und gutsituirte Leute hielten sich einen oder mehrere Abschreiber (clerici, clerks oder auch Pfaffen genannt). Diese Pfaffen fungirten außerdem als Vorleser und Kanzleibeamte, die ihrer Herren ganze Correspondenz besorgten. Solche Kanzleibeamte standen auch im Dienste großer Städte, wie z. B. 1461 in Mainz Konrad Humery als der „Stadt Pfaffe und Jurist“ und später als „Canceller“ erwähnt wird. Bedeutend war schon von Anfang an die päpstliche Kanzlei, die außer einem vicecancellarius noch 7 notarii beschäftigte. Nicht minder ausgedehnt war die kaiserliche Kanzlei, an der besonders junge Kapläne arbeiteten, um so ihre Carrière zu einem Bisthum oder höheren Staatsamt anzutreten. Daneben existirten ähnliche Institute bei einzelnen Landesherren und Vornehmen, die sich eigens besoldete Schreiber hielten. Trotzdem fehlte es immer noch an eigentlichen Buchhändlern, wenn es auch Speculanten und Tröbler gab, die gelegentlich Handel mit Büchern trieben. Ebenso machten die bereits genannten stationarii mit Ausleihen von Büchern behufs Abschreibens Geschäfte, doch eigentliche Leihbibliotheken zum Lesen gab es nachweislich im Mittelalter nicht. Unter gewissen Bedingungen durften sie auch Bücher verkaufen z. B. aus dem Nachlaß verstorbener oder wegziehender Musensöhne an andere, welche diese Bücher brauchten; sie mußten dieselben aber beim Wegzug der Stadt zurücklassen. Dies galt namentlich von den eingeführten und üblichen Lehrbüchern, andere mögen wohl auch ausnahmsweise verkauft worden sein.

Im 15. Jahrhundert dagegen entwickelte sich mit dem wachsenden Bücherbedürfniß in manchen bedeutenderen Städten, z. B. Florenz, ein förmlicher Buchhandel, besonders zur Zeit, als das Beispiel der kunst- und

litteraturliebenden Mediceer auch andere kleine italienische Fürsten zur Nacheiferung anspornte, und der Grund zu prächtigen Bibliotheken gelegt ward, wie denn damals Papst Nikolaus V. in Rom die Vaticanische gründete. Was Eifer und Reichthum schon damals vermochten, beweist das Beispiel des Vespasiano Philippi (1420—1494), der allein für Cosmo Medici in noch nicht 22 Monaten 200 Bände durch 45 Schreiber beschaffte.

Ein Hauptbüchermarkt befand sich in Paris, wo es außer den stationarii noch besondere librarii gab, die eine Art Genossenschaft bildeten. Nicht minder sind die stationers in englischen Musensitzen im Laufe der Zeit auch als „Buchhändler" bekannt; in London gab es schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts eine Genossenschaft der stationers oder text-writers.

Langsamer entwickelte sich der Buchhandel in Deutschland, wo sich die Studirenden meist selbst ihre Bücher abschrieben. Allmählich verlegten sich die Schullehrer auf den Büchervertrieb und die Verfertigung von Bücherabschriften. Dann warfen sich auch die gemietheten Schreiber hoher Herren, die officiellen Stadtschreiber und Pirmenter (d. h. Pergamentbereiter) auf dies Geschäft. Einen schwunghaften Buchhandel betrieb der Schulmeister Diepolt Lauber in Hagenau, der Bücher jeder Gattung vertrieb.

Naturgemäß ging der buchhändlerische Verkehr in Deutschland Hand in Hand mit der Begründung von Universitäten und nahm sich die Organisation der Hochschule zu Paris zum Vorbild, wenigstens in Heidelberg und Köln, wenn dies auch nicht von den beiden ersten deutschen Universitäten, von Prag (1348) und Wien (1365) gelten kann.

Der christlichen Kirche, den Klöstern und Stiftern, erwies sich zur Befestigung und Ausbreitung ihrer Lehre bald als unabweisliches Bedürfniß, Bibliotheken zu begründen. Im sächsischen Kloster Corvey galt es 1097 als Bedingung, daß jeder Aufzunehmende ein Buch stiften und jedes Tochterkloster eine Chronik schreiben lassen müsse. Kaiser Friedrich II. verordnete 1220, daß ein Theil der Einnahme des Stifts Aachen für Bücheranschaffungen Verwendung finden solle. Das berühmte Kloster Reichenau in Süddeutschland hatte schon zu Anfang des 9. Jahrhunderts eine Bibliothek, einen ausgezeichneten Bibliothekar, Namens Reginbert, der einen Katalog mit dem Verzeichniß der geschenkten Bücher anfertigte.

In diesen Klosterbibliotheken findet man jene kunstvollen, prächtigen Handschriften, die nicht nur von der Technik, sondern auch vom wissenschaftlichen Eifer der in stiller Zelle mit Bienenfleiß arbeitenden Mönche beredtes Zeugniß ablegen. In dieser Hinsicht ist namentlich das Kloster St. Gallen berühmt.

Um sich einigermaßen gegen Verlust eines Buches zu schützen, ward es beim Ausleihen bald Sitte, sich durch sichere Bürgschaft oder Entgegenleihen eines entsprechend werthvollen Werkes schadlos zu halten. Vermehrt dagegen wurden Klosterbibliotheken häufig durch Stiftungen oder Nachlässe eigener Büchersammlungen; denn es gab auch wohl einzelne vornehme

Bücherfreunde oder wißbegierige und litteraturfördernde Fürsten, die Bibliotheken anlegten. So hat Karl der Große eifrig Bücher gesammelt, aber testamentarisch verfügt, daß seine Sammlung zum Besten der Armen verkauft werden sollte. Aehnlich ward auch seines Enkels Karls des Kahlen Bibliothek nach seinem Tode durch Vertheilung an die Klöster von St. Denis und Compiègne zersplittert. Und unter den nachfolgenden französischen Herrschern, wie Ludwig IX., den Valois und Johann dem Guten, Karl V. u. a. gab es Büchersammlungen, aber keine eigentlichen öffentlichen Bibliotheken. In gewissem Sinne wurden dies wohl die Bibliotheken der Collegien der Börsen in Frankreich, und in Deutschland die Universitätsbibliotheken, die ihre Bücherschätze den Jüngern der Wissenschaft öffneten. Groß waren diese Schätze nach unseren heutigen Begriffen nicht; so zählte die des collegium Carolinum in Prag nur 114 Bücher, die mit zwölfhundert Thalern bezahlt wurden, und in Heidelberg gab es seit der Begründung der dortigen Universität 1386 zwei Bibliotheken, von denen die eine noch 1421 nicht mehr als 152 Bände hatte.

Waren es nun so, wie wir gesehen haben, lange und vorwiegend nur die Cleriker, welche das Bücherwesen im Mittelalter förderten, so bemächtigte sich doch nachmals auch der Bürgerstand der Förderung geistiger Interessen, speciell des Jugendunterrichts. Da tauchten die Lohnschreiber allerorten auf und fanden reichliche und lohnende Beschäftigung. Auch das Schreibmaterial ward billiger, und die Papierbereitung aus Leinenlumpen durch die Gebrüder Fritz und Hans Holbein (1301) verdrängte das bisher übliche Pergament. Die erste Papiermühle auf deutscher Erde errichtete der Nürnberger Rathsherr und Litterat Ulman Stromer (1391) in seiner Vaterstadt. Andere Orte folgten bald nach, und nunmehr ward Material und Fabrikat der Billigkeit halber auf Jahrmärkten und Messen ein gesuchter Artikel. Da regte sich auch der Erfindungsgeist, und man suchte nach Mitteln, die begehrtesten Bücher leichter, schneller und billiger zu vervielfältigen. Dies führte auf die Erfindung des Holzdruckes und der Buchdruckerkunst (um 1450).

Doch, wie wie wir gesehen haben, gab es bereits vor dem 15. Jahrhundert geheftete oder zusammengelegte geschriebene Bücher, und auch die Kunst des Druckens, d. h. das Verfahren, vermittelst gewisser Formen und Farben Gestalten, Bilder, Schriftzeichen und dergl. durch Drücken auf andere Körper zu übertragen, war nichts Neues. Wie bereits erwähnt, drückten die Assyrer schon Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung zu Ninive die Züge der Keilschrift ohne Mühe mit einem Griffel in den weichen Thon, der dann nachmals durch Brennen hart gebacken ward. Später verfielen die Babylonier darauf, die Keilschrift in Holzstöcke erhaben auszuschneiden und mit diesen Stempeln die Buchstaben in das noch nasse Lehmstückchen zu drücken; solcher Stempel hat man unter den Trümmern Babylons mehrere gefunden. Wir besitzen auch babylonische Schriftstücke

von gebranntem Thon mit erhabenen verkehrten Keilen, die folglich als Formen gedient hatten. Zuerst wurden blos einzelne Zeichen aus freier Hand eingestempelt, und dabei blieben die Assyrer stehen, — dann wurden von den Babyloniern ganze Zeilen und Sätze, z. B. Anrufungen einer Gottheit mit einem Male, ja längere, mit einem Viereck umrahmte Inschriften eingedrückt, sodaß also diese in einer Fläche ausgeschnitten wurden. Wir kennen solcher eingestampfter Schriftstücke aus der Zeit Nebukadnezars, die nachher im Ofen gebacken waren.

Noch weit früher als in Europa war die Kunst des Buchdrucks in China erfunden; das älteste bekannte Druckwerk dort datirt aus dem 10. Jahrhundert, wie der gewaltige Buddhakanon vom Jahre 972, doch dies waren Holztafeldrucke, ohne Presse und bewegliche Typen mittelst eines Reibers hergestellt, also Bürstenabzüge von Holzplatten.

Von den Chinesen erhielten jedenfalls die Mongolen, die im 13. Jahrhundert das „Reich der Mitte“ unterjochten, mit dem Buddhismus auch ihre Schrift und den Tafeldruck. Sie überschwemmten auch Osteuropa, und es ist erwiesen, daß sich um 1400 die Xylographie, d. h. der Holztafeldruck über Deutschland bis nach Flandern verbreitete. Trotz ihrer Barbarei sind die Mongolen durch ihre Eroberungszüge die Verpflanzer ostasiatischer Cultur geworden und haben die noch vielfach zurückstehenden Romanen und Germanen die Anwendung der Magnetnadel, des Pulvers und der Presse gelehrt.

Bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde in Europa Alles — sogar die kleinsten Schul- und Gebetbücher, ja sämmtliche Bilder von Heiligen und Spielkarten — mit der Feder gezeichnet oder mit dem Pinsel gemalt. Es waren dies namentlich Bilderwerke aus dem Leben Jesu, ferner eine Ausbreitung des sogenannten kirchlichen Malerbuchs über das Leben Jesu, genannt der „Heilspiegel“ (speculum humanae salvationis). Diese Bildwerke wurden im 15. Jahrhundert durch Tafeldruck vervielfältigt; der Text ward unter oder hinter der bildlichen Darstellung beigeschrieben und bald auch ganz gedruckt. Das Verfahren war folgendes:

„Man legte das befeuchtete Papier auf die mit einer leichten Erdfarbe, später aus einer mit Lampenruß und Oel gemischten Druckerschwärze bestrichene Form und fuhr auf der Rückseite des Blattes mittelst eines sehr straff mit Pferdehaaren und Salbändern ausgestopften Lederballens (sogenannten Reibers) mit großer Kraft hin und her, wodurch die Umrisse der Figuren und Buchstaben sich tief in das Papier eindrückten. Die dadurch entstandene Glätte, verbunden mit den theilweisen Erhabenheiten, machten das Abdrucken auf der Rückseite des Papiers unmöglich.“

Von solchen Bildern, ganz ohne Text, theils mit kurzen In-, Ueber- und Unterschriften, mit Gebeten und Reimen hat sich noch ein ziemlich ansehnlicher Vorrath, besonders in den Buchdeckeln der typographischen Wiegendrucke (Incunabeln) gerettet. Glücklicherweise befinden sich dabei auch

mitunter Jahreszahlen, welche diese kostbaren Einzelblätter zum Range historischer Urkunden erheben, so 1418, 1423, 1454 u. s. w.

Aber man druckte im 15. Jahrhundert nicht blos mit Holztafeln, sondern man schnitt auch die Bilder in Metall. Ein Blatt aus einem Cyklus von gestochenen Passionsbildern trägt das Datum 1446. Also das eigentliche Drucken brauchte im 15. Jahrhundert Niemand mehr zu erfinden. Die Bildhauer, Graveure und Briefdrucker (jedes Einzelblatt hieß ein „Brief", von breve, ergänze scriptum, woher jetzt noch z. B. der Frachtbrief u. a.) oder Prenter, (vergl. das englische printer) d. h. Briefmaler, und die verwandten Zweige bildeten eine eigene Zunft. Zu den Druckern rechneten sich selbstverständlich die Xylographen.

Als im 15. Jahrhundert auf allen Gebieten geistigen Strebens sich ein gewaltiger Aufschwung geltend machte, da genügte dem Flügelschlag des Humanismus die langsame Schreibkunst nicht mehr, da mußte zur blitzschnellen und massenhaften Vervielfältigung und Verbreitung der Schrift eine neue Erfindung treten, das war die Typographie, d. i. die „Anwendung einzelner beweglicher gegossener Metalltypen" und vor Allem die richtige Art der Typenbildung durch „Patrize" und „Matrize". Unter der Patrize versteht man den verkehrt und erhaben in Stahl ausgearbeiteten Stempel. Wird dann diese Patrize in ein Kupferstäbchen so eingeschlagen, daß sich der Buchstabe recht und vertieft zeigt, so entsteht die Matrize, welche die Form für den zu gießenden Buchstaben bildet. Zu diesem Zwecke wird die Matrize am Grunde des Gießwerkzeugs eingelegt; dann kann die Vervielfältigung der Typen durch den Guß vor sich gehen. Die aus einer Metallmischung (Blei und Antimon, oft mit kleinem Zusatz von Zinn, Kupfer oder Eisen) bestehende gegossene Drucketter zeigt ein Abbild der Patrize, das durch Abfeilung satztauglich gemacht wird. Zur Vollendung des Druckes ist dann noch das genaue Ebenmaß der einzelnen Lettern und das richtige Verhältniß unter einander wesentlich. Die Presse und sonstigen Hilfsmittel sind für die praktische Ausführung der Kunst nebensächlich, ihre Erfindung wenigstens unerheblich.

Worauf Gutenberg selbst den Hauptwerth bei seiner Kunst legte, das sagt er so schön in der Unterschrift eines seiner Hauptwerke, des Catholikon, (d. i. eines lateinischen Wörterbuchs mit Grammatik), wie folgt:

„Unter dem Beistand des Allerhöchsten, auf dessen Wink der Unmündigen Zungen beredt werden und der oftmals den Kleinen offenbart, was den Weisen er verhehlt, ist dieses vortreffliche Buch „Catholikon" im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1460, in dem gesegneten Mainz, einer Stadt der berühmten deutschen Nation, welche Gottes Huld durch ein so hohes Geisteslicht und freies Gnadengeschenk den übrigen Nationen der Erde vorzuziehen und auszuzeichnen gewürdigt hat, gedruckt und vollendet worden, nicht mit Hilfe von Rohr, Griffel oder Feder, sondern durch das

wunderbare Zusammenstimmen, Verhältniß und Ebenmaß der Patronen und Formen (d. i. der Patrizen und Matrizen)."

Schneiden und Gießen von Metalltypen also — jetzt bekanntlich das selbstständige Fach der Schriftgießerei, — sowie der Druck von Einzelblättern und Büchern mittelst dieser Kunst, — später ebenfalls ein Geschäft für sich, — bilden das Wesen der Typographie, der genialen Erfindung und „göttlich" genannten Kunst Gutenbergs.

Aber seltsam! wie bei so manchem anderen berühmten Manne, so manchem großen Dichter und Denker Unsicherheit bez. seiner Geburt und seines ersten Wirkungsschauplatzes herrscht, so waltet auch über der Wiege des größten Lichtverbreiters aller Zeiten und Völker, über Gutenbergs Geburt und erstem Auftreten als Erfinder der Typographie undurchdringliches Dunkel. Ja, selbst der Ruhm seiner göttlichen Kunst wird ihm streitig gemacht, insofern seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts als vom Glück begünstigte Nachfolger Gutenbergs: Joh. Fust aus Mainz und Joh. Mentelin in Straßburg zuerst als die wahren Erfinder von ihren Familienangehörigen ausgegeben und dann in weiten Kreisen gläubig dafür angesehen wurden. Familieneitelkeit, Localpatriotismus und Kritiklosigkeit drängte also nachmals die Persönlichkeit Gutenbergs in den Hintergrund, die noch im 15. Jahrhundert allgemein als Erfinder der göttlichen Kunst anerkannt war und als solcher erst seit der dritten Säcularfeier 1740 wieder auflebte. Besonders trug der verdiente Historiker Joh. David Köhler aus Göttingen durch seine 1741 veröffentlichte „Ehrenrettung Gutenbergs" auf Grund wichtiger, von ihm ermittelter Urkunden zur allgemeinen Anerkennung des unsterblichen Erfinders wesentlich bei. Wohl tauchten ab und zu auch noch andere Namen auf, doch um ebenso schnell wieder in das Dunkel der Vergessenheit zurückzusinken. Mit besonderer Hartnäckigkeit ward jedoch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und namentlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts der Holländer Coster als Erfinder der Buchdruckerkunst, natürlich zumeist von seinen Landsleuten verfochten, bis sich, ähnlich wie in der Tellsage, im eignen Lande ein Gelehrter, Anton van der Linde, dagegen erhob und die Unwahrscheinlichkeit und Widersprüche der sogenannten „Kosterlegende" schlagend und überzeugend dargethan hat. Vielleicht hat dieser Streit um die Ehre der Erfindung mit dazu beigetragen, die Person Gutenbergs und seine Schicksale in den Hintergrund zu drängen; besonders aber ist der Mangel an quellenmäßigen Nachrichten über sein Leben zu beklagen. Mit zur Verdunkelung seiner Person und seines Wirkens trug aber ohne Zweifel des genialen Erfinders eignes Bestreben bei, seine Künste geheim zu halten, ja, auf seinen eigenen Druckwerken sich selbst nicht zu nennen, weil ihm in seiner fortwährenden Nothlage Verrath seines Kunstgeheimnisses und sogar Pfändung seines Besitzthums drohten. Auch brachte ihn sein vorwiegend technisches Gewerbe nicht mit litterarischen Kreisen in Beziehung, die ihn hätten in ihren Werken erwähnen können. Ganz halt-

los jedoch ist die Annahme, als habe sich der Patricierstolz Gutenbergs gegen die Bekennung seines Gewerbes gesträubt, denn es galt ja für eine „heilige Kunst" und ward auch von anderen angesehenen Standesgenossen wie Fust, Mentelin und Bechtermünze mit hohen Ehren ausgeübt. Daß aber seine eigenen Gehilfen von ihm schwiegen, erklärt sich aus egoistischen Gründen: sie wurden fast alle reich, indeß der große Erfinder verarmte.

Eine eigentliche Biographie Gutenbergs zu liefern ist bei dem geringen vorhandenen Quellenmaterial bis jetzt noch ganz unmöglich, doch wollen wir in Folgendem zusammenstellen, was sich einigermaßen als sicher oder doch wahrscheinlich annehmen läßt.

Ohne Zweifel war Johann Gutenberg ein Mainzer von Geburt: er stammte aus dem Mainzer Patriciergeschlecht der „Gensfleisch", einem der ansehnlichsten des Kurstaates Mainz. Seinen Namen Gensfleisch hatte er von einem im Besitz der Familie befindlichen Hofe, der jedoch schon 1430 in andere Hände überging, und an dessen Stelle später der Wambolder Hof errichtet ward, ein Gebäude, das in seiner jetzigen Gestalt erst 1702 steht, in der früheren Markt-, jetzt Emmeransstraße 23, wie eine im Thoreingang links angebrachte Gedenktafel besagt; daß Gutenberg aber in diesem seinem väterlichen Stammhause geboren, ist nicht mit Sicherheit zu erweisen.

Das Geschlecht der Gensfleisch, das sich bis 1294, ja, noch um eine Generation weiter rückwärts verfolgen läßt, stand in den erbitterten Kämpfen, die sich seit dem Aufblühen der Städte ebenso in Mainz, wie auch anderwärts, zwischen Patriciern und Zünften wiederholten und sich durch fortgesetzte Streitigkeiten der Stadt mit dem Erzbischof noch verwickelten, wiederholt an der Spitze des Adels. Ein Ritter „Friele zu dem Gensfleisch" wurde Anfangs 1332 zugleich mit vielen anderen von Kaiser Ludwig mit dem Bann und schwerer Geldstrafe belegt, weil er sich an der Zerstörung kirchlicher Gebäude betheiligt hatte; trotzdem finden wir sie zu Ende desselben Jahres wieder an der Spitze des Adels gegen die „Gemeinen". Vermuthlich war sein Sohn Henne (Abkürzung von Johann) Großvater jenes Frielo oder Friele, der als Vater Gutenbergs genannt wird. Nach einem Mainzer Einnahmen- und Ausgabenbuch von 1410 bekleidete er das Ehrenamt eines städtischen Rechenmeisters.

Die Mutter unseres Helden hieß Else zum Gutenberg und war die letzte des sobenannten patricischen Geschlechts. Von ihr nahm der Erfinder zuerst den Beinamen Gutenberg an, hieß also „Gensfleisch zum Gutenberg", und später ging der mütterliche Name als Hauptname auf ihn über. Sein Taufname Johann wird meist in den deutschen Urkunden nach damaligem Brauche in der verkürzten oder Koseform: „Henne, Hennle oder Henchin," was unserem jetzigen „Hänschen" entspricht, überliefert.

Das Jahr der Geburt Gutenbergs läßt sich nicht mit Sicherheit festsetzen, was bei den damaligen Verhältnissen nicht so sehr zu verwundern ist, auch nicht als grobe Vernachlässigung seiner Eltern ausgelegt werden

kann; denn es gab damals überhaupt nirgends Geburts- und Taufregister, so wenig wie Trau- und Sterberegister. Erst infolge der Reformation, also im 16. Jahrhundert, kamen solche s. g. Matrikel auf, um festzustellen, wie z. B. einer begraben werden sollte, ob katholisch, lutherisch oder calvinisch. Vorher hielt man, da ja Jeder katholisch getauft wurde, eine Aufzeichnung darüber überflüssig, und dasselbe galt auch in Betreff der Beerdigung. Ein Nachforschen über den Geburts- und Sterbetag Gutenbergs in derlei Acten oder archivalischen Aufzeichnungen ist darum ganz aussichtslos. Doch wissen wir, daß die „Eheberedung" seiner Eltern 1386 stattgefunden hat, und da er vermuthlich das dritte Kind war, so läßt sich annehmen, daß seine Geburt in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts fällt. Weil sich aber nun doch die Jahreszahl nicht mit mathematischer Sicherheit feststellen läßt, so hat man sich auf die runde Ziffer 1400 geeinigt, und weil man seinen Geburtstag nicht kennt, so hält man sich an seinen Namenstag, den 24. Juni. So rüstet man sich denn jetzt allerwegen, zumeist in seiner Vaterstadt Mainz, in diesem Jahre am Johannistage, den 500. Geburtstag des großen Erfinders der Buchdruckerkunst in der ganzen gebildeten Welt würdig zu feiern.

Da es ferner nicht unwahrscheinlich ist, daß der Vater unseres Meisters nach der Verheirathung in das Haus seiner Frau überzog, zumal sie die letzte ihres Geschlechts und einzige Erbin war, so hat die Annahme viel für sich, daß Johann Gutenberg im früheren „Hofe zum Gutenberg", der an der Christophkirche lag und schon 1391 zur Hälfte der Familie „zum Jungen" gehörte, das Licht der Welt erblickt hat. Dies Gebäude machte im Laufe der Zeiten mancherlei Wandlungen durch.

Im dreißigjährigen Kriege ward es 1633 von den Schweden zerstört und an seine Stelle unter Kurfürst Jos. Phil. von Schönborn von seinem Kanzler ein Neubau hingestellt (1661), der nachmals zu Hörsälen der juristischen Fakultät der Universität benutzt und dann von einem kurfürstlichen Kammerdiener Schröder in ein Kaffeehaus umgewandelt ward. Seit 1808 besaß das Gebäude die Mainzer Casino-Gesellschaft „Hof zum Gutenberg", bis es 1894 abbrannte; jetzt stehen Privathäuser an seiner Stätte. Im Garten stand früher eine vom Bildhauer J. Scholl (1827) errichtete $1^1/_2$ Meter hohe Gutenbergstatue, jetzt im neuen Gutenberg-Casino-Vorgarten, Gr. Bleiche, aufgestellt, auf deren Rückseite man folgende, von Fr. Lehne († 1836) verfaßte Inschrift las:

„Was einst Pallas Athene dem griechischen Forscher verhüllte,
Fand der denkende Fleiß Deines Gebor'nen, o Mainz!
Völker sprechen zu Völkern, sie tauschen die Schätze des Wissens;
Mütterlich sorgsam bewahrt, mehrt sie die göttliche Kunst;
Sterblich war einst der Ruhm, sie gab ihm unendliche Dauer,
Trägt ihn von Pole zu Pol, lockend durch Thaten zur That;
Nimmer verdunkelt der Trug die ewige Sonne der Wahrheit,
Schirmend schwebt ihr die Kunst, Wolken verscheuchend, voran.

Wandrer, hier segne den Edlen, dem soviel Großes gelungen,
Jedes nützliche Werk ist ihm ein Denkmal des Ruhms." —

Der Mainzer Archivar Dr. Franz Falck, dem wir ein sachlich gehaltenes Gutenberg-Büchlein verdanken, plädirt für ein neben J. Fusts Wohnhaus gelegenes Gebäude „Zur Laden" (Schusterstr. 16/18) als wahrscheinliches Geburtshaus Gutenbergs.

Infolge der fortgesetzten Reibereien zwischen Patriciern und Zünften verließen um 1420 eine große Zahl aus den Geschlechtern Mainz, darunter auch Angehörige Gutenbergs. Ob aber damals sein Vater mit dabei war, und ob er ihn mit in die Verbannung, und zwar nach Straßburg mitnahm, wo unser Meister im Jahre 1434 urkundlich nachweisbar ist, das steht nicht hinlänglich fest. Archivar Brucker hatte 1867 eine mit dem Namen des Vaters unterzeichnete Quittung vom Jahr 1429 zu Straßburg gesehen, doch ist diese Urkunde 1870 verbrannt. 1430 kam die sogenannte Rachtung des Erzbischofs Konrad III. von Mainz zwischen Adel und Gemeinen zu Stande, worin auch die Rückkehr mehrer vertriebener Patricier ausbedungen ward. Darin wird ein „Georg Gensfleisch" ausdrücklich von der Versöhnung ausgenommen; dagegen befindet sich unter den Zurückgerufenen der zur Zeit „nit inlendige," d. h. einheimische „Henchin zum Gudenberg," d. i. unser Johann. Da der Name des Vaters fehlt, so nimmt man mit Recht an, daß er damals nicht mehr am Leben war, was umsomehr an Glauben gewinnt, als sich einige Rentenumschreibungen und Erbschaftsregelungen aus der Zeit 1430—34 vorfinden.

Es ist schade, daß uns über die Jugend unseres Erfinders, über seinen Bildungsgang alle Nachrichten fehlen. Interessant wäre uns ohne Zweifel, den Schlüssel zu erhalten, wie der Patricierssohn, dem doch wohl auch der Junker im Blut steckte, zur Ausübung technischer Gewerbe kam. Die Erziehung vornehmer Jungen wurde damals, wie allgemein üblich, von einem Hausgeistlichen (sogenannten Kinderpfaffen) geleitet, und es darf angenommen werden, daß eine solche auch unserem Gutenberg in seiner Kindheit zu Theil ward; denn die Gensfleisch mit den Nebenlinien „zur Laden" und „zum Sorgenloch" standen damals in höchster Blüthe. Sie gaben der Stadt Bürgermeister und sonstige Beamte und besaßen nicht nur in Mainz eine ganze Reihe von Häusern und Höfen, sondern waren auch in der Umgegend, zu Eltville, Bodenheim und Hechtheim begütert; erst im 15. Jahrhundert begann ihr Wohlstand zu sinken, und sie verarmten gleich ihrem glänzendsten Vertreter. Wie nun kam Gutenberg, der Junker aus ahnenreichem Patriciergeschlecht, zur Ausübung mechanischer Künste, zu einem Gewerbe, dem er sein Vermögen und die Ruhe seines Lebens opferte? Hatte er sich wohl schon in seiner Jugend dafür interessirt, brachte ihn Noth und Verbannung, Hang und Neigung oder zufällige Bekanntschaft mit Technikern oder ein zur Nacheiferung antreibendes Vorbild dazu? Das sind Fragen, die noch ihrer Lösung harren. Er

lebte ja wohl, wie Dziatzko in einem Aufsatz seiner „Sammlung bibliothek-wissenschaftlicher Arbeiten“ (1895) mit Recht hervorhebt, in einer anregenden Zeit, „in der namentlich in Folge der Kreuzzüge nicht nur Handel und Gewerbe, sondern speciell auch die Kunstindustrie einen mächtigen Aufschwung in den großen Städten des südwestlichen Deutschland erlebte, so in Köln, Mainz, Straßburg, Basel, Ulm, Augsburg und Nürnberg. Da waren es unter anderen Gewerben auch die der Buchdruckerkunst verwandten der Brief- und Kartenmalerei, des Holz- und Metallschnitts, des Tafeldrucks für Bild und Wort, des Metallgusses, der Stempelschneidekunst und des Münzens, die gegen Ende des 14. oder zu Anfang des 15. Jahrhunderts blühten, gefördert durch den hohen und allgemeinen Wohlstand und die zunehmende Sicherheit der Verkehrs- und Rechtsverhältnisse.“ Es war das auf allen Gebieten des praktischen Lebens fruchtbare Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen, und so ist es ganz natürlich, daß keine der mittelalterlichen Universitäten trotz ihres ausgedehnten Bedarfs an Büchern und ihrer großen und fest organisirten Schaar von Handschriftenschreibern und -händlern die neue Kunst gebar, sondern die durch Handel und Industrie hervorragenden Städte Straßburg und Mainz. Daß nun gerade der Sprosse eines alten Adelsgeschlechtes auf die segensreiche Erfindung verfiel, mag sich aus dem Umstande erklären, daß die alten Geschlechter von Mainz besondere Münzrechte besaßen und so der junge Gutenberg schon frühe Einblick in die der Buchdruckerkunst verwandte Technik des Münzens erhielt.

Den ersten greifbaren Anhaltspunkt für Gutenbergs Lebensgeschichte und Thätigkeit gewähren die Nachrichten über seinen Aufenthalt in Straßburg, wo er noch mehrere Jahre verblieb, obwohl er schon 1430 die Erlaubniß hatte, in seine Vaterstadt Mainz zurückzukehren. In Straßburg selbst erscheint er zuerst am 14. März 1434 urkundlich auf der Bildfläche und zwar als Kläger gegen seine Heimat Mainz, die ihm eine gewisse Summe fälliger Renten vorenthielt. Die betreffende Urkunde fand der Straßburger Gelehrte Joh. Daniel Schöpflin in den Registern der Contractstube und veröffentlichte sie seiner Zeit; aber sie ging 1870 zu Grunde. In dieser Angelegenheit soll sich Gutenberg, wenn nicht die Echtheit der Urkunde, wegen der juristisch sehr anfechtbaren Art, Repressalien zu üben, sehr zu bezweifeln ist, höchst energisch gezeigt haben; er vergriff sich nämlich, wie es heißt, an dem damals sich zufällig in Straßburg aufhaltenden Mainzer Stadtschreiber Nikolaus von Werstadt (Wörstadt) und hielt ihn als Pfand in Schuldhaft, gewissermaßen als Geißel für die rückständige Rentenschuld von 310 fl., die ihm, dem Säumigen, trotz an ihn ergangener Aufforderung, in die Vaterstadt zurückzukehren, Mainz, ob in Folge einer gewissen Verstimmung wegen Nichtbefolgung ihrer Einladung, oder aus einer geschäftlichen Bummelei schuldig geblieben war. Mit Recht hat man von juristischer Seite aus an dieser seltsamen, an die mittelalterlichen Raubritter

und ihre Art und Weise, die Leute für die Schuld ihrer Heimat zu „werfen", d. h. in Haft zu nehmen, erinnernde Passion von Seiten Gutenbergs Anstoß genommen, wenn auch Dziatzko meint, „Gutenberg that das, was damals Recht und Brauch war." Sehr naiv klingt es dann, wenn es weiter heißt: „Meister und Rath von Straßburg legten sich in's Mittel, und daraufhin gab er den Stadtschreiber frei." Dieser soll auch die Zahlung des Geldes beschworen haben, aber „zu Ehren und zu Liebe den Meistern und dem Rath der Stadt Straßburg" habe ihn Gutenberg der Summe ledig gesprochen und damit wohl ganz auf ihre, immerhin unsichere Zahlung verzichtet. Zu diesem großmüthigen Verzicht mag ihn wohl, wie Dziatzko meint, ein gewisses Dankbarkeitsgefühl gegen die Behörden der Stadt bestimmt haben, der er Asyl und Wohnsitz verdankte. Vielleicht ging es ihm auch damals in Folge gemachter Erbschaften finanziell nicht so schlimm, wie später; denn nachmals finden wir ihn fast unausgesetzt in Geldverlegenheiten. Auch existirte im Mainzer Schuldbuch ein Vertrag vom 25. Mai 1434, wonach die Stadt Mainz dem Henchin Gudenberg eine Leibrente von jährlich 12 fl. in zwei Terminen versprach, demnach, wie Schorbach (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins) meint, eine Art Erfolg von Gutenbergs Vorgehen.

Nicht minder kritisch ist eine weitere urkundlich überlieferte Nachricht aus Gutenbergs Straßburger Leben von mehr delicater Natur. Es handelt sich um nichts Geringeres als um die gegen Gutenberg von einer Straßburger Edeldame „Anna zu der isern Thür" (Anna zu der eisernen Thüre) erhobene Klage wegen angeblichen Eheversprechens. Ein Straßburger Archivar, Joh. Wencker nämlich, soll dies auf einer Randbemerkung eines jetzt nicht mehr nachweisbaren Actenstückes gelesen, und von diesem will es der Straßburger Gelehrte Joh. Daniel Schöpflin erfahren haben. Derselbe veröffentlichte diese Notiz in seinem Programma 1740 und zwar mit dem Zusatz, daß Gutenberg sie geheirathet habe. In seinem Aufsatz (Mémoires de l'Académie des Inscriptions XIII, 1751) macht Schöpflin einen förmlichen Roman daraus, wie folgt:

„Peu d'années après il eut une intrigue avec une demoiselle noble, Anne Porte de-Fer, dernière de sa famille; et sur ce que, vraisemblablement, il refusait de remplir ses promesses, elle le fit citer à l'officialité de Strassbourg en 1437. Nous ne trouvons point le jugement qui fut rendu sur cette instance: mais soit en vertu d'une sentence, soit par accomodement, la demoiselle devint sa femme et paraît en cette qualité dans nos registres publics, où elle est appelée Anne de Gutenberg. Nous trouvons encore Gutenberg établi à Strassbourg et ayant des enfants, en 1444." Auf Nachkommen Gutenbergs kommt übrigens Schöpflin nicht mehr zurück.

An einer anderen Stelle (Vindiciae typographicae, 1760) wiederholt er die Notiz von einer Vermählung Gutenbergs mit einer elsässischen

Adeligen aus Straßburg und fügt die „Entrichtung öffentlicher Bußen" hinzu, und an einer anderen Stelle berichtet er, daß die Urkunde den Ausgang jener Beschwerde, die sie wegen Eheverspruchs vor dem geistlichen Richter erhoben, nicht melde, daß aber Anna Gutenberg auch nach ihres Gatten Wegzug noch die nämliche Abgabe, den sogenannten Helbelingzoll, entrichtet habe und schon daraus, wie auch nach ihrer Namensangabe zu schließen sei, daß sie Gutenbergs Gattin geworden sei. Endlich heißt es in einem Werk (1761) Alsatia illustrata II. p. 346: „Gutenberg . . . hat seinen Wohnsitz in Straßburg aufgeschlagen, wo er eine Elsässerin (Ennele zu der Isernen Thüre, die Letzte eines Adelsgeschlechtes) geheirathet und zehn Jahre lang das Bürgerrecht genossen habe."

Auffallend ist sicher, daß Schöpflin, der doch sonst alle auf Gutenberg bezüglichen Documente in seinen Vind. typ. im Wortlaut abdruckt, diese fragliche Urkunde nicht abgedruckt hat, und auf des Gelehrten Meermanns Bitte (1761), ihm eine Abschrift jener chartae mitzutheilen, erwidert, es existire überhaupt gar keine derartige Urkunde, es sei nur eine Randbemerkung gewesen. Deshalb beschuldigt Ant. van der Linde unsern Gewährsmann Schöpflin geradezu einer Fälschung. Ja, auch die Notiz, daß „Ennel Gutenbergen", wie angeblich aus dem Helbelingzollbuch ausgeschrieben, „diesen Zoll entrichtet habe, und zwar ohne Jahresangabe, hält er auch nur für eine Ergänzung der ersten Fälschung. In seiner „Geschichte der Buchdruckkunst" (I, 121 Note) erklärt er die Ennel zu der isern Thür für den nämlichen Schwindel, wie die „Anna Eisenpforte" von Prag in der böhmischen Gutenberglegende.

Allein Schorbach in seiner Schrift: „Straßburgs Antheil an der Erfindung der Buchdruckerkunst" bestreitet das Recht zu einer Annahme einer Fälschung, denn um Gutenberg noch enger an Straßburg zu fesseln, dazu habe gar kein Grund vorgelegen, und dann müßte man auch den trefflichen Gelehrten Meermann für einen Fälscher halten. Immerhin gehe aus Schöpflins Angaben hervor, daß sowohl er, wie auch der Archivar Wencker eine solche Notiz, die vielleicht unleserlich geschrieben, gelesen hätten, und auch der Inhalt des Streites wird durch den Zwischensatz: „wie es scheint," fraglich, ob in der That Eheversprechen vorlag. Auch Professor Charles Schmidt, den Schorbach befragte, will die Urkunde gesehen haben, aber sie ist verschollen oder verschwunden.

So durchaus sagenhaft, wie A. van der Linde annimmt, ist aber die Figur der Ennel zu der isern Thür nicht; wenigstens ist ihr Geschlecht in Straßburg nachweisbar. Das Stammhaus ihrer Familie befand sich in der Stadelgasse, und sowohl Charles Schmidt, wie auch Seyboth, setzen dahin auch „Emelin(!), Gutenbergs Frau". Auch Rohrbach hat eine Spur von ihrer Existenz im Straßburger Stadtarchiv entdeckt; in einem Fascikel, der die Aufgebote und Ausrüstungen der Stadt gegen die Armagnaken enthält, findet sich unter dem Verzeichniß von Wittwen und Jungfrauen, die zu

Geldbeiträgen herangezogen wurden: „Ellewibel zur iserin thüre und Ennel ihre tochter“ erwähnt. Und so hat Schorbach noch in dem Gabenverzeichniß des Frauenhausarchives zweimal den Namen Ennels zu der isern thür als Spenderin gelesen. Allerdings läßt sich aus diesen Angaben nicht auf eine Vermählung Gutenbergs mit Ennel schließen. Bestimmender für diese Annahme ist eher ein Steuervermerk im Helbelingzollbuch, wonach Gutenberg von 1443 an seine Taxe für zwei Personen entrichtete. In dem Helbelingzollbuch von 1439—1444 wird Gutenberg als „Konstofler“ angeführt. Unter „Konstoflern“ verstand man in Straßburg Mitglieder einer localen Innung, zu der diejenigen Bürger gehörten, die nicht als Gewerbetreibende einer Handwerkszunft zugetheilt waren: die edlen und reichen Bürger aus dem höheren Kaufmannsstande und solche, die von den Renten aus Grundbesitz lebten, endlich in älterer Zeit auch unzünftige Gewerbetreibende. Da aber Gutenberg nur Hintersasse und nicht eigentlicher Vollbürger war, so kann er nur Nachkonstofler gewesen sein. Daraus ist nun nicht zu schließen, daß er unvermählt gewesen, denn, wie v. Maurer („Geschichte d. Stadtverf. in Deutschland“) nachweist, wurde einem Manne durch Verheirathung nur die Erwerbung des Bürgerrechts erleichtert; eine nothwendige Folge davon war sie nicht, und dies wurde in den Städten Deutschlands verschieden gehalten.

Womit beschäftigte sich nun Gutenberg eigentlich während seines Straßburger Aufenthaltes? Dies ist gewiß eine interessante Frage, zumal die Behauptung der Straßburger, daß der Ursprung der Buchdruckerkunst auf ihre Stadt zurückgehe, der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt; wenigstens scheint sich Gutenberg daselbst schon mit typographischen Versuchen abgegeben zu haben.

Beim Aufgebot gegen die Armagnaken 1444 wird er als „Zugeselle“ in der Goldschmiedezunft aufgeführt, und es mag dies wohl sein Hauptgewerbe gewesen sein. Die Goldschmiedekunst war aber im Mittelalter eines der bedeutendsten und einträglichsten Gewerbe, „sie umfaßte nicht nur Mechanik und Chemie, sondern auch das ganze Gebiet der Plastik und Graphik in Anwendung auf die Metalle, für sich allein oder im Verein mit Edelsteinen. Die Straßburger Goldschmiede waren mit den Malern, Sattlern, Glasern, Schildmalern, Harnischern, Armbrustern, Bildschnitzern und Goldschlägern, mit denen allen ihre Kunst Berührungspunkte hatte, in einer Zunft vereinigt. Im Jahre 1502 kamen aus gleichem Grund die Buchdrucker hinzu“. (Alfr. Börckel, „Gutenberg, sein Leben, sein Werk, sein Ruhm“, Gießen, E. Roth).

Womit sich aber Gutenberg sonst noch beschäftigte, darin läßt uns ein Proceß, den die Erben eines gewissen Andreas Dritzehn 1439 gegen ihn führten, einen Einblick thun. Glücklicherweise besitzen wir hierüber zuverlässige Actenstücke, den Urtheilsspruch des Raths, den Joh. Wenker 1740 im Stadtarchiv entdeckte, und die Zeugenprotokolle, die der Archivar

Joh. Heinr. Barth in einem Gewölbe des Pfennigthurmes fand, die aber erst 1760 von Schöpflin veröffentlicht wurden. Wie Kapp (Geschichte des deutschen Buchhandels I, 34) meint, tritt uns da unser Meister als ein hochangesehener Künstler und Erfinder entgegen, welcher seine Schüler und die zu seiner industriellen Thätigkeit erforderlichen Capitalien nicht zu suchen brauchte, sondern sich von ihnen suchen ließ." Wir erfahren, daß Gutenberg damals einen gewissen Andreas Heilmann, der auch bei den Goldschmieden Zugeselle war, das Steinepoliren, d. h. Schleifen von halbedlen Schmucksteinen, wie Chalcedon, Achat, Oxyd, die in St. Wendel und Oberstein gebrochen wurden, lehrte. Zum Schleifen verwandte man vorzugsweise weiche, sandige Steine, auf denen mittelst Wasser polirt wurde, ferner Bleiplatten und feuchte Ziegelerde, sowie dickes Leder. Eine neue geschäftliche Speculation nun, zu der sich Gutenberg außer A. Heilmann gegen 1438 mit Hans Riffe, dem Vogt (Richter) von Lichtenau verband, war das Anfertigen von Spiegeln zu einer Heilthumsfahrt (Wallfahrt) nach Aachen, die alle 7 Jahre stattfand und der dortigen Reliquien wegen immer eine Unmasse von Pilgern anzog. Zeigte man doch dort u. a. das Kleid der allerseligsten Jungfrau, die Windel des Herrn, das Tuch des Johannes des Täufers, das Lendentuch Christi, womit er am Kreuze umgürtet war, die vom Blute des Märtyrers Stephanus getränkte Erde u. dergl. So zählte die Stadt 1496 an 142000 Pilger, die an 80 000 fl. in den Kirchen opferten, und einmal waren die Häuser so überfüllt, daß einige einstürzten. Handspiegel waren aber, namentlich bei solchen Gelegenheiten, ein gesuchter Artikel. Sie waren schon im dreizehnten Jahrhundert nicht mehr, wie früher, von Metall, sondern aus Glas mit einer Unterlage von aufgegossenem Blei oder Zinn. „Das Glas ward in eine umrahmende Tafel eingefügt, seltener in einen Rahmen von zwei Tafeln, die, aufeinander geklappt, ein verschließbares Kästchen bildeten. Rahmen sowohl wie Kasten bestanden aus Holz oder Elfenbein und waren mit reliefartigen Bildern geziert, allegorisch-phantastischen Figuren oder Scenen aus dem Minne- oder bürgerlichen Leben des Mittelalters. Ward die Einfassung solcher Spiegel aus Goldblech hergestellt und mit flüssigem Blei voll gegossen, so ergab sich schon ein ganz bedeutender Gewinn." So Ant. van der Linde in seinem Werk. Gegen die beiden letzten Annahmen, daß solche Handspiegel mit Bildern aus dem „Minneleben", ja sogar mit „obscönen" Darstellungen verziert gewesen und auch in der Herstellung der Einfassung aus Goldblech mit dahintergegossenem Blei, was doch eine Art von Schwindel gewesen, hat mit Recht Schorbach einmal im Hinblick auf den religiösen Zweck und auf die Unanfechtbarkeit von Gutenbergs Charakter Bedenken erhoben.

Zu dieser Speculation hatte sich Gutenberg also schon mit Hans Riffe verbunden, als die beiden genannten Andreas Heilmann und Dritzehn auch gegen ein Einstandsgeld von je 80 fl. in die Genossenschaft auf-

genommen wurden, mit dem Versprechen eines Gewinnantheils von zusammen einem Drittel, doch die Heilthumsfahrt ward um ein Jahr verschoben (auf 1440). Aber aus welchem Grunde? Vielleicht hat sich auch unser Meister in seiner Annahme geirrt und das Jahr fälschlich verfrüht.

Daraufhin ward der Gesellschaftsvertrag erweitert, wonach keiner etwas vor dem anderen verbergen sollte, was er verstand. Nun aber bemerkten die beiden „Andrese" bei einem Besuche bei Gutenberg, daß er noch andere, vor ihnen geheim gehaltene Künste betriebe, und drangen in ihn: „alle sine Künste, und afentur (d. i. Unternehmung) so er fürbaßer oder in ander wege mehr erkunde oder wuste, auch zu leren und des nicht vür jenen zu verhehlen." Die Folge war ein neuer Vertrag auf fünf Jahre, wonach jeder der beiden sich mit weiteren 125 fl. bei Gutenberg einkaufen, aber Kosten und Arbeit der Unternehmung für seinen Theil zu tragen hätte. Um in einem Sterbefall eines der Genossen die Wahrung des Geheimnisses zu sichern, ward ausgemacht, daß den Ueberlebenden des Verstorbenen ein für alle Mal 100 fl. ausgezahlt, das Geräth aber und die bereits hergestellte Arbeit bei der Genossenschaft verbleiben sollten. Dieser von Gutenberg vorgesehene Fall trat auch schon sehr bald ein, indem Andreas Dritzehn schon Ende 1438 starb, der vorsichtige Meister scheint dies Vorkommniß bei der Kränklichkeit seines Genossen vorausgesehen zu haben. Für die überlebenden Theilnehmer war ja diese Klausel, den Hinterbliebenen des verstorbenen Genossen gegenüber, sehr günstig, und es ist nicht zu verwundern, daß die beiden Brüder, beziehungsweise der eine für beide, auf Entschädigung klagten, zumal Andreas Dritzehn sein ganzes, wenn auch bescheidenes Vermögen für das kostspielige Unternehmen geopfert hatte. Gutenberg ließ sich aber zu einem Schadenersatz nicht herbei, und so kam es 1439 zum Proceß, der zu Ungunsten des Klägers ausfiel. Da Andreas noch 85 fl. von seinem Einstandsgeld schuldete, erhielt der Bruder nur 15 fl. herausgezahlt.

Auf die Forderung des Jürgen Dritzehn, ihn und seinen Bruder Claus an die Stelle ihres verstorbenen Bruders Andreas in seine Gemeinschaft aufzunehmen, war Gutenberg nicht eingegangen, ebenso weigerte er sich, die von Andreas eingelegte Summe herauszuzahlen. Den Vorwürfen des Klägers gegenüber, daß sein verstorbener Bruder einen großen Theil seines väterlichen Erbes verpfändet oder verkauft habe, erwiderte Gutenberg kalt, daß ihn dies nichts anginge, daß er zwar von seinen Genossen Dritzehn und Heilmann als Geschenke 1/2 Ohm gesottenen Weines (das ist eingekochter Most), einen Korb mit Birnen und 1/2 Fuder Wein erhalten hätte, dafür aber hätten jene noch weit mehr ohne Entgelt bei ihm verzehrt.

Obwohl wir aus den Acten nichts Bestimmtes über die geheimen Künste erfahren, die Gutenberg außer dem Steinepoliren und der Spiegelmacherei sonst noch betrieb, so läßt sich doch aus den Zeugenaussagen, worin nicht nur wiederholt von Formen, sondern auch von einer Presse die Rede

ist, vermuthen, daß sich der Meister schon damals mit der Typographie, d. h. mit der Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken, beschäftigt habe. So sandte kurz vor Weihnachten 1438 Gutenberg seinen Knecht Beildeck zu den beiden Andresen, „alle Formen zu holen". Hierauf wurden die Formen in Gegenwart des Domherrn Anton Heilmann, des Bruders von Gutenbergs Genossen, eingeschmolzen, was dem Zeugen für einige derselben leid that. Ferner bediente sich Andreas Dritzehn bei seiner Arbeit in seiner Wohnung einer Presse. Nach seinem Tode hätten neugierige Leute diese gerne gesehen. Sobald aber Gutenberg davon Wind bekam, sandte er seinen Diener zu dem verstorbenen Bruder Claus, er solle die Presse ja Niemandem zeigen, und weiter befahl er seinem Knecht, „dieselbe mit den zwei Wirbelchen zu öffnen", damit die einzelnen Stücke auseinanderfielen, „uff daz man nit gewißen kunne, was es sy." Außerdem hören wir noch von Bleiankäufen durch die Genossen, und daß der Goldschmied Hans Dünne etwa fünf Jahre vorher (1436) von Gutenberg an 100 fl. verdiente, „allein an dem, was zum Drucken gehört." Unmöglich können alle diese Ausdrücke sich auf die Spiegelfabrikation beziehen, wie A. van der Linde meint, — zumal ja diese Kunst keine geheime mehr war, — sondern es erhellt vielmehr mit größter Wahrscheinlichkeit aus allen diesen Andeutungen, daß sich Gutenberg schon in Straßburg, wenn auch vielleicht nur versuchsweise, mit der Kunst der Typographie beschäftigte, die er nachmals in Mainz zur Vollendung brachte. Diese Annahme findet, wie Dr. Falck in seiner Schrift „Gutenberg, seine Person, seine Erfindung," richtig anführt, „eine gewisse Bestätigung in einer Nachricht des gelehrten Wimpheling aus Schlettstadt, welcher „in Straßburg sowohl, wie in Mainz sich gut auskannte," er sagt: „Johann Gutenberg hat zuerst die Druckerkunst ge- oder erfunden (invenit), von da kam er nach Mainz, wo er sie glücklich vollendete (complevit)." Auf typographische Vorversuche weist aber namentlich der Ausdruck Formen in den Dritzehn'schen Proceßacten hin, der nicht nur von Gutenberg selbst in seiner Schlußschrift des Catholicon, sondern auch in dem Revers des Dr. Humery über Gutenbergs nachgelassene Officin, wie auch in italienischen Druckerzeugnissen ohne Zweifel als terminus technicus für „Matrizen, Patrizen und Lettern" gebraucht ist.

Die Annahme, daß sich Gutenberg schon in Straßburg mit typographischen Vorstudien beschäftigt, wird aber auch noch durch folgende Nachrichten bestätigt.

In einer allerdings verschwundenen Urkunde des Straßburger Stadtarchivs vom Montag nach Martini 1441, findet sich eine Notiz, die auch der Archivar Schneegans in Lempertz' Bilderheften brachte, wonach die Brüder Nikolaus und Andreas Heilmann vor den Thoren Straßburgs eine Papiermühle, die später sogenannte Karthäusermühle besaßen. Hieraus erklärt sich das Interesse A. Heilmanns an Gutenbergs typographischen Versuchen. Ferner ist auffallend, daß der Drechsler Saspach, der Gutenbergs Presse

verfertigte, Straßburg zur selben Zeit wie dieser verließ (1449) und erst 1451 in die Heimat zurückkehrte. Sollte er vielleicht mit Gutenberg nach Mainz gezogen und ihm dort bei der Errichtung einer neuen Druckwerkstätte behilflich gewesen sein?

Leider fehlt zur Beglaubigung dieser plausiblen Combination bis jetzt jeder Nachweis von dem Aufenthalte Saspachs in Mainz, wenn auch seine Entfernung von Straßburg 1444 und seine Wiederkehr dorthin 1451 durch bezügliche Einträge in's Straßburger Bürgerbuch nachgewiesen ist. (Vergl. Schorbach: „Straßburgs Antheil an der Erfindung der Buchdruckerkunst.")

Von der größten Wichtigkeit endlich für die Annahme der Anfänge der Typographie schon in Straßburg ist ein archivalischer Fund des Abbé Requin zu Avignon (1890) in den dortigen Notariatsbüchern aus den Jahren 1444/46, wonach ein Prager Goldschmied, Namens **Prokop Waldvogel**, bereits 1444 die vermuthlich von Gutenberg in Straßburg erlernte Kunst zu Avignon gegen Geld und das Versprechen der Verschwiegenheit gelehrt habe. Wie Schorbach in seiner oben citirten Abhandlung mittheilt, zeigt das älteste diesbezügliche Schriftstück vom 4. Juli 1444 trotz seiner unklaren Fassung, daß Waldvogel von einem Magistro Manaudus Vitalis zwei Alphabete von Stahl, zwei Formen von Eisen, eine stählerne Schraube, 48 zinnerne „Formen" und verschiedene andere auf „die Kunst des Schreibens" (— so nannte man wohl noch anfangs die Druckversuche —) bezügliche Formen leihweise erhalten hatte, zu deren Rückgabe er sich verpflichtete.

Und so existiren aus der Zeit 1444/46 noch mehrere Urkunden, wonach Waldvogel andere die Technik des „künstlichen Schreibens" lehrte und ihnen die dazu nöthigen Werkzeuge lieh, unter der Bedingung, daß sie das Geheimniß nicht verriethen. So macht er sich am 10. März 1446 vor einem Notar verbindlich, einem Juden, Davinus de Cadarossia, 27 hebräische eiserne Lettern zu machen und ihm die zu der ihm vor 2 Jahren gelehrten Kunst des Schreibens nothwendigen Werkzeuge von Holz, Zinn und Eisen zu liefern, gegen Versprechen, die Kunst geheimzuhalten.

Aus einer Urkunde vom 5. April 1446 geht hervor, daß Waldvogel zwei Angehörige der Universität, die Magister Menaldus Vitalis (bereits oben erwähnt) und Arnaldus de Coselhaco im „künstlichen Schreiben" unterwiesen und Werkzeuge von Eisen, Stahl, Kupfer, Messing, Blei, Zinn und Holz angefertigt hatte, die gemeinsames Eigenthum der Gesellschaft waren. Der später austretende Vitalis mußte auf Waldvogels Verlangen vor dem Notar eidlich bezeugen, daß die erlernte geheime Kunst „eine wahrhafte und wirkliche Kunst sei, leicht und ausführbar, sowie nützlich für einen arbeitsamen und fleißigen Mann".

Wenn wir auch aus all diesen Aktenstücken, wie es ja in der Natur der Sache lag, keine genaue Beschreibung der geheimen Kunst erhalten, so

läßt sich doch daraus schließen, daß Waldvogels Geheimniß in der Verwendung beweglicher Lettern zum Druck bestand. Wie Schorbach mit Recht betont, wär, um in den Lettern nur Stempel zum Vordruck von Initialen in Handschriften, Buchbindertypen zum Einpressen in Leder oder Graveurarbeiten und dergl. zu sehen, die Masse des nur zufällig erwähnten Materials zu groß. Auch Dziatzko neigt sich dieser Ansicht zu (Centralbl. f. Bibliotheksw. VII, 248.) Es geht aber auch aus all diesen Actenstücken hervor, daß schon 1444 in Avignon die Buchdruckerkunst ausgeübt ward. Mit Unrecht hat Faulmann die Echtheit dieser Documente bezweifelt, der Archivar Duhamel dagegen die Richtigkeit der Daten nachgewiesen.

Es ist nun gewiß sehr zu beachten, daß trotz dieser neuentdeckten Urkunden Avignon nicht den Anspruch erhob, daß in seinen Mauern die Buchdruckerkunst erfunden sei. Vielmehr spricht Abbé Requin geradezu die Ansicht aus, daß Waldvogel direct oder indirect in den Besitz des Straßburger Geheimnisses gelangt sein müsse. Ein weiterer indirecter Beweis aber dafür, daß Gutenberg und kein Anderer der Erfinder der Buchdruckerkunst gewesen, geht insofern aus dem Zeugniß des Rectors der Pariser Sorbonne, des gelehrten Theologen Dr. Wilh. Fichet, hervor, das er in einem gedruckten Briefe an Rob. Gaquin vom 1. Januar 1472 zu Gunsten unseres Meisters klar und deutlich ausspricht, als eben dieser Gelehrte nachweislich in Avignon studirte und sicherlich Waldvogels dortige Thätigkeit kannte; er nennt aber nicht Waldvogel, sondern mit aller Bestimmtheit unseren Gutenberg den Erfinder der Buchdruckerkunst. Dementsprechend wird ja sowohl in den Straßburger Acten, als auch später in dem Fust'schen Proceß in Mainz immer Gutenberg als der geistige Urheber seiner Künste bezeichnet.

Da auch die Avignoner Genossenschaften, wie die Straßburger, nicht prosperirten, so liegt wohl die Annahme nahe, daß man auch dort nicht über typographische Versuche hinauskam. Leider fehlt jeder bestimmte Nachweis, wie Waldvogel in den Besitz des Straßburger Geheimnisses kam. Man hat einen Vermittler oder Verräther des Kunstgeheimnisses, Namens Arbogast aus Straßburg vermuthet, der seit 1435 in Avignon ansässig war, allein die betreffende Urkunde v. 5. April 1446, die Requin mittheilt, ist selbst im Namen kritischer Natur. Obwohl nun gerade zwischen Waldvogel und Gutenberg keine directe Beziehung nachweisbar, auch jener zuletzt genannte kritische Arbogast als Vermittler oder Verräther des Kunstgeheimnisses nach Avignon nicht zu erweisen ist, so liegt doch schon bei genauerer Einsicht in die Dritzehn'schen Proceßacten der Verdacht einer Veruntreuung nahe. So sagt in den Zeugenprotokollen ein gewisser Schultheiß aus: Claus Dritzehn sei nach Gutenbergs Auftrag an die Presse gegangen, habe die zu zerlegenden Stücke gesucht, aber nicht gefunden. Ebenso erging es Sahsbach, dem Dreher, der Gutenbergs Presse gefertigt. Dieser begab sich nämlich auch auf Heilmanns Aufforderung hin in die Wohnung des verstorbenen Andreas Dritzehn, um den „unbestimmbaren Bestandtheil“ in

der Presse, „die 4 Stücke“ zu zerlegen. Als er aber nachsah, „do was das ding hinweg.“ Was war nun das für ein Ding? Das ist schwer zu sagen. Aus alledem geht jedoch hervor, daß etwas fehlte, und man wußte nicht, wer es genommen. Ausgeschlossen ist wohl, daß Gutenberg selbst, oder die beiden Heilmann, oder Beildeck, des Meisters Diener, oder des Verstorbenen Bruder, Claus, oder der Dreher Sahsbach es thaten; der Kläger aber, Georg Dritzehn, und der dabei interessirte Vogt von Lichtenau, Hans Rifft, befanden sich damals nach Ausweis der Urkunden gar nicht in Straßburg.

Dagegen liegt der Verdacht sehr nahe, daß sich bei Andreas Dritzehns Tod wirklich fremde Personen in seinem Hause zu schaffen machten. Dies geht aus einer unbenutzten, vom Mittwoch nach Neujahr 1441 ausgestellten und im Stadtarchiv zu Straßburg befindlichen Urkunde hervor. Darnach wird eine gewisse Agnes Stoßer von Ehenheim von Jerge Dritzehn verklagt, allerlei aus dem Hause seines verstorbenen Bruders, wie Ringe und Edelsteine u. A. gestohlen zu haben, Anderes habe ihr ein gewisser Reimbold von Ehenheim in's Haus getragen. Diese beiden unehrlichen Personen figuriren merkwürdiger Weise auch als Zeugen Georg Dritzehns in seinem Proceß gegen Gutenberg. Nun geht ja allerdings aus jener oben citirten Urkunde nicht gerade mit Evidenz hervor, daß die zur Presse gehörigen, räthselhaft verschwundenen und später vermißten Stücke oder anderes zur Buchdruckertechnik gehöriges Material verschleppt und deren Gebrauch verrathen worden sei; doch die Wahrscheinlichkeit liegt sehr nahe und erhält auch durch eine geläufige Straßburger Sage, „daß dem Erfinder des Buchdrucks zu Straßburg sein Geheimniß durch einen ungetreuen Diener entwendet worden sei,“ sowie durch die bereits erwähnten Berichte Wimphelings Bestätigung. Die Verbindungsbrücke freilich zwischen Waldvogel und Gutenberg ist noch aufzufinden.

So viel ist aber nach all' dem Erörterten mehr als wahrscheinlich: Gutenberg hat sich schon in Straßburg lebhaft mit dem Gedanken und den Versuchen zur Ausführung der Typographie beschäftigt, — wie weit? ist schwer zu sagen.

Aus anderen Straßburger Urkunden ersehen wir, daß Gutenberg dort beständig in Noth und Sorgen war, Zoll schuldig blieb und sich in sonstige finanzielle Verlegenheiten brachte, beim Thomasstift eine Erbschaft seines Oheims verpfändete und seine ganze damalige Habe auf 400—600 Heller, ein sehr bescheidenes Besitzthum, taxirt wird.

Gutenbergs Wohnung in Straßburg war nachweislich im Kloster St. Arbogast, oder richtiger in einem zu diesem Stift gehörigen Gebäude; denn, wenn er, wie es mehr als wahrscheinlich ist, verheirathet war und gar Familie hatte, wird er nicht in den Klosterräumen selbst gewohnt haben. St. Arbogast lag außerhalb der Stadtmauer bei dem sogenannten „grünen Berge auf einer Illinsel vor dem Schirmecker Thore; ja, die ganze, jetzt

„Grüneberg" genannte Gegend an der Ill führte diesen Namen. Hier in stiller Klause mag der deutsche Grübler und Forscher, gleich so manchem anderen deutschen Gelehrten, einsam und ziemlich ungesellig, fern vom geräuschvollen Treiben der Stadt und lärmenden Weltgewühle, über den Mitteln zur Ausführung und Verwirklichung seiner Idee, seiner göttlichen Erfindung Tag und Nacht gebrütet haben, bis der wilde Kriegslärm in sein friedliches Asyl drang, und die rohen Plünderungshorden der Armagnaken, burgundischer Söldlinge, wie einst römische Krieger des Archimedes Kreise, so auch seine technischen Studien störten. Am 18. September 1444 drangen diese unter dem Namen „écorcheurs" d. h. Leuteschinder, berüchtigten Miethstruppen zum zweiten Mal sengend und brennend im Elsaß ein und beraubten auch die Stadt Straßburg. Vielleicht, wie dies Dziatzko den Urkunden nach bezweifelt, befand sich Gutenberg unter den Vertheidigern, denn sein Name kommt in einem zur Abwehr aufgestellten Contingente als Zugeselle zu der „Zunft der Goldschmiede, Maler und Sattler, Glaser und Harnischer" vor. Darnach aber verschwindet sein Name völlig.

Im Jahre 1531 ward das baufällige Kloster St. Arbogast sammt der alten St.-Marx-Klause gegenüber abgebrochen. Zur Erinnerung an Gutenbergs Aufenthalt daselbst und in berechtigtem Glauben von Straßburgs Antheil, wenigstens an den Anfängen der Typographie, hat 1894 der Gemeinderath der Stadt in Folge einer Stiftung dort einen Denkstein errichtet, mit der Inschrift:

„Hier auf dem Grünen Berge wurde die Buchdruckerkunst erfunden, und von hier aus wurde das Licht in die Welt verbreitet."

Von 1444—48 ist jede Spur von Gutenberg verwischt, wohin er sich, von Straßburg vertrieben, zunächst gewandt, ist unbekannt. Vermuthlich richtete er seine Blicke nach seiner Vaterstadt, wo die technischen Gewerbe, vornehmlich die Goldschmiedekunst, sich einer besonderen Pflege erfreuten; wenigstens taucht er dort 1448 zuerst urkundlich auf.

Mainz, damals Sitz des vornehmsten und mächtigsten Kirchenfürsten in Deutschland, des Primas und Erzkanzlers des deutschen Reiches, hatte zwar seit 1244 die Reichsunmittelbarkeit erlangt, allein diese ward ständig von den Erzbischöfen angefochten. Kein Wunder, wenn darunter Handel und Industrie litten und den Aufschwung der Bevölkerung hemmten. Zählte doch die Stadt damals kaum 6000 Einwohner, darunter etwa 1000 Bürger und 500 Geistliche. Immerhin war sie noch als Stapel- und Lagerplatz für die Schifffahrt und den Waarenverkehr auf dem Rhein und Main bedeutend, und namentlich blühte dort, wie bereits oben bemerkt, die Zunft der Goldschmiede. Dies erklärt sich, wie A. Börckel richtig geltend macht, sowohl aus dem Mehrbedarf für Kirchengeräthe und Kirchenschmuck, als auch aus dem Aufwand des prachtliebenden Stiftsadels. Trotz dieser scheinbar günstigen Chancen wollte unserem Meister hier das Glück nicht lachen. Wir finden ihn auch hier sofort in Geldverlegenheiten. Ist doch

gleich die erste von ihm in Mainz bekannt gewordene Handlung eine Capitalaufnahme von 150 fl. gegen 8 ½ fl. jährliche Zinsen, wofür sein Verwandter Arnold Gelthuß zum Echtzeller die Renten mehrerer Häuser in Mainz verpfändete. Wir gehen nicht fehl, wenn wir vermuthen, daß das Auftreiben von Geldern der Errichtung einer typographischen Werkstatt galt.

Verhängnißvoll für ihn aber ward seine Verbindung mit dem reichen Capitalisten und Goldschmied Johann Fust um 1450. Dieser streckte ihm 800 Goldgulden gegen 6 % zur Errichtung einer Buchdruckerei vor, und Gutenberg verpfändete ihm bis zur Rückzahlung all seine Geräthe. Mündlich zwar hatte Fust dem unvorsichtigen Meister die Zusicherung gegeben, keine Zinsen nehmen zu wollen, bestand aber doch später, wie Shylock, auf seinem Schein und, um die gerichtliche Beitreibung von Zinsen zu begründen, war er so raffinirt, das Gutenberg vorgeschossene Geld selbst von Anderen gegen Zinsen zu entleihen. Außerdem erbot sich Fust, jährlich 300 fl. Betriebscapital nebst den erforderlichen Kosten für Gesindelohn, Hauszins, Pergament, Papier und Druckfarben vorzustrecken. Gutenberg, dem es, wie wir aus seinem berechnenden Vertrag mit seinem früheren Theilnehmer Dritzehn in Straßburg gesehen, keineswegs an geschäftlicher Klugheit fehlte, beging diesmal den groben Fehler, daß er dem geriebenen Wucherer gegenüber keinen bestimmten Kündigungstermin festsetzte und der mündlichen Zusage desselben blindlings Vertrauen schenkte. Ohne Zweifel ließ er in der sanguinischen Hoffnung auf baldigen Gewinn, den der Absatz seiner Bücher, wie der 42zeiligen Bibel, des Psalteriums, des Catholicon und seiner „Mahnung wider die Türken“ ihn auf der Frankfurter Messe bringen sollte, jede geschäftliche Vorsicht außer Acht. Inzwischen lernte Fust in dem Kleriker Peter Schöffer aus Gensheim einen brauchbaren und gefügigeren Associé kennen, den er noch dadurch fester an sein Interesse kettete, daß er ihm seine Tochter zur Frau gab. So kam es, daß Fust, der wohl schon vorher mit dem vielleicht auch persönlich ihm gegenüber im Verkehr nicht sehr entgegenkommenden Meister zerfallen war, 1454 seine Forderung an Gutenberg einklagte. Die Schuld von den zwei Mal vorgeschossenen Capitalien von je 800 fl. war aber mit Berechnung der [illegible] Zinsen und Zinseszinsen zu der beträchtlichen Summe von 2026 fl. angewachsen. Wir besitzen zwar das Gerichtsprotokoll über diesen Proceß nicht mehr, aber einen notariellen Act über seinen Verlauf, das sog. Helmasperger'sche Notariatsinstrument vom 6. November 1455, zugleich die einzige Urkunde über Gutenbergs Thätigkeit in Mainz, befindlich in der Göttinger Universitätsbibliothek. Wir ersehen daraus, daß Fust den ihm auferlegten Eid leistete.

Es scheint, daß Gutenberg gar nicht in der Lage war, eine ge[illegible]dnete Rechnungsablage zu leisten: Seiner ganzen Geistesrichtung und Per[illegible]mlich[illegible]keit nach hat er sich wohl nicht einmal mit einfacher, geschweige mit doppelter

Buchführung befaßt; er erschien auch garnicht selbst in Person am Termin, sondern schickte Vertrauenspersonen zur Berichterstattung, wohl um einer entscheidenden Aeußerung seinerseits aus dem Wege zu gehen und so den endlichen Abschluß der Sache zu verzögern; doch konnte er den Bankerott nicht aufhalten. Außer seinem finanziellen Ruin hatte er auch noch den Verlust seines verpfändeten Druckgeräths zu beklagen, und sein Kunstgeheimniß war verrathen. Vermochte er vielleicht wegen des schleppenden Gerichtsverfahrens und beim Eingehen von Geldern durch Verkauf der 42zeiligen Bibel auch die Katastrophe etwas hinauszuziehen, so war er doch 1458 in solcher Noth, daß er die Zinsen einer kleinen Schuld von 80 fl. nicht mehr nach Straßburg zahlen konnte. Wohl hatte Gutenberg auch noch den Druck einer zweiten Bibel, höchst wahrscheinlich mit Albrecht Pfister eingeleitet, aber ihr Apparat ging in den Besitz dieses seines neuen Theilhabers über, wohl weil er auch sein Gläubiger geworden war, und wanderte nach Bamberg. Vermuthlich wurde auch noch mit den Typen der 42zeiligen Bibel, also nach 1455, ein Psalterium gedruckt, das als Druck von 38 Blättern neuerdings Leopold Delisle (Journ. des savants 1894) nachwies. Gutenberg muß demnach auch noch einige Zeit nach 1455 die Verfügung über den Apparat der 42zeiligen Bibel gehabt haben.

Erst 1458 trat der völlige Zusammenbruch seiner Verhältnisse ein; doch fand er noch einmal einen Helfer in der Noth, der ihm Geld für neues Druckgeräth vorschoß; das war der Mainzer Jurist und Theologe Dr. Conrad Humery. Mit diesen Typen wurde 1460 das Catholicon, ein Realwörterbuch des Johannes de Janua gedruckt, ein starker Foliant und noch einige kleinere Schriften.

Doch der Hauptruhm und Hauptgewinn war dem Meister von der mißgünstigen Concurrenz, von der zweiten durch Fust und Schöffer (im jetzigen Schöfferhof) begründeten Officin weggefischt worden: es war das von Gutenberg vorbereitete große, das erste mit vollständigem Datum (14. Aug. 1457) gedruckte Werk, das prachtvolle Psalterium, eine „typographische Musterleistung", wie die Schlußschrift dazu stolz hinausposaunt:

„Gegenwärtiger Codex der Psalmen mit schönen (d. i. farbigen) Initialen verziert und durch Rubriken (rothgedruckte Aufschriften) genügend ausgezeichnet, ist durch eine künstliche Erfindung des Druckens und der Typenbildung, ohne irgend einen Gebrauch der Feder, so hergestellt und zu Ehren Gottes mit Fleiß vollendet durch Joh. Fust, Mainzer Bürger, und Peter Schöffer aus Gernsheim, im Jahre des Herrn 1457 am (Mariä-) Himmelfahrtsabend."

Gutenberg mußte sich dieses Todtschweigen seiner Erfindung gefallen lassen; durfte er sich ja doch selbst auf seinen eigenen Druckwerken nicht nennen, weil bei seiner Verschuldung Alles gepfändet zu werden Gefahr lief.

Der für die Freiheit der Stadt Mainz so verhängnißvolle Kurstreit, der 1461 zwischen dem vom Papste abgesetzten Erzbischof Diether von

Isenburg und dem von ihm neubestimmten Kurfürsten Adolf von Nassau ausbrach, hatte wenigstens das eine Gute, daß er der Verbreitung von Gutenbergs Kunst Vorschub leistete. Da nämlich Diether, über den der Papst den Bannstrahl geschleudert hatte, nur der Gewalt wich und auch die Mehrheit der Mainzer Bürgergemeinde für sich hatte, so trotzte die Stadt dem Papste und forderte einen Gewaltstreich von Seiten der Gegner heraus. Derselbe bereitete sich auch in der Stille, zumal auch der Nassauer seinen Anhang in Mainz hatte, in Gestalt einer Ueberrumpelung der schlecht bewachten Stadt vor. Es fand sich, wie weiland im Engpaß der Thermopylen auch in Mainz ein Ephialtes, den Verräther zu spielen. Dies war der Rathsherr und Rechner Hermann Sternberger, mit dessen Frau ein Reisiger Adolfs von Nassau, ein gewisser Heinze v. Hechtsheim, verschwägert war, der sich oft in der Stadt aufhielt, dort seine Kriegsbeute zu verjubeln. Dieser spielte die Rolle des Spions und kundschaftete mit Hilfe seines Schwagers die Gesinnung der wankelmüthigen und zwiespältigen Bürgerschaft aus und suchte durch Versprechungen neue Anhänger Adolfs zu gewinnen. So brachte er 300 Ehrgeizige, Habgierige und Aengstliche auf des Nassauers Seite, darunter außer dem genannten Sternberger noch den städtischen Baumeister und Rathsherrn Dudo v. Beburg und die drei Bürgermeister Eberhard v. Dymerstein, den Goldschmied Jakob Fust und Metzger Hans Leine. Als Baumeister hatte Dudo die Aufsicht über die Thürme und duselte die Wächter mit Wein ein. An der Spitze der Ueberrumpelung stand Ludwig v. Veldenz, genannt der „schwarze Herzog", dem der größte Antheil an der Beute zugesprochen war. Diether und sein Bundesgenosse Philipp von Katzenellenbogen hatten inzwischen ahnungslos in Mainz Quartier genommen, doch der dritte im Bunde, Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, war nicht gekommen, angeblich von seinem Astrologen gewarnt.

Am 27. October 1462 waren mit Einbruch der Dämmerung ungefähr 3000 Mann des Nassauers bei Walluf über den Rhein gesetzt worden; ein Rückhalt blieb in Budenheim, die Uebrigen zogen nach Mombach. In der Gegend des kleinen Sandbruchs machte die Hauptmasse Halt, indeß die Vortruppen, etwa 500 Mann, über den Linsenberg nach dem Gauthor zogen. Hier war die stärkste Befestigung, aber auch eine sorglosere Bewachung. Hier befanden sich westlich 3 Thürme hintereinander und zwischen denselben Wälle und tiefe, in Ermangelung des Wassers mit dichtem Dorngestrüpp versehene Gräben, die mit der Stadtmauer parallel liefen. Diese 3 Thürme waren durch Zugbrücken verbunden; der mittlere oder Brückenthurm stand noch bis 1857, wo er durch eine Pulverexplosion vernichtet ward. Der innere Thurm befand sich in der Stadtmauer, und sein Thor war in dieser verhängnißvollen Nacht von den berauschten Wachen offen gelassen worden.

Nach 1 Uhr in der Nacht stiegen die vordersten Truppen Adolfs von

Nassau, der in Eltville auf Kunde harrte, in den ersten Graben und bahnten sich unter der Führung Hans v. Schwalbachs möglichst stille mit scharfen Sensen mühsam den Weg. Um 3 Uhr näherten sie sich vorsichtig der Stadtmauer und schafften Leitern zum Ersteigen herbei. Als sie im Begriff waren hinanzuklimmen, machte sie ein eigenthümliches Geräusch stutzig und lähmte ihren Muth. Wie ein unheimliches Gespenst bewegte es sich auf der Mauer und gab so eigenthümliche Töne von sich, daß es den tapferen Kriegsleuten wie eine Gänsehaut über den Rücken lief. Sie hielten den Athem an, bekreuzigten sich wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns und wollten schon in abergläubischer Furcht das ganze Unternehmen aufgeben, — da flog mit schrillem Gekreisch ein mächtiger Uhu vor ihnen auf, und der Spuk war verschwunden. Hätte diese Eule vielleicht noch ein halbes Stündchen länger den Angreifern Gruseln verursacht, hätte sie, wie weiland die Gänse das Capitol, so die Stadt Mainz gerettet.

Nun aber, als wollten sie das Versäumte nachholen, kletterten sie, Hans von Schwalbach an der Spitze, empor, und bald befanden sie sich in den Weinbergen des Kästrich, wo sie von den Verräthern empfangen und weiter geführt wurden. Man fand das innere Gauthor offen und die Wachen vom Weinrausch befangen. Während die Eingedrungenen das innere Thor des mittleren Thurmes zu sprengen suchten, hieben die noch vor der Stadt befindlichen Feinde das äußerste mit Aexten ein. Inzwischen suchte eine andere Schaar von der Altmünsterpforte her einen Eingang.

Nach 5 Uhr machte die patrouillirende Schaarwache die Entdeckung von der Ueberrumpelung der Stadt und weckte durch ihr Alarmgeschrei die Gaugasse hinab die ahnungslosen Bürger. Gleich darauf erschallte die Sturmglocke auf dem Quintinsthurm. Zum Signal für die zurückgebliebenen Feinde ward das Gebethäuschen auf dem Judenkirchhof in Brand gesteckt, und nun flutheten die Schaaren unter dem Ausruf des Grafen v. Königstein: „Schlagt todt die Ketzer! Nehmt keinen gefangen!" in die angsterfüllte Stadt.

Diether v. Isenburg und sein Waffengefährte Philipp v. Katzenellenbogen wurden noch zeitig genug gewarnt, um sich halb angekleidet zu flüchten und mit Stricken die Stadtmauer hinabgleiten zu lassen, nicht ohne zuvor die Leute zu tapferer Gegenwehr zu ermahnen und ihnen zu versprechen, baldige Hilfe zu schicken. Kaum waren sie entflohen, als die Feinde, von den Verräthern geführt, in ihre leeren Gemächer drangen. Sie fanden die Betten noch warm, aber leer. Im Kampfe fiel auch, seine Schuld des Einverständnisses sühnend, Bürgermeister Dymerstein. Unter den Vertheidigern selbst befanden sich Verräther: so richtete der Büchsenmacher zweier Geschütze absichtlich die Kugeln zu hoch.

Auf die beiden Hauptverräther Sternberger und Dudo bezogen sich der Sage nach zwei in der ehemaligen Gauthorfestungsmauer eingefügte steinerne Köpfe; doch sie sind nachweislich römischen Ursprungs gewesen und erst nach-

träglich bei der Neuanlage der Befestigung der Stadt durch den Festungskommandanten Spalla 1669 von den Arbeitern wohl mit Hinweis auf jenen Verrath absichtlich hineingemauert worden.

Schon verkündeten die fremden, nach Beute lüsternen Söldner mit lautem Jubelgeschrei ihren Sieg, als plötzlich durch die Filzbacher Pforte 300 pfälzisch-isenburgische Reiter und halb so viele Fußgänger, von Diether in der Eile aufgerafft, die Angreifer zum dritten Male die Gaugasse hinauftrieben.

Da schickten die feindlichen Anführer, um ihre Beute besorgt, Brandstifter in die Gassen, und bald riefen die zum Himmel züngelnden Flammen und wirbelnden Rauchwolken die Vertheidiger zur Rettung ihrer Weiber, Kinder und Habe zurück. Um dem Verzweiflungskampf vollends ein Ende zu machen, versprachen die nassauischen Führer den Bürgern von Mainz Schonung, wenn sie Unterwürfigkeit und Gehorsam gelobten. So endete nach zwölfstündigem Ringen der Widerstand um fünf Uhr; ungefähr fünfhundert Bürger hatten ihr Leben eingebüßt; mehr als die doppelte Zahl blutete aus schweren, z. B. lebensgefährlichen Wunden. Die siegestrunkenen Horden überließen sich nun schrankenloser Plünderung.

Unter den 150 Gebäuden, die abbrannten, befand sich auch die Fust-Schöffer'sche Druckerei, die jedoch schon zwei Jahre später wieder aufgebaut wurde (jetziger Schöfferhof, Actienbrauerei). Während des Kurstreits waren aus dieser Officin verschiedene Einzelblattdrucke, wie die päpstliche Bulle und das kaiserliche Manifest, betr. die Absetzung Diethers, dann das Manifest Diethers gegen den Papst und Adolf, sowie Adolfs Gegenmanifest hervorgegangen. Fast ein Jahrhundert lang blühte diese Druckerei unter Schöffers Nachkommen und brachte eine große Zahl namhafter Werke hervor. 1643 erhielt das Gebäude den Namen „Dreikönigshof", wegen einer darin errichteten, den heiligen drei Königen geweihten Capelle. Auf der Rückseite grenzt der „Hof zum Korb", später „Schöfferhof" an, den Schöffer am 5. September 1476 dazu kaufte und mit dem, früher Fust gehörigen Hause „Hof zum Humbrecht" (Schustergasse 20), vereinigte. Der so erweiterte „Druckhof", welcher Name neben „Druckhaus" in einem städtischen Baubescheid von 1524 für das ursprüngliche Haus anerkannt, — bestand so lange, und auch die jetzige Bierwirthschaft hat das mittelalterliche Gepräge bewahrt. Doch kehren wir zu unserer Erzählung vom Schicksale Mainz' zurück.

Am folgenden Tage hielt Adolf seinen Einzug in die zerstörte Stadt und ein strenges Strafgericht auf dem Dietmarkt über seine Gegner. Gutenberg galt, wie es scheint, für nassauisch gesinnt, oder doch neutral, denn der neue Kurfürst zeichnete ihn sogar durch einen Gnadenact aus. Im Uebrigen büßte Mainz alle seine Privilegien und Freiheiten ein: es wurde eine landsässische Stadt der Erzbischöfe von Mainz. Ein Schweizer Chronist meldet dies sarkastisch mit dem Zusatz: „Und sie haben dem deutschen Adler wieder eine Feder ausgerupfet!"

Unter den Flüchtlingen und Auswanderern befanden sich auch die Jünger Gutenbergs, die durch die Zerstörung ihres Wohnsitzes gezwungen wurden, ihr in Mainz beschworenes Kunstgeheimniß zu offenbaren und zum Heil der ganzen Menschheit allüberall nutzbringend zu machen. Und so hatte diese Katastrophe ein Gutes: die Verbreitung der Buchdruckerkunst in alle Welt. Rasch und sicher nahm nun die neue Kunst ihren Siegeslauf durch Deutschland, Italien und Frankreich, nachdem sie schon vor 1460 durch Mentel in Straßburg und 1461 durch Pfister in Bamberg geübt ward.

Wie Alfred Börckel in seinem Werk über Gutenberg erwähnt, lassen sich aus den ersten fünfzig Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunst an 250 Druckorte mit ungefähr 1000 Druckereien nachweisen, aus welchen in jenem Zeitraum über 22000 Auflagen hervorgegangen sind. „Die Auflage zu 300 Exemplaren angenommen, ergiebt (bei 300jährlichen Arbeitstagen) bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts bereits über $6^1/_2$ Millionen in Europa verbreiteter Druckwerke (also durchschnittlich 130000 im Jahre), gewiß ein großartiger Erfolg, wenn man berücksichtigt, wie viele Jahre mühseliger Schreiberarbeit z. B. eine einzige Bibelabschrift erforderte."

Und welche Fülle geistiger Nahrung, welch' reiche Schätze edler Bildung und anregende Förderung und Bereicherung des Könnens und Wissens war nunmehr Lern- und Lehrbegierigen rasch und allseitig zugänglich gemacht! Versetzt man sich dagegen in jene Zeit zurück, wo die Rede des Priesters und der Vortrag des Sängers so ziemlich die einzige Quelle geistiger Nahrung für den Gebildeteren waren, vergleichen wir die Raschheit der Verbreitung von Nachrichten durch unsere heutige Presse mit der Dunkelheit und Unsicherheit jener Zeit, wo man aus dem Munde fahrender Leute zweifelhafte Neuigkeiten lange nach den Ereignissen selbst erfuhr, — welch' ungeheurer, unermeßlicher Fortschritt, — welch' blitzschnelle, unschätzbare Aufklärung!

Was aber war nach dem Zerwürfniß mit Fust und in den Wirren der Zeit aus Gutenberg geworden, wie verbrachte der inzwischen gealterte, viel geprüfte Meister seinen Lebensabend? Auch hierüber fließen die Nachrichten sehr spärlich.

Aus einer ungedruckten Chronik des Grafen Wilhelm Werner von Zimmern wissen wir aus einer Randbemerkung zu folgender Notiz: „Unter der Regierung des Erzbischofs Theodorich Schenk von Erbach (1434—59) ward erstlich die edel Kunst der Buchdruckerei zu Mainz in der Stadt erfunden durch . . . Hans Gudenberger," — vermuthlich von einem Pater des Mainzer Augustinerklosters, wo diese Chronik herstammt, zugeschrieben: „Hanß Gudenberg wohnet in der Algesheimer Bursch". Diese Algesheimer bursa war ein Convict mit Vorlesungssaal für die Hochschule, jetzt Ecke der Christophgasse Nr. 3, gegenüber dem Invalidenhause. Wie Dr. Falck vermuthet, hat auch dort, wenigstens eine Zeit lang, sein Gönner Doctor Humery gewohnt und ihn bei sich aufgenommen. Außer mit diesem mag er wohl hauptsächlich mit dem Pfarrer von St. Christof, Peter Günther,

verkehrt haben. Ebenso im St. Victor-Stift, oberhalb Weisenau, denn er war Mitglied der Bruderschaft dieses Stifts. Dort war auch Gutenbergs Verehrer, der Rechtslehrer Ivo Wittig († 1507), der im „Hofe zum Gutenberg“ einen Denkstein setzen ließ, Siegelbewahrer der Bruderschaft.

Des in seiner Erwerbsthätigkeit schwer geschädigten Meisters nahm sich Erzbischof Adolf v. Nassau gnädig an, indem er ihn zum kurfürstlichen Hofdienstmann ernannte. Die Dienstleute des Stifts damaliger Zeit hatten nach alter Gewohnheit ihren Gerichtsstand allein vor dem Erzbischof oder seinem Stellvertreter, so daß kein anderes geistliches oder weltliches Gericht sie mit Beschlagnahme von Leib oder Gut oder auf andere Weise belangen durfte; dafür hatten sie dem Erzbischof einen besonderen Dienst- und Gehorsamseid zu leisten. In der Bestallungsurkunde war ihm standesgemäße Kleidung und jährlich 20 Malter Korn und 2 Fuder Wein, aber nur zur eigenen Benutzung zugesichert; ferner war er von Kriegsdienst und Steuer befreit. „Also jährlich ein Kleid, zwanzig Malter Korn und zwei Fuder Wein, damit mußte sich der Schöpfer eines Werkes begnügen, dessen Fortsetzung seine Nachfolger um ungezählte Millionen bereichert hat, und nicht etwa als berechtigte Forderung erhielt er für seine gewaltigen Mühen und Opfer diesen kärglichen Ersatz, sondern als zufälliges Geschenk auf dem Gnadenwege.“ (A. Börckel l. c.)

In Eltville, der Residenz Adolfs, scheint Gutenberg seinen Lebensabend verbracht zu haben; dort wohnten ja auch Verwandte von ihm: Heinrich und Nicolaus Bechtermünze. Eine Tochter Heinrich Bechtermünzes, Else, heirathete Jakob von Sorgenloch, genannt Gensfleisch, einen Verwandten Gutenbergs.

Wie der elsässische Gelehrte Wimpheling berichtet, ist der Meister im hohen Alter erblindet, wozu er vermöge seiner Thätigkeit als Stein- und Stempelschneider wohl besonders disponirt war. Welche Tragik! Der größte Lichtverbreiter blind! Wer wäre hier nicht versucht, an Goethes Faust zu denken, zu dem im hohen Alter sich Sorge, Mangel und Noth durch's Schlüsselloch schleichen und den sie zuletzt mit Blindheit schlagen?! Doch im Innern glühte helles Licht.

Höchstwahrscheinlich starb Gutenberg in Eltville, dem Hoflager seines Protectors und Aufenthaltsorte seiner Verwandten, wenn auch dem Wortlaut seiner Bestallungsurkunde als kurfürstlichem Bediensteten nach ihm die darin bewilligten Victualien wohl vor seine in Mainz als seine Wohnstätte bezeichnete Wohnung abgeladen worden sein mögen. Dies darf man schon aus der Thatsache schließen, daß keine einzige Geschichtsquelle, und namentlich keine Mainzer von seinem etwa dort erfolgten Tode meldet. In Eltville hören wir auch schon 1467 von einer mit Gutenberg'schen kleinen (Catholicon-) Typen thätigen Presse, so daß wir den Meister dort bis zu seinem Tode wirksam annehmen dürfen. Doch er soll ja nach Wimphelings Aussage im hohen Alter erblindet sein! Aber es fehlt jede nähere Angabe, wann?

Und immerhin könnte ja sein Geist noch über dem Ganzen gestanden haben. Die Annahme, daß Gutenberg in Eltville verstarb, wird noch durch den bereits erwähnten Brief des gelehrten Theologen und Rectors der Sorbonne in Paris, Wilhelm Fichet an den Ordensobersten Robert Gaguin 1. Januar 1472 unterstützt, worin es heißt: „Man berichtet ferner, daß daselbst (nämlich in Deutschland) nicht weit von der Stadt Mainz ein gewisser Johannes, zubenannt Gutenberger (Bonemontanus) gewesen sei, der zuerst von allen die Druckkunst ausgedacht habe.“ Diese Ortsbestimmung „nicht weit von Mainz“ läßt auf Eltville schließen.

Wo nun liegt der große Erfinder begraben? Auch dies läßt sich nicht mehr genau bestimmen. Wir kennen zwar die ehemalige Begräbnißstätte, doch ist jede nähere Spur verwischt. Wir lesen nämlich in einer in Mainz 1499 bei Friedberger gedruckten Jubiläumsschrift, die Joh. Merstetter aus Ehingen, ein früherer Schüler der Heidelberger Hochschule zu Ehren des ersten dortigen Rectors Marsilius v. Inghen zusammenstellte, auf den letzten Seiten folgende Notiz:

„Dem Joh. Genßfleisch, dem um jede Nation und Sprache hochverdienten Erfinder der Druckkunst zum unvergänglichen Gedächtnisse seines Namens Adam Gelthus setzte (dies); die Gebeine desselben ruhen selig in der Kirche des heiligen Franciscus.“

Diese Zeilen waren für einen projectirten, aber nicht ausgeführten Denkstein Gutenbergs von seinem Verwandten Ad. Gelthus bestimmt. Wie Dr. Falck vermuthet, war überhaupt auf Gutenbergs Ruhestätte ein Grabdenkstein mit Inschrift nicht gelegt, denn Franz Swertius aus Antwerpen, der interessante Inschriften sammelte und zu diesem Zwecke auch die Mainzer Franziskanerkirche besuchte, veröffentlichte 1608 seine Sammlung und erwähnt darin keine Gutenbergs. Es ist aber kaum anzunehmen, daß er sie sollte übersehen haben.

Darüber aber, daß die Gebeine des großen Meisters in der Franziskanerkirche zu Mainz beigesetzt worden, stellt Dr. Falck eine sehr plausible Combination an, daß Gutenberg nämlich dem dritten Orden des h. Franziskus wie so viele andere bedeutende Männer (z. B. Dante, Rafael, Columbus, Michelangelo, Liszt) angehörten und sich dort selbst seine letzte Ruhestätte wünschte. Dort ruhte auch Gutenbergs Großmutter, die Mutter des Richters Leheimer. An der Stelle des früheren bescheidenen Ordenskirchleins trat 1742 die pompöse Jesuiten- und Universitätskirche, die aber durch die Beschießung der Stadt 1793 so litt, daß sie in den Jahren 1809—16 gänzlich abgetragen ward. Die ehemalige Stätte lag zwischen dem sogenannten „Krämpelmarkt“, der jetzigen höheren Mädchenschule gegenüber, und der Schusterstraße. Also unter dem Pflaster des Krämpelmarktes vielleicht, wo jetzt um alte Möbel und Bücher gefeilscht wird, ruhen die Gebeine des größten Erfinders und Wohlthäters der Menschheit! Sic transit gloria mundi!

Mit Recht tadelt Dr. Falck die Vergeßlichkeit und den Undank seiner Mitbürger, die nicht einmal in der Nähe der muthmaßlichen Ruhestätte des berühmten Mainzers eine Gedächtnißtafel angebracht.

Doch wie Goethe in seinem Faust seinen Helden mit berechtigtem Selbstgefühl ausrufen läßt: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn," und wie der Dichter Horaz von der Unvergänglichkeit seiner Werke spricht, hat er sich ein Denkmal gesetzt, „dauernder als Stein und Erz". Aehnlich sagt ja auch Fr. Lehne am Schlusse seiner Inschrift auf des Mainzer Bildhauers J. Scholl Gutenbergdenkmal im Vorgarten des Casinos:

„Jedes nützliche Werk ist ihm ein Denkmal des Ruhms."

Die nicht in Worten zu schildernde Bedeutung der Erfindung der Buchdruckerkunst ist denn auch schon sehr bald darauf anerkannt und gewürdigt worden.

Unter den Zeugnissen von Zeitgenossen, die Gutenberg als Erfinder der Buchdruckerkunst beglaubigen und preisen, nennen wir Joh. Andreas, Bischof von Aleria, in einem Schreiben an Papst Paul II. 1468; dann Wilh. Fichets Gedicht zum Lobe der ersten Pariser Buchdrucker (1470):

„Wie die Sonne das Licht, so gießest Du über den Erdkreis
 Weisheit, der Musen Hort, königlich stolzes Paris.
So nimm denn hin die Buchdruckerkunst fast göttlichen Ursprungs,
 Die uns Deutschland gelehrt, hast ja zumeist sie verdient.
Schaue die ersten Bücher, die dieses Handwerk geschaffen
 Uns im fränkischen Land und auch in Deinem Gebiet,
Michael, Ulrich und Martin, dabei die Firmen der Meister,
 Haben diese gedruckt, drucken auch andere noch."

Und ähnlich ein Epigramm Ehrhard Windsbergs, Dr. med. (Paris 1471.) Ueberschwänglich preisen Gutenbergs Kunst die Zeugnisse der Italiener Lodovico Carbo und Nikolaus Gupalatinus, sowie Nikolaus Perotus (1471). Und so preisen die Dichter aller Zungen den Segen dieser Erfindung. Wir citiren in folgendem ein paar Verse Peter Günthers um 1492:

„Deutschland, im Kriege berühmt durch römergleiche Triumphe,
 Mächtig durch Waffen und Muth und auch durch Edelsinn groß,
Dich schmückte Pallas mit glänzendem Geist, und Mavors verlieh Dir
 Mit der tapferen Brust auch des Siegers Geschick.
Was in des Eifers Hitze allmählich erringet der Erdkreis,
 Das darf der Deutsche sich freu'n alles zu haben vereint;
Künste, die nie zuvor sind erfunden, hat er uns gestaltet
 Mit verschlagenem Geist und mit geschäftiger Hand.
Neues auch sinnet er aus mit der Schärfe dädalischen Geistes,
 Ueber sein eigenes Werk wundert der Künstler sich oft.
Er hat zuerst auf Papier uns gelehrt im Erze zu drucken
 Zeichen, ohn' daß der Kiel uns die Hände bewegt.
Er hat zuerst uns gezeigt, wie mit geschnittenen Typen
 Man das Geschriebene setzt und das Gesetzte dann druckt." . . .

Und in einem Gedichte Seb. Brants begegnen wir schon ähnlichen Gedanken über den Werth der Buchdruckerkunst (1498), wie sie Ottfr. Müller in den lateinischen Distichen auf dem Gutenberg-Monument zu Mainz zum Ausdruck gebracht, nämlich:

„Jüngst ist dem Geiste des rheinischen Volks, seiner Kunst ist entsprungen
Eine herrliche Schaar, leider fast allzugroß,
Und was sonst nur im reichen Palast dem Leser begegnet,
Findet sich jetzt überall, auch in der Hütte: ein Buch.
Dank drum den Göttern zunächst, doch billigen Dank auch den Druckern.
Denn ihrem Geiste zuerst hat diese Bahn sich gezeigt.
Was den weisen Griechen entging und den findigen Römern,
Als die neueste Kunst stammt's aus germanischem Geist."

Ohne Zweifel hat Ottfr. Müller diese beiden letzten Zeilen Brants in seinem Distichon mit den Worten in's Lateinische übersetzt:

„Artem quae Graecos latuit latuitque Latinos
Germani sollers extudit ingenium."

Von dem Zeugniß des Pariser Rectors Wilh. Fichet war schon oben die Rede.

Originell ist eine Lobpredigt Adam Wernhers v. Themar a. d. Werra, datirt aus Heidelberg 1494, dem wir folgende Verse entnehmen:

„Gensfleisch, die wachsame Gans übertraffst Du, welche die Römer
Durch ihr Geschnatter gemahnt: Gallier sind in der Stadt!
Jene beschützte die Burg, Du aber bist Consul dem Erdkreis,
Welcher nicht leugnet zu sein glücklicher durch Deine Kunst . . .
Darum auch sollte Dein Mainz, wenns könnte, vor anderen Orten
Zollen Dir würdigen Dank, da Du's doch selber bewohnt,
Und das germanische Land, im Besitze von zahlreichen Bänden
Ehrt Dich, weil man es nennet glücklich ob Deines Genies" . . .

Bedeutsam ist auch ein Lobgedicht von Joh. Herbst aus Lauterburg 1494:

Schaut es, auf diese Erfindung schätzt sich Germanien glücklich,
Preist Dich ob Deines Genies, Gänsfleisch, Du ruhmvoller Mann!
Staunend, daß Bücher entstehen, ohne die Feder geschrieben,
Traun! wie wird dieses erklärt? Zeichnest den Geist durch die Kunst?
Weinland vom Main und zugleich von den Fluthen des Rheines bewässert,
Brachtest Du, mein' ich, zur Welt einen gar köstlichen Stein;
Eine erlesene Gans aber voll von dem trefflichen Fleische,
Dessen in frohem Genuß nährt sich ein jeglicher Mensch."

Treffend und prägnant ist auch das lateinische Lobgedicht Wimphelings in der bereits citirten Heidelberger Jubiläumsschrift, das zu Deutsch also lautet:

„Glücklicher Gensfleisch Du, durch Dich Germania, glücklich,
Hat an jeglichem Ort Ehre und Lobes genug!
Du, o Johannes, geführt durch Gottes heiliges Wirken,
Drucktest in Mainz zuerst Buchstaben deutlich in Erz.
Vieles die Religion, ja Vieles die griechische Weisheit,
Viel die lateinische Welt schuldet an Dankbarkeit Dir!"

Trotz dieser übereinstimmenden Anerkennung Gutenbergs als Erfinder der Buchdruckerkunst herrschen über die Schreibung seines Namens, seines Geburtsorts und namentlich über das Jahr der Erfindung die abweichendsten Ansichten. So galt namentlich lange Zeit irrthümlich das Jahr 1440 statt 1450 als Geburtsjahr der Typographie. Das erste Jubelfest ward am 24. Juni, dem Namenstage Gutenbergs, — denn den Geburtstag kennt man ja nicht, — 1540 in Wittenberg von Luthers Buchdrucker Hans Lufft und dessen Genossen gefeiert. Als älteste Säcularschrift darf ein Lobgedicht von Joh. Arnoldi 1541 betrachtet werden.

Schon ausgedehnter war die zweite Säcularfeier 1640, woran sich die Buchdrucker von Leipzig, Jena und Breslau betheiligten, begangen; damals erschienen Festschriften in Breslau, Dresden, Halle, Hamburg, Leipzig und Straßburg. Allgemeine Theilnahme erregte das dritte Jubeljahr 1740 in den meisten größeren Städten Deutschlands und der Schweiz; es wurden an mehreren Orten Programme, Gedichte und Festschriften, etwa 200 gedruckt, deutsche und lateinische Reden und Predigten, sowie feierliche Umzüge gehalten. Ebenso cursirten viele kupferne und silberne Denkmünzen, wie in Breslau, Erfurt, Göttingen, Gotha, Leipzig, Nürnberg und Regensburg.

Im Jahre 1798 beschloß eine Astronomenversammlung, die Erfindung der Typographie durch ein neues Emblem der Himmelskarte einzuverleiben.

Am 6. April 1804 ward von einer Gesellschaft in Mainz auf Anregung des Präfecten Jeanbon St. André eine Medaille von 240 Frcs. Goldwerth für die beste Lobrede auf Gutenberg ausgesetzt, sowie die Errichtung eines Monuments aus freiwilligen Beiträgen beschlossen.

Napoleon I. verordnete am 1. October 1804 die Anlage eines großen Gutenberg-Platzes in der Nähe der Mainzer Dompropstei; aber keines dieser drei Projecte kam in seiner ursprünglichen Form zur Ausführung. Ein Neapolitaner, Giov Batt. Micheletti regte 1814 die Errichtung eines Gutenberg-Monuments an, wobei er betonte, daß die ganze Welt dazu beisteuern müsse; aber erst die Harlemer Jubelfeier zur Ehre Costers brachte die Sache in Schwung. Die Mainzer Casino-Gesellschaft gab ihrem neuerrichteten Hause seinen ursprünglichen Namen „Hof zum Gutenberg" wieder und ließ am 4. October 1824 eine schwarze Marmortafel mit der Inschrift einsetzen: „Dem Erfinder der Buchdruckerkunst, dem Wohlthäter der Menschheit, Joh. Gensfleisch zum Gutenberg weihet diesen Denkstein auf der Stelle seines Hauses, das ihm den unsterblichen Namen gab, die darin vereinigte Gesellschaft, seine dankbaren Mitbürger am 4. Oct. 1824", und drei Jahre später ward vom Kunstverein ein Standbild Gutenbergs aus Sandstein durch den Mainzer Bildhauer Joseph Scholl aufgestellt. Die nach einer früheren von Ivo Wittig (1503?) dort angebrachten Inschrift verfaßte lateinische lautet: „Dem Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, Mainzer Patrizier, der zuerst erfand, mit ehernen Buchstaben zu drucken

und sich durch diese Kunst um die ganze Welt Verdienst erworben, haben zum unvergänglichen Andenken an seinen Namen der Kunstverein in Mainz und die Eigenthümer des Gutenberger Hofes dieses Denkmal gesetzt am 4. Octcober 1827."

Am 29. Januar 1825 erhielt der ehemalige „Hof zum Gensfleisch" in der Emmeransstraße (seit 1804 im Besitze der Familie Lauteren) auch eine Gedenktafel an der Mauer unter dem Thorbogen, sie lautet:

„Hof zum Gensfleisch, Stammhaus des Erfinders der Buchdruckerkunst, Joh. Gensfleisch zum Gutenberg, worin er im Jahre 1398 (?) geboren ward. Christian Lauteren weihet auf der Stelle des alten Hauses diesen Denkstein dem unsterblichen Erfinder am 29. Januar 1825."

Auch im Hof zum Jungen, jetzt einem Brauhause der Mainzer Actienbrauerei an der Stadthausstr., das noch bis in die jüngste Zeit fälschlich für das erste Druckhaus Gutenbergs erklärt ward, ist ein Denkstein in der Hofmauer mit folgender Inschrift angebracht:

„Hof zum Jungen, erstes Druckhaus des Joh. Gensfleisch zum Gutenberg vom Jahre 1443—1450; in Verbindung mit Joh. Fust u. Peter Schöffer von Gernsheim bis zum Jahre 1455. Carl Barth weiht diesen Denkstein dem unsterblichen Erfinder u. den Verbreitern der Buchdruckerkunst am 13. April 1828."

Der Irrthum, daß in diesem Gebäude Gutenbergs die Druckerei gewesen, den eine Notiz des Abtes Trithemius in seinen 1506 geschriebenen Annalen von Hirsau veranlaßt, ward auch noch durch einen räthselhaften Fund beim Graben eines Kellers 1856 unterstützt; man fand dort das Bruchstück einer alten Druckpresse aus Eichenholz mit der Inschrift: J. MCDXLI. G., jedoch ist dieser Fund wohl kaum auf Gutenberg zurückführen, und die Inschrift ist sicher später entstanden, worauf schon das ungebräuchliche J. (= Johannes) statt des üblicheren H. (= Henne) sowie die auffallende Jahreszahl 1441 hinweist. Gutenbergs erstes Druckhaus war vielmehr, wie bereits erwähnt, der „Hof zum Heimbrecht", jetzt Schöfferhof, Schustergasse 20.

Im Februar 1832 erging von Mainz „an die gebildete Welt" in deutscher, französischer und englischer Sprache ein „Aufruf, um das herannahende Säcularfest der Buchdruckerkunst durch Errichtung eines Monumentes zu Ehren ihres Erfinders Joh. Gensfleisch zum Gutenberg würdig zu feiern."

In Folge dessen gingen 18 621 fl. ein, darunter aus Mainz allein 10 382 fl. Thorwaldsen, der damals in Rom weilte, übernahm die Modellirung der Bildsäule in der uneigennützigsten Weise, und sie ward nachmals von Crozatier in Paris in Erz gegossen. Am 8. Juli 1837 ward der Grundstein gelegt, und am 14. August desselben Jahres fand die feierliche Enthüllung des Denkmals unter großer Festlichkeit statt.

Das Erzbild, dessen Modell in der Eingangsflur des Mainzer Museums steht, zeigt den Erfinder in aufrechter Stellung, in der damals üblichen Patriciertracht mit einem Barett auf dem Haupte, in der Linken die Bibel, in der herabhängenden Rechten eine Anzahl Typen haltend. Die vordere lateinische Inschrift besagt, daß das Denkmal aus Beiträgen von ganz Europa zu Stande gekommen, und auf der Rückseite liest man das bereits erwähnte lateinische Distichon Ottfr. Müllers, das in deutscher Uebersetzung also lautet:

„Die Kunst, welche den Griechen versagt und den Römern versagt war,
Hat der findige Geist eines Deutschen erdacht.
Nun was immer die Alten gewußt und die Neueren wissen,
Wissen sie nicht sich allein, sondern für jegliches Volk."

Erwähnenswerth sind noch die beiden Seitenreliefs, wovon das eine den Meister darstellt, wie er dem erstaunten Fust eine Type zeigt, das andere, wie er einen fertigen Bogen überliest, während ein Gehilfe druckt. Auch Statuen wurden nach Thorwaldsens Denkmal modellirt und Denkmünzen geprägt. Von allen Theilnehmern dieser Gutenberg-Feier wird einstimmig dieses Fest begeistert als das Hohelied bürgerlichen Gemeinsinns gepriesen.

Ein Jahr darauf fand in Mainz die erste Erinnerungsfeier statt, bei welcher Gelegenheit, am 15. August 1838 die weihevolle Taufe eines Rheindampfers mit dem Namen „Gutenberg" vom Bischof vollzogen ward.

Künstlerisch hochbedeutsam ist auch die auf dem Gutenbergsplatz in Straßburg von David d'Angers modellirte, von Soyez und Ingé zu Paris gegossene Erzstatue des Erfinders in aufrechter Stellung, mit einem Blatt in den Händen, worauf in französischer Sprache das Bibelwort steht: „Und es ward Licht!" Am Sockel sind die Länder Europa, Asien, Afrika und Amerika durch figurenreiche Reliefs versinnlicht.

Ein drittes Gutenberg-Monument weist die Stadt Frankfurt a. M. auf dem Roßmarkt auf, nach Thorwaldsens Entwurf von einem seiner Schüler, Eduard Schmitt von der Launitz, 1857 als Brunnengruppe errichtet. Dasselbe stellt in nicht gerade sympathisch berührender Dreieinheit Gutenberg, Fust und Schöffer in Kolossalfiguren, die Standbilder der alten Buchdruckerstädte Mainz, Straßburg, Venedig und Frankfurt, sowie die sitzenden Statuen der Theologie, Poesie, Naturwissenschaft und Industrie.

Von neueren Denkmälern ist als ästhetisch hervorragend die imponirende Gutenberg-Statue von Ernst Paul in Dresden 1883 und 84 modellirt, zu erwähnen.

Besonders glanzvoll gestaltet sich die vierte Säcularfeier 1840 nicht nur in Deutschland, sondern auch in Christiania, Kopenhagen, Paris und Stockholm. Wiederum erschienen viele Festschriften und Denkmünzen, so von letzteren in Augsburg, Bamberg, Basel, Berlin, Köln, Leipzig, Straß-

burg, Stuttgart und Wolfenbüttel. Von gedruckten Säculärerinnerungen ist noch das von Dr. Heinr. Meyer in Braunschweig herausgegebene Gutenberg-Album hervorzuheben, das in 46 verschiedenen Sprachen fast aller Zeiten und Völker Beiträge enthält.

Noch sei hierdurch der sinnigen Erinnerungsfeier in Eltville gedacht, die der Verschönerungsverein 1885 bei Errichtung eines Denkmals an der dortigen sogenannten Frühmesserei beging, wo sich die alte Druckerei befunden haben soll. Das Monument, von dem Architecten Goldmann und Bildhauer Leonhardt in Stein gearbeitet, lehnt sich an die Mainzer Statue an und zeigt darunter eine Gedenktafel mit der Aufschrift: „Hier druckten Schüler Gutenbergs unter Anleitung und mit den Schriften des unsterblichen Erfinders der Buchdruckerkunst 1467."

Erinnerungsfeiern in jüngster Zeit fanden zu Mainz am 14. August 1887 als 50jähriger Gedenktag der Enthüllung, wobei die vereinigten Buchdrucker Gedenkblätter herausgaben, und am 22—24. Juni 1890 als 450jähriges Jubiläum der Erfindung (letztere auch in Straßburg) statt.

Von nun an mehrten sich fort und fort die Ehrungen und Erinnerungszeichen für Gutenberg. So ward 1840 einer von einem Frankfurter Naturforscher Rüppel 1832 in Abessinien entdeckten vieläſtigen Pflanze der Name „Gutenbergia" verliehen, und zahllos sind die Acte der Wohlthätigkeit, Sammlungen und Stiftungen, die Huldigungen auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Poesie zu Ehren Gutenbergs.

Musikalisch verherrlicht ward Gutenberg in einem Tedeum des Componisten Neukomm, in einem großen Oratorium von Löwe 1837, in einer Oper von J. C. Fuchs (Wien 1870) und in einem Gutenberg-Hymnus von Paul Schumacher (Mainz 1887) und gegenwärtig in einer Cantate von Dr. Volbach.

Auch der Malerei bot die ehrwürdige Gestalt des Meisters schon frühe dankbare Vorwürfe. Zwei Holzschnitte des 16. und 17. Jahrhunderts befinden sich in der Pariser Nationalbibliothek; von dem vermuthlich ältesten Portrait, das bei der Beschießung Straßburgs 1870 leider zu Grunde ging, besitzt die Mainzer Stadtbibliothek eine gute Copie. Von bedeutsamen Gruppenbildern erwähnen wir einen Kupferstich des Pariser Malers Eugène Ernst Hildmacher (London 1863): „Gutenberg in seiner Werkstatt," dann eine Originalzeichnung von Leo Reiffenstein: „Gutenberg zeigt Fust die ersten Druckbogen (Gartenlaube 1881) und ein großes Oelgemälde von Karl Friedr. Reichert (1881 zu Dresden): „Gutenbergs erster Druck", befindlich in der Mainzer Galerie. Außerdem besitzt die Mainzer Stadtbibliothek seit 1896 ein Kolossalgemälde: „Gutenberg" von Ed. v. Heuß († 1880 in Mainz).

Der dichterischen Erzeugnisse über Gutenberg, namentlich der lyrischen, ist eine Legion; darunter ist eins von Herwegh mit guten Anspielungen auf den „guten Berg", wohl den besten in Deutschland. Auch der Humor

hat sich des dankbaren Stoffes bemächtigt. Wer kennt nicht des gemüthvollen Mainzer Dichters Fr. Lennig köstliche „Glossen eines Bauern über Gutenbergs Monument" in Pfälzer Mundart. (Franz Kirchheim, Mainz; auch bei Reklam, Leipzig.)

Aus neuerer Zeit giebt's Romane (wie den culturhistorischen von P. Stein, Leipzig 1861), Novellen (z. B. „Meister Gutenbergs Tod" von Fr. Dingelstedt, Berlin, 1877), Epen („Joh. Gutenberg" von Ad. Stern) und Theaterstücke. Von letzteren überschritten die Bretter das Originalschauspiel Gutenberg von Charlotte Birch-Pfeiffer (Berlin 1840), das französische Drama: „Gutenberg par Ed. Fournier (Paris 1869) das jetzt in neuer, erweiterter Gestalt erschienene historische Drama „Gutenberg" mit dem Motto: „Es werde Licht" von Alfred Börckel (Mainz) und das Drama „Gutenberg" von Rud. v. Gottschall, (Leipzig 1893) und endlich ein dramatisches Gedicht von P. F. Siebold „Ein Schüler Gutenbergs" (Hamburg 1892).

Ein näheres Eingehen auf den Inhalt der vier genannten Dramen oder eine ästhetische Würdigung ihrer Stoffbehandlung verbietet sich hier aus Mangel an Raum; wenn wir aber selbst bei möglichst großem Spielraum, den wir der dichterischen Phantasie gerne einräumen, uns doch zu der Ansicht bekennen, daß bei geschichtlich überlieferten Persönlichkeiten die historische Treue gewahrt bleiben möge, so müssen wir dem Börckel'schen Drama den Vorzug geben, das trotz dichterischen Ausschmückungen und glücklicher Erfindung von Nebenfiguren und Einschaltung romantischer Episoden uns die Hauptgestalten wahr und unverfälscht zeichnet und auch die Hauptthatsachen und wichtigsten Ereignisse jener Zeit unverändert und als illustrirenden Hintergrund seines Helden charakteristisch zu gruppiren versteht. Ueberaus glücklich und sympathisch ist der Gegensatz zwischen dem idealen und nur für seine Kunst begeisterten Gutenberg und nur dem nach dem materiellen Gewinn strebenden Speculanten und Wucherer Fust hervorgehoben. Würdig und weihevoll klingen die Abschiedsworte, womit der Meister seine Jünger entläßt:

„Wie Christus einst zu seinen Jüngern sagte,
So ähnlich ruf auch ich Euch zu: „Zieht hin
In alle Lande, lehret alle Völker
Die neue Kunst in Eures Meisters Sinn:
Nicht mehr in enge Klosterzellen
Sei jede Wissenschaft gebannt,
Den ganzen Erdkreis soll sie hellen,
Die schwarze Kunst, die ich erfand.
Und allen Völkern, allen Zonen
Sei sie der Wahrheit Himmelslicht.
Und, keinen Frevler je zu schonen,
Zugleich das höchste Strafgericht.
Sie soll in tausend Zungen sprechen
Und vor ihr zittern der Tyrann.
Die Noth der Armen soll sie lindern
Durch Hinweis und durch Hilfeschrei,

Und soll durch Spott den Hochmuth mindern,
Wes Glaubens und wes Stands er sei.
Soll predigen mit Kraft und Klarheit
Der Liebe Evangelium
Und treten ein für Recht und Wahrheit;
Nicht sei hinfort des Wissens Ruhm
Den Mönchen nur verlieh'n, den schriftgelehrten, —
Frei soll die Schrift für alle Menschen werden!"

Und in der ersten Ausgabe schloß das Drama mit dem bedeutsamen Wortspiel:

„So mögt Ihr denn ganz meiner Kunst Euch weihen
Und durch den Druck die Welt vom Druck befreien!"

Möchten die Jünger Gutenbergs stets dieser Mahnworte, die der Dichter ihrem Meister in den Mund legt, eingedenk sein und niemals seine Kunst, diese ewige Trägerin der Wissenschaft, der Gesittung, des allseitigen Fortschritts, der Freiheit mißbrauchen im Dienste der Lüge, der Verführung, der Verleumdung und der Sittenverderbniß! Denn eine gewaltige Macht ist das gedruckte Wort, die Großmacht der Presse. Welchen Eindruck machte z. B. der Aufruf des Preußenkönigs an sein Volk im Jahre 1813, welch' zündende Wirkung hatten die Lieder der Freiheitssänger eines Arndt, Theodor Körner, Max v. Schenkendorfs und Rückerts „Geharnischte Sonette". Sehr treffend vergleicht letzterer seine die Begeisterung zur Abwehr der wälschen Unterdrücker weckenden Verse mit einer geschlossenen Phalanx gewappneter Krieger. Und in diesem Sinne konnte uns Bismarck im letzten Kriege von der stimmungmachenden Kölnischen Zeitung sagen, „sie sei ihm so viel werth wie ein Armeecorps am Rhein!" Sehr sinnig und treffend schildern die Macht der gegossenen Lettern die Gelegenheitsverse, die Hermann Grieben dem Schlachtendenker und -Lenker bei einem Besuche der Offiziere der Kölnischen Zeitung (Herbst 1877) überreichte und mit denen wir unsere Studie beschließen wollen:

„Heil und Dank Dir, Schlachtenleiter, daß Du auch bei uns erschienst
Und auch unsere wackeren Streiter inspicirst in ihrem Dienst!
Ja, die kleinen Bleisoldaten sind verhunderttausendfacht,
Wohlgeführt und wohlberathen eine respectable Macht.
Täglich rückt ihr Kriegsgeschwader tapfer aus zum Geisterstreit,
Ihre großen Hinterlader schießen tausend Meilen weit.
Sieh! im Kasten hier die Letter! Einzeln ist sie nur ein Zwerg,
Doch im Chor ein Siegsgeschmetter: Freiheit, Licht und Gutenberg!"

Religionsstunde.

Skizze

von

Marga von Rentz.

— Breslau. —

Wie alle Tage des Jahres — und in diesem Jahre wie in jenem — war die erste Schulstunde „Religion". Es stand da auf dem Stundenplan, als ob es ein für allemal dahin gehöre — es machte sich gewissermaßen breit, alles Andere in den Hintergrund drängend. Die Kinder in der ersten Klasse konnten nachgerade jedes Wort, das da zu ihnen gesprochen wurde, auswendig; sie wußten auch die Gebote, die sieben Bitten und das Glaubensbekenntniß mit bewundernswerther Geschwindigkeit aufzusagen, und in den Pausen plärrten sie es zu ihrem eigenen Vergnügen herunter, um den weniger bibelfesten Köpfen damit zu imponiren.

Manche der Kinder saßen schon drei Jahre in dieser Klasse; das waren alle diejenigen, deren Begriffsvermögen nicht ganz auf der untersten Stufe stand — sie mußten nun hier geduldig warten, bis sie das vierzehnte Jahr erreicht hatten.

Warum theilten sie sich die Zeit nicht besser ein? Wozu die unnöthige Eile?

Die drei Klassen der Dorfschule mußten in acht Jahren durchlaufen werden — so hatte auch der Dümmste Zeit genug, die erste Klasse zu erreichen. Das war gewiß eine praktische Einrichtung. —

Die Schule hatte eben angefangen.

Gleichgültig blickte der Lehrer in die vielen Kindergesichter da vor ihm — viele sahen unglaublich dumm geradeaus.

Mit eintöniger Stimme sagten die Kinder die Gebote herunter — ohne eine Spur der Empfindung für das, was ihre Lippen sprachen;

sie dachten an alles mögliche Andere, ebenso der Lehrer, der regungslos dasaß und nur die Daumen umeinander drehte.

Als die Gebote alle hergesagt waren, zog er die Uhr.

Erst eine Viertelstunde war vorüber.

Seufzend blätterte er in der biblischen Geschichte, die vor ihm lag — dann plötzlich fuhr er auf.

„Pläschke, was machst Du denn da? — Aufmerksam, mein Junge. aufmerksam, das bitt' ich mir aus — Liebig, warum lachst Du — —" Der Lehrer stand halb von seinem Stuhle auf und bog sich weit über das kleine Pult hinüber. „Warum Du lachst, will ich wissen!"

„Der Reinelt sagte," begann der kleine Liebig stotternd, „mer wollten den Schneider hernach dorchhaun."

„So," meinte ingrimmig der Lehrer, „so schöne Vorsätze faßt Ihr also in der Religionsstunde. Das ist ja recht niedlich. Kommt alle Beide 'raus aus der Bank, ich werde Euch Eure unchristlichen Gedanken schon austreiben."

Mit langsamen, tappenden Schritten kamen die beiden Sünder an, die Köpfe tief gesenkt.

Sie mußten die schmutzigen Hände hinstrecken, worauf sie den Lohn ihres schwarzen Anschlages empfingen.

„Und zu morgen schreibt Ihr zwanzigmal den Spruch auf: ‚Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen.'"

Da öffnete sich noch einmal die Thür, und der Wilhelm Beyer kam herein.

Er war sehr verlegen und bemühte sich, unbemerkt an seinen Platz zu gelangen.

„Halt!" schrie der Lehrer, „bleib' draußen stehen. Weißt Du nicht, daß Du zur rechten Zeit zu kommen hast? Weißt Du nicht, daß es bereits 25 Minuten nach acht ist? — Konntest Dich wohl vom warmen Bette nicht trennen, he? — Erzähle jetzt die Geschichte, die Ihr zu heut aufhattet."

Wilhelm fing an zu stottern — es ging nicht.

Er wußte plötzlich nicht weiter, obwohl er zu Hause mit größter Aufmerksamkeit gelernt hatte.

„Also erst kommst Du zu spät, und nun kannst Du nicht einmal das Aufgegebene. Nun gut. Du sollst nach der Schule Zeit finden, es zu lernen. Verstanden?" Dann wandte er sich wieder an die Klasse.

„Ihr hattet also die Geschichte Matthäi 11 zu lernen auf. Krause, beginne."

Krause hatte gerade ein großes Stück von seiner Frühstücksschnitte abgebissen, es war ihm unmöglich, ein Wort herauszubringen.

„Na, wird's bald? — Weiter — der Nächste, Lorenz, erzähle Du."

Lorenz hatte sehr gute Augen.

Er hatte sich mit einer Stecknadel das betreffende Blatt an den Rücken seines Vordermannes angesteckt und las nun in monotoner Weise davon ab:

„Es begab sich aber, daß Jesus solches Gebot zu seinen zwölf Jüngern vollendet hatte — —"

„Was giebt's dort auf der dritten Bank wieder zu schwatzen, Ihr Mädel könnt doch den Schnabel nicht einen Augenblick halten," unterbrach ihn der Lehrer einmal, „Krüger, was sagte die Schöbel?"

Verlegen erhob sich die Aufgerufene.

„Sie sagte — sie sagte —"

„Na heraus mit der Sprache —"

„Sie sagte — ich sollte ihr amal erklärn, was ehebrechen heißt."

„Ich bitte mir aus, daß Ihr auf das achtet, wovon gesprochen wird. Lorenz, erzähle weiter."

Als er fertig war, sagte der Lehrer: „Gut!"

Nun kamen Sprüche an die Reihe, in rascher Aufeinanderfolge die verschiedensten; den Beschluß machte ein Kirchenlied.

Der Lehrer athmete erleichtert auf, als die Stunde vorüber war. — Die Kinder waren alle fort.

Im dunstigen Schulzimmer saß nur der kleine Beyer.

Das Kind arbeitete aber nicht; es stützte seinen Kopf in die Hand und dachte eifrig nach. — —

Jetzt hatte es sich ganz versonnen. Es dachte daran, daß es jeden Abend in seinem Bett betete:

„Du lieber Gott, ich bitte Dich, ein frommes Kind laß werden mich."

Aber der liebe Gott ließ ihn kein frommes Kind werden — er vergaß immer wieder die Gebote oder verwechselte sie, auch konnte er die biblische Geschichte nicht erzählen.

Und das war Alles sehr schlimm. Wohin sollte das führen?

Und dann dachte er an seine Mutter, die blasse, abgehärmte Frau, die so fromm und gut war, ihn jeden Sonntag zur Kirche führte und mit ihm betete.

Aber er konnte nicht so andächtig wie seine Mutter sein.

Das Kind seufzte tief und schwer — im Gefühl einer Schuld, die es nicht begreifen und verstehen konnte.

Und im Schulzimmer war es dunstig und schwül, und es legte sich dem Kinde wie eine schwere Last auf die junge Seele.

Die Religion, die hier gelehrt wurde, saß auf dem Katheder und schwang höhnisch lächelnd den Rohrstock.

Es stand ihr Niemand gegenüber als eine irrende, zagende, junge Menschenseele. — —

Die Thür ging auf, und der Lehrer trat ein.

Er hatte sich eine Pfeife angezündet und schien in recht gemüthlicher Stimmung zu sein.

„Nun, Wilhelm," fragte er freundlich, „kannst Du's nun?"

Der Junge schüttelte mit dem Kopfe, er hatte das Lernen ganz vergessen.

Da wurde der Lehrer gleich wieder ernst:

„Hör einmal, mein Junge. Mir scheint — Du willst nicht. He? Du bist jetzt eine halbe Stunde allein und kannst die Geschichte immer noch nicht. Nun gut. Ich behalte Dich da, bis Du's kannst. Ich habe Zeit zu warten."

Der Lehrer ging zum Pult setzte sich davor und begann zu schreiben.

Es dauerte nur kurze Zeit, bis Wilhelm die Geschichte richtig hersagte, aber er blickte dabei zum Fenster hinaus nach dem blauen Himmel, und er dachte an den lieben Gott.

Es erschien dem Kinde aber garnicht möglich, daß das der liebe Gott sei, von dem seine Lippen sprachen.

„Es ist gut, mein Junge, Du kannst nach Hause gehen."

Als der Kleine langsam das Zimmer verließ, blickte ihm der Lehrer sinnend nach.

Wilhelm Beyer wollte ihm nicht in den allgemeinen Rahmen passen; obwohl er in Religion sehr schwach war, war er ein aufgeweckter Kopf — das hatte der Lehrer längst erkannt.

Und Schultag auf Schultag folgte, einer verging wie der andere — sie reihten sich zu Monaten und Jahren und blieben sich immer gleich. Täglich wurden biblische Geschichten erzählt, Sprüche und Lieder aufgesagt.

Die Kinder achteten nicht mehr darauf — sie trieben Unsinn oder schliefen fast ein dabei — sie hatten ja Alles schon so unzählige Male gehört, daß es ihnen nicht den geringsten Eindruck mehr machte.

In dem Herzen des Wilhelm Beyer schlummerte etwas, das er selbst noch nicht zu benennen wußte. Aber mit den Jahren wuchs es in ihm — es wurde ihm immer bewußter — und am Confirmationstage wurde es ihm plötzlich ganz klar.

Wehe über Euch, die ihm das Heiligste zum Alltäglichen gemacht, die es herabgezogen und herabgewürdigt hatten.

Er weinte, als ob er etwas Köstliches verloren habe.

Seine arme Seele suchte im Dunkel nach dem rechten Wege.

Er fand ihn, nachdem er vergessen hatte, wie er mit Sprüchen und Liedern geknechtet worden war.

Er fand seinen Gott in lichter Höhe. —

Seine Mutter weinte über seine verlorene Seele und betete für sie — denn er mied die Kirche. Sie hatten ihn hinausgetrieben, sie, die berufen gewesen waren, ihn hinein zu bringen.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Ein Sommer auf Island. Von Dr. B. Kahle a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Island. Berlin, Ad. Bodenburg.

Die Zahl der Reisebeschreibungen hat in den letzten Jahren, Dank der gegenwärtigen überaus bequemen Beförderungsmittel, erheblich zugenommen, und wenn sich naturgemäß unter der Fülle von Werken dieser Art manche oberflächliche und reizlose Arbeit, die Altbekanntes zum hundertsten Male aufwärmt, befindet, so sind doch auch die Werke nicht selten, deren Verfasser mit einer gründlichen Bildung schriftstellerische Begabung vereinen; und wenn es sich noch dazu um wenig bekannte und schwer zugängliche Länder handelt, so wird man sich dankbar der dargebotenen Belehrung und Anregung erfreuen. Ein solches Werk ist das vorliegende, dessen Verfasser ganz unnützer Weise erst lange geschwankt hat, ehe er sich zur Herausgabe desselben und dadurch zur Vermehrung der großen Zahl von Reisebeschreibungen entschlossen hat. Sein Reiseziel „Island" ist nur wenig bekannt und ist schon dadurch geeignet, das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen, überdies beabsichtigte der Verfasser nicht, wie er besonders hervorhebt, eine gefahrvolle Expedition zu beschreiben, sondern einen auf hoher Bildungsstufe stehenden germanischen Volksstamm zu schildern, der ein seit mehr als 1000 Jahren bekanntes Land Europas bewohnt. Naturwissenschaftliche Studien liegen dem Werke nicht zu Grunde, wohl aber hat der Verfasser als altnordischer Philologe und Kenner des Isländischen sich bemüht, „durch Heranziehung der Volksüberlieferung, durch Streifzüge in die alte Litteratur und Geschichte der Isländer, durch Vorführung von Dichtungen der neuesten Zeit dem Leser ein möglichst umfassendes Bild, auch von dem geistigen Leben dieses merkwürdigen, hochbegabten Volkes zu geben." Der Verfasser schildert die Isländer in so verlockender Weise, daß er den Zweck seines Buches, das Interesse für Island zu wecken resp. zu erhöhen vollkommen erreicht hat. Nach einem einleitenden Capitel mit geschichtlichem Rückblick und nach einer kurzen Betrachtung über die Beschaffenheit des Landes und seines Klimas, sowie über Fischerei, Landwirthschaft und Viehzucht widmet der Verfasser eine längere Abhandlung seinem ersten Aufenthalt in Reykjavik. Von hier aus hat er in sehr rationeller Weise seine Expedition ausgeführt, und zwar zuerst nach dem Südland mit Rückkehr nach Reykjavik, alsdann nach dem Nordland nach Akureyri und darüber hinaus und als Schluß der Reise zurück zu Schiff von Akureyri wieder nach Reykjavik. Die Touren nach dem Südland und nach Norden wurden zu Pferde zurückgelegt. Da ein deutscher Reiseführer für Island fehlt, so hat der Verfasser seine Erlebnisse in Form eines Tagebuches aufgezeichnet, wobei er sehr sorgfältig verfahren ist und sogar nie vergessen hat, das tägliche Menu mit anzugeben. Die ganze Reise umfaßte fast drei Monate.

Von Island und seiner Größe macht man sich meist eine falsche Vorstellung; daß es etwas größer ist als Bayern, Württemberg und Elsaß zusammengenommen, wissen wohl

nur wenige. Auf diesem bedeutenden Flächenraum ergab die ungefähre Schätzung im Jahre 1895 eine Einwohnerzahl von nur 73 500. Eine Fläche beinahe so groß wie das Großherzogthum Baden ist mit Gletschern bedeckt, und mehr als ein Viertel des ganzen Landes ist völlig öde. Wald nach unserem Begriff giebt es nicht. Was der Isländer

Isländisches Gehöft.
Aus: Dr. B. Kahle: „Ein Sommer in Island." Berlin, Ad. Bodenburg.

Wald nennt, ist meist nur Birkengestrüpp. Bekanntlich gehörte Island früher mit Norwegen zusammen zu Dänemark, und als Norwegen von Dänemark losgelöst wurde, verblieb Island bei letzterem. Heut hat Island ein eigenes Parlament, ein in Kopenhagen wohnender Minister — ein Däne — steht jedoch den isländischen Angelegenheiten vor.

Die Isländer erstreben nun, daß dieser Minister ein Isländer sein soll, wogegen sich die dänische Krone aber ablehnend verhält.

In Reykjavik war der Verfasser im „Hotel Island" gut aufgehoben. Der volle Pensionspreis incl. Wohnung betrug bei guter reichlicher Verpflegung pro Tag 5 Kronen,

Eine Badstofa.

etwa 5,60 Mk. — Reykjavik mit 4220 Einwohnern bildet den Mittelpunkt, nicht nur des politischen, sondern auch des geistigen Lebens. Interessant sind die in der Nähe der Stadt gelegenen heißen Quellen, an denen man Waschbänke errichtet hat. Der Is-

Einer der größten Bäume Islands.
Aus: Dr. B. Kahle: „Ein Sommer auf Island". Berlin, Ad. Bodenburg.

länder ist sehr wißbegierig, und oft ist es dem Verfasser in den Straßen passirt, daß er angesprochen und nach Namen, Herkunft und Zweck der Reise gefragt wurde. Das isländische Volk ist durchaus ein Bauernvolk, auch die an der Küste Fischerei treibenden Isländer sind daneben Bauern. Ihr Hauptreichthum besteht in Schafen. Einen eigenthüm-

lichen Eindruck macht ein isländischer Bauernhof. Von Weitem gesehen erscheint er wie eine Anzahl kleiner mit Rasen bewachsener Hügel, und erst beim Näherherankommen erkennt man ein Wohnhaus. Da es Steinbrüche nicht giebt, so muß zum Bau Holz genommen werden, dessen Beschaffung vom Auslande immerhin mit vielen Kosten verbunden ist. Ein solches isländisches Gehöft zerfällt durch seine eigenthümliche Bauart in eine Anzahl einzelner Häuser mit besonderem Giebel (s. Abbildung). Eigenthümlich ist auch die innere Eintheilung. Die sogenannte gute Stube, Stofa genannt, dient hauptsächlich zur Aufnahme der Gäste, während der Hauptwohnraum, die Badstofa, früher auch zu Badezwecken benutzt, zugleich Schlafraum für die ganze Bewohnerschaft eines Bauernhofes ist (s. Abbildung). Nach 60 Jahren muß eine Erneuerung der Häuser stattfinden. Ueberall auf dem Lande trinkt man zu allen Tageszeiten, selbst beim einfachsten Bauern, vorzüglich zubereiteten Kaffee, wie wir ihn bei uns zu Lande nicht kennen. In dieser Beziehung ist Deutschland bei den Isländern, die es besucht haben, verrufen. Auf der Tour nach dem Südland giebt der Verfasser fesselnde Schilderungen vom Vulkan Hekla und vom großen Geysir, aus dem gerade eine etwa 100 Fuß hohe Wassersäule aufschoß. Das großartige Schauspiel dauerte etwa 8 Minuten. Nicht minder interessant war der Ritt von Reykjavik nach dem Nordland, nach Akureyri, der Hauptstadt des Nordlands mit 654 Einwohnern Auch hier gilt die Bevölkerung als geistig sehr regsam. Hier sah der Verfasser einen der größten Bäume Islands — einen Ebereschenbaum (s. Abbildung).

Von Akureyri unternahm der Verfasser einen 10tägigen Ausflug in's Land, und zwar in einer Schleufe, nach Osten und Norden und zurück nach Akureyri. Auf dieser Tour genoß der Verfasser den Anblick der Mitternachtssonne. Zum Schluß sei noch auf die Streifzüge des Verfassers in die alte Litteratur der Isländer und die Vorführung von Dichtungen der neuesten Zeit hingewiesen. Die Wahrheit des Dichterspruchs „wer will Dichters Wort verstehen, muß in Dichters Lande gehen," war dem Verfasser, wie er selbst hervorhebt, hier recht zum Bewußtsein gekommen. Auf Einzelheiten nach dieser Richtung hin hier einzugehen, würde zu weit führen, und muß auf das Original verwiesen werden. — Das Buch ist vortrefflich ausgestattet, enthält zahlreiche Illustrationen und eine gute Karte von Island, auf der auch die Reiseroute des Verfassers — leider mit etwas zu schwacher rother Linie — eingezeichnet ist. Das Werk liest sich sehr angenehm und kann warm empfohlen werden. K.

Bibliographische Notizen.

Einführung in die Chemie in leichtfaßlicher Form. Von Prof. Dr. Lassar-Cohn. Mit 58 Abbildungen im Text. Hamburg, Leopold Voß.

Der Verfasser, der sich bereits um die Popularisirung der Chemie durch sein bekanntes treffliches Buch „Die Chemie im täglichen Leben" hervorragend verdient gemacht, liefert zu diesem in dem vorliegenden Buche eine willkommene Ergänzung. Wurde in jenem Werke die Chemie von der praktischen Seite aus behandelt, indem ihre Resultate, ihre Bedeutung für das alltägliche Leben weiteren Kreisen der Bevölkerung in leicht faßlicher Darstellung nahe gebracht wurden, so sind in dem vorliegenden Buche die Grundlagen der chemischen Wissenschaft, auf welchem das in dem erstgenannten Werke Mitgetheilte fußt, kurz das rein Wissenschaftliche behandelt. Das Bestreben des Verfassers, die schwierige Materie in einer Form vorzutragen, daß jeder gebildete Laie, wofern er nur ernstes Interesse für die Naturwissenschaften besitzt, seinen Ausführungen mit vollem Verständniß zu folgen vermag, ist völlig geglückt. Der Verfasser hat in dieser Hinsicht praktische Erfahrungen gesammelt; seine „Einführung in die Chemie" ist nämlich aus Volkshochschulvorträgen hervorgegangen. Er nimmt im Vorwort Anlaß, seine Ansichten über den naturwissenschaftlichen Unterricht an Volkshochschulen näher darzulegen. Sie verdienen berücksichtigt wie auch sein verdienstliches Buch als Muster für andere einem gleichen Zwecke dienende Werke der naturwissenschaftlichen Disciplinen beachtet zu werden.

—l—

Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr. Von E. von Handel-Mazzetti. Jos. Roth'sche Verlagshandlung, Stuttgart und Wien.

Der umfangreiche Band enthält eine Erzählung voll sonderbarer Eigenthümlichkeiten, die auf einen großen Leserkreis schwerlich zu rechnen haben wird. Der

Inhalt umfaßt eine jener Bekehrungsgeschichten, für welche uns das Interesse nachgerade abgekommen ist; — der Sohn eines atheistischen Vaters lutherischer Confession wird von einem Mönch in ein Kloster gebracht, um für die Lehren der allein seligmachenden Kirche empfänglich gemacht zu werden, dem Vater, der ein atheistisches Werk veröffentlicht hat, wird der Proceß gemacht, er stirbt unter den Qualen der Folter. Um die Gottlosigkeit des Vaters zu sühnen, wird der Sohn katholisch. Diese Vorgänge sind von dem Verfasser mit einer breiten Ausführlichkeit geschildert, die ermüdet, und wenn wir ihm auch die Fähigkeit psychologischer Beobachtungsgabe nicht absprechen können, so gelingt es ihm doch nicht, uns für die Menschen und Schicksale seiner Erzählung zu erwärmen. mz.

Früh- und Abendroth. Von Julius Duboc. Dresden, C. A. Kochs Verlag. (H. Ehlers).

Es sind, soviel mir bekannt, die Gefühlsergüsse aus einem ganzen, langen segensreichen Dasein, die sich in dem Gedichtbande vereinigt haben. So bildet er das dichterische Facit des inneren Lebens des bekannten Aesthetikers, zugleich den Gang des äußeren in Umrissen wiedergebend. Ich hätte nur gewünscht, Duboc hätte nicht auf Alles, was er in Versen geschrieben, den gleichen Werth gelegt, er hätte energischer geprüft, ob auch jedes Gedicht, das ihm selbst von Bedeutung schien, ein gleiches Interesse in der Allgemeinheit erwecken würde. Ich bin überzeugt, er würde dann die sämmtlichen unbedeutenden „vermischten Gedichte" und auch manches Minderwerthige aus den ersten Abschnitten wie „Die Feuerprobe", „Auf den Hund" u. s. w. fortgelassen haben. Auch hier wäre Weniger — Mehr gewesen.

Aus den anderen Gedichten spricht eine zart empfindende Seele, die ihren Gefühlen stets einen, wenn auch nicht gerade besonders eigenartigen, so doch herzlichen Ausdruck zu geben weiß, es spricht ein Mensch zu uns voll reichen Innenlebens, „echt in dem Grund der Seele". Ergreifend ist der Cyklus: „Ein Todtenkranz". Hier zeigen sich alle Vorzüge der Duboc'schen Muse. L. S.

Die goldenen Spitzen. Von G. von le Fort. Berlin, Franz Grunert (Inh. Frau Marie Grunert).

Der Roman gehört zu den minderwerthigsten Erzeugnissen seiner Gattung; selbst wenig kritische Leser, welche über die Hohlheit und innere Unwahrheit der Handlung hinwegsehen, werden bei der Lectüre nicht auf ihre Kosten kommen, denn die Erzählung ist nicht einmal spannend geschrieben; geht somit das Bedürfniß nach Unterhaltung leer aus, so kommt jedes andere gewiß zu kurz. mz.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde. — **Zeit.**

Afrika-Politik, Die englische. Von Felix Salomon. D. Ru. April 1900.
Alkohol, ein Nahrungsstoff oder ein Gift. Von M. Kassowitz. Zeit 288.
D'Annunzio's jüngstes Werk. Von E. Gagliardi. L. E. II. 14.
Arbeiterbewegungen. Eine Gesch. der, Von K. Jentsch. Z. VIII. 26.
Auferstehung. Von Fr. Lienhard. T. II. 7.
Augustus-Mausoleum, Das. Von A. Graf zu Dohna. V. & Kl. M. XIV. 8.
Bildende Kunst und die lex Heinze. Von P. Schulze-Naumburg. Ku. XIII. 12.
Bismarck und die plattdeutsche Sprache. Von K. Th. Gaedertz. Z. VIII. 26.
Björnson, Ueber. Von G. Brandes. Zeit 289.
Böcklin, Arnold. Von W. v. Oettingen. T. II. 7.
Bürgerliches Gesetzbuch, Die volkswirthschaftliche Bedeutung des —, von Prof. Dr. Oertmann. Von A. Mayer. Kr. XV. 7.
Byron-Geheimniss, Das enthüllte. Von E. Engel. L. E. II. 13.
Choral, Vom. Von R. Batka. Ku. XIII. 13.
Classicität und Germanismus. Von H. St. Chamberlain. W. Ru. IV. 7.
Confucianismus und Chinesenthum. Von W. Grube. D. Ru. April 1900.
Deutsche Handelskammern im Ausland. Von M. Vosberg-Rekow. Z. VIII. 27.
Deutschen, Die, in ausländischer Beleuchtung. Von G. Grupp. Kultur. I. 4.
Discont und Währung. Von K. Helfferich. N. XVII. 27.
Elektricität im Dienst der heutigen technischen Chemie. Von Krafft Freih. v. Wechmar. R. U. XVI. 16.

Entlassene Sträflinge, Fürsorge für. Von Max May. Kr. XV. 7.
Falke, Gustav. Von Marty Jacobs. L. E. II. 13.
France, Anatole. Von Hans Lindau. N. u. S. Juni 1900.
Frauenwahlrecht. Von K. Th. Schulze. Kr. XV. 7.
Freytags „Soll und Haben", Die Urbilder zu. T. II. 7.
Führich, Joseph Ritter von. Von M. R. Kralik. Kultur. I. 4.
Fuhrwerk und Fussgänger. Von V. Mataja. Z. VIII. 27.
Gaudy, Franz Freih. v. G. Von A. von Gaudy. R. U. XVI. 16.
Gestalten des Dichters, Die. Von Fr. Spielhagen. D. Ru. April 1900.
Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung, Aus Theorie und Gesch. der. Von W. Sombart. N. D. Ru. XI. 3, 4.
Gross-New-York. Von B. Pick. R. U. XVI. 15.
Gutenberg und die Bedeutung der Buchdruckerkunst. Von J. Nover. N. u. S. Juni 1900.
Harfe, Zither und Mandoline. Von J. Gebeschus. R. U. XVI. 15.
Heine. Neues über H. Von S. Lublinski. L. E. II. 13.
Heine in England. Von Dr. M. Winternitz. Zeit 286.
Herzog, Emilie. Von L. Schmidt. B. u. W. II. 13.
Heute. Von einem Optimisten. N. u. S. Juni 1900.
Heyse, Paul. Von Dr. H. Mayne. T. II. 7.
Ibsen. Noch einmal Ibsens Epilog. Von H. Türck. B. u. W. II 14.
Jauner, Franz v. Von L. Klinenberger. B. u. W. II. 13.
Jung-Elsass. Von K. Storck. L. E. II. 13, 14.
„King John" in London. Von H. Bulthaupt. B. u. W. II. 14.
Klimt, Der Fall. Von Dr. Servaes. Z. VIII. 28.
Knaus, Ludwig. Von Ph. Stein. R. U. XVI. 16.
Kohlenfrage in Deutschland, Die. Von G. Bernhard. Zeit 287.
Kunst und patriotische Erziehung. Von N. Nathan. N. XVII. 26.
Leutenoth auf dem Lande, Die. Von Paul Garin. Z. VIII. 26.
Lex Heinze. Von P. Rosegger. R. Bahr. T. II. 7.
— zum Verständniss der — Von Ahasverus. Kr. XV. 7.
Liszt, Aus dem Leben L's und der Fürstin von Wittgenstein. Von A. von Schorn. N. D. Ru. XI. 4, 5.
Litterarische Table d'hôte. Von Percy Howard. V. u. Kl. M. XIV. 8.
Maler der Sünde, Der — (Aubrey Beardsley) Von R. Klein, G. XVI. April 1.
Medaille, Die. Von Dr. G. Lehnert. V. u. Kl. M. XIV. 8.
Meyers, Conr. Ferd., Dichterleben, beschrieben von Ad. Frey. Von H. Grimm. D. Ru. April 1900.
Moderne, Zur Psychologie der. Von M. G. Conrad. G. XII. April 1.
Musik in Dresden. Von L. Hartmann. B. u. W. II. 14.
Musik und tägliches Leben. Von R. Batka. Ku. XIII. 13.
Musikgeschichte. Von G. Göhler. Ku. XIII, 12.
Nietzsche, neue Aphorismen. Zeit 288.
Nietzsche-Ausgabe, Kampf um die. Von E. Förster-Nietzsche. Z. VIII. 29.
Orchideen. Von Schenckling-Prevôt. R. U. XVI. 16.
Pariser Kunst von heute. Von Camille Mauclair. N. D. Ru. XI. 4.
Philosophie im 19. Jahrhundert, Die. Von R. Eucken, Zeit 287.
Potocka, Gräfin, Anna Tyszkiewicz. Von Th. Schiemann. T. II. 7.
Rauchsignale der Eingeborenen Australiens. Von N. Bellardi. R. U. XVI. 15.
Renaissance, Die. Von A. Tille. Z. VIII. 28.
— des Keltenthums, Die. Von Graevell von Jostenoode. W. Ru. IV, 7.
Reszke, Jean de. Von A. Savard. B. u. W. II. 14.
Roberts, Lord. Von K. Federn. Z. VIII. 29.
Rostand, Das neue Drama von. Von J. Maehly. L. L. VII. 7.
Ruskin, Bei R. und jenseits von ihm. Ku. XIII. 12.
Russland, Die Europäisirung R's. Von M. J. Bonn. N. XVII, 26.
Russlands Machtstellung und die sibirische Eisenbahn. Von N. Post. Kultur I. 4.
Soldatensprache. Von H. Wunderlich. L. E. II. 13.
Socialdemokratie, eine vorübergehende Erscheinung. Kr. XV. 7.
Spanien, das junge. Von Pio Babja. G. XII. April 1.
Spencer und der Socialismus. Von W. Schallmeyer. Z. VIII. 28.
Stoppani, Antonio. Von Fr. X. Kraus. D. Ru. April 1900.
Symbolische Kunst. Von W. von Scholz. W. Ru. IV. 8.
Theater. Von den Münchener Theatern 1899/1900. Von Gg. Schaumberg. B. u. W. II. 13.
— Von den Berliner Theatern, 1899/1900. XIII. XIV. Von H. Stümcke. B. u. W. II. 13. 14.
Thierkultus vom völkerpsychologischen Standpunkt, Ueber. Von Th. Achelis. W. Ru. IV. 8.
Tolstojs Auferstehung. Von Ad. Bartels. Ku. XIII. 13.
Volta'sche Säule, Zum 100jährigen Jubiläum der. Von W. Stoss. R. U. XVI. 15.
Weingart, Der Fall W. Von Chr. Rogge. T. II. 7.
Wiener Secession und das Publicum, Die. Von G. A. Pollak. N. XVII. 27.
Wildenbruch, Die Tochter des Erasmus. Von H. Stümcke. B. u. W. II. 13.
Wolf, Hugo, und seine Oper. Von Rosa Mayreder. Zeit 285, 287.
Zeitungswesens, Zur Geschichte des deutschen. Von G. Steinhausen. Zeit 289.
Zola's neueste Wandlung. Von H. v. Gerlach. T. II, 7.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Almanach der Insel für 1900. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel Rudolf Alexander Schröder. Berlin, Schuster & Loeffler.

Bergmann Jul., Untersuchungen über Hauptpunkte der Philosophie. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Bertz, Eduard, Philosophie des Fahrrads. Dresden, Carl Reissner.

Damaschke, Adolf, Kamerun oder Kiautschou? Eine Entscheidung über die Zukunft der deutschen Colonialpolitik. (Sociale Streitfragen. Beiträge zu den Kämpfen der Gegenwart. Herausg. von Adolf Damaschke. Heft VIII.) Berlin, J. Harrwitz Nachfolger.

Duden, Dr. Konrad, Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache mit zahlreichen kurzen Wort- und Sacherklärungen und Verdeutschungen der Fremdwörter. Nach den neuen amtlichen Regeln. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Dutoit, Dr. Eugénie, Die Theorie des Milieu. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band XX. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Stein.) Bern, C. Sturzenegger.

Ernstes Wollen. Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Mitarbeitern der früheren Versöhnung M. v. Egidys. II. Jahrgang. No. 13. 1. April 1900. Berlin, Hermann Walther.

Frobenius, Leo, Die Zukunft Englands. Eine cultur-politische Studie. (Freie Warte. Sammlung moderner Flugschriften. Hrsg. von Dr. Ludwig Jacobowski). Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Geiger, Albert, Maja. Drama in drei Acten. Dresden, E. Pierson.

Gross, Prof. Dr. Hanns, Separatabdruck aus dem Archiv für Criminalanthropologie und Criminalistik, III. Bd. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Gross, Ferdinand, Von der leichten Seite. Geschichten und Skizzen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Heimat. Neue Folge des Boten für deutsche Litteratur. Blätter für Litteratur und Volksthum. Erster Band. Heft 2—5. Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Herold, Karl, Majestät Weib. (Collection Tiefenbach.) Leipzig, C. F. Tiefenbach.

Hugo, Victor, Historische Notizen aus der Zeit, in der ich lebte. Uebertragen von Oscar Marschall von Bieberstein. Mit Portrait und Facsimile. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werkmeister. Lfg. 47, 48, 49. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Kastner-Michalitschke, Else, Psyche. Gedichte. Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn.

Klausner, Ludwig, (Klausner-Dawoc). Moderne Propheten. Roman. Bd. I. II. Dresden, Heinrich Minden.

Kreutzer, Johannes. Otto von Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Zwei Bände mit zwei Bildnissen von J. V. Cissarz. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Kroll, E., Gutenberg. Ein Festspiel. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Kuntz, Maria, Am Wege gepflückt. Gedichte. Gebweiler, J. Boltze'sche Buchhandlung.

Lampadius, Malwina Doris, Libussa. Historischer Roman. Dresden, E. Pierson.

Lindheimer, Dr. Franz, Beiträge zur Geschichte und Kritik der Neukantischen Philosophie. Erste Reihe: Hermann Cohen. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band XXI. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Stein.) Bern, C. Sturzenegger.

Monatsblätter. Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule". 26. Jahrgang. Heft 1. Januar 1900. Breslau, Dülfers Sortiments-Buchhdlg. (R. Dülfer.)

Paris und Nord-Frankreich. Vierte Auflage. Mit 10 Karten und 30 Plänen. (Meyers Reisebücher.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Peregrin, Paul, Deutsches Blut. Ein Sang aus Schlesiens Vorzeit. Bunzlau, A. Neudecker.

Protokoll der XXVIII. General-Versammlung der Mitglieder des deutschen Bühnen-Vereins, abgehalten am 12. und 13. Januar 1900 in Kastens Hôtel Georgshalle zu Hannover. Beilage der Zeitschrift „Bühne u. Welt", II. Jahrgang, Heft 12. Berlin, Otto Elsner.

Rembe, A. C., Afrikanischer Todtentanz. Nach den Erinnerungen eines englischen Offiziers vom Stabe des General Buller. I. Theil Von London nach Ladysmith. Berlin, Fussingers Buchhandlung.

Rom von Thé, Kleingeld der Phantasie. Gedanken und Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Schaukal, Richard, Tage und Träume. Gedichte. Leipzig, C. F. Tiefenbach.

Schröder, Edward, Goethe und die Professoren. Akademische Kaisergeburtstagsrede. (Marburger akademische Reden. 1900 No. 2.) Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Schubin, Ossip, Peterl, Eine Hundegeschichte. Berlin, Gebrüder Paetel.

Steiner, Dr. Rudolf, Haeckel und seine Gegner. (Freie Warte. Sammlung moderner Flugschriften. Herausg. v. Dr. L. Jacobowski.) Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Thossau, O. Eugen, Ledige Bräute. Roman. (Collection Tiefenbach.) Leipzig, C. F. Tiefenbach.

Tiefenberg, M. von, Das Weib. Mysterium in fünf Gesängen. Berlin, Carl Dunckers Verlag.

Wagner, Dr. Hans, Coloniale Zeitschrift. I. Jahrg. No. 7. 8. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Wulkow, Richard, Vater und Sohn. Ein Sang für deutsche Lehrer und für's deutsche Haus. Braunschweig, Richard Sattler.

Wundtke, Max, Ich ruf' Dich, Germania! Drei Visionen eines Deutschgläubigen. Ein deutsches Wort in der Sache der Buren. Radebeul-Dresden, Deutscher Manuscripten-Verlag „Original".

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 93. — Heft 277.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1900.

24. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Preis pro Heft 2 M, pro Quartal (3 Hefte) 6 M.

April 1900.

Inhalt.

Seite

Mite Kremnitz in Wilmersdorf b. Berlin.
Herr Baby. Eine Kindergeschichte 1

Friedrich von Oppeln-Bronikowski in Berlin.
Edmond Rostand 42

Edmond Rostand. (Deutsch v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski.)
Die Prinzessin im Mohrenlande 62

Rudolf Klein in Berlin.
Ein Rückblick 68

Franz Evers in Goslar am Harz.
Der Sohn der Sonne 75

Tony Kellen in Rüttenscheidt b. Essen (Ruhr).
Die Honorare deutscher Dichter und Schriftsteller 78

Else Franken-Marx in Jena.
Ueber Entwicklung und Zeitbedeutung einiger Musikinstrumente 105

C. Eysell-Kilburger in Freienwalde a. O. — Berlin.
Neue Zeit 110

Kurt Walter Goldschmidt in Breslau.
Marmor 124

Bibliographie 129
Arthur H. Smith: „Chinesische Charakterzüge." Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig. Würzburg. A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).

Bibliographische Notizen 132

Ueberficht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze von Ernst Weiland-Lübeck 137

Hierzu ein Portrait: Edmond Rostand.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band XCIII (April bis Juni 1900), wie auch zu den früheren Bänden I—XCII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Juni 1900.

Inhalt.

Seite

Friedrich Carl Peterssen in Blainville.
Von der Teufelsbank. (Schluß) 277

Hans Lindau in Konstantinopel.
Anatole France 303

Anatole France in Paris.
Leukonoë. Deutsch von H. L. in Konstantinopel 325

* * *
Heute. Von einem Optimisten. (Schluß) 331

J. Nover in Mainz.
Gutenberg und die Bedeutung der Buchdruckerkunst 363

Marga von Rentz in Breslau.
Religionsstunde. Skizze 404

Bibliographie 408
Dr. B. Kahle: „Ein Sommer auf Island." Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Island. Berlin, Ad. Bodenburg.

Bibliographische Notizen 411

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze von Ernst Weiland-Lübeck 412

Hierzu ein Portrait: Anatole France.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

<"page9">
Z23

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul Lindau.
Dreiundneunzigster Band.
Mit den Portraits von:
Edmond Rostand, Ludwig Schlesinger, Anatole France.
W5 r e Ä lau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

<"page11">
Inhalt des 95. Bandes.
April – Mai – Juni.
1900.
—«.–
Seite
2x 2: 2:
Heute. Von einem Optimisten. 205, 551
Franz Evers in Goslar am Harz.
Der Sohn der Sonne... 75
C. Eysell-Killburger in Freienwalde a. D.–Berlin.
Neue Zeit.. * * 1 10
Anatole France in Paris.
Leukenoé. Deutsch von H. C. in Konstantinopel. Z25
Else Franken-Marx in Jena.
Ueber Entwicklung und Zeitbedeutung einiger Musikinstrumente... 105
Dagobert von Gerhardt-Amyntor in Potsdam.
Das Amselnest.. (59
Kurt Walter Goldschmidt in Breslau.
Marmor. 124
Tony Kellen in Rüttenscheidt b. Essen (Ruhr).
Die Honorare deutscher Dichter und Schriftsteller... 78, 164
Rudolf Klein in Berlin.
Ein Rückblick.. 68
Gustav Krakauer in Breslau.
Aus der Jugend Mapoleons I. • • • • • • • • • 176
Mite Kremnitz in Wilmersdorf b. Berlin.
Herr Baby. Eine Kindergeschichte... I
Hans Cindau in Konstantinopel.
Anatole France. 303
Ernst Cohsing in Prag.
Ludwig Schlesinger. Ein Gedenkblatt. 152

<"page12">

J. Mover in Mainz.
Gutenberg und die Bedeutung der Buchdruckerkunst. 565
Friedrich von Oppeln-Bronikowski in Berlin.
Edmond Rostand... 42
Friedrich Carl Peterssen in Blainville.
Von der Teufelsbank... *... 25G, 277
Marga von Rentz in Breslau.
Religionsstunde.. 404
Edmond Rostand. (Deutsch v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski.)
Die Prinzessin im Mohrenlande... € 2
Richard Wendriner in Breslau.
Lisa von Crust. Movellette. 2G5
Bibliographie.. 129 268 4O8
Bibliographische Notizen. 152 275 4 U 1
Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze von Ernst Weiland-Lübeck 157 274 412
Mit den Portraits von:
Edmond Rostand, Ludwig Schlesinger und Anatole France, radirt von
Johann Lindner in München.

<"page14">
T

<"page15">
Herr Valv.
Ereºu drºht
"Y
Y;te iri:
– lºver-hort M.
ºb war ein ein eue K...
noc Baby, ob er sei e;
Die Dienele: e.s er..
ie mºnten, er i..
eine ic“ bietet, und. da “
S
: :atte gefe sº re Mºn 3. o.
aber fönnen, er wäre es tº...
ze sie ihr as die nien. ºr,...
nic.::: i. ite“ es ua e...

ich gezehe aie. e..
.-.. !...
..in:...e Brºse º.t es... "
o: r 'eite. P.. er: f..
el :
sie..cret ortet er
... und wº er für sie
- Der K : der hºe
olte in einen atn...e. f. Sº
er) en g.. u. in das
- S. 9 vºr. e... ee Sce
Vºeiz nº: n, ge: W. ser:.. –-
e ºrrºre e : r er.,.s

<"page17">

Herr Baby.

Eine Kindergeschichte.

Von

JWAite tremnitz.

– Wilmersdorf b. Berlin. –

Wº aby war ein einsames einziges Kind, darum hieß er auch immer noch Baby, obgleich er volle fünf Jahre alt war.

-Ä- Die Dienstboten seines Elternhauses nannten ihn „Herr Baby“, da sie meinten, er sei Baby getauft; sie wußten nicht, daß es einfach „kleines Kind“ bedeutet, und daß das „Herr“ davor höchst drollig klingt.

Er hatte große schwarze Augen von so traurigem Ausdruck, daß man hätte glauben können, er wäre sehr unglücklich. Aber ihm fehlte nichts, er hatte viel mehr als die meisten Kinder, nur keine Geschwister. Seine Eltern liebten ihn über Alles und verwöhnten ihn von früh bis spät – vielleicht ein bischen zu sehr; er hatte es wie ein kleiner Prinz – nein, viel besser, denn kleine Prinzen haben es lange nicht so gut wie Kinder gewöhnlicher Leute. Prinzen-Eltern können sich nicht selbst um ihre Kinder kümmern, sie haben viel Wichtigeres zu thun! Die englischen Bonnen aber, denen die Kleinen überantwortet werden, stoßen und schlagen sie, da sie selbst ungebildet sind und kein Herz für die ihnen anvertrauten Menschen-
d. h. Prinzen- oder Königs-Kinder hegen.

Baby wohnte in einem alten Herrenhause, das mitten in der Stadt lag, aber durch einen großen Hof, auf dem die Stallungen und das Portierhaus standen, von der Straße geschieden war. Auf diesem Hofe pflegten die Wagen zu warten, wenn Besucher zu Babys Eltern kamen – zu Fuß gingen vornehme Leute in der Stadt, in der Baby aufwuchs,

<"page18">

nur sehr selten. Auch er fuhr natürlich, wie alle Kinder, sehr gern, und in jeden Wagen, der im Hofe hielt, schwang er sich so schnell, daß Marita keine Zeit mehr hatte, es ihm zu verbieten; während dann die Besucher im Salon bei seiner Mama waren, ließ Baby sich von den freundlichen Kutschern auf dem großen Hofe hin und her fahren. Und den ganzen langen Sommer über sah er jeden Wagen kommen und gehen, denn der kleine Garten, in dem er während der guten Jahreszeit – von der Akazienblüthe bis zur Weinernte – zu spielen pflegte, war nur durch eine Hecke vom Hofe getrennt.

Oft aber fuhr er auch mit seiner Mutter auf die Chaussee spazieren, das war eine große Freude, besonders wenn er auf dem Bock sitzen durfte. Er wußte wohl, sie hatte es nicht gern, sie ängstigte sich immer, daß er einmal hinunterfliegen könnte – sie bedachte ja nicht, daß er ein Junge war und kein Mädchen! Mädchen können fallen, Jungens nicht!

Am liebsten jedoch saß er nur dann dort oben, wenn Mama allein im Wagen war: hatte Jemand neben ihr Platz genommen, dann war es ihm nicht recht, denn sie war doch seine Mama!... Einmal, als der fremde bleiche Herr mit der Brille neben ihr saß, war Baby mitten in der Fahrt heruntergeklettert und hatte sich zwischen sie eingeschoben, ja, er hatte den fremden Herrn sogar ein bischen gegen die Wagenkante gedrängt! Und der Herr hatte laut lachend gesagt: „Das ist köstlich, er ist eifersüchtig!“ Die Mama aber hatte ihn geküßt, obgleich sie bestätigend antwortete: „Leider, leider!“ Baby hatte das ganz gut verstanden, wollte sich sein Recht jedoch nicht nehmen lassen; er hatte manchmal das Bedürfniß, zu zeigen, daß sie seine Mama, ganz allein die seine wäre!

Auch der Ziehbrunnen im Hof mußte ihm dazu dienen, seine Macht über die Mama zu zeigen; er wußte genau, daß dieser Brunnen ein Gegenstand des Schreckens für Mama und Maritza war, und that darum nichts lieber, als durch die hintere Gartenpforte nach dem Ziehbrunnen zu entschlüpfen, sobald Maritza einmal nicht aufpaßte, weil sie vielleicht gerade ihren Fingerhut hatte in den Sand fallen lassen und danach suchte. Zwar sollte stets der eiserne Deckel über dem viele, viele Klafter tiefen Brunnen liegen, und Kutscher und Knecht hatten den strengen Befehl, darüber zu wachen, aber Maritza kreischte regelmäßig laut auf, wenn sie ihr Baby plötzlich in der Brunnennähe sah. Mama erschien dann sofort am Fenster – es war eigen, was für Ohren sie haben mußte! – stürzte die Treppe hinunter und war im Hofe, ehe Baby nur bis an den Rand des Brunnens hatte gelangen können.

So geschah es regelmäßig! Er wußte, wie er seine Mama herbeizaubern konnte, und blieb jedesmal Sieger: Maritza hielt sich für die Schuldige, und Mama war so froh, ihn noch lebendig erwischt zu haben, daß sie nur ihn herzte und küßte, während sie ihn in den Garten zurück-

hrachte – ihn zur Rede zu stellen und ihm die Vorwürfe zu machen, die

<"page19">

er nach seinem eigenen Gewissen verdiente, daran dachte Niemand, sondern
nur an die Lebensgefahr, der er glücklich entronnen war!
Nach solcher Brunnen-Escapade nun sah Baby gar nicht mehr traurig
aus seinen schwarzen Augen, aus denen vielmehr ein ganz gesunder Schalk
blitzte, wenn er, wieder eingefangen, Maritzas längstem Märchen lauschte.
Sie fesselte ihn am sichersten mit der Geschichte vom grünen Drachen und
dessen goldenen Jungen – Baby verlangte dieses Märchen mindestens
einmal täglich, höchstens das von dem Gnom mit dem ellenlangen Barte,
der schließlich überlistet wurde, ging ihm noch darüber! – Maritza kannte
mehr als hundert Märchen und verwechselte nie eins mit dem anderen;
da sie weder schreiben noch lesen gelernt hatte, war ihr Gedächtniß viel
besser als das studirter Leute. Sie erzählte mit weicher, monotoner
Stimme, und sie selbst mit ihren großen blauen Augen verwunderte sich
am meisten über alle die Wunder, die sie Baby vorerzählte, während ihre
kleine Kinderhand emsig an endlosen Spitzen häkelte.
Maritza und Baby liebten sich in solchen Augenblicken ganz unend-
lich, wenn sie auch über den Ziehbrunnen stets verschiedener Meinung
blieben. Es war ein wahres Glück, daß der Gegenstand dieser Meinungs-
verschiedenheit endlich aus dem Wege geräumt werden sollte, dadurch daß
Papa ein anderes Haus gemiethet hatte! Er sagte zu Baby: Dort wirst
Du einen wirklichen Garten haben, mein Junge, nicht nur einen Spiel-
platz, sondern einen Garten mit Rasenplätzen, hohen Bäumen und Alleen,
sogar mit Weinlauben, von denen Dir im Herbst die großen, reifen
Trauben bis in den Mund hängen werden!“
Natürlich freute sich Baby darauf, schon weil es etwas Neues war;
alle Kinder lieben ja die Veränderung. Auch Maritza freute sich, weil
sie hoffte, es gäbe dort keinen Ziehbrunnen. Nur Mama fing an, weh-
müthig all' die Erinnerungen hervorzuholen, die in diesem alten Herren-
hause steckten: der vierfenstrige Saal mit den alten rothseidenen Stoffen
hatte viele schöne Abende in dem milden Kerzenlicht des altmodischen
Kronleuchters gesehen, und ihr kleines Schlafzimmer, das sie mit Baby
theilte, war doch so behaglich, wenn auch die Nachtruhe, besonders im
Sommer, durchaus nicht immer ungestört gewesen war, da das einzige
Fenster, das der Hitze wegen geöffnet bleiben mußte, auf ein Gartenlokal
ging, wo bis in den Morgen hinein Tanz-Musik spielte, und wo außer-
dem genau mit dem ersten Schlag der Geisterstunde allnächtlich eine starke
Dame auf ihrer Schulter eine Kanone abfeuerte, so daß Baby jedesmal
aus dem Schlaf aufschreckte! Und das Beifallsklatschen, das diesem Schreck-
schuß folgte, war beinahe noch lauter als der Kanonendonner!
Daß doch die Dinge immer so viel schöner werden, wenn man sie
verlassen soll! Sogar der unterirdische Gang, der vom Keller abging, er-
schien plötzlich romantisch und interessant! Man hatte sich in all' den
Jahren nicht um ihn gekümmert, nicht einmal geforscht, wohin er führe,

<"page20">

und wozu er wohl angelegt worden sei? Man wußte, daß er da war,
daß Ratten und Mäuse drin hausten, und hatte sich hiebei beruhigt, ob-
gleich der liebe alte Doctor Schmitt, der Freitags immer bei Babys Eltern
frühstückte, einmal erwähnt hatte, daß er vor vielen Jahren durch diesen
Gang zu einer schwerverwundeten Frau geführt worden sei. Baby natür-
lich hätte damals gern erfahren, ob sie im Kriege verwundet worden, und
wie das möglich sei, da Frauen doch nicht in den Krieg zögen; aber da
er wußte, daß Kinder bei Tische keine Fragen stellen dürfen, wenn Gäste
da sind, hatte er geschwiegen und es nachher vergessen.
Jetzt aber fragte Mama selbst den Doctor nach dem unterirdischen
Gange; er antwortete, das wäre eine lange Geschichte, die er sich bis nach
Tisch aufhebe, und unterdessen ward Baby von Maritza in den Garten
geholt.
Maritza meinte, es würden wohl Räuber in dem Gange gehaust
haben – sie hatte immer Angst vor Räubern und verschloß stets schon
in der Dämmerung alle Thüren. Joan aber, der Diener, mit dem Baby
in ungetrübter Freundschaft lebte, und dem er dieselbe plötzlich acut ge-
wordene Frage vorlegte, zuckte die Achseln und hielt dafür, daß der
unterirdische Gang wohl aus der Türkenzeit stammen möge.
Türken!... Auch Baby kannte Türken! Das waren Männer mit
rothem Fez, die an der Straßenecke saßen und blaue, gelbe, rothe Bonbons
feilhielten. Sie saßen so still, daß Baby sie immer an derselben Stelle
fand, ob er ausfuhr, oder ob er wiederkam.
Jedenfalls, diese Sache mußte Mama entscheiden, und gerade fuhr
auch der Doctor fort. – Mama nun erklärte ihm, daß die Türken früher
arg gehaust hätten im Lande, und daß Joan daher, wie alle Leute aus
dem Volk, sie für Unmenschen ansehe; noch vor kaum fünfzig, sechzig
Jahren hätten die Türken hier so viel Christen getödtet, daß sie die
ganze Hauptstraße entlang die Köpfe der Erschlagenen aufgepflanzt hatten,
immer einen neben den andern! Es gebe noch Leute, die sich dessen
entsännen.
Baby wollte gern wissen, wie die Türken die Köpfe abgehauen hätten?
Er fand die Sache an und für sich garnicht so schrecklich; in Maritzas
Märchen wurde dem Helden auch wenigstens einmal der Kopf abgehauen
und wuchs wieder an, wenn man ihn mit Wasser des Lebens benetzte.
Baby selbst besaß Bleisoldaten, denen er die Köpfe abnehmen und wieder
aufsetzen konnte! Mama war nur so schreckhaft, weil sie eine Frau war;
er würde natürlich Soldat und ein Held werden; er hörte am liebsten
solche Geschichten, vor denen Mama sich fürchtete; er wollte auch die von
dem unterirdischen Gange wissen! Die Mama meinte zwar, sie sei zu
traurig und würde ihm nicht gefallen, aber er bat so niedlich, daß sie sie
schließlich doch erzählte.

<"page21">

Die Geschichte vom unterirdischen Gange.

Es war einmal ein Mann, der glaubte nicht an das Gute. Und darum hielten Alle ihn für klug und stark und wählten ihn zu ihrem Fürsten: „Den wird Niemand überlisten und betrügen!“ sagten sie sich, und der Fürst selber glaubte, er sei gescheuter als Alle, weil er Niemandem vertraute, ausgenommen einem einzigen Diener – der aber war stumm!

Um aber Alle zu beherrschen, mußte der Fürst auch Alles wissen und erfahren, und da er Anderer Augen nicht traute, mußte er selbst das Treiben und Denken der Menschen erforschen.

Vor seinem Palaste, vor jedem der Thore standen Wachen; so oft nun der Fürst den Palast verließ, berichteten diese es ihren Oberen, und diese sandten ihm verkleidete Männer nach, um Alles, was er that, zu beobachten und zu melden, – an allen Ecken und Enden der Stadt wußte man, daß der Fürst ausgegangen war, und Jeder, mit dem er sprach, wußte, daß er es sei! So konnte er also nie die wahre Gesinnung der Menschen erfahren, nie unbekannt mit seinem Volke verkehren! Darum sann er auf ein Mittel und fand eines: Aus fremdem Lande ließ er Arbeiter kommen und befahl ihnen, auf seinem Palaste einen großen Thurm aufzuführen, von dem aus er die Sterne beschauen wolle; denn er pflegte zu sagen, er lerne die Gedanken der Menschen aus dem Laufe der Himmelskörper kennen. Während aber Tags über die Arbeiter an dem Thurme mauerten, ließ er sie Nachts an einem unterirdischen Gange graben, der weit unter den Straßen fortführte und erst am Ende der Stadt, in einer alten, leerstehenden Ruine, wieder zur Erdoberfläche gelangte. Durch diesen Gang dachte der Fürst zu verschwinden, und ohne daß Jemand es ahnte, verkleidet die Stadt zu durchstreifen und Alles zu erfahren, was ihm zu wissen Noth that.

Zu dem Keller aber, in dem der unterirdische Gang begann, führte eine schmale Treppe, die von seinem Schlafzimmer aus ging und nur durch eine unscheinbare, von seiner Bettgardine verhüllte Thüre betreten werden konnte. Damit aber Niemand etwas davon erführe, ließ der Fürst die fremden Arbeiter, die kein Wort der Landessprache verstanden, über die Grenze bringen und verbot ihnen bei Todesstrafe, je wieder sein Reich zu betreten.

Nun besaß er, was ihm bisher zur Allwissenheit gefehlt hatte: jeden Augenblick konnte er unerkannt seine Hauptstadt durchwandern! Bei Tag und bei Nacht, jedesmal in anderer Kleidung, streifte er durch die Straßen; bald trat er als Mönch in die Hütten der Armen, bald als Bettler vor die Thüren der Reichen; als Händler tauchte er auf den Märkten auf, als fahrender Sänger in den Schenken, ja, als Wahrsagerin verkleidet, lockte er die Leute in eine leerstehende Hütte der Vorstadt! Und überall sah er nur das Schlechte und Böse, sah, wie die Menschen sich gegenseitig belogen und betrogen, sich beneideten und befeindeten, und Keiner dem

<"page22">

Anderen etwas gönnte; und Alles, was er sah und hörte, bestärkte ihn in seinem bitteren, starren Sinn: Es giebt nichts Gutes in den Herzen der Menschen! Verdorben und falsch sind alle und nur mit Schrecken zu beherrschen, denn nur aus Angst vor Strafe unterlassen sie das Böse!

Und so regierte er mit jedem Jahre strenger und härter; selbst den kleinsten Fehlern der Leute spürte er nach und verfolgte sie unerbittlich; nirgends ließ er mehr Gnade walten. Da es vor ihm kein Geheimniß und kein Versteck zu geben schien, und er oft das Uumögliche möglich machte, glaubten die Menschen schließlich, er stehe mit dem Teufel im Bunde und fingen an, ihn nicht nur zu fürchten, sondern auch zu hassen. Niemand liebte ihn, und Niemanden liebte er!

Die Großen seines Reiches aber thaten sich zusammen, um ihn zu stürzen, denn er war ihnen zu gewaltthätig geworden, sie hatten ihn zum Fürsten erwählt, damit er sie gegen fremde Feinde schützen und vertheidigen sollte, aber nicht, damit er nur Zittern und Angst im eigenen Lande verbreitete! Er jedoch wußte schon von ihrem Anschlage, noch ehe sie unt“ sich einig geworden waren, wie sie ihn stürzen und seiner Gewalt berauben sollten; er sagte es ihnen ins Gesicht, daß er sich nicht verjagen lasse, da seine Herrschaft allein die Bösen in Schranken hielte! Erst wenn ihm ein einziges Mal das Gute im Leben begegnete, würde er freiwillig vom Throne steigen – er würde dann an sich selbst irre werden! – Doch das stünde nicht zu befürchten.

Er bedachte nicht, daß ihm das Gute schon deshalb nicht begegnete, weil er nur das Böse suchte, das Gute aber wahrscheinlich nicht einmal erkennen würde, wenn es vor ihm stünde!

Die Leute aber glaubten, er schöpfe seine Allwissenheit aus den Sternen, und wenn sie seinen Thurm abtrügen, dann würde er sie nicht mehr durchschauen. So beschlossen sie, zu einem weisen Mönch zu gehen, der in einem Walde als Klausner lebte, und ihn zu fragen, wie sie es anstellen sollten, den Thurm zu vernichten, ob er ihnen nicht ein sicheres Mittel und des Himmels Segen zu ihrem Beginnen geben könne?

Ehe sie aber dorthin zogen, vergewisserten sie sich durch Fragen bei allen Wachen, ob der Fürst auch in seinem Palaste sei und ihnen nicht etwa begegnen könne? Die Wachen versicherten, der Fürst sei seit mehr als einer Stunde nach Hause zurückgekehrt. Die erste Wache war aber einem Hauptmann anvertraut, der mit im Bunde gegen den Fürsten stand, und der bürgte mit seinem Leben dafür, daß der Fürst den Palast nicht unbemerkt verließe!

Schon längst jedoch war der Fürst im Mönchsgewand draußen und langte vor den Großen seines Reichs im Walde beim Klausner an. Er war begierig auf die Auskunft, die der heilige Mann ertheilen würde, und freute sich im Voraus, wie er ihn am folgenden Tage rufen lassen und ihm Wort für Wort vorhalten würde, was er heute gesagt.

<"page23">

Was antwortete aber der weise alte Mönch, als man ihn um ein Mittel bat, des Fürsten Allwissenheit zu zerstören? Er sagte: sein Amt sei zu erhalten, nicht zu zerstören, das Gute zu suchen und zu fördern; das Böse sei ohnehin machtlos und zerfalle von selbst!

Vergebens stellten die Großen des Reiches ihm vor, wie viel Gewalt der Teufel auf Erden besitze. Er betheuerte, daß er stets nur das Gute und Edle gesehen habe. Enttäuscht zogen die Leute wieder fort; am meisten enttäuscht der Fürst im Mönchsgewande. –

Was hatte sich aber in der Stadt zugetragen, während der Fürst bei dem Klausner im tiefen Walde geweilt? – Nichts ist so merkwürdig, daß es sich nicht einmal ereignen kann!

Ein furchtbares Gewitter hatte sich über der Stadt entladen, und gerade in den Thurm des fürstlichen Palastes war der Blitz eingeschlagen, und er brannte lichterloh!

Von allen Seiten stürmten die Wachen in den Palast, um den Fürsten zu retten und das Feuer zu löschen. Das gelang ihnen auch, der größte Theil des Palastes blieb unversehrt, nur der Thurm brannte bis auf den Grund ab. Unerklärlich aber war Allen: wo war der Fürst? – Er zeigte sich nirgends, war nirgends zu finden! Vor seinem Schlafzimmer auf der Schwelle saß mit gekreuzten Beinen der Stumme und verwehrte Jedem den Eintritt, auch dem Hauptmann der Wache; dieser aber ließ sich nicht abweisen, sondern ließ, als die Feuerflammen am höchsten aufloderten, den Stummen von drei seiner Leute binden und betrat das Gemach – es war leer! Auch hier keine Spur vom Fürsten! Die Mannschaften flüsterten sich unheimliche Dinge zu: Nun sei es erwiesen, daß der Fürst sich unsichtbar machen könne! Der Hauptmann aber, der an Geisterspuk nicht glaubte, sah sich suchend um nach einem heimlichen Ausgange: Er hatte den Fürsten in den Palast hinein-, aber nicht wieder herausgehen sehen – ein Ausgang mußte da sein, und bald hatte er ihn entdeckt.

Nun aber hatte der Hauptmann mit seinem Kopfe dafür zu bürgen, daß der Fürst den Palast nicht unbemerkt verlasse!

Außer sich eilte er zu seiner jungen Frau, vor der er kein Geheimniß hatte, und theilte ihr mit, was er entdeckt, und daß sein Leben auf jeden Fall verloren sei. Nur wenn er den Fürsten noch diese Nacht tödte, könne er sich selbst retten, denn nie würde der Fürst verzeihen, daß er sein Geheimniß entdeckt habe!

Kaum hatte er soviel gesagt, als schon ein Bote des Fürsten eintraf, um ihn vor dessen Angesicht zu laden. Die Frau des Hauptmanns faßte sich schnell, trat dem Boten entgegen und sagte, ihr Mann liege schwerkrank an seinen Brandwunden darnieder; der Hauptmann aber flüchtete heimlich aus seinem Hause zu den Verschworenen, mit denen er im Bunde stand.

Sowie der Bote fort war, legte die Frau ihre schönen städtischen Kleider ab, zog statt ihrer ein kurzes Röckchen an, band ein rothes Tuch

<"page24">

fest um das krause Haar, bekreuzigte sich und trat in die Nacht hinaus.

Der Mond stieg schon auf am Himmel, als sie durch die Straßen eilte.

Sie war früher ein Hirtenmädchen gewesen, ehe der Hauptmann sie erblickt und, von ihrer Schönheit hingerissen, sie zur Frau genommen hatte. Jahrelang hatte sie ihre Schafe auf dem grünen Fleck an der Ruine geweidet, wo des Fürsten unterirdischer Gang endigte, und als sie eines Tages sich vor einem Platzregen in das alte Gemäuer verkrochen hatte, hob sich vor ihren entsetzten Augen aus einer Gruft eine bärtige Gestalt empor. – Sie dachte nicht anders, als es sei der heilige Petrus, und in ihrer Herzensangst zog sie sich ihren grauen Sack ganz übers Gesicht. Nach einer Weile wagte sie den Sack wieder abzuthun und sich umzuschauen: Sie sah nichts als das graue Gemäuer und ihre Schafe; gewiß war Alles nur ein Traum gewesen! – doch hatte sie diesen Traum nie vergessen, und später, als sie größer geworden, war ihr noch einmal im Abendgrauen dieselbe Gestalt erschienen, wie sie gerade in einem Mauerspalt verschwand. – Seither hatte sie manchmal den Fürsten erblickt, und immer hatte er sie an den heiligen Petrus erinnert.

Heute nun, wo ihr Mann ihr von dem unterirdischen Gange sprach, fielen ihr in ihrer Todesangst jenes alte Gemäuer und die Erscheinung des Heiligen ein, und ohne Besinnen machte sie sich auf nach der Ruine – sie mußte den Fürsten auffinden, wollte durch den Gang zu ihm, um ihn und ihren Mann zu retten! Wenn sie ihm Alles sagte und ihn um Gnade bäte, würde sie sicherlich sein Herz rühren!

Zwar hatte sie immer von ihrem Manne und allen seinen Freunden nur bitterböse Dinge über den Fürsten gehört, aber das hatte ihr nichts als Mitleid mit ihm eingeflößt. Wie unglücklich mußte er sein, der nur an das Böse glaubte! Wie gern hätte sie ihn gefragt: „Hast Du denn Niemand lieb?“ Sie selber wußte und kannte nichts Böses in der Welt, gegen sie waren alle Menschen immer nur gut und freundlich gewesen! Als Kind, draußen in ihrer Mutter Hütte, hatte sie nie ein hartes Wort gehört, und immer waren die buntesten Kopftücher, die süßeste Milch für sie gewesen! Ihre Schafe hatten sie gekannt und waren ihr gefolgt, sie hatte sie alle lieb gehabt, am liebsten natürlich die kleinen weißen Frühlingslämmer, denen sie rothe Bänder um den Hals geknüpft hatte!

Und als dann der Hauptmann gekommen war, um sie in sein schönes Haus zu führen, hatte sie nur liebe gute Worte von ihm erhalten und Schmuck und kostbare Kleider!

Ach, der arme Fürst! Gewiß hatte er nie eine gute Mutter gekannt, als er noch Kind gewesen, hatte nie gute liebe Worte vernommen und keine spielenden Lämmer und süße Milch bekommen!...

Unter diesen Gedanken war sie schnell aus der Stadt herausgekommen und ging im Mondschein über die Wiese auf die Ruine zu. Wie oft war sie als Kind hier umhergesprungen, jetzt schon lange nicht mehr! Ihr

fröstelte und ihr war, als stiegen aus dem Gemäuer unheimliche Gestalten
auf. Am liebsten wäre sie umgekehrt, so bang wurde ihr zu Muth; aber
sie sagte sich immer wieder, daß nur sie ein furchtbares Unglück verhüten
könne und nicht säumen dürfe, sonst würde es zu spät, um den Fürsten
und ihren Mann zu retten!

Bisweilen war ihr, als folge ihr Jemand durch die mondhelle Nacht;
aber wenn sie sich plötzlich umschaute, sah sie nichts als ihren eigenen
Schatten. Einmal stolperte sie und fiel auf die Kniee; da blieb sie einen
Augenblick liegen und betete still zur Mutter Gottes, daß sie ihr helfe, sie
wolle ja nur das Beste!

Und als sie dann wieder aufstand, fühlte sie frischen Muth, und bald
war das alte Gemäuer erreicht. Aber jetzt stand der Mond hinter einer
schwarzen Wolke, sie sah nicht mehr vor sich, gespenstisch umflatterten die
Fledermäuse ihren Kopf, und sie zog ihr Tuch fester an, damit die Thiere
sich nicht in ihren lockigen Haaren festnestelten.

Wie sollte sie nur den Eingang finden, aus dem ihr damals die Er-
scheinung geworden war! Beinahe wollte sie verzweifeln; da hörte sie es
vor sich rascheln – ein Mäuschen, das aus einem Ritze schlüpfte, huschte
ihr über den Fuß, und nun brach hell wieder der Mond aus der Wolke
hervor, und deutlich sah sie eine Fuge im Gemäuer! Eifrig tastete und
drückte sie an den Steinen, und siehe da, wie sie schob und stieß, wich eine
breite Steinplatte ganz leicht zur Seite, und gähnend that sich ein schwarzer
Schlund auf. Erschrocken stand sie da – Wenn nun plötzlich der Fürst
aus der Tiefe auftauchte, sie würde vor Angst kein Wort hervorbringen
können!

O, wie ihr graute, als sie nun in den gewölbten Gang hineingehuscht
war und die Thüre hinter sich zugezogen hatte! Das kärgliche Licht der
kleinen Laterne, die sie mitgebracht und angezündet hatte, erhellte kaum
ein paar Schritte weit die düstere Wölbung; sie nahm aber alle Kraft zu-
sammen und eilte vorwärts; allerhand Gethier flatterte hin und her, und
ihr schien, als sähe sie große schwarze Ratten am Boden laufen. Ihr
Grauen ward immer stärker. Wollte denn der Gang nie enden?...

Mit einem Mal stand sie vor einer Wendeltreppe, die so schmal war
wie ein Schornstein; klopfenden Herzens sprang sie die steilen Stufen hinauf
und prallte droben gegen eine Thür – O weh, die Thüre war verschlossen
und hatte keine Klinke! Sie warf sich mit aller Kraft dagegen, vergebens!
Sie klopfte, so laut sie konnte, nichts rührte sich!

Sollte nun Alles umsonst gewesen sein! Nein, nein, sie mußte den
Fürsten sprechen!

Sie hatte gedacht, dieser Gang würde sie direct zu ihm führen, und
stand jetzt rathlos vor der verschlossenen Thüre! Was sollte sie thun? –
Sie hob die Laterne und beleuchtete die schwarzen Mauern – konnte sie
nicht wenigstens ein augenfälliges Zeichen an ihnen anbringen? Sie hatte

sich ja ein Stückchen Kreide eingesteckt, um nöthigenfalls den Weg kenntlich
zu machen, damit sie nicht in Gefahr geriethe, sich zu verirren; was sollte
sie nun thun? Die Zeit drängte!...

Schließlich schrieb sie mit Kreide an die dunkle Thüre: „O hüte Dich,
nimm Dich in Acht, die Feinde kommen diese Nacht!“

Dann ließ sie die Laterne auf der obersten Treppenstufe stehen und
tastete sich im Dunkeln zurück: Wenn die Mutter Gottes ihr hülfe, würde
sie auch ohne Licht nach Hause kommen! Die Laterne mußte ja dableiben,
damit der Fürst ihre Warnung sehe und lese!

Die Mutter Gottes half! Der Rückweg schien viel kürzer, sie hatte
ihr Haus schon wieder erreicht, das Kopftuch und das kurze Röckchen schon
wieder abgelegt und ihre städtischen Kleider angezogen, als der Haupt-
mann zurückkam und mittheilte, was er ausgerichtet: Noch in dieser Nacht
sollte der Fürst entthront werden, Hunderte von Bewaffneten sammelten sich,
und die Wachen seien bestochen und für den Anschlag gewonnen..

Der Fürst unterdessen hatte sich gar nicht zur Ruhe begeben, sondern
die Verwüstungen angeschaut, die das Feuer angerichtet; in seinem bitteren
Groll suchte er herauszufinden, wie seine Feinde es angelegt haben konnten.
Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß man den Thurm böswillig an-
gezündet hätte, um hinter seine Geheimnisse zu kommen. Aber er würde
die untrüglichen Beweise schon finden! – An den Zufall, daß der Blitz
gerade die Arbeit verrichtet haben sollte, welche böse Menschen in ihrer
Zerstörungswuth geplant hatten, wollte er nicht glauben.

Wohl hatten die Worte des Klausners, daß alles Böse von selbst
zerfalle, Eindruck auf ihn gemacht, wie auch sein Ausspruch: Sein Amt
sei, zu erhalten, nicht zu zerstören! – Aber hatte der Fürst das Böse
nicht immer nur deshalb aufgespürt, um es auszurotten, um Recht und
Gerechtigkeit zu verbreiten? – Warum verfolgte man ihn?... Schließlich
überfiel ihn eine solche Kampfeswuth, daß er sich aufmachte, um trotz
Nacht und Dunkelheit in der Nacht herumzustreifen und die Wahrheit
über die Feuersbrunst zu erfahren.

Wie erstaunte er aber, als er seine heimliche Thüre öffnete und die
kleine Laterne und die Kreide-Inschrift sah! Ihm wurde schwindlig vor
Zorn, er verlor ganz seine Besinnung! Sein Geheimniß war also ent-
deckt! Nicht die Warnung, nein, der unbekannte Schreiber flößte ihm das
größte Entsetzen ein. Mochten die Feinde nur kommen, er fürchtete sie
nicht, er wußte sich zu vertheidigen und scheute auch nicht den Tod; aber
daß man das Geheimniß seiner Allwissenheit entdeckt hatte, das griff ihm
an's Herz, das machte ihn rasend, da es ihn demüthigte! Alle Vor-
kehrungen glaubte er getroffen zu haben, um sein Geheimniß mit in's
Grab zu nehmen – nun war er überlistet worden, und was lag ihm da
noch an Thron und Macht? – Wer war der Schurke? – Nur Einer
konnte es sein, der Hauptmann, der ihm eben den Gehorsam verweigert,

<"page27">

der in sein Schlafzimmer eingedrungen war! Nun lag ihm nichts mehr
daran, unerkannt in die Stadt zu gehen; seine Feinde sollten nur kommen!
Freiwillig niederlegen durfte er die Krone nicht, da er geschworen
hatte, das nur zu thun, wenn ihm das Gute auf Erden begegnet sei.
Er aber hatte nur Böses und wieder Böses erfahren; darum wollte er
nur mit Gewalt sich die Krone abreißen lassen! – Sie sollten nur
kommen!...
Er rief seinen Stummen, lud seine Pistolen und erwartete ungeduldig
die Ereignisse der Nacht.
Als der Hauptmann von seiner Frau Abschied nahm, sagte er: „Er
oder ich!“ – Sie aber suchte ihn zu halten, fiel vor ihm auf die Kniee
und beschwor ihn: „Nein, weder Du noch er! es muß noch Alles gut
werden!“ Vergebens, der Hauptmann riß sich los und stürmte davon.
Sie blieb irre vor Angst zurück. Wohl hatte sie den Fürsten gewarnt;
aber mußte er nicht gerade jetzt die Gefahr von dem unterirdischen Gange
her erwarten, anstatt durch die großen Thore? Mußte er nicht auf einen
schleichenden Meuchelmörder gefaßt sein, anstatt auf offenen Ueberfall und
die Treulosigkeit seiner Wachen? Wenn er es nun versäumte, die ihm
ergebenen Truppen heranzuziehen, oder sich selbst in die Mitte seiner
Soldaten zu begeben, bis Alles sich aufgeklärt, die Geister sich beruhigt
haben würden, und sie ihn um Gnade für ihren Mann bitten könnte!
Ach, es gab kein anderes Mittel der Rettung, sie mußte noch einmal
versuchen, ihn zu sprechen; sie wollte ihm Alles sagen, und diesmal mußte
es ihr gelingen, bis zu ihm zu dringen!
Das Fieber schüttelte sie, die Angst hatte ihre Lippen blau gefärbt,
wie ein gehetztes Wild rannte sie abermals in Hirtenkleidung durch die
nächtlichen Gassen. Mitternacht war schon vorüber. – Wenn sie nur
nicht zu spät kam! – Wenn nur Niemand sie aufhielte! Vielleicht konnte
doch alles Unglück verhütet werden!
Dieser Gedanke gab ihr immer wieder Kraft, sie erreichte die Ruine
und fand diesmal gleich die Fuge und öffnete, trotz ihrer zitternden
Finger, die Thüre. Weder der Fledermäuse noch der Ratten achtete sie,
sondern flog nur so durch den gewölbten Gang – jeder Augenblick war
ja kostbar! Da – was war das?... Sie hörte ein pfeifendes Geräusch,
einen Knall, und nun konnte sie nicht weiter, sie konnte nicht aufstehen
und mußte doch weiter!... Laut schrie sie auf: „Rette Dich, rette Dich!“
– das Wort, das ihr während der ganzen Zeit auf der Zunge geschwebt
hatte – dann erstarrte ihr das Blut vor Schreck... War es der
heilige Petrus? War es der Fürst? Beim kärglichen Schein eines
Lichtes erkannte sie endlich, daß es zwei Gestalten waren, der Fürst und
sein Stummer, und Beide sahen sie mit Entsetzen an.
„Herr,“ brach es aus ihr heraus, „Herr, ich wollte Dich warnen,
sie kommen nicht von hier, sie kommen durch das Hauptthor, eile, rufe

<"page28">

Deine Getreuen, sie kommen zu hundert, ruf' Deine Soldaten! – Auf
diesem Wege kommt Niemand, ihn kenne nur ich, geh'... O, mein
Gott, was ist dies?“
Ein rother Strahl Blut schoß ihr aus der Brust. „Hast Du mich
erschossen, heiliger Petrus?“ murmelte sie leise.
„Wer bist Du? Wer bist Du?“ fragte immerfort der Fürst. Er
nahm sie in die Arme und trug sie eiligen Schrittes davon, schon war er
droben in seinem Zimmer, und der Stumme jagte durch den unterirdischen
Gang, um einen Arzt zu holen.
Der Fürst bettete die Verwundete weich und starrte sie wie ein
Wunder an. Das rothe Tüchlein war ihr von dem krausen Haar ge-
fallen, das jetzt in Locken über das kleine, bleiche Gesichtchen hing.
Sie konnte jetzt wieder sprechen, wenn auch nur leise, und erzählte
ihm, wie sie ihn schon vor langer, langer Zeit in der Ruine gesehen;
immer aufs Neue aber drängte sie, daß er sich rette oder nach Hilfe
schicke!
Er aber, um sie zu beruhigen, gab vor, es sei schon geschehen! –
Was machte es ihm aus, daß die bösen Menschen kommen wollten, ihn
zu tödten, jetzt, wo er die Güte von Angesicht zu Angesicht gesehen!.
Er ward nicht müde, sie zu fragen, warum sie ihn habe retten
wollen? Und sie verstand die Frage gar nicht und antwortete einfach:
damit ihm kein Leid geschähe...
„Aber Du kanntest mich ja nicht!“
„Nein, doch ich hatte Mitleid mit Dir! Dir hat die Sonne gewiß
nie so warm geschienen wie mir, und der Mond hat für Dich nie sein
liebes gutes Lachen gehabt!“
Ja, dies war die Güte, die ihm zum ersten Mal in Gestalt des
Hirtenmädchens leibhaftig in den Weg trat! Und er hatte sie für seinen
Todfeind gehalten und erschossen! Er sah ihr Blut rinnen, trotz der nassen
Tücher, die er auf die Wunde gelegt, er sah das kleine schöne Antlitz
bleich und bleicher werden, er konnte ihr Gemurmel nicht mehr verstehen,
nur „Heiliger Petrus“ drang noch einmal an sein Ohr. War es nur
Ohnmacht, oder war es schon der Tod?
Der Arzt erschien, erschrocken von all dem Räthselhaften, das er sah.
– Am Hauptthor verlangten laute Stimmen Einlaß und drohten mit
Gewalt und Einschlagen; alle Bediensteten des Palastes hatten sich drinnen
vor dem Thore geschaart; plötzlich stand hoch aufgerichtet der Fürst
auf der Treppe! Seinem Winke gehorchend wich Alles zur Seite; mit
eigener Hand schloß er das schwere Thor auf und trat barhaupt und
waffenlos mitten unter den hohen Bogen. Hüben und drüben athemlose
Stille, vor ihm ein Haufe von hundert bewaffneten Männern, an ihrer
Spitze der Hauptmann der Wache.
„Wen sucht Ihr?“ fragte laut der Fürst. Niemand antwortete.

<"page29">

„Ihr wollt mich nicht länger zu Eurem Fürsten haben? Und ich
will es nicht länger sein!... Ihr wähltet mich, weil Ihr mich stark
wähntet; ich nahm die Wahl an, weil ich mich stark wußte! – Ich bin
es nicht mehr! – Du aber,“ wandte er sich an den Hauptmann, „der
Du mich tödten wolltest, obgleich Du mir Treue geschworen – tritt ein
und sieh, wen Du getödtet hast!“
Baby mochte die Geschichte vom unterirdischen Gange nicht leiden!
Er fragte, ob das Hirtenmädchen wieder lebendig geworden wäre? Als
er hörte, nein, und daß der Fürst sein Haus mit dem Gange, den er
nun nicht mehr gebrauchte, verlassen und verkauft habe, um mit seinem
Stummen in ein fernes Land zu ziehen, da war Baby dieses ganze Haus
verleidet. Hoffentlich hatte das neue mit dem großen Garten keine Geschichte?
Für Baby war der Umzug – es war der erste, den er erlebte, –
ein höchst merkwürdiger Vorgang. Bisher war ihm sein Elternhaus etwas
Ganzes, Einheitlich-Verwachsenes gewesen; nun sah er, daß es zerstückelt
werden konnte! Dieser große Schrank gehörte also nicht zu der rothen
Wand dahinter? Und das Bild da war keines seiner Bestandtheile?
Auch nicht die beiden Stühle rechts und links? Und die Uhr gehörte nicht
zum Kaminsims – es gab auch Uhren ohne Simse und Simse ohne
Uhren? – Ihm war dies eine gar nicht angenehme Entdeckung, ihm
erschien es ungehörig, wenn nicht Alles so dastand, wie es immer ge-
wesen, wie er es nun einmal gewohnt war, und er war schließlich sehr
froh, in dem Hause einer befreundeten Familie warten zu dürfen, bis er
in das fertige neue Heim einziehen konnte.
Dieses neue Heim war nun freilich wunderbar: kein Hof mehr
zwischen Straße und Haus, sondern ein Vorgarten mit breiter Einfahrt,
rundum ein großes Bassin aus weißem Marmor, in dem einst ein Spring-
brunnen seine Wasser gen Himmel geworfen hatte; die Einrichtung war
aber längst verdorben, und bunte Blumen blühten jetzt darin.
Baby versuchte gleich, ob er nicht auf dem Rande dieser Schale
laufen konnte? Es ging ganz gut, immer im Kreise rund herum.
Maritza, die ihn beim ersten Mal angefaßt hatte, ward ins Haus ge-
rufen, und nun ging es auch schon allein.
Ein kleiner brauner Junge stand am Thor und sah ihm gespannt
zu. Baby hielt an und winkte ihm, näher zu kommen; der Junge lief
barfuß über den Kies.
„Warum hast Du Deine Stiefel nicht an?“ fragte Baby.
„Ich habe keine,“ entgegnete der kleine Zigeuner. „Gieb Du mir
Deine,“ setzte er frech hinzu.
Baby schaute ihn erst sprachlos an, dann sprang er herunter, setzte
sich auf den Rand der Marmorschale, zog eins, zwei, drei die Stiefel
aus und zog sie dem kleinen Jungen über die nackten Füßchen – er

<"page30">

schnürte sie sogar, was er noch nie fertig gebracht hatte, selbst zu, obgleich
der Junge dabei ungeduldig wurde. Kaum war Baby damit fertig, so
eilte der kleine Zigeuner auch schon pfeilgeschwind davon, um sein zweifel-
haftes Eigenthum in Sicherheit zu bringen.
Baby war höchst enttäuscht; er hatte ja mit dem Jungen einen Wett-
lauf um das Marmorbassin machen wollen! Gerade kehrte Maritza aus
dem Hause zurück und sah den Zigeunerbuben noch hinter dem Thürpfosten
verschwinden! Baby stand in seinen blauseidenen Strümpfchen, die Mama
ihm selbst gestrickt hatte, auf dem Kies.
„Aber Baby, wie kannst Du so ungezogen sein und Dir die Stiefel
ausziehen! Ein großer Junge wie Du! Wo hast Du sie?“
„Er hatte keine, Maritza,“ erwiderte er sehr verständig, „und ich
habe doch noch die anderen!“
Maritza fand, daß Baby recht thöricht gehandelt hätte, aber Mama
wußte nicht recht, was sie sagen sollte. Eigentlich war sie stolz auf ihren
Jungen, es freute sie, daß er mildherzig war. – Freilich, etwas fort-
geben, ohne sich selbst zu berauben, das war noch lange keine Wohlthätigkeit!
Sie mußte dem Kinde verständlich machen, daß er wegen der verschenkten
Stiefel nun für sich selbst auf irgend etwas verzichten müsse – aber das
war gar nicht so einfach für einen fünfjährigen Verstand! – Maritza
machte sich die Sache leichter: sie schalt auf das diebische Zigeunervolk;
das nächste Mal würden sie gewiß den ganzen Jungen mitnehmen! –
Dabei wurde Baby doch etwas ängstlich zu Muth; er wollte nicht in so
ein Zigeunerlager kommen!
Nun wurde strenger Befehl ertheilt, das Kind dürfe nie vor dem
Hause, nur im großen Garten neben dem Hause spielen, schon wegen der
vielen Hunde, die eifrig durch das geöffnete Thor in den Vorgarten und
zur großen Müllgrube im Hinterhofe liefen. Baby liebte Hunde sehr und
wollte sie immer gern anfassen; Mama aber träumte immer von Tollwuth.
Der Garten war hoch eingezäunt mit grün gestrichenen Brettern; nur
nach einer Seite, wo er an ein großes, ungepflegtes Grundstück stieß, war
ein grauer, schon etwas morscher Zaun. Von allen Herrlichkeiten des
Gartens schien dieser Zaun Baby am meisten zu interessiren – er hatte
nämlich schon am ersten Tage unter den auf beide Seiten Schatten
spendenden Kirschbäumen Kinderstimmen gehört, hatte dann zwischen den
Brettern mit seinen kleinen Fingern etwas morsches Holz herausgepult
und durchgeguckt: dicht neben ihm, an der anderen Seite des Zaunes,
saßen drei Kinder!
Er mußte die Ritze vergrößern, um besser sehen zu können! Maritza
hatte sich in die Laube gesetzt, nachdem sie beide Gartenthüren fest ver-
schlossen, also alle Gefahren abgewendet hatte, und stopfte Strümpfe.
Baby lief erst geschäftig hin und her, sie sah, daß er jetzt mit seinem
Gartengeräth hantirte. Er hatte die kleine Hacke aber nur ergriffen, um

<"page31">

die Ritze zu erweitern, denn mit den Fingern ging es gar zu langsam.
Er mußte doch mal ordentlich genau zusehen, was „die Kinder“ da drüben
machten.
Die Hacke verrichtete aber ihren Dienst zu gut: er hatte sie in die
Oeffnung gesetzt und sich gegen den Stiel gestemmt – mit einem Mal
brach ein großes Stück Brett heraus, und Baby lag platt auf der Erde
. Nur still! Wenn die Kinder ihn blos nicht bemerkten, und Maritza
ihn jetzt nicht störte!
Leise stand Baby auf und ging vorsichtig an die jetzt recht bequeme
Oeffnung; kaum aber zeigte er dort sein Gesichtchen mit den großen er-
schrockenen Augen, als zwei kleine Mädchen, die dicht davor saßen und
deren Blicke erwartungsvoll an dem Zaunloch gehangen hatten, sich an-
stießen und laut zu lachen anfingen. Ein größerer Knabe, der mit einem
Buche auf den Knieen ebenfalls gespannt dies Wunder an ihrem Bretter-
Zaun beobachtet hatte, konnte auch nichts Anderes thun als lachen, wie er
den kleinen Attentäter erblickte, – worauf Baby sich äußerst beschämt
zurückzog. Er war durch dies Lachen derart verletzt, daß es ihm zum
Weinen kam, und er lief, so schnell er konnte, zu Maritza in die Laube:
„Maritza, es sind böse Kinder, sie lachen mich aus!“
Maritza erfuhr nun den Vorfall; wie das Loch im Zaun entstanden
sei, überging Baby mit Schweigen, er erzählte nur, daß er durch das
vorhandene Loch geguckt, und die Kinder ihn ausgelacht hätten; Maritza
sollte gleich mitkommen und ihnen verbieten, über ihn zu lachen! Sie
aber war anderer Meinung als er; sie fand es sehr hübsch, wenn Kinder
lachten, was sollten sie denn sonst thun? Etwa weinen wie er? Baby
sollte nur vernünftig sein und auch lachen – damit trocknete sie ihm die
Thränen ab. Er aber wollte garnicht mehr an den Zaun gehen, er wollte
die Kinder nie mehr ansehen!
Maritza meinte schließlich auch, wenn er nicht wollte, so brauchte er
es gewiß nicht, es wäre ja genug Platz im Garten, er könnte unter dem
Mandelbaum spielen oder in den Weinlauben, Schatten wäre überall! –
Sie solle ihm aber sein Gartengeräth vom Zaun fortholen, er ginge unter
keinen Umständen dahin! Das that sie und sah dabei durch die Oeffnung
auf das Nachbargrundstück: zwei blonde rothwangige Mädchen saßen da
auf dem Rasen, die ältere strickte, und die jüngere spielte mit ihrer Puppe,
während ein vielleicht zehnjähriger Junge auf einem Stuhl saß und etwas
auswendig zu lernen schien.
„Alexander, Alexander!“ rief die Kleinste, als sie Maritzas Gesicht
erblickte, „da kommt schon wieder etwas!“ „Sei nicht so albern,“ ant-
wortete er überlegen.
Maritza hatte genug gesehen. „Sehr nette Kinder! Warum sollte
Baby nicht durch den Zaun mit ihnen spielen? Der arme Junge war
ja so viel allein!“

<"page32">

Aber Baby grub am entgegengesetzten Theil des Gartens, und er
grub sehr eifrig, denn er war immer noch empört, daß er ausgelacht
worden war, noch dazu von zwei kleinen Mädchen – aus dem großen
Jungen machte er sich nicht so viel!
Nach einiger Zeit – er wußte selbst nicht, wie es kam, und Maritza
stellte sich, als achte sie garnicht auf ihn – nach einiger Zeit machte er
sich doch wieder am Zaun zu thun, wenn auch unterhalb der gefährlichen
Stelle. Schließlich wollte er nur einmal zusehen, ob die Kinder noch
immer da wären, und rannte mit einem Anlauf an der Oeffnung vorüber.
„Mika, da ist er,“ flüsterte eins der kleinen Mädchen dem andern
zu, und der große Junge hörte auf zu lernen und sah gespannt auf den
Zaun, plötzlich erschien eine kleine Hand und streckte einen Zweig blühen-
den Flieders durch die Oeffnung. Mika besann sich nicht lange, sondern
rückte näher und nahm den Zweig, während Netty aufstand und von
ihrem weißen Fliederbusch, der auch in Blüthe stand, wie der des Nach-
bargartens, einen Zweig pflückte und ihn als Antwort durch die Zaun-
Oeffnung reichte. Baby nahm ihn entgegen und erwiderte diese Gabe
durch einen schönen weißen Stein, den er schnell aus dem Kies aufgelesen.
Mika rupfte etwas Gras ab, welches Baby mit abgewandtem Gesicht als
etwas höchst Kostbares gravitätisch in Empfang nahm und neben sich nieder-
legte; eine Schnecke, die er vorhin unterm Mandelbaum gefunden und in
die Tasche gesteckt hatte, reichte er darauf dar. Netty und Mika mochten
nicht gern Schnecken anfassen, da aber die ausgestreckte Hand doch von
dieser Gabe befreit werden mußte – darüber konnte kein Zweifel herrschen
– griff Alexander zu; er wollte als Erwiderung Mikas Puppe reichen, sie
protestirte jedoch mit energischen Geberden – gesprochen hatte bisher Keiner.
Ein kleiner Lammwirbel-Knochen – die drei Kinder hatten vorher
damit das beliebte, landesübliche Schleuderspiel gespielt – war das Einzige,
was sich Alexanders Blicken darbot, er reichte ihn durch den Zaun. Baby
nahm ihn und betrachtete ihn verwundert; er kannte das Spiel nicht und
konnte sich nicht vorstellen, was das war. Doch nichts zum Essen? Er
reichte dann einen Bleisoldaten hin, den er glücklicherweise in der linken
Hosentasche entdeckte, Netty brach vom Quittenbusch ein schönes großes
Blatt und sah sich ängstlich um, was sie sonst noch hätten? Die kleine
Hand schien unermüdlich im Geben und Fordern – sie hatten nichts mehr
zum Austauschen!
Plötzlich verschwand das Aermchen. Man wartete eine Weile ver-
geblich; Mika ermannte sich zuerst und blickte in den fremden Garten.
Sie sah noch, wie der kleine Junge durch die entfernte Gartenthür ver-
schwand; augenscheinlich hatte man ihn gerufen. Mika fand es so schön,
durch den Zaun zu gucken, sie glaubte immer, es müsse noch etwas kommen,
daß Netty sie förmlich fortziehen mußte, denn sie, die Aeltere, wollte doch
auch einmal sehen, wie es im Nachbargarten zuging; selbst Alexander hielt

<"page33">

es nicht für unter seiner Würde, einen Blick hinein zu werfen. Es schien ihnen nebenan wirklich sehr schön, obgleich nichts als Gebüsch, ein paar Wege und Beete zu sehen waren; alle Drei waren ganz erregt über ihr Abenteuer.
Baby aber, der zum Mittagessen ins Haus geholt worden war, verging fast vor Ungeduld, wieder an den Zaun zu kommen. Zum ersten Mal aß er seine Suppe, ohne daß Maritza ihn bei jedem Löffel bitten oder zählen mußte: Einer für Papa, einer für Mama, einer für Maritza, und so weiter, bis sie den ganzen Hausstand aufgezählt. Bei dem Löffel für die Köchin pflegte Baby meist zu remonstriren – sie stahl den Hühnern immer die Eier weg, ja schlachtete sie, ohne Rücksicht auf diese seine Lieblinge – für die Köchin wollte Baby meist nicht einmal einen halben Löffel Suppe essen. Heute hätte er sogar für sie den ganzen Teller ausgelöffelt, nichts ging ihm schnell genug.
Maritza machte der Mama, die seinem Essen auch immer beiwohnte, ein Zeichen und meinte: „Der kleine Schlauberger hat, Gott weiß wie, schon davon gehört, daß die Eltern ihn am Nachmittag auf den Ausflug ins Kloster mitnehmen wollen!“
Baby hatte oft darum gebeten, einmal mitgenommen zu werden – Papa hatte manchmal im Kloster zu thun –; aber heute? jetzt gleich? Ihn überkam ein Gefühl, als thäte man ihm ein bitteres Unrecht an. Anstatt aber sein Mündchen aufzumachen und zu sagen, welch wunderbares Erlebniß er im Garten gehabt hatte, oder zu bitten, daß er noch einmal an den Zaun dürfte, nahm sein Gesicht einen finsteren Ausdruck an, und sein Herz ergrimmte – die Menschen waren zu schlecht gegen ihn, Alle, Alle, auch Mama!
Er wurde umgekleidet und ließ Alles still und artig geschehen: er widersetzte sich nie, nein! Aber was machte es in diesem Augenblicke aus, daß er den hellen Anzug, den er sonst mit besonderem Wohlwollen beehrte, anziehen durfte? Heute war ihm Alles gleichgültig, Keiner hatte ihn lieb, Keiner that, was er wollte. Nun waren die Kinder gewiß längst vom Zaun fortgegangen? Auf irgend eine Weise wollte er sich davon noch überzeugen, das wenigstens wollte er sich nicht nehmen lassen!
Er fragte, ob er sich nicht gleich auf den Bock setzen dürfe – der Wagen wartete nämlich schon im Hof. Maritza meinte, die Sonne brenne zu heiß; Mama jedoch erlaubte es schließlich, – natürlich mit der Baby tief kränkenden Weisung an den Kutscher Gregor, er möge auf den Kleinen aufpassen.
Als Baby sich bei Gregor erkundigt hatte, wie viel Hafer er für die Pferde mitgenommen, und ob er ihm unterwegs auch die Zügel anvertrauen würde, hielt er den Augenblick für gekommen; Maritza hatte sich beruhigt zurückgezogen, um ihre Toilette für's Kloster zu machen. Gregor hielt die Unterhaltung aufrecht, indem er Herrn Babys neuen Kittel bewunderte, Herr Baby aber stieg vom Kutschbock auf den Rücksitz des offenen Wagens, rief dem Kutscher zu, er hole nur ein paar grüne Zweige – man fährt nicht

<"page34">

gern ohne grüne Zweige am Wagen über Land – und war durch die Gartenthür verschwunden, als brenne es hinter ihm.
Dem Kutscher war das nicht recht, er hatte ja die Verantwortung; aber da der Knecht nicht in der Nähe war, mußte er auf seinem Bock bleiben und die Pferde halten. Und was sollte Herrn Baby schließlich im Garten zustoßen? Seinen Dreijährigen ließ er den ganzen Tag auf der Gasse spielen, und ihm war noch nie etwas geschehen! Wenn nur Madam Maritza ihn jetzt nicht zur Rede stellte; vor der hatte er mehr Angst als vor der Herrschaft, die würde gleich fragen, ob er, ein ausgewachsener Mensch, den kleinen Jungen nicht fünf Minuten festhalten könnte!
Eine Minute verging, vier, fünf, ja mehr, nichts regte sich im Hause. Die heiße Sonne brannte, die Pferde stampften unruhig, sie konnten sich der Fliegen nicht mehr erwehren; der Kutscher stand auf und sah, ob er überm Zaun das Kind nicht durch die Bäume erblicken und ihm einen Wink geben könnte? Aber im Garten war nichts zu sehen, und natürlich nahte nun das Unheil von der Hinterthür: Madam Maritza, sonntäglich geputzt, mit ihrem Rosenhut und einem grellrothen Sonnenschirm; in feinen Knöpfstiefeln und Handschuhen, kam auf den Wagen zu – eigentlich ein berauschender Anblick für Gregors Augen! Aber aufblicken, fragen, schreien, schelten, Alles erfolgte in einem Augenblick! Maritza war sonst ruhig und würdig, doch das ging über den Spaß! Nicht einmal das konnte ein großer ausgewachsener Mensch mit fünf Sinnen! – Gregor hatte es vorher gewußt, daß der ausgewachsene Mensch mit den fünf Sinnen kommen würde, und war ganz beschämt; sie, Madam Maritza war allerdings ungewöhnlich klein und unausgewachsen und schien mindestens zehn Sinne zu haben, so gut wußte sie mit Allem Bescheid!
Nun galt es, das Kind zu finden – der Eiskeller mit der steilen Treppe, der hinter dem Garten lag, schwebte bedrohlich vor Maritzas geistigem Auge! Sie stürzte in den Garten – der grobe Kies verdarb die feinen Stiefel, aber das war nun nicht zu ändern! Laufend und rufend durchmaß sie die Wege... da: Baby steckte im Zaunloch drin und konnte nicht vor noch rückwärts!
Er hatte die Kinder nicht mehr gefunden und hindurchkriechen wollen, um zu sehen, wohin sie gegangen. Da er aber gleich wieder zurück sein mußte, hatte er sich die Zeit nicht genommen, die Oeffnung erst gehörig zu erweitern, sondern es so probirt. Mit dem Köpfchen und beiden Armen war er leicht durchgekommen, aber dann hatte sich eins der Bretter verschoben, und er steckte eingeklemmt in der Falle, so sehr er sich auch abmühte. Sein abgefallener Hut lag drüben auf der anderen Seite, und die großen Thränen standen ihm im Auge; Gesicht und Anzug waren vom morschen Holz verschmutzt.
Maritza riß schnell das unterste hemmende Brett los – man konnte

es ja nachher leicht wieder annageln – und säuberte nun des Jungen

<"page35">

Anzug: „Aber Baby, aber Baby! Wenn ich nun nicht gekommen wäre,
so hättest Du ersticken können.“
Ihre Phantasie war groß – in freier Luft ersticken!
Baby nahm es übel, daß sie ihn nicht tröstete und bedauerte; er be-
hauptete: „Wenn Du mich nicht gestört hättest, wäre ich ganz von selbst
zurückgekommen!“
Schließlich einigten sie sich, Mama von dem Vorfall nichts zu sagen,
und begaben sich nach dem Wagen – Maritza immer noch in dem Gefühl,
daß Baby dicht am Abgrund gewandelt war. Gregor aber vertraute ihm
die Peitsche an, zum Lohn für sein Davonlaufen, und stolz präsentirte er
mit ihr, als seine Eltern einstiegen, und die Fahrt begann. Maritza saß
auf dem Rücksitz und hielt immer verstohlen Babys Kittel fest.
Baby fuhr nur gern durch Wege, wo etwas zu sehen war, an deren
Rande spielende Kinder lagen oder schwarze Schweine, denen man große
hölzerne Halsbänder mit abstehenden Zinken angelegt hatte, damit sie nicht
durch alle Hecken kröchen und überall die Erde aufwühlten, und wo es
Leiterwagen mit Ochsen und Büffeln gab oder Lämmerheerden, die nach
der Weide zogen.
Wenn aber nichts zu sehen war, als Bäume und grünes flaches
Land, da wurde er immer so müde! Er starrte dann auf die Pferde vor
sich, wie sie die Beine hoben und senkten, eins vor das andere setzten und
immer gradeaus, immer in demselben Rhythmus liefen... „Sieh mal
dort all die kleinen Nucke-Schweinchen!“ rief Maritza; er nickte, er mochte
sich nicht umdrehen. Mama meinte: „Wir dürfen ihn dort oben nicht
einschlafen lassen!“ Er riß seine Augen weit auf und sagte sich ihr zu-
wendend: „Ich schlafe ja garnicht ein!“
Aber es kam so, wie es immer kam – plötzlich saß er zwischen seinen
Eltern im Wagen, sein Kopf lag in Mamas Schooß. Er richtete ihn
zwar schnell auf, denn ihm war, als hätte Papa eben gesagt: „Der Junge
ist zu Hause viel besser aufgehoben; für ihn ist es wirklich ein zweifelhaftes
Vergnügen, wenn wir ihn mitnehmen!“ Das war ein großer Irrthum!
Baby war gern bei Allem dabei und mochte es durchaus nicht leiden, wenn
man ihn zu Hause ließ!“.
Er saß jetzt ganz stramm da, freilich nicht mehr auf dem Bock, diese
Metamorphose war er schon gewohnt, – Mama hatte sich natürlich wieder
geängstigt! Der Wagen fuhr jetzt langsam, es ging bergab dem Flusse
zu. Es war noch nichts zu sehen, aber es kam irgend etwas. Der
Kutscher hielt an.
„Ist das Wasser hoch?“ fragte Papa.
„Es muß im Gebirge stark geregnet haben, Herr,“ meinte Gregor,
„aber es wird wohl gehen.“
Was wird gehen? Baby war hellwach, Papa stieg aus und übersah
die Sachlage..

<"page36">

Nach einigem Hin- und Herüberlegen mit Gregor trat Papa wieder
an den Wagen. Er glaubte, es würde wohl nicht genügen, wenn die In-
sassen die Füße nur anzögen; Maritza solle sich auf den hohen Bock, Mama
Baby und er selber aber hinten auf das eingeklappte Wagendach setzen,
die Füße fest auf die Sitze gestemmt! So geschah es, und nun ging es
in den Fluß hinein! Die Pferde wurden durch ermunternde Zurufe an-
getrieben, sich in das brausende Gewässer zu wagen. Baby bedauerte,
nur zwei Augen zu haben, so herrlich war das anzusehen! Er wußte
garnicht, wohin er zu gleicher Zeit gucken sollte. Das Wasser lief durch
die Räder, stieg in den Wagen, Maritza schrie laut auf – nein, so etwas
Schönes hatte er nie durchgemacht!
Es ging aber nicht; die Strömung war so mächtig, daß die Pferde
ihr folgten, anstatt die Richtung quer durch den Strom einzuhalten; der
Wagen wurde zu stark stromabwärts getrieben, und nach ein paar Augen-
blicken gab Gregor verständig nach und lenkte wieder an's diesseitige
Ufer zurück, fünfzig Schritte unterhalb der Stelle, wo er hineingefahren war.
Man hatte den Fluß lange nicht so groß gesehen; meist war er bis
auf eine Wasserrinne ausgetrocknet.
„Geh ins Dorf und ruf' ein Paar Zigeuner!“ befahl Babys Vater
dem Kutscher. Er schien etwas besorgt, aber Mama sah gar nicht ängstlich
aus, sondern lachte und scherzte von ihrem unbehaglichen hohen Sitz herab,
bis Papa auch lachte.
„Wenn wir nicht hinüber kommen, ist's ja noch kein Unglück; es war
eine so reizende Fahrt, nicht wahr?“ Papa bejahte, klopfte die Pferde und
nannte sie gute Thierchen. Baby wollte nicht gern umkehren, sondern
weiter durchs Wasser fahren. Maritza hielt die Zügel, seitdem Gregor
fort war; sie war aber mehr todt als lebendig.
„Du ängstigst Dich wohl?“ fragte der kleine Schalk sie.
„Wovor soll ich mich ängstigen?“ versetzte sie, sich zusammennehmend.
„Ich hab' nur nicht gern mit Pferden zu thun!“
„Aber mit Wasser hast Du gern zu thun?“ fuhr er listig fort.
„Wie sollte ich? Mit solchem hohen Wasser hat Niemand gern zu thun!“
Baby erkundigte sich dann, was die Zigeuner bei den Pferden machen
sollten? Seit seinem Stiefel-Abenteuer hörte er nicht gern von Zigeunern
– ihm war im Gedächtniß geblieben, daß sie ihn das nächste Mal wohl
ganz und gar mitnehmen würden!.
„Sie sollen sich gegen die Räder stemmen, um den Wagen in der
nöthigen Richtung zu halten!“ – Da Baby das nicht verstehen konnte,
erklärte sein Vater ihm, daß die Strömung den Wagen abwärts risse,
und die Pferde nicht Kraft hätten, sich und den Wagen ans andere Ufer
zu ziehen.
So recht verstehen that Baby es immer noch nicht, aber er würde

es ja sehen, und auf seine Augen konnte er sich verlassen.

<"page37">

Gregor kam mit drei Männern wieder; Jedermann setzte sich in
Positur, Baby zwischen seinen Eltern, hoch auf der Rückwand des Wagens;
zwei der Männer traten an's rechte Vorderrad, der dritte an eins der
Hinterräder, und nun ging's wieder hinein.

Die Zigeuner hatten ihre Leinwandhosen bis übers Knie aufgekrempelt.
– Baby bemerkte aber, daß es noch nicht hoch genug gewesen war, selbst
das Hemd, das sie nach Landessitte über dem Beinkleid trugen, wurde
naß! Von den Pferdebeinen sah man nichts, das Wasser strömte so
munter durch den Wagen durch, als müßte das so sein. – Baby be-
dauerte, daß er sich nicht in aller Geschwindigkeit einen Fisch fangen
könnte, und ihm dauerte der ganze Spaß nicht lange genug, ehe er Alles
recht gesehen hatte, war es schon vorbei. Wie schade, nun waren sie
drüben, am anderen Ufer; Alle stiegen aus, Gregor trocknete im Wagen
ab, was sich abtrocknen ließ, die Pferde schüttelten sich und stampften,
Papa gab den Männern Geld, ehe sie sich anschickten, durch das tiefe
Wasser zurückzuwaten, Maritza machte drei Kreuze, und dann noch einmal
drei, und fing wieder von Neuem an – Baby konnte nur bis zehn zählen,
und ihm schienen es mehr als zehn zu sein.

„Nun sind wir gleich im Kloster," hieß es. Baby hatte aber noch
viel zu fragen, ehe es weiter ging. Kam noch ein Wasser? Nein! Wie
schade, so etwas Schönes hätte er gern noch einmal erlebt.

„Aber hier ist das Zigeunerdorf!"

Das war auch drollig – die Häuser erhoben sich nur ein wenig
über der Erde, die Hauptsache mußte also darunter sein! – Wie gelangte
man hinein, und wozu war das so? – Lauter splitternackte Kinder saßen
an der Erde und sprangen auf, sowie sie den Wagen erblickten; schreiend
und die Hand ausstreckend, umschwärmten sie ihn, Papa lachte so über
alle ihre Sprünge und warf eine ganze Hand voll Kupfermünzen unter sie!

Mein Gott, und dort stand ja ein Buschmann!... Baby kannte
die Buschmänner aus seinen Bilderbüchern ganz genau und ärgerte sich
über Maritza, die nicht begriff, wie man ganz gewöhnliche Zigeuner für
Buschmänner halten konnte! – Warum aber hatte diese Frau da ihr
Haar in lauter winzig kleinen Flechten über ihr Gesicht hängen und rauchte
aus einer Pfeife? Baby hatte Frauen noch nie rauchen sehen! – Maritza
aber sagte, das könne er doch in der Stadt an jedem Neubau sehen, wo
die Kalk und Steine schleppenden Zigeunerweiber allesammt rauchten; sie
fände darin gar nichts Merkwürdiges. Und sie erzählte ihm, daß im
vorigen Winter, gerade am Weihnachtstage, als so hoher Schnee lag, die
Zigeuner in großen Trupps vor's Kloster gerückt seien und den armen
furchtbar erschrockenen Nonnen nicht nur aus Küche und Keller Alles fort-
genommen hatten, sondern auch die Gold- und Silbergeräthe aus der
Kirche!

„Sind die Nonnen dann Alle verhungert?" fragte er sehr gespannt.

<"page38">

„Unsinn, Baby, so schnell verhungert man nicht, sie sind nachher hin-
gegangen und haben sich etwas aus der Stadt geholt!...

„Aber wenn doch hoher Schnee war, und die Zigeuner sie nicht ließen?"

Augenscheinlich hätte ihm die Geschichte viel mehr Eindruck gemacht,
wenn sie mit dem Hungertode „all der Nonnen" geendet hätte; Gregor
fuhr aber so schnell, daß der Wagen vor'm Kloster eintraf, ehe Baby er-
fahren hatte, was man nachher mit den Zigeunern gemacht hatte.

Im Thorthurm wurde die große Glocke geläutet, als Willkommens-
gruß für Babys Eltern, auf deren Kommen man vorbereitet war. Baby
konnte den dicken Strick sehen, an dem ein Mann zog; der Ton war aber
so laut, daß er erschrocken zusammenfuhr. Er hatte gern ins Kloster ge-
wollt, aber nun gefiel es ihm garnicht mehr, er wollte lieber gleich um-
kehren! Dies furchtbare Geläute und lauter schwarze Gestalten, die sich
um den Wagen drängten!

Die Eltern stiegen aus, Baby aber sträubte sich, er wollte lieber im
Wagen bleiben; wenn er nicht so groß gewesen wäre und sich genirt hätte,
würde er in ein lautes Geschrei ausgebrochen sein!

Maritza nahm ihn bei der Hand; die Eltern waren schon in die Kirche
geführt worden. Sieben, acht schwarze Frauen wollten Baby gleich küssen,
das Geläute ward immer stärker, und nun mußte auch er noch in die
dämmrige Kirche treten, die nur durch einige im Hintergrunde blakende
Kerzen erhellt wurde, und wo die Priester und Cantoren schon laut sangen.

Maritza wies ihn flüsternd an, das Heiligenbild zu küssen und sein
Kreuz zu schlagen; ihm wurde aber ganz schwindlig von dem starken Weih-
rauch-Duft und all dem Dunst in der Kirche, ihm war zu Muthe, als
müsse er sich auf die Fliesen niederlegen, Papa jedoch sah es und befahl
Maritza, ihn schnell in die frische Luft und dann möglichst bald zu Bett
zu bringen.

Zu Bett ging er nie gern, und hier, wo es ihm garnicht gefiel, hier
sollte er nun auch noch zu Bett gehen? Nein, er wollte nach Hause!

Maritza zeigte ihm die Malereien an der Außenwand der Kirche,
welche die Höllenqualen der Verdammten vorstellten; mit großem Interesse
sah er sich alle die um das Feuer herumtanzenden Teufel an, die er ja
von Maritzas Märchen her genau kannte, und fand diese springenden
rothen Gestalten eigentlich recht niedlich, jedenfalls gefielen sie ihm besser
als die schwarzen Nonnen!

Nun führte man die Beiden über den weiten Klosterhof in die Fremden-
zimmer. Hier, in einem Gemach, das ganz voll von goldenen Heiligen-
bildern hing, auf einem großen Divan mit unzähligen Kissen, sollte Baby
schlafen! Gerade über dem Divan hing ein Bild: Christus am Kreuze.
Baby kannte von Weihnachten her die Geschichte des Christuskindes, aber
dieses Bild kannte er nicht und mochte er nicht ansehen. Daneben ein

anderes Bild mit einem todten Manne darauf, Maritza nannte ihn Lazarus,

<"page39">

dann ein Heiliger, der voll von Pfeilen steckte, und ihm zur Seite Einer,
der auf einem Roste briet!... Maritza wußte nicht, wie diese hießen,
aber Baby wollte es durchaus wissen und sich nicht ausziehen lassen, wenn
diese furchtbaren Männer ihn immerfort anguckten. Wenn er ausgezogen
daliege, würden sie ihn gewiß auch braten oder spießen! Maritza sprach
ihm Vernunft zu, es wären ja nur Bilder! Sie verhängte die Wand mit
ihrem grüncarrirten Tuch, aber Baby sah immer noch ein Stück vom todten
Lazarus, auch konnte er es nicht lassen, manchmal das Tuch zu lüften und
nach den Männern zu sehen, ob sie noch immer da wären und auf ihn
warteten..
Zu Hause hing über seinem Bette ein Bild mit einer Kinderschaar,
welche Hühner fütterte – ach, wie sehnte er sich nach ihnen! Und hierbei
fielen ihm die Kinder vom Zaun ein.
„Ich will nach Hause und in meinem Bett schlafen!“ sagte er
weinerlich. „Geh', Maritza, ruf Mama, sie soll gleich kommen, aber laß
mich nicht allein!“
Wie sollte Maritza fortgehen und ihn zu gleicher Zeit nicht allein
lassen? – Sie suchte ihn zu überreden, lieber etwas von der Suppe zu
essen, die eine kleine Nonne eben für ihn gebracht hatte; aber die Suppe
roch ihm so schrecklich „nach Kloster“, daß er nicht dazu zu bewegen war,
sondern nur Fleisch und Chocolade aus dem mitgebrachten Korbe aß.
Maritza wollte ihn darauf mit einem seiner liebsten Märchen ein-
schläfern; er horchte garnicht hin, sondern fragte plötzlich, ob das Mutter-
gottesbild über der Thüre wirkliche Augen und wirkliche Haare habe?
Maritza mußte sich wundern, daß er mit fünf Jahren noch so dumm
sei und nicht wisse, daß ein Bild mit Farben gemalt werde! Er selber
habe doch schon welche angetuscht! – Zu seiner vollständigen Beruhigung
ließ sie ihn das Bild anfassen – nun habe er doch gefühlt, daß es nur
gemalt sei!... Sowie er wieder auf seinem Divan lag, behauptete er dennoch,
es seien wirkliche Augen, und verlangte, daß Maritza die Mutter Gottes
bitte, ihn nicht immerfort so anzusehen, er könne sonst nicht einschlafen.
Auch dieses Bild ward verhängt, die Fenster gleichfalls; nun war es
dunkel, finster, daß Baby keinen Unterschied sah, ob er die Augen schloß
oder öffnete; er machte dieses Experiment mehrere Male und wollte dabei
gerade einschlafen, als er etwas am Fenster flüstern hörte und sich schnell
aufrichtete: Papa und Mama mußten draußen stehen! Ganz deutlich ver-
nahm er Mamas ängstliche Stimme: „Wie konnte ich eine solche Ueber-
regung voraussehen!“
Und während er lauschte, schien es Baby plötzlich, als spränge ein
kleiner rother Teufel herein, und er erschrak so, daß er laut aufschrie.
Jetzt wurde Licht gemacht, und seine Eltern kamen zu ihm; Papa
sagte ganz ernst: Jetzt würde geschlafen und garnicht mehr geredet! Papa
und Mama schliefen nebenan und würden jedes Wort hören!

<"page40">

Damit schien nun Alles gut zu sein; wenn seine Eltern nebenan
wären, würden auch keine kleine Teufel mehr durchs Fenster springen! –
Aber warum schlief er eigentlich nicht, wie immer neben, Mama? Ließ
sich das nicht noch bewerkstelligen?...
Er war aber so müde, daß er doch endlich die Augen schloß. –
Kaum war jedoch Alles still geworden, als die Glocken wieder anfingen;
sie läuteten zum Nachtgottesdienst. Baby glaubte in der Finsterniß zu be-
merken, daß Maritza sich verstohlen erhob – er rührte sich aber nicht, da
er ja nicht genau wußte, war es Maritza oder die Muttergottes, die mit
den wirklichen Haaren und Augen, die sich bewegte.
Plötzlich bekam er dann die Gewißheit, daß es Maritza sein mußte:
er hörte die Thüre gehen und Maritza hinausschleichen – er war also
allein, ganz allein mit all' den furchtbaren Bildern!.
Ein Satz, und er stand mitten im Zimmer, tastete sich nach der Thür
und fing, als er sie nicht öffnen konnte, an zu schreien, zu schreien, bis
seine Mama entsetzt hereinstürzte und ihn in die Arme nahm. Sie trug
das zitternde Kind auf ihr eigenes Lager, und hier schlief er dann auch
gleich ein und schlief die ganze Nacht; nur manchmal blinzelte er schlaf-
trunken durch die langen Wimpern, ob er auch noch in ihrem Arme läge.
Als der Tag durch die Fenster schien, sah er, daß er für Mama
fast garkeinen Platz in dem schmalen Lager gelassen hatte; sie lag auf dem
harten Holz, und so rückte er ein bischen zur Seite, war aber noch so
müde, daß er weiter schlief.
Nachdem er dann endlich zum Bewußtsein gekommen war, fing er an,
sich zu erinnern, wo er war, und daß er sich gestern Abend nicht gerade
wie ein Held benommen habe; ihm schien sogar, als hätte er sehr gut
vernünftiger sein können, wenn er nur gewollt hätte!. Aber da
Niemand es ihm vorhielt, schläferte er sein kleines Gewissen absichtlich
wieder ein, doch nicht so ganz, daß es ihm nicht eine Erleichterung ge-
wesen wäre, als er hörte, daß der Wagen gleich vorfahren würde. Alles,
was mit dem Kloster zusammenhing, verletzte sein Selbstgefühl.
„Was für ein süßes Kind!“ meinten die Nonnen, als er ihnen artig
die Hand küßte, nachdem er mit Maritza Blumen in die Kirche getragen
und vor dem Heiligenbilde niedergelegt hatte. Baby war es gewohnt,
daß die Leute ihn ein süßes Kind nannten, das ebenso sanft sei wie schön,
oder es bedauerten, daß er nicht ein kleines Mädchen wäre! Er selbst
wußte genau, wie wenig weit her es mit seiner Artigkeit war; um so
besser, wenn die Menschen damit zufrieden waren! Seine Mama merkte
manchmal wohl, daß er eigentlich garnicht so gut und sanft war, und
sprach zuweilen mit ihm darüber. Heute schien aber auch sie ihn nicht
durchschaut, sondern nur Angst um ihn zu haben.
Als Baby wieder auf dem Bock saß, hörte er sie zu Papa sagen:

„Nie wieder! Ich habe mir diese Nacht Vorwürfe genug gemacht!“ und

<"page41">

Maritza warf entschuldigend ein, er hätte zu lange in der prallen Sonne
gesessen, und für ihn wäre nichts so gut, wie still im Garten spielen –
und dann fügte sie etwas über die Kinder am Zaun hinzu.
Die Rückfahrt verlief ohne Fährlichkeit, da der Fluß, der gestern
noch so hoch gewesen, jetzt ganz gemächlich einherfloß; sein Wasser reichte
kaum bis an's Trittbrett, und die Pferde liefen hindurch wie auf glatter
Chaussee. Baby in seiner Ungeduld war das ganz recht, er wollte mög-
lichst rasch nach Hause, wegen der Kinder am Zaun; ihm war zu Muth,
als könnten sie ihm verloren gehen, wenn er sich nicht um sie kümmerte.
Als seine Mutter ihn gleich nach der Heimkehr in den Garten stürzen
sah, hätte sie ihm gern ein zustimmendes Wort gesagt. Aber sie hatte
einen feinen Instinct für seine Eigenart – Hätte sie ihm gesagt: „Ich
freue mich, daß Du so unverhofft Spielgenossen gefunden hast,“ so hätte
sie ihm vielleicht die ganze Freude verdorben, und anstatt an den Zaun
wäre er ins Haus gegangen; das Heimliche hatte für ihn immer einen
besonderen Reiz. Wie gern hätte sie ihm das abgewöhnt, leise und un-
merklich, aber heute wagte sie nicht, damit anzufangen.
So wies sie auch Maritza an, ihn ruhig im Garten allein zu lassen;
es wäre ihr höchst erwünscht, wenn er nähere Bekanntschaft mit den Nach-
barskindern machte.
Wie oft schon hatte sie ihrem Baby die Kinder ihrer Bekannten zum
Spielen eingeladen! Er war jedesmal fassungslos vor Freude gewesen
und hatte sich in wildem Spieleifer regelmäßig so erregt, daß er die
nächste Nacht nicht schlafen konnte. Vielleicht half ihr jetzt der Zufall und
gab Baby die richtigen Genossen!
Er hatte unterdeß am Zaun all' seine Beredsamkeit gefunden und
schien ein Anderer als gestern. Der große Junge war nicht da, aber die
beiden kleinen Mädchen saßen auf einem alten Stück Teppich, das auf den
Rasen gebreitet war, und strahlten, als er an der Oeffnung erschien und
sie aufforderte, durch den Zaun auf seine Seite zu kriechen. Heute waren
sie verlegener als er.
„Ihr dachtet wohl, ein Mäuschen hätte das Loch im Zaun geknabbert?“
fragte er schelmisch. Sie aber gestanden, daß sie gleich gewußt hätten,
wer es sei; sie hätten ihn durch eine andere Ritze – dort hinten beim
Apfelbaum – schon viel früher gesehen als er sie.
Die Möglichkeit des Durchkriechens ward nun reiflich erwogen; Lust
hatten die beiden Mädchen schon, aber war es nicht zu genierlich, und
würde seine Kinderfrau nicht kommen? Sie sei gewiß streng und zanke
viel? – Baby verstand nicht recht: Nein, Maritza sei sehr gut!...
Die kleinen Mädchen hatten eine alte deutsche Kinderfrau: „Weißt
Du, die ist böse! Die hat Mika gestern auf die Finger geschlagen!“ ver-
traute Netty ihm an.

<"page42">

„Warum sagst Du es nicht Deiner Mama, damit Dein Papa nach
der Polizei schickt?“ fragte Baby empört. „Zeig mal Deine Finger!“
„Man sieht garnichts mehr,“ meinte Mika und erröthete über die
große Wichtigkeit, die sie erlangt hatte; Netty aber sagte: „Wir haben
keinen Vater.“
„Doch, wir haben einen,“ fiel Mika ein, „blos er ist nicht hier;
wir fahren immer Sonntags hin –“
„Sei nicht so dumm!“ entgegnete Netty, die sich unglaublich erhaben
über die vierjährige Mika dünkte. „Das heißt doch nicht einen Vater
haben, wenn er todt ist“...
„Todt!“
Baby sah sie Beide starr an, sie erschienen ihm wie ein Stück aus
dem Märchen, in dem auch der Vater gestorben war; es war etwas
Grausiges und etwas so Fremdartiges, daß er fast hätte weinen mögen.
Stumm wunderte er sich, daß sie keine schwarzen Kleider trugen, und er
war doch einmal mit Maritza zu einer Todtenmesse in der Kirche gewesen
und hatte da viele Kinder in schwarzen Kleidern gesehen, und Maritza
hatte ihm erklärt, daß die armen Kinder keinen Vater hätten. „Habt Ihr
gesehen, wie man ihn eingegraben hat?“ fragte er schließlich. Das Ein-
graben hatte er selbst noch nie gesehen, nur davon gehört, und es hatte
so eine schaurige Anziehungskraft für ihn.
„Ich habe es natürlich gesehen,“ antwortete Netty eifrig, „denn ich
war schon drei Jahre alt; genau weiß ich es aber nicht mehr; Mika war
noch ganz klein, vielleicht lebte sie überhaupt noch nicht mal!“
Mika kam sich beschämt und gedemüthigt vor, daß sie damals noch
etwas so verächtlich Kleines gewesen sein sollte.
„Aber eine Mama habt Ihr wenigstens?“ fragte Baby weiter in
einem Tone, als müßte er sich selbst und sie beruhigen. Ja, eine Mutter
hatten sie, aber die war immer krank. Im Laufe des Gesprächs erfuhr
Baby dann noch, daß Alexander in der Schule war und nur Sonntags
nach Hause kommen durfte; wenn er aber nicht gut gelernt hatte, überhaupt
nicht! Eine ungemeine Ehrfurcht überkam Baby vor ihm und der Schule.
„Schlafen die Kinder auch in der Schule?“ fragte er.
„Aber natürlich!“
Netty war einmal mit der Mutter dort gewesen und hatte ein Zimmer
mit vielen, vielen Betten gesehen, sie glaubte, über hundert Stück! Und
jedes Bett hatte eine graue Decke gehabt und eins ausgesehen wie das
andere!
„War es vielleicht wie in Schneewittchen? Da sahen die Betten der
kleinen Zwerge einander auch ganz gleich?“ fragte Baby. Die Kinder
konnten ihm keine Auskunft geben, denn sie entsannen sich dieser Geschichte
nicht, worauf Baby eilig ins Haus stürzte, um ihnen das Bilderbuch mit
Schneewittchen darin zu holen. Er lief so eifrig, daß er garnicht bemerkte,

<"page43">

wie Maritza sich vor der Zaunthür hinter einem Busch versteckt und seine
Mama sich schleunigst vom Salonfenster zurückzog und ihm entgegenging.
„Ich habe keine Zeit, Mama," sagte er athemlos. „Ich hole nur schnell
ein Buch, denke Dir, die Kinder haben Schneewittchen noch nie gesehen!"
„Nicht wahr, Ihr macht keinen Lärm?" fragte sie. „Die Mutter
der kleinen Mädchen ist sehr krank und liegt im Bett!"
„Wie sollten wir Lärm machen!" entgegnete er empört. Da fragte
sie ihn etwas zaghaft, ob er nicht mit Maritza nebenan ins Nachbarhaus
gehen und bitten wolle, daß die kleinen Mädchen zu ihm in den Garten
kämen, um dort zu spielen?
Ob er wollte! Er konnte kaum antworten! Er schrie nach Maritza:
„Schnell, schnell, wir müssen die Kinder holen!"
Nach einer Viertelstunde bog er mit ihnen in den Vorgarten ein, er
hatte sie angefaßt und ging in der Mitte, Maritza etwas hinterher: Die
kleinen Mädchen, die man zu dieser Staatsvisite schnell umgezogen hatte
– für sie war ein Besuch etwas ebenso Ungewohntes wie für Baby –,
waren furchtbar verlegen: Mika steckte mit der freien, rechten Hand immer
ihre Perlschnur in den Mund und zog sie dann wieder heraus; Netty
langte bisweilen mit ihrer freien linken Hand hinter Babys Rücken an
Mikas Zopf und zupfte sie daran, um ihr das Unschickliche ihres Benehmens
klar zu machen. Baby war strahlend stolz über seine „Kinder". So hatte
Maritza ihn noch nie gesehen, und mit Thränen in den Augen erzählte
sie es seiner Mama.
Als diese etwas später in den Garten kam, unter dem Vorwande,
den Kindern selbst den Nachmittagsthee einzuschenken, spielten sie Verstecken
in dem buschigen Theile des Gartens. Die hübschen kleinen Mädchen
machten ihr denselben Eindruck wie jene Sorte süßduftender Rosen, die
man hierzulande zu Scherbet einkocht, und die auch ihr Garten so üppig
hervorbrachte: halb wildwachsend und doch keine losen Heckenrosen, zart und
doch kräftig gefärbt, von ganz eigenartigem Reiz. – Netty bezwang ihre
Schüchternheit und gab gescheut Antwort auf jede Frage; Mika brachte es
nur zu wortlosem Schütteln oder Nicken des Kopfes, und da sie nicht auf-
schaute, sah sie Nettys strenge, mißbilligende Blicke nicht einmal. Baby
aber stand da wie ein Circusdirector, der seine edlen Rappen eben vor-
geführt hat und nun den allgemeinen Beifall entgegennimmt; jedes Wort,
das Netty sagte, wiederholte er, als sei er ein Dolmetscher und müsse
zwischen ihr und seiner Mutter vermitteln, ebenso wiederholte er auch jede
Frage, die seine Mutter an Mika stellte, gleich als würde die Kleine sie
ihm beantworten, wenn auch nicht ihr. Dann gab er das Signal: „Jetzt
müssen wir aber weiter spielen, Mama."
Sie sah ihm nach. Ja, das war gut so; so sollte es sein. Es war
besser, wenn er seine kleine Seele von ihr loslöste! – Dennoch ging ihr
ein wehmüthiger Hauch durch das Gemüth; er brauchte sie jetzt nicht mehr!

<"page44">

Wie schnell war sie ihm zu ersetzen! – Das Alles war natürlich, aber
auch schmerzlich. Sie war immer für ihn da, sobald er sie brauchte, aber
er – würde er auch für sie noch da sein, später, wenn sie ihn brauchte?
2k ::
»k
Das neue Haus, in dem Baby mit seinen Eltern jetzt wohnte, sah
anders aus als die anderen Häuser, schon wegen seines Thurmes mit der
großen Uhr und seiner festen Eisengitter vor allen Fenstern, und in Babys
Garten gab es auch allerhand Merkwürdigkeiten – es war durchaus kein
gewöhnlicher Garten! In der Laube lag auf einem starken, dicken Holz-
fuß – es war eigentlich ein Baumstumpf – eine weiße Marmorplatte
mit eingemeißelten Blattverzierungen und verwischten griechischen Buchstaben,
nach denen, soweit sie noch zu entziffern waren, die Platte einmal auf
einem Grabe gelegen haben mußte. Wie hatte man sie nur als Tisch-
platte verwenden mögen?
Baby pflegte Morgens mit seinem Eimerchen Sand darauf zu stülpen,
den er besonders gern in die tiefen Blatt-Arabesken rinnen ließ. Morgens
spielte er nämlich allein, da die kleinen Mädchen nur Nachmittags kommen
durften; Netty mußte Vormittags schon lernen! Mika freilich saß am
Zaunloch und nahm von dort aus an Babys Bestrebungen eifrig Theil.
Baby zerbrach sich nicht viel den Kopf über jene Marmorplatte.
Interessanter war ihm schon der Eiskeller mit seiner steilen Treppe, auf
dessen Grunde die Kinder einmal eine todte Katze entdeckt hatten. Am
wunderbarsten aber war und blieb der Schuppen hinter dem Mandelbaum;
erstens war es in ihm stockfinster, wenn man die Thüre zumachte, zweitens
enthielt er eine unerschöpfliche Fülle der herrlichsten Dinge: alte Garten-
geräthschaften, wurmstichige Bänke und Blumenkübel, sogar eine Schiebkarre
und viele Ziegelsteine! Es mußte schon ein uralter Schuppen sein, älter
jedenfalls als die Laube und der Eiskeller; sein grünbewachsenes Dach
hing tief über die bröckligen Wände herab. Beim Versteckspiel war dieser
Schuppen natürlich unbezahlbar, und das Schönste an ihm war das Ge-
fühl des Unheimlichen, dessen die Kinder sich nie zu erwehren wußten, wenn
sie drinnen waren, und das sie doch immer wieder unwiderstehlich anzog.
Wenn der Tag sich neigte, wagten sie ihn nur zu Zweien zu betreten,
hingegen vom Eiskeller hielt keine todte Katze und keine Tageszeit sie je fern,
und Maritza bekreuzigte sich immer, wenn sie die Kinder die halsbrecherische
Treppe auf und ab rasen sah. Gern hätte sie ihrem Baby Keller und
Schuppen verboten, aber ihre Herrin war anderer Meinung und hatte ihr
auseinandergesetzt, daß der Kleine bald sechs Jahre alt werde und sich
natürlich schon als Junge fühle; er dürfe nicht immer am Gängelbande
bleiben! Wenn er auch mal hinfiele und abrutschte, so machte das wirklich
nichts; nur lebensgefährliche Unternehmungen müsse sie verhindern! – Nun
glich Maritza in ihrer Laube jener unglücklichen Henne, die Enten aus-

<"page45">

gebrütet hatte: rief Baby sie an, von einem schwanken Aste herab, so hielt sie sich die Augen zu; sie konnte es nicht lernen, seinen Todesmuth zu achten! Mit Wehmuth dachte sie an den kleinen Garten des früheren Hauses; der war mit einem Blicke zu übersehen gewesen; hier aber ahnte man an einem Ende nichts von dem, was am anderen geschah: lauter verschlungene Wege, Gebüsch und noch dazu dies unglückselige Gemäuer, von dem sie überzeugt war, daß es jeden Tag einstürzen könne, gerade wenn alle vier Kinder sich darin verkrochen hätten!

Unter tausend Vorwänden wußten die Kinder immer in den düstern Schuppen zu gelangen; er hatte wirklich eine überirdische Anziehungskraft! – Maritza fing am anderen Ende des Gartens die schönsten Spiele mit ihnen an – Reifenspiel oder Croquet auf dem großen Rasenplatz – es half nichts; schön wurde die Sache immer erst, wenn sie in dem Schurrmurr des Schuppens kramten! Selbst Alexander, der große Junge, den Maritza wegen seiner Vernünftigkeit besonders ins Herz geschlossen hatte, war in diesem Punke, wenn er Sonntags mit dabei war, nicht besser als die Anderen. Seitdem er einmal ein paar alte Münzen unter dem Gerümpel gefunden hatte, die er mit Knabenphantasie für altrömische erklärte, träumte er nur noch von wichtigen Entdeckungen, die dort zu machen WMTEN.

Baby wußte schon, was „altrömisch“ hieß, da er ja eine blecherne Rüstung wie ein alter Römer besaß; aber die kleinen Mädchen gestanden unter dem schallenden Gelächter der Jungens ein, daß sie „Römer“ für eine Sorte Aepfel hielten! – Was nun die Münzen betraf, so stellte sich schließlich heraus, daß es österreichische waren, vor einigen dreißig Jahren geprägt, wie sie früher hier zu Lande in Umlauf gewesen waren.

Eines Sonntagnachmittags beschlossen nun Alexander und Baby, sich im Schuppen einen Wigwam aufzuschlagen. Was ein Wigwam war, wußte Baby auch schon, da seine Mama ihm neulich eine herrliche Indianergeschichte vorgelesen hatte. Da nun natürlich auch Eßwaren dazu gehörten, so schlichen sich die Kinder in Speisekammer, Küche und Keller, um das Nöthige zusammenzustehlen. Die Eltern waren ausgefahren, und Joan, der Diener, war gern bereit, mit den Kindern gemeinsame Sache gegen die Köchin zu machen. Es war eine aufregende Scene, wie sie unter Indianer-Geheul schließlich eine ganze Ochsenzunge raubten und in den feuchten Schuppen brachten! Dort hatten sie schon aus alten Kissen ein Lager hergerichtet, das sie vor feindlichem Ueberfall durch Zuriegeln der Thüre schützten; es fehlte nur noch an der nöthigen Beleuchtung, um ihre geraubten Schätze zu sortiren. Eine Laterne oder ein Licht konnten sie sich aber nur verschaffen, wenn Maritza es nicht merkte, denn die war unerbittlich gegen alles Brennende oder Brennbare!

Am Himmel draußen zog sich ein Unwetter zusammen; die Kinder drinnen warteten schon, daß es anfangen solle zu donnern. – Wie herrlich

<"page46">

würde es sich dann bei Laternenschein im Wigwam sitzen, wenn es draußen krachte und blitzte!... Mika sagte zwar, sie müsse sich vor den Blitzen immer die Augen zuhalten, aber Netty fand das natürlich sehr kindisch.

Da Joan gern bereit war, aus dem Stall eine Laterne und auch Streichhölzer zu beschaffen, so begab Alexander sich in die Laube, um währenddessen Maritza zu unterhalten, d. h. ihre Aufmerksamkeit vom Schuppen abzulenken; er übersetzte ihr die Inschrift der Marmortafel und wies ihren Unglauben durch die Behauptung zurück, daß er sehr gut Griechisch verstehe, seine Mutter sei ja griechischer Herkunft, die Inschrift aber besage, so theilte der drollige Junge ihr feierlich mit, daß im kommenden Jahre entweder die Welt untergehen, oder nur weiße Küchlein auskriechen würden! Welche der beiden Möglichkeiten aber eintreten würde, ließe sich leider nicht entscheiden!

Unterdeß war die Laterne in den Wigwam eingeschmuggelt worden. – Joan hatte dem Jungen soeben ein Zeichen mit dem Augenlid gegeben; er stand jetzt rauchend im Hofe und freute sich, daß er Madam Maritzas Argusblick getäuscht hatte! –

Wirklich grausig war es im Wigwam bei dem flackernden Schein der Laterne: dicke, schwarze Spinngewebe, die man nie bemerkt hatte, hingen an den Wänden; all die zerbrochenen Gegenstände nahmen unheimliche Gestalten an – Mika meinte leise, sie möchte viel lieber draußen spielen!

„Aber Mika, es fängt ja erst an! Warte nur, wie schön es noch wird, wenn es draußen donnert!“ entgegnete Baby, der mit Alexander zwischen dem Gerümpel herumkroch. Alles, was sie fanden, alte Blechkannen, Tonnen und Kisten waren für sie die größten Kostbarkeiten.

„Was ist denn dies?“ rief Baby plötzlich laut.

„Was denn?“ fragte Netty. „Erschrick uns doch nicht so!“...

Auch ihr wurde nun unheimlich. Warum hatten die Jungens die Thüre nicht doch lieber offen gelassen?

„Da hängt etwas, ganz hinten in der Ecke, an dem großen Haken hinter dem verschimmelten Pfosten!“

„Etwas Lebendiges? Ein Thier?“ fragte Mika schaudernd.

Alexander meinte, es sei nichts als ein großer Sack; trotzdem wollte Mika doch gern die Thür aufmachen, nur um zu sehen, ob die Sonne noch schiene, oder ob es schon regnete.

„Du verdirbst uns den ganzen Spaß,“ entgegnete Netty. „Wenn Maritza die Laterne sieht, nimmt sie sie uns fort“... Auch Netty aber stellte sich nur so muthig, sie wäre lieber draußen gewesen.

Alexander hatte unterdeß versucht, den Sack abzunehmen; als es nicht ging, schlug er dagegen, um zu sehen, was drin war: es klang ganz hohl und fühlte sich hart an. „Mehl ist es jedenfalls nicht!“

<"page47">

Er kletterte auf eine Tonne und reckte sich, bis es ihm gelang, den
Sack vom Haken zu nehmen; er hielt ihn sich etwas vom Leibe ab und
trug ihn an die Laterne.
„Ratten, Ratten!“ rief er, um die Kleinen zu erschrecken. Diese
sprangen auch entsetzt auf, riegelten die Thüre auf und stürzten ins
Freie, es war drinnen wirklich nicht mehr auszuhalten!
Die Jungen aber banden den Sack auf und leuchteten mit der
Laterne hinein.
„Du Baby,“ sagte Alexander mit einer Stimme, die sich ganz heiser
anhörte, „sieh nur mal, was das ist!“
„Nichts als Knochen! Ein Sack mit Knochen!“ meinte dieser
enttäuscht.
„Aber Baby, es sieht fast so aus... Mein Gott, siehst Du denn
nicht den Todtenkopf da mit all den Zähnen – es sind Menschenknochen,
ein Geripp!“
Er warf den Sack von sich und stürzte hinaus in den Garten, Baby
ihm nach. Wenn Alexander es sagte, mußte es ja etwas Schreckliches
sein! Menschenknochen – ein Geripp!...
Alexander rief den Diener her, der noch im Hofe stand und den
Himmel anschaute, eben fielen die ersten schweren Tropfen, und der Wind
wirbelte den Staub häuserhoch..
Joan hielt Alexanders Mittheilung für einen dummen Scherz; Maritza
packte ihre Arbeit zusammen: „Rasch Kinder, in's Haus!“
Alle folgten ihr und diesmal nur zu gern, ihnen war so unheimlich
zu Muth!
Joan aber wollte doch sehen, ob die Jungens sich vielleicht den
schlechten Spaß erlaubt hätten, etwa seine Katze oder des Kutschers kleinen
Hund in den Sack zu stecken. Er besah sich den Sack. Nein, es rührte
sich nichts drin! So zog er ihn aus dem Halbdunkel des Schuppens in
den Regen hinaus, schaute hinein und warf ihn auf den Gartensteig. Die
Kinder im Hause sahen ihm durchs Fenster zu, wie er davoneilte, und
wie er von dem Platzregen, der auf einmal mit furchtbarer Gewalt los-
brach, bis auf die Haut durchnäßt wurde, obwohl er die paar Schritte
bis zum Hause in großen Sprüngen durchmaß.
In wenigen Minuten stand der ganze Hof schon unter Wasser; man
hätte auf ihm Kahn fahren können! Die Kinder standen alle am Fenster
und beobachteten, wie das Wasser stieg. Alexander war noch ganz er-
schüttert von Babys schauerlichem Fund; er begriff nicht, wie die Anderen
so harmlos sagen konnten: Warum sollte denn da nicht auch ein Sack mit
Knochen hängen!
Unverwandt hafteten seine Augen an dem Schuppendach – mit ein-
mal sah er – nein, träumte er?... war das Wirklichkeit? Wahrhaftig,
der ganze Schuppen bewegte sich, schwankte und brach krachend zusammen.

<"page48">

Alexander schrie auf, und nun sahen auch die Andern, die bei dem
Sturm und Donner das Gepolter nicht beachtet hatten, wie der Schuppen
in einen formlosen Trümmerhaufen verwandelt war! Der Regenguß oder
der Hagelschauer oder der furchtbare Wind hat das morsche Dach einge-
drückt, der größte Theil der Mauern war gefolgt, und es standen nur
noch kümmerliche Reste – ein Bild der Verwüstung!
Aber war es nicht merkwürdig? Hatte Maritza mit ihrer ewigen
Angst nicht doch Recht behalten? Joan selbst schlug sein Kreuz, und die Kinder
hatten große erschreckte Augen – Kaum eine Viertelstunde, nachdem sie
in ihrem Wigwam jenen unheimlichen Fund gethan, kaum fünf Minuten,
nachdem sie hinausgestürzt, war der Schuppen vor ihren Augen zusammen-
gebrochen! War das nicht beinahe ein Wunder? Netty entschied: „Es ist
ein Wunder!“ und die beiden Jüngeren stimmten zu. – Mußte man nicht
glauben, daß das morsche Dach nur solange gehalten hatte, als es jene Menschen-
knochen zu beschirmen gehabt? War es nur ein Zufall, daß jene geheimniß-
vollen Ueberreste gerade im letzten Augenblick, ehe Schutt und Geröll sie
begraben mußten, von unschuldigen Kinderhänden aufgefunden wurden? –
Endlich fuhr der Wagen der Eltern vor; Baby stürzte ihnen mit all
den wichtigen Nachrichten entgegen, und Joan bestätigte den Fund.
Die Eltern fragten sich verwundert, ob etwa hier ein Verbrechen zu
Grunde liegen sollte; die Marmorplatte in der Laube sprach eher dafür,
daß einst an Stelle des Gartens ein Friedhof gewesen sei.
Als der Regen aufgehört hatte, untersuchte Babys Vater den unheim-
lichen Fund und constatirte, daß der Sack das vollständige Gerippe eines
ungefähr zwölfjährigen Mädchens enthielt; nach dem Zustande der Knochen
zu schließen, hatten sie lange Jahre begraben in der Erde gelegen, –
ein Verbrechen war also wohl ausgeschlossen! – Vielleicht war man ein-
mal zufällig bei Erdarbeiten im Garten auf ein altes Grab gestoßen, und
die Erdarbeiter hatten dann, um sich in keine Schwierigkeiten zu ver-
wickeln, über die Sache geschwiegen, die Knochen in den Sack gethan und
im Schuppen versteckt.
Mit dieser Erklärung waren aber die Kinder wenig einverstanden,
eine romantische Räubergeschichte wäre ihnen lieber gewesen; doch trösteten
sie sich bald, als die Mama ihnen Zuckersachen zum Ausspielen gab, und
vertieften sich eifrig in die Wechselfälle des Lottospieles.
Maritza jedoch bat um Erlaubniß, auszugehen, und begab sich in die
nächste Kirche; sie brachte der Muttergottes die schönsten Blumen des Gartens
dar, weil sie die Kinder so sichtlich beschützt und ihr von Anfang an die
Vorahnung in's Herz gelegt hatte. Wie viel schlaflose Nächte hatte sie
dieses Schuppens wegen schon gehabt! – Dann sprach sie noch ein Gebet
für die Seelenruhe des armen Mädchens, dessen Knochen Gott weiß wie
lange in diesem furchtbaren Sack gehangen hatten..

<"page49">

Sie hatte Gloria geheißen – das ging aus der Inschrift des Marmor-
steines hervor, die Babys Papa jetzt durch einen Sachkundigen hatte ent-
ziffern lassen. Glorias Vater hatte sie über Alles geliebt; mit rührenden
Worten sagte er in jener Inschrift, daß sie das Licht seines Daseins ge-
wesen sei, und er ohne sie nicht leben könne.

Wie war aber dieser Grabstein nachher als Tischplatte verwendet
worden? Und warum hatte man das Grab geöffnet? Hatte Gloria mit
ihrem Vater in diesem Hause gewohnt? –

Man wandte sich an die Polizei; aber da die aufgefundenen Gebeine
einem Kinde angehört, das nachweislich vor mehr als dreißig Jahren ver-
storben war, stellte die Polizei keine weiteren Nachforschungen an. Selbst
wenn ein Verbrechen vorlag, war es ja nach den Gesetzen des Landes längst
verjährt. Die Gebeine wurden in der Stille auf dem großen Friedhof
beerdigt.

Babys Eltern zogen unter der Hand Erkundigungen ein, und alte
Leute der Nachbarschaft wußten manche unheimlichen Gerüchte über dies
Haus und seine Vergangenheit zu erzählen, aber Greifbares kam dabei nicht
zu Tage.

Unterdeß war der Sommer vorüber gegangen, und die Bäume des
Gartens hatten sich entlaubt. Häßlich sah der noch immer wüst daliegende
Trümmerhaufe des eingestürzten Schuppens aus, doch würde er gewiß,
wenn der Frühling das bröcklige Gestein mit seinem frischen Grün und
dem üppigsprießenden Rankenwerk der wilden Schlinggewächse überzog, der
malerischste Fleck des ganzen Gartens werden, schöner als manch künstliche
Ruine. Jetzt im Herbst war der Anblick so abstoßend, daß die Kinder
nicht einmal die vielen Mandeln aus dem Schutt auflasen, die der Mandel-
baum darüber ausstreute.

Baby hatte obendrein ein anderes anziehendes Versteck gefunden: das
Thurmzimmer; und seine neu engagirte französische Gouvernante, die von
Maritza mit scheelen Augen betrachtet wurde, fand es, da sie selbst noch
jung und unternehmend war, ganz in der Ordnung, daß er die steile,
dunkle Bodentreppe so oft hinauf- und herabtrippelte, um im Uhrzimmer
in den alten Kisten und Kasten zu kramen. Auch sie saß gern dort oben,
von wo man durch bunte Glasscheiben weit über die flach ausgebreitete
Stadt und in die Richtung ihrer Heimat schauen konnte.

Außer den Kisten mit Babys alten Spielsachen und einigen abge-
nutzten Möbeln standen noch alte Truhen und Koffer dort, die von den
früheren Miethern als zum Hause gehörig bezeichnet und zurückgelassen
waren; auch der Hausbesitzer hatte sie als herrenloses Gut bezeichnet, das
getrost verbrannt werden könnte, man wisse nicht, von wem der Kram
stamme. – Verbrannt waren diese Kisten immer noch nicht, da sie im
Uhrzimmer Niemand im Wege standen. Außer Baby und seiner Bonne
betrat nicht leicht Jemand das Zimmer; im Sommer war es dort heiß

<"page50">

wie unter den Bleidächern, im Winter fror es dort Stein und Bein: –
kein Wunder, daß die Thurmuhr nicht acht Tage hintereinander richtig
gehen wollte, denn je nach der Temperatur war das Oel entweder zu
dünn oder zu dick, und auch das Schlagwerk bekam seine Nücken und schlug
einmal zum Entsetzen der ganzen Nachbarschaft die hundertste Stunde!

Eines Tages nun vergnügten sich Baby und seine Französin damit,
die alten Truhen zu durchstöbern; doch fanden sie nichts, was sie sonderlich
interessirt hätte: Papiere, Pergamente und Bücher; nur in einem Koffer
lagen Kindersachen, vergilbt, verschwärzt, zerdrückt, theilweis von Mäusen
angefressen. Baby stutzte – wie kamen die Mädchenkleider hierher? –
Ihm fiel Gloria ein, und rasch holte er seine Mutter ins Uhrzimmer.

Welch ein Schatz! Diese alten Handschriften in altslawischen Charakteren,
diese schön verzierten Pergamente! Theils waren es Kauf- und Pacht-
verträge, Titel-Verleihungen, von den alten Fürsten ausgestellt, theils auch
Familienbriefe, Notizen, Testamente.

Der Mama ward seltsam zu Sinn angesichts dieses herrenlosen
Gutes. Hatte sie das Recht, diese Papiere zu lesen? Sie zu verbrennen,
war sie ermächtigt – sie aufzubewahren, zu behalten, eigentlich nicht!
Und doch konnte ja Unersetzliches verloren gehen, wenn man sie blindlings
und urtheilslos vernichtete!

So studirte sie Alles durch, und als sie damit fertig war, segnete sie
Babys Hand, die diese Truhen geöffnet: Vielleicht war es noch möglich,
ein altes Unrecht zu sühnen! In ihrer weltunkundigen Zuversicht meinte
sie sogar, nicht ohne tieferen Sinn habe das Schicksal ihr diese Vergangen-
heit enthüllt, es müsse einer Unglücklichen zum Besten ausschlagen!

Glorias Geschichte.

Vor mehreren Jahrzenten war es geschehen, und damals so offenkundig,
daß es lachenden, frivolen Mundes in den Salons besprochen wurde: Wo
ist das Kind jetzt? Hat er es heute, oder hat sie es noch? Wie hat er
es ihr wieder abgejagt? oder wie hat sie ihn überlistet?

Sowohl ihm wie ihr aber war es bitterer Ernst gewesen! – Sie haßte
den Mann, der nicht in die Scheidung willigen wollte, und den sie für
beschränkt und unerträglich langweilig erklärte; er jedoch war bereit, auf
Alles in der Welt zu verzichten, nur nicht auf seine Tochter, dies süße
Wesen, das ihm vor Gott und Menschen gehörte! – Sie, die Mutter,
wollte ihr Kind nicht etwa aus Liebe an sich reißen, nein, sie haßte es
noch mehr als seinen Vater, dem es glich! Nur um ihn zu quälen, ersann
sie immer wieder neue Schliche, durch die sie das Kind, das er wie seinen
Augapfel hütete, an sich zu bringen gedachte. Weder vor dem Gesetze noch
vor ihrem eigenen Gewissen hatte sie Furcht! – Er war sich wohl bewußt,
daß sie nur ihren eigenen unbändigen Willen kannte, und zitterte Tag und
Nacht um sein Kind. Gift und Dolch waren ihr vertraute Werkzeuge, und

<"page51">

sie war sehr reich, hatte viele Diener und Schergen; er dagegen besaß nur geringe Mittel, sonst hätte er seinen Schatz längst jenseits der Grenze in Sicherheit gebracht. Ihm gehörte das Haus mit der Thurmuhr und dem großen Garten; den Garten ließ er umzäunen, die Fenster fest vergittern und hauste nun hier allein mit Gloria. Nur eine alte Wirthschafterin und ihr Sohn bedienten sie; von jedem Fremden fürchtete er Verrath, und seinem Kutscher, den er für treu und ergeben hielt, sah er Nachlässigkeit und Trunksucht nach. Gloria hatte keine Bonne, keine Gespielin, der Vater kleidete sie an und spielte mit ihr, er fuhr mit ihr aus und ließ sie nie allein.

Als sie größer wurde, unterrichtete er sie auch und unterwies sie in Allem, was er verstand. Die gute Jahreszeit verlebten sie in dem großen, hoch umzäunten Garten. Er verstand viel von Gärtnerei und brachte auch ihr seine Freude daran, sein Verständniß für Blumen und Pflanzen bei. Stundenlang beschäftigten sie sich gemeinsam mit der Verschönerung ihres geliebten Gartens: die seltenen Bäume und Sträucher, die er von weit her hatte kommen lassen, gediehen prächtig bei dieser sorgsamen Pflege, und bald ward dieses Grundstück ein wahres Kleinod der Gartenkunst; erlesene Obstarten, von den Erdbeeren an bis zu den Mandeln, Feigen und Weinstöcken, brachten den reichsten Ertrag – die Kleine liebte das Obst so! – und nirgends gab es schönere Rosen, schattigere Linden, oder üppiger gedeihende Katalpen und Riechweiden! Ihr Garten war ihnen eine ganze Welt geworden; jauchzend vor Lust lebte und wuchs hier die Kleine, während Angst und Wehmuth nie aus dem Gemüth des Vaters weichen wollten.

Sechs Jahre war Gloria alt gewesen, als zwischen ihren Eltern der unglückliche Zwiespalt ausbrach; beinahe ebenso lange lebte ihr Vater nun mit ihr in dieser eingezäunten kleinen Welt. Sie selber wußte nicht, was und wie viel sie entbehren mußte; er aber wußte es! Voll Kummer und Sorge sah er in ihre Zukunft. So konnte es nicht weiter gehen, auch er hielt dies Einsiedler-Leben nicht länger aus!.

Früh gealtert war er seinen Mitmenschen entfremdet. Selten nur suchte er seine wenigen Freunde auf, in den Stunden, wo Gloria schlief und er sie seinen beiden Leuten anzuvertrauen wagte; er nahm nicht mehr
am Leben der Anderen, seine eigene Noth hielt ihn in zu festen Banden.

Oft, im Lauf der Jahre, hatte er anfangen wollen, sich zu beruhigen, sich eingeredet, daß der Haß seiner Frau sich endlich in Gleichgiltigkeit verwandeln würde; aber jedes Mal war er dann von Neuem aufgeschreckt worden: „Es ist Alles umsonst!“ schrieb sie ihm immer wieder. „Du entgehst meiner Rache nicht!“

Es gab Zeiten, wo er dem Kinde nichts zu essen gestattete, ehe er davon gekostet – und dabei mußte er noch trachten, ihr die Unbefangen-

<"page52">

heit zu erhalten, sie nichts von seiner Angst wissen zu lassen! Nur sie, seine süße Blume, sollte nie etwas von der Schlechtigkeit der Welt ahnen! War es doch schon schlimm genug, daß sie mit dem Worte „Mutter“ etwas so Grauenvolles verband! Nur Qual und Pein hatte diese Frau ihrem Kinde zugefügt, so lange sie sie in ihrer Gewalt gehabt! – Wohl hatten jetzt die Jahre jene Erinnerungen in Gloria zurückgedrängt, aber es kam doch noch vor, daß sie aus dem Schlafe auffuhr und entsetzt ausrief: „Vater, Vater, nicht wahr, sie kommt nie wieder, um mich zu holen?“

In solchen Augenblicken schien ihm das Dasein so qualvoll, daß er mit jedem Bettler hätte tauschen mögen; aber er durfte den Muth nicht sinken lassen: er allein stand zwischen seinem Kinde und den Peinigern.

Es sollte aber doch geschehen, das Entsetzliche! Trotz seiner Wachsamkeit, trotz seiner Vorsichtsmaßregeln! –

Er war eines Abends, wie schon manchmal, in's Nachbarhaus zu seinem alten Freunde gegangen und kam nach kaum zwei Stunden, um elf Uhr, heim. Sinnlos betrunken lallte ihm der Kutscher schon im Vorgarten etwas entgegen – die Hausthüre war offen, die Wirthschafterin geknebelt, der Diener an's Geländer der Hintertreppe gefesselt, Gloria fort!... Sechs vermummte Männer seien es gewesen!

Er hörte nichts weiter, er war schon fortgestürzt, sie zu suchen, die Polizei anzurufen... Aber Polizei in jenen Tagen...

Und bis die Gerichte sprechen würden!... Mein Gott, was war zu thun? Wo fand er Hilfe? Immer sah er sein süßes Kind vor sich, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, gequält, gemartert von jener Frau, die nur zum Hohn sich Mutter nennen durfte!

Er sah nur einen Ausweg – Er holte seine Pistole herbei und eilte nach dem Hause, das sie bewohnte – lieber ein Kettensträfling im Salzbergwerk, als zugeben, daß jene Frau noch länger leben sollte, um ihr Kind zu peinigen! – Nur Mord konnte hier helfen!

Er klingelte am Thor – es war verriegelt... Mitternacht war schon vorüber!... Endlich kam ein verschlafener Knecht zum Vorschein. Die Frau?.

– Die Frau war ja seit vielen Monaten in Paris!

Sie hatte es also lange vorbereitet, war außer Landes gegangen, um sich sicher zu stellen! Sein Kind würde also auch über die Grenze geschafft werden!

In fliegender Hast fuhr er nach dem Telegraphenamt, dann wieder auf die Polizei, gab alle Mittel und Wege an – man hatte auch Mitleid mit ihm, strebte, ihm zu helfen, aber viel Hoffnung konnte ihm Keiner geben! Seine Frau hatte so große Mittel aufgeboten und augenscheinlich seit Jahren schon Alles vorbereitet!...

Er war am Rande der Verzweiflung. Zu Pferde machte er sich auf dem nächsten Wege nach der Grenze auf, fortwährend von der Angst ge-

<"page53">

quält, daß, wenn er eine Fährte verfolgte, sein Kind auf einer anderen
ins Verderben geschleppt wurde.

Acht Tage, nachdem er die Stadt verlassen, ereilte ihn plötzlich die
Schreckenskunde: Im Garten hatte man eine Kiste gefunden, und in ihr
das Kind!... Ihre Züge waren zwar unkenntlich, aber es waren ihre
Kleider, ihre Strümpfe, ihre Schuhe... Gloria todt!...

Der unglückliche Mann eilte nach Hause. Er glaubte es nicht –
wollte es nicht glauben!... Tausend Mal hatte er zu sich gesagt: Lieber
todt als in den Händen jener Frau! – Nun aber konnte er es nicht fassen.

Als er eintraf, war sein Kind schon in den Sarg gelegt und bei-
gesetzt worden; die gerichtlichen Formalitäten waren alle schon erfüllt. Man
sagte dem Vater, es sei unmöglich, den Sarg wieder auszugraben und zu
öffnen, man hielt ihn mit Gewalt davon zurück.

Ein Brief war da für ihn, von seiner Frau, und in dem stand zu
lesen: „Da hast Du sie! Ich verlange sie nicht zurück! Sie starb unter-
wegs am Sonnenstich."

Er war gebrochen und still. Hatte man sie vergiftet?...

Er verlangte von der Behörde die Erlaubniß, sein Töchterchen aus-
zugraben und im Garten zu bestatten. Hier, unter ihrem Mandelbaum,
bei ihren Rosen sollte sie ruhen. Auf weißem Marmor ließ er ihre
Lieblingsblumen einmeißeln und eine Inschrift, die er selbst erdacht; sie
war so endlos lang wie seine Sehnsucht. Die ganzen Tage saß er dann
an ihrem Grabe. Er konnte sich nicht darein finden, daß seine Gloria ihm
geraubt sei, er stellte sich immer wieder vor, daß sie wie sonst zwischen
den blühenden Hecken auftauchen müßte – und eines Abends fand man
ihn bewußtlos daliegen. Eine Gehirnentzündung, hieß es, habe ihn befallen.

Als er wieder hergestellt war, war er nicht mehr derselbe; die Leute
meinten, er sei nicht ganz bei Troste.

Seiner ehemaligen Frau hatte er geschrieben, er sei jetzt glücklich, denn
er wisse, daß er bald sterben werde, und daß im Jenseits ihn seine Gloria
erwarte; so wollte er auch mit ihr, Glorias Mutter, in Frieden sterben, er
verzeihe ihr Alles, was sie ihm angethan!

Auf dieses Schreiben erhielt er aber die Antwort: „Ich höre, daß
Du auch jetzt in den Augen der Anderen das bist, was Du mir immer
warst: Ein Narr! – Hast Du Dich wirklich narren lassen? Nur um
Deinen Nachforschungen, die mir unbequem wurden, zu entgehen, habe ich
der Leiche eines Mädchens aus dem Armenhause die Kleider Deiner Tochter
anziehen lassen! Auch glaubte ich, das Schlimmste, das Dich treffen könnte,
wäre ihr Tod! – Sie lebt aber und ist in meiner Gewalt und lernt Dich
ebenso verachten und hassen, wie ich Dich immer verachtet und gehaßt habe!"

Er war kein Narr, er verstand genau, was sie schrieb!

Er ließ den Grabstein vom Grabe nehmen und schrieb in sein
Testament: Nach sieben Jahren, wie üblich, solle das Grab geöffnet, die Ge-

<"page54">

beine in einen Sack gethan werden; Haus und Garten vermachte er seiner
Gloria. Dann verließ er die Stadt, ja, das Land, um seine Tochter zu suchen.
Nach Jahr und Tag starb er plötzlich im Auslande, ohne ihre Spur
entdeckt zu haben.

Sein Testament aber ward von seinem Bruder umgestoßen, da der
Testator es im Zustande geistiger Umnachtung verfaßt hätte. Der Bruder
belegte das Besitzthum mit Beschlag, und bald ging es durch Kauf in
fremde Hände über.

Die alte Wirthschafterin aber und ihr Sohn, die ihren Herrn um
schnödes Geld verrathen und Glorias Entführung ermöglicht hatten, führten
den Befehl, das Grab zu öffnen, aus – sie zahlten sogar aus eigener
Tasche die Messen für der falschen Gloria Seelenruhe.

Die Gebeine thaten sie in einen festen Sack, wie das Testament es
vorgeschrieben hatte. Ihr Gewissen peinigte sie, und sie schrieben. Alles, was
sich zugetragen hatte, auf und legten das Papier zu den vielen anderen
und zu den Kleidern Glorias in die Truhe droben im Uhrzimmer; vielleicht
fand es einmal Jemand und las es; fand es Niemand, dann war es
Gottes Wille so..

Jetzt hatte Babys Mutter es gelesen! Sie wußte ja nicht, ob die
wahre Gloria noch lebte; unmöglich war es nicht! – Wenn sie aber noch
lebte, dann genügten diese Papiere, um ihr das väterliche Erbe, den Garten,
in dem sie unter der liebenden Sorgfalt ihres Vaters aufgewachsen war,
wiederzuverschaffen! – Allein, wo war sie? Wie konnte man ihre Spur
entdecken?

Die festen Eisenstäbe vor den Fenstern und den meisten der Thüren,
auch im Innern des Hauses, fanden nun ihre Erklärung; ebenso die
Schönheit des Gartens, von der sich trotz der langen Verwilderung manches
noch erhalten hatte: die Rosenstöcke und.Büsche, die knorrigen alten Reben
von auserlesener Art, welche die Lauben umrankten, der herrliche Mandel-
baum, die reichlich tragenden Feigenbäumchen – alles das stammte aus
Glorias Kinderzeit!

Die letzten Spuren Glorias in jenen Papieren wiesen nach Frankreich.
Der Name der unmenschlichen Mutter, sie stammte aus einer der ersten
Familien des Landes, und Babys Mama hatte oft von ihr sprechen hören,
war in Paris wohlbekannt; die reiche, launenhafte, einst so schöne Frau
spielte trotz ihrer vorgerückten Jahre noch immer eine Rolle dort. Doch
war immer nur von ihr die Rede, nie von einer Tochter! Sie sollte sogar
geleugnet haben, daß sie je ein Kind besessen hätte!

Legal todt mochte Gloria sein und trotzdem noch unter den Lebenden
weilen. Bei der eigenthümlichen Art, wie sie aufgewachsen, hatte sie vielleicht
den Namen ihrer Geburtsstadt nie gehört, wenn sie auch nach der Erziehung,
die der Vater ihr gegeben, sonst Vieles gewußt und gekannt haben mußte,
was über ihrem Alter lag. Sollte sie in den drei Jahrzehnten, die seither

<"page55">

verstrichen waren, nie den Versuch gemacht haben, die Stätten ihrer Kindheit wiederzusehen! War sie immer noch nicht frei? Sollte die Mutter sie etwa – und bei längerem Nachsinnen erschien das fast als das Wahrscheinlichste – in der Fremde in ein Kloster gesteckt haben?
Babys Mama fand weder Rast noch Ruhe, bis sie die Freunde des Hauses in ihr Geheimniß eingeweiht hatte, und die stellten nun Nachforschungen an, im In- und Ausland, durch weltliche Behörden und auch die weitverzweigte katholische Geistlichkeit. Und siehe da, auf einmal kam die Kunde vag und unbestimmt wie eine alte Sage: Ja, Gloria lebte, Gloria wußte Alles, wie sie um ihr Lebensglück und auch um ihren Besitz betrogen worden; aber ihr Sinn war längst allem Irdischen abgestorben, und in der Enge ihrer Klosterzelle betete sie Tag und Nacht für das Seelenheil ihres geliebten todten Vaters und ihrer armen verblendeten Mutter! Sie wollte in freiwilliger Buße die Schuld der Eltern sühnen! –
2k ::
::
Auch Baby hatte die schauerliche Geschichte, die an dem Hause und Garten und an dem Sack mit Kindergebeinen klebte, mit bebendem Interesse vernommen – das alles war ja noch viel schauerlicher als selbst Maritzas gruseligstes Märchen! Seinen kleinen Kopf aber füllten ganz andere Sorgen, er hatte es zuerst garnicht glauben, garnicht begreifen können – man hatte ihm gesagt, „seine Kinder“, die beiden kleinen Mädchen, seien plötzlich schwer erkrankt an den Blattern, und für die nächsten Monate konnte Baby sie nicht sehen! Auch Alexander bekam nicht die Erlaubniß, an seinen freien Sonntagen in sein Elternhaus zu gehen, so groß war die Gefahr der Ansteckung! Zwar kam nun er an diesem einen Tage der Woche zu Baby; aber dafür blieben diesem die anderen sechs ohne seine gewohnten Gefährtinnen.
Der neue Kutscher Alekko hatte allerdings Kinder, die mit ihm in's Leutehaus im Hofe einzogen; sein kleiner dicker Joschka war keck und zuthunlich zu „Herrn Baby“ und spielte gern mit ihm, aber „seine Kinder“ konnte er doch nicht vergessen, sie waren unersetzlich!
Es gab sogar Sonntage, wo nicht einmal Alexander ihn besuchen durfte, und besonders das erste Mal war ein böser Tag für Baby gewesen: Ganz stolz war er Morgens um zehn Uhr mit seiner Gouvernante nach der Schule gegangen und wartete auf dem weiten Hofe, um Alexander in Empfang zu nehmen; plötzlich wurde ihm der Bescheid, sein großer Freund dürfe heute nicht ausgehen.
„Warum nicht?“ fragte er und verschluckte seine Thränen.
„Alexander ist gestern ohne Ueberzieher in den Schulhof gelaufen und muß zur Strafe heute das Paradigma: ich darf nicht ohne Ueberzieher hinausgehen, fünfhundertmal niederschreiben!“
Jetzt weinte Baby. Er verstand allerdings die ganze geisttödtende Langeweile dieser Strafe noch nicht, aber er sah ein, daß er den langen Sonntag

<"page56">

seinen lieben Spielkameraden nicht haben würde, und daß der arme Alexander in der kalten, leeren Schulstube eingeschlossen sitzen mußte! Wie oft war er, Baby, ohne Ueberzieher hinausgelaufen, dann hatte Maritza ihm den schnell nachgetragen, weiter nichts! Die Schule wurde ihm ganz unheimlich; er schmiegte sich zu Hause fest an seine Mama an und fragte: „Nicht wahr, ich brauche nie in die Schule zu gehen?“
„Jedenfalls noch lange, lange nicht!“ antwortete sie. Bewegt dachte sie darüber nach, für wen es einst schwerer sein würde, für die Mutter oder für das Kind?
Baby lernte wirklich in diesen Wochen etwas vom Ernst des Lebens kennen, und es kam noch mehr... Maritza würde ihn verlassen! Als seine Mama es ihm erzählte, entgegnete er gefaßt und altklug: das habe er schon gewußt, seitdem der schöne Herr Stefan seiner Maritza den weißen Pudel geschenkt! Er hatte nichts dagegen, daß sie heirathete, Joan, der Diener hatte sich ja auch verheirathet und war mit seiner fünfzehnjährigen Frau in's Portierhaus gezogen; dort hatten sie gewohnt, bis sie sich über ein paar rothe Pantöffelchen, die er ihr nicht schenken wollte, entzweit hatten, und sie zu ihren Eltern zurückgelaufen war! –
Warum also solle Maritza sich nicht auch verheirathen? Baby mochte Herrn Stefan leiden, er konnte ja im Portierhaus wohnen und sich mit über den weißen Pudel freuen! Es war Platz genug, Baby wollte ihm sogar eins von seinen beiden kleinen Zimmern abtreten, nur fortgehen sollte Maritza nicht, nein, das könnte er nicht zugeben! Sie dürfte nie, nie fort !
Maritza tröstete ihn: Er solle sie in ihrer Gastwirthschaft besuchen, wo sie tagsüber in einer kleinen Bude, gleichsam einem Häuschen für sich, sitzen und blanke Marken an die Kellner austheilen werde! Baby aber wußte im Voraus, daß ihm Mama das doch nie erlauben würde, er durfte ja nie thun, was ihm Spaß machte! – Noch neulich, als Joschka barfuß in den Pfützen auf dem Hofe tanzte, hätte er selbst da nicht auch eine wunderschöne Pfütze vor der Thür gehabt, so groß wie ein See? Aber natürlich sei seine Pfütze ganz umsonst dagewesen, denn ihm habe man verhindert, Schuhe und Strümpfe auszuziehen! Nein, er würde auch nie zu Maritza dürfen, um ihr in der Bierwirthschaft blanke Marken austheilen zu helfen! Warum wollte sie auch eigentlich fort? War es nicht viel schöner bei ihm im Garten? Nur weil diese dumme Mademoiselle gekommen war, und ein Lehrer ihn lesen und schreiben lehrte? Aber die könnten ja lieber alle Beide wieder fort – er mochte Niemand leiden, außer Maritza, seiner Maritza!
Maritza weinte und nahm ihn auf den Schooß, wie in der guten, alten Zeit; sie sagte ihm, daß er ein großer Herr werden würde wie Papa, und daß er dazu viel lernen müßte, viel mehr, als sie wüßte; darum könnte sie nicht immer bei ihm bleiben! Später würde er das selbst einsehen...

<"page57">

Baby bestritt es unter einem Strom von Thränen, und als sie hinzu-
fügte: Ja, und dann würde er sich vielleicht ihrer schämen, da verstand er
es nicht, und von Maritza war das auch ein großer Irrthum.
Aber jene Ausblicke in die Zukunft, die sie ihm eröffnete – daß er
groß werden, daß sich einmal Alles für ihn ändern müsse, daß er nicht
immer mit Papa und Mama im lieben Haus und Garten leben könne –
waren fast zu viel für sein Kindergemüth. Eine Binde fiel ihm von den
Augen, und ihm schien, als blicke er in eine endlose Ebene hinaus, über
der unter sternenlosem Himmel nur ein Abglanz der untergegangenen
Sonne lag.
Und wieder wurden seine großen schwarzen Augen so traurig, wie sie
einst gewesen, und Jeder, der ihn ansah, meinte, daß er sehr unglücklich
sei! –

<"page58">
Edmond Rostand.
Von
Friedrich von Gppeln-Bronikowäfti.
– Berlin. –
"-"-"
º r stehen im Zeichen einer Neuromantik, die von Jahr zu Jahr
an Macht und Ansehen zunimmt. Freilich sieht diese Neu-
Sººº romantik, trotz aller Familienähnlichkeit, ihrer Mutter doch nicht
in allen Stücken gleich. Die Altromantiker waren hitzige Theoretiker, die
manchen ästhetischen Waffengang mit einander ausfochten, dabei aber in
einer Schule fest zusammenhielten und ihren Ruhm zunächst im Verarbeiten,
Uebersetzen, Nacherzählen und Kritisiren fremdsprachlicher Kunstwerke alter
und neuer Zeit, daneben auch auf dem Gebiete der Lyrik und des Romans
suchten. Die Neuromantik hat Theoretiker gar nicht und philosophisch
grübelnde Naturen nur unter den Söhnen jenes Brabanter Weltwinkels
aufzuweisen, welcher der Mystik von jeher ein fruchtbarer Boden war; und
von einer Cliquenbildung kann man bei dem durchgehends individualistischen
Gepräge ihrer bedeutendsten Vertreter erst recht nicht reden. Auch sind ihre
Siege – abgesehen von den bildenden Künsten – vornehmlich auf der
Welt der Bretter erfochten worden, wo die Altromantiker so gar keinen
festen Fuß fassen konnten. Sie sind allesammt durch das Virtuosenthum
der modernen Bühnenkunst hindurchgegangen und haben von den nach-
romantischen Epigonen des Klassicismus eine Sprache von staunenswerther
Geschmeidigkeit und Ausdrucksfähigkeit geerbt, so daß ihre Märchendramen
und Märchenopern schon aus diesen Gründen des Erfolges sicher waren,
ganz abgesehen davon, daß man sie als Erlösung vom Naturalismus mit
Freuden begrüßte. In Deutschland waren es namentlich Fulda und
Humperdinck, sowie der zwischen Romantik und Naturalismus hin- und
herschwankende Hauptmann, die der Neuromantik zu Bühnensiegen ver-

<"page59">

halfen; in Frankreich gruppirt sich eine ganze Schaar von Symbolisten,
Mystikern und Neuromantikern, die auf der Bühne alle wenig erreicht und
oft gar nichts erstrebt haben, um einen Dramatiker, der die romantische
Grundstimmung mit virtuoser Sprachgewalt und Bühnentechnik zu verbinden
gewußt hat und seit zwei Jahren durch seinen „Cyrano von Bergerac" zur
europäischen Berühmtheit geworden ist.
Ich brauche seinen Namen kaum zu nennen; jedem Leser tritt auf
das Wort Cyrano hin sogleich der Name Rostand ins Bewußtsein –
und doch wissen wir von Rostands Schaffen und Leben kaum mehr, als
was wir bei Gelegenheit seines großen Treffers erfahren haben, trotzdem
drei seiner Dramen bereits in deutschen Uebersetzungen vorliegen.
Edmond Rostand ist freilich noch ein junger Herr, über den selbst
in Frankreich noch wenig verlautet ist; er ist jünger als die meisten übrigen
Repräsentanten der Neuromantik. Sein Geburtstag ist der 1. April 1868,
seine Vaterstadt Marseille. Hier erhielt er auch seine Schulbildung unter
besonderer Beaufsichtigung seines Vaters, des Nationalökonomen Eugène
Rostand. Seine Anlagen und besonders sein Sprachtalent entwickelten sich
frühzeitig; seine französischen Aufsätze wurden Jahre lang als Muster-
leistungen hingestellt. Auch der Poet meldete sich früh. Er soll die weißen
Ränder seiner Hefte mit allerhand Verspaaren bedeckt haben, die durch
ihren stark persönlichen Ton und überraschende Wendungen des Ausdrucks
bald Freunde und Bewunderer fanden. Und wie auch bei uns die
Gymnasiasten früh mit Liebesliedern an eine wesenlose Schöne beginnen,
so besang auch Rostand schon die Liebe, ehe „eines Frauenkleides Saum"
durch sein Leben streifte, wie es im „Cyrano" heißt. Sein Abiturienten-
examen – oder um französisch zu sprechen: seine rhétorique und philosophie
– bestand er im Collège Stanislas in Paris mit Auszeichnung und bezog
dann die Sorbonne, um die Rechte zu studiren, gewann mit 18 Jahren
einen vom Marschall Villars gestifteten prix d'éloquence in seiner Vater-
stadt und bestand 1890 sein Licentiat der Rechte.
Noch in demselben Jahre veröffentlichte er seine ersten Gedichte,
„Musar dises", denen noch „Le Labyrinthe" folgte, und –
heirathete die Dichterin Rosemonde Gérard, deren lyrische Sammlung „Les
Pipeaux" ein Jahr zuvor von der Académie française preisgekrönt
worden war. Diese Gedichte athmen die tändelnde Verliebtheit erster Jugend
und haben viel von Mussetscher Grazie, aber auch Mussetscher Leichtfertig-
keit; vielleicht ist dies der Grund, weshalb Rostand sie nicht mehr neu
auflegen läßt. Uebrigens prophezeite damals schon Auguste Filon ein
großes Talent aus diesen ersten Proben seiner Muse.
Bereits im Jahre 1891 reichte Rostand der Comédie Française den
Erstling seines dramatischen Schaffens ein, der den vielsagenden Titel

„Die Romantischen“ trug. Die Herren Kunstrichter vom Prüfungs-
Ausschuß fanden den Dichter indeß zu jung und empfingen ihn nur, um

<"page60">

ihm gute Lehren zu geben. Er ertrug das mit Gleichmuth, ließ das
Manuscript in seiner Schublade schlummern und ging nach einem halben
Jahre wieder in das Haus in der Rue Richelieu. Diesmal wurde er
gleich vorgelassen und erfuhr, daß sein Drama in zwei Jahren gespielt
werden sollte. In der That wurden die „Romantischen“ im Jahre 1894
aufgeführt und trugen dem Dichter den akademischen Prix Torac für die
beste Komödie des Jahres ein, wiewohl die Kritik, insbesondere der in-
zwischen begrabene „Onkel Sarcey“, daran herummäkelte und das Stück
bald vom Repertoire verschwand. Es ist dann meines Wissens auch in
Wien aufgeführt worden und liegt uns jedenfalls in der meisterhaften
Verdeutschung von Ludwig Fulda vor. Ich möchte diese Uebersetzung, die
trotz ihres billigen Preises noch immer in der ersten Auflage steht, für
noch vollendeter und duftiger halten, als die des „Cyrano“.

„Helle Kleider, leichter Reimen Klänge,
Amor, der die Flöte bläst im Hain,
Sommersonnenstrahlen, Vollmondschein,
Spiegelfechterkampf und Schaugepränge“ –

Das ist wohl der eigentliche Inhalt dieses Sommernachtstraumes en
miniature. Es ist alles Duft, Spiel, Schelmerei, Komödie, und die Handlung
selbst ist sehr einfach. Die eigentlichen Agirenden sind nicht die beiden guten,
einfältigen Bürgersleute Bergamin und Pasquinot, noch die romantischen
Gimpel, ihre Kinder, noch der bezahlte Intrigant Straforel, sondern die
Intriguen selbst, die Mantel- und Degencoups, die komischen Situationen –
und der tiefgestirnte Sommerhimmel, in den die kecken Raketen des gallischen
esprit hinaufschwirren. Kurz darlegen muß ich die Fabel trotzdem, denn
wir werden die Tugenden und Fehler ihrer Anlage in den späteren Werken
wiederfinden. Die „Romantischen“ sind Percinet und Sylvette, die „das
holde Glück aufblühender Jugend“ plagt und die Lectüre von „Romeo
und Julia“ dermaßen berauscht hat, daß sie sich mit Veronas Liebespaar
eins fühlen; zumal ihre Väter ebenso hartherzig und verfeindet sind, wie
Capulet und Montague. Oder wenigstens stellten sie sich so vor den Kindern,
die alten Schlauköpfe, denn sie hassen sich in Wahrheit nicht nur nicht,
sie wollen sogar ihre Kinder mit einander verheirathen und ihre an
einanderstoßenden Gärten durch Niederlegung der trennenden Mauer ver-
einigen. Sie sagen sich nur klüglich:

„Muß eine Heirath, die vorher geplant,
Nicht solch poetisch junges Volk verdrießen?“

und spielen darum die Komödie des Hasses und verbieten ihren Kindern
unter den schrecklichsten Androhungen jeden Verkehr – was natürlich das
Gegentheil zur Folge hat. Sehr geschickt wählt Rostand die Mauer mit
den beiden Gartenhälften zum Schauplatz der Handlung. Erst plaudert
sein Pärchen über die Mauer weg, dann folgt ein finsteres Zwiegespräch
zwischen Vater und Sohn in dem einen Garten und zwischen Vater und

<"page61">

Tochter in dem anderen Garten, wobei die andere liebende Hälfte
jedesmal gegen die Mauer geduckt horcht, und schließlich umarmen sich
die beiden Alten über die Mauer weg im Vorgefühl des gelungenen An-
schlages. Sie wissen nur noch nicht, wie sie ihre Zustimmung und ihr
plötzliches Umschlagen aus Haß in Liebe motiviren sollen, und Bergamin
schlägt darum das ingeniöse Mittel einer Scheinentführung Sylvettes vor,
die zur Stunde des – soeben erhorchten – Stelldicheins der beiden
Liebenden abgekartet wird, und von der sich die beiden Alten den ge-
wünschten Erfolg versprechen. Der Klopffechter Straforel wird also zu
einer „Entführung erster Klasse mit Chicanen“ gedungen und erscheint zur
Vesperstunde mit Vermummten, Musikanten, Fackeln und Sänfte. Als der
Abend naht, – und Rostand weiß uns den ganzen Stimmungszauber der
Spätdämmerung mit unwiderstehlicher Sprachgewalt mitzutheilen – wird
der Coup ausgeführt; Percinet stürzt den Reißaus nehmenden Räubern nach,
tödtet, wie er meint, den Straforel, „befreit“ die Geliebte und wird von
dem hinzueilenden Vater seiner Geliebten gerührt ans Herz geschlossen. Die
beiden Alten „versöhnen“ sich nun, wie Montague und Capulet an den
Leichen ihrer Kinder, und geben den ihren den Segen, während Straforel bei
sinkendem Vorhang die Rechnung präsentirt. – Der zweite Act zeigt uns
die niedergelegte Mauer und den friedlichen, oder besser unfriedlichen Verein
der Alten, die Notar und Trauzeugen erwarten, sich aber beständig an
einander reiben, ihre Schrullen und Eigenheiten einander vorwerfen und
den gespielten Haß allmählich in echten umsetzen. Vor Allem ärgern sie
sich über ihre „total verrückt gewordenen“ Kinder, die wie auf ein paar
„Trottel“ auf sie herabsehen. Percinet ist sein „Sieg“ gegen die zwanzig
Kerle in Steifleinen allzusehr zu Kopfe gestiegen, und Sylvette freut sich,
einen „echten Helden“ erwählt zu haben. Aus Ingrimm über diese Ueber-
hebung ihrer Kinder platzen die beiden Väter dann auch wirklich noch vor
dem Trauact mit der Wahrheit heraus, d. h. nur der allzu frechen Sylvette
gegenüber, die diese unfrohe Botschaft zwar lächelnd herunterschluckt, ihren
Bräutigam nun aber in der lächerlichen Perspective der Wahrheit sieht
und ihm schließlich halb verräth, was er auf der herumliegenden Rechnung
Straforels zu seinem Schrecken bald bestätigt findet. Eine unendliche
Enttäuschung ergreift. Beide, und als der „erstochene“ Straforel zur Bei-
treibung seiner Schuld auftritt, will ihm der wuthentbrannte Jüngling den
Degen durch den Leib rennen; doch zu seiner Schmach schlägt ihm jener
das Mordgewehr mit Leichtigkeit aus der Hand und reicht es ihm lächelnd
zurück, indem er sich als Fechtmeister empfohlen hält... Tief beschämt
flieht nun Percinet in die Welt hinaus, um einen wirklichen Roman zu
erleben, während die Alten, die einst zum Schein mit einander gerungen
hatten, sich jetzt thatsächlich in die Haare kriegen und Trauzeugen sowie

Entführer unbezahlt zum Teufel jagen. Die Kinder sind entlobt, und der
Neubau der Mauer eine beschlossene Sache.

<"page62">

Soweit ist die Schürzung des Knotens ganz logisch; Rostand hat ihn
indessen so gut geschürzt, daß er sich nur noch durch einen Gewaltstreich
lösen läßt, und dazu wird Straforel als deus ex machina beschieden.
Er hat natürlich ein großes Interesse an der Wiederverlobung, denn sonst
bekommt er sein Geld nicht, und verdingt sich deshalb in der Verkleidung
eines Maurers zur Wiederaufführung der trennenden Schranken, wobei er
als spanischer Marquis, dessen Tracht er unter seinem Maurerkittel angelegt
hat, – also doppeltes Versteckspielen – mit Sylvette anzubändeln und
ihr wildromantische Entführungs-Vorschläge zu machen weiß, denn er ist
früher nicht umsonst Schmieren-Schauspieler gewesen. Doch das Mädchen
wird bald inne, daß die wahre Entführung ins wilde Land, das Leben
im Lumpenkittel unterm Zeltdach, nichts für sie ist und daß sie „Romantik
nur in kleinen Dosen" vertragen kann – während Percinet da draußen in
der Welt der Abenteuer dieselben Erfahrungen handgreiflich macht und als
verlorener Sohn heimkehrt, um sich mit Sylvette, die ihm vergiebt, neu
zu verloben. Damit hat Straforel seinen Zweck erreicht, und die beiden
Alten sind im Grunde recht froh darüber und documentiren dies durch
sofortige Bezahlung. Es löst sich also Alles in Wohlgefallen auf.
„Die Romantischen" waren der erste, unendlich vorsichtige Vorstoß der
Neuromantik unter der Maske der Selbstverspottung, ein erster Versuch, beim
Publicum anzufühlen und sich dabei in seine Gunst einzuschmeicheln. In
seinem nächsten Drama, der „Prinzesse Lointaine", hat Rostand dann die
Maske des Spottes gelüftet und seiner romantischen Stimmung einen
ernsten Ausdruck gegeben. Freilich hat er den einmal eingeschlagenen Weg
nie ganz verlassen, und dasselbe Zwielicht von Spott und Stimmungszauber,
das über die „Romantischen" ausgegossen ist, liegt auch über dem „Cyrano",
über der „Princesse Lointaine" und selbst ein wenig über dem biblischen
Drama „La Samaritaine", von dem wir noch sprechen werden. Ein
zweites kommt hinzu. Man wird mit mir empfinden, daß die Fabel der
„Romanesques" sich in absteigender Linie bewegt. Der erste Act ist ent-
zückend, der zweite fraglich, der dritte ermüdend. Und die Charaktere be-
wegen sich ebenfalls auf absteigender Linie. Die Alten, die in ihrer ver-
schmitzten Dummheit den ersten Plan aushecken, sinken allmählich zu den
Marionetten der italienischen Komödie herab, und ihre Kinder haben beim
letzten Kusse nichts mehr mit dem unsterblichen Liebespaare Veronas gemein,
dessen Geschichte sie anfangs berauscht hatte. Entschieden steckt in Rostand
ein großer Komiker, und dieser läßt ihn nicht zur Charakterentwicklung
kommen. Zu Anfang muthet uns diese Shakespeare-Persiflage prickelnd an,
und schließlich sind wir ernüchtert über diese romantischen Gimpel und die
beschränkten Väter. Rostand vernichtet vor unseren Augen die Gestalten,
die er schaffen will, und darum muß er schon im zweiten Acte, um die
Handlung überhaupt weiter zu führen, allerhand äußere Hilfsmittel und
Trics reauiriren, die allmählich die Charakterzeichnung ganz überwuchern

<"page63">

und ersticken. Ich gehe hierauf so ausführlich ein, weil die „Romantischen"
uns wie durch ein Vergrößerungsglas in die geistige Werkstatt Rostands
hineinblicken lassen und wir denselben Fehlern in „Cyrano" und in der
„Princesse Lointaine" von neuem begegnen werden..
Namentlich der „Princesse Lointaine", einer Tragödie, sind diese
Fehler, die in der Komödie durchgehen mögen, verhängnißvoll geworden.
Waren hier die „Helden" zwei romantisch angehauchte Gimpel, die nach-
her heilsfroh sind, daß sie den festen Boden der bürgerlichen Alltagswirklich-
keit wieder unter den Füßen haben, so behandelt die Fabel „der Prinzessin
im Mohrenland" die tragische Odyssee des Troubadours Joffroy Rudel,
der sich auf den Bericht einiger Pilger hin sterblich in eine Prinzessin von
Tripoli verliebte und nach zwei Jahren der Herzenspein mit seinem Freunde
Bertrand d'Allamanon die Pilgerfahrt der Liebe antrat. Unterwegs ge-
fährlich erkrankt, erreichte er mit Mühe die Rhede von Tripoli, und die auf
Bertrands Bitten herbeieilende Prinzessin konnte ihm nur mehr die Augen
zudrücken, um dann selbst den Schleier zu nehmen.
Diese herrliche Sage, die für einen Epiker wie geschaffen ist, hat
Rostand bei der Dramatisirung große Schwierigkeiten bereitet. Die auf-
opfernde Freundschaft Bertrands, die glühende Sehnsucht des Troubadours
und die Verzweiflung der Prinzessin am Sterbebette ihres Anbeters gaben
freilich Stoff zu zwei grandios angelegten lyrischen Stimmungsbildern,
und es ist kein Zufall, daß das eine derselben, die Schiffsscene, unwill-
kürlich an den Anfang des „Tristan" und in anderer Hinsicht auch wieder
an den des „Fliegenden Holländers" gemahnt, während die Sterbescene
den Vergleich mit Tristans und Isoldens Liebestod schier herausfordert.
Was der Fabel indessen fehlte, das ist jeder innere Conflict, aus dem sich
eine fortschreitende Handlung entwickeln ließe. Wir werden demselben
Fehler, für den Rostand prädestinirt erscheint, im „Cyrano" wiederbegegnen;
und auch, was wir aus des Dichters eigenem Munde über sein neuestes
Drama „L'Aiglon" gehört haben, berechtigt uns zu der gleichen Befürchtung.
Ueber dieses Werk sagt Rostand nämlich wörtlich: „L'Aiglon" hat keine
Intrigue; darunter verstehe ich, daß er keine Begebenheit bringt, die sich
im Verlauf der Acte in mehr oder minder spannender Weise verwickelt
und wieder auflöst. Mein Drama ist ein Versuch, der von denen, welche
wir jedes Jahr auf unseren Bühnen gelingen oder scheitern sehen, ganz
verschieden ist."*)
Gleichwohl fordert jedes Drama irgend eine Bewegungsmechanik, und
da Rostand sie nicht von innen herausholt, muß er sie von Außen nehmen.
Er hat also in der „Princesse Lointaine" Conflicte beschworen, die auf Ver-
wechslungen beruhen. Zunächst hat er gut gethan, die Prinzessin zur Braut
des Byzantinischen Kaisers zu machen und sie durch einen „grünen Ritter"

*) Revue des Revues vom 15. I. d. J.
Nord und Süd. XCIII. 277. 4

<"page64">

bewachen zu lassen. Bertrands Kampf mit den Mannen dieses Ritters und
mit ihm selbst wird so zur spannenden Episode. Nun aber läßt der
Dichter die Prinzessin Melissinde sich in ihren Befreier verlieben, in der
Meinung, er wäre Rudel; und als sie ihren Irrthum einsieht, ist sie tief
enttäuscht und will um jeden Preis den Anblick des todtkranken Geliebten
meiden, schon weil sie sich bei dieser Gelegenheit in des falschen „Edelmuthes
Schlinge“ fangen könnte. Sie verführt nun Bertrand, während draußen
das Schiff ihrer harrt, zum Verrath an seinem Freunde und hat ihn bei-
nahe schon gewonnen, als der Wind das Fenster aufreißt und sie die Worte
hören, das Trauersegel sei gehißt. Da werden die Frevler von Reue
gepackt und fliehen sich – als Bertrand plötzlich gewahr wird, daß das
schwarze Segel garnicht auf seines Freundes Schiff gehißt ward, sondern auf
dem des todten „grünen Ritters“*). Nun eilen. Beide hinab, und Melissinde
drückt in einer erschütternden Scene dem wahren Geliebten die Augen
zu, opfert all ihre Habe und bestimmt Bertrand und seine Leute zum
Kreuzzuge.

So wirksam diese Scenen auf der Bühne sein mögen, so sehr sind
sie auf Schrauben gestellt, und man steht wie bei den „Romantischen“ vor
der Frage, ob es versteckte Ironie des Künstlers ist, diese tragischen Figuren
zu Marionetten des Zufalls zu erniedrigen, oder ob seine Ironie die
Charakterzeichnung gestört hat und ihn somit zu äußeren Aushilfmitteln
zwingt. In der „Princesse Lointaine“ liegt diese Ironie freilich etwas
verborgen, und nicht Jeder sieht sie; auch kommt der eigentliche Zwiespalt
in dieses Stück weniger durch diese theatralisch wirksame Bewegungsmechanik
als dadurch, daß zwischen dem erschütternden I. und IV. Act zwei Acte
voller Liebelei und Plänkelei eingeschoben sind, welche den Schluß um
seine tragische Wirkung bringen. Freilich hat Rostand selbst über diesen
Punkt seine eigenen Ansichten, die er neulich einem Kritiker*) anvertraut
hat. „Es handelt sich für mich,“ sagt er, „nicht nur um Erfüllung des
berühmten Programms, das Victor Hugo in der Vorrede zu seinem „Cromwell
aufstellt: Komisches und Tragisches, Lachen und Weinen, Quasimodo und
Esmeralda nebeneinander zu stellen, wie die Shakespeare'sche Formel es will;
sondern ich will, ohne in den Naturalismus zu verfallen, der die der
Dichtung nöthige Idealisirung ausschließt, die Poesie durch Einführung von
scheinbar nebensächlichen Details vielseitiger gestalten. Denn wenn sie
auch Flügel hat, um sich über das Elend des Daseins hinauszuschwingen,
so ist sie doch nach der antiken Ausfassung eine Muse, deren weiße Füße
bisweilen den Pflanzenteppich unserer Erde streifen; und namentlich die
dramatische Poesie darf, wenn sie uns hinreißen will, nicht immer im

*) Diese Scene habe ich im Folgenden (S. 62) in deutscher Uebersetzung wieder-
zugeben versucht.

*) w. o.

<"page65">

Bereiche der Abstractionen verharren, sondern soll sich bisweilen entschlossen
mitten in die prosaischen Zufälligkeiten unserer Welt hineinstellen.“

Dieses Kunstprincip ist für uns Germanen nichts Neues; Goethe
hat vor hundert Jahren denselben Weg eingeschlagen, nur in umgekehrter
Richtung. Er rang sich von der sinnlichen Einzelerscheinung zur Idee empor
und erreichte dadurch jene Verschmelzung des lebendigen Bildes mit dem
allgemeinen Gesetze, dessen Verkörperung es ist, während Rostand von den
Höhen eines allzu vergeistigten Klassizismus herabsteigt und die Abstraction
zu versinnlichen sucht; – ein neuer, ungewollter Beweis für die Wandlung
des französischen Geschmackes und das Eindringen germanischer Kunst-
elemente in die Kunst der lateinischen Völker, wie wir es ja schon zu Zeiten
der Altromantik hatten. In der „Princesse Lointaine“ freilich haben sich
diese heterogenen Elemente noch nicht harmonisch durchdrungen und sind
darum zu keiner einheitlichen Synthese gekommen, wenn auch Rostand selbst
erklärt hat: „Die Princesse Lointaine ist von allen meinen Dramen das-
jenige, auf das ich am stolzesten bin.“

Glücklicher mischt sich die charakterisirende Milieuschilderung des
germanisch-romantischen Dramas mit dem rhetorischen Schwunge der klassi-
cistischen Pathosscenen in der „Samaritaine“, die unter Rostands Werken
einen besonderen Platz einnimmt. Man steht hier einem einheitlichen
Ganzen gegenüber, das eine wirkliche Handlung mit sehr einfacher Linien-
führung hat. Die Fabel entstammt natürlich der Heiligen Schrift. Inter-
essant sind Rostands eigene Angaben über ihre Entstehung. „Ich las,“
sagt er in dem vorgenannten Interview, „eines Tages im Johannes-
evangelium die Stelle: Er mußte aber durch Samaria reisen. Da kam
er in eine Stadt Samarias, die heißt Sichem – bis zu dem Passus:
Da ließ das Weib ihren Krug stehen und ging hin in die Stadt und
spricht zu den Leuten: Kommet, sehet Einen, der mir gesagt hat. Alles,
was ich gethan habe, ob er nicht Christus ist. Da gingen sie aus der Stadt
und kamen zu ihm. – Ich hatte das Ganze mit dem Hintergedanken gelesen,
ob es sich nicht zum Stoff für ein Drama eignete. Bei der letzten Stelle
ging mir ein Licht auf, und ich empfand zum ersten Male die tiefe Wahrheit
und Erhabenheit dieser schlichten Erzählung. Und seitdem suchte ich mich
beharrlich in den Seelenzustand dieses Weibes zu versetzen, das zum
Jacobsbrunnen pilgert, um einen Krug frischen Wassers zu schöpfen, und
in Begeisterung und Verzückung zurückkehrt, um dem Volke zu verkünden,
daß es den Heiland getroffen habe. Denken Sie sich Liane de Pougy,
die nach dem Bois (de Boulogne) hinaus spaziert, dem Erlöser
begegnet und spornstracks nach Paris um kehrt, mit dem plötz-
lichen, irren Wunsch im Herzen, ihre Landsleute zu bekehren
und den sie beseligenden Glauben den Anderen mitzutheilen. Und es
gelingt ihr durch die bloße Kraft ihrer Ueberzeugung, durch den glühen-

den Willen ihrer gläubigen Seele, Reich und Arm, Groß und Klein

<"page66">

zu begeistern und die ganze Stadt zur Nachfolge Christi mit sich fortzu-
reißen...“
Die „Samaritaine“ ist vielleicht das einzige Werk Rostands, hinter
dem man keine mehr oder minder verborgene Ironie wittert. Freilich,
die elegante Verssprache, die sentimentalen oder gar erotischen Regungen,
die glänzenden Tiraden des Wanderlehrers Christus am Jacobsbrunnen
und die humoristische Charakterzeichnung der Apostel verleihen diesem bibli-
schen Drama einen prickelnden Reiz, wie es uns ja schon bei Sudermanns
„Johannes“ sonderbar berührt hat, daß das eigentlich Werthvolle und Fesselnde
in diesem Stücke weniger die religiösen, als die, mehr nach dem Berliner
Thiergartenviertel, denn nach Palästina gehörenden sexuellen Scenen sind,
die in dem grausam-wollüstigen Tanz der Salome um das Haupt des
Täufers ihren Höhepunkt finden. Auch die feine Ausgestaltung des Milieus,
die Localfärbung und scenische Gewandtheit hat die „Samaritaine“ mit ihrem
deutschen Pendant gemeinsam, während die Charakterzeichnung und psycho-
logische Motivirung just des pathetischen Bekehrungsactes in der „Sama-
ritaine“ auf recht schwachen Füßen steht. Sie ist durchaus auf den lyri-
schen Grundton gestimmt, und ihre neochristliche Tendenz wurzelt nicht im
Ethischen, sondern im Aesthetischen. Von der katholischen Zeitströmung
erfaßt, die in Maeterlincks Mysticismus ihren edelsten und im Dreyfus-
proceß ihren schimpflichsten Ausdruck gefunden hat, blättert der Dichter
in der Bibel und findet eine Scene, die ihn künstlerisch pact. Die inter-
essante Figur der schönen Sünderin nimmt vor seinen Augen greifbare
Gestalt an, und um die Scene ihrer plötzlichen, unvermittelten Bekehrung
gruppirt sich das ganze Drama. Ein schwüler „Katholicismus des Gefühls“
herrscht vor und gipfelt in dem blendenden Dialog am Jakobsbrunnen,
sowie in der Bekehrungsrede der Samariterin an das halsstarrige, taube Volk.
Eine kurze Inhaltsangabe des Stückes wird das Bild vervollständigen.
Der Anfang, wo die Schatten der Erzväter am Jakobsbrunnen ihr Wesen
treiben, gemahnt ganz besonders an die gespenstisch stimmungsvolle Eingangs-
scene des „Johannes“. Bei Morgengrauen zerfließen die Schemen, welche
die Ankunft des Messias gepriesen haben, und ein Haufe des von den
Römern geknechteten und von den Juden als unrein verachteten Volkes
sammelt sich unter nutzlosem Klagen am Brunnen. In die Schaar dieser
Kleingläubigen und Lieblosen tritt nun der Herr mit seinen Jüngern, und
die Samariter lassen den Juden verächtlich stehen. Die Jünger gehen
dann im zweiten Act auf den Markt, um sich etwas Nahrung zu erfeilschen,
und werden dabei tüchtig überrortheilt. Diese Marktscene mit ihren Ver-
käufern von „frischen Rekikim“ und „Kopher für die Nägel“, mit den
Mädchen und Weibern, die über ihr freudeloses Dasein Klage führen und
der liederlichen Photine scheele Blicke nachwerfen, ist minutiös ausgestaltet.
Photine ist bei Rostand der Name des Weibes, das nach der Schrift vier
Männer gehabt hat und jetzt ein leichtfertiges Buhlerinnenleben führt. Sie

<"page67">

ist soeben mit einem Liebespsalm aus dem Hohen Liede auf den Lippen und
dem Thonkrug auf dem Kopfe zu Jakobs Brunnen gewallt, um Wasser zu
schöpfen, hat den Herrn dort getroffen und ihm anfangs den Trunk ver-
weigert, sich dann aber durch sein wahrsagerisches Wunder und seiner Rede
Gewalt hinreißen lassen, um schließlich, mit den Worten des sündigen Liebes-
liedes auf den Lippen, reuevoll niederzufallen und seine Verzeihung zu erflehen.
Der Herr: Ein jedes Liebeswort, das aus dem Herzen drang,
Ist's meiner auch nicht werth, ist's Stammeln nur geblieben,
So ist's der Ausdruck doch von unbegrenztem Lieben.“
Photine (extatisch): O sprudle, Liebesquell, steig' auf in Glaubensstrahlen!
Der Hoffnungstropfen fall' zurück in goldne Schaalen!
In meinem Herzen sing'! Anstatt mit ödem Sand,
Bestreu' mit Lebenssaat der Seele dürstend Land.“
Dann läßt das Weib seinen Krug stehen, eilt spornstreichs nach der
Stadt zurück und verkündigt mitten auf dem Markt das Evangelium. Erst
wird sie verhöhnt, ja, bedroht; dann aber geschieht ein Wunder: die der
Schrift Unkundige citirt die Worte der Weisen und Propheten. Das Volk
läuft zusammen; Priester schreiten ein und rufen die Römer; aber der horaz-
kundige (!) Centurio läßt das Weib sofort wieder frei, als er hört, daß der
„ungefährliche“ Nazarener es bethört habe; und nun zieht die ganze Stadt
dem Herrn entgegen. Dieser sitzt abseits von den murrenden, kleinmüthigen
Jüngern am Brunnenrande und fastet, während sie ihr karges Mahl ver-
zehren. Als die singende, palmentragende Menge naht, sinken sie ihm reuig zu
Füßen, dann das ganze Volk, und Christus läßt die Kindlein zu sich kommen
und giebt dem hohen Priester durch Kindesmund die abfertigende Antwort
auf seine Frage, heilt Kranke und bekehrt Alle mit frommen und wohl-
lautenden Sprüchen, während die Sonne hinter der Gruppe in glühender
Pracht verscheidet. Zum Schluß spricht Photine in innerer Erleuchtung
das Vaterunser.
Leider läßt die eben erschienene deutsche Uebersetzung von Lina
Schneider*) uns nicht aus dem bedrückenden Gefühl frei, daß man es mit
einer Uebersetzung zu thun hat. Sie ist sauber und fleißig, aber unper-
sönlich und marklos, eine rechte Damenarbeit, die uns von der hinreißen-
den Rhetorik und glühenden Farbenpracht des Originals einen leider recht
abgeblaßten Eindruck giebt. Vor Allem hat Frau Schneider in ihrer ängst-
lichen Anlehnung an den Urtert den französischen Alerandriner deutsch wieder-
zugeben versucht, was freilich eine mehrfache Unmöglichkeit ist. Ein solcher
Vers läßt sich garnicht „übersetzen“. Ganz abgesehen davon, daß der ge-
sprochene Alexandriner sich dank der vielen halbstummen Silben viel kürzer
anhört, als der sechsfüßige Jambus, decken sich beide Verse schon darum
nicht, weil im Französischen der Accent und die Cäsur frei wechselt, während

im Deutschen ein monotones Mühlwerkgeklapper eintritt.
*) Verlag von Paul Neubner, Köln a. Rh. 1900.

<"page68">

„Die Luft ist schwül. Sie naht. Schon seh' ich die Gestalt,
Des seidnen Gürtels Wehn, der flatternd niederwallt.
Ich seh' des Kettenschmucks dreifach geschlung'nen Kranz,
Die Wimpern tief gesenkt auf ihrer Augen Glanz...“
und so weiter drei Acte hindurch. Das ist, wie man mir zugeben wird,
zum Davonlaufen!
Das „Weib von Samaria“ dürfte auf deutschen Bühnen unmöglich
sein, schon weil das Auftreten Christi sich hier verbietet; in Paris indessen
hat das Drama, das von Sarah Bernhard im Jahre 1897 am Renaissance-
Theater creirt wurde, einen ziemlichen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Heine
sagt in seiner „Romantischen Schule“ einmal, das 18. Jahrhundert hätte
das Christenthum in Frankreich, namentlich in Paris, dem „Gehirn Frank-
reichs“, so gründlich „ecrasirt“, daß der Neokatholicismus dort „etwas
Unerhörtes, Frisches und Ueberraschendes“ wäre. Es ist heute dieselbe
Erscheinung wie vor hundert Jahren, und diese „neue Religion“ hat in
dem sündhaften fin-de-siècle Paris wiederum etwas so Plötzliches, Un-
vermitteltes, Gewaltsames, wie die jähe Bekehrung des in seiner Sünden
Maienblüthe stehenden Weibes von Samaria. Aber ebenso plötzlich ist die
religiöse Stimmung wieder verflattert, und Rostand hat sich ohne Gewissens-
pein einem neuen Stoffe zugewandt, dessen Aufführung den europäischen
Erfolg brachte.
Noch während der Arbeit an der „Samaritaine“ ging Rostand auf
Coquelins des Aelteren Anerbieten ein, auch für ihn einmal ein Stück zu
schreiben. Dem berühmten Mimen mit der genialen Stumpfnase hatten
die „Romantischen“ besonders gefallen, und Rostand, der „große Ironiker“,
that ihm den Gefallen, den „Cyrano“ zu schreiben, und nöthigte ihn somit,
das Gewicht eines riesigen künstlichen Riechers zu tragen und auf die
„stumpfnäsigen Mikrocephalen“ von der Bühne herab zu schmähen.
Rostand liebte die Figur des Cyrano schon seit Jahren; er hatte ihn schon
in der Schule andichten wollen, und nun nahm er die alten Hefte wieder
vor und ließ die „Samaritaine“ liegen, um seinem gegebenen Versprechen
nachzukommen. „Cyrano“ wurde noch in den letzten Tagen des Jahres
1897 an der Porte St. Martin zum ersten Mal gegeben und dann 1/2 Jahre
lang nicht vom Repertoire abgesetzt, wie er auch einen der „clous“
des Ausstellungsjahres bilden wird. Rostand ward durch dieses Stück mit
einem Schlag zu einem Stern erster Größe, und an seine Brust heftete sich
das Kreuz der Ehrenlegion, während das Drama seinen an der Seine be-
gonnenen Siegeslauf durch aller Herren Länder fortsetzte und in alle
Cultursprachen übertragen wurde..
Ein Verkleinerer des jungen Olympiers, der Sinn und Zweck einer
gelehrten Arbeit von dem eines Bühnenwerkes anscheinend nicht unterscheiden
konnte und ein witziges Büchlein über die „Erreurs de Documentation
de Cyrano de Bergerac“ geschrieben hat – sein Name, der höher

<"page69">

gehängt zu werden verdient, ist Emile Magne – soll uns die willkommene
Gelegenheit bieten, auf die historische Persönlichkeit des Cyrano mit einigen
Worten einzugehen, ehe wir den dramatischen betrachten, und wir werden
staunen, mit welcher Findigkeit und Anpassungsfähigkeit der Dichter, der
für ein biblisches Drama und für ein Ritterstück mit gleicher Meisterschaft
die richtigen Ausdrücke und Bilder zu finden gewußt hatte, die rührende
Gestalt seines Helden aus dem Zeitalter des roi soleil heraus entwickelt
hat. Vieles freilich hat er fallen gelassen, Vieles weiter entwickelt, Vieles
neu erfunden, um die zerstreuten Daten der Geschichte zu einem organischen
Gesammtbilde zu vereinigen, denn wie er selbst mit Recht sagt, ist „die
Localfarbe keineswegs das Resultat minutiöser Wiedergabe der Einzelthat-
sachen“, und es handelt sich vor Allem darum, den Geist einer Epoche zu
erfassen.
Savinien de Cyrano de Bergerac war vor seiner Erweckung durch
Rostand ein vergessener Mann. Er ist im Schatten Corneilles und Molières
stehen geblieben; mit Letzterem war er gleichaltrig, und Beide hörten als
Studenten bei dem berühmten Mathematiker und Philosophen Gassendi in
Paris, ohne indeß in nähere Berührung zu treten. Dagegen schloß Cyrano
schon auf der Schulbank innige Freundschaft mit Lebret, seinem nach-
maligen Testamentsvollstrecker und Herausgeber seiner Werke, der in unserem
Stücke als ziemlich wortkarger Horatio eine Lückenbüßerrolle spielt. Mit
Lebret zusammen trat er 1638 nach tollen Streichen und schweren Zer-
würfnissen mit seinem Vater in die Nobelgarden-Compagnie des Haudegens
Castel-Jaloux, in der die Cadets de Gascogne, die jüngeren Söhne gas-
cognischer Edelleute, denen nur die Wahl zwischen Kutte und Waffenrock
blieb, den Ton angaben. Eine hitzige, übermüthige, streitlustige Gesellschaft;
in der Cyrano, dieser „Dämon der Tapferkeit“, sich durch seine flinke
Zunge und seinen guten Degen bald hervorthun sollte. Allein seiner langen
Nase wegen soll er sich zehn Mal geschlagen haben, denn er war stolz auf
sie und sagt in seiner „Mondreise“: „Eine große Nase ist das Zeichen eines
geistvollen, ritterlichen, leutseligen, freigebigen, großmüthigen Mannes, eine
kleine dagegen das Zeichen vom Gegentheil“. Diese Thatsache hat Rostand
geschickt aufgegriffen und weiter entwickelt, ja, man kann sagen, daß
Cyranos Nase zum Drehpunkt seines Stückes geworden ist. Lebret be-
richtet uns zwar auch, daß sein Freund im Verkehr mit dem schönen
Geschlecht eine scheue Zurückhaltung bekundet habe; Rostand aber macht
seine Nase zur Klippe seines Liebesglücks.
Schon 1639 rückten die Kadetten zum Kriege gegen Deutschland aus;
Cyrano wurde bei Mouzon und 1640 bei der Belagerung von Arras
schwer verwundet und quittirte deshalb den Dienst, um sich ganz seinen
wissenschaftlichen Studien zu widmen. Bei Arras fiel der Gatte seiner

Cousine Madeleine Robineau, Christian de Neuvillette, und diese ergab
sich darauf ganz den Tröstungen der Religion, ohne indessen den Schleier

<"page70">

zu nehmen. Sie ist später in Gemeinschaft mit der Mutter Marguerite
vom Kreuzdamenkloster und anderen frömmelnden Verwandten bemüht ge-
wesen, den kranken Vetter zu bekehren, denn er war ein kecker Libertin,
einer der ersten Verehrer des Descartes, in dessen Schriften ihn Rostand
vor Arras lesen läßt, und seine Römertragödie „Agrippine“ zog ihm den
Vorwurf der „Gottlosigkeit“ zu, so daß er es in der Folge vorzog, seine
physikalischen und philosophischen Anschauungen in der „Mondreise“ (Voyage
dans la Lune, 1648) und in der Fragment gebliebenen „Geschichte des
Sonnenstaates“ in satirischer Form niederzulegen. Rostand hat aus dem
ersteren Werke mit eben so viel Tact wie Theatersinn geschöpft: er läßt
Cyrano den Grafen Guiche eine Viertelstunde lang aufhalten, bis die Ver-
lobung Neuvillettes mit Madeleine in dem von ihm bewachten Haus voll-
zogen ist, indem er einen Fall aus dem Mond fingirt und durch die
groteske Komik seines geistvollen Unsinns den verblüfften und belustigten
Grafen wirklich festhält. Auch für die Belagerungsscene im IV. Act hat
Rostand Schriften von Cyrano benutzen können. Ebenso ist die Thatsache
verbürgt, daß sein Held hundert Strolche an der Porte de Nesle in die
Flucht schlug und der Marschall Gassion ihm daraufhin anbot, in seinen
Dienst zu gehen, was Cyrano in seinem Unabhängigkeitsdrange jedoch
ausschlug. Wie weit bei jenem Abenteuer die Phantasie der Augenzeugen
übertrieben hat, meldet uns Lebret freilich nicht.
Jedenfalls genoß Cyrano bald einen solchen Ruf, daß Keiner mehr
mit ihm anzubändeln wagte, denn, wie die Kadetten dem Neuling Neuvillette
weismachen:
„Den allerkleinsten Sticheleiversuch
Zahlt man sogleich mit seines Lebens Reste.“
Dafür machte seine zügellose Keckheit sich dann in tollen Streichen Luft: er
verbot thatsächlich dem Schauspieler und Dichterling Montfleury einen
Monat lang das Spielen und ertrotzte vor versammeltem Hause sein Ver-
schwinden von der Bildfläche. Dieser „Teufelstrieb“ schuf ihm natürlich
„alltäglich, stündlich Feinde“, wenngleich der Zauber seiner Persönlichkeit
ihm auch immer wieder neue Freunde gewann und er schließlich, kurz vor
seinem Tode, den Dienst des Herzogs von Arpajon nicht ausschlagen konnte.
Er war erst 35 Jahre alt, als ihn auf dem Heimwege eines Tages ein
tückisch herabgeschleuderter Balken tödtlich verletzte. Er siechte 15 Monate
dahin, und um sein Lager entstand jene schon erwähnte „heilige Ver-
schwörung“, aus deren Bannkreis er sich freilich, anders als im Drama,
kurz vor seinem Tode rettete, um bei einem Freunde auf dem Lande in
Ruhe zu sterben.
Er wurde bald vergessen, dagegen haben Andere mit seinem Pfunde
gewuchert. „Ich war immer Der, welcher einbläst und im Schatten
steht,“ sagt er bei Rostand vor seinem Tode, als sein alter Freund, der
jetzt „Lampenputzer bei Molière“ ist, ihm mit Entrüstung erzählt, daß sein

<"page71">

neuer Herr ihm eine ganze Scene aus seiner Komödie „Le pédant joué“
gestohlen habe. In der That hat Molière zu seinen „Fourberies de
Scapin“ eine Scene dieser Jugendkomödie Cyranos fast wörtlich benutzt,
und Rostand legt seinem Helden mit historischem Rechte die geflügelten
Worte in den Mund: „Was Teufel wollt er nur auf der Galeere?“
Chronologisch unzutreffend ist es nur, daß dieser Diebstahl noch zu Leb-
zeiten Cyranos geschah; er lag damals schon lange im Grabe, als „Scapins
Schelmenstreiche“ über die Bretter gingen. Doch dies ist gerechtfertigte
poetische Licenz, wie auch Alfred de Vigny am Schlusse seines „Cinq-Mars“
ein Zusammentreffen Corneilles mit Milton arrangirt, um eine litterar-
historische Perspective zu eröffnen.
Ganz frei erfunden hat Rostand die vierzehnjährige unglückliche Liebe
seines Helden zu seiner Cousine, die er aus einer alten Betschwester zur jungen
Preziösen macht und an die Cyrano seine „lettres amoureuses“ schreibt.
Diese in Wahrheit an eine wesenlose Geliebte gerichteten Briefe des historischen
Cyrano hat Rostand gleichfalls mit vielem Tact benutzt; sie sind, wie ihr
Schreiber, ein eigenthümliches Gemisch von Barockschwulst und trotziger Ver-
achtung des Zeitgeschmackes, ja von geradezu Rousseau'scher Naturwildheit.
Wundervoll weiß Rostand dieses Schwanken des Standpunktes zu motiviren.
„Dem Herzen,“ sagt sein Held,
„Bind' ich aus Scham den Geist als Maske vor
Und muß mich, wo ich Sterne möchte pflücken,
Aus Angst vor Spott nach Redeblümchen bücken.“
Und dann wieder läßt er das Naturgefühl des Dichters durch die Barock-
figuren seiner schwülstigen Redeweise mit elementarer Gewalt hindurch-
brechen, wie in der einzigen Balkonscene, wo er seiner Geliebten all' die
holden Worte hinaufsendet, „die ihn mit bunter Wildheit überfallen“.
Diese Scene bildet in ihrer hinreißenden Schönheit den Höhepunkt des
Stückes, zu dem ich jetzt übergehe. –
Mit kecken Strichen zeichnet Rostand im ersten Act das Parterre des
Hôtel de Bourgogne, wo es kurz vor der Vorstellung von Baros „Clorise“
noch sehr gemischt zugeht. Beutelschneider bereiten sich auf ihr sauberes
Handwerk vor, Pagen rüsten ihre Angeln zum „Perrückenfischen“ von den
Rängen zu, und andere ergötzliche Scenen spielen sich ab. Wir lernen dann
noch Ragueneau, den Garkoch und Poeten, kennen, sowie Linière, der, schon
halb betrunken, von Christian de Neuvillette mitgenommen worden ist, um
ihm den Namen einer Dame zu nennen, auf die er sein Auge geworfen.
Denn Neuvillette ist erst heute in Paris eingetroffen, um bei den Gascognern
einzutreten, und kennt noch keinen Menschen; die Dame, die er liebt, ist
Madelon Robin, die als Preziöse Roxane heißt. Nachdem Linière seinem
Freunde ihren Namen genannt hat, zieht er in die erste beste Kneipe,

und Neuvillette erfährt bald hernach durch einen ihm nach der Tasche greifenden Dieb, den er in flagranti erwischt, auf die Zusicherung einer wichtigen

<"page72">

Mittheilung hin aber wieder losläßt, von einem Mordanschlag auf Linière, welcher den Grafen Guiche, den Gatten einer Nichte des allmächtigen Richelieu, zur Rache gereizt hat, weil er dessen schnöde Absichten auf Roxane in Verse gebracht hat. Auf diese Kunde hin verläßt Neuvillette den Schauplatz, ohne seine Angebetete gesehen zu haben, um in allen Kneipen ein Billet der Warnung zu hinterlegen. Die Vorstellung beginnt nun, und Montfleury tritt auf, trotzdem wir kurz zuvor erfahren haben, daß Cyrano, der „Edelstein der Menschheit,“ wie sein Freund Lebret ihn nennt, ihm das Spielen für einen Monat untersagt hat. Da plötzlich ertönt, was Lebret längst befürchtet hat, die Stimme Cyranos aus dem Parkett, und nach einem höchst ungestümen Auftritt ertrotzt dieser das Verschwinden des „Schandfleckes“ von der Bühne, worauf er zum Schadenersatz seine Börse auf die Bretter wirft und den Marquis von Valert, eine Creatur des Grafen Guiche, den dieser zum Strohmann für Rorane ausersehen hat, nach einer höchst ergötzlichen Duellscene ins Jenseits befördert. Und dasselbe Publicum, das sich kurz zuvor an Schnitzlers „Freiwild“ aufgeregt und über den „Fall Brüsewitz“ entrüstet hat, lauscht bei diesem Zweikampf andächtig der

„Ballade, welche das Duell betrifft,
Das Herr von Bergerac ausfocht mit einem Wicht“,

einer Stegreifdichtung mit dem schließlich bethätigten Refrain:

„Denn beim letzten Verse stech' ich.“

Nach einer etwas gezierten Bescheidenheitsscene und dem Erscheinen der Duenna Roranes, die ihren tapfren Vetter auf den nächsten Morgen zum Stelldichein bei Ragueneau bestellt, kommt schließlich der total betrunkene Linière wieder und bittet Cyrano um ein Asyl, da er erfahren hat, daß auf dem Heimweg hundert Mordgesellen seiner harren. Aber mit einem: „Du kannst Dich ruhig schlafen legen,“ tritt Cyrano den Gang durch das alte, im Mondscheinzauber liegende Paris an, in gebührender Entfernung hinter ihm das leichte Völkchen der Gaffer und Frauenzimmer, die diesem Nachtgefechte beiwohnen wollen. Sein Muth ist ins Riesenhafte gewachsen im Gedanken an das morgige Stelldichein, denn auch er liebt – seine Base Roxane und hat aus diesem Grund dem „Fettkloß“ Montfleury, der ihr verliebte Augen zugeworfen, das Spielen untersagt.

Der zweite Act führt uns in Ragueneaus Garküche, wo der Koch und Dichter zum Aerger seines Weibes die hungerigen Poeten, seine Freunde, mit den Erzeugnissen seines Gewerbefleißes füttert, während er nicht einmal das Herz hat, die Gedichtbände, die sie ihm als Entgelt verehrt haben, zu Kuchendüten zu verwerthen. Cyrano kommt, vor Aufregung zitternd, und schreibt eine lettre amoureuse, weil er nicht wagt, der Geliebten ins Gesicht zu sagen, was er fühlt. Endlich erscheint Rorane – und Cyrano erlebt die schmerzliche Enttäuschung, daß sie nicht ihn liebt, sondern Neuvillette, der erst gestern bei den Gascogner Kadetten eintrat. Sie hat ihn auch nur

<"page73">

aus diesem Grunde zum Stelldichein gebeten, damit er ihrem Liebling kein Leid anthut, ihm vielmehr seinen Schutz angedeihen läßt und sogar den postillon d'amour spielt. Und der ritterliche Vetter verspricht, was sie verlangt. Die Scene ist schmerzlich ergreifend. Bald kommen die Kadetten, ihren Helden zu beglückwünschen, hinterher das Volk, das Cyrano aber in seinem Schmerze unwirsch abweist, ebenso Guiche, der ihn einlädt, beim Marschall Gassion Dienste zu nehmen und dem Cardinal, seinem Onkel, dessen Gunst er ihn empfohlen habe, seine „Agrippine“ zu bringen. Aber stolz weist Cyrano seine verlockenden Vorschläge ab und legt ihm die von den johlenden Kadetten angebrachten Hüte der gefallenen Strolche, die Guiche gedungen hatte, vor die Füße. Als der Graf wüthend gegangen ist und Cyrano seinen Männerstolz gegen Lebrets Vorwürfe vertheidigt, sagt dieser bedeutungsvoll:

„Ruf laut, welch bittrer Stolz Dein Herz umgiebt,
Doch leis gestehe, daß sie Dich nicht liebt.“

Inzwischen fordern die Kadetten, die den Neuling Christian zu ängstigen versucht haben, Bericht über den Vorgang an der Porte de Nesle, und Cyrano giebt ihn, wird aber in einem fort durch Anspielungen Christians – der den Bangemachern seine Unerschröckenheit bekunden will – auf seine Nase unterbrochen. Er muß sich nun doppelt bemeistern und schickt schließlich den ganzen Schwarm hinaus, um mit Christian allein zu sein. Aber das „Entsetzliche“, das die Kadetten prophezeien, geschieht nicht, vielmehr schließt Cyrano mit dem Liebhaber seiner Geliebten Freundschaft und erbietet sich sogar zum Briefschreiber, um wenigstens den Triumph zu haben, daß es seine Worte sind, die die Preziöse liest, und Christian nimmt das Anerbieten gerne an, da er, der Provinz-Junker, sich auf die preziöse Sprache, auf die es doch bei Roxane vor Allem ankommt, garnicht versteht. Mit einem Knalleffect schließt der Act in Gestalt einer Ohrfeige, die Cyrano einem Musketier austheilt, weil er, über die plötzliche Duldsamkeit Cyranos erstaunt, durch Anspielung auf seine Nase in Christians Fußtapfen zu treten gewagt hat...

Dritter Aufzug. Vor Roranes Haus. Cyrano, der mit zwei Pagen erscheint, erlebt den kargen Triumph, die beseligende Wirkung seines Liebesbriefes auf Rorane zu erfahren, den diese natürlich von Christian verfaßt meint. Dann tritt Guiche auf, während Cyrano ins Haus flüchtet. Er will Abschied nehmen, denn es geht ins Feld, und bittet sie vor seinem Scheiden um ein Zeichen ihrer Gunst, das sie ihm anscheinend giebt; zum Dank hierfür hält er auf ihre Bitte hin den Marschbefehl für die Kadetten zurück, angeblich weil Roxane den streitlustigen Cyrano ärgern will, in Wahrheit aber, um Christian in Paris zu behalten.. Als der leichtgläubige Graf abgetreten ist, erscheint Cyrano wieder und trifft sich mit Christian, der

indeß erklärt, mit der Preziösen ohne seine Schreiber- und Soufflirdienste jetzt
allein fertig werden zu wollen. Der Erfolg bleibt nicht aus: Roxane läßt

<"page74">

den Wortkargen gelangweilt stehen und verschwindet ins Haus. Nun muß
dann doch Cyrano dran. Erst soufflirt er unter dem Balkon her, auf dem
Rorane erscheint, dann, als dies doch nicht recht glücken will, vertauschen sie die
Plätze, und nun steht Cyrano vor der Geliebten „wie im Traum". Nun
zieht er alle Register der Leidenschaft auf; nun spricht er nicht mehr „durch
des Andern Wohlgestalt", sondern selbst; nun kann er ungeheuchelt froh-
locken, „daß durch die Nacht Dir meine Seele naht". Und wenn dann
auch Christian den Liebeskuß erntet, so sind es doch seine Worte, die sie
auf fremden Lippen küßt... Plötzlich erscheint ein Kapuziner, ein Bote
Guiches mit einem Briefe, in dem dieser die Geliebte anfleht, ihm Einlaß
zu gewähren, da er noch im Kloster weile und die Truppen habe allein
ziehen lassen. Rorane liest dem Kapuziner jedoch etwas ganz Anderes vor,
nämlich – und hiermit beginnen die bisher noch erträglichen Bühnentrics
peinlich zu werden – daß er das Pärchen, Rorane und Christian, trauen
solle, was sogleich geschieht, während Cyrano draußen den Liebeswächter
spielen muß... Bald erscheint Guiche. Er muß um jeden Preis auf-
gehalten werden. Schnell entschlossen klettert Cyrano über den Balkon, an
dessen Brüstung ein Anderer für ihn den süßen Lohn empfing, in den
alten Baum vorm Hause und läßt sich von da oben dem verblüfften
Grafen vor die Füße fallen, als ob er aus dem Monde fiele. Und wie
Rostand eben eine romantische Balkonscene geschaffen hatte, die, wäre die
Situationskomik mit ihren Verwechselungscoups in dieser leidenschaftdurch-
tränkten Scene nicht fast beleidigend, an die unsterbliche Balkonscene
zwischen Romeo und Julia gemahnen würde, so leistet er jetzt noch einmal
ein artistisches Meisterstück: es gelingt dem geistesgegenwärtigen Provençalen,
durch Annahme seines heimischen Accents unerkannt zu bleiben und durch
die bizarren Künste seines witzigen Kopfes den zugleich verwirrten und be-
lustigten Grafen aufzuhalten, bis das getraute Paar herauskommt...
Nun spielt Guiche, um sich zu rächen, den Marschbefehl für die Kadetten
aus, der Neuvermählte muß sogleich ins Feld und wird Cyranos Huld an-
empfohlen, der täglich sorgen soll, daß er auch schreibt...
Der vierte Act führt uns ins Feldlager vor Arras mitten unter die
hungernden, murrenden Kadetten, die Cyrano nur dadurch aufzumuntern
vermag, daß er den alten Pfeifer heimische Weisen spielen läßt. Er selbst
vertreibt sich die Zeit durch Studien im Descartes und die Lectüre des
Homer; auch schreibt er, z. T. ohne Christians Wissen, tagtäglich zwei Liebes-
briefe, die er jedesmal selbst mit Todesverachtung durch die spanischen
Posten hindurchträgt. Nachdem so der Worte genug gewechselt sind, läßt
Rostand uns auch Thaten sehen. Ein Intriguenspiel zwischen Guiche und
den Kadetten, insonderheit Cyrano, entspinnt sich, und zur Strafe für ihre
Bosheiten ersieht der angezapfte Graf den Posten der Kadetten zum Centrum
des bevorstehenden feindlichen Angriffs aus. Wir fühlen also den Boden unter
unseren Füßen heiß werden – als plötzlich Roxane, von den ritterlichen

<"page75">

Spaniern durchgelassen, in hoher Carosse ankutschirt kommt, die ihre Speise-
kammer bald den hungernden Mäulern aufthut. Auf dem Bock sitzt Ragueneau,
der Koch und Dichter, das komische Seitenstück Cyranos, dem sein Weib
mit einem Musketier durchging, wie jenem die Liebste mit Neuvillette, und
dem sein Laden verkrachte, wie Cyrano das Leben mißlang und selbst der
Tod noch mißlingen sollte. Nebenbei gesagt, die einzige etwas individualisirte
Nebenfigur, denn Lebret ist ein Statist, Roxane so unbedeutend, daß man
Cyranos eigensinnige Leidenschaft zu ihr kaum versteht, und Guiche ein ganz
conventioneller Intrigant, als welcher er sich eben erst so recht gezeigt hat.
Jetzt freilich reut ihn seine Bosheit heftig; er will Rorane zur Flucht be-
wegen, wird aber durch ihre Standhaftigkeit hart gestraft und muß nun
den durch seine eigene Willkür gefährdeten Posten der Ritterlichkeit halber
selbst mit vertheidigen. Darob hoch erfreut, jubeln ihm die Kadetten zu,
weil er doch ein „echter Gascogner" wäre, während Cyrano seinen Rivalen
bei Seite zieht, um ihm zu sagen, daß er öfter geschrieben habe, als er,
Neuvillette, wisse, und Roxane erklärt gleich darauf, sie würde ihn dieser
schönen Briefe wegen auch lieben, wenn er häßlich wäre. Da will Christian
ihr Alles sagen und sie zwischen Beiden wählen lassen – als der Angriff
erfolgt, Christian unter den Ersten fällt und Cyrano, um dem Sterbenden
den holden Wahn zu lassen, zum zweiten Male auf Alles verzichtet und ihm
ins Ohr raunt, er habe Roxane Alles gestanden, und sie liebe nur ihn, den
Sterbenden. Und während Guiche die ohnmächtig über der Leiche zusammen-
brechende Roxane beschirmt, stürzt Cyrano voll Schmerz und Grimm in's
Kampfgetümmel, um seine nun auf ewig verlorene Liebe, seinen Freund und
seinen gefallenen Hauptmann zu rächen. Im Flintengeknatter declamirt
er das Lied von den Gascogner Kadetten, mit dem er einst in Ragueneaus
Garküche vor Guiche geprahlt hatte, und schaart das tapfere Häuflein um
seine Lanze, an deren Spitze als Flagge Roranes Schnupftuch flattert...
Der letzte Act ist ganz Stimmung, weil er keine Handlung fortzusetzen
und zu Ende zu führen hat. Wir sind im Kreuzdamenkloster, wo Rorane
lebt, ohne zwar den Schleier genommen zu haben, und den alten Freund
allwöchentlich sieht, ohne je sein schmerzliches Geheimniß zu ahnen. Guiche
erscheint noch einmal als Herzog, ein müder Mann, der trotz seiner äußeren
Erfolge den in Armuth lebenden, aber freien und gewissensreinen Cyrano
ein wenig beneidet und Lebret freundschaftlich räth, für das in Gefahr
schwebende Leben seines Freundes zu sorgen, denn „Vielen that er weh".
Gleich darauf berichtet Ragueneau von der Katastrophe, und schließlich er-
scheint Cyrano selbst mit tief in die Stirn gedrücktem Hut, um seiner von
der Stickerei kaum aufschauenden Freundin die gewohnte Wochenchronik zu
berichten. Er ist am Kopfe tödtlich verletzt, bezwingt aber spöttelnd seine
Schmerzen und erbittet unter Scherzen, deren tragischen Grundsinn Roxane

nicht erräth, die Erlaubniß, Christians letzten Brief zu lesen, den sie auf der
Brust des Sterbenden fand. Er liest ihn laut, obschon es Abend ist, denn

<"page76">

er kennt ihn Wort für Wort, und verräth dadurch Roranen das vierzehn
Jahre in treuer Brust bewahrte Geheimniß, das er auch im Tode noch
nicht preisgeben will. Mit gezücktem Degen erwartet er den Tod und
stirbt mit einem fiebernden Streich gegen Dünkel, Menschenfurcht und über-
lebten Brauch. Sein einziger Stolz ist sein unbefleckter Wappenschild.
Für sich betrachtet, ist auch dieser Schlußact virtuos geschrieben und
voller Stimmungszauber. Die Symbolik des Herbstabends mit dem fallenden
Laube, das sich noch im letzten anmuthvollen Fluge sonnt, die bittere Wahr-
heit hinter Cyranos Komödienspiel, die Entrüstung Ragueneaus, der seine
Lampenputzerstelle bei Molière wegen der, seinem alten Herrn gestohlenen,
Scene im „Scapin" aufgeben will, das Geständniß Cyranos durch Vor-
lesen des eigenen Abschiedsbriefes im Dunkeln, der Moment, wo er den
Hut abreißt und sein verbundenes Haupt zeigt:
„Und heute, Samstag in der Abendstunde,
Fiel Herr von Bergerac durch Meuchelmord,"
endlich das Orgelspiel der sich zur Betstunde aufthuenden Klosterkapelle, ge-
rade als der Tod dem Schwergetroffenen naht, das Alles sind durchweg
stimmungsvolle lyrische Einzelbilder von mächtiger Wirkung. Aber auch sie
können nicht darüber hinwegtäuschen, daß es dem Acte an einer eigentlichen,
mit innerer Nothwendigkeit fortschreitenden und in sich geschlossenen Handlung
gebricht.
„Cyrano" ist ein dramatisirtes Charakterbild, das Rostand nach
eigenem Geständiß „für Coquelin" geschrieben hat, aber kein Drama. Es
steht und fällt mit dem Helden und – wie ich schon sagte – mit seiner
Nase. Die Nase ist Cyranos einziger Gegenspieler, der seine Pläne kreuzt;
sie allein ermöglicht die Conflicte, und ohne sie wäre das Stück hinfällig.
Durch sie kommt aber auch jene Zwiespältigkeit der Empfindungen, jene
verborgene Ironie aller Situationen und Handlungen, die wir schon in
den früheren Stücken Rostands bemerkten, recht eigentlich in diese „comédie
héroique", wie der Dichter sein Drama bezeichnender Weise nennt. Es
ist eine virtuose, mit den eigenen Empfindungen spielende fin-de-siècle-
Kunst, welche den Doppelsinn, die Maske, die Ironie und Selbstverspottung
liebt und nur hin und wieder einmal zum Naiven zurückkehrt, um dann
mit ihrem „komischen Heros" zu seufzen:
„Ein einz'ger Blick empor zu den Gestirnen,
Und unser künstlich Feuerwerk verblaßt"...
Eine allzu künstliche Kunst, die gern Alles auf Schrauben stellt und
die Devise l'Art pour l'Art auf ihren Schild schreibt, eine Kunst, die
jeden Stoff zunächst als Gelegenheit benutzt, schöne Verse darauf zu machen,
und die abgefeimtesten Theatercoups an ihm wahr zu machen, eine über-
sättigte, überreife, spöttische Kunst, die nur selten das Sonnenlicht heißer,
unmittelbarer Empfindung ausstrahlt, dafür aber desto häufiger das Brillant-
feuerwerk des esprit leuchten läßt.

<"page77">

Diesseits des Rheines ist der markanteste Vertreter dieses „Barokstils"
Friedrich Nietzsche; aber er ist bis jetzt nur von einem beschränkten Kreise
raffinirter Genußmenschen „goutirt" worden, während in dem überreifen
und übercultivirten Frankreich Rostands „Cyrano" mit Jubel begrüßt und
damit durch ganz Europa hin weiter empfohlen wurde.
Der junge Künstler hat mit dreißig Jahren spielend einen europäischen
Erfolg errungen; er hat nicht dreißig Jahre lang, wie Wagner oder Schiller,
mit dem „Widerstand der stumpfen Welt" kämpfen müssen; er ist ein
siegender Apoll, dem sich alle Pforten bereitwilligst öffnen. Und doch hält
er nichts von dem Beifall der Menge und der Großen dieser Welt,
deren Lob, wie Cyrano sagt, sich nicht messen kann
„Mit meiner Selbstbelohnung, wenn ich still
Mir eingestehen darf, es ist gelungen."
Rostand ist denn auch nicht gleich mit neuen Thaten auf die Welt
der Bretter gestürzt, um die dort liegenden Millionen einzuheimsen, sondern
er hat sich drei Jahre lang in die Stille zurückgezogen, um sich in einem
inneren Umwandlungsproceß einem modernen Stoffe zuzuwenden. Anfang
März dieses Jahres wird Sarah Bernhard in ihrem eigenen, neu ge-
gründeten Hause selbsteigen den jungen Herzog von Reichstadt ereiren, den
Sohn des großen Napoleon und Helden des neuesten Rostand'schen Dramas
„L'Aiglon."
Edmond Rostand ist, wie ich sagte, vornehmlich ein Artist. Aber er
benutzt die Leichtigkeit seines Schaffens nicht zur bequemen Mache und ewig
gleich bleibenden Manier, sondern er sagt mit Nietzsche: „Nur wer sich wandelt,
ist mit mir verwandt", und sucht sich immer größere Hindernisse, um
sie zu überwinden. Dieser junge Prinz aus Genieland, der durch keine
Beweihräucherung angekränkelt und von Künstlerstolz und Künstlerehrgeiz
erfüllt ist, verspricht uns also noch manche anmuthige, manche bedeutsame Gabe.

<"page78">

E-ST-
Die Prinzessin im Mohrenlande.
Von
Edmond liostand.
Deutsch von Fr. von Oppeln-Bronikowski.
TDritter ACt.
Siebente Scene.
Ein Prunksaal im Palaste in halb romanischem, halb orientalischem Stil. Im Hintergrund ein
breites Fenster mit dem Ausblick auf Terrassen, hinter denen Meer und Himmel sich berühren. Rechts

im Mittelgrunde eine große offene Thür, durch die man auf einen schimmernden Säulengang mit Wasser-
künsten blickt. Links eine Porphyrtreppe, an ihrem oberen Ende eine schwere goldene Thür. Die
schimmernden Marmorfliesen des Bodens und die Stufen der Treppe sind nicht mehr, wie am Morgen,
mit weißen Lilien, sondern mit rothem Rosenflor bedeckt. Ein Divan mit vielen Kissen zur Seite. Schwüler
Nachmittag.
Bertrand (eintretend): Im Festschmuck prangt das Schiff, zur Fahrt bereit.
Die Fergen harren...
„M2elissinde (für sich): O Versuchungspein!...
Bertrand: Ihr blickt mich groß und traumverloren an,
Und Eure Hand spielt fiebernd am Geschmeid.
„Melissinde: Vielleicht ist's etwas, das mich halten kann,
Euch nicht zu folgen...
Bertrand (schnell): Mein, es kann nichts sein!
„Melissinde: Und dennoch zaudr' ich bang; mir bebt das Herz.
Wenn ich nun Jemand liebte?
Bertrand (heftig): Ihr? O nein!
„Melissinde: Wie schön gesagt! Und doch, es ist kein Scherz.
Ich lieb', und was mich hält, ist Lieb' allein.
Bertrand (auffahrend): Ihr liebt! So!... Wen?... Ich bring' ihn um zur Stund!
„Melisfinde: Ihr thut es nicht, wird Euch sein Name kund.

<"page79">

Bertrand (außer sich): Sein Name! Sagt!...
„Melissintde: Muß ich?
Bertrand: Ja!
Melissinde (mit schmachtendem Blick auf ihn zuschreitend): Muß ich?
Bertrand (bestürzt zurückweichend): Mein!
Sagt nicht den Mamen! Sagt den Namen nicht.
Denn ist es der... (sein Schwert ziehend) Den trifft zuerst die Pflicht!
„Melissinde: Thut Euch kein Leids, da ich noch keinen nannte!
Bertrand (läßt das Schwert sinken): Ehrloser Ritter, der die Treue brach!
JMelissinde: Ihr seid nicht ehrlos!
Bertrand : Ach, mein Herz entbrannte
Bereits.
Melissillbe: Mich ehrt's, zeiht Ihr Euch solcher Schmach!
Bertrand: Ich mag nicht einen Sterbenden betrügen!
O folge mir, nicht schlecht ist ja Dein Herz!
Melissinde: Drum eben bleib' ich. In den letzten Zügen
Den Freund erschaun und zwingen meinen Schmerz –
Das kann ich nicht. Ich weiß zu wohl, ich finge
Mich in des falschen Edelmuthes Schlinge!
Denn lange, Bertrand, wisset, war er mir
Ein Gott. Ich fühl's und seufze nun. Er war
Mein bessres Ich. Das schlechtre, ach, seid Ihr!
Drum, soll ich Dir gehören – nimmerdar
Darf ich in's Aug' ihm schaun und zu ihm gehen –
Doch wenn Ihr fürder wollt darauf bestehen...
Bertrand: Ich will... Ich weiß nicht... Rndel... holdes Weib !
Nein, schaue mich nicht an so minniglich ! (sich abwendend)
O dieser Blick aufs Meer, er tödtet mich!
„Melissinde (eilt an's Fenster, schlägt es zu und lehnt sich dagegen):
Nun ist nichts mehr zu sehn. Mit Seel' und Leib
Bist Du nun mein. – 's ist zu und Miemand sieht!
Vergessen wir! – Ist mein Palast nicht schön?
Schlürf' ein den Balsam, der die Luft durchzieht!
Und nimmer, nimmer sollst Du von mir gehn! –
Gluthrothe Rosen, schau, bedecken heiß
Den Grund, der sonst von kalten Lilien weiß.
– 's ist zu, das Fenster, sag' ich; fürchte nichts! –
Der Träume blasse Blum' ist nun vertauscht
Mit Liebesflor! – So finstren Angesichts?
O nicht! Was wissen wir? Was ward uns kund?
Wir fragen Keinen. Mir zu Füßen rauscht
Dein Leben hin. Wahr ist nur unser Bund.
Was wäre zu bereun? Wo Grund zur Furcht?
Wer sagte, daß Rudel im Schiff dort ruht ?
Kein Mensch; und nichts ist echt als unsre Gluth.
Vor'm Fenster draußen zieht sich tiefgefurcht
Die blaue Bucht in goldner Berge Rund.

<"page80">

Bertrand:
„Melissinde:
Bertrand:
„Melissinde:
Bertrand :
„Melisfinde:
BertrfInd:
„Melissinde:
Bertrand:
„M2elissinde:
Bertrand:
„M2elissinde:
Bertrand:
Kein ankernd Schiff darin... Und wird das Fenster
Einst aufgethan, so lacht man der Gespenster,
Die blöde Furcht am hellen Tage sah.
Der Spuk ist fort, und die Geschichte da
Vom schwarzen Segel, das gehißt soll sein, –

Ein Märchen, Bertrand! – Laß das Fenster zu!
Und denk an garnichts, Vielgeliebter Du.
Dann droht uns kein Entsetzen mehr herein
Vom Fenster dort. Sieht's denn bedrohlich aus?
Sieh nur, es lacht von Gold und Elfenbein...
Mur immer von dem Fenster redet Ihr!
Sehr falsch! Ich spreche schlecht. – Ich liebe Dich!
Laß uns von Dir nur reden und von mir!
Wie schön an Deinem Hals dies Schmuckstück sich
Abhebt! Wohl ein Geschenk?
Joffroy Rudels...
Je nun, so reiß es ab.
() Bruder mein!
Daß ich gefiel, macht Deines Schmuckes Schein!
Du konntest kommen ohne seinen Schmelz,
Zerfetzt, beschmutzt den Rock von Mord und Brand,
Den kecken Wagehals zurückgewandt,
So hätt' ich ihn mit Küssen Dir geschmückt.
Zeig mir Dein holdes Aug! Weich nicht zurück.
Wenn Du zur Erde schaust, so lügt Dein Blick.
Du weißt...
Daß Deine Stimme mich berückt...
(Das Fenster wird plötzlich von einem Windstoß aufgerissen.)
Der Seewind hat das Fenster aufgerissen!
Das Fenster auf!
Geh', schließ es!
Nein, mir graut,
Ich sehe sie das schwarze Segel hissen.
Es schließt sich leicht. Nur nicht hinausgeschaut.
Wie brächt' ich das zu Wege!
„Melissinde (steht auf und schiebt sich an der Wand entlang zum Fenster):
Geh' nur nicht
Von vorn herzu... Bleib' an der Mauer dicht...
(Sie geht an der Wand entlang nach dem Fenster, zögert einen Augenblick, wagt es nicht zu schließen und weicht mit kleinen Schritten wieder zurück. Dann sinkt sie neben Bertrand auf den Divan.)
„Melissinde:
Bertrand :
„Melissinde:
Je nun, hier bleib' ich. Hier ist nichts zu sehen.
Hier laß in Minneseligkeit uns ruhn
Und thun, wie Alle, die im Glück sind, thun...
Du meinst?
Daß alle Glücklichen auf Erden
Von einem Fenster so beängstigt werden
Und an dem Hauch, der ihre Seel' umweht,
Aufschaudernd fühlen, daß es offen steht.

<"page81">

Doch tief ins Pfühl vergraben, sehn sie nicht.
Denn sähen sie, sie säh'n das Schiff der Pflicht,
Das finst're, das sie fortruft vom Ergetzen.
Und wär's zu spät, säh'n sie die schwarzen Fetzen
Am Maste flattern, quälend ihr Gewissen...
Drum stellen sie sich todt in ihren Kissen.
Denn Keiner gern den süßen Glückstraum mißt,
Den jeder Blick durchs Fenster kann vernichten,
Keiner gern hört, daß er ein Mörder ist. –
So laß auch uns in's weiche Pfühl uns flüchten!
(Sie umschlingt ihn und zieht ihn zu sich in die Kissen.)
Bertrand : Gut, bleiben wir! Doch ach! unselig Weib,
Vermagst Du dies? Hast Du die Herzensruh',
Die nöthig ist zu solchem Zeitvertreib?
Der Himmel gab uns nicht die Kraft...
Melissinde: Wozu?
Lieb' ich Dich nicht?
(Froher Lärm dringt von draußen herein.)
Bertrand (zitternd): Was ist?
Melisfinde: Man lärmt und spricht
Auf der Terrasse. Knappen sind's, Gesinde...
ZStimmen (draußen): Eins... Drei... Acht!...
Melissinde: 's ist nichts! Hörst Du nicht?
Am Knöchelspiel erlustigen sie sich.
Die Stimmen: Trala! Die Sonne lacht...
Bertrand:. G) Melissinde!
Welch gute Fee hieß so prophetisch Dich
Mach Deinem Honigmund und goldnem Haar!
TDie Stimmen: Wie schön das Meer ist. – Schaut, o schaut!!
Bertrand (zitternd): Mein Christ!
Was mag es sein?
Melissinde: Was weiß ich, was es ist!
Stimme: Seht Ihr das Schiff?
Bertrand:. Vom Schiff die Rede war!
Melissinde: Ei, hör' nicht zu!
Bertrand: Jch kann nicht! Diese Stimmen...
Melissinde: Ich höre nichts... Was rufen sie?
Bertrand (entmuthigt): Du siehst!
Melissinde: Nun ja, ein Schiff, was weiter, seh' ich schwimmen.
Stimme: Schaut nur, das schwarze Segel ist gehißt!
(Bertrand und Melissinde in tiefer Bewegung.)
Ich geh' zum Hafen. He da, kommt Ihr auch?
(Geräusch von Stimmen und Schritten, die sich entfernen. Bertrand und melissinde wagen sich nicht mehr anzublicken und lösen ihre Umarmung langsam. Langes Schweigen.)

Melissinbe (mit erstorbener Stimme): Mun..
Bertrand: Mun? Was? ,.. Michts!...
(Er greift mechanisch nach Melissindes Gürtel, der auf dem Kissen liegen geblieben ist, und athmet seinen Duft ein.)

<"page82">

Bertrand:
„Melissinde:
Bertrand:
„Melissinde:
Bertrand:
„Melissinde:
Bertrand:
„Melissinde:
Bertrand:
Melissinde:
Bertrand:
„Melissinde:

Gar hold ist dieser Hauch!
Was sagtet Ihr doch eben, das es ist?
Jch... Ambra.
Euer Gürtel sei geküßt!
O holder Gürtel... (Er wirft sich plötzlich mit wildem Schluchzen zu Boden.)
Oh! Oh! Fließt, ihr Thränen!
Todt ist er, todt! Mein Freund und Bruder todt!
Dahin! Was that ich! Unerfüllt sein Sehnen,
Sein Traum!... Was that ich, weh, auf Dein Gebot!
Entsetzlich!... Immerhin nun hab' ich Dich!
Der ihn verrieth! Ein würd'ger Buhle, traun!
Verrath aus Liebe ziert Dich sicherlich...
Nichts Großes ist an meiner Schuld zu schaun!
Ich bin kein Held, der stolz auf sein Vergehen,
Ein Kind, das keinem Reiz kann widerstehen,
Ein Schwächling, der zum eigenen Verdruß
Sich blöde für und für verrathen muß,
Der jedem Eindruck ohne Wahl verfällt
Und leicht mißleitet wird von aller Welt!...
Ja, diesen Morgen war ich heldenhaft. –
Mun bin ich einem Balsamduft versklavt!
Ein Knecht des Augenblicks – ich kenne mich!
Du hast mich, sagst Du. Mun, dann irrst Du Dich.
Ein Blatt im Winde hast Du, einen Dichter,
Ein flüchtig Maß, darin der Stunde Lichter
Sich spiegeln.
Eure Reue macht Euch irr.
Sie zeigt, daß ich nicht zu den Recken zähle,
Die adeln können ihre Schuld und Fehle;
Die Reu' ist meine Schwäche für und für!
Ich bin so schwach, daß ich von allen Dingen,
Ob gut, ob schlimm, nichts kann zu Ende bringen.
Mit gutem Vorsatz lauf ich herrlich an –
Und kann doch nicht beharren als ein Mann!
Um sie zu brechen, hielt ich lang die Treue
Und frevle nun, was ich umsonst bereue!
Bertrand...
Ha, daß auch Dich der Abscheu füllte,
Daß ich zum Greul Dir würde, so wie mir,
Weil ich durch Künste mich, durch bösgewillte,
Verführen ließ und Deine Laune Dir.
Ha, nur ein lüstern Weib stell' ich ihm dar?
Ward er für diesen Frevel und die Reue,
Nicht holden Lohn's, und für gebroch'ne Treue
Nicht einer heißen, hoben Gluth gewahr?
War ich allein in holden Traumes Bann?
Ward darum nur das Grausige gethan?

<"page83">

Bertrand (außer sich): Ja, Du hast mich verdorben, Du...
(Er stürzt schluchzend auf die Kniee.)
Q) nein!
Das meint' ich nicht! Weh, kannst Du mir verzeih'n!
Von Allem, was geschah, heilt mich Dein Mund.
Entzieh' mir Deine Lippen nicht zur Stund'
Dein goldenes Haar bedecke meine Pein;
Ich kann und will nicht fürder einsam sein!
Melissinde: Zu spät! Laß ruh'n die schmählichen Gefühle!
Weh, darum ist das Grausige geschehen! –
Und kann ich Dich, Unseliger, denn schmähen,
Wo ich noch tiefer mich entzaubert fühle?
Vergessen fand ich nicht an Deiner Brust,
Zwiespältig blieb mein Herz des Grams bewußt.
O Seele, Du Unstäte, wo und wann
Triffst Du den höchsten Frieden jemals an?
Unsterblich hungernd, ewig dursterfüllt –
Wo ist das Brod, die Quelle, die Dich stillt?
Bertrand: Vorüber Alles...
Melissinde: Alles...
Bertrand: Melissinde!

Melissinde: Q) Bertrandl
Bertrand: Sicher war sein Tod nicht linde!
Melissinde (ans Fenster eilend): Otheurer Todter! Geh' nicht in's Gericht
Mit uns'rer Schuld!
(mit lautem Ruf)
Bertrand! Das Segel dort
Jst weiß.
Bertrand: Q) Gott!
Melissinde: Und hörten wir denn nicht ,..
Bertrand (der gleichfalls an's Fenster geeilt ist):.
Vom Trauerschiff, das mit dem Sarg an Bord
Des grünen Ritters nach Byzanz entfloh.
Doch unser Schiff wiegt auf der Fluth sich froh
Mit weißen Segeln!
Melissinde: Weiß am blauen Himmelszelt!
Ein Schimmer der Vergebung, winkt's von fern.
O Gott, noch lange laß es so bestellt!
Dies weiße Segel ist mein höchster Stern!
O Liebespflicht, der ich mich widersetzt,
Ich folge Dir! Joffroy, die Stunde naht.
Ich komme, Freund! Du bist mir werther jetzt,
Als alles Böse, das ich fast Dir that!
»-ÄF.
(Ab.)

<"page84">

(Ein Rückblick.

Von
Häudolf Hitlein.
– Berlin. –

enn wir jetzt, an des Jahrhunderts Neige, noch einmal einen
Rückblick werfen auf die Geistesphase der letzten Generation,
deren Werke typisch für das verflossene Jahrhundert, so kommen
wir zu dem Resultat, als das hervorstechendste Merkmal nach wie vor den
„naturwissenschaftlichen Geist“ hinzustellen: er hat geherrscht, trotz der
Evolution des Gemüthes, die im Neu-Idealismus, der Kunst des letzten
Vierteljahrhunderts, ihre Verkörperung fand, und gerade weil er geherrscht,
ist diese Kunst nicht das geworden, was wir von ihr hofften, weswegen wir
hoffend und voll Sehnsucht in das neue Jahrhundert eingehen, mit dem
stillen Wunsche auf Erfüllung unserer Hoffnungen und Wünsche.
Der naturwissenschaftliche Geist drückte nach wie vor unseren Werken
den Stempel auf und war die Ursache des Unterschiedes unserer Werke
gegenüber den Werken der Alten, von denen sie sich unterschieden wie die
moderne Naturwissenschaft von ihrer Vorgängerin Philosophie, von denen
sie sich unterschieden wie der Blick auf's Einzelne vom Blick aufs Ganze.
2: 2:
2:
Daß um die Mitte unseres Jahrhunderts zwei Männer, Taine und
Zola, die Formeln aufstellten, um den naturwissenschaftlichen Geist zum ersten
Mal systematisch in Kritik und Kunst einzuführen, muß als ein schüchterner
Versuch des langsam sich entwickelnden Menschengeistes betrachtet werden,
gegenüber den kühnen Launen, die sich die Natur hin und wieder gestattet;
in welch einer sie an den Anfang unseres Jahrhunderts einen Mann stellte,
der alles Kommende vorwegnahm, in sich und seiner Production die ganzen

<"page85">

Phasen der modernen Seele, der modernen Kunst verkörpernd, die im Laufe
der Jahre werden sollten. Edgar Poe, die erste und zugleich größte Er-
scheinung der Verkörperung der modernen Seele – als äußerste Potenz
der Verbindung von Wissenschaft und Kunst – umschließt alle Phasen,
die die Entwickelung der modernen Kunst durchgemacht, von den ersten Ver-
suchen naturwissenschaftlicher Analyse bis zu den ahnungsschweren Räthseln
phantastischer Mystik. Er war der Erste, den die Natur zusammenhanglos
an die Spitze eines Jahrhunderts stellte und ihm blitzartig und zusammen-
gedrängt enthüllte, was im langsamen Werden sich entwickeln sollte.
Während um die Mitte des Jahrhunderts sich die besten bahnbrechenden
Kräfte der naturwissenschaftlichen Schilderung der Außenwelt widmeten,
steht im letzten Viertel des Jahrhunderts die naturwissenschaftliche Schilderung
des Innenlebens im Vordergrund, deren großer Prototyp eben Edgar Poe
ist. Der Seelenzustand in dieser Spanne Zeit ist der Kampf zwischen Be-
wußtem und Unbewußtem, zwischen Verstand und Gefühl, Wille und Instinct,
und während der erste der drei dasselbe ausdrückenden Begriffe ein Haupt-
merkmal der lateinischen Rasse, ist der zweite derselben ein solches der
germanischen und standen dementsprechend diese in der modernen Geistes-
phase der letzten Generation im Vordergrund. Bei Edgar Poe aber, das
ist das Eigenthümliche, finden wir Beide, gallischen Geist und deutsches Ge-
fühl, infolge seiner normannischen Abstammung, zur höchsten Potenz vereinigt.
Infolge dieses Geistes- und Seelenzustandes – des auf die eigene Seele
gerichteten analytischen Geistes – finden wir bei ihm jene Erscheinung,
die unsere ganze sich selbst bespiegelnde, sich selbst zerfasernde Generation
beherrscht, ich meine die Erscheinung des Doppelbewußtseins im höchsten
Maße. Während bei früheren Generationen Bewußtes und Unbewußtes,
Gehirn und Rückenmarkleben mit anderen Worten, als geschlossener Instinct
Hand in Hand gingen, bedingte der nach innen gerichtete naturwissenschaftliche
Geist die Spaltung und war von da an nicht mehr der Führer des Trieb-
und Gefühlslebens, sondern der unablässige Behorcher der anarchisch ent-
fesselten Triebe. Diese Thatsache und ihre Folgen sind deutlich an der
modernen Litteratur zu constatiren, indem sie sich aus diesem Seelenzustande
heraus zum ersten Male ganz neuer Gebiete bemächtigte, die, infolge eben
erwähnter Umstände alsdann wieder nirgendwo weder so früh noch so um-
fassend ihre Gestaltung fanden wie eben bei Edgar Poe. Die Haupt-

eigenschaften des Seelenlebens, die auf diese Weise bei Poe und seinen
Nachfolgern in der Kunst Gestaltung fanden und finden mußten, infolge
physiologischer Disposition ihrer Autoren, sind: der Hang zum Patho-
logischen; die Vorherrschaft des Lyrischen; die Tendenz des
Egoismus und Individualismus; diese drei Haupteigenschaften mußten
in den Vordergrund treten, infolge des durch Doppelbewußtsein anarchisch
erwachten Triebleben des Unbewußten, da dort, tief unten im Unbewußten,
physiologisch ausgedrückt im Rückenmarksleben, sowohl die Seeleneigenheiten

<"page86">

früher Culturstufen ruhen, deren Wiedererwachen wir heute als pathologi-
schen Atavismus bezeichnen; da als zweites – da das Unbewußte uns im
Schopenhauer'schen Sinne mit dem All verbindet – als „Geist der Musik“,
als Geist der Allseele, das Lyrische dort als Urempfindung aller Kunst
seinen Sitz hat; da drittens als „Egoismus“ schließlich von dort aus das
rücksichtslose, thierische Triebleben des Individuum ausgeht, ungehemmt von
dem „Du sollst“ des ethisch gebildeten Gehirns. Diese drei Eigenschaften
der modernen Seele mußten also, physiologisch bedingt, das Schaffensgebiet
werden und sind es geworden, bei dem Einen jene, bei dem Anderen
diese mehr im Vordergrunde, je nach der Anlage, bei Keinem jedoch so
umfassend wie eben bei Edgar Poe. Alle diese Eigenschaften, die später im
Lauf der Jahrzehnte bestimmte Phasen der modernen Kunst bilden, finden
wir bei Poe schon vor, in Eins verschmolzen, wie seine Kunstform ja auch
schon die der Modernen ist; die lyrisch-psychologische Novelle – im Gegen-
satz zu früheren Zeiten, da die Ganz-Großen stets das Drama pflegten, in
dem das Allgemein-Menschliche Gestalt annahm. In einer anderen Zeit
wäre Poe gewiß, Poe, dieser Ganz-Große, dieser gewaltige Dichter, gewiß
auch ein gestaltender Künstler großer Lebensschicksale geworden, während
er so, unter dem Stigma des Geistes des 19. Jahrhunderts nur ein selbst-
analysirender ist, der immer wieder das eigene Ich objectivirte, die Seele
als wissenschaftliches Curiosum gestaltend, wenn auch mit ungeheurer
künstlerischer Kraft.
2: 2:
»-
Wenn wir von diesem großen Vorläufer unseren Blick abwenden, auf
unser eigentliches Thema, auf das letzte Viertel des Jahrhunderts, dem
dieser Rückblick gilt, so stoßen wir in Frankreich auf Paul Bourget als Haupt-
repräsentanten der dort tppischen Geistesrichtung. Ich hatte schon bei Poe
erwähnt, daß, als Eigenschaft der lateinischen Rasse, der Wille, als produc-
tiver Verstand gedacht, so im Vordergrunde stände wie beim Germanen das
Gefühl; und so finden wir denn bei Bourget, dem Südfranzosen, die
analytische Kraft des Verstandes geschärft bis zu jenem Grad, da die
Schneide sich zahnt, weshalb bei Paul Bourget, obgleich er Dichter, das
wissenschaftliche Interesse stets das Primäre war und die Fähigkeit seiner
Analyse einen so Alles überwindenden Grad erreicht, daß nach seinen ersten
Büchern bald der letzte Rest des productiven Gefühls aufgezehrt ist. Paul
Bourget wie seine sämmtlichen Gestalten sind grausame Rechenmaschinen mit
gelähmten Herzen, da jeder Eindruck erst das Bewußtsein passirt. Die
Folge dieses Geisteszustandes wurde jene Wurzellosigkeit, die die Mutter
jenes intellectuellen Dilettantismus und Epikureismus (die gallische Art jenes
Egoismus, der bei uns in Nietzsche zum Uebermenschen auswuchs), gegen den
nachher Bourget die sentimentale Vorrede seines „disciple“ schrieb und
der bei einem anderen Franzosen, bei Maurice Barrès, in der verfeinertsten

<"page87">

und zugleich spielerischsten Art vorliegt in seiner „culture du moi“, einem
lyrisch-ästhetischen Egoismus, den er jedoch früh mit einer nur von Wenigen
bemerkten Ironie docirte und den er schließlich energisch, gleich Bourget, be-
kämpfte. Man kann wohl sagen, daß Paul Bourget und Maurice Barrès
– diese beiden Künstler, die nichts thaten wie sich selbst schildern, um
hernach weinerlich und pathetisch gegen die Schwächen ihrer Helden, die sie
selbst waren, als gegen die Schwächen ihrer Zeit zu Felde zu ziehen –
repräsentativ sind für die letzte Generation Frankreichs und daß das, was
verallgemeinert in den verschiedensten Farben schillern mag, bei ihnen ge-
schlossen und gebunden vorliegt als die psychologische Formel, auf die man
das junge Frankreich reduciren kann.
Mit ähnlicher stufenweiser Genauigkeit wie in Frankreich ging die
Seelenentwickelung im letzten Jahrhundertsviertel im scandinavischen Norden
vor sich. Was, um auf die frühere Generation zurückzugreifen, in Frank-
reich Taine und Zola, war für den scandinavischen Norden Brandes und
Ibsen, und was für unsere Generation in Frankreich Bourget, das war
für den scandinavischen Norden Ola Hansson. Natürlich gehen die Beiden,
so verwandt ihr Ausgangspunkt und so verwandt schließlich ihre Ziele, in
so weit auseinander, wie ihre Rasseneigenthümlichkeiten es bedingten. Wenn
daher bei Paul Bourget die unerbittliche bis zur grausamen Selbstzerfleischung
führende Analyse des Verstandes dominirt und infolge dessen ein intel-
lectueller Epikureismus und Egoismus die Hauptzeichen seines Wesens und
seiner Helden sind, so finden wir bei Ola Hansson eine Alles überwuchernde
Vorherrschaft des intuitiven, nach mystischem Schauern lechzenden lyrischen
Gefühls, die eine nie ruhende Vorliebe für alles Pathologische in sich
schließt und weswegen die Addition dieser Beiden, die Addition Paul
Bourgets und Ola Hansson jene dreistellige Summe ergeben würde, die ich
vorher als Hauptmerkmal der modernen Psyche hingestellt und als deren
Gesammtverkörperung uns eben der große, Alles in sich schließende Vorläufer
Edgar Poe erschienen.
Was ich alsdann vorhin von Bourget und Barrès für Frankreich sagte,
das kann ich hier für den scandinavischen Norden von Ola Hansson wieder-
holen: er ist typisch für die ganze letzte Generation, ist deren psycho-
physiologische Formel.
Und Deutschland? Wenn man von oben angewendetem Standpunkt

aus Deutschland betrachten will, so kann man in einige Verlegenheit ge-
rathen, da auf den ersten Blick man in unserem Land im letzten Jahr-
hundertsviertel überall nur kümmerliche Ansätze von jenen Richtungen
findet, die im Ausland geherrscht, und doch können wir zwei Heroen in's
Feld führen – freilich muß man, des Einen wegen, ein wenig zurück-
greifen: Deutschland hat seine repräsentativ modernen Persönlichkeiten, wie
stets, auf dem Gebiet der Musik und der Philosophie gezeitigt in Wagner
und Nietzsche. Was, dem Wesen nach, den Neu-Idealismus, die Kunst

<"page88">

des letzten Jahrhundertsviertels, im Auslande ausmacht, das ist bei uns
der chronologisch allerdings halb einer früheren Generation angehörende
Wagner: die Personification der gewaltigen Neu-Werdung germanischen
Gefühls. Höchst charakteristisch hierfür ist, daß Wagner seine ersten An-
hänger im Auslande fand, und zwar mit Baudelaire eben unter jener
Generation, deren Wesen hier zerlegt wird. Von Schopenhauer'scher
Philosophie ausgehend, die Musik als reinste Gefühlssprache, als die einzig
denkbare Sinnlichwerdung des Weltwillens betrachtend, mit dem Jeden von
uns unser eigenes Gefühl verbindet, schuf Wagner seine mystisch-erotischen
Tondichtungen, deren Zauberkraft Jeden mit dem All verbindet, schuf
Nietzsche, hierdurch angeregt, hierdurch zur Entdeckung des „Dionysischen“
geführt, sein erstes Fundamentalwerk, „die Geburt der Tragödie aus dem
Geist der Musik“.
Dem innersten deutschen Wesen war hiermit vorläufig Genüge gethan,
es hatte kraftvolle Verkörperung gefunden. Und doch sollte die Entwicklung
nicht zur harmonischen Einheit gelangen und in derselben Wirrniß enden
wie im Ausland, indem im Sinne des Einen der Andere das Höchste nicht
erreicht, im Sinne Nietzsches Wagner das Höchste doch nicht war, er selbst
nach dessen Verkörperung strebte, jedoch im Kampfe der in ihm tobenden
feindlichen Mächte zusammenbrach.
2: ::
::
Der Ausgangspunkt dieser Betrachtung, der gleichzeitig als die Ursache
hingestellt wurde, weshalb der Neu-Idealismus, die Kunst unserer Generation,
nicht das, was unsere Wünsche von ihr ersehnt, war das durch den „natur-
wissenschaftlichen Geist“ herbeigeführte Doppel-Bewußtsein der Individuen,
von denen eines das andere zerstörte, die Möglichkeit für das Wachsen der
höchsten Kunst auf diese Weise untergrabend, wenn auch der modernen
Kunst neue Schaffensgebiete erschließend, wie wir dies im Anfang an der
Persönlichkeit Edgar Poes gesehen und ersterer aus der Gegenüberstellung
dieser zur großen Kunst früherer Zeiten.
Während früher die Thätigkeit von Bewußtem und Unbewußtem, von
Verstand und Gefühl von (physiologisch ausgedrückt) Gehirn- und
Rückenmarkleben, Hand in Hand gingen und im Gefühl, im Unbewußten
das Leben langsam ausreifte zu jenen großen Kunstwerken ewiger Menschen-
schicksale, die der führende Verstand gestaltete, lag bei unserer Generation
der allzubewußte Verstand beständig auf der Lauer, den Urfond des Un-
bewußten, in dem das Leben zum Kunstwerk langsam ausreifen soll, be-
ständig zergliedernd und seine elementaren rein subjectiven Regungen zum
Kunstwerk dann gestaltend. Mit anderen Worten: die Mehrzahl der Künstler
unserer Generation machte den Ausgangspunkt aller Kunst zum Gegenstand
der Kunst infolge ihres kunstwidrigen Seelenzustandes und untergrub so
den Boden unter den eigenen Füßen.

<"page89">

Dieses Thun hat die verschiedensten Folgen gehabt, je nach der Rasse-
verschiedenheit der Künstler, und das verschiedenste Aussehen, die und das im
Grunde jedoch die gleichen sind, weil Ursache und Ausgangspunkt die gleichen. –
Es war ein Kampf des Bewußten mit dem Unbewußten, in dem
Ersteres das Zweite zerstörte und aus welchem Bankerott jeder nach seiner
Art seinen Ausweg suchte: Paul Bourget kehrte zum Katholicismus zurück;
Barrès zur Provinz; Ola Hansson zum Bauernthum und schließlich auch
zum Katholicismus.
Und bei uns, bei uns in Deutschland?
Wie es eine eigenthümliche Erscheinung der Natur war, an den An-
fang unseres Jahrhunderts einen Mann zu stellen, der Alles in sich ver-
körperte, was da kommen sollte, Edgar Poe, so brachte die Natur in Deutsch-
land, dem Land, das die wenigste Decadenz aufwies, in einer Persönlich-
keit am frühesten das große Heilmittel hervor, von dem die im Ausland
alle nur ein Theil sind: ich meine den Rembrandt-Deutschen. Als der
Rembrandt-Deutsche sein Buch schrieb, war die engere Entwicklung der
modernen Kunst in Deutschland noch nicht vor sich gegangen, und doch kann
es heute als Remedium gelten. Es gab sich nicht mit der modernen Kunst
allein ab, sondern behandelte die Schäden des letzten, ja der letzten drei
Jahrhunderte, die die moderne Kunst für sich im Kleinen noch einmal auf-
weist und gegen die man sich nun allenthalben wendet und in allen Landen
mit den gleichen Mitteln. Der Rembrandt-Deutsche eiferte gegen den zer-
setzenden Geist, der von der Reformation bis zum modernen Materialismus
reiche und wollte zurück zum deutschen Gefühl des Mittelalters, auf daß
die deutsche Seele wieder ins Blühen gerathe –: eigenthümlich nun ist,
daß die nach dem Mittelalter lechzende Gefühlsevolution, die der Rembrandt-
Deutsche forderte, im engeren Kreis der modernen Kunst vor sich gegangen
ist, ohne jedoch die ersehnten Früchte zu tragen, da der analytische Geist
den Wurzeltrieb zernagte und die heutige Jugend einem frühen Greisen-
thum demzufolge nothwendig verfiel. Des Rembrandt-Deutschen Forderung
bleibt daher nach wie vor bestehen, nur in bestärktem Maße noch. Er selbst
ist in seinem Buche die glückliche Verschmelzung von Verstand und erhöhtem
Gefühl, die die junge Generation vergebens anstrebte und die auch Nietzsche
nicht erreichte, im Gegentheil im Kampfe mit ihr zerbrach. Und das ist
das Charakteristische, warum der Rembrandt-Deutsche Nietzsche überlebt: der

Rembrandt-Deutsche ist die Verkörperung Dessen, das Nietzsche vergebens
anstrebte. Der junge Nietzsche, der sich aus der Philologentrockenheit zu
Wagner rettete und „die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik“
schrieb, wandte sich bald gegen Wagner, weil er von diesem einseitigen Ge-
fühlscultus jenen „Katholicismus der Gefühle“ fürchtete, den der Parsifal
verkörpert, er wollte das Gefühl mit dem Verstand verbinden, den Instinct
mit Sokrates, das Dionysische mit dem Apollinischen und wünschte sich
einen musiktreibenden Sokrates –: ein solcher aber ist der Rembrandt-

<"page90">

Deutsche, oder wenigstens sein Ideal, sein Zukunft-Rembrandt: in Nietzsche
aber lag der analysirende Verstand mit dem Gefühl bis zuletzt im Kampf,
weil er selbst jener modernen Generation angehörte und sein Uebermensch
schließlich dieselbe Ohnmachtsflucht ist wie der Bankerott der anderen kleineren
Modernen, die es mit dem Katholicismus, mit der Provinz 2c., wer kann
wissen, mit welchem Erfolge, versuchen.
Kurzum, der Rembrandt-Deutsche ist für uns Das, was Nietzsche
nicht werden konnte, da er einer Generation angehörte, deren Gebrechen
ihm alle im Blute staken, einer Generation, über der der geheimnißvolle
Rembrandt-Deutsche steht. Das Ideal Beider war dasselbe, aber nur der
Letztere hat es erreicht: Nietzsche wollte zurück aus der Enge materialistischen
Denkens zurück zum Dionysischen des alten Hellas und wollte die apollinische
Klarheit des Denkens mit dem Dionysischen vereinigen –: er ging daran
zu Grunde; der Rembrandt-Deutsche wollte zurück vom zersetzenden Geist
unseres Jahrhunderts, vom Geist Lessings zurück zu Luther und von diesem
noch zurück zur weichen Gemüthsinnigkeit des Mittelalters und diese Drei
vereinigen –: er ist diese Verkörperung selbst. Er ist der „heimliche Kaiser“,
von dem er spricht. Er kam, gab uns ein Buch und blieb selbst im Dunklen.
Er ist der Abschluß unseres Jahrhunderts wie Poe dessen Anfang war.
Von Poe bis zum Rembrandt-Deutschen könnte man daher die Seelenphase
nennen, die dieser Rückblick umspannt, die unser Jahrhundert beendet,
von dem wir sehnsüchtig und voller Hoffnungen das Neue erwarten.
2k 2:
::
Der augenblickliche Stand der Dinge ist also der: das schöpferische
Gefühl – das wir ersehnt und das auch erwachte – ist verbraucht, weil
es die nöthige Einigung mit dem Verstand, solches zeigen uns mehr oder
weniger alle Werke, sowohl die, in denen das Gefühl, wie die, in denen
der Verstand vorherrscht – nicht einging. Aber verlängerte Jugend (was
so viel sagen will, wie dauerndes schöpferisches Gefühl bis in die reifen
Mannesjahre) ist beinahe Alles für künstlerische Productivität, die dauernde
Früchte tragen soll: unsere Jugend aber verfiel einem frühen Greisenthum,
weil das Gefühl verbraucht, ehe noch der Verstand gereift, der es im Werden
aufgezehrt. Es giebt daher für die Zukunft die gegentheilige Forderung:
hatten wir bisher Alles vom Gefühl gefordert, so gilt es vorerst den Ver-
stand wieder zur productiven Kraft zu erheben, was in der Wissenschaft:
Philosophie; in der Kunst: schaffende Phantasie heißt. Auf diese
Weise, unter dieser Vorherrschaft des productiven Verstandes kann tief
im Innern ruhig und still das Gefühl wieder emporwachsen, die ersehnte
Synthese Erfüllung werden und die Kunst – infolge des Wiederzusammen-
wachsens des Individuums mit der Stunde, dem Tag, dem Leben, der
Heimat, der Gesellschaft – uns als jene reife Frucht, die sie bisher nicht
war, in den Schoß fallen.

<"page91">

Der Sohn der Sonne.

Von
Franz Evers.
– Goslar am Harz. –

Versunken war die Welt der Atlantiden.
Längst hatten Sintfluthwogen sich verschäumt.
Von einer heißen Sonne überträumt,
Blühte das Wunderland der Pyramiden.
Der dunkelhäutige Aegypter kniete
In Tempeln voll geheimnißvoller Kraft;
Die Menge beugte sich der Priesterschaft;
Reichthum ergoß sich über die Gebiete,
Wenn heil'ger Mil sich hob aus Uferhaft
Und mit den Wogen von Befruchtung schwoll. –
Es war das Dankesfest. Die Menge quoll
Zur Abendzeit aus Memphis' Häusertiefen
Gleich wie die Fluthen dort, die niemals schliefen.
Die Sonne ging, ein dunkelrother Ball,
Am Himmel nieder; ihre Farben sprühte
Sie unerschöpflich aus, und Alles glühte
Und war berauscht... Der langgezog'ne Schall
Der kupfernen Trompeten gab das Zeichen...
Und die Gesandten aus den beiden Reichen
Rollten heran auf blanken Kampfeswagen.
Die Stadt erklang von ihrem stolzen Jagen...
Und purpurn wirbelten die erznen Speichen
Der großen Räder, drin der Abend glänzte.
Das Volk schrie auf... Es nahte das bekränzte

<"page92">

Siegreiche Heer mit eisernem Gestampf.
Trophäen jubelten von heißem Kampf;
In hunderttausend Waffen glomm die Sonne...

Und dann kam er: der große Sohn der Sonne.
Auf hoher Sänfte lagerte sein Chron,
Den auserwählte braune Männer trugen.
Wie da die Stirnen auf den Boden schlugen
Voll Ehrfurcht! – Ja, es war der Sonnensohn:
Aegyptens König! – reglos saß er da,
Ein Bronzebild, im Schmuck der beiden Kronen;
Er war der Stolzeste der Pharaonen;
Niemand vergaß ihn, der ihn einmal sah.
Die Sphinrallee, in die der Sieger bog,
Von Jubel rings umbraust, blieb starr wie er.
Der Festzug stockte... und ein Staunen flog...
Der Sohn der Sonne hob den goldnen Speer
Und stieg zur Erde – dort der Felskoloß
Des Sonnentempels lag noch hundert Schritte –
Wie stolz das weiße Linnen ihn umfloß,
Als er dahinschritt in der Priester Mitte –
Bis ihn umfing das Thor mit schwarzem Schweigen,
Der Oberpriester stand mit stummem Meigen,
Den Sonnensohn und Herrscher zu empfangen;
Dem aber blieben unbewegt die Wangen.
Er hob die Arme, bot den Opfergruß.
Dann trat er in die Macht mit festem Fuß;
Man hörte seine goldnen Schuhe klirrn;
Und einmal blitzte über seiner Stirn
Die Sonnenscheibe mit den goldnen Flügeln.
Wie über vollen waldbewegten Hügeln
Ein Sturm geboren wird und dann erbraust,
So kam es nach Minuten angesaust
Und flog durch's Volk wie heiliger Gesang
Mach langem Warten, des Gebetes Klang.
Der König opfert, und die Tausend stehn
Und opfern mit, und brünstig wird ihr Flehn:
Osiris! Isis! und die guten Mächte!
Du Leben, das um keinen Todten weint!
Urmutter Sonne, die den Mil bescheint,
Segne den Sohn! segne den Pharao!
Segne dein Volk!
Sonne und Erde nun vereint:
Osiris ist erstanden!
Mit den sonnigen Händen, die ihn fanden,
Den du lang beweint,
Isis, segne den Mil!...

<"page93">

Ein Tubastoß. Und aus dem Tempelthor
Tritt still der Sonnensohn. Der laute Chor
Der Beter schweigt. Und alle Arme heben
Sich auf zum Himmel, wo die Sonne steht
Und sich verdunkelt. Tiefe Schatten schweben
Auf Land und Menschen, nun sie untergeht.
Nur noch ein letzter voller Purpurgruß
Umfließt den Pharao... Es stockt sein Fuß...
Sein Athem hebt sich schwerer... und die Hand,
Die fest und stolz den goldnen Speer umspannt,
Beginnt zu zittern wie vor neuen Dingen.
Ein Ungewohntes adelt seine Züge...
Da öffnet er die Arme wie zwei Schwingen
Der Gluth entgegen – und als ob er früge
Mach einer langersehnten Seligkeit,
Flüstert sein Mund: „Isis! ich bin bereit!
Allmutter du, ich habe deinen Segen.“
Da geht durch all die Menge ein Bewegen.
Erst wissen sie nicht, was das Zeichen soll –
Dann fühlen sie das Auge Thränen voll,
Denn ihre Herzen schauen und verstehen:
Der König, den sie stets wie Erz gesehen
In Kampf und Streit, bei Opferdienst und Sieg,
Der wie ein ehern Bild zu ihnen stieg
Mit ewig unbewegtem Angesicht –
Der König lächelt...
Und sie wissen nun,
Er wird im Arm der Mutter Sonne ruh'n,
Der so sein Herz den großen Göttern bringt.
Sie schweigen, tiefer Andacht voll, und sehen
Wie er, der lächelnd ihren Schmerz bezwingt,
Den Priestern, die ihn kalt und ernst umstehen,
Verzückten Auges in die Arme sinkt...
Sein Lächeln war ein froh Hinübergehen.

<"page94">
.
Die Honorare deutscher Dichter und Schriftsteller.
Von
Cony Itellen.
– Rüttenscheidt b. Essen (Ruhr). –
I º n unserer realistischen Zeit pflegt man vielfach den Erfolg eines
S Zºº Schriftstellers nach dem Absatz zu beurtheilen, den seine Bücher
2-AS finden, und deshalb braucht man sich nicht zu wundern, daß
man oft in Zeitungen liest, wieviel Honorar Zola oder irgend ein anderer
berühmter französischer Schriftsteller für seine Werke erzielt hat. Von deutschen

Schriftstellern geht nur selten die Rede, und man glaubt vielfach, in
Deutschland sei das Dichten und das Schriftstellern so wenig lohnend, daß
man besser nicht davon redete.
Nun ist es ja wahr, daß die große Masse der Dichter keinen oder nur
einen sehr unbedeutenden Lohn für ihre Werke erhalten, aber, auch wenn
man von Goethe absieht, gab es doch schon manche Dichter in Deutschland,
die recht gut von ihrer Feder zu leben wußten. Besonders in neuerer
Zeit haben manche Romanschriftsteller und dramatische Dichter bedeutende
Honorare verdient.
Wohl wenige Leser hatten je Gelegenheit, etwas Näheres über die
Honorare zu erfahren, die dieser oder jener ihrer Lieblingsschriftsteller erzielt
hat. Es dürfte deshalb gewiß von Interesse sein, die materielle Lage der
deutschen Dichter und Schriftsteller seit dem vorigen Jahrhundert zu unter-
suchen.
An Schriftstellern fehlte es nie in Deutschland, und das Volk der
Dichter und Denker war ja auch von jeher bestrebt, seine geistigen Größen
zu ehren. Im Allgemeinen ist aber den Dichtern in Deutschland kein
reicher materieller Lohn zu Theil geworden. Nur Goethe bildet eine wirklich

<"page95">

hervorragende Ausnahme: er, der größte der deutschen Dichter, war vielleicht
auch der tüchtigste Geschäftsmann unter den schriftstellerischen Größen.
Lange Zeit erhielten die Dichter und Publicisten kein oder nur ein
sehr ungenügendes Honorar von den Verlegern. Es wäre wohl schwer fest-
zustellen, in welchem Verhältniß die Schriftsteller seit der Erfindung der
Buchdruckerkunst bis zum 17. Jahrhundert zu den Buchhändlern standen.
Abgesehen von Luther, der für keine seiner vielen Schriften auch nur das
geringste Honorar angenommen hat, gab es einzelne Dichter, die sehr fruchtbar
waren. Ich erinnere nur an Hans Sachs, den berühmten Dichter und
Schuhmachermeister, dereine Unmenge Schwänke, Schauspiele, „Meistergesänge“
u. s. w. dichtete. Er hat selbst unter dem Titel „Summa all meiner Gedicht
vom 1514 jar an, bis in 1567 jar“ ein Verzeichniß seiner Werke geliefert;
er unterscheidet darin 16 Bände „Gesangbücher“, die allein 4275 Bar-
oder Meistergesänge enthielten, und 18 Bände „Spruchbücher“, die 1773
Stück, in Summa also 6048 Stück „eh mehr denn minder“ umfaßten.
Er hat nicht weniger als 59 Tragödien, 76 Komödien und Spiele und
65 Fastnachtsspiele, zusammen 200 Dramen gedichtet, und zwar die meisten
in seinem höheren Alter (59. bis 63. Lebensjahre). Viele seiner Gedichte
und Schwänke wurden als illustrirte Flugblätter zur Reformationszeit von
Buchführern und auf Jahrmärkten feil geboten, von Bürgern und Bauern
gekauft, an die Wände und Thüren der Wohnstuben geheftet und auf diese
Weise überall im Volke verbreitet. Es ist aber kaum anzunehmen, daß
Hans Sachs einen bedeutenden Geldgewinn aus seinen Werken zog, obschon
in neuerer Zeit nachgewiesen wurde, daß er ganze Sammlungen von
Meister- und anderen Liedern gegen Bezahlung geliefert hat.
Von Martin Opitz (1597–1639) wissen wir, daß er wegen eines
deutschen Gedichtes von Ferdinand II. persönlich mit einem Lorbeerkranz
gekrönt wurde. Er wurde später auch geadelt als Opitz von Boberfeld. Er
trat nacheinander in den Dienst des katholischen Grafen Hannibal von
Dohna und der protestantischen Herzöge von Brieg und Liegnitz und
schließlich in den des Königs Ladislaus von Polen, der ihn zu seinem
Secretär und Historiographen ernannte.
Auch andere Dichter erhielten von Fürsten Stellungen, so Simon
Dach (1605–1659) vom Kurfürst Georg Wilhelm die Professur der Poesie
in Königsberg.
Bis ins 18. Jahrhundert gab es wohl keine Schriftsteller, die aus-
schließlich von ihrer Feder gelebt hätten. Selbst in der klassischen Goethe-
Schiller Periode besaßen die meisten Dichter eine feste Stellung oder er-
hielten von einer fürstlichen oder anderen hochgestellten Persönlichkeit ein
Ehrengehalt.
Vater Gleim war Kanonikus in Walbeck während 45 Jahren. In
dieser langen Zeit benutzte er sein nicht unbedeutendes Einkommen zum guten
Theil zur Unterstützung schriftstellernder Talente. Klopstock besang in einer

<"page96">

Ode an Gleim dessen „brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein“.
Und Goethe sagte von ihm: „Ein solches Förderniß junger Leute im litterarischen
Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte
Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat
diesen deutschen Mann verherrlicht. Er hätte eben so wohl des Athemholens
entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten
aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus- und dadurch
wirklich der Litteratur zu Ehren half, gewann er sich so viel Freunde,
Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gern gelten
ließ.“ Gleim war also damals ein kleiner Mäcenas.
K. W. Ramler, der seiner Zeit sich einer großen Berühmtheit er-
freute, erhielt 1748 (er war damals 23 Jahre alt) eine Stelle als Lehrer
der Logik und schönen Wissenschaften an der Berliner Kadettenschule. Ob-
schon er dort nur kärglich besoldet war, behielt er diese Stelle doch bei
und wurde nicht müde, seinen großen König (Friedrich II.) in Oden zu be-
singen. Er verlangte nie einen Lohn für seine Gedichte, indem er sagte,
„ein Sänger, der nicht gedungen worden, könne keine Belohnung fordern;
der König möge sie denen ertheilen, die ihr Leben für ihn gewagt.“
Friedrich Wilhelm II. gewährte ihm ein Jahresgehalt von 800 Thalern
und ernannte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften.
Gellert wurde 1751 zum außerordentlichen Professor in Leipziger-
nannt, mit einem Jahresgehalt von – 100 Thalern. Einzelne Professoren
erhielten allerdings höhere Gehälter, z. B. 500 Thaler, was schon als ein
sehr gutes Professorengehalt angesehen wurde. Hatten doch Luther und

Melanchthon in Wittenberg nur 200 Gulden jährlich erhalten, und ein
Professor der Philosophie mußte sich sogar mit 40 Gulden begnügen. Auch
die Collegiengelder der Studenten waren meistens nicht sehr bedeutend, und
deshalb waren die schriftstellernden Professoren häufig gezwungen, von hohen
Gönnern Geschenke anzunehmen.
Bekannt durch ihre sonderbaren Erlebnisse wurde „die Karschin“
(Anna Louise Karsch), die die unglaublichsten Sachen dichtete. Sie fand
Gelegenheit, sich durch Gedichte bei festlichen Anlässen etwas Geld zu verdienen.
Man zog sie, die Tochter eines Schankwirths, in die ersten Gesellschaften und
ergötzte sich an ihrer Fertigkeit zu improvisiren. Ramler, Mendelssohn, Gleim
u. a. unterstützten sie. Gleim gab eine Sammlung ihrer „Auserlesenen
Gedichte“ (Berlin 1764) heraus und verschaffte ihr dadurch 2000 Thaler.
Der Graf von Stolberg-Wernigerode und andere bewilligten ihr Jahrgelder;
allein dies Alles reichte nicht zu, sie selbst, ihre zwei Kinder und ihren
Bruder zu ernähren. Ihre Freunde verschafften ihr nun in Berlin eine
Unterredung mit Friedrich dem Großen. Sie erzählt selbst darüber:
Er frug: „Wer lehrte Dich Gesang?
Wer unterwies Dich in Apollens Saitenzwang?“
„Held!“ sprach ich, „die Natur und Deine Siege machten

<"page97">

Mich ohne Kunst zur Dichterin.“
Er lächelte und wollte wissen,
Woher ich Nahrung nähm'?; da sagt' ich: „Freunde müssen
Mich nähren! – – –“
Der König versprach, sich ihrer anzunehmen, allein trotz ihrer wieder-
holten gereimten Gesuche, versäumte er, sein Wort zu halten. Er suchte sie
sogar einmal durch ein Geschenk von zwei Thalern abzuschrecken. Sie
schickte das Geschenk zurück mit den Worten:
Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück –
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.
In Sanssouci hat man vielleicht über diese Kühnheit gelacht, allein
die Karschin brauchte nun nichts mehr von Friedrich dem Großen zu er-
warten. Sie gab die Hoffnung noch nicht auf, denn später wandte sie sich
mit einem gereimten Gesuch an Friedrich Wilhelm II. Dieser ließ ihr
melden, daß ihr „ein Haus gebaut werden sollte, ausgeziert mit allen
Allegorien der Musen.“ Ein kleines Haus erhielt denn auch die Dichterin,
und sie bewohnte es noch die letzten Jahre ihres Lebens.
Klopstock dichtete seine Messiade zu einer Zeit, wo man eigentlich
nur der Ehre wegen schrieb. Er erhielt für den gedruckten Bogen seiner
Messiade von dem Buchhändler Hemmerde zu Halle anfangs nur zwei
Thaler, und da das Werk dann allgemein gelesen wurde – endlich einen
Ducaten. Wie Klopstock noch zu einer Ertra-Gratification kam, erzählte
einmal eine illustrirte Zeitschrift wie folgt: „Der damalige Philosoph und
Professor Meier zu Halle, dessen Kritik so ganz für den Werth des großen
Dichters entschied, fand das Honorar für die Messiade so sehr geringfügig,
daß er den Verleger, welcher durch das Werk Tausende verdiente, mehr-
mals zu einer ehrenvolleren Bezahlung anspornte. Hemmerde aber wollte
lange nichts davon hören und blieb auch stumm und unentschlossen, bis zu-
fälligerweise Klopstock, als eben die Messiade von Neuem wieder aufgelegt
wurde, nach Halle kam und seinen Verleger besuchte. Jetzt erwachte in
Hemmerde auf einmal ein Funke von Dank und Ehrgefühl. Er wollte
seinen berühmten Autor nicht ohne Geschenk abreisen lassen. Daher schickte
er ihm einen Schneider zu, welcher an dem Dichter das Maß zu Rock
und Beinkleidern nahm. Klopstock hielt dies für einen Scherz oder ein
Mißverständniß; aber nach einigen Tagen erhielt er in der That einen sehr
stattlichen, mit breiten Tressen besetzten Anzug nebst einem gleichfalls mit
Tressen besetzten Hut von Hemmerde zugesandt. Klopstocks Gutmüthigkeit
mochte diese Geschenke nicht ausschlagen; Hemmerde wollte aber doch dem
Publicum zeigen, wie liberal er sich gegen seinen Autor benommen hatte,
und ruhte nicht eher, als bis Klopstock einwilligte, – in seinem Tressen-
kleide den Verleger am hellen Tage über den Marktplatz und durch mehrere
volkreiche Straßen zu begleiten, um Besuche bei Professoren abzustatten.“

<"page98">

Ob diese Erzählung auf Wahrheit beruht, vermag ich nicht zu sagen;
aber unmöglich wäre sie ja keineswegs.
Von König Friedrich II. von Dänemark erhielt Klopstock ein Jahres-
gehalt von 400 Reichsthalern, damit er sorgenfrei an der Messiade arbeiten
könne. Der König bezahlte ihm auch noch die Reisekosten aus der Schweiz
nach Kopenhagen. Im Sommer 1774 erging durch den badischen Kirchen-
rath an Klopstock die Einladung, mit Rang und Gehalt eines markgräflichen
Hofraths nach Karlsruhe an den Hof des Markgrafen Karl Friedrich von
Baden überzusiedeln. Diese Einladung kam dem Dichter nicht unerwünscht.
Seine Beziehungen zum dänischen Hofe hatten sich nämlich inzwischen ge-
lockert, sein alter Gönner, der Minister Bernstorff, war im Februar 1772
gestorben, die Hoffnungen, die er auf Wien gesetzt, hatten sich zerschlagen,
nach der kühlen Aufnahme, die eben erst seine „Gelehrtenrepublik“ bei der
großen Masse des Publicums gefunden, durfte er wohl auch nicht darauf
rechnen, sich künftig auf dem Wege der Subscription, wie er gehofft, die
Mittel einer sorgenfreien Eristenz zu verschaffen. Klopstock nahm deshalb
den Ruf an. Auch als er schon bald nach Hamburg zurückkehrte, beließ
ihn der Markgraf im ungehinderten Genuß seines Jahresgehalts. Als 1802
der Dichter erkrankte, schrieb der Markgraf ihm und fügte voll Theilnahme
für ihn als Geschenk für den Arzt 10 Louisdor bei, und als Klopstock im
folgenden Jahre starb, bewilligte er der hinterbliebenen Wittwe aus freien
Stücken außer dem Wittwengehalte eine jährliche Pension von 300 fl.

Claudius, der wackere „Wandsbecker Bote“, mußte lange Jahre sein
Leben kärglich fristen, so wenig brachten ihm seine Originalarbeiten und
seine Uebersetzungen ein. Herder, Gleim und andere seiner Freunde be-
mühten sich lange vergeblich, ihm eine Stelle zu verschaffen. Herder gelang
es, ihm eine Anstellung als Ober-Landcommissarius in Darmstadt mit
einem Gehalt von 800 Gulden zu verschaffen. Claudius hielt es aber
nicht lange in dieser Stellung aus und widmete sich wieder litterarischen
Arbeiten und Uebersetzungen, mit deren Ertrag er sich und seine Familie
spärlich ernährte. Er verlor dabei seinen gesunden Humor nicht, und es
brach auch eine bessere Zeit für ihn an, als der Kronprinz Friedrich, der
nachherige König Friedrich VI. von Dänemark, ihm ein Jahrgehalt von
200 Thalern auswarf.
Wieland wurde bekanntlich 1772 von der verwittweten Herzogin
Anna Amalie von Sachsen-Weimar als Lehrer ihrer beiden Söhne an
den Weimarer Hof berufen, wo er auch nach Vollendung seiner Erzieher-
aufgabe von der ihm bewilligten reichlichen Pension in litterarischer Thätig-
keit bis an sein Ende lebte.
Ein romantisches, vielfach bedrängtes Leben führte Bürger. Er ver-
diente nicht viel mit seinen litterarischen Arbeiten, denn als er sich nach
Göttingen begeben hatte, um dort von seinen Dichtungen und Vorlesungen
zu leben, mußte er sich auch noch auf Uebersetzungen verlegen, ohne aber

<"page99">

aus der Noth herauszukommen. In Briefen an Gleim und Boye hat er
das Verhängniß seines Lebens selber epigrammatisch ausgedrückt mit den
Worten: „Niemand kann zween Herren dienen, dem Mammon und den
Musen.“ Sechs Wochen vor seinem Tode erhielt er durch „die Milde
der königlichen Regierung in Hannover“ 50 Reichsthaler zum Geschenk,
die wohl für's Begräbniß hinreichten.
In gesicherter Lebensstellung befand sich dagegen Herder, der als
Hofprediger und Superintendent sich ungestört seinen litterarischen Arbeiten
widmen konnte, ohne sich um materiellen Erfolg zu kümmern.
Jean Paul hatte lange mit pecuniären Sorgen zu kämpfen. Da
sein Vater früh gestorben war und seine Mutter selbst am Hungertuche
nagte, war er in Leipzig während seiner Studienzeit auf sich selbst an-
gewiesen. Er suchte mit litterarischen Arbeiten Geld zu verdienen, allein
für sein „Lob der Dummheit“ (allerdings ein sonderbarer Titel für ein
Erstlingswerk) fand er keinen Verleger. Die „Grönländischen Skizzen“
brachten ihm nur ein unbedeutendes Honorar ein und wurden auch von
der Kritik ungünstig aufgenommen. Wegen einer Schuld von 20 Thalern
mußte Jean Paul fliehen. Als er 1784 in einem geborgten Mantel, „in
dem er sich unterwegs gewärmt,“ zu seiner Mutter nach Hof zurückkehrte,
hatte er sein erstes Honorar längst aufgezehrt. Dringender als je klopfte
die Noth an seine Thüre. „Da ich die Wahl habe,“ klagte er, „zu er-
frieren oder zu schreiben, so thue ich das letztere. Wir verschoben den
Holzeinkauf bis heute und müssen ihn wieder acht Tage verschieben. Aber
in der Zeit können ich und meine Clavierfinger ausgewintert sein.“ Jean
Paul hatte nämlich, so kummervoll sein Leben auch dahinschlich, sich nicht
blos mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, sondern sich auch im Clavierspiel
zu vervollkommnen gesucht. Nachdem Herder und Wieland sich vergeblich
bemüht hatten, für ihn einen Verleger zu finden, nahm er 1787 eine
Hauslehrerstelle an. Nach zwei Jahren kaufte ihm aber ein Buchhändler
die „Auswahl aus des Teufels Papieren“ für ein geringes Honorar ab.
Auch für die „Unsichtbare Loge“ fand er durch Vermittelung von K. Ph.
Moritz einen Verleger, und an einem Spätabend des Jahres 1793 bei
Sternenschein eilte der Glückliche von Schwarzenbach nach Hof, um seiner
Mutter, die er am Spinnrad in ihrem ärmlichen Stübchen fand, das
Honorar – 100 Dukaten – zu bringen. Jetzt wurde Jean Paul die
Aussicht auf allgemeine Anerkennung und ein sorgenfreies Leben eröffnet.
Nachdem er seine Lehrerstelle aufgegeben, veröffentlichte er eine Reihe von
Werken, die ihn zu einem der gefeiertsten Schriftsteller in Deutschland
machten. Der Herzog von Sachsen-Hildburghausen verlieh ihm den Titel
„Legationsrath“, und der Fürst-Primas setzte ihm ein Jahresgehalt von
tausend rhein. Fl. aus.
Lessing mußte vielfach Uebersetzungen und andere Arbeiten über-
nehmen, um sich durch's Leben zu schlagen; er erhielt als Bibliothekar von

<"page100">

Wolfenbüttel ein Gehalt von 600 Thalern, das erst nach 6 Jahren um
200 Thaler erhöht wurde. Er beklagte sich öfters bitter über die Verleger,
und er machte sogar den Versuch, die bücherschreibenden Gelehrten von den
Buchhändlern zu emancipiren. Er selbst war zwar mit seinen Verlegern
so vorsichtig, daß er sagen konnte, er brauche sich nicht über sie zu be-
klagen. Dennoch zog er es vor, z. B. „Nathan den Weisen“ auf dem
Subscriptionswege zu veröffentlichen, und er muß also gehofft haben, sich
auf diese Weise ein größeres Honorar sichern zu können. In der An-
kündigung „Nathans des Weisen“ schrieb er:
„ – – Ist nun das deutsche Publicum darauf begierig, so muß ich ihm den Weg
der Subscription vorschlagen. Nicht, weil ich mit einem einzigen von den Buchhändlern,
mit welchen ich noch bisher zu thun gehabt habe, unzufrieden zu sein. Ursache hätte;
sondern aus anderen Gründen. Meine Freunde, die in Deutschland zerstreut sind, werden
hiermit ersucht, diese Subscription anzunehmen und zu befördern. Wenn sie mir gegen
Weihnachten dieses Jahres wissen lassen, wie weit sie damit gekommen sind, so kann ich
um diese Zeit anfangen lassen zu drucken. Das Quantum der Subscription wird kaum
einen Gulden betragen: den Bogen zu einem Groschen gerechnet, und so gedruckt, wie meine
übrigen dramatischen Werke bei Voß gedruckt sind. Wolfenbüttel, den achten August 1778.“
Lessing starb so arm, daß der Herzog von Braunschweig ihn auf
Staatskosten begraben lassen mußte.
Auf Goethe und Schiller wollen wir etwas näher eingehen, weil
vielfach behauptet worden ist, sie hätten nur sehr ungenügende Honorare

erhalten. So hat Franz Sandvoß in den „Preußischen Jahrbüchern“
August 1898, S. 366 ff.) behauptet, der deutsche Buchhandel und die
Bühne hätten Schiller und Goethe „bei ihren Lebzeiten knapp am Ver-
hungern gelassen“. Dieser Vorwurf hat im „Börsenblatt für den deutschen
Buchhandel“ sofort eine Zurückweisung erfahren, und es ist auch leicht nach-
zuweisen, daß derselbe unbegründet ist.
Wenn Sandvoß sagt (a. a. O. S. 367): „Welche Erfahrungen
mit Verlegern Goethe gemacht hat, wird ja auch allmählich zu Tage
kommen,“ so muß dem gegenüber doch bemerkt werden, daß das Verhältniß
längst bekannt ist und daß Goethe sehr hohe Ansprüche an seine Verleger
gestellt hat. Wenn er einmal im Unmuth sagte: „Die Buchhändler sind Alle
des Teufels, für sie muß es eine eigene Hölle geben“ (Unterh. 17. 5. 1829),
so hat er das vielleicht aus Anlaß eines bestimmten Falles gethan, allein
im Grunde hatte er sich über die Verleger nicht zu beklagen. Vielleicht galt
die Bemerkung auch den Buchhändlern, die seine Werke nachdruckten.
Ueber die Summen, die Goethe von seinen Verlegern erhielt, liegen
ausführliche Angaben vor. Im Jahre 1824 gab August von Goethe
namens seines Vaters den jährlichen litterarischen Verdienst für die
Steuerschätzungscommission zwar nur als „in maximo 1400 Thaler“ an
(Burkhardt in der Vierteljahrsschrift für Litt.-Gesch. 3,482). Diese Angabe
trifft aber jedenfalls nur für das erwähnte Jahr zu, denn in den früheren
Jahren waren die Einnahmen nachweislich bedeutend höher.

<"page101">

In den Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, die
Burkhardt herausgegeben hat, sagte Goethe am 31. März 1823: „Einen
Parvenü wie mich konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht
erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegentheil; aber
ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väter-
lichen Vermögens hier (in Weimar) zugesetzt und erst mit 1200 Thaler,
dann mit 1800 Thaler bis (zum Jahr) 1815 gedient.“ Diese Aeußerung
könnte zu der Annahme verleiten, Goethe sei gegenüber seinen Verlegern
höchst uneigennützig gewesen. Aber durch neuere Untersuchungen ist fest-
gestellt, daß gerade sein und Schillers Verleger, Johann Friedrich Cotta,
vom Buchhändler-Standpunkt aus sehr uneigennützig war und sich Goethe
gegenüber stets zuvorkommend erwies. In Schillers Briefwechsel mit
Cotta, und in Goethes Briefwechsel mit Schiller und für spätere Zeit
in Goethes Briefwechsel mit Sulpiz Boisserée, sowie dessen Tagebuch
und in anderen zerstreuten Briefwechseln liegt ein ansehnliches Material
zur Beurtheilung des Verhältnisses Goethes zu Cotta vor. Der Buch-
händler Gustav Kleinstück hat in einem als Broschüre vorliegenden
Vortrag „Goethe und Cotta“ (Leipzig 1883, Rühle und Rüttinger) das
hinsichtlich dieser Frage zugängliche Material zusammengestellt. Aus dieser
Abhandlung und aus anderen zuverlässigen Quellen gebe ich im Nach-
folgenden die wesentlichen Angaben wieder.
Goethe war im April 1795 durch Schiller mit Cotta bekannt ge-
worden, und er bediente sich auch später noch Schillers, so lange dieser
lebte, als Mittelmann. Das Geschäft war nicht immer angenehm und
leicht. Nicht als ob Cotta gegen Goethe knauserig gewesen wäre! Schon
im Jahre 1794 (erster Jahrgang der „Horen“) hatte Schiller für Goethe
größeres Honorar vorgeschlagen mit der Begründung: „Ein Mann wie
Goethe, der in Jahrhunderten kaum einmal lebt, ist eine zu kostbare
Acquisition,“ und Cotta hatte sofort (19. Januar 1795) diesen Vorschlag
mit den Worten angenommen: „Es ist natürlich, daß man Goethe bezahlen
muß, was er verlangt.“ Allein Cotta hatte an manchem Goethe'schen Ver-
lagsartikel auch Verlust zu erleiden, wie wir bald sehen werden.
Schiller mußte mit Cotta wegen Uebernahme der Kunstzeitschrift
„Propyläen“, die Goethe mit Meyer herausgeben wollte, am 28. März
1798 unterhandeln.
„Wohlfeil giebt es Goethe nicht,“ schrieb Schiller an Cotta, der sich
kein gutes Geschäft von diesem, nur auf ein kleines Publicum berechneten
Unternehmen versprach und auch sonst gegen dessen Ausführbarkeit manche
Bedenken hatte, aber doch darauf eingehen wollte, wenn er Aussicht habe,
von Goethe auch ein besseres Werk, etwa den „Faust“ zu erhalten. Schiller
rieth Goethe, für den ungefähr wie „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ bei
Unger gedruckten Bogen der kunsttheoretischen Abhandlungen 4 Louisdor
(den Louisdor damals zu 6 Thlr. 2 Gr. 9 Pf. berechnet) und für den

<"page102">

Bogen des „Faust“ 8 Louisdor zu fordern, – wenn Goethe aber von
Unger oder Vieweg mehr erhalte, so zahle Cotta es auch; wohl gemerkt
waren „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ in klein Octav gedruckt, so daß ein
Bogen dieser Ausgabe kaum einem halben Druckbogen der bekannten
Hempel'schen Ausgabe gleichkam, ganz abgesehen davon, daß das Geld
damals viel höher im Werthe stand, als jetzt. Goethe verlangte für das
Stück der „Propyläen“, die allerdings ein etwas größeres Format hatten,
das Stück zu 11 Bogen berechnet, 60 Karolin, d. i. Louisdor, zahlbar bei
Ablieferung des Manuscriptes. Cotta zahlte willig und hatte bereits
Mitte 1799 bei einem Absatz von 450 Exemplaren 2500 Fl. Schaden zu
verzeichnen. Trotzdem kam man überein, wenigstens noch 2 Hefte der
Zeitschrift herauszugeben; Goethe erklärte sich zu einer „billigen“ Herab-
minderung des Honorars bereit, worauf Cotta jedoch nicht einging. So
hatte Letzterer nach dem Eingehen der „Propyläen“ nur den einen Vortheil,
Goethe für sich gewonnen zu haben, und auch die Fortdauer des Verhält-
nisses mit diesem sollte dem Verleger noch manches schwere Opfer kosten.
Am 18. Mai 1802 gab Schiller Cotta den Rath, „sich an dem Goethe-
schen „Faust“ für alle Verluste zu entschädigen.“ Er fügte allerdings hinzu:
„Aber Sie können sich darauf verlassen, daß er Ihnen nicht wohlfeiler verkaufen
wird, als irgend einem anderen Verleger, und seine Forderungen werden groß sein. Es
ist, um es gerade heraus zu sagen, kein guter Handel mit G. zu treffen, weil er seinen

Werth ganz kennt und sich selbst hoch tarirt und auf das Glück des Buchhandels, davon
er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buch-
händler in Verbindung mit ihm geblieben. Er war noch mit keinem zufrieden, und
mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden seyn. Liberalität gegen seine Verleger ist
seine Sache nicht!“
Goethe war eben viel anspruchsvoller als Schiller, welcher bei dem
Dank anläßlich des freiwilligen Mehrhonorars für die erste Ausgabe Wallen-
steins am 1. Juli 1802 an seinen Verleger schrieb:
„Wie sehr wünschte ich, daß meine Muse fruchtbarer seyn möchte, wär es auch nur
um Ihres Vortheils willen, da Sie so sehr auf den meinigen denken und mir in Ihrem
lezten Brief wieder einen neuen und über alle meine Erwartung gehenden Beweis davon
gegeben. Dafür bin ich aber auch überzeugt, daß unser beiderseitiges Verhältniß in der
schriftstellerischen Welt das einzige seiner Art seyn wird. Warum können wir nicht an
demselben Ort zusammen leben und uns, bei solchen Gesinnungen für einander, zu einer
gemeinschaftlichen großen Unternehmung vereinigen!“
Cotta mußte einigermaßen dafür büßen, daß Goethe nur geringe
Tantièmen vom Berliner Nationaltheater und anderen Bühnen erhielt.
Damals waren nämlich die Theater nicht verpflichtet, für bereits im Buch-
handel erschienene Stücke irgend eine Gebühr zu bezahlen. Deshalb erhielt
Goethe von den Theatern kein Honorar für seine Originaldramen, die er
im Druck hatte erscheinen lassen. Uebrigens zahlte das Berliner
Nationaltheater unter Ifflands Direction für jene Zeit sehr anständige
Honorare. Die größte Summe von der Kasse des Königlichen Theaters
in Berlin empfing allerdings Kotzebue, der in dem Zeitraum von 1790

<"page103">

bis 1810 für 46 Werke 4279 Thaler 11 Groschen 7 Pfennige erhielt.
Schiller, beziehungsweise seine Erben, erhielten in diesem Zeitraum für
9 seiner Dramen 1145 Thaler 3 Groschen 6 Pf., Goethe für 3 Dramen
319 Thaler 4 Groschen. Was das Specielle betrifft, so erhielt Schiller
für die ganze Wallenstein-Trilogie 60 Friedrichsdor, für „Maria Stuart“
36 Dukaten, für die „Jungfrau von Orleans“ 34 Ducaten, für „Turandot“
145 Thaler 16 Groschen, für die „Braut von Messina“ 103 Thaler
19 Groschen 6 Pf., für „Wilhelm Tell“ wurden 80 Friedrichsdor gezahlt.
Die drei Goethe'schen Stücke waren die Bearbeitung des „Mahomet“ von
Voltaire, für die 97 Thaler 12 Groschen, des „Tankred“, für die
95 Thaler, und das Originalstück „Die natürliche Tochter“, für welches
126 Thaler 16 Groschen gezahlt wurden. Für die Bearbeitung von „Romeo
und Julia“, die 1812 in Berlin in Scene ging, erhielt Goethe 600 Thaler,
(wofür aber die Berliner Hofbühne das Recht hatte, das Stück anderen
Bühnen zu verkaufen); dagegen wurden Goethes Originalstücke „Egmont“,
„Tasso“ und „Iphigenie“ in Berlin ohne Honorar aufgeführt, „weil diese
Werke schon lange vorher im Druck erschienen waren.“ Iffland hatte es
übrigens nicht leicht, zu wirthschaften, da zu seiner Zeit der Einnahme-Etat
der Berliner Hofbühne auf 120000 Thaler festgestellt war und der König
damals nur 5400 Thaler beisteuerte.
Um nun auf Goethe und seinen Verleger zurückzukommen, so
kosteten die Bearbeitungen von „Mahomet“ und „Tankred“ Cotta rund
500 Thaler sächsisch. Für sein „Taschenbuch auf das Jahr 1804“, einen
Lieder-Almanach, forderte Goethe 1000 Thaler, dann aber wurde für
„Benvenuto Cellini“, „Die natürliche Tochter“ und eine Anzahl der in
jenem Almanach enthaltenen Lieder ein Gesammthonorar von 400 Karolin
in Laubthalern (4400 Fl.) vereinbart, für das Werk „Winkelmann und
sein Jahrhundert“ 400 Laubthaler (4400 Fl.); für das Vorspiel „Was
wir bringen“ hatte Cotta ferner nicht weniger als 70 Karolin berechnet,
obwohl Schiller selbst in Goethes Namen nur 60 Karolin gefordert hatte.
Für die erste Cotta'sche Ausgabe seiner Werke in 12 Bänden, welche
1806–1808 erschienen, erhielt Goethe gegen Ueberlassung des Verlags-
rechts auf 8 Jahre im Februar 1807 volle 10000 Thaler und im
August 1808 noch ein Extrahonorar ausgezahlt von 705 Thalern. Weiter-
hin überließ Goethe 1809 seinem Verleger die „Wahlverwandtschaften“
für 2500 Thaler. Am 1. November 1811 erhielt Goethe 1500 Thaler
Honorar ausgezahlt für das erste Buch von „Aus meinem Leben“. Er
forderte aber nachträglich (am 10. Mai 1812) für jedes Buch eine
Honorarerhöhung von 1500 auf 2000 Thaler; auch das gestand Cotta
bereitwillig zu und zahlte sogar auf das erste Buch noch 500 Thaler nach.
Für das ganze Werk zahlte der Verleger 12000 Thaler Honorar.
Als im Jahre 1816 die neue Ausgabe von Goethes Werken in
20 Bänden erschien, zahlte Cotta für das Verlagsrecht auf weitere acht

<"page104">

Jahre 16000 Thaler. 1825 suchte Goethe um ein Privileg für seine
Werke beim Bundesrath nach, um „für so manche Arbeit proportionirten
Vortheil und Belohnung zu erhalten, welche dem deutschen Schriftsteller
verkümmert zu werden pflegen.“ Er erhielt das Privileg und zugleich von
verschiedenen Verlegern hohe Honoraranerbietungen; so bot ihm der Buch-
händler Josef Mar in Breslau angeblich die Summe von 100000 Thalern
für Ueberlassung der sämmtlichen Werke an. Cotta, der das Vorzugsrecht
hatte, hatte dagegen nur 60–70000 Thaler geboten, während Goethes
Sohn, dem in diesem Falle der Vater ein williges Ohr lieh, auf ein
Honorar von 100000 Thalern bei 12jährigem Verlagsrecht bestand.
Trotzdem ließ Goethe auf Sulpiz Boisserées Zureden doch mit sich
handeln und erklärte sich mit 80000 Thalern zufrieden, welche Summe
freilich Cotta begreiflicherweise immer noch in Anbetracht des Risicos für
groß genug hielt. Trotzdem fügte sich Cotta in der ersten Hälfte des
September der Forderung, um diese im November 1825 abermals erhöht
zu sehen! Man kam vorläufig über ein Honorar von 60000 Thalern
überein, das bei einer Auflage von 40000 Exemplaren nach Cottas Zu-
sage sich auf 120000 Thaler steigern sollte.
Als Goethe endlich seinen Briefwechsel mit Schiller herauszugeben sich

anschickte, war er anfangs (im Mai 1824) mit Cotta über ein Honorar
von 6000 Thalern übereingekommen. Da schrieb Goethe plötzlich am
17. December 1837 an Cotta, das Manuscript werde sofort an ihn ab-
gehen, sobald er eine Assignation auf 8000 Thaler (also 2000 Thaler
mehr) an das Bankhaus Frege u. Comp. eingesandt habe. Dies Miß-
trauen war aber dem gutmüthigen Cotta zu stark, denn es war in der
That unerhört, daß Goethe die Absendung des Manuscriptes in diesem
Falle von Vorauszahlung einer so hohen Summe abhängig machte, und er
hielt dem Dichter in einem geharnischten Brief eine Art Sündenregister
vor, ihm beweisend, daß er selbst (Cotta) nur vom Verlag der „Morpho-
logie“ und von „Kunst und Alterthum“ 9000 Fl. Verlust gehabt habe und
nach Allem ein solches Mißtrauen nicht verdiene. Goethe aber spielte noch
den Gekränkten und schrieb an Cotta einen diesen ziemlich beleidigenden
Brief, sodaß erst durch Boisserées Vermittlung der Friede zwischen Verleger
und Dichter wieder hergestellt wurde.
Dieses ist in großen Zügen die Darstellung der Beziehungen Goethes
zu Cotta. Der Dichter hatte, bevor er mit diesem Verleger in Verbindung
trat, schon mit verschiedenen anderen Buchhändlern Erfahrungen gemacht.
Bekanntlich war Georg Joachim Göschen*) der Verleger der ersten recht-
mäßigen Ausgabe von Goethes Werken, die in acht starken Bänden von
1787 bis 1791 in seinem Verlage in Leipzig erschien. Aus der bisher
*) Dieser hatte 1785 eine Buchhandlung begründet, die noch jetzt eine der angesehensten
Deutschlands ist.

<"page105">

gedruckten Correspondenz zwischen dem Dichter und diesem Buchhändler
geht hervor, daß Goethe mit dessen geschäftlichem Verfahren Grund zur
Unzufriedenheit zu haben glaubte, doch kam Goethe nach wenigen Jahren
wiederum in die Lage, die buchhändlerischen Beziehungen mit ihm auf-
zunehmen, da Göschen das bisher ungedruckte Manuscript von Diderot
„le neveu de Rameau“ besaß, welches nun in Goethes Bearbeitung bei
Göschen erschien. Schiller war mit seiner Zeitschrift „Thalia“ vom
2. Hefte ab von seinem Mannheimer Verleger Schwan zu Göschen über-
gegangen. Göschen wurde dann der Verleger des „Don Carlos“, des
„Geistersehers“, des „historischen Damenkalenders“, in welchem des Dichters
große geschichtliche Arbeiten zuerst erschienen, der Abhandlung „Über Anmuth
und Würde,“ bis Schiller durch die „Horen“ sich mit seinem Landsmann
Cotta verband.
In einer sehr eigenthümlichen Weise hatte Goethe seinem Verleger
Vieweg in Berlin „Hermann und Dorothea“ angeboten. In dem vom
16. Januar 1797 datirten Briefe, welcher erst neuerdings in der Weimarer
Goethe-Ausgabe veröffentlicht wurde, schrieb der Dichter: „Ich bin geneigt,
Herrn Vieweg in Berlin ein episches Gedicht „Hermann und Dorothea“,
das ohngefähr 2000 Hexameter stark sein wird, zum Verlag zu überlassen.
Und zwar dergestalt, daß solches den Inhalt seines Almanachs auf 1798
ausmache und daß ich nach Verlaufe von zwei Jahren allenfalls dasselbe
in meinen Schriften wieder aufführen könne. Was das Honorar betrifft,
so stelle ich Herrn Oberkonsistorialrath Böttiger ein versiegeltes Billet zu,
worin meine Forderung enthalten ist und erwarte, was Herr Vieweg mir
für meine Arbeit anbieten zu können glaubt. Ist sein Anerbieten geringer
als meine Forderung, so nehme ich meinen versiegelten Zettel uneröffnet
zurück und die Negotiation zerschlägt sich, ist er höher, so verlange ich
nicht mehr, als in dem, alsdann von Herrn Oberkonsistorialrath zu öffnenden
Zettel verzeichnet ist.“ – Der Inhalt dieses versiegelten Zettels war:
„Für das epische Gedicht „Hermann und Dorothea“ verlange ich Eintausend
Thaler in Golde.“
Nach Goethes Tode erhielten seine Erben noch bedeutende Honorare
" Cotta ausbezahlt. Nach einer von H. Böhlau aufgestellten Berechnung,
recer eine von der Cotta'schen Buchhandlung gemachte Zusammenstellung
Wºmtlicher von ihr in den Jahren 1795–1865 an Goethe und dessen
Erben gezahlten Honorare zu Grunde liegt, erhielten:
Goethe.. 233969 Gulden =401090 Mark*)
Goethes Erben. 270944. = 464474.
Gesammthonorar 504913 Gulden = 865564 Mark
- *) ach Wilhelm Vollmer („Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta“)
147500 ReichSthaler, rund 450000 Mk..

<"page106">

In unserer Zeit wären diese Honorare für einen Dichter wie Goethe
gewiß nicht sehr hoch zu nennen, allein man darf nicht außer Acht lassen,
daß zu Goethes Zeiten der Buchhandel noch bei Weitem nicht so organisirt
war wie heutzutage und daß auch das Geld einen höheren Werth besaß.
Andererseits muß man auch berücksichtigen, daß Goethe seiner Stellung
wegen viel brauchte. Wie der weimarische Staatsarchiv-Director
Dr. H. Burkhardt in einem Vortrag über Goethes Haus- und Finanz-
wirthschaft ausführte, hat das Gehalt von 1200 Thalern, das Goethe seit
seiner Ernennung zum Geheimen Rath (11. Juni 1776) erhielt, nicht im
Entferntesten zur Bestreitung seines Haushaltes gereicht. Aus Goethes Aus-
gabebüchern entnehmen wir, daß er im Jahre 1776 die Summe von
1411 Thalern verausgabt hat; in einem der nächsten Jahre waren es
schon 1625 Thaler und im Jahre 1780 gar 2249 Thaler. Für die
Kleidung wurden 100 Thaler, für die Armen, für die Goethe immer
offene Hand hatte, 70 Thaler ausgesetzt. Die Wohlthätigkeit kostete viel.
Besonders hat Goethe arme Wittwen der damals ganz erbärmlich bezahlten
Beamten stets großherzig unterstützt, getreu seinem schönen Worte: „Edel
sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Auch hat er sämmtliche Erziehungs-
kosten, einschließlich des Schulgeldes für die Kinder seiner ganzen Diener-
schaft getragen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo sein eigener Wohlstand
keineswegs blühend war. Zwischen der ersten und zweiten italienischen
Reise wohnte Goethe im sogenannten Jägerhause bis zum Sommer 1792,

wo er das Haus am Frauenplan (jetzt das Goethe-National-Museum), ein
wahrhaft fürstliches Geschenk seines Freundes Karl August, bezog. Seine
Einnahmen nach 1790 befanden sich in stetem Wachsthum, nach 1815 be-
liefen sie sich im Durchschnitt jährlich auf 3000 Thaler. Vom Jahr 1793
an war sein Hausstand durchaus gesichert; im Jahre 1817 verfügte der
Dichter über 4600 Thaler Activa, und im Jahre 1831 betrug sein Ver-
mögen die Summe von rund 30000 Thalern.

Der so ganz ideal veranlagte Schiller war kein so guter Geschäfts-
mann wie Goethe. In's praktische Leben trat er – sonderbar genug für
einen so berühmten Dichter – als „Medicus ohne Porte-épée“ beim
Grenadierregiment Augé in Stuttgart, wo seine Monatsgage 18 Gulden
betrug. Er ließ im Sommer 1781 „Die Räuber“ auf eigene Kosten drucken
und vermehrte dadurch nur noch seine Schulden. Er konnte aber schon
im folgenden Jahre bei Tobias Löffler in Frankfurt eine „zwote verbesserte
Auflage der „Räuber“ erscheinen lassen*). In der Vorrede sagt er: „Die
achthundert Exemplarien der ersten Auflage meiner Räuber sind bälder zer-
streut worden, als alle Liebhaber zu dem Stück konnten befriedigt werden.“

*) Exemplare der ersten Auflage gehören jetzt zu den größten Seltenheiten und
werden bis zu 300 Mark bezahlt. Das hätte Schiller gewiß nie in seinen kühnsten
Hoffnungen zu ahnen gewagt.

<"page107">

Die anonym erschienene „Anthologie auf das Jahr 1782“ fand keineswegs
einen glänzenden Erfolg, und bitter enttäuscht war Schiller, als er von
dem Intendanten des Mannheimer Theaters, Heribert v. Dalberg, dem er
den „Fiesco“ gesandt hatte, statt des erwarteten Geldvorschusses den Be-
scheid erhielt, daß „Fiesco nicht brauchbar sei, folglich auch nicht an-
genommen, oder etwas dafür vergütet werden könne.“ Er ließ das Werk
nun beim Buchhändler Schwan drucken und erhielt 11 Louisdor als
Honorar. Mit diesem Gelde bezahlte er – eine Wirthshausschuld und
bestritt die Kosten seiner Reise zu Frau von Wolzogen.

Später wurde Schiller durch Verwendung Goethes als außerordent-
licher Professor der Geschichte nach Jena berufen. Er erhielt aber als solcher
kein Gehalt. Die Studenten bezahlten die Collegien sehr schlecht, und
Schiller mußte angestrengt arbeiten. Als er sich verlobte, erhielt er den
Hofrathstitel und eine feste Jahreszulage von 200 Thalern. Im Winter
1790–91 wurde der Dichter krank und gerieth in die größte Noth. Da
kam unerwartete Hilfe aus der Ferne, aus Dänemark. Zwei edle Männer,
die " des Dichters Werke schätzten, der Herzog Friedrich Christian von
Schleswig-Holstein-Augustenburg und sein Freund, der Minister Graf
Schimmelmann, verbanden sich, um dem kranken Dichter ein Gehalt aus-
zusetzen. Der dänische Dichter Baggesen hatte ihnen Schillers Noth ge-
schildert. So faßten sie rasch den Entschluß, dem kranken Dichter zu helfen.
Sie boten ihm ein Jahresgehalt von 1000 Thalern auf drei Jahre an.

Dank dieser Unterstützung wurde der Dichter aus der schlimmsten Gefahr
gerettet und seine Existenz gesichert. Schiller sagte selbst in einem Briefe
an den Grafen Schimmelmann, ohne jene Unterstützung wäre er ein Opfer
seines Strebens geworden. Dem Dichter war es nun möglich, sich einige
Zeit Ruhe zu gönnen und seiner Gesundheit zu leben. Welche Freude er
hierüber empfand, ersieht man aus dem Briefe, den er am 10. December
1791 an Körner (Vater) schrieb. Dieses Schriftstück verdient hier im
Wortlaut wiedergegeben zu werden:

Jena, den 10. Dec. 91.

Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen, lieber
Körner. Das, wonach ich mich schon, so lang ich lebe, auf's feurigste gesehnt habe, wird
jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer, aller Sorgen los, ich habe die längst
gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Koppenhagen vom
Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drey Jahre
jährlich 1000 Rthlr. zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit zu bleiben, wo ich bin,
blos um mich von meiner Krankheit völlig zu erhohlen. Die Delikatesse und Feinheit, mit
der der Prinz mir dieses Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren als das An-
erbieten selbst. Ich werde Dir die Briefe in acht oder zehn Tagen schicken. Sie wünschen
zwar, daß ich in Koppenhagen leben möchte, und der Prinz schreibt, daß wenn ich dann
angestellt seyn wollte, man dazu Rath schaffen würde. Indeß, dies geht sobald nicht,
da meine Verbindlichkeit gegen den Herzog von W. noch zu neu ist, und noch vieler
anderer Ursachen wegen. Aber hinreisen werde ich doch, wenn es auch erst in ein oder
zwei Jahren geschieht.

<"page108">

Wie mir jetzt zu Muthe ist, kannst Du denken. Ich habe jetzt nahe Aussicht, mich
ganz zu arrangieren, meine Schulden zu tilgen, und unabhängig von Nahrungssorgen ganz
den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und
zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten. Binnen drei Jahren kann ich dann ent-
weder in Dänemark eine Versorgung finden oder es fällt mit M–z etwas vor, und dann
bin ich auf zeitlebens gedeckt.

Aber was detailiere ich Dir Alles? Sage Dir selbst, wie glücklich mein Schicksal
ist. Ich kann Dir für heute nichts mehr sagen. Deinen Brief, den ich heute erhielt, be-
antworte ich das nächste Mahl. Tausend Grüße an Minna und Dorchen von mir und
meiner Lotte. Ewig Dein

S.

Nach Dänemark ging Schiller nun aber nicht, sondern er kehrte in
seine Heimat, das gemüthliche Schwabenland zurück. Von größter Bedeutung
wurde für ihn die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Cotta in Tübingen.
Der Dichter machte seine Bekanntschaft zuerst durch die Vermittelung des
Epigrammatikers Haug. Darauf lernte er ihn persönlich kennen bei einem
Besuch in Tübingen, den er seinem Lehrer Abel abstattete. Aus dieser
persönlichen Bekanntschaft entstand eine dauernde Verbindung der beiden
Männer. Cotta machte Schiller kurz vor seiner Abreise einen Gegenbesuch.
Sie unternahmen miteinander eine „Spazierfahrt“ in's Neckarthal bis nach
Untertürkheim und besuchten auf dem Rückweg den Kahlenstein, das heutige

Schloß Rosenstein bei Cannstadt. Auf dem Kahlenstein unterbreitete Cotta
Schiller den Plan einer Zeitung, der heutigen „Allgemeinen Zeitung“.
Cotta legte ihm den Entwurf eines Redactionsvertrages bezüglich der
zu gründenden und von Schiller zu leitenden „Allgemeinen Zeitung“ vor.
Dieser „Kontrakt über Verlag einer allgemeinen europäischen Staatenzeitung
von H. Hofrath Schiller,“ von Cottas eigener Hand geschrieben, verspricht
2000 Fl. Gehalt sofort ohne Rücksicht auf den Absatz, für das siebente
Tausend Absatz weitere 1500 Fl., für jedes folgende Tausend je weitere
2000 Fl, für die Wittwe 900 Fl. jährlich, „so lange das Institut fort-
geht“. Für zwei Redactionsgehilfen je weitere 1000 Fl. Man bedenke,
daß Schiller 1790 nur 200 Thlr. Gehalt bezog! Im Verlagsvertrage über
die „Horen“ aus derselben Zeit hat Cotta 3 bis 8 Louisdor für den
Bogen, auszumessen durch den ständigen Redactionsausschuß, eingeräumt,
außerdem ein Drittel des Gewinnes von dem ganzen 2000 Exemplare
übersteigenden Absatz an den Redacteur und den Redactionsausschuß aus-
gesetzt. Das wären selbst heute noch gute Bedingungen.
Der Plan der „Allgemeinen Zeitung“ kam übrigens mit Schiller nicht
zur Ausführung. Ihm schien diese Thätigkeit „zu anstrengend, zu unabsehbar
und für den Verleger zu risquant, wenn er kränker werden sollte“. Da-
gegen fand der Plan einer litterarischen Monatsschrift seine Ausführung in
den „Horen“, die in den Jahren 1795–1797 erschienen. Doch das war
nur der Anfang der geschäftlichen Verbindung. Bald verlegte Cotta alle
Geistesproducte Schillers, und durch diesen wurde er auch, wie wir gesehen
haben, Goethes Verleger. Schiller erhielt durch Cotta einen angemessenen

<"page109">

Lohn für seine litterarischen Arbeiten. Die „Horen“*) fanden unter
Schillers Redaction 2000 Abonnenten, eine für jene Zeit sehr hohe Zahl.
Leider ließen aber die Mitarbeiter, die ihre Mitwirkung zugesagt hatten,
Schiller im Stich, und der Mißerfolg der Horen war ein vollständiger.
Schiller und Goethe schrieben denselben der Dummheit des Publicums zu,
und auch dieser Umstand veranlaßte sie zum Theil, die „Kenien“ zu dichten**).
Ueberdies schrieb Goethe, dessen „Iphigenie“ und „Tasso“ in einer neuen
Ausgabe nur geringen Absatz gefunden hatten und dessen „Wilhelm Meister“
von der Kritik scharf mitgenommen wurde, eine geharnischte Abhandlung
über „litterarischen Sanscülottismus“.
Schiller hatte bisher Jahr für Jahr ein neues Theaterstück geplant,
und er hatte das Honorar für dieselben schon sorgfältig in sein Budget
(„Calender“) eingetragen. Als er 1799 nach Weimar übersiedelte, gewährte
ihm der Herzog eine Zulage von 200 Thalern.
Cotta zahlte an Schiller für die erste Auflage eines Theaterstückes für
den Bogen 66 Fl., das ist für „Wallenstein“, 1. Auflage, 2046 Fl.,
2. und 3. Auflage 1100 Fl, für „Maria Stuart“ 990 Fl, 2. und 3.
Auflage 550 F., für „Macbeth“ 693 F., für „die Braut von Messina“
1620 Fl., für „Wilhelm Tell“ 1620 Fl., für „Wallenstein“ außerdem als
Geschenk ertra 1100 Fl, dies Alles in den Jahren 1800 bis September
1804 und ohne Berücksichtigung der Honorare für die übrigen schrift-
stellerischen Arbeiten. «
Schiller ist erst seit der Verbindung mit Cotta aus dem Zustande
chronischer Geldnoth und der ewigen Unsicherheit des materiellen Ausreichens
befreit worden. Der Zuschuß der dänischen Freunde war nur vorübergehend
gewesen, und Herzog Karl August hat Schiller von 1790 bis 1799 nur
200, dann 400, im Jahre 1804, d. h. elf Monate vor Schillers Tod,
800 Thaler gewähren können, so daß es kein Wunder, wenn schon der
erste Brief Schillers an Cotta ein Geldvorschußgesuch war. Cotta leistete
den verlangten Vorschuß von 200 Thalern. Er gewährte auch weitere Vor-
schüsse und schrieb schon ein Jahr nach Anknüpfung der ersten Verbindung
(1795): „Ueberhaupt rechne ich darauf, daß Sie in jedem Falle annehmen,
offene Kasse bei mir zu haben ohne mindeste Rücksicht, denn ich nehme dies
als Beweis Ihrer mir so schätzbaren Freundschaft an.“ Und doch hatte
sich damals Cotta kaum erst selbst aus der Geldknappheit herausgearbeitet,
und er stand erst vor der Lösung der Association mit Jahn (1797). Cotta
schoß auch das Geld vor für den Ankauf des Gartens in Jena und dann
(1802) des Hauses in Weimar. Er zahlte die dem Dichter durch Censur-
*) An Honorar erhielten die Mitarbeiter 5 Louisdor per Bogen, und der Redacteur
für den Jahrgang 60 Louisdor.
*) In einem Briefe an Cotta schrieb Schiller, er verlange (für sich und Goethe)
mindestens 100 alte Louisdor Honorar. Er wünschte eine Quartausgabe mit Kupfern;
die ZEenien erschienen aber nicht in einer solchen Ausgabe.

<"page110">

verbot der Aufführung des „Wallenstein“ in Stuttgart entgangene Tantième,
weil „Schiller auf diesen Posten werde gerechnet haben“. Die „Generosi-
täten“ Schillers nahm Cotta nie an. Am 27. October 1801 schrieb
Cotta an Schiller, daß bei einem Manne wie Schiller „das Honorar nie
ein Aequivalent für die Arbeit sein könne, und daß mithin ein Accord nie
die Verbindlichkeiten des Buchhändlers in einem solchen Falle erschöpfe, so-
bald der Erfolg ihm noch mehr zu thun erlaubt“. Und danach handelte
auch Cotta, der sich als „immerwährender Schuldner“ Schillers bezeichnet
hatte, indem er für die erste Auflage des „Wallenstein“, welche mit
3500 Exemplaren nach zwei Monaten vergriffen war, 1100 Fl. mehr, als
bedungen war, gut schrieb.
Diese Honorarziffern, die culturgeschichtlich für immer interessant
bleiben, treten in ein für Cottas nicht knauserige Auffassung noch günstigeres
Licht, wenn man einige nähere Umstände betrachtet, unter denen die
Honorare gezahlt wurden. Einmal hat Cotta schon zu einer Zeit, da er
noch keineswegs reich war, und zu einer solchen Zeit gut honorirt, da man
Wieland für das Musarion 7 Thaler bot und Karl August für den
Dichter nur 200 Thaler Gehalt geben konnte. Die Honorare sind ferner
reichlich schon in der Kriegszeit mit ihrem der heutigen Kaufkraft des Geldes

gegenüber höheren Geldwerth. Cotta hat von Anfang an gut gezahlt, über die Verpflichtung hinaus und fast unbeschränkte Vorschüsse geleistet zu einer Zeit, da er selbst erst der Geldenge kaum entronnen war. Auch darf man nicht vergessen, daß eben damals der anständige Verleger sehr viel unter dem Nachdruck und Nachstich gelitten hat. Wir lassen darüber Cotta selbst nach dem „Briefwechsel“ reden. Am 23. September 1800 schrieb er an Schiller: „Nun haben wir auf einmal mit zwei Nachdruckern zu kämpfen: Goebhard von Bamberg hat bereis eine Ausgabe, die sehr sauber gedruckt sein soll, für Fl. 1,24 („Wallenstein“) versendet, und Doll in Wien hat ein Privilegium, den „Wallenstein“ nachzudrucken, erhalten .. ich muß selbst für eine noch wohlfeilere Ausgabe sorgen.“ Am 27. October 1801 schrieb Cotta an Schiller: „Hätten wir nur zwei Feinde vom Leib! – Die schlechten Buchhändler (Sortimenter) und die Nachdrucker.“ Trotzdem hat Cotta für die erste Ausgabe des „Wallenstein“, dem zweifachen Nachdruck zum Trotz, 1000 Fl. freiwillig über den Vertrag hinaus gezahlt.

Dabei lief wenigstens zwischen Schiller und Cotta Alles zart, rasch und glatt in Fragen der Honorirung ab, was der „Briefwechsel“ an Dutzenden von Stellen urkundlich darthut. Der Brief Cottas vom 27. October 1801 widerlegt auch die frühere Annahme (noch von Goedeke), Cotta habe Schillers Honorarforderung für die späteren großen Schauspiele abgelehnt. „Mit dem größten Vergnügen,“ schrieb vielmehr Cotta, „willige ich in Ihren Vorschlag vom 13. h. 300 Dukaten für jedes neue große Original wie Maria oder die Jungfrau von Orleans zu bezahlen,“ und

<"page111">

fügt ebenda den oben erwähnten Stoßseufzer hinzu: „Hätten wir nur zwei Feinde vom Leib!“ Ohne diese wäre er wohl gern über 300 Ducaten gegangen.

Schiller erhielt als Honorar für seine gedruckten Dramen viel mehr, als er für die Aufführung bezog. Wie wir gesehen, bezahlte die Berliner Hoftheaterkasse von 1790 bis 1810 für Schiller'sche Stücke zusammen 1145 Thaler 3 Groschen 6 Pf. Der Dichter erhielt also auch in den letzten 15 Jahren seines Lebens nur sehr wenig „Tantièmen“, wenn man dieses Honorar überhaupt so nennen kann, denn bis zum Jahre 1837 war in Deutschland das dramatische Eigenthum nicht geschützt. Iffland bewilligte aber insbesondere Schiller jedesmal das Honorar, das dieser in feiner Bescheidenheit forderte. Für die ganze „Wallenstein“-Trilogie verlangte Schiller (1798) 60 Friedrichsdor (1020 Mark)*), für die „Macbeth“-Bearbeitung (1800) 12 Ducaten (108 Mark) und für „Maria Stuart“ (im selben Jahre) 12 Carolin (225 Mark). Dieses letztere Honorar, das für ein fünfactiges Drama allerdings äußerst gering war, erhöhte Iffland aus eigenem Antrieb auf 36 Dukaten (325 Mark). Für diese Zulage bedankte Schiller sich mit den Worten: „Die Summe kommt mir gerade jetzt am geschicktesten, um die vorhandenen Neujahrsfestlichkeiten lustig mitzumachen.“ Was die übrigen Schiller'schen Stücke betrifft, so sind bereits oben die Honorare angegeben. Das höchste Honorar erzielte er für „Wilhelm Tell“, denn Iffland zahlte ihm für das Recht, das Stück drei Monate vor allen anderen Bühnen aufführen zu dürfen, 80 Friedrichsdor (1360 Mark).

Am 13. October 1801 schrieb Schiller an Cotta:

„Sie wollen wissen, lieber Freund, was Sie auf Ostern von mir zu erwarten haben; diese Anfrage führt mich auf eine Erklärung, die ich Ihnen schon mündlich habe thun wollen, aber ich weiß nicht, aus welcher Scheu vor allem Merkantilischen bis jetzt verschoben habe. – Endlich glaube ich mich, was die Schriftstellerei betrifft, auf dem Punkte zu befinden, wohin ich seit Jahren gestrebt habe. Der schnelle und entschiedene Erfolg, den meine neuesten Stücke, zu denen ich auch die Jungfrau von Orleans rechnen darf, bei dem Publicum gehabt haben, versichert auch den küftnigen Entreprisen in diesem Fache einen ungezweifelten Succeß, und ich darf endlich hoffen, ohne Ihren Schaden, meine Arbeiten im Preise steigern zu können. Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß Gewinnsucht nicht unter meine Fehler gehört, und ebenso wenig ist es ein unanständiger Dünkel, wenn ich meine Producte höher als sonst taxire. Es hat eine edlere Ursache, deren ich mich keineswegs schämen darf, es entsteht aus der Begierde, meinen Arbeiten einen höheren inneren Werth zu verschaffen. Zum Guten und Vollendeten aber gehört Muße und ich kann bei meiner abwechselnden Gesundheit nur weniges unternehmen. Ein bedeutendes neues Stück ist alles, was ich in einem Jahre liefern kann, und ich will also nicht meine Lage, sondern meine Werke dadurch verbessern, wenn ich sie höher taxire.

*) Am 15. October 1798 schrieb er an Iffland: „Ich mache ungern Bedingungen, indessen da es in solchen Fällen das Beste ist, seine Intention gerade heraus zu sagen, so will ich keine Umstände machen. Ich verlange für die drei Stücke zusammen sechzig Friedrichsdor, ein Preis, bei dem ich allerdings die Größe des Berliner Publicums, den Glanz Ihres Theaters und vorzüglich Ihre Gefälligkeit in Anschlag gebracht habe.“

<"page112">

– Indem ich annehme, daß Sie von meinen künftigen Stücken eine größere erste Auflage wagen können, besonders wenn Sie das Stück in der Form eines Kalenders gebsn; indem ich voraussetze, daß der Absatz von 3000 Exemplaren gewiß und ein höherer Absatz sehr wahrscheinlich ist, so glaube ich den Preis von 300 Ducaten auf ein neues großes Originalstück, so wie die Maria oder die Jungfrau ist, setzen zu dürfen. Ich begebe mich aber dadurch zugleich jedes Anspruchs an einem weiteren Gewinn, der Absatz mag noch so groß sein als er will und der Auflagen so viele, als während drei Jahren deren erfolgen können; und reservire mir nichts als meine Rechte auf die künftige Sammlung meiner Theaterschriften. – Ich führe Ihnen nicht an, daß andere Schriftsteller, denen ich nicht glaube weichen zu müssen, ebenso vortheilhafte Contracte geschlossen, oder daß andere Verleger mir dergleichen Erbietungen gethan. Dies sind keine Argumente, die zwischen Ihnen und mir gelten. Auch weiß ich aus Erfahrung, wie bereitwillig Sie sind, mich an dem Gewinn bei meinen Schriften Antheil nehmen zu lassen, aber hier kommt es darauf an, daß ich mir von meinem schriftstellerischem Fleiß einen bestimmten Etat gründe, daß ich weiß, woran ich bin und mich aller merkantilischen Rücksichten, die mir bei meinen

Arbeiten nur störend sind, einmal für allemal entschlage.“
Cotta erwiderte hierauf unterm 27. desselben Monats u. a.:
„Mit dem größten Vergnügen willige ich in Ihren Vorschlag vom 13. h. dreihundert Ducaten für jedes neue große Original wie Maria oder die Jungfrau von Orleans zu bezahlen, und es würde mich betrüben, wenn Sie von mir nicht überzeugt wären, daß durch den Erfolg des Absatzes ein gleiches Resultat herausgekommen wäre. Ich schmeichle mir, Sie kennen mich so weit und die Zukunft wird für's Vergangene die Wahrheit hiervon belegen: inzwischen sehe ich wohl ein, daß eine fest ausgemachte Summe etwas Angenehmeres ist. Wir wären also hierüber ganz im Reinen: was ich noch sonst thun kann, wird dem unerachtet nach Möglichkeit geschehen. Hätten wir nur zwei Feinde vom Leib: die schlechten Buchhändler und die Nachdrucker!“
Was die Honorirung der Gedichte betrifft, so ersieht man das diesbezügliche aus folgendem Briefe Schillers an Crusius (Weimar, 10. 3. 1803):
Eine Undeutlichkeit in meinem letzten Briefe hat ein Mißverständniß veranlaßt, wie ich aus Ihrem Werthen vom 2. März ersehe, und ich versäume nicht, es zu heben. Meine Absicht war keineswegs, ein Honorar von 25 Thalern für den Bogen der zweiten Auflage meiner Gedichte zu stipuliren, diese Forderung würde von meiner Seite ganz übertrieben sein. Ich glaube bloß, wegen des guten Absatzes der ersten, eine Erhöhung des Honorars für die erste Auflage mit Billigkeit fordern zu können, welche sich auch rückwärts für den ersten Theil sowie auf die künftigen Bände erstrecken sollte, so als wenn gleich anfangs 25 Thaler dafür akkordirt worden wären. Die Gedichte haben zwar den Vortheil der Neuheit nicht wie andere noch ungedruckte Artikel, aber dafür, daß sie sich nicht gleich in der ersten Messe absetzen lassen, bleibt Ihnen das Eigenthumsrecht für die künftigen Auflagen, da z. B. Herr Unger auf meine Jungfrau von Orleans nur für drei Jahre das Verlagsrecht hat. Meine Idee war, wenn Ihnen mein Vorschlag der 25 Thlr. für den Bogen der ersten Auflage anständig wäre, mir für den Bogen der zweiten und folgenden Auflagen 1 Carolin zu stipuliren. Ich will es aber gern bei dem alten Contract von 4 Louisdor lassen, wenn Sie mir von jeder künftigen Auflage die Hälfte dieses Honorars also 2 Louisdor per Bogen bewilligen, denn es ist meine Meinung gar nicht, Ihre Gefälligkeit zu mißbrauchen.“
Goedeke bemerkt hierzu (Geschäftsbriefe Schillers, Nr. 307): „Die Aufschlüsse über Honorirung der Gedichte zeigen Schiller wiederum als den im buchhändlerischen Verkehr überaus gewandten Geschäftsmann. Was er an der 1. Auflage schwinden läßt, holt er bei der neuen reichlich nach. Die Aufzeichnungen in seinem Kalender zeigen, daß 4 Louisdor gleich waren

<"page113">

22/4 Thaler; indem er von dem neu proponirten Honorar (25 Thaler) auf den alten Maßstab für die erste Auflage zurückging, ließ er 24 Thlr. nach, während er bei einer 2. am Bogen 4 % Thaler zulegte, was bei dem Umfange der beiden Bände Gedichte für ihn eine Mehreinnahme von etwa 120 Thaler bedeutete. Nur darin war er arglos, daß er, wie es scheint, die Stärke der Auflagen niemals in Betracht zog, und sich auch keine Kontrolle sicherte, daß neue Auflagen mit alter Jahreszahl nicht gedruckt wurden, was bei Crusius vorkam, wenngleich es sich bei den Gedichten nicht nachweisen läßt.“
Schiller war im Mai 1804 mit seiner Familie in Berlin, wo er sehr gefeiert wurde. Nicht blos die Königin Louise, sondern auch der König und Prinz Louis Ferdinand waren sehr zuvorkommend gegen ihn. Er hoffte deshalb, eine Anstellung in Berlin zu erhalten. „Meine Besoldung,“ schrieb er, „ist ziemlich klein und ich setzte ziemlich Alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Capital kann geschlagen werden, und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Man hat die ersten Schritte gegen mich gethan, und ich bin aufgefordert, selbst meine Bedingungen zu machen. Es ist aber kostbar in Berlin zu leben; ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Auch sind andere Artikel sehr theuer und unter sechshundert Friedrichsdor könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben, ja diese würden nicht einmal hinreichen.“ Aus diesem Plane wurde allerdings nichts, aber Karl August erhöhte die Besoldung Schillers auf 800 Thaler, mit der man ja in Weimar immerhin schon leben konnte.
Der Verlagsbuchhändler Cotta war nicht blos Schiller ein treuer Verleger, sondern er blieb nach dessen Tode auch ein „redlichster Freund“ von Schillers Wittwe. Er schrieb dieser u. a.: „Da Sie nun dringende Ausgaben haben, so bitte ich auf jedes Bedürfniß per Wechsel auf mich zu ziehen – – – Ich freue mich in dem Gedanken, daß Sie mich unter Ihre redlichsten Freunde zählen.“*)
Auf dem Verlags- und dem Capitalconto Cottas**) stehen an Schiller selbst erfolgte Zahlungen von mehr als 33000 Fl, darunter Vieles vor-
*) Goethe hielt sich darüber auf, daß man in Frankfurt eine Todtenfeier für Schiller veranstaltete. „Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser gethan, ihren Antheil realiter auszudrücken, da sie unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuscript honorirt haben, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für zwölf Groschen haben konnten. Verhältnismäßig anständig verhielt sich den letzten großen Dramen gegenüber Iffland und die königliche Bühne Berlins. Was wäre aber aus Schillern und den Seinigen geworden ohne den Zuschuß aus der Privatschatulle Karl Augusts?“ (Brief an Zelter.)
*) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Herausgegeben von Wilhelm Vollmer. Stuttgart, Cotta. (Anhang S. 682 ff.)

<"page114">

schußweise und oft und weit über das Vertragshonorar hinausgegeben. Die Wittwe Schillers erhielt 1812 für die erste siebenjährige Vertragsverlängerung 10000 Reichsthaler, 1817 und 1825 für zwei weitere Verlängerungen auf je sechs Jahre wieder je 10000 Reichsthaler. An Schillers Erben hat Cotta für den Verlag von 1826 ab auf 25 Jahre weiter gezahlt (1827 bis 1833 in Raten zu 10000 Thalern) nicht weniger als

74000 Reichsthaler. Im Ganzen hat er also an Schiller und seine Erben
rund 275,000 Mark gegeben.
Als Schiller ein Jahr todt war, ließ der König von Preußen im
Berliner Hoftheater zu Gunsten der Familie des großen Dichters die „Braut
von Messina“ aufführen. Die Vorstellung ergab eine Einnahme von
2235 Thalern, und der König, der sich wenigstens jetzt einmal großmüthig
zeigen wollte, legte aus seiner Schatulle noch 100 Friedrichsdor hinzu.
Die Schriftsteller sowohl wie die Verleger hatten in der klassischen Zeit,
ebenso wie heute, mit der Gleichgiltigkeit des Publicums zu kämpfen. In
bedeutenderen Ortschaften ließ man zuweilen durch sogenannte Collecteure
Subscriptionen für Werke und Zeitschriften sammeln. So nahm z. B. der
badische Prinzenerzieher Ring in den Jahren 1772 und 1773 in Karlsruhe
Subscriptionen für Wielands Agathon an; in letzterem Jahre wurde er
auch noch Collecteur des „Teutschen Merkur“.
Oft genug ersieht man aus den Büchern jener Zeit, daß das liebe
Publicum es gar sehr an Interesse sür dieselben fehlen ließ. „Die Fort-
setzung hängt von dem Beifall des Publicums ab,“ hieß es in der Vor-
rede zum 2. Jahrgang des Göttinger Musenalmanach“ (1771). Nachdem
Voß diesen Almanach redigirt hatte, nahm er denselben 1776 in Selbst-
verlag, um einen höheren Gewinn zu erzielen. Allein der Göttinger Ver-
leger setzte auch seinerseits das Unternehmen fort, und der alte „Göttinger
Musenalmanach“ überlebte die „Poetische Blumenlese“ von Voß noch um
drei Jahre (bis 1803).
Es waren nicht immer die besten Dichter, die Erfolg hatten. August
Lafontaines Bücher wurden damals z. T. den Goethe'schen vorgezogen,
und daß er beliebt war, beweist schon seine ungeheure Production; er schrieb
nämlich nicht weniger als 150 Bände Erzählungen und Romane.
Th. G. v. Hippel (1741–1796) starb als Oberbürgermeister von
Königsberg und hinterließ ein Vermögen von 140000 Thalern.
Wir wissen nicht, wer zum ersten Mal auf die Idee kam, ein litterari-
sches Preisausschreiben zu erlassen. Es steht aber fest, daß im
Februar 1775 der damals als Schauspieler berühmte Director des
Hamburger Nationaltheaters, Schröder, einen Preis von 20 Louisdor für
ein Originalstück (Trauer- oder Lustspiel) aussetzte. Es ist charakteristisch,
daß schon zu jener Zeit ein klägliches Resultat mit Preisausschreiben er-
zielt wurde: jenen Preis erhielt Klingers Schauerstück „Zwillinge“, das
wie zwei andere eingelaufene Arbeiten den Brudermord zum Vorwurf hat.

<"page115">

Zacharias Werner, „der Vater der Schicksalstragödie,“ bezog vom
Fürst-Primas von Dalberg und später vom Großherzog von Weimar eine
Pension von 1000 Gulden. Er wurde übrigens von den Theatern ziemlich
gut bezahlt. Vom Berliner Nationaltheater erhielt er für die am 11. Juni
1806 zum ersten Mal aufgeführte „Weihe der Kraft“ 500 Thaler und
vom Weimarer Theater für sein Trauerspiel „Wanda, die Königin der
Sarmaten,“ 60 Ducaten.
Der Modedichter Kotzebue überließ dem Berliner Nationaltheater sein
Schauspiel „Menschenhaß und Reue“ ohne jede Vergütung, weil dasselbe
schon zwei Jahre vorher gedruckt worden war. Das Stück, das übrigens
in mehrere Sprachen übersetzt wurde, fand soviel Erfolg, daß das Theater
schon durch neun Vorstellungen 2203 Thaler Einnahme erzielte. Daraufhin
bot der Director dem Dichter, der damals Verwaltungspräsident von Esth-
land war, ein „Douceur“ von 20 Friedrichsdor an. Von 1790 bis 1810
erhielt Kotzebue vom Berliner Theater an Honorar 4279 Thaler 11 Groschen
und 7 Pf., d. h. fast viermal soviel als Schiller.
Heinrich v. Kleist, der Dichter der „Hermannschlacht“ und des
„Prinzen von Homburg“, war bekanntlich nicht vom Glück begünstigt. Im
Winter 1804–1805 erhielt er eine Stelle als Diätar in Königsberg
mit geringem Gehalt. Diese Stelle hatte er nicht lange inne. Als Napoleon
bei Jena und Auerstädt das preußische Heer vernichtete, vergaß Kleist über
der Noth des Vaterlandes sich selbst und ging nach Berlin. Nirgends fand
er Unterstützung. Am 2. November 1811 gab er sich den Tod.
Theodor Körner wurde, erst 22 Jahre alt, als k. k. Hoftheaterdichter
mit einem Jahresgehalt von 1500 Gulden nach Wien berufen. Drei Tage
vor seinem Abgange zum Lützow'schen Freicorps stellte er folgende Quittung
über das für den 2. Band seiner dramatischen Werke erhaltene Honorar aus:
Quittung
über dreißig Stück kaiserliche Ducaten, welche mir Endsunterschriebenen von Hrn. Buch-
händler A. C. Wollishauser baar ausbezahlt worden sind, wogegen ich ihm die
Manuscripte
1. Hedwig, ein Drama in drei Aufzügen.
2. Die Gouvernante, eine Posse in einem Aufzug.
3. Joseph Heiderich, eine dramatisirte Anecdote in einem Aufzug.
4. Der Vetter aus Bremen, ein Spiel in Versen.
als zweiten Band meiner dramatischen Beyträge zum Druck überlassen habe, und mich
verbinde, selbige unter einem Zeitraume von sechs Jahren keinem Anderen zu verkaufen.
Urkund. dessen meine Fertigung.
Wien, am 12. März 1813.
Theodor Körner,
k. k. Hoftheaterdichter.
Ein Modedichter wie Kotzebue war Müllner in Weißenfels. Ein
Jahrzehnt nach Schillers Tode bezahlte Cotta für die 4. Auflage der
„Schuld“ allein 1000 Thaler und für das langweilige Stück „Die
Albaneserin“ 3000 Thaler.

<"page116">

Justinus Kerner war, was Gelderwerb betraf, ein sehr unpraktischer
Mann. Theobald Kerner, der Sohn des Dichters, schreibt in dem Buche
„Das Kernerhaus und seine Gäste“ u. a. hierüber: „Meine Mutter hatte
viel an dem Vater zu trösten und suchte ihm die Sache leicht darzustellen,

obgleich sie selbst manche schlaflose Nacht darüber hatte. Das Geld war
meinem Vater überhaupt etwas Fremdes, Unverstandenes, er war ein
schlechter Rechner und konnte kaum die Münzen unterscheiden. Meine
Mutter zahlte alle Rechnungen. Mußte er je kleine Geldausgaben besorgen,
so war er außerordentlich ängstlich damit, hielt die Summe für eine über-
große, dabei stand er aber keinen Augenblick an, durch Anordnung neuer
Bauten in Haus und Anlagen im Garten oder durch verhältnißmäßig groß-
artige Unterstützung Anderer, auch durch seine über die Verhältnisse aus-
gedehnte Gastfreundschaft meiner haushälterischen Mutter oft große Sorgen
aufzubürden, die sie ihm sorgsam verschwieg und durch geheime Sparsamkeit zu
verwischen suchte. Seine Einnahme von der ärztlichen Praxis war stets
eine geringe, da er selten Rechnungen aussandte und die meisten Kranken,
wie es auch die Armut des hiesigen Landvolks mit sich brachte, unentgeltlich
behandelte.“
Kerners schriftstellerische Leistungen wurden schlecht honorirt. Für
seine erste 6/2 Druckbogen starke Schrift über das Wildbad gab Buch-
händler Osiander in Tübingen als Honorar 20 Freiexemplare und (den
Bogen zu fünf Gulden gerechnet) 32 Gulden 30 Kreuzer, die er in Büchern
zu beziehen hatte!
Im Anschluß an die erwähnten Dichter sei es gestattet, auch des großen
Philosophen Kant zu gedenken.
Immanuel Kant lag es fern, des Gewinnes wegen ein Buch zu
schreiben. Er wußte sich aber in dem kleinen zweistöckigen Hause in Königs-
berg, welches er während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens bewohnt
hat und welches im April 1893 zum Abbruch gelangt ist, ziemlich behäbig
einzurichten. Kant nannte dieses Heim sein eigen*). Er war das Kind
armer Eltern, der Sohn eines Sattlermeisters. Erst in seinem 46. Jahr
erhielt er eine Professur, mit der aber nur ein unbedeutendes Gehalt
verbunden war. Das Honorar für seine schriftstellerische Thätigkeit kam
ebenfalls nicht in Betracht, denn Kant hatte über diesen Punkt nach unserer
heutigen Anschauung mehr als naive Begriffe. Nachdem er lange Jahre
an seinem Hauptwerk gearbeitet hatte, das im Reich der Philosophie eine
Umwälzung hervorrufen sollte, bot er es dem Verleger Hartung, dem
Herausgeber der nach ihm benannten Zeitung, an. Anstatt auf die Be-
deutung der Arbeit nachdrücklich hinzuweisen, sprach er die Furcht aus, daß
der Verleger möglicherweise nicht auf die Kosten kommen werde. Der also
*) Andere Philosophen wie Schelling und Hegel sind ihr ganzes Leben hindurch
auf die Abhängigkeit eines Miethsverhältnisses angewiesen gewesen.

<"page117">

eingeschüchterte Hartung verzichtete infolge dessen auf die Ehre, das Werk
zu drucken und buchhändlerisch zu vertreiben. Aber auch an den Verleger
Hartknoch in Riga, der es später veröffentlichte, stellte Kant keine Honorar-
ansprüche. Er sah es gleichsam als Geschenk an, als ihm Hartknoch für
den Bogen aus freiem Antriebe 4 Thaler schickte. Dagegen waren die
Einnahmen für seine Collegien, die stets ausgezeichnet besucht wurden, trotz
mancher Ausfälle ziemlich bedeutend, und Kant hatte in seiner Wirthschaft
ein System von Sparsamkeit eingeführt, bei dem jede unnütze Ausgabe
vermieden wurde. Was er bei Seite legte, wußte er klug zu vermehren,
indem er sich dabei des Raths kaufmännisch erfahrener Freunde bediente.
So lebte er stets in geordneten und behaglichen Verhältnissen, obwohl er
sich und seinen Gästen nichts abgehen ließ, auch arme Verwandte und
andere Nothleidende reichlich unterstützte. Kant war nicht verheirathet. Er
ging, wie es scheint, nur zweimal mit Heirathsgedanken um, die er aber
nie verwirklichte. So hatte er z. B. die Absicht, eine junge, hübsche Wittwe,
die zum Besuch ihrer Verwandten nach Königsberg gekommen war, heim-
zuführen. Er war sich nicht klar, ob seine Mittel ausreichten, einen Haus-
stand mit einer Frau zu führen. Er suchte seine Einnahmen mit den zu
erwartenden Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen und kam darüber zu
keinem Entschluß, während die Wittwe einem andern Mann ihre Hand
reichte. – –
Die Zahl der Dichter, welche in unserem Jahrhundert aus einer
königlichen oder fürstlichen Schatulle eine Pension erhielten, ist verhältniß-
mäßig gering. Einer der wenigen war Ferdinand Freiligrath, der
während einigen Jahren von Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ein
Ehrengehalt von 300 Thaler bezog. Freiligrath hatte sich ursprünglich dem
Kaufmannsberufe gewidmet, allein der Erfolg seiner „Gedichte“ (1838)
veranlaßte ihn, diesem Stande zu entsagen, um sich ganz der Poesie zu
widmen. Er zog nach Unkel am Rhein, wo er seine nachherige Gattin,
Ida Melos aus Weimar, kennen lernte. Sobald er verlobt war, trat vor
Allem die Frage nach einer sicheren Stellung an ihn heran, eine Frage,
die ihm bis dahin wenig Sorge gemacht hatte. Vorher hatte er schon
mancherlei Pläne erwogen, eine Mitarbeiterstelle an der Cotta'schen „All-
gemeinen Zeitung“ oder dem „Ausland“, Lehrthätigkeit an einem Handels-
institut 2c.; noch im Sommer 1839 hatte er, abgestoßen durch das klein-
bürgerliche Leben seiner Vaterstadt Detmold, die ihm daselbst angebotene
Bibliothekarstelle abgelehnt. Gelegentlich des Aufenthaltes zu Weimar
schienen sich andere Aussichten zu eröffnen; es war damals die Rede von
einem Ankauf des Goethehauses durch den Deutschen Bund, und Freiligrath
zeigte sich nicht abgeneigt, gegen leidliches Gehalt „des Hauses redlicher
Hüter“ zu werden in den vormaligen Räumen des Dichterfürsten, in
welchen auch seine Ida so glückliche Jugendstunden verbracht hatte. Die
Verhandlungen zogen sich bis in's Spätjahr 1842 und endigten, wie bekannt,

<"page118">

damit, daß das Goethehaus nicht Bundeseigenthum ward. Mehr schien
ein anderer Plan zu verheißen. Ein zu Erfurt lebender Freund, Karl
Noback, beabsichtigte, gemeinschaftlich mit Freiligrath zu Berlin eine Handels-
akademie für junge Kaufleute zu begründen; der Dichter sollte dabei mit
einer Stundenzahl, die ihm zu eigener Arbeit reichlich Zeit ließ, den

Unterricht in der deutschen, französischen und englischen Correspondenz, in
französischer und englischer Lectüre übernehmen. Man hoffte eine Staats-
unterstützung zur Sicherstellung des Unternehmens, für welches sich Alexander
von Humboldt lebhaft interessirte; er versprach, dasselbe durch seine gewichtige
Befürwortung zu unterstützen. Dazu kam die Erwartung, König Friedrich
Wilhelm IV. werde nicht blos alternde Größen deutscher Litteratur und
Wissenschaft um seinen Thron versammeln, sondern auch die Gelegenheit
gern ergreifen, den bedeutendsten der jüngeren Dichter in seine Hauptstadt
zu ziehen. Aber die Sache bedurfte noch vielfacher Erwägung durch die
Minister, ehe sie reif ward, und als Noback Eingangs 1843 mit einem
beträchtlichen Staatszuschuß die Handelsakademie in Berlin eröffnete, hatte
Freiligrath bereits, des Harrens müde, Ende 1842 sein Gesellschaftsver-
hältniß gelöst; er hatte nie besondere Freude an dem Plane gehabt. Er
war übrigens inzwischen der Ausführung eines anderen Unternehmens
näher getreten. Heinrich Künzel zu Darmstadt, ein begeisterter Verehrer
englischer Litteratur, hatte mit einer Verlagshandlung zu Pforzheim die
Grundzüge einer Wochenschrift „Britannia“ besprochen, welche gute Ueber-
setzungen, Aufsätze über englische Litteratur 2c. bringen sollte; er bot nun,
um nicht die ganze Last der Redaction allein zu tragen, Freiligrath an,
als Mitleiter der beabsichtigten Zeitschrift einzutreten und seinen Wohnsitz
nach Darmstadt zu verlegen. Es ist erklärlich, daß dieser Ruf in des
Dichters Seele lebhaften Wiederklang fand; war ihm ja doch längst die
englische Litteratur vertraut; hatte er sich doch bereits als hochbefähigter
Verdeutscher englischer Lyrik erwiesen; dazu sah das finanzielle Ergebniß der
Unternehmung auf dem Papiere sehr vortheilhaft aus*).
*) Freiligrath sprach sich darüber gegen die Görlitzer Geschwister in folgendem Briefe
aus, der wohl verdient hier wiedergegeben zu werden: „Eure theilnehmenden Wünsche für
Jdas und mein Wohl werden sich vielleicht rascher verwirklichen, als ich es zur Zeit
Eures Hierseins selbst noch dachte. Es sind mir vom Rhein aus Anträge wegen der
Redaction einer Zeitschrift gemacht worden, deren Zweck es sein soll, Englische Litteratur
und Englische Poesie durch Uebersichten, Recensionen und Uebersetzungen in Deutschland zu
vertreten. Die Unternehmer dieses neu zu gründenden Instituts sind eben so bemittelte,
als wackere und zuverlässige Buchhändler, und ich habe keinen Anstand genommen, mich
auf ihre vorläufigen Anträge sofort in Rapport mit ihnen zu setzen. Wenn Alles sich so
gestaltet, wie ich es wünsche nnd mit Sicherheit fast erwarten darf, so bin ich in Zeit
von einem Monat ein geborgener Mann und im Stande, mein liebes Idchen heimzu-
führen. Unser künftiger Wohnort würde dann Darmstadt sein, ein Paradies auf Erden
also, von den Bäumen der Bergstraße umrauscht und den Rhein vor der Thüre fast.
Meine Reise nach Berlin wird nun für's Erste aufgeschoben, da sie wahrscheinlich unnöthig
wird. Nach den Einleitungen, die ich jetzt schriftlich getroffen habe, geh' ich zu Ende

<"page119">

dieses Monats selbst nach Darmstadt, um persönlich Alles zu ordnen, und wenn ich dann
nach Thüringen zurückkehre, so ist's nur, um es gleich darauf mit Ida wieder zu ver-
lassen. Thut mir aber die Liebe, vorläufig nicht von der Sache zu reden. Ich hoffe
zwar fast mit Gewißheit, daß ich Alles nach Wunsch arrangiren werde, es wäre aber doch
immer noch möglich, daß der ganze Plan sich zerschlüge, und drum ist es besser, wir
schweigen für's Erste noch. Ich brauche Euch wohl kaum zu sagen, wie sehr ich eine
Stellung, wie diese Darmstädter, vorausgesetzt, daß sie mir in jeder Weise garantirt ist,
einer staatlichen vorziehe. Ich bin von Haus aus ein geschworener Feind alles Sollicitirens
und meine, daß ich da, wo man meiner begehrt hat, immer dreister und zuversichtlicher
auftreten kann, als da, wo ich mich erst anbieten muß. Zudem würde die Redaction
eines Blattes, wie das zu gründende, recht mein Leben sein. Ich habe mich seit Jahren
ununterbrochen und mit Liebe mit Englischer Litteratur beschäftigt und eine Menge darauf
bezüglicher Notizen aufgespeichert, die mir jetzt zu Haus und zu Hof kommen. Eine fort-
währende Bekanntschaft mit dem Neuesten, was in England erscheint, wird der Verleger
durch Anschaffung des Wichtigsten möglich machen, und außerdem die Kosten einer Reise
tragen, die der Redacteur im Interesse des Blattes alle zwei Jahr nach England zu machen
hat. Wie angenehm alle diese Einrichtungen auch für meine kleine Anglomanin, meine
Ida, sind, wirst besonders Du, liebe Louise, Dir recht denken können.“ (Ferdinand
F Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. (Lahr 1881, I.
S. 386.
Von der „Britannia“ erschien jedoch nur eine – Probenummer, und
die beiden Herausgeber mußten mit einer bescheidenen Abfindungszahlung
zufrieden sein. Damit waren Freiligraths schöne Hoffnungen verflogen*),
und er sah sich, zu seiner schweren Bekümmerniß, in die zweifelhafte Existenz
eines Schriftstellers versetzt, der vollständig vom augenblicklichen Ertrag seiner
Schriften abhängig ist. Unter diesen Umständen erhielt er das oben er-
wähnte Jahresgehalt. König Friedrich Wilhelm IV. hatte den Ehrgeiz, eine
Anzahl Größen der deutschen Litteratur und Wissenschaft um seinen Thron
zu versammeln. So ergriff auf Kanzler v. Müllers Anregung Alexander
v. Humboldt, ein warmer Gönner der beabsichtigten Noback-Freiligrath'schen
Handelsakademie, die Gelegenheit, alsbald nach dem Tode des Uebersetzers
Johann Dietrich Gries vorzuschlagen, daß dessen Jahresgehalt von drei-
hundert Thalern vorläufig Freiligrath übertragen würde; Humboldt selbst
erkannte das Gehalt als gering an, aber er habe „in's Ausland“ jetzt nicht
mehr fordern dürfen. Irgend welche Verbindlichkeit bezüglich des Auf-
enthaltes war mit der Pension nicht verbunden, wohl aber sprach Kanzler
v. Müller, welcher Freiligrath die erste Mittheilung von diesem völlig un-
erwarteten und unverlangten Gnadenbeweis des Königs machte, in Humboldts
Namen die Erwartung aus, daß nach dem Zustandekommen der Handels-
akademie noch mehr für Freiligrath geschehen könne.
Nachdem Freiligrath in das Lager der liberal-politischen Dichter über-
gegangen war, verzichtete er 1844 freiwillig auf das Jahresgehalt, das ihm
bereits zum Vorwurf gemacht worden war. Bei seinem ersten Zusammen-
treffen mit Hoffmann von Fallersleben (1843 in Coblenz) hatte dieser
*) Er hatte, wie er in einem Briefe an Adelheid von Stolterfoth schrieb, auf diese
„Entreprise vorläufig das erste Jahr mit Küch und Keller basirt“.

<"page120">

nämlich bei dem Buchhändler Bädeker das Lied vom „Schweigethaler“ ge-
sungen, dessen erste Strophe lautet:

Wollt ein König mir doch geben
Pension!
O wie ließ ich hoch ihn leben,
O wie würd' ich ihn erheben!
Pension!

In der Folge mußte Freiligrath noch mehr als einmal die Unsicherheit
des Litteratenlebens erfahren, und er sah sich sogar genöthigt, in einem
Handlungshause eine Anstellung als Correspondent anzunehmen. Seine
Werke wurden nicht immer glänzend honorirt (er hatte z. B. für „Karl
Immermann“ nur 200 Thaler Honorar erhalten, von dem er noch einen
Theil an Mitarbeiter überließ). Im Jahre 1868 kehrte er aus der
Schweiz nach Deutschland zurück, nachdem eine allgemeine Amnestie für
politische Vergehen erlassen worden war. Als die Schweizer Bank, welche
Freiligrath seit 1857 eine auskömmliche Existenz gewährt hatte, zusammen-
brach, erließen die rheinländischen Gesinnungsgenossen, Emil Rittershaus an
der Spitze, eine Aufforderung zu Ehrengaben für den im Auslande ergrauten
Dichter. In Jahresfrist war mit Hilfe Amerikas ein Capital von sechzig-
tausend Thalern beisammen... So konnte der Dichter noch die neun
Jahre seines Lebens sorgenlos zubringen.

Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des herrlichen Liedes
„Deutschland, Deutschland über Alles“, hatte auch mit der Ungunst der
Verhältnisse zu kämpfen. Er wurde seiner Professur enthoben; 1848 ge-
währte man ihm 300 Thaler Wartegeld, und erst 1860 gab ihm der
Herzog von Ratibor weitere 300 Thaler als Bibliothekar von Korvei.

(Schlußfolgt.)

<"page121">

Ueber Entwicklung und Zeitbedeutung einiger Musikinstrumente.

Von
Else Franken-JUNarr.
– Jena. –

Wer den großartigen Organismus in glanzvoller Thätigkeit beobachtet, den ein
W. modernes Orchester bildet, hat eine der vollstentwickelten Blüthen modernen Kunst-
lebens vor Augen, deren Wurzeln aus den sagenhaften Zeiten frühester Culturanfänge
bis zu uns herübergewachsen sind. Der Kunsttrieb ist offenbar eine der unmittelbarsten
Seelenregungen der Völker in ihrer Kindheit; sich einstellend, sobald im harten Kampfe
um das Dasein die ersten erträglichen Existenzbedingungen gewonnen sind. Immer ist
Natur die große Lehrmeisterin. Die ersten Versuche, Toninstrumente zu finden, können
nicht wohl anderes gewesen sein als Versuche, die Klänge der umgebenden Natur zu erfassen,
zu reproduciren und in Verbindung mit einander zu setzen.

Es kann nichts Interessanteres geben, als die Betrachtung des langsamen Werde-
ganges – Fortschritt von Fortschritt oft durch Jahrhunderte getrennt – unserer heutigen
Musiktheorie. Wie schon Pythagoras mit dem einfachen Meßinstrumente, dem Monochord
die Intervalle der Scala festsetzt, wie Antiphonen- und Responsoriengesang von der griechi-
schen Bühne und aus dem antiken Tempeldienst in den christlichen Gottesdienst hinüber-
wachsen; unter Ambrosius und Gregor die Kirchentonarten fixirt werden und die Eintheilung
des Tonsystems in Octaven feste Gliederung gewährt. Wie plötzlich, da man fast schon
tausend Jahre seit Christus zählt, aus Flandern, durch den Mönch Hucbaldus der un-
ermeßlich fruchtbare Gedanke der Harmonie, des gleichzeitigen Erklingenlassens consonirender
Töne oder Tonreihen den Uebergang in moderne Musikübung, im Weiteren zur Polyphonie,
vermittelt. Wie kurz darauf, durch Guido von Arezzo, so ungefähr doch unsere Noten-
schrift mit Benutzung der Linien und der Zwischenräume logisch durchgeführt und die
schwerfällige Unbehilflichkeit früherer Notirungsweisen beiseite geschoben wird. Wie im
zwölften Jahrhundert die Eintheilung der Noten hinsichtlich ihrer Zeitdauer feste rhythmische
Gesetze schafft und endlich, Anfangs des dreizehnten Jahrhunderts, Franko von Köln schon
völlig im modernen Sinne Consonanzen und Dissonanzen unterscheidet – wahrlich ein

<"page122">

Bild stolzen und unaufhaltsamen Fortschreitens. Die Zeit war gekommen, in welcher die
großen Renaissancebewegungen auch auf dem Gebiete musikalischen Schaffens den Boden
für unsere Tonheroen vorbereiten konnte.

Ein ähnlich fesselndes Bild gesetzmäßiger Entwicklung entrollt sich bei Betrachtung
der Musikinstrumente. Das Kunstbedürfniß des Volkes, der Naiven, schafft allüberall zierliche
spielige Tonwerkzeuge, welche sich merkwürdig gleich sehen, ob sie am Ganges, am Nil
oder auf den Schattenhängen des grünen Erin erdacht werden. Schalmeien blasen,
primitive Saiteninstrumente werden gezupft oder mit dem Plektron geschlagen, das Hack-
brettchen klappert, Glöckchen klingen, und der bloße rhythmische Zusammenklang von Holz
oder Bein genügt ländlichem Frohsinn, Spiel und Tanz zu beleben. Anders, wo die
metapyhsischen Bedürfnisse religiöser Culte höhere Gedankenflüge und eine erhabene Seelen-
expansion wecken. Bei Aegyptern, Phöniziern und verwandten asiatischen Völkerschaften,
ebenso wie im Jehovahdienste Israels, tönen Naturhörner, dem Stier oder Widder ent-
nommen, metallene Posaunen, Trompeten und Tuben; Trommeln und Becken schmettern
darein, und dieses ungebändigte Getön, ausschließlich auf Größe und Schallstärke berechnet,
ist Ausdrucksmittel wilder und rauschender Ekstasen.

Diese noch völlig naturalistische Kunstübung zu bändigen, mit Empfindungsgehalt
zu erfüllen, gesetzmäßige Kunstformen für sie zu entwickeln, war dem Volke vorbehalten,
welches auf allen Gebieten antiken Geisteslebens die reifste Leistung und den weitestreichenden
Einfluß gewann, den Griechen. Das reiche Erbe einer geläuterten Kunstübung und
einer überaus geistreichen Theorie – welche allerdings völlig und von Grund aus Um-
zubilden, ja neu zu schaffen war, trat die junge, verfolgte und in der Verfolgung er-
starkende Christenheit an.

Am christlichen Gedanken einer starken und einheitlichen Weltanschauung wuchs der
Musik ihr mächtiger Gedankengehalt, ihre strenge Würde, ihre von innen heraus unerschütter-
liche Gesetzmäßigkeit, und so erstarkten auch alle Hilfsmittel, deren sie bedurfte.

Unser gewaltigstes Instrument, das sich im Lauf der Jahrhunderte zur großartigsten
Universalität ausgewachsen hat, die Orgel, entstammt dem Alterthum. Tonerzeuger ist
der Wind, welcher dem Werke aus den Windbehältern, den Bälgen, zugeführt wird.
Dieses Zuströmen des Windes in die einzelnen Pfeifen, deren Tonhöhe durch die ver-

schiedenen Länge und Dicke der Pfeifen sich bestimmt, vermittelt und dirigirt das Spielen
auf den Manualen. Unsere heutigen Orgelwerke sind Mechanismen von äußerster Com-
plicirtheit und Leistungsfähigkeit. Aber der Grundgedanke, der Wind als Tonerzeuger
in den Pfeifen (schließlich wohl von der Pansflöte abgeleitet) ist uns von den Griechen
überkommen. Schon etwa zweihundert Jahre vor Christus sind in Griechenland kleine
Orgeln im Gebrauch, deren Ton mittelst Luftpumpe oder Wasserdruck erzeugt und welche
auch schon mittelst einer Art von Claviatur in Thätigkeit gesetzt wurden.

Im neunten Jahrhundert benutzten die Klöster schon kleine Orgeln von mehr als
zwei Octaven Umfang. Im vierzehnten Jahrhundert erstrebten die Orgelbauer gewaltigere
Größenverhältnisse und möglichste Tonstärke. Das bis dahin leichte Spiel wurde immer
schwerfälliger und mühsamer, so daß die Tasten, an sich schon breit und spannenweit von
einander entfernt, mit Fäusten und Ellbogen geschlagen werden mußten. Bis dahin
hatten die Orgeln nur Labialstimmen (das Flötenwerk) gehabt. Im fünfzehnten Jahr-
hmmdert traten die Lingualstimmen (Zungenstimmen), das Schnarrwerk, hinzu. Damit
hatte die Orgel das erreicht, was ihr das eminent Kirchenmäßige gab: Klangfülle und
Gewalt sozusagen eines ganzen Orchesters aus sich allein zu produciren – zugleich ihre
strenge, über allem persönlichen Empfinden schwebende Ruhe. Individualvortrag des
Spielenden nach der Gefühlsseite ist ganz ausgeschlossen; er kann nur durch die Register
die Klangfarben wechseln oder durch Uebergang auf ein anderes Manual dynamische Vor-
tragswirkungen erzielen. Mit wie reichem, vielgestaltigem Figurenwerk Orgelstücke
schon lange vor Joh. Sebastian Bach, bei italienischen Katholiken wie bei deutsch-

<"page123">

protestantischen Orgelmeistern sich schmücken und coloriren – das kennen wir. Es muthet
uns bald wie zierliches Rankenwerk an, das sich um eine Giotto'sche Madonna wände,
bald wie pompöse Ornamentik prunkvoller Barockarchitectur – freilich auch öfters wie
überkünstelte Scholastik.

Was die Orgel für den Gottesdienst, das ist von Alters für die Hausmusik das
Clavier oder vielmehr die zahlreichen Vorgänger unserer Klaviere gewesen. Sein Ursprung
wird in dem Pythogräischen Monochord gesucht. Der Schallboden wurde mit mehreren
Saiten bezogen, aber es fehlt noch die Claviatur, es wird noch mit dem Plektron zum
Tönen gebracht. Schon vor dem neunten Jahrhundert entwickelt sich das Organistrum
(die Drehleier), bei welcher Saiten, über einen Resonanzboden gespannt, durch eine mit
Harz bestrichene Drehscheibe zu gleichzeitigem Schwingen gebracht wurden, während schon
eine Art Claviatur auch den Einzelklang der Töne vermittelt.

Einen mächtigen Fortschritt bedeutete Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts das
Clavicord, nun schon ein vollentwickeltes Tasteninstrument, bei welchem die Saiten durch
die Reibung metallener Zungen (Tangenten) zum Klingen gebracht wurden. Der un-
mittelbare Vorgänger aber unserer jetzigen Hammerclaviere, ist das Clavicimbel, dessen
kleinste Form im Spinett Saloninstrument der Rococozeit wurde. Die Vervollkommnung
besteht insbesondere darin, daß nunmehr jeder Taste eine besondere, für den betreffenden
Ton gestimmte Saite entsprach. Statt der Tangenten wurden die Saiten durch harte
spitze Federkiele (Rabenfedern), an Holzstäbchen befestigt, gerissen. Daher war der Ton
nur von kurzer Dauer, hart und spröde, so daß das Clavicord mit seiner weichen, wenn
auch weniger kräftigen Tongebung vielfach bevorzugt wurde. Bis in den Anfang unseres
Jahrhunderts wurden diese Federkielinstrumente benutzt. Als Erfinder des Hammer-
klaviers gilt Bartolomeo Cristofori zu Florenz; die Erfindung fällt in den Anfang des
achtzehnten Jahrhunderts. Die belederten Hämmerchen schlagen, resp. drücken auf die
Saite und werden erst beim Heben der Taste, durch Federdruck zurückgeschnellt. Jede
Taste erhält ihren besonderen Dämpfer: Klangdauer und die Möglichkeit dynamischer
Schattirungen, d. h. die Ausdrucksmittel für beseelten Vortrag sind erreicht..

Als selbstständiges und einst besonders populäres Saiteninstrument gliedert sich hier wohl
einigermaßen organisch die Harfe an. Die Harfe und ihre vielen Abarten sind im Alter-
thum Gemeingut, ragen bis in die christlichen Zeiten hinein, wo man sie aber ihres be-
schränkten Tonumfanges halber, als unzulänglich, den Gesang zu begleiten, bei Seite schob.
Sporadisch tritt sie immer wieder in den Vordergrund, so bei den Minnesängern im vier-
zehnten Jahrhundert. Dann verschwindet sie fast ganz, bis im achtzehnten Jahrhundert
auch ihre Stunde schlägt, durch die Aufnahme der halben Töne, welche ihr bis dahin
fehlten. Der Harfenist Hochbrucker in Donauwörth brachte fünf Züge mit fünf Pedalen
an, zur Verkürzung der Saiten, wodurch eben die Zwischentonstufen erreicht wurden.
Diese Idee wurde immer weiter durchgeführt, Krumpholz versah die Harfe mit zwei
weiteren Pedalen für Crescendo und Decrescendo, bis Erard in London unser heutiges
Orchesterinstrument in seiner Vollkommenheit hinstellte, die Doppelpedalharfe mit einem
Umfange vom Contra-Ces bis zum viergestrichenen F.

Moderne Musik großen Stils (Berlioz, Wagner) bringt in den weit ausgreifenden
Harfenarpeggien Klangfarben von so scharfer Besonderheit, wie sie keine noch so geistreiche
Combination anderer Instrumentalklänge ersetzen könnte. Sie führen ein Element brünstiger
Eindringlichkeit in die übersinnlich sinnlichen Weisen der Sängerkrieges oder die romanti-
sirte Christlichkeit des Parsifal ein, welche mit anderen Klangelementen vereinigt, die seltsam
hypnotisirende, durch das Medium der Nerven die ganze Physis durchdringende Gewalt
auf den Hörer übt, welcher der schon erkrankende Nietzsche nach harten Seelenkämpfen
entfloh, als er sich in die graziöse, unschuldigere, leichtblütigere Bizet'sche Carmenmusik
hinüberrettete, „Der Fall Wagner“ von Nietzsche ist der endgiltige Protest der kranken
Decadenzseele gegen Orchesterklänge, welche er: „brutal, Scirocco, eine aufgelöste, gleichsam
elementarisch gemachte Musik“ nennt,

<"page124">

Solche Musik wäre mit den Instrumentalmitteln eines Mozart'schen, Haydn'schen
Orchesters absolut nicht zu denken, und so wird wieder ersichtlich, daß ein neuer Kunst-
gedanke nicht nur die Kunstbegriffe und Aufnahmefähigkeit einer ganzen Zeitepoche wandeln,
sondern sich durch sein Handwerkszeug, die materiellen Träger seiner Geistigkeit, wie z. B.
hier den ganzen gewaltigen Orchesterorganismus, in bisher ungeahnter Weise bereichern,
stärken und subtilisiren kann.

Mögen sich die Gegner der musikalischen Modernen an einem anderen Wort
Nietzsches getrösten: „Diese Musik scheint mir vollkommen. Sie kommt leicht, biegsam,
mit Höflichkeit daher. Sie ist liebenswürdig, sie schwitzt nicht. Das Gute ist leicht, alles
Göttliche läuft auf zarten Füßen.“ Nietzsche meint es von Bizet, aber Nichts hindert uns
dabei, an Mozart zu denken, oder an jegliche andere Musik, welche aus kindlich göttlicher
Sphäre stammt und noch nicht den Decadenzpessimismus in den Knochen hat.

Das Saiteninstrument, von welchem unser gesammtes Streichorchester abstammt, ist

das aus den primitivsten Bestandtheilen zusammengesetzte Rebec, welches im neunten Jahrhundert von Arabien nach Spanien kam und von da seinen Weg über ganz Europa nahm, sonderlich aber die Madrigale der Trouveurs mit seinen bescheidenen Klängen begleitete. Der Schallkörper des Rebec bestand aus einer Kokosschale, deren oben offene Fläche mit einer Thierhaut bezogen und mit einigen Saiten bespannt war. Oberflächlich und nur dem äußeren Bau nach betrachtet, sollte man eher die Laute oder die ebenfalls uralte und schon mit flachem Schallkasten gebaute Guitarre für den Vorgänger der Geige ansehen. Doch werden Laute und Guitarre noch gezupft; den harmonischen Fluß der Melodie bringt erst das Streichinstrument, und das Rebec wird schon mit dem Bogen gestrichen. Hat das Rebec etwas Putziges, man möchte sagen Beckmesserisches, so leiten die Laute und Guitarre schon in sentimentale Stimmungen über – zu Liebesempfindungen, die ihrer selbst nur in sanften Thränenergüssen froh werden konnten. Es ist die Zeit, da unter Opitzischem Einfluß und nach festen Theorien Gedichte „verfertigt“ werden, und später, Hagedorn folgend, die Poeten „munter“ sein und „dem Frauenzimmer“ gefallen wollten. Die große Kunst jeder Zeit zog noch immer ihre Impulse aus der Kirche, (es scheint, daß die Kunst unserer Zeit in dem Weltschmerzproblem ein einstweilen ihr genügendes Ariom gefunden hat). Ein feste Burg, singt Luther, Flemming erhebt die Seelen, Beethovens geistliche Lieder wären ohne Gellert nicht vorhanden, und schon lange vor Bach und Händel führt man Messen und Cantaten von unbedingter Größe des Stiles auf. Die Kunst aber, wie das Bürgerhaus sie pflegt, war Guitarrenkunst – sentimental oder von künstlicher Munterkeit – das heißt spießbürgerlich.

So ist von der Laute zur Flöte fast schon ein ästhetischer Fortschritt. Es ist allgemein bekannt, wie die Flöte aus dem Alterthum, wo wir sie auf den Abbildungen als Lang-, Quer- und Doppelflöte finden, ihren langen Entwicklungsgang durch mehr als zwei Jahrtausende schreitet. Noch vor hundert Jahren baute man Alt- und Baßflöten, während sie jetzt mit Oboen, Clarinetten und Geigen zusammen die Oberstimmen im Orchester führt. Die letzten entscheidenden Verbesserungen, z. B. einen zuverlässigen Mechanismus zum reinen Stimmen für den Orchestergebrauch, fand der große Flötenmeister Joh. Joachim Quantz, der vielbewunderte Lehrer Friedrichs des Großen, welcher den Künstler unter so glänzenden Bedingungen, wie sie selten dem sparsamen Sinne des Königs entsprachen, aus dem kurfürstlich sächsischen Dienste nach Berlin berief. Noch länger nachher, weit über die Wertherperiode hinaus, ist der süße, etwas weichliche Ton der Flöte, besonders der flûte d'amour, welche eine Terz tiefer stand, dem Zeitgeschmack entsprechend. Zumal die vorgoethesche Liebeslyrik fand in den drei Instrumenten Spinet, Guitarre und Flöte Accente, welche ihrer Seelenexpansion vollauf genügten.

Was der Zopfzeit die Flöte, das ist den Romantikern das Waldhorn. Eichendorffscher Waldzauber in Mondscheinnächten ist nicht denkbar ohne die reinen idyllischen Klänge des Waldhorns. Auf schneeweißem Zelter sprengt Wally, die Zweiflerin, in den sonneschimmernden Wald, um hernach in dem mystischen Schatten der Dämmerung den fernen

<"page125">

Klängen des Waldhorns zu lauschen. Es ist das Instrument einer reinen und ohne künstliches Medium genossenen Naturschwelgerei; das Instrument der Jugend, welcher die Welt noch erfüllt ist von Geheimnißvollem, Uebersinnlichem und Ueberschwänglichem.

Es ist kaum eine Frage, daß uns augenblicklich der Einzelvortrag eines Instrumentes nicht allzuviel zu sagen hat, worüber Triumphe glänzender Virtuosenleistungen nicht täuschen können. Wir leben in einer Epoche des Tastens und Suchens. Nie, zu keiner Zeit, ist Wissenschaft in solchem Maße zugänglich gemacht worden als heute. Wer Augen hat zu sehen, kann sich seinen Antheil an den großen Kämpfen der Geister recht wohl sichern. Philosophische Anschauungen wollen überkommene Religionsbegriffe, fast schon festgewurzelte Moralanschauungen anzweifeln und bekämpfen. Kunst sucht auf allen Gebieten neue Principien, neuen Ideengehalt. Scheinbar unumstößliche Kunstgesetze schwanken – neue Wege wollen sich öffnen, alle berechnet, die Menschenseele in ihrem innersten Kern zu packen. Der gewaltigsten Ausdrucksmittel aber bedient sich die Tonsprache. Sie spricht mit solchem Pathos, so überwältigend schicksalsvoll zur Seele, zur Phantasie, zu den Sinnen und Nerven, wie ihre Ausdrucksmittel keiner anderen Kunstgattung ermöglichen. Und weil wir skeptisch und kritisch, unbefriedigt und suchend sind wie nie – so finden wir in der undiscutablen Größe moderner Orchesterleistung eine von jenen fließenden Quellen der Erhebung, von welchen uns heute so manche am Versiegen erscheinen wollen.

<"page126">

Meue Zeit.

Von

C. Eysell-tilburger.

Freienwalde a. O. – Berlin.

as Zimmer machte mit seiner Ueberfülle von Kränzen, welche die mattseidenen Bezüge der Möbel fast verdeckten und auf dem
sº
Ä-< kostbaren Perserteppich ausgebreitet lagen, den Eindruck wie in den letzten Stunden vor einem Begräbniß. Unwillkürlich schaute man nach einem Catafalk und nach schwarzumflorten Candelabern aus.

Aber nein, die großen Lorbeerkränze entbehrten des Trauerblumenschmuckes, und ihre Schleifen bestanden nicht aus schwarzem Krepp, sondern aus schönen, breiten, rothen Seidenbändern, mit allerlei schmeichelhaften goldenen Inschriften: „Dem größten dramatischen Künstler unserer Zeit“ – „Dem geistreichsten Menschendarsteller“ – „Einem Unsterblichen im Reiche der Kunst“ – „Dem unerreichten Künstler zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum.“ –

Es war am Morgen nach diesem Jubiläum, das zugleich das Ende von Georg Sebalds dramatischer Laufbahn bedeutete.

Er hatte sich zwischen seinen Lorbeeren häuslich eingerichtet, studirte mit einem Entzücken, das durch die Gewohnheit langer Jahre nichts an Intensität eingebüßt hatte, die Inschriften der Bänder und hob prüfend die gewichtigen Kränze in die Höhe. Die letzten Lorbeeren seines Lebens! Wie weit lagen die ersten zurück, und doch wie deutlich erinnerte er sich jenes Abends, als er zum ersten Male als Don Carlos auftrat! Die ersten Lorbeeren und die letzten!

<"page127">

Er wiederholte sich den Satz zwei, drei Mal, um seine Bedeutung zu
erfassen, und dennoch gelang es ihm nicht ganz. Wie kann man weiter
leben ohne einen Beruf, mit dem man durch fünfzig Jahre mit allen
Fibern seines Wesens verknüpft gewesen – wie kann man zurücktreten,
wenn man noch die Kraft in sich fühlt, es mit einem Jeden aufzunehmen!
Er kommt sich fast wie ein Fahnenflüchtiger vor – und dennoch, gerade
dieses rechtzeitige Aufhören ist sein Stolz.

Wie eine Vision zieht der gestrige Abend an ihm vorüber, wo er als
Thorane in Gutzkows „Königslieutenant“ von dem Elitepublicum der
Residenz, dessen Liebling er durch so viele Jahre gewesen, Abschied ge-
nommen. Größeren Beifall hatte kein anderer Künstler zu verzeichnen
gehabt. Oft schien es, als könne nicht weiter gespielt werden, so brauste
der Applaus. Aber sobald Thorane-Sebald wieder das Wort hatte, zeigte
sich der Meister, der das aufgeregte Element bändigte – es wurde todten-
still, eine andächtige Kirchenstille – bis zu dem Zeitpunkt, wo er selber
wieder den Sturm zu entfesseln wünschte. Inzwischen spiegelten die Ge-
sichter Alles, was er sehen wollte: das beifällige Entzücken über Thoranes
gebrochenes Deutsch, über seine Unterhaltungen mit dem siebzehnjährigen
Goethe, die Verhandlungen mit den Frankfurter Malern – das warme
Mitgefühl, als er vom Duell zurückkehrend, den Arm in der Binde auftrat!

Und endlich die letzte Scene: Thorane, der infolge jenes Duells seine
Demission als General genommen, wird aus dem besiegten Deutschland
wieder in sein Schloß in der Provence zurückkehren und nimmt nun Ab-
schied von seine Freunden, der Familie Goethe: „Das Gefühl, das uns
begleiten wird, wird sein das der Traurigkeit und das des Schmerzes,“
und dann als Allerletztes: „Adieu, mes amis! Adieu! Adieu! Pour
toujours!“

Zuerst ein Augenblick athemloser Stille in dem weiten Hause, dann
ein donnernder Protest: „Nicht Abschied nehmen! – Weiter spielen! Hier-
bleiben! Georg Sebald hierbleiben!“ Tausend Kehlen geöffnet zu einem
einzigen Rufe! Tausend Menschen Eins geworden in dem leidenschaftlichen
Wunsche, den Künstler nicht zu verlieren!

Dann nach dem Theater das Festbankett! Die erlauchtesten Vertreter
von Kunst und Wissenschaft, von Geburts- und Finanzaristokratie zu seiner
Ehrung vereinigt. Trinkspruch an Trinkspruch gereiht, aber alle darin
gipfelnd: Zu früh! Ein Abschied vor der Zeit!

In gleichem Sinne äußerten sich auch die Tageszeitungen. Die größeren
hatten schon gestern seine Biographie, womöglich sein Bild gebracht. Heute
beschäftigten sich Alle mit der gestrigen Vorstellung. Alle waren sie darin
einig, daß mit Georg Sebald der beste Vertreter der klassischen Richtung
die Bühne verlasse, daß keiner der Jüngeren ihn annähernd erreicht habe;
auch darin einig, daß er in der vollen Kraft seines Künstlerthums zurück-
träte, ehe sein Stern im Geringsten zu erbleichen beginne. Aber nur wenige

<"page128">

priesen ihn wegen dieses Verzichtes – weitaus die Meisten machten ihm
fast einen Vorwurf daraus und riefen ihm das: Zu früh! zu.

Während er diesen Erinnerungen noch nachhing, fand er sich plötzlich
vor dem Spiegel wieder, diesem großen, von der Erde aufsteigenden ge-
schliffenen Spiegel mit dem kunstvollen, sonderbar verschnörkeltem Barock-
rahmen. Hier pflegte er seit Jahren seine Rollen einzuüben – weniger
einzuüben, als zu repetiren, denn er creirte seit Langem keine mehr, sondern
begnügte sich damit, die einmal erprobten alten immer reicher mit allerlei
kleinen Nüancen auszuschmücken. Hier war ihm auch zuweilen der bange
Gedanke an sein Alter gekommen. Dann hatte er kritisch seine Bewegungen
auf ihre Leichtigkeit, das Gesicht auf seine Ausdrucksfähigkeit geprüft –
war er wirklich alt wie seine Jahre, oder gehörte er zu jenen Götterlieb-
lingen, deren Erbtheil ewige Jugend ist?

Auch heute gab ihm der Spiegel tröstlichen Bescheid. Es war das
Bild eines Cavaliers, das ihm aus dem Glase entgegentrat, vornehm von
dem Scheitel bis zur Sohle ohne ein allzu deutliches Anzeichen des Alters.
Die hohe Gestalt hatte zwar die würdige Wohlbeleibtheit der reifern Jahre
angenommen, der Kopf saß nicht mehr ganz so frei wie sonst auf den
Schultern, und nur den sehr geschickten Bürstenstrichen eines geübten Kammer-
dieners war es zu danken, daß das Haar die bedenkliche Lichtung des
Schädels noch dunkel überspann. Auch entsprang diese Dunkelheit selbst
einer raffinirten Nachhilfe der Natur, die aber durch lange Jahre so zur
Gewohnheit geworden war, daß Sebald sie als echte Natur empfand. Das
Alles störte die Illusion nicht. Seine Gesichtshaut erschien auch ohne
Schminke ziemlich straff; seine schönen außerordentlich sorgfältig gepflegten
Hände waren die echtesten Aristokratenhände, die sich denken ließen. Zu
früh, zu früh!

Der Diener unterbrach mit einer Karte.

Paul König, Theaterdirector..

„König – König!“ rief Sebald mit der schwungvollen Freude, die
den Schauspieler kennzeichnet.

„Führen Sie den Herrn herein – – salve, mein Freund!“

„Na – gut bekommen, Verehrtester? Bin noch ganz voll von gestern.
Solchen Abschied laß ich mir gefallen! Phänomenal, noch nicht dagewesen;
gratulire, gratulire! Bist doch ein ganz verfluchter Kerl, noch ganz auf
Deiner Höhe.“

Und sie schüttelten einander kräftig die Hände.

König, der Director eines großen Provinztheaters, war zum Jubiläum
gekommen. Als blutjunge Männer hatten sie Beide zusammen ihre ersten
Bühnenversuche gemacht, mit wechselndem Erfolg sich aufgearbeitet, und wenn
auch die Carriere bald den Einen hierhin, den Andern dorthin geworfen,
so waren sie doch nie ganz außer Fühlung gekommen. Vor etwa zwanzig
Jahren hatte König den Schauspieler mit dem Theaterdirector vertauscht.

<"page129">

Sebald, der als Garçon lebte und den alten Freund für heute zum
Frühstück geladen hatte, deutete mit einer graziösen Armbewegung über die
Blumen und Lorbeern hin. „Na, man kann zufrieden sein. – Also es
war wirklich noch etwas mit mir?“ fragte er dahinter mit gemachter Be-
scheidenheit.

„Großartig!“ König warf sich in einen Sessel. „Das nenne ich mir
ein Andenken hinterlassen! Geschickter hättest Du den Moment für Dein
Abtreten gar nicht herausfinden können. Jubiläum – und aus. Nicht
zu früh und nicht zu spät. Für uns Bühnenmenschen ist doch nun mal
der richtige Abgang das größte Kunststück. Wir müssen den Augenblick
selber finden, das Publicum wird ärgerlich, wenn es uns erst daran
erinnern muß. Für Einen kommt er früher, für den Andern später
– für mich z. B. schon vor zwanzig Jahren, als mein Embonpoint an-
fing, selbst für den melancholischen Dänenprinzen zu stark zu werden –
für Dich jetzt.“

„Hm – was mich betrifft, da sind doch, mir es scheint, Kritik und
Publicum nicht ganz Deiner Meinung. Am Ende bist Du selber nicht Deiner
Meinung – Du meintest, ich wäre noch ganz auf der Höhe.“ Sebald
gab sich keine Mühe, seine Gereiztheit zu verbergen.

Sie wurden unterbrochen.

Der Diener meldete wieder Besuch. Eine ganze Reihe Besucher lösten
einander ab.

Sie alle konnten nicht genug Worte des Bedauerns finden, daß der
unvergleichliche Künstler für immer der Bühne entsagen wolle. Ja, die
reizende Naive, die gestern den jungen Goethe gespielt hatte und heute noch
einmal zu privater Huldigung erschienen war, preßte seine beiden Hände
und hauchte bittend, wobei sie ihr Köpfchen fast an seine Schulter schmiegte:
„Thorane, mein Meister, ich denke, es war noch nicht „pour toujours!“
Wir spielen sicher noch einmal zusammen, es wäre ja sonst ewig schade.“

Als die Freunde wieder allein waren, maß Sebald den Director mit
einem Blick des Triumphes: „Nun?“

Dieser zuckte die Achseln. „Ich bleibe bei meiner Aussage. „Nun
gieb vor Allem einmal Ordre, daß Niemand mehr vorgelassen wird, damit
wir an unser Frühstück kommen.“ – –

Es war ein ausgesucht feines Junggesellenfrühstück mit viel gediegenem
Silberzeug und schönem alten Meißner Porzellan, mit allerlei raffinirten
Delicatessen, ein Frühstück, wie Sebald es oft auf der Bühne zum Entzücken
eines vollbesetzten Hauses verspeist hatte, mit der tadellosen Eleganz eines
Grandseigneur der alten Schule. Diese Speisescenen des ältern französischen
Conversationsstückes waren seine Specialität, und auch jetzt, bei sich zu
Hause speiste er mit einer berechneten Zierlichkeit, als fühlte er die Opern-
gläser des ersten Ranges auf sich gerichtet..

Sk

<"page130">

Der Director kam nach den ersten Gläsern Sect in gute Laune.

„Es ist ja zweifellos, mein hoher Jubilar, daß keiner von den Neuern es
so versteht wie Du, als wirklich vornehmer alter Herr Wein zu trinken,
und wenn Du wie jetzt eine Auster aus der Schale hebst, so ist das ein
Kunststück der Eleganz, das Dir so leicht Niemand nachmacht. Um Deine
Tischmanieren, wie um den Sitz Deiner Weste könnte Dich der Prinz von
Wales beneiden. Aber siehst Du, meine Junge, mit diesen Aeußerlichkeiten
ist's heutzutage nicht mehr gethan, das ist nur Gerümpel aus der alten
Schule. Jetzt ist eine neue Zeit angebrochen, mit der wir Alten nicht mehr mit
können.“ Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, sodaß sein Bäuchlein sich
behaglich wölbte, und sah den aufsteigenden Perlen in seinem Kelchglase zu.

Sebald nahm eine geringschätzige Miene an. „Willst Du mir etwa
die Neuen als Muster aufstellen? diese Burschen, die nichts gelernt haben,
die sich hinstellen und drauf los reden wie auf der Straße und in der
Kneipe – sind das Schauspieler? In zwanzig Jahren wird kein Hahn
nach ihnen krähen. Echte Kunst aber steht über der Zeit.“

„Im Gegentheil. Echte Kunst ist immer Ausdruck des Zeitgeschmacks,
d. h. der Zeitgeschmack decretirt: dies ist Kunst, weil sie mir zusagt, jene
andere ist nichts.“

„So. – Erlaube, wen hat man denn gestern in mir gefeiert?“

„Den Namen, mein Junge, den Namen, der eins geworden ist mit
der Tradition.“

Sebalds Hände, die noch immer die Austerngabel hielten, begannen
nervös zu zittern. „Dann würde also nach Deiner Auffassung meine
Leistung unter anderen Verhältnissen, wenn man nichts von meinem Namen
und der Tradition wüßte, keinen Erfolg gehabt haben?“

Die Schärfe seines Tones begann König zu ärgern. Er zuckte die
Achseln. „Wer kann das wissen?“

„Das ist stark! Sehr liebenswürdig in der That, daß Du mir das
so unverblümt sagst.“

In dem Director kämpfte der Wunsch, einzulenken, mit dem prickelnden
Begehren, seine Meinung auszusprechen. „Alter Freund,“ sagte er jovial,
„wir sind doch hier unter uns und brauchen uns nichts weis zu machen.
Ganz gewiß bist Du ein großer Künstler, die alte Schule hat keinen bessern
gehabt. Mache aber jetzt mal den Versuch, irgendwo in der Provinz im
tiefsten Incognito aufzutreten, dann wollen wir uns wieder sprechen.“

„Machen wir den Versuch, gut, machen wir ihn, wir werden ja sehen,
wer Recht behält,“ ruft Sebald pathetisch. „Ich bin bereit dazu.“

„Ich verstehe Dich nicht – wie denkst Du Dir das?“

„Einfach genug; wofür bist Du denn Theaterdirector in der Provinz?“

„Ich? Was soll ich dabei?“

„Mir Deine Theater zur Verfügung stellen, mein Bester; nicht jetzt,
sagen wir nach zwei, drei Monaten, wenn kein Mensch mehr an Georg

<"page131">

Sebald denkt – man wird ja so schnell vergessen, wenn man kein echter Künstler ist! Dann laß mich incognito bei Dir auftreten, spielen, wie ich immer gespielt habe, und darnach magst Du entscheiden, ob echte Kunst noch heute ihre Wirkung thut, oder ob sie die Achtung vor der Tradition dazu nöthig hat.“ Die Adern auf seiner Stirn beginnen zu schwellen; mit bebenden Händen zieht er sein zartes, nach dem neuesten Modeparfüm duftendes Taschentuch, um sich die Stirn abzutupfen. Sein Freund ist sehr ernst geworden, jetzt steht er auf und legt ihm die Hände auf die Schultern: „Meine Bühne steht Dir natürlich zur Verfügung, jederzeit. Aber ich sage Dir, thu es nicht, Sebald, thu es nicht.“.

„Du hast mich gereizt, Du bist es mir schuldig, mir nun die Möglichkeit zu meiner Rechtfertigung zu geben. Wetten wir. Um die Einnahme des Abends. Ich ersetze sie Dir fünffach, wenn ich verliere.“

„Alter Junge, unter Freunden wettet man nicht um Geld.“

„Wie Du willst. Wenn ich verliere, so ist meine Niederlage für mich schlimmer als jeder Geldverlust. Wenn – –!“

„Eben darum thu' ich's ungern. Ich fürchte, es giebt eine große Enttäuschung für Dich, und Du nimmst sie persönlich als Mißtrauensvotum gegen Deine Künstlerschaft. Wir Schauspieler sind einmal so, weil unsere Leistung so eng mit der Person verknüpft ist. Ich behaupte nur, es kommt Alles aus der Mode, die größte Kunst und der größte Künstler.“

„Nie!“ ruft Sebald. „Wahre Kunst nie! Ich nehme Dich beim Worte, und ich will es Dir beweisen.“

„Georg!“ Ein Ton der Beschwörung, der fruchtlos bleibt.

2k 2k

::

„Dem verehrten Publicum habe ich zu meinem Bedauern die Mittheilung zu machen, daß Herr Eduard Grabbe plötzlich schwer erkrankt ist, und daß an seiner Stelle ein auf der Durchreise hier anwesender Künstler, Herr Hellmuth Claus, sich gütigst bereit erklärt hat, die Rolle des Thorane in der heutigen Aufführung des „Königslieutenant“ von Gutzkow zu übernehmen.“

Der Regisseur tritt wieder hinter den Vorhang zurück, und eine kleine Bewegung geht durch das nur mäßig gefüllte Haus.

Wer ist Herr Hellmuth Claus? Man hat den Namen nie gehört.

Eduard Grabbe dagegen ist einer der beliebtesten Schauspieler des Theaters; seinetwegen, um ihn in der Rolle, die er zum ersten Male spielen wird, zu sehen, ist man hauptsächlich zur Aufführung des „Königslieutenant“ gekommen; die Erregung im Publicum gilt ihm und seiner plötzlichen Erkrankung..

Der erste Aufzug spielt sich gemächlich ab. Man sieht den jungen Wolfgang Goethe im Hause seines Vaters; er dichtet, zuerst auf französisch, das Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter“, das ein gewebtes Band, das

<"page132">

Geschenk an die französische Schauspielerin Belinde, begleiten soll, aber seine Mutter, aufgehetzt von dem Hausfreunde, dem Sprachlehrer Mittler, kommt dahinter und nimmt das Band an sich. Die Franzosen besetzen Frankfurt, Einquartierung wird angesagt, der Sergeantmajor Mack, der dies besorgt, entpuppt sich als der frühere Geliebte der Dienstmagd Gretel, die nun von ihrer Herrschaft, dem Ehepaar Goethe, für die unwillkommene Einquartierung – es handelt sich um den Königslieutenant Grafen Thorane in Person – verantwortlich gemacht wird. Alles das entrollt sich in behäbiger Breite und ohne jede Aufregung. Allerdings ist die kleine Schauspielerin, die den siebzehnjährigen Goethe spielt, allerliebst und gefällt sich offenbar selbst vorzüglich in dem violetten Sammetkostüm, mit dem Galanteriedegen und dem gepuderten Haar; allerdings kleidet auch die Frau Rath die geblümte Panierrobe nicht übel; ist der Rath Goethe ein würdiger und ansehnlicher Herr und ist es schließlich nicht zu verachten, in die ganze Familie unsres Dichterheros so intime Einblicke zu thun – trotzdem erscheint die Sache wenig fesselnd.

Als der Vorhang gefallen, bietet das Publicum eine Anzahl ermüdeter Gesichter, die sich erst langsam unter dem blendenden Schein des elektrischen Lichtes wieder beleben.

In dem Ankleidezimmer Eduard Grabbes, des „Schwererkrankten“, des Einzigen, der vom Director König zum Mitwisser gemacht werden mußte, sitzt Hellmuth Claus-Sebald und zieht die letzten Striche mit dem Schwarzstifte unter den Augen, um ihren Glanz zu erhöhen. Er trägt nicht jenes wundervolle Prunkkostüm der Abschiedsvorstellung, das bei aller historischen Treue dennoch mit äußerster Pracht ausgestattet gewesen, sondern eine ziemlich verbrauchte Uniform, die man unter alten Requisiten gefunden. Auch seine Maske ist gegen jene frühere, durch zahlreiche Photographien bekannte, genügend verändert – man hat sorgsam diese Abweichungen bedacht, damit ja nichts an jenen Thorane erinnere, der vor fast drei Monaten der Bühne für immer Lebewohl gesagt hat. Er betrachtet sich kritisch in dem kleinen, etwas blinden Spiegel: Wird er auch heute noch den achtundvierzigjährigen Edelmann Edmond de Thorane glaubhaft verkörpern?

Der Director hält sich von seinem Freunde fern, damit nichts ihren freundschaftlichen Verkehr verräth; auch für ihn muß Sebald ein ganz oberflächlicher Bekannter sein, der zufällig die Stadt passirt hat und aus Gefälligkeit in die Lücke gesprungen ist.

Es ist nicht das erste Mal, daß Sebald, auch nach der Zeit seiner Anfängerschaft, in einer größeren Provinzstadt auftritt, und immer haben ihm die Garderoben mit ihren verbrauchten, fleckigen Toilettentischen, mit dem unsauberen Anstrich der Wände und der schlechten Luft ein kleines Unbehagen verursacht, das sich erst vor den Lichtern der Rampe verflüchtigte. Heute aber kommt es einem Schauder gleich. Der Contrast

<"page133">

mit seiner eigenen Garderobe in dem königlichen Theater, mit ihren behag-
lichen Möbeln, dem Duft der ausgesuchtesten Essenzen, diesem lauschigen
Raum, fast kokett wie der einer Dame, der an seinem Abschiedsabend von
den Verehrern so reich mit Lorbeer und blühenden Rosen ausgeschmückt
worden war, drängt sich ihm auf. Warum noch einmal dieser Versuch?
Konnte er sich nicht an dem Erreichten genügen lassen?
Der Inspicient ruft ihn auf die Scene. Da er erst im letzten
Moment „eingesprungen“, hat von einer Probe nicht die Rede sein können,
aber als alter Bühnenpraktiker ist er sofort orientirt..
Er spricht die ersten französischen Sätze mit dem Serganten Mack –
keiner thut es ihm gleich in dieser feinen, flüssigen Behandlung des Französi-
schen, er weiß es, und es ist fast schade, daß er es so bald mit dem ge-
brochenen Deutsch vertauschen muß. Aber auch dies ist sein Geheimniß,
förmlich seine Schöpfung. Der Dialog, in welchem er versucht, mit Macks
Hilfe sich in das fremde Idiom zu finden, hat jedes Mal, wenn er vor
„seinem“ Publicum spielte, ein leises Flüstern des Entzückens im Parkett
entfacht, nur die Andeutung eines Tones, für die aber der Schauspieler
eine so feine Witterung besitzt.
Hier fehlt das Verständniß, das Säuseln bleibt aus. Dagegen wird
der junge Goethe, die kleine allerliebste, kokette Schauspielerin, mit einem
lebhaften Applaus empfangen, und diese gute Stimmung bleibt, über Thoranes
Abgang hinaus, so lange Wolfgang auf der Scene ist. Sie kehrt auch
wieder, als der Jüngling am Schlusse des Aufzugs das auf Thoranes
Wunsch ins Deutsche umgedichtete Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter“
vorträgt. Auch Sebald ist dabei auf der Bühne beschäftigt, er steht dicht
neben Wolfgang, aber er fühlt mit absolutester Sicherheit, daß jener Beifall
nicht ihm gilt.
Ein unendliches Erstaunen bemächtigt sich seiner. Nicht ihm? Ja,
wie ist das möglich? Und wem sonst? Jener Andern? Was ist sie?
Ein junges, frisches Ding, mit wenig Talent und gar keiner Schule.
Genügt ein keckes gepudertes Köpfchen, eine hübsche Figur in Seidentricot
und Sammet, um ihn in den Schatten zu stellen?
Der Vorhang fällt. Die Schauspieler, mit denen Sebald nur vor
Beginn der Vorstellung ganz flüchtig bekannt gemacht worden war, kamen
heran, um den Gast, der so freundlich die schwierige Rolle übernommen
und ihnen dadurch eine ärgerliche Abänderung der Vorstellung im letzten
Moment erspart hat, ein paar freundliche Worte zu sagen. Es ist ein
munteres junges Völkchen. Die Frau Rath steht sicher noch in der ersten
Hälfte der Zwanziger, das Gesicht ihres Gatten leuchtet rund und jugendlich
durch die aufgeschminkten Falten. Alle sprechen sehr hochachtungsvoll mit
ihm, wie Schüler zu ihrem Lehrer, der Herr Rath verwickelt ihn in ein
längeres Gespräch über die klassische Richtung der Schauspielkunst, bedauert,
daß sie so rettungslos im Aussterben begriffen, und giebt als Huldigung

<"page134">

für den Gast zu, daß auch die Neueren manches von der alten Generation
lernen könnten. Darin liegt bei aller ausgesuchten Höflichkeit doch etwas
von Ueberhebung: die Ueberhebung des Gegenwärtigen, das allein Recht
hat, gegen das Vergangene.
Ein kurzer Zwischenact. Die Decoration hat vom zweiten zum dritten
Aufzuge nicht gewechselt. Wieder holt der Inspicient Thorane auf die
Scene. Sebald fühlt etwas, das ihm bisher fremd gewesen: das Muß,
sich ins Zeug zu legen, den Erfolg sich zu erkämpfen.
Es kommt jetzt die dankbare Scene, in welcher Thorane die Frank-
furter Maler empfängt, um ihnen Aufträge auf Bilder zu geben, mit
denen er sein Schloß in der Provence ausschmücken will.
„Sie müssen, meine Herren, immer bedenken, diese Tableaux sollen
betrakten eine Mann, der einst hat gehabt eine große Freude, und der sie
hat verloren, weil die Menschen sind sehr schlecht und die Welt ist sehr
undankbar. Die Kunst soll sein une consolation, ein Trost für der zer-
brokene Herz, un dernier rayon, dorant encore une fois la terre,
quand le jour fuit.“
Sebald spricht mit Wärme und Weichheit. Er weiß, diese Stelle, die
auf sein unglückliches Herzenserlebniß hindeutet, das ihn zum Weiber-
feinde gemacht, seine „Misogyne“ verschuldet, ist es, bei welcher die Hörer
mit besonders gespannter Aufmerksamkeit an seinem Munde hingen. Hier
durchbricht der Beifall wohl einmal die Handlung, hier erhebt sich wohl
einmal eine behandschuhte Hand zu den Augen, um etwas Feuchtes fort-
zutupfen.
Der Zuschauerraum ist zwar verdunkelt, aber der schwache Licht-
schimmer, der von der Bühne ausstrahlt, genügt bei des Künstlers Routine, um
ihn die Versammlung klar erkennen zu lassen. Die Gesichter der Zuschauer,
nur farblos blasse Flecke in dem nebelhaft dunklen Raume, gewinnen Aus-
druck; er liest aus der Richtung dieser Flecke, was sie ausdrücken. Hier
ist einmal ein Kopf, wie interessirt, vorgerichtet – weitaus die meisten
blicken gerade, theilnahmlos vor sich hin, oder sind wie in leichter Ermüdung
auf die Seite gesunken, wenn nicht gar nach oben gerichtet: Die
Abonnentinnen des ersten Ranges; die beiden schlecht modellirten gypsernen
Rococoengel zu beiden Seiten der Bühne erscheinen amüsanter, als das,
was auf der Bühne selbst vorgeht.
Nun kommt Leben in die Handlung. Draußen wird die Schlacht von
Frankfurt geschlagen, auf der Scene hat Thorane eine heftige Auseinander-
setzung mit dem Rath Goethe, der muthig dem allgewaltigen Königslieutenant
seine Meinung über das unberechtigte Vorgehen Napoleons sagt. Dieser
Muth hat zur Folge, daß Thorane den Rath in seinem eigenen Hause ge-
fangen nehmen und vor ein Kriegsgericht stellen lassen will. Die Frau
Rath legt sich ins Mittel – Gretel, das tapfere Dienstmädel, wagt einen
Fußfall vor Thorane – vergeblich. Da erscheint der junge Wolfgang:

<"page135">

„Thorane!“

„Que me veux-tu?“

„Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen Dir mit leichter Hand
Gute, junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band,“

declamirt Wolfgang, declamirt das ganze Gedicht zu Ende, wobei Thorane einmal still für sich einfällt:

„Einen Blick geliebte Leben,
Und ick bin belohnt genung!“

Und als Wolfgang geendet, ist Thorane, der Schlachtendenker, der strenge, gefürchtete General, so rührselig weich geworden, daß er sein Urtheil gegen den Rath zurücknimmt und diesem gestattet, gegen Ehrenwort freiwillig als Gefangener in seinem Hause zu bleiben. „Madame!. Monsieur! Jck aben zu viel Acktong für Madame votre épouse und zu viel Zärtlichkeit für Monsieur votre fils, um Sie zu strafen schon vor der Bataille. Jck werden strafen Ihre Verbreken, wenn ich werde sein zurück aus der Bataille. Eh bien! En avant mes camarades! Au combat!“

Der Vorhang war unter sehr lautem Beifallsklatschen gesunken.

Die Schauspieler hatten sich schnell von der Bühne entfernt. Sebald machte zuerst Miene, ihnen zu folgen, dann zog es ihn wieder zu der Stelle zurück, wo er soeben gestanden.

Einen Blick durch das Loch im Vorhang! Es erschien ihm wie etwas Unwürdiges, und doch drängte es ihn unwiderstehlich dazu. Er, Georg Sebald, der gefeierte Jubilar, vor dem Guckloch im Vorhang eines Provinz-theaters, um den Eindruck zu prüfen, den er auf das Publicum gemacht!

Er schämte sich, und doch schlug sein Herz stürmisch, wie das eines Debutanten.

Der Zuschauerraum lag jetzt in voller Lichtgluth da, die blassen Farben-flecke der Gesichter hatten Leben und Ausdruck angenommen. Es lagerte eine fröhliche Stimmung über den Theaterbesuchern, die weit mehr amüsirt als ergriffen erschienen. Dicht vor ihm unterhielten sich ein paar junge Frauen lachend sehr lebhaft; ein älterer Herr neben ihnen sah sie zuerst strafend an, wurde aber dann von ihrer Lustigkeit fortgerissen und lächelte über das ganze breite Gesicht. – Eine Dame zog eine Düte aus der Kleidertasche und aß ein Prallinée nach dem anderen. – An den Pfeilern neben den Parkettlogen lehnten ein paar Herren, offenbar Kritiker, die lebhaft gesticulirten und aufeinander lossprachen. Der Eine schien mehr entrüstet, der Andere mehr humoristisch gestimmt zu sein, schließlich lachten sie Beide. – Im ersten Rang packte eine mit provinzialer Eleganz in bunte Seide gekleidete Dame Operngläs und Zettel in ihren Pompadour, um sich zum Gehen zu rüsten. Ein hinter ihr stehender junger Mann suchte sie zum Bleiben zu bewegen, sie aber wehrte ihn lachend ab. In

<"page136">

ihrer Miene war deutlich zu lesen, daß sie nun genug von der Sache habe. – Am meisten amüsirte man sich offenbar auf der Galerie. Dort ging's sehr munter her, das ungebildete, laute Lachen drang bis hinter den Vorhang.

Sebald verließ seinen Lauscherposten, eine eigenthümliche Schwere in den Beinen, einen dumpfen Druck hinter der Stirn.

Auf dem Wege zu seinem Ankleidezimmer griff ihn der Darsteller des Mack auf. Er war ärgerlich: „Solch veralteter Schmöker – ich begreife unseren Director nicht, wie er dieses Ding wieder ausgraben konnte – keine zwei Male wird's noch gegeben werden, man kann's ja dem Publicum nicht verdenken, wenn es sich gegen dieses Fossil von Drama auflehnt. Wäre unser kleiner Wolfgang nicht gar so zum Anbeißen appetitlich in seinen Seidenhöschen, so glaube ich, pfiffen sie schon. Zu Ihrer Zeit Herr –? ah ganz recht, Herr Claus, hat der Schmarren wohl mehr Glück gemacht?“

Sebald antwortete nicht. Im Augenblick war es ihm unverständlich, daß er und dieser Herr Claus, der den Thorane gespielt, identisch sein sollten. Im Weitergehen streifte er die kleine Wolfgang-Spielerin, die mit dem Rath Goethe in einem recht vertrauten Verhältniß zu stehen schien und zärtlich dessen Arm umklammert hielt. Sein feines Ohr vernahm noch die Worte: „Er muß doch an die Siebzig sein. Der ist doch lange nicht mehr beim Theater.“

„Er kann aber was, mein Lämmchen, oder hat mal was gekonnt. Anno dazumal, wie das Ding Furore machte, spielte man so.“

„Na ja, aber zu komisch war's doch, wie er nach meinem Blumen-gedicht so süß das: „Ik bin belohnt genung,“ säuselte. Nein, zu komisch.“

In Sebald empörte sich etwas gegen dieses Unterliegen. Nur ein einziges Wort zu dieser da: Ich bin Georg Sebald! und die Nachricht würde wie ein elektrischer Funke von hier in das Publicum überspringen und alle die Hunderte, die ihm jetzt so kühl, fast ablehnend gegenüber-ständen, mit einem Schlage zu seinen Bewunderern machen. Ein einziges Wort – noch ist es Zeit. Freilich bedeutet dieses Wort eine Abtrünnigkeit gegen sich selbst: er hat ja doch das Urtheil des Publicums einholen wollen, unbeeinflußt durch den berühmten Namen. Er zaudert und zaudert – –

Da abermals die Klingel des Inspicienten – es ist zu spät, der letzte Act beginnt.

Sebald fühlt, wie seine Energie erwacht, seine Nerven sich anstraffen. Zum letzten Mal vor das Publicum! Was er beobachtet, was er gehört hat, gilt ihm nur noch als ein Stachel mehr – noch ist das letzte Wort nicht gesprochen.

Er hat Zeit, sich zu sammeln, vorzubereiten. Weit ausgesponnene Familienscenen, die mit der Handlung herzlich wenig zu thun haben, spielen sich ab; man erfährt, daß zwischen Hanau und Gelnhausen eine Schlacht geschlagen wurde, aber auch dies stört die Gemüthlichkeit am Goethe'schen Kaffeetische nur wenig. Thorane hat eine kurze Begegnung mit dem fran-

<"page137">

zösischen Schauspieler Alcidor, dem angeblichen Bruder Belindes, der Freundin
Wolfgangs. Thorane erkennt ihn aber als den Marquis Boissy d' Anglade,
denselben, der ihm das Herz seiner Pflegetochter abwendig gemacht und
diese dann entführt hat. Natürlich erfordert dies blutige Rache, Thorane
stürmt zum Duell ab. „Chargez les pistolets.“

Mit der, den ältern Bühnenstücken eigenen Schnelligkeit erledigt sich
dieses Duell. Sebald hat kaum Zeit, sich in seiner Garderobe genügend
blaß zu schminken und den Arm in eine schwarze Binde zu nehmen, um
den Verwundeten zu markiren. Er kreuzt eben nur die Scene: „Laissez,
laissez! Jk will sein allein!“

Aber schon die zweitnächste Scene ruft ihn zurück: Er trägt in der
Hand einen Brief, sein Abschiedsgesuch, denn sein höchster Vorgesetzter, der
Herzog von Broglie hat das Duell unter seinen Offizieren streng verboten.
Und nun kommt Sebalds großes Glanzstück, die Erzählung seines Herzens-
erlebnisses, die endlich Licht in die Verwirrung bringt. Der Freund seines
Vaters, der Graf von Vautreuil hat, als er sein Ende nahen fühlte, sein
kleines Töchterchen Heloise zu dem alten Grafen Thorane gebracht, wo sie
als Schwester des Grafen Edmond, des spätern Königslieutenants, aufwächst.
Nach dem Tode seines Vaters betrachtet der junge Thorane das Mädchen
als seine Tochter, was der große Altersunterschied auch rechtfertigt. Aber
seine Gefühle wachsen, ohne daß er sich dessen bewußt wird, über das
väterliche hinaus. Als er eine Reise antritt, läßt er Heloise im Schlosse
zurück – „Mais – hélas – unjour ist kommen einer junge Cavalier! Kam
nur, um zu sehen mein Schloß, den melankolischen Baumslag, meiner Terasse
auf die große Meer mittelländischer, meine Tableaur, die gemalte und die,
die hat gemakt die große Natur mit ihrem majestätischen pinceau von selbst
– Und er sah Heloise! Und sie – meine Schwester, meine Tokter, meine
Braut – me quittait, hat mir verlassen – ist gegangen mit dem Ver-
führer in die weite Welt und ik – und Edmond sein zurück gekommen von
Paris und haben verloren Kind, Schwester, Gattin, haben verloren Glauben
an menschlike Herz et le calme et la paix de son äme pour tou-
jours!“ – – –

Sebald ist eins mit seiner Rolle, aber er steht über ihr, Alles ist
auf's Genauste zurecht gelegt, auf's Feinste ciselirt. Jede Bewegung, jedes
Mienenspiel, jede kleinste Nüance ist berechnet, das Ganze ist ein vollendetes
Kunstwerk bis in's kleinste Detail. Seine Gestalt beugt sich wie unter der
Last des Erlittenen, seine Stimme bebt und mischt sich mit Schluchzen
und verliert dennoch nichts von ihrem weichen Schmelz.

Hierbei hat die Wirkung noch nie versagt; hier pflegte der Beifall oft
alle Schranken so zu durchbrechen, daß die Spielenden einen Augenblick
aussetzen mußten, bis wieder Ruhe eingetreten war.

Unwillkürlich wartet er auch jetzt auf den Applaus, der vorbrechen
muß – aber keine Hand rührt sich, kein Zeichen der Theilnahme wird

<"page138">

laut, als er verkündigt, daß der Herzog von Broglie seine Demission ge-
nehmigt, und daß er nun nach Frankreich zurückkehren werde. Nun führt
Wolfgang die verschleierte Schauspielerin Belinde – natürlich Heloise! und
den Schauspieler Alcidor – natürlich den Entführer, Marquis de Boissy,
herein, und da von der Dame unter ihrem Schleier nicht viel zu sehen ist,
man doch aber wissen möchte, wie diejenige ausschaut, die eine so große
Leidenschaft und so viele hochtrabende Phrasen veranlaßt hat, so belebt
sich das schwer gelangweilte Publicum noch einmal für kurze Zeit.

Nachdem die Versöhnung perfect, rafft sich Thorane noch zu einer
Prophezeihung von der zukünftigen Größe Goethes auf. Und dann
kommen die effectvollen Schlußworte: „Adieu mes amis! Adieu pour
toujours, pour toujours!“

Seine Stimme zittert in der natürlichsten Aufregung, die echtesten
Thränen tropfen über die geschminkten Wangen hernieder – und trotzdem
ist sein Auge geschärft für das Nebelmeer da unten, für die farblosen,
blassen Flecke, die sich daraus abheben. Er sieht, wie ein paar solcher
Flecke sich flüsternd zu einander biegen, wie ein heller Handschuh sich hebt,
aber nicht um ein Auge zu trocknen, sondern um ein Gähnen zu verbergen.
Man steckt die Operngläser in die Futterale und legt die Theaterzettel zu-
sammen. Die Damen suchen in ihren Kleidertaschen nach den Garderobe-
marken, die Herren versichern sich, daß das Cigarettenetui noch vorhanden
ist. Und dort gleitet über ein Gesicht ein Lächeln – kein befreiendes
Lächeln, wie es ein großer Kunstgenuß, sei er auch ernster Art, hervorzaubert,
nein, ein ganz alltägliches, boshaftes, spöttisches Lächeln. Und mit einem
Male erscheint es Sebald, als ob dieses häßliche Lachen auf Alle die hundert
und aber hundert Gesichter reflectire, als wenn das ganze Parkett, die
ganzen Ränge lachten, als wenn die Zuschauermasse zusammenflösse zu einem
einzigen, hämisch grinsenden Riesenantlitz. – – –

Er hat einen Augenblick früher abzutreten als die Anderen. Er nützt
ihn, eilt hastig in seine Garderobe, wechselt nur das Nothdürftigste an
Kleidung, und in seinen weiten Mantel gehüllt, das unabgeschminkte Ge-
sicht unter dem breitkrämpigen Hute verborgen, sucht er das Freie. Dabei
hört er noch, wie man die kecke kleine Goethe-Spielerin herausruft.
Gerade in das größte Gedränge geräth er hinein – aber was thut
das, es kennt ihn ja Niemand. Er sieht die Gesichter um sich her vergnügt,
wie erlöst von der Pein einer mit Anstand getragenen Langenweile.
Auch Bruchstücke von Unterhaltungen fängt er auf:

„Der Thorane war aber garnicht schlecht, der hat gute Muster ge-
sehen,“ hörte er aus einer Gruppe älterer Leute heraus.

„Na ja doch. Aber da muß man nicht Sebald gesehen haben,
wie ich.“

„Was denn, der macht ein paar Mätzchen mehr. Das thut der Name.
Der hat ja letzthin sich in der Rolle verabschiedet, habe ich gelesen?“

<"page139">

„Jawohl. Na er stand lange genug auf dem Aussterbeetat. Die ganzen alten Herren kommen einem heute wie Coulissenreißer vor. Alles ausgetüftelt, auf den Applaus berechnet – –“

Sebald blieb zurück. Junge Mädchen überholten ihn, schnatterten wie die Gänse. „Ach der Grabbe – zu schade, daß er krank geworden ist. Der für ihn eingetreten ist, soll ein ganz alter Herr sein.“

„Aber er war ganz rührend, nicht?“

„Ach, aber doch komisch, wie er so seufzte und schluckte und die Thränen quetschte – –“

Wieder eine neue Gruppe. Ein junger Mann ruft: „Welches Französisch-Deutsch! So spricht doch mein Lebtag kein Franzose deutsch!“ – „Das ist doch wohl mehr Gutzkows Schuld,“ sagt ein Zweiter, „der Schauspieler kann da nicht eigenmächtig vorgehen.“ – „Ach was, das Ganze ist ein antiquirter Krempel. Kein Director hat das Recht, den Besuchern solche abgelegten Ladenhüter vorzusetzen, die freilich keine Tantièmen mehr kosten, dazu gehört mindestens ein berühmter Gast –“

„Fauler Zauber, auf alle Fälle!“ sprudelte hinter ihm eine Stimme erregt. „Selbst wenn Einer versucht, die alten Paraderollen modern lebenswahr zu geben, es geht nicht. Dann sind sie eben keine Paraderollen mehr, dann sieht man eben, daß es Lächerlichkeiten sind. Wenn ich je das Gefühl gehabt habe, daß die alte Mimik innerlich hohl, die reine Mache ist, dann ist mir das bei dem Claus klar geworden, der in seiner Art noch nicht der schlechteste war. Auch Grabbe hätte den Königslieutenant nicht retten können.“

„Ich gebe ja zu, das hat sich überlebt, aber es steckt doch Studium drin – –“

„Unsinn! das sieht so aus. Das ist Tradition, eine Ansammlung von Mätzchen, von „Nüancen“, wie sie sagen. Eins stammt von Herrn Hinz, eins von Herrn Kunz – so wird solch eine Rolle –“ Die zwei sind ihm vorübergegangen – es sind die beiden Kritiker vom Logenpfeiler.

Sebald könnte den Gesprächen entfliehen, aber er hört weiter, weiter; er will den Becher bis zur Hefe leeren.

Manchmal ist es ihm, als würde er ohnmächtig werden, zusammenbrechen, als würden dann die Füße dieser Menge über ihn hinschreiten, ihn zermalmen, an ihm fertig machen, was die Zungen begonnen.

Aber er sinkt nicht zu Boden, sondern schreitet aufrecht weiter und hört – hört. Alle diese Einzelurtheile, die sich zu einem großen, niederschmetternden verbinden, das ihn umwogt wie der Ton einer gewaltigen Richtglocke: Eine neue Zeit ist angebrochen, die seine ist vorüber.

Adieu, adieu pour toujours – pour toujours!

QCNA

<"page140">

Mlarmor.

Von

Liurt MDalter Goldschmidt.

– Breslau. –

E weicher, kühler, vorzeitiger Herbstabend. Milde, spielende Luft, aber schon von Ez, einem winterlichen Frösteln, wie von einer bebenden Vorahnung, durchrieselt. Formen und Farben dämpfende Dunstschleier über dem schlüpfrig feuchten Boden bis zu den uniformen Architecturschnörkeln der Miethskasernen hinauf, die wie verwunschene Schlösser aus Märchennebeln in die heiser lärmende Straße hineinragen. Und glimmende Ladenflämmchen und trüb vibrirendes Laternenlicht gleich fernher schimmernden Nebelsonnen in dem herbstlich wogenden Dunst... Ueberall ein geheimes Singen und Klingen, wie Frühlingsbrunst, wie Herbstklage, wie Wintersterbesang...

Doctor Brand bahnte sich hastig den Weg durch das aufgeregte Treiben. Dumpf dröhnend schlug in abgerissenen Rhythmen der Straßentrubel an sein Ohr und wurde zu einer Art symphonischer Begleitung seiner inneren Melodie. Denn auch in ihm war ein geheimes Singen und Klingen, wie draußen in den müden feinen Dunstschleiern um Dächer und Giebel... Der Gedanke, daß er Ihr wieder einmal in wenigen Minuten, wie allabendlich gegenüberstehen würde, beflügelte seinen Schritt, wie seine Vorstellungen, die sich so wunderbar leicht und lustvoll aus den Tiefen seiner Seele lösten, farbenheiter, in rhythmisch gemessenem Tanzschritt und tönegaukelnd. Lag es nicht über seinem Innern wie ein engmaschig geflochtenes Netz, wie ein Alp von wachsendem Schwergewicht, wie ein Zauberbann, dem sich nicht entrinnen ließ, süß quälend, peinvoll beseligend, unklar erhellend?. : Er hatte ihren Mann, den Doctor Günther, im Club kennen gelernt, hatte sich mit der Familie angefreundet und war beinahe täglicher Gast bei ihr geworden, kannte die Leute nun auch schon etliche Monate – und doch war ihm das Weib noch immer ein Räthsel, in ihrer sonnenhaften, weißleuchtenden Marmorschöne, in dem wundervoll alle Sinne beruhigenden Ebenmaß ihres Leibes –- und ihrer Seele? Denn hinter diesen graublauen Göttinnenaugen schien niemals ein Sturm getobt, niemals Feuer gesprüht, niemals ein heißer Wunsch nach flammender Befriedigung gelechzt und in seliger Erfüllung zu allen sieben Himmeln gejauchzt zu haben; in diesen langsamen, leisen, ringenden Worten war ein Gleichmaß, das zeitweilig beruhigen konnte, aber auf die Dauer beleidigen mußte – wenn man nicht, wie er, der phantasiebegabte Doctor

<"page141">

Brand, durchaus einen Glockensprung, einen Riß heraushören wollte... Leise klagend, leise fragend und suchend klang es in seiner Seele an. Sollte das nicht am Ende doch die richtige Fährte sein? Aber ein schriller höhnischer Laut fuhr ihm dazwischen. Und wenn an dem ganzen Weibe gar Nichts weiter war, als das bischen kalter Marmorreiz? Wenn sie lediglich eine ihren Platz ausfüllende Figurantin... Statistin in dem großbürgerlich langweiligen Milieu wäre, in dem sie lebte? Wenn sie nicht „gefrorener Champagner“ wäre, wie er mitunter in keck phantastischer Laune vermuthete, sondern gewöhnliches Flußeis?... Aber wenn doch. wenn doch unter der eisigen Decke der köstlich moussirende Trank perlte, – müßte es nicht aller Wonnen Wonne sein, die harte glitzernde Kruste zu sprengen und das frierende Blut zu prickelndem, seligem Kreislauf zu wecken?...

Nein, diese ewige Ungewißheit war nicht länger zu ertragen. Einmal mußte ein Ende gemacht werden. Er mußte sich über sie klar werden, unbedingt! Vielleicht schon

heut.
Zwar: Liebte er sie denn? Nein, das konnte er nicht sagen. Der letzte Zug war
noch nicht gethan, das Netz über seiner Seele war noch nicht geschlossen, es gab noch ein
Entrinnen... Aber sie hatte sozusagen Eindruck auf ihn gemacht, und keinen geringen
.. Und mit ihm mußte er sich abfinden.. mußte.. mußte! Die Melodie seiner Seele
wuchs zu beängstigendem Janitscharenlärm; das ganze Orchester fiel mit einem über-
wältigenden Finale ein, und es dröhnte, flötete und schrillte, daß ihm das Herz mit be-
trächtlicher Beschleunigung schlug, als er an seinem Ziel angelangt war...
Ein appetitliches Stubenmädchen öffnete ihm oben und meldete ihn. Die Kleine
war geschmeidig wie eine Gazelle. Ach Gott! er war in solchen Dingen zu impressionabel,
zu impressionabel... Und für weiße Schürzen hatte er eine Idiosynkrasie...
Er wurde sofort vorgelassen. Frau Hilde war vom Schreibtisch aufgestanden und
streckte ihm freundlich, aber gemessen, die feine, weiße Rechte entgegen, die er küßte...
Durch einen grünen Schirm gedämpftes und gebrochenes Lampenlicht fluthete in
dünnen Wellen zitternd über ihr goldblondes Haar und umfluthete ihre hohe Gestalt, deren
prachtvolle Büste sich unter dem hellfarbigen Costüm scharf abzeichnete. Er umspannte den
ganzen entzückenden Anblick mit einem jähen wollüstigen Blick und sog die behagliche
Zimmeratmosphäre durstig ein, deren Stimmungelemente ihm reizvoll-organisch zu einer
vollen tiefen Symphonie zusammenklangen. Erst allmählich vermochte er seine Eindrücke zu
ordnen und im Ganzen zugleich die Theile zu erfassen: das grüngoldne, mattflüssige Licht;
das Schattenspiel auf den schweren weißen Fenstervorhängen; die geschmackvoll arrangirten
Möbel – und in der Mitte von alledem in lichter Apotheose das wundervolle
Weib.
„Guten Abend, Frau Hilde."
„Guten Abend, Doctor."
Es klang weich, verhüllt, klanglos, fast gebrochen...
„Bitte tausend Mal um Entschuldigung, wenn ich störe."
„O, bitte sehr, lieber Doctor. Sie sind immer willkommen. Es plaudert sich so
nett mit Ihnen; über allerhand Dinge... Sie sehen, ich bin Egoistin..."
„Ein Egoismus, der mir nur schmeichelhaft sein kann, Frau Hilde."
Sie nahmen Platz..
„Nun, was macht die Litteratur, Doctor?" fragte Frau Hilde.
„Total unverbesserlich, wie immer. Sie wissen es ja, wie es geht: Von der Masse
kommt uns nicht das Heil. Die Masse krönt nur die Oberflächlinge, die Blender und die
Verlogenen. Was läuft nicht Alles herum und läßt sich Schriftsteller oder, mit Verlaub
zu sagen, Dichter schimpfen! Ach, und die putzigen Kerlchen machen. Einem das Leben
schwer, Frau Hilde. Toujours en vedette! Die deutsche Litteratur ist ein aufreibendes
Geschäft. Man hat höchstens den Trost, die kleinen kläffenden Nichtskönner in die „Un-
sterblichkeit mitzunehmen, wie Lessing den Klotz und Lange oder Schopenhauer die

<"page142">

Philosophieprofessoren. Sie gleichen dann vorsintfluthlichen Fliegen, die im Bern-
stein verkapselt den Zeiten trotzen. Aber die Revanche kommt ein bischen spät..."
„Stolz will ich den Spanier," sagte Frau Hilde mit einem leisen, feinen Lächeln
um den Mund. „Ach Gott, lieber Doctor, es giebt ja überhaupt viel mehr Tragödien
zwischen Himmel und Erde, als Eure Dichterweisheit sich träumen läßt."
„Ganz recht, Frau Hilde," antwortete er überrascht. „Viel feinere, viel unsichtbar
gewaltigere, viel Millionen mehr, als wir mit unseren plumpen Instrumenten festhalten
können. – Aber müssen wir denn durchaus wieder gleich mit vollen Segeln in die
Litteratur, steuern? Ich bin kein Fachsimpel. Also, rrr, ein ander Bild! Wo ist denn
Ihr Herr Gemahl, Frau Hilde, wenn ich fragen darf?"
„Fort in Geschäften. Sie wissen ja: wir leben in der kalten Jahreszeit in der
Stadt, aber unser Gut erfordert doch beständige Fürsorge."
„Richtig, richtig. Und Ihr Herr Gatte ist ja wohl Fachmann, nicht wahr?
Dr. agriculturae?"
„Ja."
„So, so. Hat doch aber auch litterarische Interessen, wenn ich nicht irre?"
„O ja." –
Beide schwiegen.
„Ich muß um Verzeihung bitten," sagte Doctor Brand nach einer kurzen Pause.
„Ich habe das verpönte Wort „litterarisch" in den Mund genommen. Aber wir kommen
nun 'mal nicht darüber hinweg. Also: en avant!... Ich habe Sie augenscheinlich in
der Lectüre gestört, Frau Hilde. Darf man fragen..."
„O bitte."
Frau Hilde reichte ihm ein Zeitungsblatt. Doctor Brand erkannte es
überrascht.
„Aber das ist ja... mein letztes Sonntagsfeuilleton, Frau Hilde... Hätte ich
in meinen kühnsten Träumen nicht gehofft... Danke Ihnen herzlich für Ihr Interesse
... Aber eine Frage: Gefallen Ihnen meine Sachen?"
„Liegt Ihnen Etwas an Lob?" fragte sie kurz und herb.
„Es fragt sich: von wem?"
„Ach, geht mir, Ihr Dichter. Euer Geist ist der „Pfau der Pfauen und ein Meer
von Eitelkeit". Zuschauer wollt Ihr..."
„Zumal, wenn es schöne Frauen sind. Gestatten Sie, daß ich Nietzsche variire.
So sind wir nun 'mal, wir Modernen: Unsere feinste Geistigkeit versetzen wir noch
immer mit einem Tropfen ursprünglicher Thierheit, und diese Zusammensetzung giebt
dann unsere allerfeinste seelische Quintessenz.. Aber seit wann lesen Sie
Zarathustra?"
„Ich hab' ihn unter den Büchern meines Mannes gefunden und ein paar Blicke
hinein gethan."
„So, so. Aber Sie haben mir noch immer nicht gesagt, was Sie von meinen
Sachen halten. Es liegt mir 'was dran, Frau Hilde, wirklich... es liegt mir was
dran."
„Sie sind eitel."
„Weniger, als Sie denken, Frau Hilde. Sehen Sie, was ich brauche, das ist blos
ein bischen Resonanz, weiter Nichts. Weiter Nichts... Das ist doch, weiß Gott, be-
scheiden... Wenn ich mich über Jemandes Lob freue, so ist es vor Allem, weil ich
dann eine verwandte Saite mitschwingen zu hören glaube; weil es mich für einen Augen-
blick in den schönen Wahn wiegt, nicht mehr einsam zu sein. Denn Sie wissen ja gar
nicht, wie man in seiner Einsamkeit friert, in den kalten Straßen, in den stimmungslosen
Zimmern, vor den kalten, feindlichen, tückisch grinsenden Gesichtern, vor den geblähten
Nullen, die sich als gleichwerthige Ziffern neben uns stellen... Und selbst die Freund-

schaft ist ja nur eine Art gemilderter Feindschaft, ein längerer oder kürzerer Waffenstill-

<"page143">

stand in dem ewigen Kampfe zwischen Ich und Du... Ach, Frau Hilde, Sie wissen
ja nicht...“
„Fordern Sie mein Urtheil nicht heraus. Ich müßte grausam sein.“
„Seien Sie grausam, aber reden Sie. Sehen Sie, wenn so das Lampenlicht in
scheuen Strahlen über Ihr Haar und Ihr Gesicht... fliegt, dann können Sie mein
Todesurtheil aussprechen, und ich werde dazu lächeln...“
„Also, wenn Sie denn durchaus wollen! Ihre Sachen gefallen mir nicht.“
„Und darf ich fragen, warum? Um motivirtes Urtheil bitten?“
„Ja, Sie werden mich für kindisch halten... Aber ich bin ehrlich und will es
Ihnen sagen: Es kommt mir zu wenig Liebe darin vor.“
„Zu wenig Liebe?“ Er mußte unwillkürlich lächeln. „Aber, Frau Hilde, das ver-
stehe ich einfach nicht. Wie meinen Sie denn das? Meine Sachen sind doch alle durch
und durch erotisch.“
„Ja,“ sagte sie leise, mit einer nervösen Bewegung. „Aber Sie erzählen immer
nur, wie Sie – bitte, ohne Scherz –... beinahe geliebt hätten.“
Er schrak zusammen: das hätte er nicht erwartet. Nimmermehr! das war ja
wunderfein und so wahr... so wahr. Er schwieg lange, und Frau Hilde drehte in-
zwischen ruhig die unsicher flackernde Lampe herunter. Nur ein leises zitterndes Beben
der schlanken weißen Finger war an ihr zu bemerken... Ihr Antlitz war marmor-
glatt...
Endlich sagte er leise: „Frau Hilde, Sie haben an einen wunden Punkt gerührt.
An meine Tragik, wenn ich pathetisch werden darf... Ich habe nämlich eine geheime
Liebe zum Pathos, vielleicht gerade, weil ich es nicht besitze... Sehen Sie: das ist es
ja... Alles unterhöhlt... Alles Halb- und Viertelsleidenschaften... gar keine
bündige Erklärung möglich, wenn man nicht vor sich selbst und – Anderen zum Lügner
werden will... Was sind mir denn die Weiber bisher Anderes gewesen als Stationen,
Episoden, Noten einer unendlichen Melodie? Augenblickssehnsüchte und Augenblicks-
befriedigungen, über die der ruhelos gepeitschte Wunsch weiter hastet, keine Endziele...
Jedes Weib entspricht nur einer bestimmten Stimmung in mir oder einem bestimmten
Stimmungsbedürfniß... Sehen Sie, ich vergelte Offenheit mit Offenheit... Ich
reiche Ihnen mein Herz auf dem Präsentirteller, wohlpräparirt... Ja, warum sollte
ich denn eine Mördergrube daraus machen?... Mein Dichten ist ja doch auch nur eine
einzige große Generalbeichte... Sie kennen mich ja also längst... Und Sie wissen,
daß ich aus Lebensstürmen mich immer nach dem Hafen gesehnt habe, in dem ich dauernd
ankern könnte, und daß ich immer nur zu kurzer Rast mein Schifflein vor der tosenden
Windsbraut bergen konnte... Ja, dasselbe Weib, das mir noch kurz vorher ein Letztes
war, ein Höchstes und Seligstes, verlor durch einen flüchtigen... Beleuchtungswechsel für
mich seinen Reiz... wenn nicht die gleichen Kleinigkeiten meine Liebe im Keime schon
erstickt hatten... Aber vor allen Dingen war mir eben bisher jedes Weib nur eine
Unvollkommenheit, über die ich hinausmußte; ein Etwas, das nur zu einem Theil meiner
Seele sprach; ein unfertiger roher Act von vielen zu jener Aphroditegestalt, die die geträumte
letzte Vollkommenheit war... Vollkommenheit natürlich nur für mich... Und so bin
ich verdammt zu suchen und zu suchen, ein ruheloser Ahasver der Liebe, bis zum jüngsten
A
Tag...
Frau Hilde schwieg.
„... Und vor meiner sehnenden Seele liegt ein Traumbild: ein Hafen mit glitzern-
der Spiegelfluth, sonnenüberflimmert, blauüberwölbt, von feierlich beschwingtem leisen
Glockenton umbebt,... eine restlose Befriedigung ohne Dumpfheit, ein sonntäg-
liches Nicht-mehr-weiter-Wollen, ein müdes, seliges Ausgefülltsein... Eine Vollkommen-
heit, über die hinaus Leere ist... Frau Hilde, seien Sie mir nicht böse, wenn ich's
Ihnen gestehe: Sie hätten's mir vielleicht sein können. Denn Sie sind Alles, was wir
fehlt: Ebenmaß und Läuterung und Ruhe. Göttlichkeit... Eine Schönheit, die alle

<"page144">

Sinne stachelt und beschwichtigt zugleich... Eine strahlende Vollkommenheit, über die
Nichts mehr hinausliegt... Aber Sie wären's mir auch nur vielleicht gewesen. Das
ist es ja, was mir das Kainsmal der Unstäte auf die Stirn drückt: Ich kann nicht für
mich einstehen... Eine Befriedigung ohne Dumpfheit, ein ewiger Friedenshafen, ein
Ankerplatz des Wunsches in der Vollkommenheit – ja, das giebt es ja gar nicht...
das giebt's ja nicht... Können Sie mir das wenigstens ein bischen nachfühlen, Frau
Hilde? Haben Sie dafür die nöthige Resonanz?“
„In mir tönt es schon lange nicht mehr,“ sagte Frau Hilde langsam und tiefver-
schleiert, aber nur ein matter Purpur färbte den Marmor ihres regelmäßigen Antlitzes..
„Frau Hilde,“ schrie er auf, „Frau Hilde“...
Im selben Augenblicke wurde angeklopft und geöffnet. Verhallendes Corridor-
geräusch und fahles Licht drang durch die Thür. Doctor Günther trat mit einem anderen
Herrn ein, den er Doctor Brand als Stadtrath Feldheim vorstellte.
„Na, lieber Doctor, ein bischen Cicisbeo gespielt? Na, wie geht's, wie steht's?
Haben Sie schon Professor Pflückers neue Litteraturgeschichte zu Gesicht bekommen? Eben
erschienen. Sehen Sie: Hier hab' ich den ersten Band. Die Quellenbelege sollen ganz
ausgezeichnet sein.“
„Doctorchen, Sie müssen viel überflüssiges Geld haben,“ lachte der kleine Stadtrath,
ein dummpfiffig dreinschauendes, bewegliches Herrchen mit hochrothem Gesicht und wie an-
geklebtem schwarzgrauem Backenbart. „Wozu schafft man sich solche Bücher an?“
„Man muß die Litteratur unterstützen, lieber Stadtrath.“
„Sehr gut. Was heißt Litteratur? Kann man damit 'n Hund vom Ofen locken?
Die Leut' schlagen die Zeit todt – und wir sollen dafür bezahlen. Hören Se,
Docterchen, waren Se heut auf der Börse?“
Doctor Günther schien mit dem Stadtrath die Curse erörtern zu wollen. Vorher
bemerkte er aber noch zu Doctor Brand: „Ja, lieber Doctor, wissen Sie denn schon
das Neueste? Wir reisen übermorgen nach Italien. Das Wetter dort soll herrlich
sein...“
„Aber, Frau Hilde, davon haben Sie mir ja gar Nichts gesagt?“
Frau Hilde schwieg achselzuckend.
Und plötzlich erfaßte Brand – er wußte selbst nicht wie – eine rasende Eifersucht,

Es war ganz unlogisch, selbstverständlich, ja, es war geradezu idiotisch... Ob die Beiden
hier oder im Süden... Aber was hat die Leidenschaft mit der Logik zu thun?...
Und so stand es plötzlich mit grausamer, beleidigender wollüstiger Klarheit vor ihm:
Diese Göttin mit diesem runden, gewöhnlichen, fettansetzenden Menschen vereint, der ihm
in blöder Selbstsicherheit als „befriedigtes Männchen" gegenüberstand. Für ihn diese
weißleuchtende Nacktheit, diese urbildliche Formenharmonie, diese ebenmäßige, schönheit-
athmende Fülle, diese unter der kalten Marmoroberfläche glühende, klingende, schreiende
Weibesseele... Einen Augenblick schien es ihm, als irrte von ihr ein scheuer Blick wie
hülfesuchend zu ihm herüber... Und er fühlte es, wie der heiße Wahnsinn ihm in
leckenden Flammen zu Herz und Hirn emporschlug...
Er nahm Abschied. „Auf Wiedersehen, meine Herren, und glückliche Reise."
„Auf Wiedersehen, Frau Hilde."
Sie reichte ihm halb abgewandt die Hand. „Auf Wiedersehen."

<"page145">

Illustrirte Bibliographie.

Chinesische Charakterzüge. Von Arthur H. Smith.
Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig. Würz-
burg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).
Immer näher und näher rückt die Entwicklung des Ver-
kehrs die entferntesten Völker, immer bedeutender und reicher werden
die wechselseitigen wirthschaftlichen Interessen, die sie verknüpfen;
und Deutschland ist in dieser Beziehung vor allen andern Völkern der zielbewußte
Nachfolger und Nebenbuhler des früher allmächtigen England geworden. In Ostasien
hat – dank des Weitblicks und der thatkräftigen Initiative der deutschen Regierung –
mit der Erwerbung von Kiautschau, die sichtbar eine neue Epoche inaugurirt, der deutsche
Handel und deutsche wirthschaftliche Einfluß, die seit Jahrzehnten sich immer blühender
entfalteten, den erforderlichen Stützpunkt und den politischen Rückhalt erlangt, der ein
weiteres glänzenderes Gedeihen verbürgt. Damit ist auch die Kenntniß von Land und
Leuten, nicht nur vom wissenschaftlichen, sondern auch vom praktischen Gesichtspunkt aus,
ein Gegenstand unseres erhöhten Interesses, ja der Nothwendigkeit. Wie der Uebersetzer
dieses Buches mit Recht in der Vorrede bemerkt, werden die Erwartungen, die wir an
erweiterte Geschäftsbeziehungen in China knüpfen, die Hoffnungen, durch Ausbeutung des
unschätzbaren, ungehobenen Reichthums die Kaufkraft des Landes zu heben, um dann ein
größeres Absatzgebiet für unsere Erzeugnisse im Reiche der Mitte zu finden, nur dann
sich erfüllen, wenn wir uns mit den Chinesen auf guten Fuß stellen. „Denn für mich
als Kaufmann" – sagt der Bearbeiter – „steht der Satz fest, daß derjenige die besten
Geschäfte macht, welcher seine Kunden am besten zu behandeln weiß." Und diesen Kunden
– den Chinesen – uns kennen zu lehren, hat er das Smith'sche Werk den deutschen
Lesern zugänglich gemacht. Er hat sich damit ein großes Verdienst erworben und eine
Aufgabe erfüllt, deren Nothwendigkeit erst nach der Lectüre dieses Buches man voll
zu begreifen vermag. So fremdartig der Deutsche sich auch den Chinesen vorzustellen
geneigt ist, die ganze Größe des Problems, welches der chinesische Charakter dem West-
länder bietet, bringt uns erst die hier versuchte Lösung desselben zum Bewußtsein.
Der Verfasser, Arthur H Smith, ein amerikanischer Missionar, der in seinem 22jährigen
Wirken im Innern Chinas eine tief eindringende Kenntniß des Volkscharakters sich hat
erwerben können, war in der Lage, zu dem Verständniß desselben ein ungemein werthvolles
Material zu liefern, das Keiner, der sich ein wirklich zutreffendes Bild von dem Wesen
der bezopften Rasse verschaffen will, unberücksichtigt lassen darf. Ju 27 Capiteln behandelt

<"page146">

Vornehmes chinesisches Geschäftshaus in Shanghai.
Aus: Arthur H. Smith: „Chinesische Charakterzüge". Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).

<"page147">

Chinesen beim Rauchen (links Wasserpfeife, rechts Opium).
Aus: Arthur H. Smith: „Chinesische Charakterzüge." Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).

<"page148">

er die einzelnen hervorstechenden Merkmale und Eigenschaften der Rasse, aus denen heraus
wir die heutigen Zustände des Reiches der Mitte begreifen lernen und Schlüsse auf die
fernere Gestaltung der Dinge ziehen können. Der Verfasser kommt dabei zu der Ansicht,
daß eine Reform von innen heraus ganz ausgeschlossen ist, daß die Hilfe von Außen
kommen muß. Ohne die Lahmlegung des Confucianismus, der alten chinesischen Moral-
lehre, die trotz der Einwirkung von Buddhismus und Taoismus herrschend geblieben und
deren ungeheurer Einfluß conservirend und fortschritthemmend wirkt, durch das Christen-
thum verspricht sich der Verfasser – wie bei seinem Berufe erklärlich – keinen Erfolg.
Ohne innere Umgestaltung bleiben die äußeren Errungenschaften der Cultur, Eisenbahnen
und Elektricität, deren Einführung man schließlich durchsetzen mag, machtlos. Man wird
dem Uebersetzer beipflichten müssen, daß neben dem Christenthum diplomatischer Druck und
kanonengespickte Panzerschiffe unentbehrlich sein dürften. Die letzteren haben jedenfalls
in den letzten Jahren beachtenswerthe Erfolge erzielt. Der Verfasser glaubt, daß der
gelben Rasse eine hervorragende Rolle in der Weltgeschichte vorbehalten sei dank ihrer
Arbeitskraft, die ihres Gleichen nicht hat, ihrer Lebensenergie, ihrem Mangel an „Nerven".
Das Leiden der Culturmenschheit, Nervosität, ist den Chinesen unbekannt. Schon die Art und
Weise, in welcher die bezopfte Rasse körperliche Leiden erträgt, verräth, daß sie absolut
keine Nerven hat. Ob freilich auf diese allzugroße Unempfindlichkeit des Nervensystems
nicht auch zum Theil die politische und theilweise culturelle Zurückgebliebenheit des chinesi-
schen Volkes zurückzuführen ist, verdient erwogen zu werden. Uebrigens schließt diese
vom Verfasser nachdrücklich hervorgehobene Eigenthümlichkeit heftige Erregungszustände bei
den Chinesen nicht aus. In dem Capitel „Sociale Taifune" berichtet Smith, daß Wuth-
anfälle häufig sind, und daß die erste Frage eines chinesischen Arztes stets lautet: „Was
hat Dich in Zorn gepracht?" denn der Chinese glaubt an einen Zusammenhang zwischen
der „Zornsache" und dem menschlichen Organismus. Dann ergeht sich der bis zur
Lächerlichkeit höfliche Chinese in den lautesten und gröbsten Schimpfereien, und selbst der

feingebildete höhere Beamte verschmäht nicht die gemeinsten Kuliausdrücke. Mancherlei Widersprüche drängen sich dem aufmerksamen Leser auf. In dem Capitel „Geduld und Beharrlichkeit“ wird als bemerkenswerth die Abneigung des Volkes gegen revolutionäre Auflehnung gegen die herrschenden traurigen Zustände, die es in dem tiefsten Elend erhalten, hervorgehoben. Dagegen ist im Abschnitt „gegenseitiger Verdacht“ von „unzähligen Aufständen“ die Rede, welche die Geschichte Chinas durchziehen. Auf einen Widerspruch hat der Uebersetzer, der überhaupt in den Anmerkungen und einem Nachtrag manche Ergänzung und Correctur geliefert hat, selbst aufmerksam gemacht: Während an einer Stelle die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit des Chinesen im kaufmännischen Verkehr gerühmt wird, behauptet später der Verfasser, daß „der ganze chinesische Handel weiter nichts als ein Beispiel für die nationale Unzuverlässigkeit ist.“ – Man darf freilich auf diese thatsächlichen oder scheinbaren Widersprüche nicht zuviel Gewicht legen, sondern sie nur als ein Zeichen der Schwierigkeiten betrachten, welche der Beurtheilung des chinesischen Wesens entgegenstehen. Der Verfasser spricht selbst einmal von widersprechenden Beobachtungen, die schwer zu vereinigen sind. Jedenfalls wird der Werth seines Buches dadurch nicht gerade beeinträchtigt: es ist in hohem Maße lehrreich und fesselnd und durch die reichlich eingestreuten anekdotischen Beispiele zugleich unterhaltend und amüsant, sodaß seine Lectüre jedem Gebildeten warm empfohlen werden kann. Das trefflich ausgestattete Buch ist mit 18 Vollbildern nach Original-Photographien und 10 Titelvignetten von Fritz Tersch versehen, die zugleich einen hübschen Schmuck des Werkes wie eine werthvolle Ergänzung des Textes bilden.. O. W.

Bibliographische Motizen.

Hebbels Werke. Herausgegeben von völlig zu verstehen, vermag man ihm ganz
Dr. Karl Zeiß. Kritisch durchgesehene gerecht zu werden. Mit Erstaunen hat
und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Biblio- man bei der Neubelebung einzelner seiner
graphisches Institut. dramatischen Schöpfungen erkannt, wie
Hebbels Zeit ist gekommen; spät wie eminent modern dieser seit mehr als sechs-
bei Kleist hat man die ganze Größe seines unddreißig Jahren verstorbene herbe Dith-
Genies erfaßt; erst jetzt beginnt man ihn | marsche ist, in dem sich Dichter und Denker

<"page149">

die Wage halten, von dessen Dramen mit ihrer tiefbohrenden Physiologie, der unerbittlichen Consequenz in der restlosen Ausschöpfung der Probleme, ihrer gedanklichen Tiefe, sich wie von kaum einem anderen deutschen Dichter Fäden hinüberspinnen zu den Schöpfungen des eigenartigsten, des einzigartigen Dramatikers unserer Tage, zu Henrik Ibsen. Da ist es denn ein zeitgemäßes Unternehmen, dem größeren Publicum einen der größten deutschen Dramatiker, der auch in seinen Schwächen den Stempel eines originellen Geistes trägt, in einer kritischen, bei guter Ausstattung wohlfeilen Ausgabe näher zu bringen. Das bekannte Bibliographische Institut in Leipzig hat in der vorliegenden vierbändigen Ausgabe diesen löblichen Zweck in dankenswerther Weise erfüllt. Zwar kann der aufrichtige Hebbelverehrer – nicht nur der litterarische Fachmann – nur durch eine vollständige Hebbel-Ausgabe – wie sie ja auch von anderer Seite bereits vorbereitet wird – zufrieden gestellt werden, denn auch die als schwächer oder mißlungen geltenden dramatischen Schöpfungen Hebbels – ja, man kann sagen, gerade in diesen – sind im Empfindungsgehalt und künstlerisch betrachtet in mancher Hinsicht so modern, daß man Hebbel und seine Stellung in der Geschichte des deutschen Dramas nicht ganz kennen und würdigen kann, wenn man diese umstrittenen Werke bei Seite läßt. Indeß ist vom praktischen Standpunkte aus eine Auswahl, die das deutsche Publicum leichter zu dem Dichter hinzuführen geeignet ist, wohl empfehlenswerth. Die von Dr. Zeiß besorgte kritische Ausgabe, für deren Text die ersten Drucke verglichen worden sind, enthält eine Auswahl der Gedichte in chronologischer Anordnung, das Epcs „Mutter und Kind“, einige Erzählungen, die hauptsächlichsten ästhetischen Schriften, die Dramen „Judith“, „Maria Magdalena“, „Agnes Bernauer“, „Gyges und sein Ring,“ „Die Nibelungen“ – und in dem nachträglich von der Verlagshandlung über den ursprünglichen Plan hinaus bewilligten vierten Bandedie „Genoveva“ und „Herodes und Mariamne“, deren Fehlen allerdings auch in einer „Auswahl“ zu beanstanden gewesen wäre. Der Herausgeber hat sich durch eine biographische Einleitung und Erläuterung der einzelnen Werke und des Textes verdient gemacht. Die Ausgabe ist mit dem Portrait des Dichters und einem Facsimile geschmückt; sie sei hiermit bestens empfohlen.
O. W.

Historisch-kritische Bibliothek der Dante-Litteratur.

Ein sehr verdienstvolles und der höchsten Beachtung aller mit der italienischen Sprache Vertrauten würdiges Unternehmen ist (mit Beginn des Jahres 1899) in Bologna in's Leben getreten. Die rührige Firma Nicola Zanichelli – allen Freunden italienischer Litteratur vortheilhaft bekannt durch den von ihr übernommenen Verlag der Werke des berühmten Dichters und Gelehrten Giosuè Carducci, sowie einer Anzahl anderer hervorragenden Schriftsteller – hat eine Bibliothek der in den letzten Jahren veröffentlichten Schriften über Dante errichtet. Durch dieselbe wird den auch in Deutschland so zahlreichen Bewunderern des unsterblichen Dichters Gelegenheit geboten, die denselben und sein Werk betreffenden neueren Veröffentlichungen kennen zu lernen. In diese Bibliothek werden die besten Monographien, welche in den letzten Jahren in Italien und im Auslande, besonders in Deutschland, England und Amerika erschienen sind, aufgenommen werden. Die Sammlung wird nicht allein aus schon herausgegebenen Schriften bestehen, sondern wird auch Arbeiten enthalten, welche neue Beiträge für die Dante-Studien bieten, mit selbstständigen Untersuchungen über Alles, was dazu dient, das Leben, die Werke und den Cultus des ausgezeichneten Dichters zu beleuchten. Die Uebersetzungen werden mit größter Gewissenhaftigkeit behandelt, damit der Forscher, dem die indirecte und so mangelhafte Kunde, welche die Zeitschriften und Revuen von den fremdländischen Veröffentlichungen geben, nicht genügt, und der andererseits die Arbeit nicht in der Ursprache zu lesen vermag, in dieser Bibliothek seinen berechtigten Wunsch vollkommen befriedigen könne. Außerdem werden die Monographien – dieselbe seien italienische oder ausländische – wenn sie von noch lebenden Verfassern stammen, oft vermehrt oder überarbeitet, stets aber durchgesehen und verbessert sein. Die Leitung der Bibliothek ist zwei trefflichen Danteforschern – G. L. Passerini und Pasquale Papa – anvertraut, welche alle Mühe daran setzen, daß dieselbe den gegenwärtig so in Blüthe stehenden Dantestudien nützlich und vor Allem der italienischen Litteratur und des großen Namens Dante würdig werde.

Jeden Monat wird ein Band von 80–100 Seiten veröffentlicht; das jährliche Abonnement für 12 Bände ist auf 12 Lire festgesetzt, welche pränumerando

bezahlt werden. Die Bände sind auch einzeln verkäuflich zu dem jedes Mal nach der Anzahl der Seiten festgesetzten Preise; Bestellungen werden von der Buchhandlung Nicola Zanichelli, Bologna, angenommen.

V. M.

Die eherne Schlange. Roman in drei Büchern. Von Thomas P. Krag.
Einzig autorisirte deutsche Ausgabe von Eugen von Enzberg. München, Albert Langen.

Einer der tiefsinnigsten Romane, die uns die moderne skandinavische Litteratur beschert hat! Thomas P. Krag gehört mit seinem gleich ihm begabten jüngeren Bruder Wilhelm der neuen romantischen Bewegung an, die von Arne Garborg ausgeht und vielfach von Jens Peter Jacobsen beeinflußt worden ist. Diese jüngsten skandinavischen Dichter operiren mit dem Naturalismus in eigener Weise. Sie schildern das Aeußere in wunderbar feiner und doch präciser Weise, sie geben die tiefsten psychologischen Analysen, und dennoch erhält alles Einzelne eine allgemeine, symbolische Bedeutung. Von Neuem – und das ist mit Freude zu begrüßen! – gewinnt ein Idealismus die Oberhand, der in Schicksalen eine Weltanschauung verkünden will. Das ist ein echt germanischer Geist, der aus solchem Vorhaben spricht! – Der Roman Krags

enthält viel Dunkles, viel Construirtes
und Sprunghaftes; aber wir stehen bis
zum Ende unter dem Banne eines wahren
Dichters, der uns in einer eigenthümlich
klaren, überlegenen Sprache von Menschen-
seelen erzählt, die im Leiden des Lebens
tiefste Quellen erkannten. Mit ein paar
Worten den überaus reichen Inhalt zu
disponiren, wäre ein Frevel gegen diese
keusche und zarte Poesie, die ihre Tiefen
nur durch ihren eigenen Mund dem Gleich-
gestimmten verkündet. H. B.

Landkinder. Novellen von G. v. Haynek.
Bonn, Eduard Moos.

Von den beiden Novellen schildert die
eine moderne Verhältnisse, die zweite spielt
in vergangenen Zeiten, in der Mitte des
siebzehnten Jahrhunderts, beide verbindet
ein verwandter Zug in der Charakteristik
der handelnden Personen, die als Kinder
derselben Mutter Erde viele Eigenschaften
gemeinsam haben, wenn diese auch durch die
weit auseinander liegenden Zeitabschnitte,
in welche E. von Haynek die Handlung ver-
legt, in anderer Form in die Erscheinung
treten. Ohne in den Motiven Neues zu
bieten, sind die beiden Erzählungen recht
lesbar. III Z.

Die Tochter des Regiments und andere
Novellen. Von Balduin Groller.
Dresden, E. Pierson.

Balduin Groller zählt bereits zu den
beneidenswerthen Schriftstellern, deren Bücher
einer Empfehlung nicht mehr bedürfen. Was
er auch schreiben mag, immer versteht er
es, durch Empfindung und Darstellung in
hohem Grade zu fesseln. Sein neues No-
vellenbuch zeigt alle guten Eigenschaften der
zahlreichen Vorgänger: Wahrheit, Anschau-
lichkeit, tiefes Gemüth und sonnigen Humor.
Es enthält eine größere Erzählung „Die
Tochter des Regiments“, welche dem Buche
den Namen gab, und fünf kleinere Geschichten,
von denen „Bürgerlich“ und „Seitensprünge“
den ersten Preis verdienen. Die eine zeichnet
sich durch sittlichen Ernst, die andere durch
sprühende Laune aus. N.

Der Alcalde von Peria. Erzählung von
Otto Helmut Hopfe u. Dresden,
Heinrich Minden.

Die Geschichte des gewaltthätigen
Schmiedes, der als Alcalde erst lesen und
schreiben lernte und durch seine unbestechliche
Gerechtigkeitsliebe seinem Heimatsorte zum
Segen wurde, aber durch die Intriguen seiner
Feinde in seinem Familienglück Schiffbruch
litt, mag als spanische Sittenschilderung eine
gewisse Existenzberechtigung haben, das ist
aber auch Alles, was man zu ihrem Lobe
nachsagen kann; dem jungen Autor mangelt
es vorläufig noch an technischer Gewandt-
heit und an Leichtigkeit der Erfindungsgabe.
II1Z.

Lenz: Ein Buch von Kraft und Schön-
heit. Von Max Bruns. Berlin,
Schuster & Loeffler.

Kunst und besonders die Lyrik erfordert
ein gesundes Naturgefühl, ungeschwächte
Sinne und ein reges, tiefes Gemüth.
Diese Eigenschaften besitzt Max Bruns.
Sein Streben nach Natürlichkeit zeigt schon
folgender Leitspruch: „Sei nur wahr, dann
wird Dir alles Dichtergeheimniß offenbar,
Deine Last wird leichter, Dein Leid wird
linder, Dein ganzes Wesen tiefer und
schlichter –: Dichter sind Kinder, – Kinder
sind Dichter. Werde nur schlicht: dann
ist Dein ganzes Leben ein Gedicht.“ Er
vergißt aber auch nicht, daß die Kunst eine
Vermittlerin des Unaussprechlichen sein soll.
Er faßt nach den höchsten Dingen, um
sie festzuhalten und nach seinem Zwecke zu
gestalten. Den an sich gerichteten Lebens-
spruch schließt er mit den Worten: „Dein

<"page151">

Zweck, Dir selbst oft kaum bewußt, ist:
Lebenslust! Den laß nur walten, und Du
wirst Alles zum Hetle gestalten!“ Seine
Lieblingsdichter sind Richard Dehmel und
Alfred Mombert. Zu seinem Vortheile ist

er jedoch nicht so tiefsinnig wie der Erstere und kein so großer Träumer wie der Letztere. Es wäre schade, wenn er sich durch seine Vorbilder irre leiten ließe. Eigenartige Dichter arten leicht aus und verfallen dann in die Sucht, unter allen Umständen originell zu sein. Diese Sucht kann aber, weil sie eine Krankheit ist, nichts Gesundes hervorbringen. Unter vielem Schönen sei namentlich hervorgehoben: „Macht des Gesanges. Verhaltene Kraft. Ein Confirmationslied. Erwacht. Im Dunkeln. Sonnensieg. Ermunterung. Heilige Nacht. Du –! Liebe. Mohn. Sünde. Bange Stunde. Junge Frau. Bald. Kahnfahrt bei Nacht. serbai.

Gedichte von Johannette Lein. Mit einem Geleitwort von Alfred Bock. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Die beste Empfehlung dieser Gedichte sind das ihnen vorgedruckte Geleitwort von Alfred Bock und das Bild der Dichterin. Auch der hartherzigste Kritiker wird sich entwaffnet fühlen, sobald er der 81jährigen armen Näherin Johannette Lein in die milden, seelenvollen Augen schaut. Das nur 62 Seiten starke Bändchen umfaßt keine blendenden Gedanken und Bilder, läßt aber durchweg erkennen, daß die Dichterin die Wahrheit spricht, wenn sie versichert: „Mir quillt vom Herzen ein Gedicht!“ Als Beweis, wie knapp und klar ihre Form und Sprache, diene folgendes Gedicht:

Geister.

„Geister kann der Mensch nicht sehen, – kann auch Geister nicht verstehen, – wenn er nicht die Flügel hebt – und empor zum Lichte strebt; – dann erstarken ihm die Schwingen. – Grüßt ihn erst das junge Licht, – wächst auch ihm das Selbstvertrauen – und die frohen Augen schauen, – schauen und erblinden nicht.“

Jeden Käufer des Büchleins wird außer dem Inhalt auch der Gedanke erheben, durch sein Scherflein eine bedürftige würdige Greisin unterstützt zu haben. N.

Helldunkel. Gedichte von Johannes Schlaf. Minden in Westf., J. C. C. Bruns Verlag, 1899.

Nachgrade hat man sich an das Schauspiel gewöhnen müssen, die Indolenz der Masse und die Impotenz der zeitgenössischen Kritik den besten Köpfen und den begabtesten Dichtern bitteres Unrecht thun zu sehen. Johannes Schlaf darf davon manches Lied singen; man hat – außer ganz wenigen rühmlichen Ausnahmen – die Mühe sich noch nicht gegeben, ihn zu verstehen. Und doch ist dieser Mensch und Dichter so wundervoll deutsch, doch ist er ein seltener Künstler der Farben und ein unsäglich feinfühliger Dichter der Natur. Träume und philosophische Grübeleien, morbideste Geheimnisse der bewegtesten Seele, allerletzte, huschende und tiefste Stimmungen, moderne Unrast und moderne Friedenssehnsucht, das etwa im Grunde lebt und gestaltet in ihm. –

Der vorliegende Band ist, soweit ich es zu ermitteln vermag, die erste selbstständige Gedichtsammlung Schlafs. Gedichte – man muß hier den Begriff etwas dehnen – besser hieße es: Lyrik, wie denn Alles, das er uns in den letzten Jahren geschenkt hat, lauterste Lyrik ist. Ich erinnere nur an die köstlichen Gedichte in Prosa: „Frühling“, „Gertrud“, „Stille Welten“. Seinen Gedichten fehlt zum Glück noch jener peinliche Rest hysterischer Fratzenhaftigkeit, der etwa in Leonore zu treffen ist, wie denn auch von den wollüstigen Grausamkeiten der Geschlechter, denen er in den Novellen nachgeht, Nichts in die Gedichte kam. Hier singt er sich aus, süß, müde, schluchzend und krank. Er hat das Märchen leibhaftig auf zwei jungen, blanken Beinen durch den Wald springen sehen, er baut Schlösser dreißigtausend Meilen hinterm Mond. Dann die Sehnsucht:

„Wie die Liebe
Ewig Deine, meine ewig ungestillte Sehnsucht nach der Heimat ist! –
Wie die Sehnsucht
Ewig Deine, meine

Heimat ist! –
Sein speculirend unfruchtbarer Geist
verwirrt sich in philosophische Phantasien;
beinahe scheint die unrastvolle Seele sich in
Pantheismus zu beruhigen. Ein kurzer
Selbstbetrug, ein holder Wahn des Ruhe-
suchenden. Unablässig bohrt der moderne
Zweifel, er läßt keine Beruhigung und keine
Erkenntniß bestehen. Da schluchzt das
Seelchen nach dem bischen Frieden:
„Herbstsonnenschein.
Der liebe Abend lacht so still herein.
Ein Feuerlein roth
Knistert im Ofenloch und loht.
So! – Mein Kopf auf Deinen Knien. –
So ist mir gut.
Wenn mein Auge so in Deinem ruht,
Wie leis die Minuten ziehn!
ewig unverlorene

<"page152">

Das ist das Buch „Helldunkel“, in dem
zwei Seiten allein mehr künstlerischen Werth
besitzen, als die zehn Bände gewisser anderer
auch moderner Poetlein. Es ist wie ein lieber
Mensch, der zu Einem spricht. Ich wünsche
ihm herzlichst, daß man es lese und seinen
Dichter liebgewinne. J. G–r.
Heimat und Fremde. Gedichte von
Rudolf Bunge. Vierte veränderte und
vermehrte Auflage. Mit einem Anhang:
Im Abendsonnenschein und dem Bilde
des Dichters. Dresden, E. Pierson.
Nicht nur die beiden größeren Dichtungen
„Prinz Louis Ferdinand“ und „Camoëns“,
sondern noch mehr seine zahlreichen sang-
baren Lieder und das Libretto zu dem
Trompeter von Säkkingen haben R. B. als
Dichter einen bekannten Namen gemacht.
Die vorliegende vierte Auflage seiner Ge-
dichtsammlung spricht wohl am deutlichsten
für die Beliebtheit des greisen Poeten. Vor
solchem Erfolge muß die Kritik ihre Waffen
strecken. Hoffentlich bewährt das Seiner
Hoheit dem Herzog Friedrich von Anhalt
gewidmete Buch auch in dem neuen prächtigen
Gewaitde die alte Anziehungskraft. Der
Anhang: „Im Abendsonnenschein“ gestaltet
den Inhalt noch werthvoller als früher und
zeigt den liebenswürdigen Lyriker als Ver-
fasser trefflicher Sprüche und weiser Lebens-
regeln, z. B. „Lerne entbehren, und Du
wirst Dich niemals entehren!“ „Höre nicht
auf zu lieben, wenn keine Hoffnung mehr:
Besser ist's, Liebe beweinten, als leben liebe-
leer.“ „Stilles Glück ist wahres Glück!
Willst Du glücklich sein auf Erden, zieh
Dich in Dein Haus zurück und laß das
zur Welt Dir werden.“ „Kränkung be-
handle wie Schnee: die Flocken schüttelst
Du ab und bist wieder trocken.“ „Es giebt
viel Gutes, das wir Böses nennen, weil
wir's nicht kennen.“ Wer erst sinnt, was
er giebt, dem wirds leid, daß er giebt.“
„Suche die Freundschaft, o Mensch, und
nimmer wirst Du sie finden; zeige der
Freundschaft Dich werth, und sie beglückt
Dich von selbst.“ N.
Review of Reviews. Edited by W. T.
Stead. London, Horace Marshall
& Son.
Ein Decennium ist seit der Gründung
dieses Unternehmens verflossen; mit der am
15. Januar erschienenen Nummer ist die
Review of Reviews, deren Herausgeber
William T. Stead zu den angesehensten
Publicisten Englands zählt, der in seiner
Stellungnahme zum südafrikanischen Kriege
sich auch als einer der ehrlichsten, unerschrocken-
sten Männer bewährt hat, wovon sein in der
erwähnten Nummer veröffentlichter Aufsatz
„Britanniens Demüthigung“ rühmliches
Zeugniß ablegt, in den 11. Jahrgang getreten.
Wir benutzen diesen Anlaß gern zu einer kurzen
Empfehlung der Review, die ihrem alten
Programm gemäß eine Rundschau über die
wichtigsten Weltereignisse in Wort und Bild
und eine gedrängte Uebersicht der besten
Aufsätze aller bedeutenden Zeitschriften der
Welt bietet. Diesmal bringt die „Review
of Reviews“ außer einer umfassenden

Inhaltsangabe der bedeutendsten englischen,
amerikanischen, französischen und italienischen
Monatsschriften auch eine mehrseitige Würdi-
gung der hervorragendsten deutschen perio-
dischen Zeitschriften, was sie dem deutschen
Leser noch empfehlenswerther zu machen
geeignet ist. Wer mit dem Verlangen, sich
eine stete Uebersicht über das geistige Leben
der Culturnationen zu verschaffen, das nach
dauernder Beschäftigung mit der englischen
Sprache, nach Erhaltung und Vervoll-
kommnung seiner Kenntnisse in derselben
vereint, dem kann die „Review of Reviews“
nicht warm genug empfohlen Ä
. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aho, Juhani, Panu. Bilder aus den letzten
Kämpfen des Christenthums gegen das
Heidenthum in Finnland. Aus dem Finni-
schen übersetzt von Emmy Schreck. Leipzig,
Georg Wigand.
Arcoleo, Giorgio, Palermo und die Cultur in
Sicilien. Aus dem Italienischen übersetzt
von M. Nolte. Dresden, Carl Reissner.
Arndt, A., Unser Leben. Das Ziel. Der Weg.
Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Aus fremden Zungen. Eine Halbmonats-
schrift. 1899. Supplementheft. 1900. Heft
2. 3. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Baumfeld, Lisa, Gedichte. Mit einem Vor-
wort von Ferdinand Gross. Wien, Verlag
der Gesellschaft für graphische Industrie.
Birt, Theodor, Die Sylvesternacht. Zweites
Reimspiel des Beatus Rhenanus in fünf
Aufzügen. Marburg, N. G. Elwert'sche
Verlagsbuchhandlung.
Blätter für Haus- und Ki
Mit Anderen herausgegeben von Prof. Ernst
Rabich. Ditter Jahrgang. No. 11. 12.
Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.
„Blitz“, Musikalien-Ordner, Köln, König & Co.
Boy-Ed, Ida, Nur ein Mensch. Roman.
Dresden. Carl Reissner.
Diem, Dr. Ulrich, Das Wesen der Anschauung.
Ein Beitrag zur psychologischen Terminologie.
(Berner Studien zur Philosophie und ihrer
Geschichte. Band XIX. Herausgegeben voll
Dr. Ludwig Stein.) Bern, C. Sturzenegge.

<"page153">

Erdmann, Hans, König Tod. Schauspiel in
drei Akten. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Geschichte der Französischen Litteratur
von den ältesten Zeiten bis zur
wart. Von Prof. Dr. Hermann
Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch. Hirsch-
feld. Mit 150 Abbildungen im Text,
23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und
Ä und 12 Facsimile-Beilagen.
1. Lieferung. Leipzig, Verlag des Biblio-
graphischen Instituts.
Heinrich, Wilhelm, Aus Sentas Elternhause.
Ein Familienbild. Berlin, Wilhelm Möller.
Heller, Friedrich, Krast. Geschichten aus
den Bergen. Dresden, Carl Reissner.
Hopfen, Otto Helmut, Heinrich von Kleist.
Ein Dichterleben in 5. Acten. Dresden,
Heinrich Minden.
Jacobowski, Ludwig, Aus
Stunden. Gedichte (1884–1888). Zweite
veränderte Auflage. Dresden, E. Pierson.
Joss, Victor, Friedrich Wieck und sein Ver-
hältnisS zu Robert Schumann. Mit vier
Portraits. Dresden, Oscar Damm.
Kohut, Dr. Adolph, Geschichte der deutschen
Juden. Illustrirt von Th. Kutschmann. Voll-
Lieferung IX.X. Berlin, Deutscher Verlag,
Ges. m. b. H.
Krag, Thomas P., Ada Wilde. Roman.
Autorisirte deutsche Ausgabe von Eugen
von Enzberg. Dresden, Carl Reissner.
Kullberg, Emil, Das alte Lied. Ein neuer
bewegten
Sang. Eine ungereimte Prosa-Dichtung auf
Welt und Menschen. Leipzig, Wilhelm
Friedrich.
Laforest, Dubut de. Die Rächerin. Pariser
Sittenroman. Deutsch von Ludwig Wechsler,
Leipzig, 0. Gracklauer.
Morel, Eugène, Die Buren. Ueber-
tragen und bearbeitet Häfker.

Dresden, Karl Reisner.
Muret-Sanders eneyklopädisches Wörterbuch
der englischen und deutschen Sprache.
Grosse Ausgabe. Mit Angabe der Aussprache
nach dem phonetischen System der Methode
Toussaint-Langenscheidt. Lfg. 15. Berlin,
Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.
Mysing, O. (0. Mora), Die grosse Leidenschaft.
Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
ann, Alfred Freih. v. , Die Be-
dingungen des Constitutionellen Oesterreichs.
Wien, Wilhelm Braumüller.
Rabe, Rudolf, Deutschland voran! (Burschen-
schaftliche Bücherei, Herausgeber Hugo
Böttger. Band I. sief 1.) Berlin, Karl
Heylmanns Verlag..
Roman.
von H.
Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze
Rosenfeld-Buchenau, Dionys, Kreuz und
Halbmond. Skizzen aus der Türkei, Bul-
garien, Griechenland, Montenegro, Rumänien,
Serbien und den österreichischen Reichs-
landen. Leipzig, Robert Baum.
Sohnrey, Heinrich, Rosmarin und Häcker-
ling. Bäuerliche Liebesgeschichten aus
Niedersachsen. Leipzig, Georg Heinrich
Meyer.
Suttner, Bertha von, Daniela Dormes. ROIran.
Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson,
– Ein schlechter Mensch. Roman. 2. Aufl.
Dresden. E. Pierson.
Stein, Heinrich von, Giordano Bruno. Ge-
danken über seine Lehre und sein Leben.
Zum dreihundertjährigen Gedenktage der
Verbrennung Giordano Brunos neu heraus-
gegeben von Friedrich Poske. Leipzig,
Georg Heinrich Meyer.
Stier-Somlo, Dr. Fritz, Die Volksüberzeugung
als Rechtsquelle. Vortrag gehalten am
13. December 1899 in der Internationalen
Vereinigung für vergleichende Rechtswissen-
schaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin.
Berlin, K. Hofmann, Rechtswissenschaft-
licher Verlag.
Teutonicus, Die deutsche Colonialpolitik in
Theorie und Praxis. Berlin. Gose & Tetzlaff.
Tovote, Heinz, Die rothe Laterne. Novellen.
Berlin, F. Fontane & Co.
Trombatore, Arturo, Fiori di Lot0. Novelle
eleggende di soggetto indiano. (Con illusta-
zioni) Catania, Cav. Niccolo Giannotta.
Ueberhorst, Dr. Karl, Das Komische. Eine
Untersuchung. Band II. Das Fälschlich-
Komische. Besondere Erscheinungen des
Komischen. Witz, Spott und Scherz. Nach-
träge zur Lehre vom Wirklich-Komischen.
Leipzig, Georg Wigand.
Unruh, Ernst von, Das Glück und wie man
dazu gelangt. Leipzig, Hermann Haacke.
Vittorio, Prof. Ambrosi D., L'Austria é
moribonda? Spezia, Tipografia Francesco
Zappa.
Wagner, Dr. Hans, Coloniale Zeitschrift.
1. Jahrgang. 2. Nummer, Leipzig, Biblio-
graphisches Institut.
Wolff, Ludwig, Studentenroman.
Carl Reissner.
Zola, Emile, Der Zusammenbruch. (De"
Krieg von 1870/71.) Mit Abbildungen von
Adolf Wald, Fritz Bergen und Chr. Speyer.
1. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-
Anstalt.
Dresden,
von Ernst Weiland-Lübeck.
Abkürzungen: B. u. W. = Bühne und Welt. – D. Re. = Deutsche Revue. – D. Ru. = Deutsche
Rundschau. – G. = Gesellschaft. – J. = Insel. – I. L. = Internationale Litteraturberichte. –
Kr. = Kritik. – Ku. = Kunstwart. – Kultur. – L. E. = Das litterarische Ech0. – N. = Nation.
– N. D. Ru. = Neue Deutsche Rundschau. – N. u. S. = Nord und Süd. – R. U. = Reclams
Universum. – T. = Türmer. – V. & Kl
=wj Rundschau. – z= Zunft. TZ
Afrika (Süd-), Die Krisis in. Von M. von
BTandt. D. Ru. XXVI. 5.
Affendarsteller, Ein berühmter. (Eduard
Klischnigg). Von E. Isolani. B. u. W. II. 9.
M. = Velhagen & Klasings Monatshefte. – W. Ru.
. f. B. = Zeitschrift für Bücherfreunde. – Zeit.
Amerikanischer Socialismus. Von J. Platter.
N. D. RU. XI. 2.
Beck, Carl. Ungedrucktes von C. B. Von A.
Kohut. L. E. II. 9.

– Mord und Süd.
Beyle, Henry. Von G. Ransohoff. N. 1900. 17.
B1sson, Alexander. Nach dem Französischen
von Gisela Weltheimer. B. u. W. II. 10.
Bodenbesitzreform. Von M. May. Kr. XV. 5.
Bruno, Giordano. Von M. Kronenberg. N.
19(0. 20.
– der Nolaner. Von M. Burckhard. Zeit
2S).
Calderon. Don Ped! o C. de la Barca. Von J.
Fastenrath. B. u. W. II. 9.
Calderon de la Barca. R. U. 1900. 12.
Catalonien (Französisch) und seine Be-
wohner. Von J. T. von Eckhardt. V. & Kl.
M. XIV. 6.
Classicitat und Germanismus. Von V. von
Heidenstam. Zeit 278.
Darwinistische Prob'eme am Südpol. Von
W. Bölsche. Zeit 280.
Epilog. (H. Ibsen, Wenn Än erwachen.)
Von A. Kerr. N. D. Ru. XI. 2.
Falke, Gustav. Von W. von Scholz. I. L.
19,0. 4.
Farbe und Linie. Von Anton Lindner.
W. Rºll IV. 1.
Flottenverstärkung und Kostendeckung.
Von Th. Barth. N. 1900. 18.
Foºzºº Antonio Von
Gewandhaus-Concerte 1899, Die Leipziger.
Von M. Krause. B. u. W. II. 10.
Gezelle, Guido. Von Pol de Mont. T. II. 5.
H. Zimmern.
soººººººsen Zwei. Von K. Holm.
. L. 1 A)0. 3.
Goethe. Um. Von F. Servaes. Zeit 278.
St. Gotthard und die Habsburger. Von
Dr. A. Schulze. Kultur I. 3.
Gross, Jenny. (Berliner Bühnenkünstler XI.)
Von E. Vely. B. u. W. II. 9.
Handels-Suprematie Englands, Die. Von
- F. List. G. XVI. Febr. 1.
Hebbel. Ein Pariser Abenteuer H. Von R. M.
We ner. L. E. II. 9.
Heine, Heinrich. Ku. XIII. 7.
Hertz, Wilhelm, als Uebersetzer.
E. Schönbach. L. E. II. 9.
Holz, Arno. Revolution der Lyrik. Von L.
Jacobowski. G. XVI. Febr. II.
Honorare deutscher Schriftsteller, Die.
Von Tony Kellen. N. u. S. 1900. April.
Huch, Ricarda, Ueber die Kunst der. Von
Von A.
P. Poppenberg. N. 1900. 18.
Humanitat. (Ein Nachtrag zu den Goethe-
tagen.) Von S. Lublinski. Ku. XIII. 9.
Japan. Von R. Muther. Zeit 279.
Jarnºen Theegarten, Der. Von Fritz
ey. J. 4.
Ibsens Jugendwerke. Von G. Zeler. G.
XVI. Feb'. I
Jokº Maurus. Von J. Diner-Dénes. Zeit
S
Langmann,
L. E. 1900
Lessing. Zur Würdiguug L. Von W. Bolin.
N, 1900. 2).
Äpp. Von F. Lemmermeyer.
. 1 ().
Marine. Entwickelungsgeschichte und Ent-
wickelungsziele der deutschen M. Von von
Beaulieu-M. D. Ru. XXVI. 5.
wuer Carl. Von R. Hirschfeld. B. u. W.
9
Moderne Drama, Das. Von M. Maeterlinck. J.4.
mus nume. Von O. Bie. N. D. Ru.
Musikinstrumente, Ueber Entwicklung u.
Bedeutung einiger. Von E. Franken-
Marx. N. u. S. 1900. April.
Musikwelt, Aus der Wiener. Von R. Hirsch-
feld. B. u. W. II. 9.
Napoleons Geburt und früheste Kindheit.
Vou C. Tschudi. R. U. 1900. 12..
Naturwissenschaften. Ueber die Entwicklung
der N., insbesondere der Biologie im neun-
Ä. Jahrhundert. Von J. Reinke. D. Ru.
Oper, Die Hamburger. Von G. Eberhardt.
B. u. W. II. 10.
Oehlenschläger, Adam Gottlob. Von H.
Nisch. R. U. 1900. II.
Philharmonische Concerte. Von Max Graf.
W. Ru. IV. 1.
Politik der Deutschen in Oesterreich, Die.
Von M. von Wien. Z. VIII. 18.

Portugiesische Autoren. Von H. Wigger.
L. E. II. 10
Puttkamer, Alberta von. Von W. Holzamer.
(. XVI. Febr. II.
Rahel und der Berliner Salon um 1800.
Von O. Berdrow. T. II. 5.
Rossett. Fünf Sonette. W. R. IV. 1.
Rostand, Edmond. Von F. v. Oppeln-Bron-
kowsk. N. u. S. 1900. April.
Rückblick, Ein (auf das verflossene Jahr-
hundert). Von R. Klein. N. u. S. 1900. April.
Ruskin. Von R. Muther. Zeit 278.
Seelenbegriff in der neueren Philosophie,
Der. Von H. Grimmich. Kultur I. 3.
Shakespeare in England. Von P. Bigelow.
N. 1900. 18.
Schwaben in der Litteratur der Gegen-
wart. Die. Von M. Beyer. I. L. 1900. 3.
Smith, Marx und Wenckstern. Von L.
Gumplowicz. Z. VIII. 20.
Socialismus und Pessimismus. Von G.
Simmel. Zeit 279.
Theater. Das spanische Th. der Gegenwart u.
d. Madrider Bühnen. Von E. von Ungern-
Sternberg. B. u. W. II. 9.
– Von den Berliner Th. 1899/1900. IX.X. Von
Eusebius. B. u. W. II. 9. 10.
– Das Deutsche Th. in Prag. III. Von R. Fürst.
B. u. W. 10.
Vedanta, Das System des. Von A. Graf
von Spreti. W. Ru. IV. 4.
vni Honarao da. Von O. Sachs. W- Ru.
V
Wagner und das französische Publicum.
Von E. Mauclair. W. Ru. IV. 1.
Wirthschaftsentwicklung, Deutsche.
G. Adler. Z. VIII. 21.
W0)
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

<"page156">
ansal E.

<"page157">
Das Amtsent.
Not
Taggiert uai Herardt 2 unnte.
– Potsdt..
e repen der lokastase be geee zu tren
und als ihre braunen, lebigen. och has-
grünen Teeve hervorzutreten. Die Neone lachte vºn
renen Hine herzer, schneichee sh in die Herzen der freiz
...eidet Menschen ud Dte auch der sie erst zu en Triebe des
- erogenen Letzeshinung hervor. Ja, eina nºtte es och wieder
ig werde, utcher in den feinen, neben besiedene Häuse
den Gärten, etch in Henarchens, die ein in dieses
etcheu und zºhaft hintetrat. Sie earf ee B. empo nºch der
- fe, deshºf den Dahe drete, ºrie, d.. nº ner aus
ec: rehte, td zºg das dicke, noe. T 5,... e übergewºrfen
at, ºh fester un die Shtet. Ah! i... er. n thig.
vºn tec
: g zu ei: und vor eder E.::... en
, e nur bei gen Lippen, eine ' s er
- umgererehen, daß sie nicht zu den St. &
... it ires Bººtes wahrscheinlich nicht d. r.
e. Leben an sie stete. Denn Maier t
Wackeler und Holzstall tapfer nº: ,..
: " und die Gºte, ae, verwittwete M.:
... et cier selte. Woer es
-..-. Fa..
ein chºa recht sauer, besonders z: Je
-.. ssen der meist zeitg z. fern:
- ein rºate, die sie für ein Tarte : gen
ºe Scº. 3 zu feran ree.

<"page159">
Das Amselnest.
Von
TPagobert von Gerhardt-Amyntor.
– Potsdam. –
GA\ie Blattknospen der Roßkastanien begannen sich gerade zu öffnen
und aus ihren braunen, klebrigen Hülsen die ersten noch blaß-
ÄTZ grünen Triebe hervorzustrecken. Die Aprilsonne lachte vom
wolkenreinen Himmel hernieder, schmeichelte sich in die Herzen der freudig
aufathmenden Menschen und lockte auch dort die ersten zarten Triebe der
neu erwachenden Lenzeshoffnung hervor. Ja, einmal mußte es doch wieder
Frühling werden, auch hier in diesem kleinen, neben bescheidenem Häuschen

sich versteckenden Gärtchen, auch im Herzen Mariechens, die eben in dieses
Gärtchen scheu und zaghaft hineintrat. Sie warf einen Blick empor nach der
Windfahne, die sich auf dem Dache drehte, merkte, daß es noch immer aus
Nordosten wehte, und zog das dicke, wollene Tuch, das sie übergeworfen
hatte, noch fester um die Schultern. Ach! sie hatte es leider recht nöthig,
vorsichtig zu sein und sich vor jeder Erkältung zu hüten. Ihre bleichen
Wangen, ihre nur blaßrothen Lippen, eine gewisse Lässigkeit aller ihrer
Bewegungen verriethen, daß sie nicht zu den Stärksten gehörte und daß die
Beschaffenheit ihres Blutes wahrscheinlich nicht den Anforderungen entsprach,
die das Leben an sie stellte. Denn Mariechen mußte in Zimmer und
Küche, im Waschkeller und Holzstall tapfer mithelfen, wenn die Hausordnung
bestehen und die gute, alte, verwittwete Mutter nicht unter der Last der
täglichen Arbeit erliegen sollte. Aber es wurde dem hübschen, bleichen
Kinde manchmal recht sauer, besonders zu Zeiten, wo sie die späten Abend-
stunden noch ohne Wissen der meist zeitig zur Ruhe gehenden Mutter mit
Stickereien verbrachte, die sie für ein Tapisseriegeschäft in der Stadt gegen
geringe Entlohnung zu fertigen pflegte.

10k

<"page160">

Sie ist in das Gärtchen hinausgehuscht und streift nun mit freudig
erstauntem Blicke die Fliedersträucher, die die Grenze zum großen Garten
des Nachbars bilden, eines Herrn Breitenbach, früheren Bäckermeisters und
jetzigen reichen Rentners, der sich hier in der Vorstadt vor Kurzem angekauft
hat. Wahrhaftig! der Flieder trägt schon kleine grüne Blüthenknospen;
nicht lange mehr wird es dauern, und die ersten duftenden Syringen
werden den vollen Sieg des Lenzes verkünden. Sie geht an den Sträuchern
entlang, wendet sich dann links und mustert das Dutzend Zwergobstbäumchen,
das sie selbst vor einigen Jahren gepflanzt hat. Die Birnen haben schon
längliche Blattknospen angesetzt; aber die Apfelbäume sind noch zurück und
zeigen erst hier und da punktkleine Augen an den kahlen Aesten.
Da huscht etwas so dicht an Mariechens Kopf vorbei, daß sie sich
erschreckt und jäh zur Seite wendet. Gleich darauf muß sie lachen. Nein!
wie kann man auch so schreckhaft sein! es war ja die Amsel, die nun schon
seit Jahren in diesem Gärtchen wohnt, und deren abendlicher Gesang
Mariechens Herz immer so sehr erfreut. Der Vogel ist dort im immer-
grünen Geäst des Lebensbaumes verschwunden. Was treibt er dort? Sonst
setzt er sich doch immer, wenn er von seinen Ausflügen ins Nachbar-Revier
zurückkehrt, auf die Spitze des Hausgiebels und läßt dort seine liebliche
Stimme erschallen.
Mariechen tritt näher an den Lebensbaum heran. Da huscht eine
zweite Amsel, etwas grauer gefärbt, aus dem Gezweig heraus und schießt,
wie ein Pfeil vom Bogen, davon. Die tiefschwarze Amsel aber ist in
dem starren Blättergewirr sitzen geblieben und arbeitet dort geschäftig und
mit lebhaften Bewegungen hin und her.
Das Mädchen bringt ihr Antlitz noch näher an das streng duftende
Gezweig des pyramidenartig gewachsenen Baumes und sieht nun, etwa in
Augenhöhe, ein rundes, handhohes, korbähnliches Geflecht, das der schwarze
Vogel vermittelst seines Schnabels mit Halmen und Gräsern an den
Zweigen noch mehr zu befestigen scheint. Ein Nestbau! Dem Mädchen
hüpft das schwache Herz vor freudigem Schreck. Leise, wie ein Schatten,
gleitet sie von dem Baum zurück, um das liebe Thierchen nicht zu stören.
Da schlingt sich ein Arm um ihren Wuchs, und eine ihr bekannte Stimme
tönt an ihrem Ohr:
„Guten Morgen, Mariechen!“
Sie wendet sich um und macht sich mit kurzem Ruck von der allzu
vertraulichen Umfassung frei.
„Herr Breitenbach! Sie sollten mich nicht so erschrecken.“
Sie sagt es in strafendem Tone; aber ein süßer Schauer ist ihr über
den Rücken gegangen, denn Herr Breitenbach, der Neffe des Nachbarn und
der Sohn des Tapisseriegeschäfts-Inhabers Carl Emil Breitenbach, für den
sie arbeitet, ist ein bildhübscher, junger Mann und hat ihr schon öfters,
wenn sie ihre fertigen Stickereien ablieferte, allerlei huldigende Redensarten

<"page161">

gemacht. Aber so dreist brauchte er nicht gleich zu sein, sie ohne Weiteres
um die Taille zu fassen. Die Röthe der Scham und des Unwillens ist
ihr in die sonst so bleichen Wangen gestiegen und verleiht ihrem feinen,
von prächtigem Blondhaar gekrönten Gesichtchen einen außerordentlichen Reiz.
„Oh, das thut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe,“ sagt Fritz
Breitenbach. „Sie zürnen mir doch nicht, Fräulein Marie?“
Er nennt sie jetzt Fräulein; er merkt, daß er zu weit gegangen ist,
und sucht seinen Fehler durch diese mehr förmliche Anrede wieder gut zu
machen.
Mariechen ist längst versöhnt. Sie kann dem hübschen jungen Mann
nicht ernstlich böse sein.
„Was verschafft uns denn so früh schon die Ehre?“ frägt sie mit
einem Blick nach dem kleinen Packet, das Herr Fritz jetzt aus der Tasche
seines grauen Frühjahrspaletots hervorzieht.
„Ich bringe Arbeit.“
„Sie selbst?“
„Da ich gerade hier in der Vorstadt zu thun hatte, habe ich dies hier
für Sie mitgenommen. Mein Vater läßt Sie bitten, ob Sie das auf
Seide aufgezeichnete Wappen recht sauber und correct in Plattstich aus-
führen wollen. Natürlich viel Gold- und Silberstickerei... es ist für die
neugebackene Baronin Veilchenfeld... ha ha!... die jetzt ihr Wappen
auf allen möglichen und unmöglichen Gegenständen anbringen läßt. Ich

habe das in Farben ausgeführte Wappen gleich beigelegt, damit Sie
orientirt sind. Wollen Sie die Arbeit übernehmen? es ist etwas für Ihre
feinen und geschickten Fingerchen.“
„Danke. Geben Sie das Packet nur her. Hat es Zeit bis An-
fang Mai?“
„Ganz wie Sie wollen. Mein Vater will Sie nicht überbürden. Ich
soll Ihnen auch noch zehn Mark einhändigen für das gestern Gelieferte.“
„Zehn Mark? Das ist ein Irrthum. Es macht nur sechs Mark
fünfundzwanzig.“
„Mein Vater hat Ihr Werk auf zehn Mark geschätzt; er war sehr
zufrieden, besonders die Tischläufer fand er entzückend. Bitte, hier ist
das Geld.“
Mariechen nimmt zögernd das kleine Goldstück an und steckt es ein.
Sie begreift den alten Herrn Breitenbach nicht, der meist recht knickrig ist;
sie ahnt nicht, daß sein Sohn aus freien Stücken und ohne Wissen de
Vaters die Summe großmüthig nach oben abgerundet hat.
„Sie sehen heut so frisch und munter aus,“ sagte der junge Mann
mit verliebten Blicken, „es geht Ihnen wohl wieder wesentlich besser?“
„Danke, ja, ich bin zufrieden.“
Wenn sie auch thatsächlich nicht zufrieden ist, wenn ihr kleines,
schwaches Herz auch oft so ungestüm und beängstigend klopft, was braucht

<"page162">

es Herr Fritz zu wissen? Der kann ihr doch nicht helfen! Oder könnte
er ihr helfen, wenn er jetzt zu ihr sagte: Mariechen, ich bitte Dich –
willst Du mein Weib werden? Würde sie solche Anrede gesund machen?
Dummes Zeug! wie können Einem nur solche thörichte Vorstellungen durch
den Sinn gehen!
Sie hebt ihren Blick zu dem jungen Mann und fährt schalkhaft fort:
„Ich habe heut eine große Freude gehabt; deshalb finden Sie mich
so frisch und munter.“
„Eine große Freude? was ist Ihnen denn passirt? haben Sie in der
Lotterie gewonnen?“
„Ach nein, ich spiele gar nicht in der Lotterie; dazu bin ich nicht reich
genug. Was viel Schöneres: meine Amsel hat sich eine Frau genommen,
und beide bauen nun hier im Garten ihr Nest. Ist das nicht reizend?“
„Na, hören Sie, kann man Amseleier denn essen?“
„Pfui, Herr Breitenbach, wie können Sie so fragen? Meinen Sie,
ich brächte es übers Herz, den lieben Thierchen ihre Eier wegzunehmen?“
„Nun – wenn sie von Gold wären –“
„Auch dann nicht; gewiß und wahrhaftig nicht! Auch wenn sie von
Gold wären; ich wollte lieber hungern und darben, ehe ich den kleinen zu-
traulichen Geschöpfen ein Leid zufügte.“
„Wo ist denn das Nest?“
Sie macht eine Wendung nach dem Lebensbaume, aber sofort schon
stockt sie wieder; sie darf das Nest keinem Menschen zeigen.
„Wenn meine Amseln Junge haben, dann sollen Sie das Nest sehen,
eher nicht.“
„Sie trauen mir nicht?“
„Oh doch, ich traue Ihnen schon; aber ein Fremder könnte die
Thierchen erschrecken; mich kennen sie.“
„Nun, dann Adieu, Fräulein Mariechen. Bekomme ich keinen Lohn
zum Abschiede?“
Sie bietet ihm ihre schmale, trotz täglicher Arbeit feine und wachs-
bleiche Hand.
Er drückt diese Hand und lächelt:
„Ein etwas magerer Lohn. Ein Küßchen wäre mir schon lieber
gewesen.“
Sie erröthet und tritt schnell einen Schritt zurück, wie um sich vor
ihm zu sichern.
Wieder lacht er und geht munter grüßend durch das Gartengitter fort.
Mariechen blickt ihm nach.
Ein magerer Lohn? So hat er gesagt. Wollte er damit ihr fleisch-
loses Händchen verspotten? Oder meinte er es nur bildlich? Würde ihm
ein Kuß weniger mager erschienen sein?

<"page163">

Wie gern würde sie ihn küssen! Aber dann müßte er sie auch von
Herzen lieb haben und nicht immer so übermüthig ihr gegenüber sein, recht
wie ein junger, reicher, verwöhnter Herr, der ein hübsches Mädchen gerade
gut genug zu einem flüchtigen Spielzeug hält.
Sie seufzt und geht langsam in's Haus zurück.
Bald darauf erscheint sie wieder im Garten. Sie hat das Packet
und das Goldstück in ihrer Commode verborgen und trägt nun einen leichten
Holzstuhl, den sie, vom Winde geschützt, dicht an der Mauer des Hauses
niedersetzt. Dort nimmt sie Platz und beginnt, sich mit einer Handarbeit
zu beschäftigen. Ab und zu blickt sie nach dem Lebensbaume, in dem das
Treiben der beiden Amseln seinen ungestörten Fortgang nimmt. Einmal
muß sie laut auflachen, da die schwarze, die männliche Amsel, mit einem
faustgroßen Knäuel Moos und Halmen im Schnabel angeflogen kommt und
wieder in das Gestrüpp des Baumes hineinschlüpft. Mein Gott! Was
so ein kleines Thierchen zu tragen vermag, wenn es gilt, das eigene Nest
zu bauen! Ob ihr auch einmal solch geschäftiges Glück beschert sein wird?
Ob sich ihre Kräfte dann auch so beträchtlich vermehren würden? Wie
selig muß es sein, für ein geliebtes Wesen bis an die äußerste Grenze der
Leistungsfähigkeit zu sorgen und zu schaffen!
„Aber Kind, Du bist wohl nicht recht gescheidt,“ grollte die Stimme
der in der Hausthür erschienenen Mutter, „in diesem scharfen Aprilwinde
hier im Freien zu sitzen? Marsch! Geh gleich hinein!“
„Ich sitze hier ganz geschützt, Mutti.“

„Dummes Zeug! Wenn auch die Sonne brennt, der Grundton der
Luft ist bitter kalt. Nein, nein – mach nur, daß Du hineinkommst; es
ist auch Zeit, die Kartoffeln zu schälen.“
Die Tochter gehorcht und begiebt sich schweigend nach der Küche. Die
Mutter hält auf Ordnung und Pünktlichkeit und ist immer bedacht auf die
Gesundheit ihres einzigen Töchterleins.
Jeden Vormittag besucht nun Mariechen den Lebensbaum und guckt,
jede lebhafte Bewegung möglichst vermeidend, durch das Gewirr seiner
starren, nadelartigen Blätter. Frau Amsel sitzt drinnen auf dem Neste
und brütet. Die ersten Male hat das Thierchen gar ängstlich in das so
nahe Menschenangesicht gestarrt und offenkundig überlegt, ob es aufstehen
und die Flucht ergreifen sollte! Aber bald hatte es sich an die stille,
freundliche Besucherin gewöhnt und bleibt ohne jedes Zeichen von Unruhe
sitzen, wenn Mariechen ihr Angesicht durch die Blätter steckt und mit sanfter
Stimme schmeichelt: „Ich thue Dir nichts, Du kleine Vogelfrau; Gott segne
Dich und Deine Ehe.“
Die Amsel reckt dann ihren Kopf kerzengrade in die Höhe und äugt
aufmerksam nach dem ihr bekannten Menschenkinde, als wolle sie sagen: Ich
danke Dir, daß Du mir nichts Böses zufügst; verrathe nur keinem Andern,
daß ich hier brüte.

<"page164">

In den ersten Tagen des April war der brütende Vogel noch manch-
mal für kurze Minuten vom Neste geflogen, um Nahrung zu suchen; jetzt
aber, gegen Mitte des Monats, sitzt er unbeweglich fest. Seine dunklen
Schwanzfedern ragen scharf nach oben gerichtet über den Rand des Nestes,
ebenso sein Kopf; der übrige Körper ist tief in das Innere des Nestes
hineingedrückt, um dort eine gleichmäßige Wärme zu erhalten. Das pech-
schwarze Vogelmännchen bringt der Frau Gemahlin ab und zu einen
Schnabel voll Futter, damit sie nicht Hunger leide. Der sorgsame Gatte
ist jetzt sehr vorsichtig, wenn er zum Neste fliegt; nicht auf geradem Wege
huscht er in den Baum; er läßt sich erst in dessen Nähe auf einem blätter-
losen Apfelbaum nieder und dann erst, wenn er sich umgeschaut und keine
Gefahr gewittert hat, schlüpft er zur Stelle seiner ehelichen Freuden.
Mariechen macht sich mit der Art und Weise der beiden zutraulichen
Thierchen immer mehr bekannt. Sie ist überglücklich, daß sie ihr die
Freude machen und kaum fünf Schritte von der Hausthür die Kleinkinder-
stube eingerichtet haben. Voll Ungeduld wartet sie auf den Morgen, wo sie
kleine kahlköpfige Vögelchen in dem Neste erblicken wird. Ihr ist, als ob
mit dem Kindersegen des Amselpaares auch für sie eine Zeit des Segens
wieder anbrechen müßte; sie wird wieder gesund werden und – wer weiß?
– vielleicht wird ihr einst der junge Herr Breitenbach zuraunen: Mariechen,
wollen wir auch unser Nest bauen? Willst Du meine kleine Frau werden?
Oft ärgert sie sich über sich selbst, daß sie von diesen Vorstellungen
nicht lassen kann; sie verspottet sich wegen ihres Aberglaubens und sucht sich
klar zu machen, daß so ein reicher, übermüthiger Kaufmannssohn sich nicht
ein blutarmes schwächliches Mädchen zum Weibe nehmen werde; aber immer
wieder, wenn sie das Nest im Lebensbaume betrachtet, raunt ihr eine
innere Stimme zu: Warte es nur ab! Wenn hier drinnen kleine niedliche
Amseln die Schnäbel gierig nach Futter aufreißen werden, wird der Tag
Deines Glückes auch anbrechen, und Deine stillen, Dir kaum selbst ge-
standenen Hoffnungen werden sich schon erfüllen.
Noch ein einziges Mal ist Fritz Breitenbach im Garten erschienen.
Es war schon gegen Abend. Mariechen grub mühselig ein kleines Fleckchen
Gartenland um, weil die Mutter dort Bohnen pflanzen wollte. Sie machte
gerade, tief aufathmend, eine Pause und trocknete sich mit dem Schürzen-
zipfel die feucht gewordene Stirn, als Herr Breitenbach am Zaune auf-
tauchte und mit gedämpfter Stimme grüßte:
„Guten Abend, Fräulein Mariechen! Darf man hineinkommen?“
Vor freudigem Schreck konnte sie kaum antworten; aber sie zwang sich
zu den ruhig klingenden Worten:
„Guten Abend, Herr Breitenbach! Bitte, treten Sie nur näher.“
Nach wenigen Secunden stand er an ihrer Seite.
„Einer so anstrengenden Arbeit unterziehen Sie sich? Wo ist denn
die Frau Mama? Die sollte Ihnen wenigstens helfen.“

<"page165">

Begehrlich schaute er ihr in's geröthete Antlitz, das von dem letzten
Scheine des Abendrothes verklärt wurde.
„Meine Mutter ist nach der Stadt gegangen. Aber Sie haben Recht;
ich habe genug geschafft und mache Feierabend.“
Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab, nahm den Spaten über
die Schulter und verließ das Beet.
Er schritt neben ihr her dem Hause zu.
Vor der Hausthür aber machte sie Halt, lehnte den Spaten an die
Wand des Hauses und deutete auf eine neben der Thür befindliche Bank.
„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Breitenbach? Was verschafft
uns denn die Ehre?“
„Ich setze mich nur, wenn Sie sich auch setzen.“
„Nein, ich bin warm geworden, ich muß stehen bleiben.“
„Dann stehe ich auch. Warum ich gekommen bin?“
„Sie bringen mir neue Arbeit,“ fiel sie ihm in's Wort, „und ich
habe die alte noch nicht fertig.“
„Nein, Fräulein Mariechen, ich bringe keine Arbeit. Ich wollte nur
sehen, wie es Ihnen geht. Die Sehnsucht hat mich hergeführt.“
Er log. Er war auf dem Wege zum Onkel, dem Rentner; und
weil er hier vorüber mußte, da hatte er nur sehen wollen, ob er Mariechen
nicht einmal allein in ihrem Heim antreffen würde.
„Warum sehen Sie mich so ungläubig an?“ fuhr er lustig fort,
„wissen Sie denn, was Sehnsucht ist?“

Ach! aus vollem Herzen hätte sie Ja sagen mögen, aber seine Frage
klang so scherzhaft, so unaufrichtig, daß sie stolz die Lippen schürzte und
ihrer Kehle ein hartes „Nein, das weiß ich nicht“ abtrotzte.
„Das wissen Sie nicht, Mariechen? oh! was sind Sie grausam!
ich armer Teufel verzehre mich wirklich in Sehnsucht nach Ihnen, und
wenn Sie mir jetzt nicht wenigstens einen recht süßen Schmatz geben,
Mariechen, dann haben Sie kein Herz in der Brust.“
Er umfaßte sie und wollte sie an sich ziehen. Sie entwand sich ihm,
um ins Haus zu fliehen. Bittend rief er ihr nach:
„So bleiben Sie doch! ich will ja ganz artig sein. Wer wird denn
einen Scherz gleich übel nehmen?
Einen Scherz! Das war es! Ach, wenn er nur ein einziges Mal
in vollem Ernste gesagt hätte: Marie, ich liebe Dich! – sie hätte sich
sicher nicht wehren können und wäre ihm überwältigt ans Herz gesunken.
Aber seine bittende Stimme hatte sie doch gebannt; sie blieb stehen und
schaute ihn aus feuchten Augen an.
„Nanu,“ sagte er, „Sie werden mir doch nicht etwa weinen?
Seien Sie großmüthig und verzeihen Sie mir, wenn ich zu dreist
gewesen bin.“.
Er hatte ihre Hand gefaßt, die sie ihm bebend überließ.

<"page166">

„Was machen denn die Amseln?“ fuhr er fragend fort, „sind schon
Junge einpassirt?“
Sie lächelte schon wiedor. Es freute sie, daß er ihrer Lieblinge
gedachte.
„Oh, die sind ganz munter. Ich denke, in wenigen Tagen werden
kleine Vögelchen im Neste sein.“
„Die Sie mir, Ihrem neulichen Versprechen gemäß, dann zeigen
werden.“
„Ja, Sie sollen sie dann zu sehen bekommen. Ah, da kommt die
Mutter!“ fuhr sie lebhaft auf.
„Verdammt!“ brummte Herr Fritz leise in sein blondes Schnurrbärtchen.
Laut sagte er:
„Ich muß jetzt gehen. Adieu, Mariechen! auf Wiedersehen!“
Er warf ihr eine Kußhand zu und eilte aus dem Garten, die Richtung
zum Onkel einschlagend, um der aus der Stadt zurückkehrenden alten Frau
nicht zu begegnen.
Am anderen Morgen früh hörte Mariechen zwei Schüsse fallen. Sie
war gerade im Garten und guckte durch die Fliedersträucher nach dem
Nachbargarten, wo es zwei Mal geknallt hatte. Dort eilte der dicke Herr
Rentner, so schnell es sein Bäuchlein gestattete, quer in ein Beet hinein,
bückte sich und hob etwas vom Boden auf. In der Linken hielt er eine
kleine Flinte, und mit der Rechten hatte er den eben von ihm geschossenen
Vogel ergriffen: es war eine Schwarzamsel.
„Schändlich!“ murmelte das empörte Mädchen, „wie kann nur ein
Mensch ein so unschuldiges Singvögelchen tödten?“
Sie erzählte, was sie gesehen, der Mutter.
„Wundert Dich das?“ sagte diese verächtlich. „Der reiche Nichtsnutz
hat ja nichts Anderes zu thun, als die Creatur Gottes zu drangsaliren.
Seine Magd hat mir's berichtet, daß er alle Vögel, groß und klein, in
seinem Garten zusammenschießt – das wäre sein Hauptvergnügen.“
„Was thut er denn mit den erlegten Thieren?“
„Er frißt sie auf. Die Magd muß sie ihm braten. Oh, der Kerl
ist geizig! da spart er die Ausgabe beim Schlächter.“
„Aber, Mutti, wenn er nun auch unsere Amseln schösse?“
„Er wird doch nicht... Ich denke, unsere Amseln sind zu klug;
die werden sich nicht dorthin wagen, wo es jetzt alle Tage knallt.“
Als Mariechen am nächsten Morgen ihr Nest besichtigen ging, fand sie
es leer. Sie konnte fünf türkisfarbene Eierchen darinnen zählen. Die
Amselhenne war gewiß nur für kurze Zeit fortgeflogen, – der Amselhahn
saß auf dem Dachgiebel und schien Mariechen unruhig zu beobachten.
„Ich will nachher wieder nachsehen,“ tröstete sich das Mädchen, „lange
kann ja das Vogelfrauchen jetzt nicht fortbleiben, sonst erkalten die Eier.“

<"page167">

Sie ging ins Haus an die Arbeit und hörte gerade noch, wie im
Nachbargarten wieder ein Schuß fiel. Es gab ihr einen ordentlichen Stich
in's Herz. Mein Gott! wenn dieser Schuß nun ihrer Amsel gegolten
hätte? Aber sie beruhigte sich; einen solchen Frevel würde der liebe Gott
nicht zulassen – die Thierchen waren ja fast ihre einzige Freude.
Als sie um Mittag wieder am Lebensbaume stand, war das Nest noch
immer leer. Sie faßte hinein und fühlte, daß die Eierchen schon kalt
geworden waren. Alles Blut wich aus ihren ohnehin so bleichen Wangen;
sie zitterte und mußte die Rechte gegen das Herz pressen, das stürmisch
und unrhythmisch pochte.
„Was ist Dir denn?“ fragte besorgt die Mutter, die auch in den
Garten getreten war.
„Meine Amsel ist fort.“
„Nun, die wird schon wieder kommen.“
„Nein, die ist erschossen; die Eier sind schon ganz kalt geworden.“
„Wahrhaftig!“ sagte die Mutter, die hinzugeeilt war und in das Nest
gefaßt hatte, „das wird der Schuft, der Breitenbach, gethan haben. Aber,
mein Gott, was hast Du? Du wirst mir doch nicht ohnmächtig werden?“
Schon hielt sie die bewußtlose Tochter in den Armen. Sie schaffte
sie, so gut es gehen wollte, nach der Stube und legte sie dort auf's Bett.
Sie rieb ihr die Hände, wusch ihr die Schläfen mit Essig und legte eine
mit heißem Wasser gefüllte Flasche an ihre Füße. Als Mariechen die
Augen wieder aufschlug, gab sie ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte:
„Bleib' ruhig liegen. Ich ziehe Dich aus; Du mußt im Bette bleiben.“

Mariechen blieb lange im Bette, sehr lange – – – sie verließ es
erst, als die Tischler den Sarg brachten, der für sie bestimmt war.
Es war an einem der letzten Junitage – es stand schon sehr schlecht
mit dem schwerkranken Mädchen – da klopfte es an die Thür.
Die Mutter war gerade in der Küche; aber Mariechen hatte das
Klopfen gehört, und eine Ahnung ging ihr, wie ein freudiger Schreck, durch
die Glieder.
„Herein!“ rief sie mit einer letzten Anstrengung ihrer schwachen Stimme.
Fritz Breitenbach trat über die Schwelle und stutzte.
„Mariechen! Sind Sie denn krank? Mein Gott, das hatte ich ja
gar nicht gewußt. Ich bin lange verreist gewesen, komme eben aus Paris
zurück, und mein erster Besuch sollte Ihnen gelten.“
Sie hatte ihn an's Bett gewinkt und hielt seine ihr gebotene Hand fest.
Selig lächelnd schaute sie zu ihm empor.
„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen,“ hauchte sie matt, „Sie
hatten mich einfach vergessen. Aber ich... ich habe immer an Sie ge-
dacht... Sie waren immer gut zu mir. Damals... wissen Sie
noch?... wie Sie mir das Zehnmarkstück brachten... Ihr Vater hatte
1“

<"page168">

meinen Lohn gar nicht erhöht... Sie waren es, Sie, der mir meine
Arbeiten höher bezahlen wollte...“
„Aber, ich bitte Sie, Mariechen, sprechen wir jetzt doch nicht davon.
Sagen Sie mir lieber, was fehlt Ihnen denn? Soll ich Ihnen unseren
Hausarzt senden?“
„Ist nicht mehr nöthig. Bald werde ich erlöst sein.“
Er sah sie bestürzt an. Ja, das Mädchen sprach wahr; sie schaute
jetzt schon aus wie eine Verklärte. Eine Thräne trat ihm ins Auge.
„Wie ist denn das nur so schnell gekommen?“ fragte er erschüttert.
„Ich weiß es nicht. Ich glaube... seit man mir die Amsel ge-
tödtet hat... gerade während der Brutzeit... das hat mir einen Stoß
versetzt, von dem ich mich wohl nicht mehr erholen konnte.“
„Welche Amsel? ah, ich erinnere mich; der Vogel, der damals in
Ihrem Garten nistete. Und den hat man Ihnen getödtet? Wer war
denn der Bösewicht?“
„Ihr Onkel Breitenbach; er hat alle Amseln hier in der Nähe fort-
geschossen. Der arme Mann! daß eine so grausame Beschäftigung seine
einzige Freude“...
„Sie werden den Elenden doch nicht noch bedauern? Na warte,
Herr Onkel, ich werde Dir den Standpunkt klar machen.“
„Pscht! pscht!“ bat sie, „werden Sie nicht heftig. An mir war so
wie so nicht viel zu verderben... ich wäre doch nicht alt geworden, auch
wenn meine Amsel noch lebte. Aber nun lassen Sie mich Ihnen danken,
daß Sie noch einmal gekommen sind... das war lieb, sehr lieb von
Ihnen!“
Sie preßte mit sanftem, ganz sanftem Drucke seine Rechte.
Fritz Breitenbach war tief ergriffen. Die Thräne, die in seinem Auge
schwamm, perlte als schwerer Tropfen an den Wimpern entlang und fiel
hinab, gerade auf Mariechens wachsbleiche Hand.
Verwundert schaute sie auf. Ein seliges Lächeln glitt über ihre Züge;
sie brachte mühsam ihre Rechte an die heißen Lippen und saugte die Thräne
des Geliebten auf.
„Nun habe ich keinen Wunsch mehr...“ wie ein Seufzer so leise
klang es, „nun sterbe ich glücklich.“
Fritz Breitenbach wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte sich tief
hinabgebeugt und drückte einen sanften Kuß auf Mariechens marmorweiße
Stirn. Wie er sich wieder aufrichtete, lag Mariechen starr und regungslos;
um ihre Lippen war ein letztes seliges Lächeln zurückgeblieben.
„Mein Kind! mein geliebtes Kind!“ schluchzte es neben ihm laut auf
– es war die Mutter, die aus der Küche zurückgekehrt war.
Beide knieten neben dem Bette und sprachen ein stummes Gebet.
Der Engel des Todes war mit schwarzem Fittich durch das Stübchen
geflogen. – –

<"page169">

Am Tage nach dem Begräbniß, das das Haus Carl Emil Breiten-
bach auf eigene Kosten hatte ausrichten lassen, kam Fritz Breitenbach noch
einmal in den Garten zu Mariechens Mutter. Es war ein prachtvoller
Sommertag gewesen; jetzt neigte sich schon die Sonne dem Horizonte zu.
Ein leises Abendlüftchen hauchte den verweinten Augen der trauernden, nun
gänzlich vereinsamten Wittwe Kühlung. Der Garten war von süßem, fast
betäubendem Lindendufte erfüllt.
„Guten Abend, Sie arme Verlassene,“ grüßte Fritz, dessen sonst so
übermüthiges Wesen einem tiefen Ernst Platz gemacht hatte, „ich komme zu
Ihnen, um Sie zu bitten, daß, wenn Sie einmal ein Anliegen, einen
Wunsch haben, Sie sich dann ohne Weiteres an mich wenden wollen. Ja?
wollen Sie mir das versprechen?“
Der Frau stürzten die Thränen aus den Augen.
„Sie sind so gut, Herr Breitenbach... das werde ich Ihnen nie
vergessen.“
„Nein, nein, ich bin nicht gut, ich bin vielmehr ein leichtsinniger, über-
müthiger Schlingel gewesen... wenn Ihre Tochter noch lebte, die hätte
mich vielleicht zum guten Menschen machen können.“ Seine Stimme zitterte
leicht. Er machte eine kleine Pause, dann fuhr er fester fort: „Sagen Sie
mir, hat der Verlust der Amsel damals wirklich einen so vernichtenden Ein-
druck auf die liebe Verklärte gemacht?“
„Ja, Herr Breitenbach; ich habe es ja nie recht begreifen können, aber
es ist wirklich der Fall gewesen. Mein armes Kind war von jenem Tage
an wie ausgetauscht. Aller Lebensmuth, alle körperliche Kraft war ihr ge-

brochen. Und sie hätte garnicht nöthig gehabt, sich um das Verschwinden
der weiblichen Amsel so sehr zu bekümmern. Das Amselmännchen hatte
sich ja schnell getröstet; nur drei Tage hat es gedauert, da kam es mit
einer neuen Frau hier in den Garten. Die Thierchen fingen sofort einen
neuen Nestbau an – dort in dem Strauche in der Ecke. Freudig eilte ich
zu meiner Tochter und erzählte es ihr; ich hoffte, sie würde sich nun wieder
aufrichten und neuen Muth fassen. Aber traurig schüttelte sie den Kopf.
„Nein, nein, Mutti,“ sagte sie abwehrend, „das kann mir nichts mehr helfen,
siehst Du, das ist so, wie zwischen mir und Herrn Fritz – erst muß ich
hinübergehen, dann ist der Platz frei, daß er sich ein anderes Mädchen aus-
suchen kann, mit dem er sein Nest bauen wird.“ Ja, so sagte sie. Ach,
Gott, Herr Breitenbach, nehmen Sie's nur nicht übel, daß ich alte Frau
Ihnen das thörichte Geschwätz meines Lieblings wiederhole... sie war
schon sehr krank, und ich denke, sie sprach schon im Fieber und wußte gar-
nicht mehr, was sie sagte.“
Wieder war eine Pause eingetreten.
Fritz Breitenbach schluckte, als gälte es, ein Hinderniß in seiner Kehle
zu beseitigen.
Dann fragte er, wohl nur, um etwas zu sagen:

<"page170">

„Wo ist denn das erste Nest gewesen?“
„Es ist noch da, dort in dem Lebensbaume... soll ich's Ihnen
zeigen?“
Er nickte.
Sie gingen. Beide hin.
Die Alte bog die Zweige auseinander und sagte: „Hier ist es. Und
die Eierchen liegen auch noch darin.“
„Verehrte Frau, wollen Sie mir das Nest schenken?“
„Gern, Herr Breitenbach.“
Sie löste es aus dem Gezweig und bot es dem Besucher dar.
„Hier, Herr Breitenbach, aber was wollen Sie damit?“
„Es soll mir ein Andenken an die Verstorbene sein.“
Er nahm fünf türkisfarbene Eierchen aus dem Neste und ließ sie vor-
sichtig in seine Tasche gleiten. Das Nest wickelte er in einen Bogen
Papier, den ihm Mariechens Mutter gebracht hatte; dann steckte er es in
die große Tasche seines ihm über den Arm hängenden Ueberziehers.
„Besten Dank, und nun gute Nacht, liebe Frau. Vergessen Sie nicht,
ich bin Ihr Freund und Helfer für alle Fälle.“
Er drückte der schluchzenden Alten die Hand und ging schnell von
dannen.
Fünf Minuten später stand er im Zimmer seines Onkels, des dicken
Rentners.
„Ha, da kommt ja der Fritz,“ rief dieser ihm lustig entgegen, „nun?
glücklich aus Paris zurück? wie vielen Töchtern der Seine-Stadt hast Du
denn das Herz gebrochen?“
„Das könnte ich Dich mit besserem Rechte fragen, erwiderte streng der
Neffe. „Ich kann Dir wenigstens ein junges Mädchen nennen, dem Du
mit Deiner elenden Vogelschießerei das Herz gebrochen hast: Deine Nach-
barin Mariechen.“
„Sprichst Du auch schon von dem Unsinn? Meine Köchin erzählte
mir schon, was die alten Weiber schwatzen... ich mache mir nicht so viel
daraus.“ Er schnalzte mit den Fingern.
„Aber ich, Herr Onkel, und ich muß Dir doch sagen, daß es gewissen-
los ist, arme zutrauliche Vögelchen zum Vergnügen zu morden.“
„Bist Du verrückt geworden, was fällt Dir ein, in diesem Tone mit
mir zu reden? Auf meinem Grundstücke mache ich, was ich will, und
schieße, was mir vor die Flinte kommt.“
„Doch wohl nicht Alles. Wer Singvögel schießt, der ist schlimmer als
ein Aasjäger, und wer sie gar in der Brutzeit, gewissermaßen vom Neste
herunterschießt, den melde ich der Polizei zur Bestrafung.“
„Nun ist es aber genug,“ brauste der Dicke auf, dessen Fettwangen
blauroth geworden waren, „dort ist die Thür! Hinaus, und kein Wort
mehr! oder ich mache Dir den Proceß wegen Hausfriedensbruchs.“

<"page171">

„Ich gehe schon, denn den Spaß solchen Processes will ich Dir nicht
gönnen. Zwischen uns Beiden ist es aus.“
Fritz war schon im Vorflur, als ihm der Andere noch nachrief:
„Mir sehr angenehm. Vergiß es nicht! Laß Dich hier nicht wieder
sehen!“
„Feiger Schuft!“ brummte Fritz zwischen den Zähnen, dann trat er
aus dem Hause und schmetterte die Hausthür mit lautem Krach hinter sich
ins Schloß. – –
Heute gilt Herr Fritz Breitenbach, alleiniger Inhaber des Hauses Carl
Emil Breitenbach, für einen Sonderling. Er ist schon hoch in den Vier-
zigern, aber noch immer unverheirathet.
„Der heirathet in seinem Leben nicht,“ sagt seine Magd, wenn die
Rede auf diesen Gegenstand kommt, „so ein reicher Herr! wenn er eine
Frau heimführen wollte, hätte er es ja längst thun können... worauf
sollte er denn warten? an jeden Finger kriegt er zehn, statt einer. Aber
– ich glaube, er haßt die Weiber. Ueberhaupt... manchmal kommt
er mir wirklich so ein bischen komisch vor. Wenn ich mal unversehens in
sein Zimmer komme, dann finde ich ihn nicht selten vor einem Tischchen
stehen, auf dem sich unter einer Glasglocke ein altes zermürbtes Vogelnest
mit fünf blauen Eiern darin befindet. Wenn er mich eintreten hört, dann
wendet er sich jäh um und frägt mich barsch: „Was wollen Sie denn
schon wieder?“ Seine Augen schwimmen dann so feucht, als ob er geweint
hätte. Dann wird er plötzlich freundlicher, faßt mich bei der Hand und
führt mich an das Tischchen. „Sehen Sie sich das hier an,“ sagt er mit

ganz veränderter Stimme, „daß Sie mir beim Staubwischen hübsch Acht
geben und mir nicht etwa einmal das Amselnest beschädigen, das unter
dieser Glocke liegt.“ „Nein, nein, Herr Breitenbach, sage ich dann, „Sie
können unbesorgt sein; dem Amselnest soll nichts passiren.“ Dann grinst
er zufrieden, klopft mich auf die Schulter und sagt: „'s ist gut – Sie
können gehen.“ Nun bitte ich Einen – ist das nicht ganz sonderbar? so
ein Gethue und Gehabe wegen eines Amselnestes? Hier oben ist es sicher
bei ihm nicht ganz richtig, – und sie deutet mit plumpem Zeigefinger
nach ihrer niedrigen Stirn – „er verehrt ja das alte Nest wie ein Mutter-
gottesbild.“

<"page172">

Ludwig Schlesinger.

Ein Gedenkblatt.

Von

Ernst Lohsing.

– Prag. –

er Mann, dessen Andenken die nachstehenden Zeilen gewidmet sind,
NR war einer von jenen, die jenseits der Grenzen des deutschen
Ä Reiches mannhaft für die deutsche Sache gestritten und das
schwarz-roth-goldene Banner des Deutschthums und der Freiheit in Ehren
hochgehalten und gegen den mächtigen Ansturm des Slawenthums tapfer
vertheidigt haben. In Böhmen, wo in alten Tagen die deutsche Axt den
Urwald gelichtet, das durch die Deutschen der abendländischen Cultur zu-
geführt wurde und wo das Deutschthum heute am meisten bedroht ist, hat
er in schweren Tagen treu die Wacht gehalten, ist als Vorkämpfer muthig
im Streite gestanden und unermüdlich eingetreten für das Recht unserer
Muttersprache; so hat er sich im Herzen des deutsch-böhmischen Volkes,
dessen erster Geschichtsschreiber er gewesen, ein unvergängliches Denkmal ge-
setzt. Somit hat er sich ein Anrecht erworben, daß auch weitere Kreise des
deutschen Volkes seinen Namen in Ehren hochhalten, und so sei denn an
dieser Stelle Ludwig Schlesingers, des Vorkämpfers der deutschen Sache
in Böhmen, gedacht. Seine Name soll unvergessen bleiben, so lange deutsche
Männer leben.

Im Erzgebirge stand Schlesingers Wiege; im freundlichen Städtchen
Oberleutensdorf erblickte er am 13. October 1838 zum ersten Male das
Licht der Welt. Das Gymnasium absolvirte er zu Komotau und Brüx,
und bereits zu dieser Zeit, besonders in Brür, erwachte in ihm unter dem
Einflusse seines Lehrers Ressel die Vorliebe für die Geschichtswissenschaften.
Als dann in der Mitte der fünfziger Jahre Schlesinger die Prager Uni-

<"page173">

versität bezog, da wählte er Geschichte zu seinem Hauptfache. Die Prager
Universität stand damals in ihrer Blüthe. Die „Theilung“ in eine deutsche
und eine czechische Universität erfolgte erst viel später, und so war Prag
hinsichtlich der Hörerzahl die erste Universitätsstadt Oesterreichs. Gerade
die Geschichtswissenschaft wurde durch gediegene Forscher vertreten. Haupt-
sächlich war es Konstantin Höfler, dessen Vorlesungen sich eines regen Be-
suches erfreuten und auch auf den jungen phil. stud. Schlesinger nach-
haltigen Eindruck machten. Im Jahre 1858 wurde Schlesinger von der
„Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag“ zu ihrem Ob-
manne gewählt, was damals, wo der Fractionsgeist noch nicht, wie dies
leider heute selbst in Prag der Fall ist, seinen Einzug in die Reihen der
Commilitonen gehalten hatte, soviel wie die unbestrittene Führerschaft der
deutschen Studenten bedeutete. In das Jahr 1859 fiel der hundertste
Geburtstag Schillers; noch war in Böhmen der Völkerstreit nicht so ent-
brannt, wie jetzt, und Deutsche und Czechen wußten sich eins in der Ver-
ehrung unseres volksthümlichsten Dichters. Zur Erinnerung an dieses Fest
gründete Schlesinger in der Lesehalle eine Schillerbibliothek, welche heute
als Schiller-Goethe-Bibliothek ein Kleinod in der fast 50 000 Bände um-
fassenden Bücherei dieses ältesten deutsch-österreichischen Studentenvereins
bildet. Inzwischen befaßte sich Schlesinger fleißig mit den historischen
Wissenschaften und gründete 1861 den „Verein für Geschichte der Deutschen
in Böhmen,“ der sich in der Folge zu einer Pflegestätte der Geschichts-
wissenschaft entwickelte, die jedem andern historischen Verein mindest eben-
bürtig zur Seite steht. Zwei Jahre später erwarb Schlesinger den philo-
sophischen Doctorgrad und wandte sich hierauf dem Lehramte an einer
Prager Realschule zu. Kaum 31 Jahre alt, wurde er bereits im Jahre
1869 zum Director der Leitmeritzer Oberrealschule ernannt, die sich unter
seiner trefflichen Leitung zu einer Muster-Anstalt erhob. Hier in Leitmeritz
lernte er auch in einer Tochter des Reichsrathsabgeordneten Meißler seine
künftige Gattin kennen, und von hier aus hielt er im Jahre 1870 als
Abgeordneter von Karlsbad, Elbogen und Petschau seinen Einzug in den
böhmischen Landtag, dem Schlesinger bis zu seinem Tode – zuletzt als
Vertreter der Landgemeinden um Reichenberg – angehörte. Seit 1876
hatte er seinen ständigen Wohnsitz in Prag; in diesem Jahre wurde er zur
Neu-Organisirung des deutschen Mädchenlyceums berufen, dessen Director
er von nun ab blieb. Hier hat er sich als Schulmann ersten Ranges be-
währt, indem er aus einer höheren Töchterschule die erste Mädchenmittel-
schule mit Vorbereitungsklassen in Oesterreich schuf. Sein Leben lang arbeitete
Schlesinger rastlos an dem Ausbau dieser Anstalt, die in jeder Hinsicht,
vor Allem aber in Bezug auf Schulhygiene, vortrefflich genannt werden
kann. Sein Lieblingsgedanke war die Einführung des Gymnasialunterrichtes
für Mädchen. Vor zwei Jahren begann er auch thatsächlich mit der Ver-
wirklichung dieser Idee; ihre Vollendung war ihm nicht mehr beschieden. –

<"page174">

Schlesingers Kampf für's Deutschthum beginnt mit der Gründung des

„Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen“. Von dem Bewußtsein
erfüllt, daß die Kenntniß der ruhmreichen Vergangenheit eines Volkes der
Ansporn zu unbeugsamem Ausharren in der – sei es, auch trüben –
Gegenwart und zur Hoffnung auf eine bessere Zukunft sei, hatte sich der
phil. cand. Schlesinger im Mai 1861 entschlossen, in Gemeinschaft mit
seinem Freunde Wiechowsky an die Gründung des genannten Vereines zu
schreiten. Der Gedanke fand Anklang; bereits unter den ersten Mitgliedern
finden sich Träger von Namen, die theils schon damals einen weit über
Böhmens Grenzen hinausgehenden Ruf hatten, theils in der Folge einen
solchen erlangen sollten. Wir finden Brinz, den hervorragenden Pandektisten
und unermüdlichen Verfechter der deutschen Interessen, ferner Juristen wie
Esmarch und Schulte (d. Z. in Bonn), Historiker wie Pelzel und Höfler
und zahlreiche Vertreter der akademischen Jugend, unter ihnen Schlesinger,
Hallwich und Lippert, die später als Gelehrte sowohl als auch als
Parlamentarier zu Ansehen gelangten. Die Ursache der Vereinsgründung
ist wohl hauptsächlich in der „Geschichte Böhmens“ von Franz Palacky zu
erblicken, die gerade damals im Erscheinen begriffen war. Palacky hatte
es nämlich nicht für gut befunden, der culturellen Bedeutung des Deutsch-
thums für Böhmen entsprechende Erwähnung zu thun. War dies an und
für sich ein grober Unterlassungsfehler, so war es auch überdies ein bitteres
Unrecht. Denn Palacky hatte sein Geschichtswerk als Landeshistoriograph
verfaßt, und als solcher genoß er materielle Unterstützung auch aus deutschem
Steuergelde. „Draußen im Reiche“ wußte man vom deutsch-böhmischen
Volke so gut wie gar nichts. Dazu wurde noch von czechischer Seite der
Vorwurf erhoben, die Deutschen Böhmens hätten kein Verständniß für die
Geschichte ihres Landes und keine Fähigkeit zu deren wissenschaftlicher Pflege.
All dies mußte auf deutscher Seite eine Gegenströmung hervorrufen: und
das war die Gründung des Geschichtsvereines. Es war, wie Schlesinger
gelegentlich erwähnte, „ganz natürlich, daß in den Publicationen des jungen
Vereines sich vor Allem das Bestreben bemerklich machte, jene Lücken aus-
zufüllen, welche in den Palacky'schen Werken einem jeden Deutschböhmen
fühlbar geworden waren“. In diesem Sinne beschränkte sich der Verein
in seiner Thätigkeit nach außen hin im Anfang auf die Abwehr ungerecht-
fertigter Angriffe. Schlesinger und Lippert wußten Palacky ganz energisch
und treffend zu repliciren. Schlesinger machte auf den Unterschied zwischen
der czechischen und der deutschen Ausgabe der „Geschichte Böhmens“ von
Palacky aufmerksam. Erstere war mit den Worten „Geschichte der Czechen
in Böhmen und Mähren“ richtig bezeichnet; allein den Titel der deutschen
Ausgabe „Geschichte Böhmens“ wies Schlesinger auf das entschiedenste
zurück und meinte, Palacys immer mehr hervortretender Czechismus hätte
ihn doch veranlassen sollen, die auch von den Deutschen subventionirte
Stelle eines Landeshistoriographen niederzulegen. Schlesinger verwahrte sich

<"page175">

gegen Palackys Behauptung, die Deutschen seien ein Räubervolk, er legte
Verwahrung ein gegen die Behauptung, die Czechen wären von den Deutschen
gezwungen worden, in die Reihen der Räubervölker einzutreten; er wieder-
legte Palackys Angriffe gegen die „Mittheilungen des Vereins für Geschichte
der Deutschen in Böhmen“. Schlesinger hielt es Palacky vor, daß er, der
sich auf den Mann des Freisinns hinausspielte, nach Moskau, in „das
Land, wo der Juchten und die Knute blühen“, pilgerte; er erinnerte Palacky,
der gerne den Deutschen Grausamkeit vorwirft, an eine Stelle in Palackys
„Geschichte Böhmens“, „allwo von der gewöhnlichen Grausamkeit böhmischer
Kriegsschaaren die Sprache ist“. Schlesinger rief Palacky, der die Ueber-
legenheit des Deutschthums in Abrede stellte, seine eigenen Worte zu, es
falle ihm nicht im Mindesten ein, „den geschichtlichen Vorsprung und Vor-
rang der Deutschen in Civilisation, Gesittung und Bildung streitig zu machen“.
Gegenüber den Ausführungen Palackys, das Kreuz sei zuerst von Cyrill
und Methud nach Böhmen getragen worden, erinnerte Schlesinger daran,
daß schon im Jahre 845 das Christenthum von Baiern aus nach Böhmen
vordrang, daß hingegen die Leibeigenschaft, deren Import Palacky den
Deutschen zuschreibt, erwiesener Maßen schon vor der Einwanderung deutscher
Colonisatoren bestanden hatte. All dies fand Schlesinger durch den Deutschen-
haß Palackys begründet, der nach Hoffmanns von Fallersleben Mit-
theilung soweit ging, daß Palacky einmal sagte: „Wenn ich etwas Deutsches
finde, so überschlage ich es“. So hatte Schlesinger jeden unrichtigen
Satz Palackys aufgenommen und ad absurdum geführt, während Palacky
seinerseits in einer Erwiderung all' dies „Lappalien“ nannte, ohne jedoch
concrete Thatsachen gegen Schlesinger ins Feld führen zu können. Auf
gewisse – gelinde gesagt: – Kraftausdrücke Palackys reagierte Schlesinger
nicht weiter; er schloß seine Ausführungen gegen Palacky mit den kernigen
Worten: „Wir sind für den Frieden auf dem Boden der Wahrheit. Die
Wahrheit, und nur diese allein suchen wir. Sie zu schützen vor absichtlicher
oder unabsichtlicher Entstellung werden wir den Kampf auch in der Zukunft
nicht scheuen gegen Jedermann, sei er, wer er will. Lieb würde es uns
allerdings sein, wenn der aufzuhebende Handschuh zukünftig gewaschen
wäre.“
Allein nicht nur in den „Mittheilungen“, deren Redaction Schlesinger
– es sei dies nebenbei erwähnt – in den Jahren 1870–1892 inne-
hatte, sondern auch auf den Wanderversammlungen des Geschichtsvereins
wirkte er in diesem Sinne. Sein Hauptwerk jedoch, in welchem er seinem
Standpunkt voll und ganz zum Durchbruche verhalf, ist die „Geschichte
Böhmens“. Sie begründete Schlesingers Ruf als Historiker und als
Politiker. Von gegnerischer Seite ist oft gegen sie der Vorwurf der Partei-
lichkeit erhoben worden, allein mit Unrecht. Man muß die Entstehungs-
geschichte dieses Werkes kennen, um in der Lage zu sein, ein richtiges Ur-
theil abzugeben. Wiederum müssen wir da zu Palacky, dem „größten

<"page176">

Czechen“ zurückkehren. In seinem bereits genannten Werke spricht er von Böhmens Einwohnern nicht anders als von den Böhmen. Palacky stand eben auf ganz czechischer Basis. Und im Czechischen hat das Wort „Öech“ (spricht: Tschech) eben seine doppelte Bedeutung. Einerseits dient es zur Bezeichnung der Landesangehörigkeit – in diesem Sinne ist „Cech“, d. i. Böhme, jeder, der aus Böhmen stammt. Auch die Deutschböhmen sind Böhmen. Böhme in diesem Sinne war auch unser Schlesinger, der überdies als Beisitzer des Landesausschusses, in welchen ihn der Landtag 1885 gewählt hatte, mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit an der Landesverwaltung theilnahm. – Andrerseits hingegen wird mit „Öech“ die Volksangehörigkeit bezeichnet, mit anderen Worten: die Zugehörigkeit zum czechoslawischen Stamme zum Ausdruck gebracht. Im Czechischen selbst ist dieser Unterschied nur schwer zu machen. Allein indem Palacky auch in der deutschen Ausgabe seines Werkes nur von Böhmen, ohne Unterschied, ob Deutschböhmen oder Czechen, spricht, räumt er dem slawischen Element eine größere Rolle ein, als ihm thatsächlich – namentlich in den älteren Perioden – gebührt. Diese Methode der Identificirung von „Czeche“ und „Böhme“, die dahinführt, daß auch aus Deutschböhmen Czechen gemacht werden, ist keineswegs ad acta gelegt. Es ist noch gar nicht so lange her, daß Gabriel Max, ein Prager von Geburt, von den Czechen für sie reclamirt wurde, und oft genug kann man lesen, daß Skoda und Rokitansky Czechen gewesen seien. Der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ wollte einem derartigen Mißverständnisse und manch anderem gegenüber nicht länger die Hände in den Schooß legen, und so beschloß er im Jahre 1867 die Herausgabe einer für weitere Kreise bestimmten Geschichte Böhmens, in welcher auch das deutsche Volk nach Gebühr Berücksichtigung finden sollte; und mit diesem Unternehmen wurde Ludwig Schlesinger betraut.

Im Jahre 1868 erschien denn seine „Geschichte Böhmens“ in erster Auflage; bereits acht Wochen nach ihrem Erscheinen war sie gänzlich vergriffen. Der Erfolg war ein bedeutender. Von der Kritik ermuthigt, von seiner Vaterstadt zum Ehrenbürger ernannt, vom Kaiser mit der großen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet, also machte sich Schlesinger an die Bearbeitung einer zweiten Auflage, die im Jahre 1870 erschien. Schlesingers Bestreben ging dahin, beiden Nationen Böhmens gerecht zu werden. Wenn dennoch fast jedes Buch mit einem Capitel „Die Deutschböhmen“ schließt, so war das eben dem Umstande zuzuschreiben, daß der deutsche Stamm bis dahin keine genügende Berücksichtigung gefunden hatte, weshalb Schlesinger trotz seines Strebens nach Kürze in der Darstellung bei den Deutschböhmen länger verweilen mußte. Das Werk Schlesingers wollte ein Volksbuch sein, ein Lesebuch für das deutsch-böhmische Volk, „aus welchem es“, wie Bachmann sagt, „einen Einblick in seine Geschicke in der Vergangenheit gewinnen sollte, aus welchem es seine Arbeitsleistung in richtiger Weise schätzen lernen konnte, aus welchem es schließlich Stärkung

<"page177">

und Trost sich holen konnte in dem Kampfe, der ihm aufgedrungen ward“. Und weil es eben für das Volk bestimmt war, bringt es keinen Beweisapparat und läßt überhaupt Alles weg, was seine populäre Form hätte beeinträchtigen können. Bezeichnend für die Darstellung Schlesingers sind die Titel der einzelnen Capitel; er spricht nur von einem „Böhmen unter den Karolingern und Konrad I.“, „Böhmen unter den Sachsenkaisern“, u. s. w. Denn nach Schlesingers richtiger Ansicht waren diese, und zwar nur diese, nicht etwa die Fürsten der einheimischen Dynastien, es, welche dem politischen Leben in Böhmen den Stempel aufdrückten. Die Nationalität des jeweiligen Böhmenfürsten vermochte nichts an der Thatsache zu ändern, daß Böhmen ein deutsches Lehen war. Dies änderte sich in der Zeit des Interregnums. Von da an stellt Schlesinger auch die czechischen Regenten an die Spitze der einzelnen Abschnitte seines Werkes. Und es ist recht interessant, an der Hand der trefflichen Darstellungen Schlesingers zu verfolgen, wie gerade an dem bedeutendsten czechischen Könige das Deutschthum seinen eifrigsten Förderer fand; insbesondere gilt dies hinsichtlich der zahlreichen Städtegründungen Ottokars II. Die Glanzperiode Böhmens – auch das hebt Schlesinger mit Recht hervor – war die, als der deutsche Kaiser Karl IV. Prag zu seiner Residenz und Böhmen zum Mittelpunkte des Reiches machte, während Böhmen auf seinem tiefsten Punkte zu der Zeit anlangte, als der Czechismus unter Hus und während der Hussitenkriege am höchsten stand. „Geschichte des Deutschthums in Böhmen“ und „Geschichte der Civilisirung Böhmens“ sind eben, was immer man dagegen einwenden mag, völlig identische Begriffe. Schlesinger erzählt uns von den deutschen Markomannen, die die Wälder rodeten, von den deutschen Mönchen, die mit dem Christenthum die abendländische Cultur nach Böhmen brachten; er zeigt uns in den deutschen Klöstern die ältesten Pflegestätten der Gelehrsamkeit in Böhmen. Vom deutschen Bauer führt uns Schlesinger zum deutschen Kaufmann, von diesem zum deutschen Stadtrecht und von diesem zum freien Bürgerstand. Er weist nach, wie in Prag das seiner Herkunft nach deutsche Zunft- und Innungswesen den Wohlstand förderte, und daß deutsche Bergleute an der Hebung des Reichthums des Landes wesentlichen Antheil genommen haben. So sehen wir das Deutschthum und den culturellen Fortschritt Hand in Hand vorwärts schreiten, bis unter den letzten Luxemburgern die Hussitenkriege hereinbrechen. Die traurige Lage des Deutschthums in dieser Zeit regt in Schlesinger eine Gegenüberstellung mit der Zeit der Abfassung seiner „Geschichte Böhmens“ an, und er sagt: „Wenn der Kampf der beiden Nationalitäten im Lande, wie es leider in der Gegenwart der Fall ist, immer wieder und wieder ausbricht, obwohl mit anderen Waffen geführt, als mit Dreschflegel und Morgenstern, so müssen die Deutschböhmen zuerst selbst in voller Einheit und strenger Disciplin auf der Vertheidigungslinie ihres guten Rechtes stehen; Führer aus der Mitte des Volkes, das Vertrauen desselben genießend, werden sich finden;

<"page178">

auf die Regierung, die, wie die Geschichte beweist, allerlei Wandlungen
unterliegt, kann nie mit Sicherheit gerechnet werden. Wenn es schon die
politische Ehrenhaftigkeit dem Deutschböhmen nicht mehr gestattet, auf die
Hilfe der deutschen Brüderstämme zu warten, wie im Hussitenkriege, so
muß ihn überdies die Geschichte belehren, daß derartige Hoffnungen auf
eine solche Hilfe zumeist nur trügerisch sind. Es möge in dieser Beziehung
uns nur der Gedanke erstarken, einer der größten Culturnationen der Erde
anzugehören, die als solche niemals untergehen wird; aus dieser Idee werden
wir Kraft gewinnen zur Entfaltung unseres eigenartigen Stammes, der
auf dem Vorposten gegen die Slawen allerdings eine der schwierigsten,
aber auch der ehrenhaftesten Stellungen hat.“ Nachdem Schlesinger alle
Drangsale der deutschen Sprache und des deutschböhmischen Volkes in an-
schaulicher Weise geschildert, nachdem er uns gezeigt, wie mannhaft stets
das deutsch-böhmische Volk für seine heiligsten nationalen Güter eingetreten
ist, schließt er sein Hauptwerk mit den Worten ab: „Was hat die Wladis-
lavische Landesordnung, der höchste Sieg des Feudaladels, dem Lande ge-
bracht? Allerdings die Perhorrescirung der Deutschböhmen und ihrer
Sprache, dafür aber auch die schmachvollste Leibeigenschaft des gesammten
Volkes. Möchte doch in diesem Punkte von den Czechen die Geschichte als
Lehrmeisterin des Lebens anerkannt werden! Sie würden alsdann ein für
allemal jenem unheilvollen Bunde entsagen, sie würden nicht ferner mehr
an politischen Problemen arbeiten, die sich nicht verwirklichen lassen, sondern
der freiheitlichen Verfassung der Gegenwart, die auch ihren nationalen
Wünschen Rechnung trägt, sich zuwenden. Die Deutschböhmen aber mögen,
wie auch immer die Verhältnisse sich gestalten, ihrem Jahrhunderte lang
festgehaltenen Programme, die Freiheit des Bürgerthums zu entwickeln,
treu bleiben! Für die Erhaltung ihrer Nationalität bürgt diese politische
Consequenz ebenso sehr, wie der geistige und geographische Zusammenhang
mit der großen Mutternation!“ – –
Inzwischen war der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zu
Ungunsten Oesterreichs entschieden worden, und durch dessen Austritt aus
dem deutschen Bunde hatte auch Böhmen aufgehört, ein Bestandtheil Deutsch-
lands zu sein. Allein das Bewußtsein des Deutschthums, das sich während
einer tausendjährigen Zusammengehörigkeit in Deutsch-Oesterreich entwickelt
hatte, konnte durch den Prager Frieden nicht hinweg decretirt werden; man
betonte vielmehr, daß hüben wie drüben Stammesbrüder wohnen, und gab
dem Nationalgefühl durch Wort und That Ausdruck. In Wien waren es
Anastasius Grün und Ludwig August Frankl, die gerade in den Tagen
nach Königgrätz es betonten, daß auch Deutsch-Oesterreich zum geistigen
Deutschland gehöre und Anspruch auf ein Schillerdenkmal in Wien habe.
All dies gefiel den Czechen nicht recht. Und als der Grazer Dichter
Leitner im Jahre 1870 den deutschen Gefühlen eines Deutschösterreichers
in Versen Ausdruck verlieh, als Deutsch-Oesterreichs Sympathien die zur

<"page179">

Ehre Deutschlands ins Feld ziehenden Truppen begleiteten, da witterten
die Czechen „Hochverrath“, und diese Verleumdungen erreichten ihren Höhe-
punkt, als ein Prager Universitätsprofessor eine Ode Preußens Könige
widmete. Da wollte das czechische Geschrei von den antidynastischen Deutschen
kein Ende nehmen. Schlesinger trat diesen Verdächtigungen entgegen. In
einer kurzen Schrift „Die Stellung der Deutschen in der Geschichte Böhmens“
faßte er in wenigen Worten das Ergebniß seiner geschichtlichen Forschungen
zusammen, betonte wiederum die Bedeutung des Deutschthums für Böhmen
und zeigte durch einen Hinweis auf die czechischen und die deutschböhmischen
Dichter, wie jene nur Worte des Hasses für die Deutschen hatten, während
diese „in versöhnlicher Weise, ja mit Begeisterung“ slawische Stoffe be-
handelten. Schlesinger hob hervor, daß der Geist der Freiheit durch das
deutsche Volk seinen Einzug in die Provinzen Oesterreichs, zu denen ja auch
Böhmen zählt, gehalten hat, während das Slawenthum die Gasse der Frei-
heit „in unerbittlicher Consequenz in alten wie in neuen Zeiten mit Unter-
stützung des Feudalismus und des Ultramontanismus zu verrammeln suchte.“
Schlesinger hatte damit den Deutschen aus der Seele gesprochen. Ins-
besondere der Schluß dieser Schrift kann als politisches Glaubensbekenntniß
Deutschösterreichs angesehen werden: „Wir stehen mannhaft ein,“ sagt
Schlesinger, „für das alte Oesterreich, dessen Culturmission wir vorzüglich
erfüllen halfen. So lange wir in unserem hohen Berufe nicht gestört
werden, so lange man unsere Nationalität und unser wohlerworbenes Recht
nicht angreift, in so lange werden wir mit Liebe und Hingebung die Träger
der österreichischen Idee bleiben. Unser Posten an den Marken des deutschen
Reiches ist ein schwieriger, aber auch ein ehrenhafter. Wir haben ihn durch
viele hundert Jahre mit Muth und Ausdauer vertheidigt, wir rufen noch
lange nicht, wie man uns gerne vorwerfen möchte, um die Einziehung
dieses Postens. Wir weisen mit gerechter Entrüstung jene perfide Ver-
dächtigung zurück, welche unser heiliges Nationalgefühl mit angeblichen
Agitationen Preußens in Verbindung bringen will. Gegenwärtig hat der
deutsche Riese den wälschen Uebermuth gezüchtigt, wie es die Welt noch
nicht gesehen. Wir Deutsche freuen uns, daß der Erzfeind unserer
Nationalität, der auch der Erzfeind Oesterreichs seit jeher gewesen, nieder-
geworfen worden ist bis zur erbarmungswürdigen Ohnmacht. Wenn schon
unsere Verdienste um Bildung und Gesittung, unsere Treue für's Reich
und die Verfassung, unsere Arbeitsamkeit und Ehrlichkeit nicht mehr
respectirt werden sollten, so wird es wohl Niemand wagen, uns angesichts
der titanenhaften Aeußerung deutscher Urkraft dem slawischen Moloch zu
opfern. Rasch vollziehen sich in der Gegenwart die Schicksale der Fürsten
und Völker. Ruhig kann der Deutschböhme der Zukunft entgegen-
sehen, denn wenn auch das Aergste über ihn hereinbräche und er
zum Schmerzensschrei genöthigt wäre, so würde nicht seine
Existenz in Frage gestellt werden, sondern die jenes Staates,

<"page180">

der seinen besten Bürger vernichten wollte.“ Welche Wahrheit in
diesem letzten Satze enthalten ist, sah man deutlich im Jahre 1897, als
Graf Badeni das deutsche Volk zum Schmerzensschrei nöthigte... –
Tüchtiges leistete Schlesinger auch durch die Herausgabe von „Städte-
und Urkundenbüchern aus Böhmen“ und die Veröffentlichung der „Deutschen
Chroniken aus Böhmen“. Zu ersterer Sammlung steuerte er das „Stadt-
buch von Brüx bis zum Jahre 1526“ und das „Urkundenbuch der Stadt
Saaz“ bei, an letzterer betheiligte er sich durch die Veröffentlichung der
„Chronik der Stadt Elbogen“ und „Simon Hüttels Chronik der Stadt
Trautenau“. Hat auch Heinrich Siegel in seiner „Deutschen Rechts-
geschichte“ an der Bezeichnung der auf Brür Bezug habenden Urkunden
und Regesten als „Stadtbuch“ – gewiß nicht mit Unrecht – Anstoß ge-
nommen, so hat doch Schlesinger gerade durch diese Arbeiten, hauptsächlich
aber durch die im Jahre 1877 in den „Mittheilungen des Vereins für
Geschichte der Deutschen in Böhmen“ veröffentlichten „Deutschböhmischen
Dorfweisthümer“ sich hervorragende dauernde Verdienste um die Kenntniß
des deutschen Rechtes in Böhmen erworben.
Schlesinger gehörte auch dem böhmischen Landtage an. Hier wuchs
den Czechen immer mehr der Kamm. „Czechisch“ und „Böhmisch“ war
ihnen gleichbedeutend, und mächtig erhoben sie in ihrem Kampfe für das
böhmische Staatsrecht den Ruf „Böhmen für die Böhmen“, worunter
natürlich nur die Czechen gemeint waren. Deutscherseits trat man dieser
falschen Auffassung aufs Nachdrücklichste im Sinne der Ausführungen
Schlesingers entgegen; namentlich war es der verstorbene Abgeordnete David
Kuh, dem es die Czechen bis heute nicht verzeihen können, daß er dieser
Unterscheidung Schlesingers zwischen Czechen und Böhmen zu parlamentarischer
Anerkennung verhalf.
Inzwischen nahm der Nationalitätenkampf immer mehr zu, Minister
von Stremayer glaubte, durch eine Sprachenverordnung die Czechen be-
friedigen und den Streit beilegen zu können; indessen war damit nur Oel
in's Feuer gegossen. Jedermann erkannte, daß man auf diese Weise sich
dem Frieden nicht nähere. Da war es Ludwig Schlesinger, der zuerst die
nationale Abgrenzung, in welcher er den einzigen Weg zum Ziele sah,
empfahl. Die Czechen protestirten dagegen, indem sie die „Untheilbarkeit
des Königreichs Böhmen“ vorschützten; das war ganz überflüssig. Denn
nichts lag Schlesinger ferner als der Gedanke, die heutige österreichische
Provinz Böhmen in zwei Provinzen, etwa Deutschböhmen und – um mit
Scherr zu reden: – Czechien zu zerlegen. Dazu war Schlesinger viel zu
sehr Verfassungsfreund. Nicht Zweitheilung des Landes, wohl aber Zwei-
theilung des Verwaltungsapparates, das war sein Ziel. In diesem Sinne
war er auch auf der sogenannten Wiener Ausgleichungsconferenz im Jahre
1890 thätig. Im Vereine mit Franz Schmeykal setzte er auch die Theilung
des Landesschulrathes und des Landesculturrathes in deutsche und czechische

<"page181">

Sectionen durch; eine Einrichtung, die sich bewährt hat. Die Verhältnisse
Böhmens sind danach, um eine derartige Abgrenznng zu ermöglichen.
Dies zeigt am besten Schlesingers vollkommen objectiv gehaltene Schrift
über „Die Nationalitätsverhältnisse Böhmens“, welche das 1. Heft des
2. Bandes der von Lehmann und Kirchhoff herausgegebenen „Forschungen
zur deutschen Landes- und Volkskunde“ bildet; diese Schrift ist bereits im
Jahre 1886 erschienen und rechnet daher mit Zahlen, die an sich heute
theilweise veraltet sind. Da jedoch die Bevölkerungszunahme bei Deutschen
und Czechen ziemlich die gleiche ist, so sind Schlesingers Darstellungen bis
heute actuell geblieben. Worauf es Schlesinger hierbei am meisten an-
kommt, das ist der irrigen Ansicht entgegenzutreten, als ob es in Böhmen
zwischen dem deutschen und dem czechischen Sprachgebiet auch ein gemischt-
sprachiges gäbe. Schlesinger sieht dabei – und mit Recht – von den
politischen und den Gerichtsbezirken ab, ihm ist die kleinste Einheit die
Ortschaft, und auf diesem Wege gelangt er zu dem interessanten Ergebniß,
daß von den 13184 Ortschaften Böhmens 4304 rein deutsch, 8473 rein
czechisch und nur 407 gemischt sind; und wenn man in Erwägung zieht,
daß von den letzteren in 299 das deutsche und in 108 das czechische
Element überwiegt, so muß man Schlesinger vollkommen zustimmen, wenn
er sagt: „Die Sprachgrenze läßt sich durch das ganze Land mit scharfer
Genauigkeit ziehen, und es kann zwar neben den beiden großen rein
nationalen Gebieten noch von einzelnen Sprachzungen, Sprachinseln und
gemischten Ortschaften, jedoch nicht von einer gemischten Zone die Rede
sein.“ Damit hat Schlesinger deutlich die Bahn vorgezeichnet, in der sich
die national-politischen Forderungen der Deutschen zu bewegen haben; daß
er damit Anhang gefunden, beweisen klar die auf Böhmen sich beziehenden
Abschnitte des sogenannten Pfingstprogramms, das die geeinigte deutsche
Opposition 1899 aufstellte und an dessen Ausarbeitung auch Schlesinger
Antheil genommen hat.
Schlesinger war eine ungemein consequente Natur; was er einmal
für richtig erkannt, davon ging er um keinen Preis ab. Es liegt in seiner
ganzen nationalen Thätigkeit ein gutes Stück jener Rechtsphilosophie, deren
Evangelium die volksthümlichste juristische Schrift, „Der Kampf ums Recht“
von Jhering ist, in welchem es heißt: „Einem Volke, das sich von seinem
Nachbarn ungestraft eine Quadratmeile entreißen läßt, werden auch die
übrigen genommen, bis es nichts mehr sein eigen nennt... und ein
solches Volk hat auch kein besseres Loos verdient.“ Das gerade war es,
was Schlesinger verhindert wissen wollte. Er war keine Kampfnatur; gerne
hätte er in Böhmen Frieden gesehen. Allein in dem aufgezwungenen
Kampfe hat auch Schlesinger seinen Mann voll und ganz gestellt; denn, um
nochmals auf Ihering zurückzukommen: „Kampf, welchen das Recht erfordert,
ist nicht ein Fluch, sondern ein Segen.“
Schlesinger war aber auch einer der besten Kenner der böhmischen

<"page182">

Verhältnisse. Deswegen legte man auch in Regierungskreisen seinem
Urtheil Gewicht bei. Bevor Badeni seine Sprachenverordnungen erließ,
berief er Schlesinger nach Wien und ließ ihn in das Elaborat der Ver-
ordnungen Einblick nehmen. Schlesinger gab mit großer Entrüstung seiner
Verwunderung Ausdruck, daß Graf Badeni diese Verordnungen verfassen
ließ, ohne die Forderungen der Deutschen zuvor vernommen zu haben.
Allein seine Einwendungen blieben unberücksichtigt, vielmehr erklärte der
Ministerpräsident, daß diese Verordnungen erlassen werden müßten.
Schlesinger sprach darauf die Worte: „Excellenz, ich warne Sie nochmals!
Wenn Sie diese Verordnungen herausgeben, dann wird Ihnen das deutsche
Volk nicht etwa mit papiernen Resolutionen antworten; es wird sich ein
Sturm erheben, den man in Oesterreich noch nicht erlebt hat." Gar bald
zeigte es sich, wie Recht Schlesinger gehabt hatte. Es kam zu einer Hoch-
fluth von Protesten, die Gemeinden in Böhmen stellten die sogenannte
Thätigkeit im übertragenen Wirkungskreis ein, der Sturm tobte, wie noch
nie. Badeni meinte durch einen Geheimerlaß, in dem er Zeitungsconfisca-
tionen und Versammlungsverbote anordnete, noch Herr der Lage zu werden.
Allein er erlebte eine gründliche Enttäuschung. Der Volkstag von Eger
am 11. Juli 1897 bildete den Höhepunkt der Bewegung und Erregung.
Wohl hatte auch ihn Badeni verbieten lassen; nichts desto weniger fand er
statt – was ungesetzlich war an der Versammlung, entschuldigte die Noth
der Zeit. Schlesinger befand sich unter jenen Abgeordneten, die im Rath-
haus (Wallensteinhaus) zu Eger den Schwur leisteten, im Kampfe nicht zu
erlahmen, bis dem deutschen Volke in Böhmen sein Recht geworden, und
nicht eher sich in Verhandlungen einzulassen, bis die Sprachenverordnungen
aufgehoben seien. Diesen Schwur hat er treulich gehalten. Eine Ein-
ladung Badenis zu einer Verständigungsconferenz lehnte er ab; desgleichen
leistete er der Aufforderung des Grafen Thun, sich in Wien einzufinden,
keine Folge, so daß diesem nichts Anderes übrig blieb, als sich selbst zu
Schlesinger zu begeben. Daß Graf Thun aus seiner Unterredung mit
Schlesinger keine praktischen Consequenzen zog, nun, Schlesingers Schuld
war das wahrlich nicht! Und dennoch! Gar mancher Umstand spricht
dafür, daß auch an höchster Stelle Gewicht darauf gelegt worden ist, das
Urtheil Schlesingers über den Stand der Dinge in Böhmen zu beachten.
So viel steht wiederum fest, daß Graf Clary und Herr von Koerber,
denen es ernst um den Völkerfrieden in Böhmen zu thun war, Schlesingers
Rath einholten. Auch ihnen gegenüber verharrte er auf seinem Stand-
punkte, den er so oft in Wort und Schrift – wir denken da auch an
seine Aufsätze in der „Neuen Freien Presse" und in der „Bohemia" –
vertreten hat.
Als der Kampf in Böhmen am ärgsten tobte, da wollte es das
Schicksal, daß Schlesinger den schwersten Schlag erlitt, der ihn hätte treffen
können. Im August des Jahres 1897 starb seine treue Lebensgefährtin.

<"page183">

Bald darauf zeigten auch bei ihm sich Anzeichen eines Leidens. Nur
ungern befolgte er den Rath des Arztes, sich nach dem Süden zu begeben.
In der That schien es, als ob sich sein Zustand bessern wollte. Da, am
24. December 1899 ward er dem deutsch-böhmischen Volke, dessen treuer
Führer er zeitlebens war, nach kurzer, unbedenklich erscheinender Krankheit
entrissen. Am 27. December ward er zu Leitmeritz bestattet. So ruht er
denn in deutsch-böhmischer Erde an der Seite seiner Gattin, mit ihr nun-
mehr im Tode vereint.
2k 2:
2:
Schlesingers Ueberzeugung ging dahin, daß in der Einigkeit der Deutsch-
böhmen die wichtigste Vorbedingung für den Sieg ihrer gerechten Sache
liege. Darum konnte er es nicht für einen Erfolg halten, als er sah, wie
unter der Flagge des Antisemitismus der Geist der Zwietracht auch in
Böhmens hart bedrohten deutschen Gauen seinen Einzug hielt; er war sich
dessen bewußt, daß im politischen Leben Nationalität und Sprache identische
Begriffe sind, und hielt die ernste Zeit, in der wir Deutschen in Böhmen
leben, nicht für danach angethan, Rassentüfteleien anzustellen. Er vertraute
vielmehr auf den kerngesunden Sinn der Deutschböhmen in der Hoffnung,
daß in der Stunde der Entscheidung alle wie ein Mann zusammenstehen
werden.
Was Schlesinger auszeichnete und ihm die Liebe seiner Volksgenossen,
sowie die Achtung seiner Gegner eintrug, waren leidenschaftliche Hingebung
für die Sache, eiserner Fleiß, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe und Bescheiden-
heit. Als Redner ist Schlesinger, im Vergleiche zu seinem Vorgänger
Schmeykal, selten aufgetreten, hatte er aber einmal das Wort ergriffen, so
sprach aus seiner Rede der Vollton der Ueberzeugung und die Hoffnung
auf den Sieg der deutschen Sache. Um ein Mandat in den Reichsrath
hat sich Schlesinger gleich Schmeykal nie beworben; er wollte voll und
ganz dem deutschen Volke in Böhmen dienen. Durch seine „Geschichte
Böhmens" hat er die Deutschen dieses Landes politisch reif gemacht; sagt
doch Arneth: „Das Studium der Geschichte erleichtert es, die Gegenwart
zu verstehen und zu ertragen."
Mögen alle seine Zeitgenossen im weiten deutschen Vaterlande ihm ein
treu Gedenken bewahren; er hat es vollauf verdient. Er hat seine Arbeit
in den Dienst seines Volkes gestellt, und darum gilt auch von ihm das
Wort Gustav Freytags: „Tüchtiges Menschenleben endet auf Erden nicht
Ät dem Tode, es dauert in Gemüth und Thun der Freunde, wie in den
Gedanken und der Arbeit des Volkes."

<"page184">

Die Honorare deutscher Dichter und Schriftsteller.

Von
Cony Ptellen.
– Rüttenscheidt b. Essen (Ruhr). –
(Schluß.)

r-. Dr. jur. promowirt hatte, beschloß er, sich ganz dem Schrift-
stellerberuf zu widmen. Er beabsichtigte deshalb zunächst, seine bisher zer-
streut erschienenen Arbeiten in Prosa, „Die Harzreise“, das Memoire über
Polen, mit den Gedichten der „Heimkehr“ und der ersten Abtheilung der
„Nordsee“ unter dem gemeinsamen Titel „Wanderbuch“ herauszugeben. Er
bot das Manuscript seinem bisherigen Verleger Ferdinand Dümmler an;
dieser lehnte jedoch das Verlagsanerbieten entschieden ab, weil ihm die
Honorarforderung von zwei Louisdor für den Bogen unberechtigt hoch schien.
Heine wurde dadurch mit seinem späteren Hamburger Verleger Campe
bekannt.
Julius Campe war, so sagt G. Karpeles, ein Mann von zähester
Thatkraft, ungewöhnlicher Klugheit und einem kaustischen Humor, durch den
er oft in den schwierigsten Situationen eine Lösung der zwischen ihm und
seinen Autoren entstandenen Streitigkeiten herbeiführte. Dem Zug der
Zeit folgend, hatte er seinem Verlag eine freiheitliche Richtung gegeben
und die Schriften von Börne und Immermann, von Gutzkow und Wien-
berg, von Hebbel, Dingelstedt, Anastasius Grün, Hoffmann von Fallersleben
und zahlreiche andere politische und poetische Werke verlegt, die ihm den
*) Heinrich Heines Biographie von G. Karpeles, Hamburg, Hoffmann und
Campe. 1890.

<"page185">

Zorn der Regierungen und die Aufmerksamkeit des deutschen Bundestages
in mehr als erwünschtem Maße zuzogen.
Die Anknüpfung zwischen Heine und Campe vollzog sich in einer für
beide Theile charakteristischen Weise. Heine war Campe nicht von Person
bekannt. Einmal suchte er dessen bekanntes Geschäft auf, um sich nach
neuen Erscheinungen umzusehen. Campe empfahl ihm, nichts ahnend, auch
seine eigenen Gedichte. Als Heine dann von denselben absichtlich ziemlich
wegwerfend sprach, vertheidigte Campe diese neuartigen Poesien mit leb-
hafter Wärme und zeigte sich nicht abgeneigt, derartiges selbst zu verlegen.
Heine nahm ihn darauf anderen Tags beim Wort und offerirte ihm sein
fertiges Manuscript. Campe nahm dasselbe sofort an und erwarb das
Verlagsrecht der ersten und aller künftigen Auflagen für ein Honorar von
50 Louisdor.
Dieses Werk war der erste Band der „Reisebilder“. Heine legte ein
großes Gewicht auf den Druck und die Ausstattung seiner Werke, und als
der 2. Band der „Reisebilder“ gedruckt werden sollte, entstand zwischen
ihm und Campe ein Streit, der damit endete, daß die „Reisebilder“ auf
besserem Papier gedruckt wurden, wo hingegen Heine sich zu einer Honorar-
verkürzung von 30 Louisdor verstehen mußte, eine für seine damaligen Ver-
hältnisse sehr bedeutende Summe. Hätte Campe ihm nicht zugleich einen
Vorschuß auf sein nächstes Werk gegeben, so hätte sich Heine diese Ver-
kürzung wohl kaum gefallen lassen, umsoweniger als er sehr wohl wußte,
daß von dem ersten Band der „Reisebilder“ bereits über 5000 Exemplare
abgesetzt waren, eine für jene Zeitverhältnisse geradezu enorme Auflage, und
als er sich überzeugt hielt, daß seine Schriften die Verluste decken mußten,
welche Campe durch den Verlag anderer, wenig gangbarer Werke erlitten
hatte. Dadurch entstand manche Differenz zwischen Dichter und Verleger.
„Der Börne kostet Ihnen zuviel,“ sagte Heine eines Tages zu Campe,
„und er will immer noch nicht ziehen.“ – „Aber er wird ziehen, wenn
Sie lange vergessen sind,“ erwiderte Campe. – „Schade nur, daß so lange
darauf gewartet werden muß!“ bemerkte hierauf Heine. – „Uebermuth
thut nicht gut,“ gab Campe zurück. „Sie halten sich jetzt für den Abgott
des Publicums und sprechen: Du sollst nicht andere Götter haben neben
mir. Aber Sie stehen in einem Tempel der Litteratur, dessen Priester ich
bin. Ich nehme die Opfergaben in Empfang, deren Höhe am sichersten
beweist, zu welchem Curse das Volk seine Götter taxirt. Und ich sage
Ihnen; das Volk verehrt neben dem Heine noch viele andere Götter. Da
sind zum Exempel der Schiller und der Goethe, denen die klingenden Opfer-
gaben heuer noch immer viel reichlicher fließen, als dem Opferstock, den ich
für Heine aufgestellt.“ Durch solche Scherze wußte Campe oft die größten
Differenzen auszugleichen, und gewöhnlich endete ein solcher Streit damit,
daß Heine seine Forderungen aufgab, wofür Campe sich zu einem Vor-
schuß entschloß.

<"page186">

Während seines Aufenthaltes in London schrieb Heine an Varnhagen:
„Wenn Sie in Correspondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch,
ob er mich für sein „Morgenblatt“ hier oder in Paris beschäftigen will. –
Versteht sich von selbst, daß er etwas stark honorieren müßte, wenn ich
etwa für ihn länger in England bleiben sollte.“ Mit größter Bereitwilligkeit
ging Cotta, der das Talent Heines wohl zu schätzen wußte, auf diesen An-
trag ein. Er schlug ihm vor, gegen glänzendes Honorar mehrere Aufsätze
über England für das „Morgenblatt“ zu schreiben und nach seiner Rück-
kehr von London sich an der Leitung der im Cotta'schen Verlage damals
erscheinenden „Allgemeinen politischen Annalen“ zu betheiligen.
Heine hatte inzwischen bereits durch seinen Freund Merckel dem Ver-
leger Campe das „Buch der Lieder“ anbieten lassen. Campe entschloß sich
nur sehr ungern, eine bereits gedruckte Gedichtsammlung zu verlegen. Auf
eifriges Zureden Merckels verstand er sich endlich dazu, die 50 Louisdor,
die er Heine im Frühjahr als Vorschuß gegeben, als Honorar für diese
und alle künftigen Auflagen gelten zu lassen. Es muß übrigens bemerkt
werden, daß Heine selbst keine großen Erwartungen von diesem Buche hegte.
Heine traf Ende November 1827 in München ein, wo ihn Cotta be-
reits erwartete. Der erfahrene Buchhändler wollte Heine unter allen Um-
ständen für seine litterarischen Unternehmungen gewinnen. Heine sollte mit
Lindner zusammen die „Annalen“ redigiren und außerdem ständiger Mit-
arbeiter der beiden Cotta'schen Zeitschriften „Das Ausland“ und das „Morgen-
blatt“ werden. Dafür bot ihm Cotta ein Jahresgehalt von 2000 Gulden

an. Heine nahm das Anerbieten an, da ihm Cotta nur unbestimmte Ver-
pflichtungen auferlegte. Die „Annalen“ gingen übrigens schon nach sechs
Monaten ein.
Es würde uns zu weit führen, über die weitere litterarische Thätig-
keit Heines und seine Beziehungen zu Campe und Cotta, sowie über die
Schwierigkeiten, die ihm durch die politische Censur in den Weg gelegt
wurden, zu berichten. In Paris erhielt er von seinem reichen Oheim, der
ihn schon früher oft unterstützt hatte, eine Jahresrente von 4800 Fr.
Heine befand sich aber damals in sehr schlimmen Verhältnissen, und da
seine Arbeiten ihm nicht mehr als 3000 Fr. jährlich einbrachten, so suchte
er sich noch andere Einnahmen zu verschaffen. Als 1835 der Bundestag
die Werke des „Jungen Deutschlands“ mit denen Heines verbot, benutzte
dieser den Umstand, um sich von dem Ministerium Guizot ein Gehalt aus-
zahlen zu lassen, obgleich seine Werke in Deutschland weiter gedruckt und
verkauft wurden. Von 1836 bis zur Februarrevolution von 1848 erhielt
Heine jährlich 4000 Fr., wie er selbst sagt, „als Antheil an dem großen
Almosen, das das französische Volk an so viel Tausende von Fremden
spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in der
Heimat mehr oder weniger glorreich compromittirt hatten und an dem gast-
lichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten.“

<"page187">

Allein auch mit dieser Pension konnte Heine seine Schulden, die sich
auf 20 000 Fr. beliefen, nicht decken. Erst als er durch einen neuen Ver-
trag mit Campe diesem für die gleiche Summe den Verlag seiner sämmt-
lichen Werke auf 11 Jahre überließ, war er aus seinen Nöthen befreit und
konnte sich wieder ungehindert seinen Arbeiten widmen. Nach dem in
Embdens „Heinrich Heines Familienleben“ abgedruckten Verlagscontract er-
warb die Firma Hoffmann und Campe den litterarischen Nachlaß Heines
für 10 000 Fr.
Im Großen und Ganzen fehlte Heine ein angemessener materieller
Lohn für seine Werke nicht. Schon in jüngeren Jahren schrieb er einmal
an seinen Onkel: „Jedes Wort, was ich schreibe, ist baares Geld für mich.“
Jedes Wort Heines war aber auch baares Geld für seine Verleger, be-
sonders für Julius Campe, den er „aller Verleger Blüthe“ nannte. Als
auf seinem Krankenbette sein Bruder Max ihm davon sprach, daß ihm in
Düsseldorf ein Denkmal gesetzt werde, antwortete ihm der Dichter mit der
satirischen Bemerkung: „In Hamburg habe ich schon eins. Wenn Du von
dem Börsenplatze aus Dich links hältst, so siehst Du ein großes schönes Haus,
das dem Verleger meiner Reisebilder, Herrn Julius Campe gehört. Das
ist ein prachtvolles Monument aus Stein, in dankbarer Erinnerung an die
vielen und großen Auflagen meines Buches der Lieder.“
Es war wohl nicht zum Wenigsten den Bemühungen Goethes zu ver-
danken, daß in unserem Jahrhundert im Allgemeinen die Verleger sich be-
strebten, den Schriftstellern angemessene Honorare zu sichern. Wir haben
gesehen, daß auch Heine kein schlechter Geschäftsmann war. Nach ihm haben
nur noch Wenige für Gedichte bedeutende Honorare erzielt.
Im Allgemeinen sind in unseren Tagen nur Theaterstücke und Romane
rentabel. Allerdings müssen bei beiden mancherlei Bedingungen erfüllt sein,
wenn der Autor ein nennenswerthes Honorar erzielen soll.
Jetzt ist das dramatische Eigenthum wenigstens soweit geschützt,
daß der Autor eine Tantième erhalten kann. Diese ist allerdings im Ver-
gleich zu den Theater-Einnahmen und besonders einzelnen hohen Künstler-
gagen keineswegs hoch gegriffen.
In Oesterreich erhalten die Bühnen-Dichter erst seit etwa 60 Jahren
Tantièmen. Franz Edler v. Marinelli, der Sohn des Erbauers des
Leopoldstädter Theaters, war es, der zuerst im Jahre 1837, allerdings
gezwungen durch die dürftige Production des volksthümlichen Genres, in
den Wiener Blättern „sämmtliche Localdichter Wiens freundschaftlichst“ ein-
lud, sein Theater mit ihren neuesten litterarischen Arbeiten zu versehen,
wofür er ihnen Procente von den „täglichen Einnahmen“ zusicherte. Daß
Marinelli diese edle Absicht hatte, ist angesichts des Inserats nicht in Ab-
rede zu stellen. Ob sie je zur Ausführung kam, wäre aber nach dem, was
uns ein Zeitgenosse Marinellis schreibt, zu bezweifeln. In keinem Falle

<"page188">

war er in der Lage, diesen Vorsatz lange auszuführen, denn etwa ein Jahr
später, im December 1838, hatte er sein Theater an Director Carl ver-
kauft, der es mit den Tantièmen auf seine Weise hielt. Franz Marinelli
wird von Friedrich Kaiser als ein jovialer Mensch geschildert, der das
Aussehen und die Manieren eines Praterwirthes hatte, das Theater sehr
leicht nahm und den jungen Dichter, bei dem er eine Gelegenheitskomödie
für den Athleten Karl Rappo bestellte, im Wirthshause „zur Weintraube“
(jetzt „Alliirten-Hof“) empfing, wo er eine lange Kölnerpfeife rauchend, in
Hemdärmeln saß und ihm beim Bier kurz sagte: „Schreiben S' halt was,
wo a Bissl a Zauberei dabei is und a Bissl was zum Lachen. D' Haupt-
sach is, daß der Rappo viel Gelegenheit find't seine Kunststückeln z' machen!“
Das war die ganze Information für den Dichter.
Director Carl verpflichtete den Dichter Kaiser, nur für seine Bühne
zu schreiben. Sechs den Abend füllende Stücke mußte Kaiser liefern und,
wenn eines dem Director nicht gefallen oder auf Censurschwierigkeiten
stoßen sollte, ein anderes dafür verfassen und in allen Fällen die von Carl
vorgeschlagenen Aenderungen vornehmen. Und für all dies erhielt der
Dichter 24 Gulden monatlich – sonst nichts. Der Contract war für zwei
Jahre. Am 15. November 1837 hatte Carl den Dichter Haffner engagirt.
Dieser war verpflichtet, „alle“ ihm übertragenen Abänderungen oder An-
fertigung neuer Scenen, Actschlüsse oder neuer Gesangsterte unentgeltlich
zur anberaumten Zeit zu verfassen und in jedem Contractsjahre acht
neue, den Abend füllende, von ihm verfaßte Theaterstücke zu liefern,
worunter wenigstens fünf neue Localpossen mit Gesang sein mußten. Die

Stücke mußten genau für das am Theater an der Wien engagirte Künstler-
personal berechnet sein und dem Director und der Censur conveniren; sie
durften erst drei Jahre nach der Aufführung im Druck erscheinen und der-
gleichen Bedingungen mehr. Haffner erhielt eine Monatsgage von vierzig
Gulden und „für jedes von ihm neu verfaßte Stück oder Posse“ ein
Honorar von 20 Gulden Conventionsmünze bei der ersten, siebenten, drei-
zehnten, zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Aufführung. Ferner erhielt
Carl Haffner für jedes Contractjahr, in welchem er die bedungenen acht
neuen Stücke lieferte, eine halbe Einnahme, nach Abzug der Kosten, wozu
jedoch Haffner ein neuntes neues Stück abzuliefern hatte, bei welchem das
Honorar für die erste Aufführung entfiel! Director Carl äußerte sich einmal:
„Es schreibt Jeder, so gut er kann. Wenn ich dem Manne auch mehr
zahlen würde, er kann doch nicht mehr geben, als er hat!“ Nachdem
Pokorny im Jahre 1842 die Tantième im Theater an der Wien eingeführt
hatte, bequemte sich auch Carl zu besseren Bedingungen.
Nestroy erhielt 1847 als Dichter ein halbes kostenfreies Benefiz auf
die erste Vorstellung eines neuen Stückes – für jedes neue Stück bei der
ersten Vorstellung (wenn auch dieselbe sein Benefiz war) ein Honorar von
100 Gulden. Von der zweiten bis inclusive 20. Vorstellung 6 Procent

<"page189">

von jeder Brutto-Einnahme. Die 21. Vorstellung als halbes Benefiz, von
der 22. bis 40. Vorstellung 6 Procent, dann wieder halbes Benefiz 2c.
Aehnlich war auch der letzte Vertrag mit Friedrich Kaiser, was den
Director Carl nicht hinderte, Kaisers beliebte „Posse als Medicin“ nach
der neunzehnten Vorstellung vom Repertoire abzusetzen und den Dichter so
um das Benefiz zu bringen – einer jener kleinen Scherze, wie sie der
leutselige Mann gerne übte. Unter Nestroys Direction erhielt O. F. Berg
75 Fl. monatlich und 5 Procent Tantième. Damals kostete ein Parquet-
sitz noch 1 Fl. 20 Kr. Dann stiegen die Tantièmen, die Gagen der
Künstler, die Preise der Plätze, und Alles wurde – anders.
Es würde natürlich zu weit führen, nähere Angaben über die meisten
dramatischen Autoren dieses Jahrhunderts in Bezug auf deren Honorar bei-
zubringen. Ich will, bevor ich zu den jüngeren Schriftstellern übergehe,
nur Einiges über Grillparzer und Hebbel bemerken.
Grillparzer wagte sein ganzes Leben lang nicht zu heirathen, weil
er nur ein kleines Einkommen besaß. Kaiser Franz Josef, der 1859 die
Einführung einer zehnprocentigen Autorentantième bei den Aufführungen in
den Hoftheatern genehmigte, verlieh ihm den Leopoldsorden. Als Grillparzer
in den Ruhestand trat (er war von 1833–1856 Archivdirector der Hof-
kammer in Wien), wurde ihm der Titel eines Hofraths verliehen. Als
er das 80. Jahr erreicht hatte, setzte der Kaiser von Oesterreich zu diesem
Titel ein Ruhegehalt von 3000 Gulden aus. Grillparzer starb aber ein
Jahr später. Bauernfeld hatte ihm zu seinem 80. Geburtstage ein Gedicht
gewidmet, das also schloß:
„Zählt ein Dichter achtzig Jahr,
Kommt er hier zu hohen Ehren,
Auch zu höherem Salar –
Gs im Jenseits zu verzehren.“
Im Jahre 1863 erhielt Chr. Fr. Hebbel für seine Trilogie „Die
Nibelungen“ einen von Preußens König ausgesetzten Preis von 1000 Thalern.
Seit der Mitte dieses Jahrhunderts ist der Roman besonders ein-
träglich für die Schriftsteller geworden. Gustav Freytags Roman „Soll
und Haben“, der 1855 erschien, erlebte fast jedes Jahr eine neue Auflage.
„Die verlorene Handschrift“ dagegen fand weniger Absatz. Im Ganzen er-
hielt Freytag für den siebenbändigen Roman-Cyclus „Die Ahnen“ ca.
420 000 Mk. Honorar.
Unter den Romanschriftstellern unserer Tage hat unter anderen Spiel-
hagen verhältnißmäßig großen Erfolg gehabt. Er mußte anfänglich aber
auch mit vielen Schwierigkeiten kämpfen. In einem Briefe vom 13. November
1857 sagte er u. A.:
„Es wird wohl jetzt einige Zeit währen, bis ich die Kritik abermals herausfordere.
Meine „Problematischen Naturen“ rücken kaum von der Stelle, und das hat seinen guten
Grund. Außer dem Ertrage meiner litterarischen Arbeiten sind Schul- und Privatstunden
meine einzige Hilfsquelle. Das Gehalt von der Schule ist ganz unbedeutend, und wieviel

<"page190">

Privatstunden man noch zu geben im Stande ist, wenn man, wie ich, im Laufe eines
Jahres drei so bedeutende Arbeiten fertig macht, können Sie sich ungefähr denken. Nun
habe ich für meine vier Bücher in runder Summe 200 Thaler eingenommen, d. h. zu-
sammen mit dem, was ich bei dieser Lebensweise mit Stundengeben verdiene, weniger,
als zu meines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. Stundengeben ist horribel lang-
weilig und geisttödtend, aber es ist ein sicheres Brod. Ergo, es werden jetzt soviel Stunden
gegeben, als ich irgend kann. Ich bin nicht so idealistisch gesinnt, um mit irgend einem
Schiller'schen Helden „den Ruhm für der Güter Höchstes“ zu halten. Sie sehen, daß
das „Ritterthum vom Geist“ auch seine sehr praktischen Seiten hat.“
Später hat Spielhagen wohl noch bedeutende Honorare erzielt, und speciell
seine letzten Romane wußte er in der ausgiebigsten Weise zu verwerthen.
Georg Ebers erhielt für jedes Exemplar seiner Romane eine Mark.
Da bis jetzt über eine Million Exemplare der Ebers'schen Romane abgesetzt
wurden, so hat Ebers immerhin bedeutende Honorare erhalten.
Lewin Schücking erhielt von der „Kölnischen Zeitung“ für die darin
abgedruckten Romane 50 Pfennig per Druckzeile.
Fr. Hackländer haben seine litterarischen Arbeiten rund 350000 Mk.
eingebracht.
K. E. Franzos erhielt für jedes Exemplar seiner gedruckten Werke
je nach dem Umfang 1 Mk. bis 1,50 Mk.
Max Kretzer erhielt für einen in Lieferungen erschienenen Roman
„Irrlichter und Gespenster“, der 3 Bände umfaßt, von dem „Verein für

Massenverbreitung guter Schriften“ in Weimar 18000 Mk.
Auch Hermann Heiberg verwerthete seine Werke recht gut. Eine
acht Druckbogen starke Novelle bringt ihm für den Zeitungs- oder Zeit-
schriften-Abdruck mindestens 2000 Mk. ein und die Veröffentlichung in Buch-
form für jede Auflage weitere 300 bis 400 Mk.
Ein ähnliches Honorar erzielen übrigens noch manche andere Schrift-
steller, besonders die Mitarbeiter der illustrirten Familienblätter. Nach den
vorstehenden Angaben kann man sich schon eine Idee von dem Verdienste
dieser Autoren machen.
Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch einen Mann erwähnen, der,
wenn er auch in erster Reihe besonders als Stratege berühmt wurde, doch
auch ein höchst bedeutender Schriftsteller ist. Deshalb verdient Moltke
auch an dieser Stelle genannt zu werden. In seinen „Gesammelten
Schriften und Denkwürdigkeiten“ (2. Band) finden wir u. A. einen Auf-
satz über die Geschichte der Niederlande von Philipp II. bis zur Trennung
zwischen Holland und Belgien (1830). Dieser Aufsatz ist die erste Schrift,
welche Moltke, damals als Seconde-Lieutenant zum Generalstab commandirt,
unter seinem Namen im Druck erscheinen ließ und zwar in Form einer
Broschüre. An Zeitungen hatte er schon mehrfach mitgearbeitet und ein
gutes Honorar erhalten. Bei der Broschüre aber erlebte er all die
Täuschungen, die kaum einem jungen Autor erspart bleiben. Folgender
Brief giebt Zeugniß davon:.

<"page191">

Berlin, 9. Januar 1831.
Alle die Leiden eines jungen Autors, der um einen Verleger verlegen, sind über
mich gekommen. Durchdrungen von dem Werth unserer Arbeit, erstaunen wir, die Buch-
händler von mißlichen Conjuncturen, vom Darniederliegen des Buchhandels reden zu
hören, dem wir eben durch unser Manuscript einen neuen Aufschwung geben wollen. Der
Undank des Mannes, dessen Glück durch unseren Aufsatz wahrscheinlich gemacht ist,
empört uns, und wir würden der Welt unser Licht vorenthalten, wenn nicht ein ungestümer
Schuhmacher, dem wir eine Schlafstelle in unserem Gedächtniß angewiesen, mit wissem-
schaftlichem Eifer auf die Herausgabe eines so ausgezeichneten Werkes dränge, und sollte
das Honorar auch nur – 3 Ducaten betragen. – 3 Ducaten! Beschämt schreib' ich
es nieder. Drei Ducaten für dreihundert Jahre aus der Geschichte, während ich ober-
flächliches Geschreibsel in Journalen schon mit 2 Louisdor den Bogen bezahlt erhalte.
Recht demüthigend in der That – indessen zweifle ich keinen Augenblick, daß fünfhundert
Exemplare im Umsehen vergriffen sein werden, und ich hoffe, daß Ihr alle das Eurige
dazu beitragen werdet, damit eine neue Honorarzahlung erfolge.
Ohnehin – die Hoffnung, sich in wenigen Tagen gedruckt und für sechs Groschen
in allen soliden Buchhandlungen zu haben zu sehen, – das entscheidet, vorzüglich, wenn
Aussicht vorhanden, durch eine bissige Kritik fernerweitig illustrirt zu werden.
Doch es geziemt sich nicht, länger als 20 Minuten von sich selbst zu sprechen
(vgl. Chesterfield und Knigge, denn wir Autoren citiren gern Autoritäten), und somit
sage ich nur noch, daß mein unsterbliches Werk (so meine ich eigentlich eine Broschüre von
Gustchens Taille), den Titel „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung 2c.“ führt
und mit unserem glorreichen Namen verziert ist. Der Deinige
Hellmuth.
Dieser Brief erinnert lebhaft an des Feldmarschalls berühmten Lands-
mann Fritz Reuter, der mit seinem Erstlingswerke ähnliche Erfahrungen
machte, bald aber ein Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes wurde.
Noch jetzt finden die Reuter'schen Werke fortwährend Absatz. Jede
Auflage eines Reuter'schen Werkes erschien in einer Höhe von 5000 bis
6000 Exemplaren, und von jedem verkauften Bande erhielt der Verfasser
10 Silbergroschen. Der Dichter bezog nach den Ostermessen 1863, 1864,
1865 und 1866 die Honorarantheile von je 5000, 7000, 12000 und
20000 Thalern. Im Jahre 1893 hat die Hinstorff'sche Hofbuchhandlung
in Wismar die 8. Auflage der Volksausgabe von Reuters Werken gedruckt,
und damit hatten von dieser Ausgabe im Ganzen 114000 Exemplare, gleich
798000 Bände, die Presse verlassen. Von den Separatausgaben aus der
Volksausgabe sind im Ganzen etwa 260000 Bändchen gedruckt. Dazu
kommt noch die 15bändige Octavausgabe, die in 200 Auflagen verbreitet
ist und mehr als 600000 Bände zählt. Im Ganzen hat die Verlagsbuch-
handlung seit 1859 von allen drei Ausgaben zusammen 1700000 Bände
Reuter'scher Werke ausgegeben. Hierin sind die Prachtausgaben des
„Ut mine Stromtid“ und der „Hanne Nüte“ nicht inbegriffen. Von diesen
sind noch etwa 20000 Exemplare verbreitet.
Während die Schriftsteller im Allgemeinen zufrieden sind, wenn sie von
ihren Werken eine Auflage von 500 Exemplaren glücklich untergebracht
haben, und bei einer etwa nothwendigen zweiten Auflage sich nicht erst auch
im zweiten, sondern schon im siebenten Himmel befinden, nimmt sich der

<"page192">

Absatz der Scheffel'schen Werke schon anders aus. In dem „Jahrbuch des
Scheffelbundes für 1897“ ist zu lesen: Den größten Absatz fand der
„Trompeter von Säkkingen“, der 1854 herauskam, mit im Ganzen nahezu
300000 Exemplaren. Alsdann kommt „Ekkehard“, der es auf mehr als
200000 Exemplare gebracht hat. An dritter Stelle ist „Gaudeamus“
zu nennen, das 60 Auflagen mit 72000 Exemplaren erlebt hat. In
weitem Abstande kommen dann die übrigen Werke des Dichters, „Frau
Aventiure“ mit 17 Auflagen und 25000 Exemplaren, die „Bergpsalmen
mit 6 Auflagen und nahezu 18000 Exemplaren, „Juniperus“ mit fünf
Auflagen und 2000 Exemplaren. Von den „Reisebildern“, die 1887 er-
schienen, sind die 4000 Exemplare der ersten Auflage erschöpft; die zweite
ist noch im Handel, und die „Gedichte aus dem Nachlaß“ sind seit 1888
in 4 Auflagen mit zusammen 4000 Exemplaren erschienen.
Robert Hamerling empfing für den „Homunculus“ 10000 Mk.,
nach Verkauf von 20000 Exemplaren zahlt die Verlagshandlung an
Hamerlings Erben für jedes ferner gedruckte Exemplar 50 Pfennig. Für die

„Lehrjahre der Liebe“ zahlte der Verlag 3000 Mark. Die „Atomistik des Willens“, für die natürlich auf keinen bedeutenden Absatz gezählt werden kann, wurde mit 4200 Mark honorirt. Wäre Hamerling kein berühmter Dichter gewesen, so hätte er wohl Mühe gehabt, von einem Verleger so viel Honorar zu erhalten.
F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden“, das bekanntlich schon eine große Anzahl Auflagen erlebt hat, erhielt für jedes abgesetzte Exemplar seines Epos 1,25 Mk., während Oskar von Redwitz für jedes Exemplar seiner „Amaranth“ 1 Mk. gezahlt wurde.
Wie wenig materiellen Lohn einzelne Dichter, die doch sehr bekannt sind, erhielten, beweist u. a. das Beispiel des Grafen Schack. Die Cotta'sche Buchhandlung erklärte, die Schriften des Grafen Schack hätten trotz aller Vorzüge nur einen sehr mäßigen Absatz gefunden, weil es dem Dichter leider nicht gelungen sei, wahre Volksthümlichkeit zu erreichen. Bei manchen Werken bezahlte Graf Schack sogar die Druckkosten ganz oder theilweise und übernahm auch einen Theil der Vertriebskosten. Als er für seine Denkwürdigkeiten. „Ein halbes Jahrhundert“ ein Honorar von 5000 Mk. forderte, lehnte die Cotta'sche Buchhandlung diese Offerte ab und wollte das Werk nicht einmal honorarfrei übernehmen.
Wie der bekannte steirische Dichter Rosegger mit seinem früheren Verleger stand, erhellt aus einer von ihm veröffentlichten Erwiderung, in der er sagt, die Bemerkung über die Noblesse seines Verlegers sei „gegenüber den Thatsachen die blühendste Ironie“. Nach einem langwierigen Proceß mit seinem Verleger in Wien ließ er seine sämmtlichen Werke in einen Leipziger Verlag übergehen.
Conrad Ferdinand Meyer hinterließ ein Vermögen, das auf nahezu zwei Millionen Franken geschätzt wurde. Er hatte dasselbe jedoch nicht

<"page193">

mit seiner Feder erworben, sondern war von Haus aus reich gewesen. In der Schweiz werden seine Werke übrigens wenig gelesen, weil sie zu theuer sind. Die Schweiz selbst giebt für litterarische Zwecke nichts aus.
Die Hinterbliebenen deutscher Dichter sind leider sehr oft auf Unterstützungen angewiesen. Ist folgende Mittheilung die vor einigen Jahren im „Magazin für Litteratur“ erschien, nicht charakteristisch?
„Der 33. Jahresbericht der Deutschen Schillerstiftung weist unter denen, die im verflossenen Jahre von den zur Zahlung gelangten 40200 Mk. Unterstützungen erhalten haben, die Wittwen von Karl Gutzkow, Roderich Benedix, Ludwig Anzengruber und Friedrich von Bodenstedt auf. Wenn man bedenkt, daß ein Gutzkow und Benedix die am meisten gespielten Dramatiker der letzten Jahrzehnte waren, welch eine Anzahl von Bühnenwerken allerersten Ranges uns ein Anzengruber gegeben, und daß ein Bodenstedt das erfolgreichste und am meisten aufgelegte Buch der letzten 40 Jahre, die „Lieder des Mirza Schaffy“, geschrieben hat, so wirft das ein eigenthümliches Licht auf die litterarischen Erwerbsverhältnisse im lieben deutschen Vaterlande. Wer hat die enormen Einnahmen und Tantièmen erhalten, die die Arbeiten jener Männer in all der Zeit gebracht haben müssen? Die Dichter jedenfalls nicht, deren Hinterbliebene auf die öffentliche Mildthätigkeit angewiesen sind.“
Zu dem 37. Jahresbericht der Schillerstiftung, in welchem mitgetheilt wird, daß in einem Jahre an Pensionen und Unterstützungen 40000 Mk. gezahlt wurden, heißt es u. a.:
„Schon im vorigen Jahresbericht hielten wir es für angemessen, hinsichtlich mehrfacher sich häufender unberechtigter Ansprüche an die Stiftung Warnung und Verwahrung auszusprechen, die wir in gewisser Beziehung diesmal wiederholen und erweitern möchten. Es zeigte sich eine erhebliche Zunahme von Gesuchen, namentlich von jugendlichen Anfängern, die sich irgend eine Localgeltung erstritten oder hofften, mit Hilfe der Schillerstiftung ihre Erstlingsarbeiten drucken zu lassen, ferner weibliche Collegen, die kaum mit einigen Versuchen hervorgetreten waren und für allzu niedrige Preise ihr Talent verwertheten, Dilettanten, die der Meinung waren, durch problematische Talentproben Verdienste um die Nationallitteratur erworben zu haben. – Alle hofften von der Schillerstiftung Lohn und Förderung, womöglich eine sorgenfreie Zukunft; ginge es nach ihren Vorstellungen, so würde die Nationalstiftung mit der Zeit zum Honorarergänzungsinstitut zu Gunsten der deutschen Verleger, nicht aber der litterarischen Veteranen.“
Eine Ehrung Fontanes, die ungemein sympathisch berührt, ist durch einen Gnadenact des Kaisers der Familie des todten Sängers der Mark zu Theil geworden. Wie der Cultusminister Dr. Bosse dem Vorstande des Vereins „Berliner Presse“ mittheilte, ist der Wittwe Theodor Fontanes durch kaiserliche Verfügung eine Ehrenrente von Staatswegen bewilligt worden. Diese Auszeichnung, in der neben der wohlmeinenden Fürsorge für die Wittwe auch aufs Neue die persönliche Achtung des Monarchen für den dahingeschiedenen Dichter zum Ausdruck kam, ist für die Fontane'sche Familie um so ehrender, als sie in Preußen äußerst selten zur Anwendung gelangt."
Wie sehr der materielle Erfolg eines Schriftstellers von der „Berühmtheit“ abhängt, hat man in den letzten Jahren u. a. bei Hermann

<"page194">

Sudermann gesehen. „Frau Sorge“, „Geschwister“, „Der Katzensteg“ und andere Werke waren von der Kritik und einem kleinen Kreise von Litteraturfreunden wohlwollend aufgenommen worden, aber erst der Abend des 27. November 1889 brachte dem Verfasser der im Lessingtheater aufgeführten „Ehre“ die Berühmtheit. Und da fing man sogar an, Sudermanns Bücher zu kaufen, weil er der Held des Tages war und Jedermann in Bezug auf seine Werke auf dem Laufenden sein wollte. Für seine beiden Romane „Frau Sorge“ und „Der Katzensteg“ erhielt Sudermann je 3000 Mark. Nachdem er aber durch „Die Ehre“, die ihm vielleicht schon mehr als 100 000 Mk. an Tantièmen eingebracht hat, in die Reihe der erfolgreichsten deutschen Dramatiker getreten war, erhielt er auch für seine Romane hohe Honorare. So zahlte ihm, wie damals in Tageszeitungen

gemeldet wurde, die Cotta'sche Verlagshandlung für den Abdruck seines
Romans „Es war“ in der Zeitschrift „Die Romanwelt“ ein Honorar von
20 000 Mk. „Sodoms Ende“ wurde vom St. James-Theater in London
für 500 Pfd. Sterling und „Die Ehre“ vom Dalys Theater sogar für
2000 Pfd. Sterling angekauft. Das macht 50000 Mk. für das Ueber-
setzungsrecht von zwei Stücken. In der That, wer das Glück hat, berühmt
zu werden, dem lächelt Fortuna mit blankem Golde!
Auch Gerhart Hauptmann hat in den letzten Jahren bedeutenden
Erfolg gehabt. Vier Auflagen des „Fuhrmann Henschel“ waren zwei Tage
nach Erscheinen vergriffen, weitere vier Auflagen waren durch Voraus-
bestellungen nahezu ausverkauft. „Die versunkene Glocke“ ist in der
44. Auflage erschienen, „Die Weber“ in der 22. Auflage, „Einsame Menschen“
in der 10. Auflage, „Hannele“ in der 8. Auflage. Von fast allen anderen
Werken des Dichters sind Neuauflagen in Vorbereitung.
Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß die meisten modernen
realistischen Roman-Schriftsteller unserer Tage bis jetzt in Deutsch-
land nur wenig Anklang beim Bücher kaufenden Publicum fanden. Die
bedeutendsten Vertreter jener Richtung haben das oft genug bekannt, so daß
es hier nicht weiter bewiesen zu werden braucht. In dem gegen Conrad
Alberti, Hermann Conradi und Wilhelm Walloth angestrengten Proceß, der
1890 großes Aufsehen erregte, erklärte der Verleger Wilhelm Friedrich in
Leipzig, er habe mit den beschlagnahmten Werken ein schlechtes Geschäft
gemacht*). Bisher haben sich die Verhältnisse nicht verändert, und es ist
wohl auch kaum zu erwarten, daß das deutsche Publicum, welches ja zum
Theil die Werke der ausländischen Realisten gierig verschlingt, den deutschen
Schriftstellern, die einer freien Richtung huldigen, dieselbe Beachtung schenken
*) Interessante Aufklärungen über die diesbezüglichen Verhältnisse findet man in
„Der Realismus vor Gericht.“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Es ist übrigens bezeichnend,
daß Conrad Alberti, der mit so großen litterarischen Plänen begann, schließlich Reporter
des „Berliner Localanzeiger“ wurde, was sich jedenfalls besser rentirt. Auch Bleibtreu
ist dem Realismus untreu geworden.

<"page195">

wird. Am einträglichsten sind in Deutschland die Romane der illustrirten
Familienblätter. Die „Gartenlaube“ z. B. zahlt für Romane 3–15000 Mk.
Es giebt manche Schriftsteller, die lieber hungern und sich mühsam
durchs Leben schlagen, als daß sie ihre Ueberzeugung verkauften und dem
Geschmack der großen Menge huldigten. Möge das deutsche Volk auch die
Thätigkeit dieser Männer achten und schätzen lernen und auch den Helden
der Feder, die sich nicht der sclavischen Mode fügen, einen Lohn für ihre Mühen
sichern. Wie sagt doch Freiligrath:
Jedem Ehre, jedem Preis,
Ehre jeder Hand voll Schwielen,
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder heißen Stirn
Hinter'm Pfluge, doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen.

<"page196">
Ä SS
Aus der Jugend Mapoleons I.
Von
Gustav Itraftauer.
– Breslau. –
MAYie Jugendgeschichte des gewaltigen Emporkömmlings, der vor
einem Jahrhundert die Entscheidung über die Geschicke der Welt
AC an sich riß, war lange Zeit in jenes Halbdunkel gehüllt, das
mehr ahnen und vermuthen, als scharf erkennen läßt. Die
Wissenschaft sah sich, da ihr ein unzuverlässiges oder sehr lückenhaftes
Material vorlag, auf ein unsicheres Tasten und Tappen angewiesen, bis vor
einigen Jahren das Werk von Masson und Biagi „Napoléon inconnu“
wenigstens über einen bedeutsamen Abschnitt seines Werdegangs völlige
Klarheit schuf. Es enthält nämlich die Papiere des Lieutenants Bonaparte
aus den Jahren 1786–1793, eine reiche Fülle von Auszügen, Aufsätzen,
Briefen, von allerlei Aufzeichnungen, die ein neues Licht auf die Ent-
wickelung seines Geistes und Charakters werfen. Diese Sammlung von
Schriftstücken hatte seltsame Schicksale. Entweder Napoleon selbst oder
seine Mutter Lätitia vertraute sie dem Cardinal Fesch an. Aus dem
Nachlaß des Kirchenfürsten nahm sie im Jahre 1839 dessen Generalvicar
Lyonnet an sich und verkaufte sie an den Generalinspector der französischen
Bibliotheken, den berüchtigten Bücherdieb Libri, der damit ein glänzendes
Geschäft machte. Er veröffentlichte im Jahre 1842 einige Bruchstücke aus
diesen Aufzeichnungen und lockte dadurch einen reichen Sammler an, den
Grafen Ashburnham, von dem er für den Schatz, den er für 8000 Francs
erstanden hatte, 200000 Francs erhielt. Vier Jahrzehnte blieben nun
diese Handschriften in einer Privatbibliothek der geschichtlichen Forschung
entrückt. Inzwischen starb aber der Graf Ashburnham, und dessen Sohn
beschloß im Jahre 1883 die vom Vater zusammengebrachte Sammlung zu

<"page197">

veräußern. Jetzt war also Frankreich die Gelegenheit geboten, die Jugend-
papiere Napoleons wieder zu erwerben. Aber die Schritte, die Masson,
von dem Prinzen J. Napoleon unterstützt, in dieser Richtung unternahm,
hatten keinen Erfolg. Die Pariser Nationalbibliothek zog es vor, die
mittelalterlichen Handschriften zurückzukaufen, die ihr Libri entwendet und
an den Grafen Ashburnham losgeschlagen hatte. Die Papiere, die Frank-
reich verschmähte, erwarb Italien, und nun befinden sie sich in der Lauren-

tina zu Florenz. Als der Leiter dieser Bibliothek, Guido Biagi, den Plan
faßte, sie zu veröffentlichen, bewog ihn der Prinz J. Napoleon, als Mit-
arbeiter P. Masson anzunehmen, der für diese Aufgabe wohl vorbereitet
war. Denn er hatte sich mit jenen Schriftstücken schon vorher, als sie zum
Verkauf angeboten waren, eingehend befaßt. Die beiden Gelehrten be-
gnügten sich aber nicht damit, nur die Sammlung der Laurentina heraus-
zugeben, sondern es gelang ihnen noch, einige bisher unbekannte Papiere
der Familie Bonaparte aus corsischem Privatbesitz hinzuzufügen. Masson
hat auch die Jugendpapiere Napoleons mit einer erläuternden Darstellung
versehen, die, obwohl das Ergebniß tief eindringender Forschung und sorg-
sam abwägender Kritik, die Befangenheit des eifrigen Bonapartisten nicht
ganz verleugnet. Auch hat seine Neigung zur Phrase manche Uebertreibung
und Zuspitzung verschuldet, die vor einer kühlen Nachprüfung nicht bestehen
kann. Die rechte Verwerthung haben die Papiere des Lieutenants
Bonaparte erst in dem Werke von Arthur Chuquet über die Jugend
Napoleons gefunden. Allerdings hat der Verfasser in seinem Streben nach
lückenloser Vollständigkeit seine Darstellung mit einer Unmasse nebensäch-
licher Einzelheiten belastet, die nicht selten den Zusammenhang der Er-
zählung zerreißen, aber dieser Mangel tritt zurück hinter den großen Vor-
zügen des Buches, der unbedingten Zuverlässigkeit, dem maßvollen Urtheil,
der durchsichtigen Klarheit des Ausdrucks. Es ist ein in seiner Art muster-
stiges, grundlegendes Werk. So bildet es denn auch mit der Veröffent-
ichung Massons die Hauptquelle der vorliegenden Skizze über den jungen
Napoleon.

Napoleon Bonaparte ist ein echter Sohn seines Volkes, die vollendete
Verkörperung corsischer Art. Die Züge, die auf die Vendetta, die ur-
eigenste Sitte seiner Heimat, hinweisen, sind am schärfsten in ihm aus-
Äprägt: der lebendige Familiensinn, in dem sie wurzelt, die unversöhnliche
Rachsucht und die lauernde Tücke, die in ihrem Gefolge erscheinen. Er
*gt auch die Eigenschaften seines Stammes, die mit dessen Todfeindschaft
ºßen Genua zusammenhängen. Durch den beständigen Freiheitskampf er-
ºte der kriegerische Geist, der durch ihn eine Geißel des Erdtheils wurde,
das vergebliche Ringen um die heiligsten Güter erzeugte die tiefe Ver-
itterung, die sich in ihm zur Menschenverachtung steigerte. Zwar verlieh
die Natur dem unterjochten Volke eine glühende Phantasie, die es über
das Elend seines Daseins emporhob, aber zugleich einen kalten Verstand,

<"page198">

der ihre Truggebilde zerstörte. Dieser seltsame Gegensatz beherrscht auch
die Denkweise Napoleons. Wie gern berauscht er sich an seinen aben-
teuerlichen Hirngespinnsten, täuscht er sich über unüberwindliche Schwierig-
keiten hinweg! Aber kaum hat er sich seinen verwegenen Träumen hin-
gegeben, als er ihnen schon die nackte Wirklichkeit gegenüberstellt und den
schönen Schein in sein Nichts auflöst. Erst auf dem Gipfel seines Glückes
schwindet seine Fähigkeit, seine feurige Einbildungskraft zu zügeln, verliert
er den klaren Blick für das Mögliche. So beweist Napoleon durch das
Gepräge seines eigenen Geistes die Macht nationalen Wesens, für das er
als Weltherrscher jedes Verständniß verliert. Ebenso wenig verleugnet
sein Charakter den Einfluß der Familie. Die hervorstechendsten Züge des
Vaters, das ruhelose und aufdringliche Streberthum, die starke Hinneigung
zur politischen Mache und zur prahlerischen Phrase, wiederholen sich in
dem jungen Napoleon, der sich noch auf dem Wege zur Macht befindet.
Doch in ihrem Kern geht seine Persönlichkeit auf die männliche Seele der
Mutter zurück. Von ihr hat er den eisernen Willen, den unermüdlichen
Thätigkeitstrieb, den unerschütterlichen Gleichmuth empfangen, die Eigen-
schaften, die die Grundlage seines Emporkommens bilden.

Auch ist seine Erziehung vor Allem ihr Werk. Während der lässige
und gutmüthige Vater seinen Liebling verwöhnt, vermag sie es allein, den
wilden Knaben zu bändigen. Den größten Teufel unter ihren Kindern
nennt sie ihn, weil sich schon damals sein herrischer Sinn, wenn er auf
Widerstand stieß, unter wilden Ausbrüchen seines Jähzorns Luft machte.
Mit derselben Entschiedenheit soll sich in diesem zarten Alter, als er noch
im elterlichen Hause weilte, seine militärische und mathematische Begabung
angekündigt haben, aber die Mittheilungen, die es bezeugen, erscheinen
theils als plumpe Erfindungen, theils als arge Uebertreibungen. Glaub-
würdigere Nachrichten über diese frühreife Befähigung Napoleons liegen erst
aus der Zeit vor, in der er die Kriegsschule zu Brienne besuchte. (14. oder
15. Mai 1779–30. October 1784.)

Die Kriegsschulen des alten Frankreich entsprachen nur wenig der Vor-
stellung, die ihr Name erweckt. Sie waren wohl für künftige Offiziere be-
stimmt, aber im Wesentlichen humanistische Unterrichtsanstalten, deren Lehrer
dem geistlichen Stande angehörten. Schon das Alter der Zöglinge – es waren
meist Knaben vom neunten bis zum fünfzehnten Lebensjahre – schloß eine rein
fachliche Bildung aus. Es überwog also der sprachlich-grammatische Unterricht,
dessen Grundlage das Lateinische bildete. Diese Seite des Lehrgangs bereitet
aber Napoleon wenig Freude. Es fehlt ihm jedes Verständniß für die mannig-
fachen Abwandlungen der Formenlehre und für die feinen Unterscheidungen
der Satzlehre. Besonders am Lateinischen, dessen Kenntniß ihm für einen
Offizier überflüssig erscheint, kann er kein Gefallen finden. Das Französische
dagegen lernt er mit erstaunlicher Schnelligkeit, jedoch mehr durch den Um-
gang und durch eifrige Lectüre als durch den schulmäßigen Betrieb. Damit

<"page199">

mag es zusammenhängen, daß er in die Geheimnisse der französischen Recht-
schreibung nie völlig eingedrungen ist. Die Lernbegierde des Knaben
findet nur in den realistischen Fächern ihre volle Befriedigung. Mächtig
fühlt er sich zur Geschichte hingezogen, die dereinst für ihn eine Schule der
Politik werden soll. Voll Begeisterung liest er die Lebensbeschreibungen
großer Männer; die Werke Plutarchs verschlingt er und macht sie sich dauernd
zu eigen. Vor Allem zeichnet er sich in der Mathematik und in der Erd-

kunde aus: diese beschäftigt trotz ihrer trockenen Behandlung seine Einbildungs-
kraft, die gern in die Ferne schweift, jene fesselt seinen scharfen Verstand
durch den straffen Aufbau und das eherne Gefüge ihrer Sätze. In seiner
Vorliebe für diese Wissenschaften bestärkt ihn noch ihre hohe Bedeutung für
seinen künftigen Beruf. Unverkennbar treten jetzt seine soldatische Neigung
und Begabung hervor. In den Kriegsspielen, mit denen sich die Zöglinge
in den Freistunden unterhalten, legt er ein solches Geschick an den Tag,
daß sich seine Genossen gern seiner Führung anvertrauen, obwohl er sie
sonst durch die Seltsamkeit seines Wesens abstößt. Mürrisch, finster,
unnahbar steht er ihnen gegenüber, stets ist er gewappnet, zum Angriff
und zur Abwehr bereit; keine Unbill, die ihm widerfährt, läßt er un-
gestraft. So lebt er mit seiner Umgebung auf beständigem Kriegsfuß. Er
fühlt sich nur als Corse und haßt die Franzosen sammt und sonders als
Bedränger seines Vaterlandes. All sein Sehnen ist auf die Befreiung der
Heimat gerichtet. Mit seinem Abgott Paoli, dem besten Manne seines
Volks, gedenkt er dereinst das heilige Werk zu vollbringen. Denn schon
regt sich mit seiner Vaterlandsliebe seine Ruhmbegierde, durch Plutarchs
Lebensbeschreibungen genährt. Die großen Namen des Alterthums, denen
er nacheifert, führt er stets im Munde. Den kühnen Träumen seines
Ehrgeizes nachzuhängen, das ist für ihn der höchste Reiz der Einsamkeit,
in die er so gern flüchtet. Der ernste und verschlossene Knabe, der alle
kindlichen Züge abgestreift hat, erscheint schon wie eine vollendete Persön-
lichkeit. Die ganze Frühreife des Kriegsschülers von Brienne tritt in
einem Briefe des kaum Fünfzehnjährigen an seinen Onkel Fesch hervor.
Mit schneidender Schärfe verurtheilt er den Entschluß seines älteren
Bruders, anstatt der geistlichen die militärische Laufbahn einzuschlagen.
Joseph darf nicht Offizier werden, weil ihm alle kriegerischen Eigenschaften
fehlen; er soll dem Berufe folgen, für den er bestimmt ist, dann kann er
dank der mächtigen Fürsprache, deren er sich erfreut, Bischof werden und
seine zahlreichen Geschwister versorgen. Klingt diese Sprache nicht, als ob
Napoleon schon das Familienhaupt der Bonaparte wäre, die nach seiner
Pfeife tanzen müssen? Und weisen der gebieterische Ton, die unfehlbare
Bestimmtheit, die unerbittliche Folgerichtigkeit dieser Zeilen nicht schon auf
den wuchtigen Stil des Herrschers hin?
Mit selbstherrlicher Geringschätzung spricht er in diesem Schreiben
über die windigen Infanterielieutenants, die nur im Pflastertreten, in

<"page200">

nichtsnutzigen geselligen Künsten, im Drechseln süßlicher Artigkeiten ihren
Lebensberuf sehen. Denn er ist stolz darauf, daß er einer Truppengattung
angehören soll, in der nur die Tüchtigkeit Aussicht auf Beförderung ge-
währt; hat er sich ja für die Artillerie entschieden, für die ihn seine mathe-
matische Begabung trefflich befähigt. Ihr verdankt er es auch, daß er in
die Auslese kriegerischer Jugend aufgenommen wird, die ihre Ausbildung
auf der Pariser Kriegsschule empfängt. Auch diese Anstalt ist keine bloße
Fachschule, selbst in dem gesonderten Lehrgang, der für die Artillerie vor-
bereitet, ist sprachlicher und geschichtlicher Unterricht vorgeschrieben; doch
tritt er gar sehr hinter den mathematischen zurück, dem allein die Hälfte
der Lehrstunden zugewiesen ist. Dazu gesellt sich schon die theoretische und
praktische Unterweisung über rein militärische Dinge. Auch leiten Offiziere
die Verwaltung der Schule, und die Zöglinge bilden eine wohlgegliederte
Soldatenschaar. Wie wenig stimmt aber zu diesem militärischen Zuschnitt
der Anstalt der Lurus, von dem die Schüler umgeben sind! Sie hausen
in einem stattlichen Palast, empfangen eine ausgesuchte und mannigfaltige
Kost, haben eine zahlreiche Dienerschaft zu ihrer Verfügung. Die Schuld
an dieser sinnlosen Vergeudung trägt nicht zum mindesten die zarte Rücksicht
auf die Zahlschüler von hohem Adel. Obwohl sie gegenüber den Freischülern
nur eine verschwindende Minderheit bilden, wird doch die Einrichtung der
Anstalt nach ihren anspruchsvollen Lebensgewohnheiten gestaltet. Napoleon hat
später über den üppigen Haushalt der Pariser Kriegsschule den Stab gebrochen,
indem er mit Recht auf die bescheidenen Verhältnisse hinweist, aus denen der
größte Theil der Schüler stammte und mit denen er sich dereinst begnügen
sollte. Als Zögling aber läßt er sich die reiche Lebenshaltung gern gefallen.
Vor Allem aber behagen ihm die militärische Organisation der Anstalt und
ihr durchaus weltlicher Charakter. Er erscheint jetzt glücklicher und zu-
friedener, gegen seine Kameraden ist er zugänglicher und schließt mit einigen
eine innige Freundschaft. Stand er in Brienne der Gesammtheit seiner
Genossen nur als Corse, nur als Feind gegenüber, so milderte sich in
Paris die Schärfe dieses Gegensatzes. Mit der Mehrheit der Zöglinge
hat er nun einen gemeinsamen Gegner, nämlich die übermüthigen Herrchen
von hohem und höchstem Adel. Sie reiben sich gerne an den Söhnen der
„Junker“ im Vertrauen auf die Unverletzlichkeit, die ihnen ihre Geburt
verleiht. Aber die Angegriffenen setzen sich zur Wehr, und als einer der
Schlagfertigsten erweist sich in Wort und That Napoleon. Wie wenig
bedeutet ihm aber die Zusammengehörigkeit des Standes, wenn sein reiz-
bares Nationalgefühl verletzt wird! Er rast, sprudelt heftige Worte heraus
und greift zu seinem Stoßdegen. Auch in Paris beschäftigt er sich wachend
und träumend mit der Befreiung der Heimat. Er möchte seine hohe Auf-
gabe gern durch ein Gedicht verherrlichen, aber über den Anfang des Werks,
eine abgedroschene poetische Einkleidung, kommt er nicht hinaus; es erscheint
ihm im Traume, wie er erzählt, das Vaterland und überreicht ihm den

<"page201">

Dolch mit den Worten: „Du sollst mich rächen!“ Wie könnte er diese
Mahnung besser erfüllen, als durch die willige Unterordnung unter den
edlen Paoli! Ihren vereinten Kräften muß es gelingen, das französische
Joch zu brechen; das ist noch jetzt seine zuversichtliche Hoffnung. Der
schwärmerische Freiheitskämpe, der sich schon auf der Schulbank als der
Verbündete des corsischen Nationalhelden gebärdet, wird für die Kameraden
eine willkommene Zielscheibe ihres Witzes. Einer unter ihnen geißelt den

Lieblingsplan Napoleons in einer treffenden Caricatur, die uns noch er-
halten ist. Sie stellt ihn dar, wie er voll finsterer Entschlossenheit mit
mächtigen Schritten hinwegstürmt, obwohl ihn eine kleine Gestalt, die sich
auf seine Hüfte stemmt – vielleicht ein Professorlein – an seiner Perücke
zurückzuhalten sucht. Unter der Zeichnung stehen die Worte: „Buonaparte,
eile, fliege Paoli zu Hilfe, um ihn den Händen seiner Feinde zu entreißen."
Die leidenschaftliche Entschiedenheit seines Nationalgefühls erregt nicht allein
den Spott seiner Mitschüler, sondern zieht ihm auch einen Verweis seiner
Vorgesetzten zu; sie stellen ihm vor, daß er sich schon aus Dankbarkeit gegen
den König, der ihn auf der Schule erhalte, in seinen patriotischen Kund-
gebungen mäßigen müsse.
Wenn Napoleon trotz seiner herausfordernden Aeußerungen über die
neuen Herren von Corsica eine so milde Rüge erhält, so verdankt er es
der Rücksicht auf sein eifriges Streben und tüchtiges Können. Schon
entwickelt er jenen rastlosen, unermüdlichen Fleiß, von dem er nie mehr
lassen sollte. Jeder Vorwand ist ihm recht, sich stundenlang in die Ein-
samkeit zurückzuziehen, um sich seinen Studien zu widmen. Zugleich nimmt
er an dem Lehrgang, dem er angehört, den regsten Antheil. Nur einem
Unterrichtsgegenstande, der deutschen Sprache, bringt er ein so geringes
Interesse entgegen, daß sich der Lehrer, ein Elsässer, sehr wegwerfend über
seine Fähigkeit ausspricht. Im Französischen dagegen versucht er sich schon
als Verse- und Reimschmied, allerdings mit mäßigem Erfolge. Seine
Prosa aber zeigt schon jenen entschiedenen und feurigen Zug, es ist der
Stil, den sein Professor „als Granit, an einem Vulkan erhitzt," bezeichnet.
In der Geschichte, für die er nach wie vor eine große Vorliebe hegt,
überrascht er seinen Lehrer durch seine scharfe Auffassung, durch sein tief
eindringendes Verständniß. Dieser Herr will sogar die Laufbahn seines
Zöglings mit den Worten vorhergesagt haben: „Bonaparte ist Corse von
Charakter wie von Nation, und er wird es weit bringen, wenn ihn die Um-
stände begünstigen." Aber solche Urtheile sind mit starkem Mißtrauen auf-
zunehmen, denn sie werden oft erst nachträglich, nicht über den Werden-
den, sondern über den Gewordenen gefällt und dann unbedenklich in eine
frühere Zeit zurückverlegt. Ein zuverlässigeres Zeugniß liegt für seine
Leistungen in der Mathematik vor: er bewältigt den Lehrstoff, den sich
die Mehrheit der Schüler erst in drei bis vier Jahren aneignet, in zehn
Monaten. Nach dieser kurzen Vorbereitungszeit legt er vor einem ge-

<"page202">

strengen Eraminator, dem Verfasser der Mechanik des Himmels, eine so
glänzende Prüfung ab, daß er nicht erst wie viele seiner Kameraden auf
eine Artillerieschule geschickt, sondern sofort zum Lieutenant befördert wird.
(September 1785.)
Der junge Offizier soll, als er die Kriegsschule verließ, jenes Zeugniß
erhalten haben, das einige Grundzüge seines Wesens, seinen Eigensinn,
Hochmuth, Egoismus, so treffend kennzeichnet und ihn der Gunst seiner
Vorgesetzten empfiehlt. Obwohl es in einem sehr verdächtigen Ouellen-
werke veröffentlicht wurde, ging es dennoch fast in alle Lebensbeschreibungen
Napoleons über; der Scharfblick, der den springenden Punkt im Charakter
des Corsen erkannte, schien für die Echtheit der Urkunde zu sprechen.
Aber die Verwaltung der Kriegsschule stellte nicht solche Zeugnisse aus,
sie ertheilte den Zöglingen, die die Prüfung bestanden hatten, nur die
kurze Bescheinigung, daß sie zur Aufnahme in ein Regiment befähigt
VMUEN..
Napoleon tritt in das Regiment La Fère zu Valence ein. Er hat
allen Grund, mit seiner Garnison und seinem Truppentheil zufrieden zu
sein. Valence liegt in einer schönen Landschaft, in die er als eifriger
Fußgänger gern hinauswandert, und erfreut sich zu jener Zeit manches
geselligen Kreises, in dem er sich trotz seines scheuen, verschlossenen Wesens
wohl fühlt. In seinem Regiment findet er liebenswürdige Vorgesetzte,
die sich des jungen Lieutenants wacker annehmen, und entgegenkommende
Kameraden, zwischen denen ein herzliches Einvernehmen und ein gemüth-
licher, bisweilen ausgelassener Ton herrscht. Vor Allem erhält er bei
diesem Regiment eine treffliche Ausbildung in seiner Waffe. Die
artilleristische Belehrung baut sich aber auf einer breiten wissenschaftlichen
Grundlage auf; er wird auch in die höhere Mathematik, in die Grundzüge
der Physik und Chemie eingeführt.
Ein wie eifriger Jünger der Kriegswissenschaft, ein wie pflichteifriger
Offizier Napoleon auch ist, die soldatische Beschäftigung füllt nicht seinen
reichen Geist aus. Erst, wenn er nach gethanem Dienst in die Einsam-
keit seines Zimmers zurückkehrt, beginnt sein liebstes Tagewerk. Da er-
wartet ihn seine kleine Büchersammlung, in der Uebersetzungen aus der
antiken Litteratur mit französischen Meisterwerken vereinigt sind, und wie
dürftig auch sein Einkommen ist, zur Mehrung dieses Schatzes muß es
immer hinreichen. Das ist die Welt, in der er seine reinsten Freuden
findet. Schon bewährt er sich als Meister in der „Kunst des Lesens".
Mit scharfem Blick erfaßt er den innersten Kern einer Darstellung; er
sondert das Wichtige aus, entdeckt die Sprünge und Widersprüche des
Gedankengangs, und was er mit offenen Sinnen aufgenommen, das bleibt
ihm ein Besitzthum für immer. Durch Auszüge und Ausarbeitungen
ringt er sich zur völligen Klarheit durch oder unterstützt er sein Gedächtniß,
das trotz seiner Zuverlässigkeit ein so bewährtes Hilfsmittel nicht verschmäht.

<"page203">

Auf diesem Wege dringt er zu Valence in die Werke Rousseaus ein, ver-
senkt er sich ganz und gar in dessen Gedankenwelt. Der edle Schwärmer
fesselt ihn nicht allein durch seine feurige Beredsamkeit und seine blendende
Beweisführung, durch seine glühende Begeisterung für Freiheit und Unab-
hängigkeit, sondern auch durch jene weltschmerzliche Stimmung, der die
corsische Schwermuth so gern entgegenkommt. Wenn Napoleon in die
Klage ausbricht, daß er unter den Menschen immer allein sei, wenn er

sie „gemein, feig, kriechend, so entfernt von der Natur“ nennt, so klingt
in diesen Worten die Sprache Rousseaus wieder. Der junge Corse ver-
ehrt aber in dem Genfer Weisen vor Allem den Bewunderer seines Volkes.
Mit welchem Entzücken liest er jene Stelle im „Gesellschaftsvertrag“, in
der Rousseau „die Kraft und die Ausdauer“ rühmt, „mit der dieses tapfere
Volk seine Freiheit zu erlangen und zu vertheidigen gewußt hat,“ und in
der er seine Ahnung ausspricht, „daß diese kleine Insel eines Tages
Europa in Erstaunen setzen wird“!
Die Liebe zur Heimat ist nun einmal die mächtigste Triebfeder seines
Wesens, die unumschränkte Gebieterin seiner Neigungen und Beschäftigungen.
Er vertieft sich zu Valence in die Vergangenheit seines Vaterlandes; denn
er will der Geschichtschreiber Corsicas werden, schon beginnt er die Vor-
studien für sein Werk. Während dieser Arbeit ergreift ihn die Verzweiflung
über die Knechtschaft seines Volkes so mächtig, daß er sich zeitweise mit
Selbstmordgedanken trägt, daß er die Worte niederschreibt: „Der gute
Patriot muß sterben, wenn er kein Vaterland hat.“ Und zugleich regt
sich immer stürmischer seine Sehnsucht nach der schönen Insel, die er schon
über sieben Jahre nicht gesehen. Aber erst am Ende des ersten Dienst-
jahres darf er Urlaub erhalten. Wie freut er sich daher, daß er in einem
Flecken bei Valence einen Landsmann trifft, der nicht müde wird, mit ihm
von der süßen Heimat zu schwärmen! Ein Künstler ist es, der ihn ganz
in sein Herz schließt und mit seinem Zeichenstift die Züge des „lieben
Freundes“ festhält. So entsteht ein Bildniß von ganz eigenartigem Reiz:
schlichtes Haar senkt sich über den Nacken hinab und beschattet tief die vor-
gewölbte Stirn, zu dem durchdringenden Adlerauge und der edel geschwungenen
Nase gesellen sich ein trotziger Mund und ein kräftiges Kinn, das Ganze
der Ausdruck zugleich zielbewußter Entschiedenheit und sinnenden Ernstes.
Nicht allein das trauliche Gespräch mit dem Landsmann, sondern
auch der lebhafte Briefwechsel mit seinem älteren Bruder lenkt Napoleons
Gedanken immer wieder nach Corsica. Mit welcher Wärme schildert ihm
Joseph die malerische Lage der Vaterstadt an dem reizenden Golf, die
Ppige Vegetation der Insel und den berauschenden Duft der Myrten-
und Orangenbäume Wenn Napoleon sich vergegenwärtigt, daß er in
"enigen Monaten diese prangende Stätte seiner Kindheit wiedersehen soll,
Än erfüllt ihn, wie er gesteht, die frohe Ahnung eines ungetrübten
Glücks. Und in der That beginnt für ihn, sowie er das corsische Gestade

<"page204">

betritt, eine selige Zeit. Im Kreise der Seinen findet er die innige Liebe
wieder, die er so lange schmerzlich entbehrt hat. Als Schüler Rousseaus
versenkt er sich mit zarter Empfindsamkeit in die lieblichen und in die
düsteren Reize der heimischen Landschaft und belauscht ihre Geheimnisse
am liebsten in völliger Einsamkeit, oder er erfreut sich auf seinen Wanderungen
durch Berg und Thal an den einfachen Sitten der Bauern und Hirten,
die noch an den Naturzustand gemahnten.
Aber der Neigung Napoleons zum Schwärmen und Träumen steht
sein reger Schaffenstrieb gegenüber. Eine stattliche Reihe von Büchern
hat er nach Corsica hinübergebracht, um während seines Urlaubs fleißig zu
arbeiten. Auch geht er seiner Mutter in der Leitung des Hauses mit
praktischem Sinne zur Hand. Sein Vater, im blühenden Mannesalter durch
ein tückisches Leiden dahingerafft, hat die Seinigen in schlimmer Lage
zurückgelassen. Denn er war einer jener Phantasten, die allerlei Unter-
nehmungen wagen, obwohl sie nicht zu rechnen verstehen; auch gab der
gastfreundliche Mann mit den Neigungen eines großen Herrn stets mehr
aus, als er einnahm. Nur der weitgehendsten Sparsamkeit seiner Wittwe
und ihres Berathers, des greisen Großoheims Lucian, gelingt es, die
große Familie über Bord zu halten und die zerrütteten Vermögensverhältnisse
der Bonaparte allmählich zu ordnen. Der alte Herr wird aber durch die
Gicht völlig gelähmt, sein Neffe Joseph, der ihm zur Seite steht, geht nach
Pisa, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Da tritt Napoleon an die
Stelle des Bruders und arbeitet sich schnell in eine Beschäftigung ein, die
ihm ganz fern liegt. Er befaßt sich besonders mit der Bewirthschaftung
der Maulbeerpflanzung, die sein Vater im Auftrage des Staates angelegt
hat. Die französische Regierung gedachte nämlich, die Corsen für die Cultur
dieses Baumes zu gewinnen, fand aber für ihre wohlwollende Absicht bei
der Bevölkerung kein Verständniß. Infolgedessen stellt sie die Zahlungen
ein, zu denen sie sich Carl Bonaparte gegenüber verpflichtet hat. Aber
Napoleon setzt alle Hebel in Bewegung, um die noch rückständige Summe
zu erlangen. Zuerst bestürmt er den Intendanten der Insel mit seinen
Eingaben, ohne Erfolg. Deshalb reist er nach Paris, belagert die Minister
und die Bureaur, spart nicht die großen Worte und bewährt in der Rolle
des Bittstellers dieselbe Unverfrorenheit und Zähigkeit wie einst sein Vater;
er wird jedoch mit leeren Versprechungen abgespeist. Napoleon benutzt aber
auch seinen Aufenthalt in Paris, um die Vergnügungen des Seinebabels
lennen zu lernen. Er besucht nicht allein die Theater, sondern er mustert
auch die Schönen des Palais royal. Aber er betreibt, wie eine gar seltsame
Aufzeichnung in seinen Papieren zeigt, seine Studien in dem modernen
Paphos mit einem so pedantischen Ernst, als ob er nur eine Abart seiner
Wißbegierde befriedigen wollte. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in
Paris sucht er wieder seine Heimat auf und bleibt in Ajaccio bis zur
Rückkehr seines Bruders. Beinahe zwei Jahre (vom 1. September 1786

<"page205">

bis zum 1. Juni 1788) kann er sich infolge der wiederholten Verlängerung
seines Urlaubs dem Dienste entziehen. Das war etwa damals im franzö-
sischen Heere kein alleinstehender Fall; manche Offiziere verstanden es, diese
Vergünstigung so oft zu erlangen, daß die Abwesenheit von der Garnison
für sie zur Regel, die Anwesenheit zur Ausnahme wurde. Und es er-
folgten so zahlreiche Beurlaubungen, daß beim Regiment La Fère im April
1789 von 20 Lieutenants zwölf, von 18 Hauptleuten 8 fehlten.

Als Napoleon endlich wieder in den Dienst eintritt, trifft er seinen
Heerestheil in einer anderen Garnison, zu Auronne an der Saône. Hier
erkrankt er, da sich in der Umgebung weite Sümpfe ausbreiten, an einem
heftigen Fieber, das ihn während des ganzen regenreichen Herbstes plagt.
Und als er beim Beginn der trockenen Jahreszeit gesundet, hat er noch
lange unter einer starken Reizbarkeit zu leiden. Trotzdem stürzt er sich
mit einem wahren Heißhunger in die Arbeit. Doch führt er nicht jenes
Einsiedlerleben, das ihm die Ueberlieferung zuschreibt. Der kleine Lieutenant,
der „die göttliche Freundschaft“ so begeistert preist, nimmt an den Zusammen-
künften der Kameraden gern und nicht selten mit überschäumender Jugend-
lust Theil. Wie hätten ihm auch sonst seine Gefährten eine besonders für
ihren geselligen Verkehr bedeutsame Aufgabe übertragen! Er sollte eine
neue Verfassung für die „Calotte“ ausarbeiten. Das war ein Sitten-
gericht, das die Lieutenants unter sich bildeten; es rügte jedes Ver-
gehen der Kameraden gegen den guten Ton, schützte sie aber zugleich gegen
die Ausschreitungen der Vorgesetzten. Die Calotte bedurfte aber einer
gründlichen Erneuerung, die ihre Auswüchse beseitigte. Napoleon löst diese
Aufgabe, die er als eine „ehrenvolle und mühselige“ bezeichnet, mit einem
heiligen Ernst. Dabei verfällt er in jenen feierlichen Ton der Darstellung,
der wie auf Stelzen einherschreitet. Er vergreift sich auch vollständig in
der Form seiner Arbeit; anstatt einer knappen, scharfen, übersichtlichen
Zusammenfassung seiner Gedanken liefert er eine umständliche Abhandlung.
Völlig unangebracht erscheinen sowohl die logischen Herleitungen nach der
Art Rousseaus als auch das prahlerische Aufgebot seiner jungen Gelehrsam-
keit. Auch im Ausdruck weiß er nicht das rechte Maß zu halten. Er
schrickt nicht vor den kühnsten Bildern, den seltsamsten Vergleichen zurück.
Die üppigen Blüthen seines Stils häuft er besonders an der Stelle, wo
er von der Wachsamkeit des Vorsitzenden der Calotte spricht. „Die Nacht,“
ruft er aus, „hat keine Finsterniß für ihn. Die durchbohrenden Augen des
Adlers, die hundert Köpfe des Argos würden ihm kaum genügen, um alle
seine Pflichten zu erfüllen.“ Und nun verleitet ihn die Erinnerung an
das Schicksal jener mythologischen Gestalt zu einer wahrhaft ungeheuerlichen
Forderung. „Wenn der Vorsitzende,“ so fährt er fort, „jemals wie dieser
einschliefe, so müßte man ihm dasselbe Geschick bereiten und sich mit dem
Schwerte des Gesetzes bewaffnen.“ Ueberall tritt die jugendliche Ueber-
treibung hervor, sowohl in den hochgespannten Ansprüchen, die er an den

<"page206">

Vorsitzenden stellt, als auch in den durchgreifenden Sicherheitsmaßregeln,
die er gegen dessen Pflichtverletzungen und Uebergriffe vorschlägt. Daher
erregt die Denkschrift Napoleons unter den spottlustigen Kameraden ein
unbändiges Gelächter. Der Ausschuß aber, der die Arbeit zu prüfen hat,
verwirft sie nicht in Bausch und Bogen, er sondert den Weizen von der
Spreu. Und in der That enthält die Denkschrift manche treffliche Ansicht,
die sich für die Verbesserung der Calotte wohl verwenden ließ. So zeigt
Napoleon, wenn er das Duell als lächerlich und barbarisch bezeichnet und
den Vorsitzenden auffordert, der Rauflust der Kameraden entgegenzutreten,
einen freieren Blick als die „leitenden“ Kreise der Gegenwart.
Napoleon vollendet unter den mannigfaltigen Arbeiten und Interessen,
die ihn in Auronne fesseln, seine artilleristische Ausbildung. Er nimmt
an den praktischen Uebungen und an den theoretischen Unterweisungen den
eifrigsten Antheil und ergänzt seine Kenntnisse durch ein eindringliches
Selbststudium. Kaum hat er die Dinge erfaßt, so beherrscht er sie schon
mit der Sicherheit und Gewandtheit langjähriger Erfahrung und strebt
über die alten Geleise hinaus. So lenkt er die Aufmerksamkeit seiner
Vorgesetzten auf sich und wird als einziger Offizier seines Grades in eine
Commission zur Prüfung einer artilleristischen Frage aufgenommen. Auf
diese Auszeichnung ist er, wie ein etwas ruhmrediger Brief an seinen Oheim
Fesch zeigt, nicht wenig stolz; die Eifersucht der Kameraden ficht ihn nicht
an, denn „dergleichen giebt sich mit der Zeit“.
Während sich Napoleon in seiner stillen Garnison ganz in seine Arbeiten
vergräbt, wächst draußen die Aufregung von Tag zu Tag. Auch die Harm-
losesten müssen erkennen, daß sich Frankreich inmitten einer gefährlichen
Revolution befindet. Selbst in dem abgelegenen Auronne erhebt sich das
Volk. Flußschiffer und Lastträger schaaren sich zusammen, läuten die Sturm-
glocke, erhalten Zuzug vom flachen Lande. Die Menge stürzt sich auf die
Steuerämter, zerreißt die Steuerlisten, brandschatzt einzelne reiche Bürger.
Das Regiment La Fère wird gegen die Empörer aufgeboten, sieht aber
unthätig den Ausschreitungen zu; nur der entschlossenen Haltung der Bürger
gelingt es, die Ruhe wieder herzustellen. Einige Wochen darauf gehen die
Soldaten zu einer offenen Meuterei über; sie ertrotzen die Auslieferung
der Strafkasse und feiern ihren Sieg mit einem großen Gelage. Als
Offizier verurtheilt Napoleon diese Zuchtlosigkeit aufs Schärfste und theilt
den tiefen Haß seines Standes gegen die Canaille, aber als Corse erhofft
er von der Bewegung, die Frankreich in seinen Grundfesten erschüttert, die
Befreiung seines armen Vaterlandes. Es duldet ihn nicht mehr in seiner
Garnison, er muß in seine Heimat hinübereilen. Ohne Schwierigkeit erlangt
er selbst in dieser unruhigen Zeit einen halbjährigen Urlaub.
Mit welcher geistigen Rüstung, mit welchen politischen Anschauungen
tritt der junge Offizier in die Revolution ein? Napoleon hat die lückenhafte
Bildung, die er auf der Schule erworben hat, zu Auxonne besonders durch

<"page207">

ein eingehendes Studium der Geschichte ergänzt; denn diese Wissenschaft
ist für ihn „die Fackel der Wahrheit, die mit ihrem Lichte die Vorurtheile
vernichtet“. Er hat in dieser Garnison fast ausschließlich historische Werke
mit der Feder in der Hand durchgearbeitet. Theils begnügt er sich, die
nackten Thatsachen, die ihm bedeutsam erscheinen, zu verzeichnen, theils
hebt er geschickt den Kern dieses oder jenes Abschnittes in zusammenhängender

Darstellung heraus. So kennzeichnet er in einer hübschen Skizze den großen
Emporkömmling O. Cromwell. Auch theilt er selbstständige Auffassungen
und Urtheile mit, in denen er bisweilen den Nagel auf den Kopf trifft.
Mit besonderer Vorliebe dringt er in die Entwickelung der alten Welt ein,
die ihn durch ihre heroischen Thaten anzieht und die seinen republikanischen
Neigungen mehr entspricht. Seine Studien umfassen aber auch das Mittel-
alter wie die Neuzeit bis in die jüngste Vergangenheit hinein. Und überall
erregt in hohem Grade die Verfassung und Verwaltung seine Wißbegierde,
mag es sich um die Einrichtungen des Perserreiches oder der hellenischen
Gemeinwesen, um das Lehnswesen oder die englische Constitution, um die
venetianische Adelsherrschaft oder das bunte Durcheinander feudaler und
moderner Staatsformen in dem zeitgenössischen Frankreich handeln. Selbst
in die Finanzverwaltung, besonders in die Einzelheiten des französischen
Staatshaushaltes vertieft er sich; er macht sich mit den verschiedenen Kassen
und Abgaben, mit der Höhe der Staatseinnahmen und.Ausgaben vertraut.
Sogar der nüchterne Zahlenbericht, den Necker bei der Eröffnung der Reichs-
stände über die finanzielle Lage Frankreichs erstattet, schreckt ihn nicht ab.
So verdankt Napoleon seinen historischen Studien eine Fülle politischen
Wissens, aber seine politischen Ansichten bleiben zunächst von den Lehren
der Geschichte unberührt. Schon voreingenommen, von einer abstracten
Theorie ganz und gar erfüllt, tritt er an die Vergangenheit heran. Er
hat sich den geschichtswidrigen Constructionen Rousseaus als begeisterter An-
hänger angeschlossen. Des Meisters Lehren über die Begründung des
Staates durch den Gesellschaftsvertrag und über die Entstehung der Ungleichheit
durch das Eigenthum bilden sein politisches und sociales Evangelium. In
mannigfacher Abwandlung trägt er die Lehren Rousseaus vor, bald in
scharfer logischer Ableitung, bald mit feurigem Schwunge; bald führt ihm
sein warmes Mitgefühl mit den Unterdrückten, bald seine tiefe Entrüstung
gegen den Herrenstand die Feder. Ob er für seine Stammesgenossen das
Recht des Aufstandes oder für die Mitglieder der Calotte die unbedingte
Gleichheit verlangt, überall beruft er sich auf die Lehren des Genfer Philo-
sophen, wenn er ihn auch nicht immer nennt. Selbst seine historischen
Auszüge verbrämt er nicht selten mit den Schlagworten seines Meisters.
Napoleon erstrebt also einerseits in rastloser Arbeit die Erkenntniß der
Wirklichkeit, andererseits giebt er sich philosophischen Constructionen hin, die
der realen Grundlage entbehren. Noch ruhen in dem Jüngling diese Gegen-
sätze friedlich nebeneinander. Aber sobald er aus dem Bannkreise seiner

<"page208">

Bücher heraustritt und handelnd in die Geschichte seiner Heimat eingreift,
gewinnt die realistische Seite seines Geistes die Oberhand. Da sinken
Rousseaus Luftschlösser vor seinem durch die Erfahrung geschärften Blicke
in ein Nichts zusammen, und die abgöttische Verehrung seines Lehrers schlägt
in ihr völliges Gegentheil um. Er nennt ihn später einen Ideologen, einen
Schwätzer, einen Narren und stellt seine jugendliche Begeisterung für ihn
völlig in Abrede. Aber wie sehr er sich auch dem Philosophen entfremdet,
den Gedanken, der den Angelpunkt in Rousseaus politischer Lehre bildet,
hält er für immer fest. Es ist der Gedanke der Volkssouverainetät, den
er schon als blutjunger Lieutnant zu Valence nach der Richtung despotischer
Staatsallmacht fortgebildet und den er später in demselben Sinne ver-
wirklicht hat.
Nächst den Schriften Rousseaus hat das berühmte Werk des Abbé
Raynal: „Die philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen
und des Handels der Europäer in den beiden Indien“ den größten Einfluß
auf seine Entwickelung ausgeübt. Der Abbé gewinnt schon als warmer
Freund der Corsen und ihrer Freiheitsbestrebungen die Zuneigung Napoleons.
Aber er fesselt ihn auch durch seine hohe Begeisterung für Freiheit und
Menschlichkeit, durch seine feurige Darstellungsweise, durch seine zündenden
Schlagworte. So wiederholt denn Napoleon bestimmte Lieblingsgedanken
Raynals nicht selten mit den gleichen oder ähnlichen Wendungen. Wenn
er den unterjochten Völkern die heilige Pflicht der Erhebung einschärft und
die öffentliche Meinung als das Palladium der Freiheit preist, dann glauben
wir den Verfasser der berühmten Colonialgeschichte zu hören. Er wandelt
auch in den Fußstapfen Raynals, wenn er die Tugend und ihr menschen-
freundliches Walten über das Genie stellt, die Eroberer verabscheut, die
Kriege zum Besten einer Herrscherfamilie verdammt. Welcher Gegensatz
zwischen den Ideen des Jünglings und den Thaten des Mannes!
Als Schüler Rousseaus und Raynals ist er ein geschworener Feind
von Thron und Altar. Mit den Beweisgründen dieser Schriftsteller bekämpft
der sechzehnjährige Lieutenant in einem zu Valence verfaßten Aufsatz das
Christenthum. In diesem schnell hingeworfenen Ergusse, der sich mehr durch
seine Entschiedenheit, als durch Klarheit und Folgerichtigkeit auszeichnet,
gelangt er zu dem Ergebniß, daß diese Religion in Lehre und Verfassung
mit der Staatseinheit unvereinbar sei, daß sie nach ihrer gesammten
Richtung Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, gegen das öffentliche Wohl
hervorrufen müsse. Deshalb trägt er kein Bedenken, für die römischen
Kaiser gegen das Christenthum, das sie verfolgt haben, Partei zu ergreifen.
Die Regierung darf nach seiner Ansicht nur ein solches Bekenntniß dulden,
das sich ihren Geboten völlig fügt, sie muß selbst für ihre ungerechten Be-
fehle von der Geistlichkeit unbedingten Gehorsam verlangen. Enthalten
nicht diese Sätze mit ihrer maßlosen Ueberspannung des Staatsbegriffes
wie im Keime die Grundzüge seiner späteren Kirchenpolitik? – Napoleon

<"page209">

befürwortet den weitgehendsten Despotismus des Staates gegen die Kirche,
obwohl er stets die Freiheit im Munde führt, obwohl er den Despotismus
der Könige verabscheut. Als er zu Auronne den Plan faßt, diese Regierungs-
form zum Gegenstande einer Abhandlung zu machen, schreibt er gleichsam
als Leitsatz seiner Arbeit die Worte nieder: „Es giebt nur sehr wenige

Könige, die eine Entthronung nicht verdient hätten.“ In einer Stelle
seiner Briefe über Corsica warnt er am Vorabend der Revolution „die stolzen
Tyrannen der Erde“ vor der Gefahr, die ihnen von ihren Unterthanen
droht. „Vorurtheil, Gewohnheit, Religion,“ ruft er aus, „sind schwache
Schutzwehren. Euer Thron stürzt zusammen, wenn Eure Völker sich be-
trachtend jemals zu sich sagen: „Auch wir sind Menschen.“ Und als dann
die Revolution ihre entscheidenden Schläge gegen das Königthum und die
Bevorrechteten führt, preist er sie als die Morgenröthe einer neuen Zeit.
„In einem Augenblick“ – so lauten seine begeisterten Worte – „ist Alles
verändert. Aus dem Busen der Nation ist der elektrische Funke empor-
gesprungen. Sie hat sich wieder an ihre Rechte und an ihre Kraft erinnert.
Mensch, wie bist Du verächtlich in der Knechtschaft, groß, wenn Dich die
Liebe zur Freiheit entflammt! Die Vorurtheile schwinden, Deine Seele
schwingt sich auf, die Vernunft gewinnt ihre Herrschaft wieder. Zu neuem
Leben erweckt, bist Du in Wahrheit der König der Natur.“ Mit solchem
Entzücken verkündet er die Macht und die Herrlichkeit der Revolution in
der hochtrabenden Widmung, mit der er seine Briefe über Corsica dem
Abbé Raynal übersendet.
Welches Ziel verfolgt Napoleon mit diesem Werke? Schon lange
trägt er sich mit dem Plan, das harte Loos seines Volkes mit der mächtigen
Hülfe der öffentlichen Meinung zu mildern. Deshalb will er die traurige
Vergangenheit und Gegenwart seines Vaterlandes der Mitwelt in ergreifen-
der Schilderung vor Augen führen. Die frühere Geschichte der Insel
gedenkt er in kurzen Zügen, dagegen Paolis weise Regierung und die
Greuel der französischen Eroberung und Verwaltung ausführlich darzustellen.
„Den Griffel der Geschichte zu ergreifen,“ fühlt er sich trotz seiner Jugend
berufen, weil dieses Lebensalter durch den Muth der Wahrheit das
Mannesalter übertrifft. Er eröffnet seine Briefe über Corsica mit einem
sehr wirksamen Vorwort. „Schon von den Schrecken des Todes umgeben,“
legt ein greiser corsischer Freiheitsheld das Schicksal seines armen Vater-
landes, das nur die Mißbräuche der französischen Verwaltung kennen gelernt
hat, dem Minister Necker ans Herz. Von dem Staatsmanne, auf den
eine große Nation ihre Hoffnungen setzt, erwartet er Hülfe und Rettung
auch für die Insel, die nach einem corsischen Sprichwort „Gott geschaffen
und sofort vergessen hat“. Dieses Vorwort und die beiden ersten Briefe über
Corsica übersendet Napoleon dem Pater Dupuy, der ihn auf der Kriegs-
schule von Brienne im Französischen unterrichtet hat, mit der Bitte, sie
gründlich durchzusehen und zu verbessern. Den Inhalt findet der Mönch

<"page210">

vortrefflich, am Ausdruck dagegen hat er viel auszusetzen. So entspinnt
sich zwischen dem Lehrer und seinem ehemaligen Schüler ein Briefwechsel,
der für Art und Wesen des jugendlichen Stilisten sehr bezeichnend ist (Juli
und August 1789). Dupuy tadelt besonders die großen Worte, die nur zu
sehr den jungen Mann „verrathen“, obwohl doch ein Greis der Briefschreiber
sein soll. Er verurtheilt die herausfordernden Wendungen; so verlangt er
die Streichung der Sätze: „Die Könige herrschten und mit ihnen der
Despotismus“ und „Stolze Tyrannen der Erde, nehmt Euch in Acht“.
Napoleon möchte aber gerade diese kühnen Stellen nicht aufgeben, denn
die Lebhaftigkeit, die Wahrheit der Darstellung geht ihm über Alles.
Dupuy räth ihm jedoch dringend zur Mäßigung, denn eine so leidenschaft-
liche Sprache müsse den König reizen und damit das Loos Corsicas ver-
schlimmern. Napoleon beherzigt zwar, als er seine Darstellung verbessert,
manchen Tadel des Mönchs, er gestaltet den Ausdruck knapper und bestimmter,
mildert das dröhnende Pathos, aber den Angriff auf den Despotismus,
der dem alten Herrn am meisten mißfallen hat, behält er bei. Nur die
beiden ersten Briefe arbeitet er in dieser Weise um; der dritte kommt nicht
über den Entwurf hinaus. Die Erzählung schließt mit dem Jahre 1733
ab, in dem der Kaiser Karl VI. den Genuesen deutsche Hilfstruppen zur
Unterdrückung des corsischen Aufstands sandte. Es bleibt also der Theil
ungeschrieben, der den Schwerpunkt des Ganzen bilden sollte, die Ver-
herrlichung Paolis und die Kritik der französischen Herrschaft. Napoleon
zeigt, seitdem das politische Ziel, das er mit den Briefen über Corsica
verfolgte, durch die Revolution erreicht ist, nicht mehr das lebhafte Interesse
an der Vollendung des Werks. Besonders das Vorwort ist durch den Gang
der Ereignisse überholt, der „große“ Necker hat sich als recht klein erwiesen,
der Banquier hätte, wie der enttäuschte Patriot bitter bemerkt, nicht Staatsmann
werden, sondern lieber bei seinem Geldkasten bleiben sollen. Napoleon ersetzt
deshalb das Vermächtniß des greisen Corsen an den Minister durch jenes Wid-
mungsschreiben an den Abbé Raynal, in dem seine pathetische Beredsamkeit
wahre Triumphe feiert. Indem er die Entstehung seines Werks erzählt,
huldigt er zugleich dem Verfasser der Colonialgeschichte, preist die Revolution
und feiert die Verdienste Paolis. Vor Allem setzt er Raynal auseinander,
warum er seine Darstellung nicht über die beiden ersten Briefe hinausgeführt
habe: nach der Befreiung Corsicas sei eine Geschichte der Insel nicht mehr in
erster Linie eine patriotische Aufgabe, die besonders Muth erfordere, sondern
eine rein litterarische, die ein größeres Talent verlange, als er besitze.
Doch erklärt er sich bereit, das Werk zu vollenden, falls der Abbé es
wünsche. Welche Antwort er von ihm erhalten hat, ist unbekannt. Jeden-
falls faßt er später den Plan, die Briefe über Corsica fortzusetzen. Als
er, den Wirren der Heimat entrückt, wieder in seiner Garnison Auronne
weilt, will er die Geschichte Paolis schreiben, den die Revolution aus der
englischen Verbannung in die Heimat zurückgeführt hat. Aber er bemüht

<"page211">

sich umsonst, von dem Dictator Corsicas die für seine Aufgabe nöthigen
Papiere zu erlangen. Denn Paoli hat kein Vertrauen zur Geschicht-
schreibung der Jugend, zu dem Uebereifer des Heißsporns Napoleon. Und
als Joseph Bonaparte die Bitte des Bruders wiederholt, erhält er eine
schroffe Zurückweisung. „Ich habe,“ schreibt Paoli, „jetzt an Anderes zu

denken, als Schriften zu suchen und sie abschreiben zu lassen.“ So bleiben
die Briefe über Corsica ein Torso, und Napoleon denkt nicht an ihre
Veröffentlichung. „Ich hatte Recht,“ sagt er später, „sie nicht drucken zu
lassen, denn in dem Alter, in dem ich mich befand, hätte ich mich nur in
einem ausgefahrenen Geleise bewegen können.“ Und in der That zeigt der
junge Geschichtschreiber weder Selbstständigkeit der Forschung noch der Auf-
fassung. Er begnügt sich, den Stoff, den er zum größten Theil aus
Filippinis Geschichtswerk geschöpft hat, mit Betrachtungen in der Art
Rousseaus und Raynals zu versetzen und das Ganze in die Form „einer
patriotischen Declamation“ zu gießen, in der er die heroischen Tugenden
seines Volkes, die opferwillige Freiheits- und Vaterlandsliebe und den
unerschütterlichen Muth mit schmetternden Fanfaren verherrlicht. Die Dar-
stellung bewegt sich deshalb stets auf hohem Kothurn, nicht selten durch
Schwulst und Künstelei entstellt, aber immer voll Leben und Kraft.
Diese Licht- und Schattenseiten seines Stils treten am schärfsten in der
Geschichte des Sampiero und der Vanina hervor, die er mit besonderer
Vorliebe ausmalt. Der glühende corsische Patriot stößt seine Gattin nieder,
die sich, um die Zukunft ihrer Kinder zu sichern, gegen sein Verbot in
Unterhandlungen mit Genua eingelassen hat: konnte es einen günstigeren
Stoff für die Entfaltung seiner Rhetorik geben, als diesen Triumph der
Vaterlandsliebe!
Sein Studium der vaterländischen Geschichte hat außer den Briefen
über Corsica noch eine poetische Frucht gezeitigt, eine kleine Erzählung,
die wie die historische Darstellung unvollendet geblieben ist. Er läßt einen
Engländer, der auf dem Wege von Livorno nach Spanien auf die rauhe
Felsinsel Gorgona bei Corsica verschlagen wurde, ein Abenteuer erzählen,
das ihm hier begegnet. Als der Abend kommt, legt sich der Reisende,
während seine Mannschaft auf dem Schiffe bleibt, auf dem Eiland in einem
düsteren Gemäuer zur Ruhe. Kaum ist er eingeschlafen, so wird er durch
das Flackern einer Fackel und durch laute Rufe der Ueberraschung geweckt.
Er hört die schrecklichen Worte: „Elender, Du sollst sterben!“ Sein Zelt
wird angezündet, er rettet sich nur mit Mühe und Noth. Dann sieht er
zwei Personen an seinem Schlupfwinkel vorübereilen, es sind, wie er aus
ihrem Gespräche entnimmt, Vater und Tochter, auch diese in männlichem
Gewande. Der Greis macht seinem Kinde schwere Vorwürfe: vielleicht
sei der Fremde, dessen Zelt sie angezündet habe, ein Corse oder „einer
jener hochherzigen Engländer, die unseren Landsleuten noch jetzt immer
Zuflucht bieten“. Er will sich, um den Frevel zu sühnen, in die Flammen

<"page212">

stürzen, da kommt der Fremde aus seinem Versteck heraus und giebt sich
als Engländer zu erkennen. Der Alte heißt ihn freudig willkommen,
führt ihn in seine Höhle und erzählt ihm hier seine Leidensgeschichte.
Er begann also: „Meinen ersten Athemzug habe ich in Corsica gethan.
Ich war erst zwanzig Jahre alt, da erhob ich als Erster das Banner der
Freiheit, und mein Arm, jung und stark, errang über die Tyrannen Siege,
die noch vor zehn Jahren von meinen Mitbürgern gefeiert wurden.
Aber in dieser Welt finden ja elende Kerle immer Freunde, und so kamen
jetzt die Franzosen den Genuesen zu Hilfe. Anfänglich geschlagen, blieben
sie zuletzt Sieger. Das flache Land und die Städte unterwarfen sich.
Ich aber suchte unter jenen Männern Zuflucht, die sich geschworen hatten,
die Freiheit ihres Vaterlandes nicht zu überleben. Nach zahlreichen Wechsel-
fällen ward Paoli di Rastino zu unserem obersten Verweser und General
erkoren. Wir verjagten unsere Tyrannen, waren frei und glücklich. Da
erschienen die Franzosen, die ja als die Feinde der Freiheit bekannt sind,
von Neuem, wütheten mit Feuer und Schwert, trieben Paoli in die Flucht
und zwangen die Nation zur Unterwerfung.“ Dann setzt der Corse noch
acht Jahre den Kampf fort. Da wird eines Tages während seiner Ab-
wesenheit sein Bergdorf von den Franzosen genommen. Er eilt herbei, um
seine Familie zu retten, es ist aber zu spät. Sein Vater, tödtlich ver-
wundet, kann ihm nur noch die Worte zurufen: „Räche mich, mein Sohn,
Du weißt, das ist das erste Gesetz der Natur! Ist es nöthig, so stirb
wie ich, aber niemals erkenne die Franzosen als Herren an.“ Die Leiche
seiner Mutter findet er „in einem entsetzlichen Zustande“. Seine Frau,
seine drei Brüder, seine sieben Söhne sind aufgeknüpft. Er begräbt die
Seinigen, verläßt den „verfluchten Boden, auf dem Tiger herrschten,“ und
setzt nach der menschenleeren Insel Gorgona über, die seiner Stimmung
so völlig entspricht. Hier lebt er nun manches Jahr mit seiner Tochter,
die, von den Franzosen geraubt, ihm wie durch ein Wunder zurückgegeben
wird. Nur bei Nacht geht er aus seinem Versteck heraus, um sich nicht
„durch den Anblick des Landes, wo seine Vorfahren frei gelebt haben,“
noch mehr verbittern zu lassen. Er ist noch von einem so glühenden Hasse
gegen die Franzosen erfüllt, daß er die Angehörigen dieses Volkes, die auf
die Insel verschlagen werden, überfällt und tödtet. Einmal aber erliegt er
der Uebermacht; Franzosen, die auf Gorgona landen, schleppen ihn und
seine Tochter gefesselt auf ihr Schiff. Als sie ihn aber nach Trinkwasser
aussenden, kehrt er bewaffnet zurück, befreit seine Tochter, tödtet den
Capitän und die Mannschaft und verbrennt die Leichen; „dieses
ungewohnte Brandopfer schien der Gottheit zu gefallen.“ So schließt die
Erzählung, die auf die corsische Art des jungen Verfassers das hellste Licht
wirft. Der abenteuerliche Hang, die Vorliebe für gewaltsame, bluterfüllte
Scenen, die Verherrlichung der Rache als des ersten Naturgesetzes, all'
dies erinnert an den Charakter seines Volkes. Vor Allem aber weht durch

<"page213">

diese Erzählung der corsische Franzosenhaß bis zur Unmenschlichkeit ge-
steigert. Napoleon sagt diesen „Feinden der Freiheit, diesen Tigern,“ die
gräßlichsten Dinge nach, und gegen dieses Volk, das er in seinem Auszuge
aus Mablys „Beobachtungen über die Geschichte Frankreichs“ das abscheu-
lichste nennt, das es je gegeben hat, hält er jede Gewaltthat, jede Tücke

für erlaubt.
Das Joch des verhaßten Volkes abzuschütteln oder wenigstens zu
lockern und dadurch eine leitende Stellung in der Heimat zu gewinnen,
mit diesem Vorsatz langt Napoleon Ende September 1789 in seiner Vater-
stadt an. Die Revolution hat gleich von Anfang an die Hoffnungen der
corsischen Patrioten belebt; schon lassen sie ihre Wünsche laut werden: Die
Verwaltung der Insel soll ganz und gar in die Hände der Eingeborenen
übergehen, Corsica nicht länger als ein Unterthanenland Frankreichs gelten.
Noch hält sich das Volk innerhalb der gesetzlichen Schranken; erst auf die
Nachricht von dem Sturm auf die Bastille beginnt es, sich sowohl in den
Städten als auch auf dem flachen Lande zusammenzuschaaren, es be-
schreitet den Weg der Gewalt. Einige französische Beamte fühlen sich schon
so bedroht, daß sie die Flucht ergreifen. Die königlichen Truppen und Be-
hörden erweisen sich unfähig, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Deshalb
verlangen die Patrioten die Einsetzung eines Volksausschusses und die Er-
richtung einer Bürgerwehr. Die Regierung aber weist die Forderung zurück,
weil sie in diesen Schöpfungen der Revolution eine große Gefahr für die
französische Herrschaft sieht. So liegen die Dinge auf der Insel, als
Napoleon in Ajaccio eintrifft. Sofort stürzt er sich in den politischen Kampf,
und rastlos schürt er die Erregung gegen das französische Beamtenheer, „den
Abhub des Königreichs“. Schon beginnt er der Regierung zum Trotz in
seiner Vaterstadt eine Bürgerwehr zu begründen. Und als sich die dem
Hofe ergebenen „Zwölf“, der Ausschuß der corsischen Stände, in einem
Gutachten sowohl gegen den Volksausschuß wie gegen die Volksbewaffnung
aussprechen, da ist er mit einer geharnischten Widerlegung schnell bei der
Hand. Der französische Offizier scheut sich nicht, in dieser an die National-
versammlung gerichteten Gegenschrift die heftigsten Beschwerden gegen die
französische Verwaltung zu erheben und den französischen Volksvertretern
zuzurufen: „Wir haben in der Ehre, Eure Landsleute zu sein, nur Tyrannei
und Erniedrigung gefunden.“ Dann eilt er nach Bastia, dem Sitze der
Regierung, und leitet im Geheimen den Aufstand, der dem Gouverneur
von Corsica die Erlaubniß zur Begründung einer Nationalgarde abtrotzt.
(Den 5. November 1789.) Dem Beispiel der Hauptstadt folgt die ganze
Insel; allerorten, selbst auf dem flachen Lande werden Milizen errichtet.
Die Bürgerschaft von Bastia setzt aber ihrem Verdienste die Krone auf, als in
Folge einer Bittschrift, die sie an die Nationalversammlung richtet, Corsica
zu einem integrirenden Theil Frankreichs erklärt wird. Von nun an
sollen für die Insel dieselben Gesetze wie für das Königreich gelten. Zu-

<"page214">

gleich erhalten auf den Antrag Mirabeaus die verbannten Corsen die Er-
laubniß, in die Heimat zurückzukehren. (30. November 1789.) Diese Be-
schlüsse finden auf der Insel eine begeisterte Aufnahme. Napoleon schmückt
sein Vaterhaus mit einem Wimpel, auf dem die Worte stehen: „Es lebe
die Nation, es lebe Paoli, es lebe Mirabeau!“ Seine Gesinnung gegen das
französische Volk hat sich vollständig geändert, seitdem es der Bannerträger
der Freiheit ist, seitdem es Corsica an diesem hohen Gute theilnehmen läßt.
„Es hat uns seinen Busen geöffnet,“ ruft er aus, „von nun an haben
wir dieselben Interessen, dieselben Sorgen, das Meer trennt uns nicht
mehr.“ Aber die Schattenseiten der neuen Freiheit traten auf diesem
durch Familien- und Parteikämpfe zerwühlten Boden, in diesem heißblütigen,
halbwilden Volke noch schärfer als in Frankreich hervor. „Der königlichen
Gewalt folgte,“ wie Paoli sagte, „die Anarchie, das Land gerieth ganz
aus Rand und Band.“ Ueberall erhebt die Zwietracht ihr Haupt, hier
und da gehen aus den Wahlen zwei Gemeinderäthe oder gar drei Gerichts-
höfe hervor, die sich gegenseitig befehden. Die städtischen Behörden liegen
in beständigem Streit mit den Befehlshabern der königlichen Besatzungs-
truppen. Die zuchtlose Bürgerwehr macht mit der aufständischen Menge
gemeinsame Sache. Dieses wüste Chaos gestattet Napoleon, sein ganzes
Geschick im Hetzen und Wühlen zu entfalten. Durch die beständige Er-
regung der Bürgerschaft macht er dem Commandanten von Ajaccio so viel
zu schaffen, daß sich dieser wackere Offizier bitter über den Kameraden be-
schwert, der für die vom König empfangenen Wohlthaten so wenig dankbar
sei. So bestimmt Napoleon den Gemeinderath, die Entfernung der auf
die Stadt gerichteten Festungsgeschütze zu verlangen (28. Mai 1790). Er
hat auch die Hand im Spiel, als das Volk von Ajaccio einige verhaßte
französische Beamte ergreift, sie mit dem Tode bedroht und zum Verlassen
der Insel zwingt. Aber wie in Bastia hält er sich hinter den Coulissen.
Jedoch nach geschehener That verfaßt er für den Gemeinderath, der den
Ausschreitungen der Menge unthätig zugesehen hat, eine gleißnerische Recht-
fertigungsschrift, in der er den Verlauf der Dinge geradezu auf den Kopf
stellt. Nach diesem Machwerk trägt die Hauptschuld an den Unruhen in
Ajaccio der Befehlshaber der Festung: nur der Widerstand der Soldaten
hätte ihn daran gehindert, seine schwarzen Anschläge gegen die Freiheit
auszuführen.
Diese Ereignisse vollziehen sich am Vorabend der Rückkehr Paolis.
Als der Verbannte in Bastia wieder den Boden seiner Heimat betritt (den
17. Juli 90), empfangen ihn die Tausende, die aus allen Theilen der Insel
herbeigeströmt sind, mit dem Ruf: „Es lebe der Vater des Vaterlandes.“
Durch das unbegrenzte Vertrauen des Volkes wird er in der That der
Herrscher Corsicas; in dem Chaos, das die Revolution auf der Insel ge-
schaffen hat, findet er allein einen willigen Gehorsam. Nur seine Partei
gilt als berechtigt; wer nicht zu seiner Fahne schwört, wird wie ein

<"page215">

Geächteter behandelt. Besonders die zurückgekehrten Verbannten thun sich
in der Verfolgung der Gegner hervor. Aber auch die Bonaparte lassen es
an Eifer für die Sache Paolis nicht fehlen, sie gehören zu seinen be-
flissensten Lobhudlern. Napoleon macht nicht allein dem Dictator, sondern
auch dessen Günstlingen, selbst dem anrüchigsten unter ihnen, einem früheren

Banditen, den Hof. Er verfaßt auch für Paoli jenen Brief an den Grafen
Buttafoco, den Abgeordneten des corsischen Adels in der Nationalversammlung,
der den „Vater des Vaterlandes“ des Strebens nach der Alleinherrschaft
beschuldigt hat. In dieser Streitschrift voll Gift und Galle will er den
Franzosenfreund, den Aristokraten für alle Zeiten brandmarken. Deshalb
mustert er mit hämischem Behagen die gesammte Laufbahn des verhaßten
Mannes und hat für dessen Handlungen immer die schlimmste Deutung
bereit. So stempelt er Buttafoco zu einem Bösewicht sonder gleichen, zu
einem Verächter der edelsten Tugenden, zu einem Mammonsknecht, der sein
Vaterland an die Fremden verkauft habe. „Das ist der Mann,“ ruft er
einem Mirabeau, einem Lafayette zu, „der es wagt, an Eurer Seite zu
sitzen, sich Vertreter der Nation zu nennen, und Ihr duldet es.“ Durch
das dicke Auftragen der Farben, durch das beständige Fortissimo erinnert
die Flugschrift nur zu sehr an die Beredsamkeit der Revolution. Selbst
die Ironie, die die sparsamste Verwendung verlangt, drängt sich so oft und
so anmaßend vor, daß diese so scharfe Waffe völlig abgestumpft wird.
Den maßvollen Paoli widert denn auch dieses Machwerk an. Er verhehlt
dem Verfasser nicht, daß die Schrift wirksamer gewesen wäre, wenn sie
weniger gesagt hätte. Auch erklärt er ihm unverblümt, er bedürfe keiner
Vertheidigung gegen einen Menschen wie Buttafoco; Napoleon hätte sich die
Mühe ersparen können. Durch diesen kalten Wasserstrahl sucht Paoli den
heißblütigen Trabanten, der ihm lästig wird, von sich abzuschütteln.
Als Napoleon nach der Vollendung seiner Schmähschrift seine Garnison
wiederaufsucht, von der er infolge wiederholter Verlängerung seines Ur-
laubs fast ein und ein halbes Jahr (bis zum Februar 1791) abwesend
war, findet er bei den königstreuen Kameraden einen üblen Empfang.
Denn nach ihrer Meinung hat er durch seine revolutionäre Thätigkeit in
der Heimat die Pflichten eines Offiziers verletzt. Er aber kann in seinem
Verhalten nicht ein Vergehen gegen den militärischen Gehorsam, sondern
nur ein patriotisches Verdienst erblicken. Im Uebrigen scheut er sich nicht,
seine freiheitliche Gesinnung in häufigen Wortkämpfen offen zu bekunden.
Auch sucht er, unbekümmert um den Zorn seiner Gegner, ein Verbrüderungs-
fest seines Regiments mit der Nationalgarde von Auronne zu veranstalten.
Noch entschiedener betheiligt er sich an dem revolutionären Treiben, als er
zum Premierlieutenant befördert, nach seiner ersten Garnison Valence zu-
rückversetzt wird. (Im Juni 1791.) In dem Club der Verfassungsfreunde
von Valence gewinnt er ein solches Ansehen, daß er das Amt des
Secretärs erhält, daß man ihn sogar zum Präsidenten wählen möchte.

<"page216">

Infolge der Theilnahme an den Verhandlungen und den patriotischen Festen
dieses Vereins schreitet er immer weiter auf der Bahn des Radicalismus.
Schon gesellt er sich zur äußersten Vorhut der Revolution; der königliche
Lieutenant hat gegen das Verlangen der „Verfassungsfreunde“, daß der
König wegen seines Fluchtversuches gerichtet werde, nichts einzuwenden.
Aber in all' der Hast und Aufregung dieser Tage findet er noch Muße
zur wissenschaftlichen Arbeit. Und zwar liest er wieder vor Allem geschicht-
liche Bücher, die für ihn mehr als je eine Fundgrube politischen Wissens
bilden. Besonders sucht er sich über die brennendsten Tagesfragen durch
das Studium der Vergangenheit zu unterrichten. Zugleich benutzt er seine
Lectüre, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen; zu diesem
Zwecke legt er sich eine Sammlung bezeichnender Worte und Wendungen
an. Alle diese Studien dienen mittelbar oder unmittelbar zur Vorbereitung
für die Abfassung einer selbstständigen Abhandlung.
Er beantwortet nämlich die von der Akademie von Lyon ausgeschriebene
Preisfrage: „Welche Wahrheiten und welche Gefühle muß man den Menschen
für ihr Glück am meisten einprägen?“ Seine Preisschrift gelangt zu dem
Ergebniß, daß die Vorbedingung des Glücks das Gleichgewicht zwischen
Gefühl und Vernunft sei. Wer seine Leidenschaft zügele, nur der könne
die wahre Zufriedenheit erlangen. Die beste Anwartschaft auf dieses höchste
Gut gewähre ein bescheidenes Loos voll Arbeit und Pflichterfüllung. Dieser
Gedankengang läßt sich aber durch den Schwulst der Darstellung, durch
das Chaos der Abschweifungen und Einschiebsel nur mit Mühe verfolgen.
Der Abhandlung mangelt die durchsichtige Klarheit, die straffe Folgerichtig-
keit, der wohlgegliederte Aufbau. Deshalb kommt sie bei der Preisver-
theilung garnicht in Betracht; der Berichterstatter der Akademie bezeichnet
sie als „zu schlecht angeordnet, zu unzusammenhängend und zu schlecht ge-
schrieben, um die Aufmerksamkeit zu fesseln.“ Doch ist die Preisschrift
werthvoll als Herzenserguß, als Selbstbekenntniß Napoleons. Es spiegelt
sich darin die ganze Entwickelung des Jünglings wieder. Der treue Sohn
Corsicas und der schwärmerische Bewunderer Paolis, der begeisterte Schüler
Rousseaus und der leidenschaftliche Anhänger der Revolution geben sich in
dieser Preisschrift gleichsam ein Stelldichein. Aber der Hymnus Napoleons
auf sein heldenmüthiges Volk und dessen weisen Gesetzgeber, auf die hehre
Natur und die naturgemäßen Empfindungen, auf Freiheit und Menschen-
rechte erscheint gegenüber der Verherrlichung des kalten Verstandes schon
mehr wie ein Klang aus vergangener Zeit. Von nun an wird die nüchterne
Berechnung, „der Calcul“, immer mehr der Leitstern seines Lebens.*) Mit
allen Fibern seines Wesens trachtet er schon emporzukommen, sich über
seine Mitmenschen zu erheben, dennoch faßt er den Ehrgeiz noch als eine
*) Vergl. P. Bailleu: „Zur Geschichte Napoleons I.“ in Sybels historischer Zeit-
schrift, Band 77 p. 51.

<"page217">

Art geistiger Krankheit auf, er verabscheut ihn als den gefährlichsten Feind
des Seelenfriedens. Aber der Dämon, den er jetzt verurtheilt, triumphirt;
der Calcul und die Leidenschaft schließen einen unauflöslichen Bund.
Während Napoleon noch an der Preisschrift arbeitet, geht er trotz der
drohenden Kriegsgefahr wieder auf Urlaub nach Corsica (im September 1791).
Denn der Beschluß der Nationalversammlung, Bataillone besoldeter Frei-

williger zu errichten, eröffnet ihm die Aussicht, eine auskömmliche militärische
Stellung in der Heimat zu gewinnen. Er hofft, Oberstlieutenant des
Bataillons seiner Vaterstadt zu werden. Aber das Amt wird viel um-
worben; unter den Candidaten hat er jedoch nur einen ernstlich zu fürchten,
einen Günstling des Dictators. Da macht er mit ihm gemeinsame Sache,
überläßt ihm die Stelle des ersten, begnügt sich mit der des zweiten
Oberstlieutenants, weil er unschwer voraussieht, daß ihm bei der Unbedeutend-
heit seines Genossen in der That die Leitung des Bataillons zufallen
werde. Er läßt kein Mittel unversucht, um sein Ziel zu erreichen. Zum
Leidwesen seiner sparsamen Mutter bewirthet und beschenkt er die Frei-
willigen. Einen Gegner, der ihn verspottet, fordert der frühere Verächter
des Duells zum Zweikampf heraus, was nicht wenig sein Ansehn beim
Volke erhöht. Einen der Wahlcommissare, der bei diesem Herrn einkehrt,
läßt er mit Gewalt entführen, um ihm, wie er sich ausdrückt, die Freiheit
des Handelns zu verschaffen. Und als sein Gegner bei der Abstimmung
diese Ungesetzlichkeit rügt, reißen ihn die Freiwilligen, die im Solde der
Bonaparte stehen, von der Rednerbühne herunter. So setzt Napoleon seine
Wahl durch. Aber diese Vorgänge erregen unter den Corsen, die noch nicht
allen politischen Anstand verloren haben, eine große Erbitterung.
Es zeigt sich immer mehr, wie Napoleon über gut und böse völlig
erhaben ist. Unverhüllt tritt sein Banditenthum in jenen traurigen Oster-
tagen hervor, in denen er Ajaccio in seinen Krallen hat. Ein unbedeutender
Anlaß führt zu einem Zusammenstoß zwischen den Städtern und den Frei-
willigen, hüben und drüben greift man zu den Waffen, ein Offizier wird
erschossen. Da beschließt Napoleon als Rächer seines Kameraden zugleich
den alten Groll zu stillen, den er gegen seine Mitbürger hegt. Sie machen
sich über den zügellosen Ehrgeiz des kleinen Lieutenants lustig, sie hängen
treu an den eidweigernden Priestern, die er vom Erdboden vertilgen möchte;
dafür sollen sie ihm büßen. Und in der Verwirrung und Aufregung des
Kampfes will er auch jenen Plan ausführen, den er schon lange hegt, die
Burg seiner Vaterstadt in die Gewalt seines Bataillons bringen. Er richtet
aufreizende Reden an die Freiwilligen, läßt sie auf die Bürger schießen, nach
Herzenslust rauben und plündern. Auch besetzt er die beherrschenden Punkte
Ajaccios, schneidet der Bevölkerung die Zufuhr ab und scheut sich nicht,
die Bürgerwehrmänner der Umgebung, die wilden Hirten und Bauern,
gegen seine Vaterstadt aufzubieten. Der Gemeinderath, der anfangs der
Entwickelung der Dinge unthätig zugesehen hat, rafft sich zu dem Entschlusse

auf, die Besatzung der Burg gegen die Unholde herbeizurufen. Aber mit
einem unvergleichlichen Geschick und zugleich mit seiner ganzen Unverfrorenheit
weiß Napoleon ein ernstliches Vorgehen gegen seine Schaaren zu verhindern.
Er unterhandelt bald mit dem Gemeinderath, bald mit dem Befehlshaber
der Festung, bietet die Bezirksbehörde gegen die Stadtbehörde auf, gewinnt
das eine Mal durch schöne Versprechungen, das andere Mal durch wüste
Drohungen einen Waffenstillstand; er benützt ihn aber nur, um seine
Stellung in der Stadt zu befestigen, und setzt die Feindseligkeiten fort.
Aber die Gegner wollen sich nicht länger an der Nase herumführen lassen,
schon werden die Geschütze gegen die Freiwilligen gerichtet. Auch jetzt findet
Napoleon einen Ausweg, er schüchtert den Gemeinderath durch eine Lüge
ein. Paoli verlange, – so bekunden die Offiziere des Bataillons in einem
amtlichen Schreiben – daß die Stellungen in der Stadt unter jeder Be-
dingung von den Freiwilligen behauptet werden. Deshalb hätte die corsische
Regierung dem Obersten die Vollmacht ertheilt, ein großes Aufgebot von
Bürgerwehrmännern aus dem Inneren der Insel herbeizurufen. Wenn
daher nicht binnen einer Stunde die Kanonen zurückgezogen würden, dann
könne die Stadt ihre Zerstörung durch die rohen Banden des Berglandes
erwarten. Dieser Drohung gegenüber hält der Gemeinderath nicht Stand;
die Artillerie kehrt mit den Geschützen in die Burg zurück. Napoleon
verliert, während er seinen Mitbürgern den Fuß auf den Nacken setzt, keinen
Augenblick sein Hauptziel aus den Augen. Er setzt alle Hebel in Bewegung,
um sich der Festung von Ajaccio zu bemächtigen. Da die Verhandlung
mit dem Befehlshaber keinen Erfolg hat, sucht er die Gemeinen und Unter-
offiziere der Besatzung gegen ihre Offiziere aufzureizen. Jedoch erreicht er
damit nur das Gegentheil. Die Soldaten auf der Burg, die sich unter
Männern der Vendetta nur als Franzosen sühlen, geloben ihren Vor-
gesetzten unbedingte Treue. Aber auch sein Gewaltstreich gegen seine Vater-
stadt endet mit einem völligen Mißerfolge für ihn. Die corsische Regierung
sendet zwei Bevollmächtigte aus, um die Wirren von Ajaccio zu schlichten.
Auf deren Befehl sollen die Freiwilligen die Stadt verlassen und nach dem
Inneren marschiren. Aber Napoleon verweigert den Gehorsam, er will
seine Truppen nicht demüthigen lassen. Da greift Joseph Bonaparte, der
seit einiger Zeit der obersten Behörde der Insel angehört, in den Streit
ein. Hat er seinen Bruder noch vor Kurzem zu seinem Unternehmen er-
muthigt, so warnt er ihn jetzt eindringlich vor den bösen Folgen seiner
Widersetzlichkeit. Napoleon fügt sich, obwohl er von der Gerechtigkeit seiner
Sache durchdrungen ist. In seiner Rechtfertigungsschrift stellt er die That-
sachen wieder auf den Kopf. Nach seiner Behauptung haben seine Mitbürger,
jene „Menschenfresser“, wie er sie in seinem Grolle nennt, von langer
Hand her eine Verschwörung gegen sein Bataillon angezettelt. Den Befehlen
des Gemeinderaths durfte er, wie er erklärt, nicht Folge leisten, weil die
Väter der Stadt, von den „Räubern“ belagert, nicht die Freiheit des

Handelns besaßen. Wenn er manches Gesetz verletzte, so geschah es gemäß
seiner Betheuerung nur zum Heile des Staates. Und er spottet über die
beschränkten Seelen, die sich zu dieser Höhe seiner politischen Anschauung nicht
emporschwingen können. Aber zu den Leuten, über die er so verächtlich
urtheilt, gehören die besten Männer seines Volkes. Paoli zürnt diesem
„Knaben“ besonders wegen des schnöden Mißbrauchs, den er in dem lügen-

haften Schreiben an den Gemeinderath von Ajaccio mit seinem Namen
getrieben hat. Auch die höchste Behörde der Insel muß, obwohl sie aus
seinen Gesinnungsgenossen besteht, sein Verhalten als ungesetzlich mißbilligen.
Am schärfsten aber sprechen sich die corsischen Abgeordneten der Legislative
über seine Ausschreitungen aus. Der eine bezeichnet Napoleon und seine
Genossen als „blutdurstige Tiger“, der andere wird durch ihre Gewalt-
thaten an die Bartholomäusnacht erinnert. So hat es der Heißsporn mit
den maßgebendsten Persönlichkeiten seiner Heimat gründlich verdorben.
Deshalb entschließt er sich, nach Frankreich zurückzukehren. Zwar ist er,
weil er die große Musterung am Ende des Jahres 1791 versäumt hat,
aus der Offiziersliste gestrichen, aber er hofft, da er seine Abwesenheit
mit triftigen Gründen entschuldigen kann, auf seine Wiederaufnahme in die
französische Armee.
Und in der That gelangt er, da die durch die Auswanderung stark
gelichteten Reihen des Offizierscorps schnell wieder ergänzt werden müssen,
ohne sonderliche Mühe zum Ziel; er wird sogar zum Hauptmann befördert.
Aber immerhin hält ihn seine militärische Angelegenheit in Folge des
schleppenden Geschäftsganges drei Monate, fast den ganzen Sommer des
Jahres 1792, in Paris fest. Es ist die Zeit, in der das Königthum
todesmatt den Streichen der Jacobiner erliegt. Mit scharfem Blick beob-
achtet Napoleon das leidenschaftliche Treiben der Hauptstadt und kennzeichnet
es wahrheitsgetreu in den Briefen an seinen Bruder Joseph. Die Ver-
änderungen in der Regierung, Ziel und Richtung der Parteien, die
Stimmung des Volkes, besonders die Aufstände vom 20. Juni und
10. August finden in seinen Berichten eine nüchterne, kühle Beurtheilung,
die auf einen völligen Umschwung in seiner politischen Anschauung hinweist.
Wie könnte er auch sonst die Jacobiner als Narren bezeichnen, die alles gesunden
Menschenverstandes bar seien! Sein revolutionärer Eifer ist infolge seiner
jüngsten corsischen Erlebnisse erkaltet, und was er jetzt Tag für Tag in
Paris sieht, ist nur geeignet, ihn in der Abkehr von seinen Idealen zu
bestärken. Er gelangt zu der Erkenntniß, daß die Menschen hier „noch
kleinlicher, bösartiger, verleumderischer und tadelsüchtiger“ sind als in Ajaccio,
daß sie nicht die Begeisterung, sondern nur der Vortheil leitet, daß ihnen
kein Mittel zu schlecht dünkt, um emporzukommen. Auch er will von nun
an nur an sein Interesse denken. Zu diesen Ansichten möchte er gern
seinen für die Freiheit begeisterten Bruder Lucian bekehren. Der feurige
Jüngling fühlt sich aber durch die kühle Nützlichkeitslehre Napoleons ab-

<"page220">

gestoßen. Und indem er seinem Mißtrauen gegen ihn in einem Briefe an
seinen Bruder Joseph Ausdruck verleiht, legt er zugleich ein überraschendes
Zeugniß seiner vorausschauenden Menschenkenntniß ab. „Ich habe,“ so
schreibt er, „in Napoleon immer einen Ehrgeiz gefunden, der zwar nicht
ganz eigensüchtig, aber mächtiger ist als seine Liebe für das öffentliche
Wohl. Ich glaube gern, daß er für einen freien Staat gefährlich ist. Es
scheint mir, daß er den Hang dazu hat, ein Tyrann zu werden. Wenn
er ein König würde, so dürfte sein Name für die Nachwelt ein Schreckens-
name werden.“ Auch in dem Stil seiner Briefe prägt Napoleon die ver-
änderte Richtung seines Wesens aus. Er wirft nicht mehr mit hoch-
trabenden Worten und schwülstigen Wendungen um sich, sein Ausdruck
zeichnet sich jetzt durch Schlichtheit und Knappheit aus, ohne dadurch an
lebendiger Anschaulichkeit einzubüßen. Die Thatsachen und Gedanken treten
jetzt in seiner Darstellung um so schärfer, klarer, unmittelbarer hervor.
Und nun rügt er den Fehler, der seiner Prosa in so hohem Grade eigen
war, an einer Proclamation des Feuerkopfes Lucian. „Es sind,“ so be-
lehrt er ihn, „in Deiner Proclamation zu viele Worte und zu wenig Ge-
danken. Du läufst dem Pathos nach. So spricht man nicht zu den
Völkern.“ Die Beobachtung der politischen Vorgänge und der Brief-
wechsel mit seiner Familie lassen ihm noch Zeit genug für seine wissen-
schaftliche Beschäftigung übrig, die er nun einmal nicht entbehren kann.
Während die Anarchie in Paris zu den gröbsten Ausschreitungen führt,
vertieft er sich in die harmonische Ordnung der Weltkörper. „Ich habe
mich,“ schreibt er an Joseph, „während meines hiesigen Aufenthaltes viel
mit Astronomie beschäftigt... Bei meinen mathematischen Kenntnissen
brauche ich nur ein geringes Studium, um mir diese herrliche Wissenschaft
anzueignen.“
In demselben Briefe theilt er dem Bruder seine Absicht mit, sich zu
seinem Regiment zu begeben, das vor dem Feinde stand; doch betheuert er
zugleich, er würde, könnte er nur seiner Neigung folgen, lieber nach Corsica
zurückkehren. Seine Neigung aber triumphirt über die militärische Pflicht.
Als seine Schwester Elisa das Fräuleinstift von St. Cyr, das vom Convent
aufgehoben wurde, verlassen muß, begleitet er sie nach der Heimat. Und
auf corsischem Boden angelangt, ist er fest entschlossen, nicht wieder das
Feld vor seinen Gegnern zu räumen. Er möchte den Befehl über seine
Freiwilligen wiedererlangen, aber Paoli beeilt sich durchaus nicht, seinen
Wunsch zu erfüllen. Da droht er dem Dictator mit einer Beschwerde in
Paris, ohne ihn jedoch damit einschüchtern zu können. Seine Verehrung
für Paoli schlägt nun in das Gegentheil um. Er hat ihn jetzt im Verdacht,
daß er womöglich im Bunde mit England von Frankreich abfallen wolle,
Und macht gegen ihn mit den corsischen Abgeordneten des Convents gemein-
same Sache. Er wird in seinem Argwohn noch durch das seltsame Ver-
halten bestärkt, das der Neffe Poolis, Colonna Cesari, in dem Krieg

<"page221">

zwischen Frankreich und Sardinien beobachtet. Als Führer der Expedition
gegen die stark befestigte Insel St. Maddalena giebt er gerade in dem
Augenblick den Befehl zum Rückzug, als Napoleon, der jetzt wieder an der
Spitze seines Bataillons steht, nahe daran ist, die Citadelle zur Ergebung
zu zwingen. Die Entschuldigung Cesaris, die Mannschaft seiner dem feind-
lichen Feuer ausgesetzten Corvette hätte ihm durch ihre Meuterei zum Zurück-

weichen gezwungen, läßt der um seinen Sieg betrogene Offizier nicht gelten.
Er richtet mit einigen Kameraden eine Beschwerde über ihn an Paoli und
den Kriegsminister. Auch arbeitet er mehrere Denkschriften aus, in denen
er für eine erneute Belagerung von St. Maddalena eintritt. Unterdessen
haben die Freunde Napoleons im Convent mit ihrem Wühlen gegen Paoli
den ersten Erfolg errungen. Drei Abgeordnete, unter ihnen ein Gönner
und Landsmann der Bonaparte, werden als Commissare mit unbeschränkten
Vollmachten nach Corsica gesandt. Paoli erkennt die drohende Gefahr und
rüstet sich schon zur Abwehr; da trifft die Nachricht ein, daß der
Convent ihn in Anklagezustand versetzt hat. Diesen Streich hatte er Lucian
Bonaparte zu verdanken. Der junge Mann, der trotz seiner achtzehn Jahre
schon eine politische Rolle spielte, hielt im Jacobinerclub von Toulon eine
niederträchtige Hetzrede gegen Paoli und setzte eine Eingabe an den Convent
durch, in der ein unverzügliches Vorgehen gegen den Dictator verlangt wurde.
Die Versammlung beschloß in diesem Sinne, ordnete die Verhaftung des An-
geklagten an. Paoli sieht sich dadurch zu einer offenen Auflehnung gegen den
Convent gezwungen. Zugleich muß er sich zu einem schonungslosen
Vorgehen gegen seine Feinde auf der Insel, besonders die Bonaparte ent-
schließen. Inzwischen sind die Commissare des Convents in Bastia gelandet.
Die Bonaparte eilen herbei, um mit ihnen zu berathen. Napoleon erhält
von ihnen den Auftrag, sich durch List oder Gewalt der Festung von Ajaccio,
die Paoli mit seinen Getreuen besetzt hat, zu bemächtigen. Aber alle seine
Versuche, die Burg in seine Gewalt zu bringen, werden vereitelt. Die
Erregung gegen ihn steigt von Tag zu Tag. Ein corsischer Volksrath
ächtet ihn und seine Familie. Von allen Seiten bedroht, ist er in seiner
Vaterstadt nicht mehr seines Lebens sicher. Nur mit Mühe und Noth
entkommt Napoleon, eilt nach Bastia, wo noch die französischen Commissare
weilen, kehrt mit einem kleinen französischen Geschwader und einigen
hundert Bewaffneten zurück. Mit dieser geringen Streitmacht allein
Ajaccio zu nehmen, daran kann er im Ernst nicht denken; er erwartet die
Hilfe seiner Partei in der Stadt, doch sieht er sich in seiner Hoffnung
getäuscht, seine Anhänger rühren sich nicht. Jetzt fügt er sich in die
unvermeidliche Nothwendigkeit, verläßt mit den Seinigen das Vaterland,
das ihn ausgestoßen hat, und setzt nach Toulon über (den 11. Juni 1793).
Nachdem er das Vaterland verloren hat, erfüllt nur noch das Streben
nach Macht seine Brust und erstickt in ihm jede Regung des Gewissens,
jedes sittliche Bedenken, bringt aber zugleich die ganze einzigartige Größe

<"page222">

seines Wesens zur schnellsten Entfaltung. Urplötzlich offenbart sich der junge
Offizier der staunenden Welt als unvergleichlicher Feldherr, und mit un-
fehlbarer Sicherheit stürmt er den schwindelnden Pfad zur Herrschaft hinan.
Der Eroberer von Toulon taucht zwar noch einmal in die Dunkelheit hinab,
aber als Vertheidiger des Convents gegen die Nationalgarde steigt er
wieder empor. Und als er, für diese That mit dem heiß ersehnten Ober-
befehl über die italienische Armee belohnt, die herrlichsten Siege nicht allein
als Feldherr, sondern auch als Unterhändler gewinnt, da steht es für die
weiter blickenden Zeitgenossen fest, daß Frankreich in ihm seinen Herrn und
Meister finden wird. Aber noch regt sich gegen ihn ein starkes Mißtrauen;
der Schergendienst, den er dem Convent geleistet hat, ist noch nicht vergessen,
auch gilt er als das Werkzeug des verhaßten Directoriums. Als er jedoch
aus Aegypten mit neuen Ruhmeskränzen zurückkehrt, da erscheint er der
Mehrheit der Nation als der einzige Retter des Staats aus seinen inneren
und äußeren Nöthen. Sobald er den heimischen Boden betritt, wird ihm
aus der Mitte des Volkes die Königswürde angetragen, als Triumphator
durchzieht er Frankreich, und in der Hauptstadt erregt seine Ankunft einen
stürmischen Jubel. Als Vollstrecker des Volkswillens stürzt er die unfähige
Regierung, und an ihre Stelle tritt der Herrscher, „der Alles weiß, Alles
kann, Alles will“ (den 9. November 1799).

<"page223">
Heute.
Von
einem Optimisten.
Europa 1900.
M 0tt 0:
Die Erinnerung erfolgreichen Zusammenwirkens
ist das stärkste Band zwischen Menschen.
Ein Optimist.
Europa, 1. Januar 1900.
gleicht der Wanderung durch ein sich zwischen Bergen dahin-
++<T schlängelndes Thal. Mit jedem Schritt ändert sich der Horizont,
der weiter werden mag oder enger, aber niemals mit dem früheren
identisch. Wer ihn überblickt und erkennt, hat Recht, ebenso
wie er vor dem letzten Schritte Recht hatte. Jeder Schritt vorwärts,
mag er noch so ziellos erscheinen, führt zu einer neuen Wahrheit, durch
die aber keine der früheren Wahrheiten Lügen gestraft wird.
Das Heute hat nur heute Recht, sowie das Gestern nur
gestern Recht hatte und das Morgen nur morgen Recht haben wird.
Um wirklich positiv zu sein, hat der positive Denker das Heute zum
Ausgangspunkt zu nehmen. Blos wenn es ihm gelingt, den Horizont, der
vom heutigen Standpunkt aus überblickt werden kann, genau zu erfassen,
vermag er auch über jenen des gestrigen Standpunkts Klarheit zu gewinnen,
und durch das genaue Vergleichen dieser beiden Horizonte wird ihm auch
jener von morgen annähernd berechenbar.
Und wahrlich, die Aufgabe, das Heute richtig zu erkennen, ist schwierig
genug, um die volle Kraft des Denkers in Anspruch zu nehmen. Man
darf sich weder durch die Tiefen der Vergangenheit, noch durch
die Höhen der Zukunft beirren lassen, das Heute liegt zwischen
Beiden.

<"page224">

Die positive Philosophie unterscheidet sich von jener vergangener Zeiten
eben dadurch, daß sie nicht die Probleme der Weltentstehung und die Ge-
heimnisse des Weltunterganges behandelt, sondern der Vergangenheit nur in-
sofern gedenkt, als diese geeignet ist, die Gegenwart zu verdeutlichen und
Schlüsse auf die Zukunft zu gestatten.
Die positive Philosophie schließt die Prophezeiungen des
Mysticismus sowohl als auch die Decretirung ewig geltender
Gesetze des Dogmatismus aus, sie beschränkt sich auf Beob.
achtung und Berechnung.
Für das Gestern und Heute kann die Berechnung eine durchaus richtige
sein; für das Morgen giebt es blos eine Wahrscheinlichkeits-
rechnung, ist ja das Morgen selbst blos eine Wahrscheinlichkeit.
Jeder Schluß von Gestern und Heute auf das Morgen kann nur ein
inductiver sein: bar accident.
Aber ein Schluß auf das Morgen ohne die Prämissen von
Gestern und Heute ist ein Sprung in's Dunkle..
Vor diesem sei die Menschheit gewarnt.
Die Prämissen von Gestern und Heute gestatten für's Morgen die
Folgerung, daß eine, im gut vorbereiteten Boden zur rechten Zeit gestreute,
gute Saat, bar accident, eine gute Ernte ergeben werde.
Die Ernte zu erhoffen, ohne gesäet zu haben, ist hingegen
unberechtigter Optimismus.
Die positive Weltauffassung hat somit den Menschen zu veranlassen,
den Acker gut vorzubereiten, zur richtigen Zeit gut zu besäen und auf die
Ernte zu hoffen.
Auch diese Hoffnung ist Optimismus, aber ein Optimismus, der auf
Wahrscheinlichkeit beruht.
Aufgabe der Philosophie.
Die Philosophie ist niemals Selbstzweck, sie hat blos die Er-
forschung und Constatirung des heutigen Standpunkts aller geistigen
Errungenschaften zum Gegenstand, um die Wahrheiten von heute als
Meilenzeiger aufzustellen, von welchen aus auf allen Gebieten menschlichen
Schaffens und Trachtens immer weiter zu neuen Wahrheiten ge-
schritten werden könne. Die Philosophie kann somit die Statistik
geistiger Arbeit genannt werden, die möglichst genaue Daten über den
heutigen Stand zu liefern hat und nichts Anderes. Niemals ist sie be-
rechtigt, Glaubensartikel von ewiger Dauer zu decretiren; ihre Aufgabe be-
steht nicht darin, die Menschheit zum Stillehalten zu bewegen, sondern darin,
sie unentwegt vorwärts zu treiben in der Suche nach neuen Wahrheiten.
Der einzige Factor, mit dem für die Gestaltung des Morgen gerechnet
werden kann, ist der Mensch von heute..

<"page225">

Diesen richtig zu erkennen, ist die erste Aufgabe des Denkers, ihn
richtig zu verwerthen, die vornehmste Aufgabe des Staatsmannes.
Erkennen und Verwerthen müssen aber Hand in Hand gehen. Um
der Menschheit zu dienen, muß sowohl der theoretische Denker als auch der
praktische Politiker Sociologe sein.
Deduction und Induction.
Der Sociologe hat alle Evolutionen der Gesellschaft im Allgemeinen,
sowie des einzelnen Menschen oder Collectivmenschen von heute einer genauen
Prüfung zu unterziehen. Er hat alle Daten des Heute gewissenhaft zu
sammeln und zu registriren.
Auf Basis der hiermit erlangten Prämissen wird es für ihn möglich,
mittelst Deduction auch über die Vergangenheit ein klares Bild zu erlangen.
Durch das Vergleichen und Aufeinanderbeziehen der Standpunkte von
gestern und heute erlangt er Prämissen, die es ihm ermöglichen, mittelst
Induction Wahrscheinlichkeitsschlüsse auf die Zukunft zu ziehen, die
sich der positiven Wahrheit um so mehr nähern werden, je genauer und
vielfältiger die Beobachtungen sind, auf welche sich die inductive Fol-
gerung stützt.
Mit anderen Worten:
Die deductive Methode kann nur auf die Vergangenheit,
höchstens auf die Gegenwart angewendet werden, das Errathen
zukünftiger Wahrheiten ist Sache der Induction.
Blos durch die genaue Erforschung des Heute in allen seinen Einzel-
erscheinungen und durch die Ergründung dessen, in der Vergangenheit
liegenden Ursachen, ist die deductive Feststellung der Wahrheiten
von gestern und heute möglich; blos durch das genaue Vergleichen
und Aufeinanderbeziehen aller dieser Wahrheiten ist die möglichst sichere
inductive Schlußfolgerung auf das Morgen zu erlangen.
Wenn Plato die Aufgaben des Sophisten von jenen des Staats-
mannes trennt, so trennt er eben den Denker vom Menschen. Der Socio-
loge aber soll Denker sein und Mensch zugleich*) und zwar jener Mensch,
der berufen ist, seine Mitmenschen nicht nur für's Morgen zu erziehen, sondern
auch schon heute zu lenken.
Die Sociologie auf die Geschichte angewendet muß streng deductiv vor-
gehen; mit Bezug auf die Politik jedoch kann sie der Deduction nicht entbehren.
Wer blos inductiv denkt, wird leicht zu rasch, wer blos deductiv ver-
fährt, leicht zu langsam. Der Geschichte schadet die Langsamkeit nicht, die
Politik hingegen wird durch sie lahmgelegt.
*) Wolle nicht Philosoph sein, im Unterschiede vom Menschen.
(Ludwig Feuerbach.)

<"page226">

Auch der gewissenhafteste deductive Denker betritt das
Gebiet der Zukunft, sobald er handelt. Für die Zukunft aber
gibt es blos Wahrscheinlichkeiten, mit denen der Mann der That
sich zu begnügen gezwungen ist.
Napoleon I. soll seine verblüffenden Erfolge damit erklärt haben, daß
er die Ereignisse um 24 Stunden früher vorhersah als seine Gegner und
darnach handelte. Er verfuhr inductiv.
2k ::
::
Den Horizont von heute kann Jener am besten überblicken, der das
schärfste Auge hat, und Jener, der den höchsten Standpunkt einnimmt.
Aber auch für Jenen, der sich auf dem höchsten Standpunkt befindet
und mit dem schärfsten Auge bewaffnet ist, wird das Ueberblicken des
Horizonts unmöglich, sobald er nicht sehen will.
Nicht sehen will Jener, der im Banne des Horizonts von gestern steht.
Er begreift nicht, daß die Wahrheit von gestern heute Lüge
sein kann, Lüge, die sich, einer Wolke gleich, zwischen ihm und dem
Horizont von heute niedersenkt und den Ausblick verhüllt.
Und solche Lügen datiren nicht blos von gestern, sie übertragen sich
von einem verlassenen Standpunkt auf den anderen und werden durch
jedes neue Verkennen des heutigen Horizontes vermehrt, bis
endlich ein Sturmhauch sich erhebt, um die Wolken zu verscheuchen, ein
Sturmhauch, der Zufall genannt wird, in Wirklichkeit aber einem Natur-
gesetz entspricht, jenem Gesetz, das die Gesammtheit vorwärts treibt auf der
Bahn der Entwicklung, mit und ohne Zuthun des Einzelnen.
Will der Einzelne ein Factor dieser Entwicklung werden, so trachte er
den Horizont aus eigner Kraft zu säubern, ohne den Sturm zu
er Warte N.
Dualismus im Menschen.
Keine Irrlehre hat die Menschheit gründlicher getäuscht als jene der
Gleichheit und Unveränderlichkeit, daher Unentwickelbarkeit des Menschen.
Sie verpflanzt sich von Generation auf Generation, wird in der einen
oder der anderen Form immer blind befolgt, obzwar sie die Beweise ihrer
Stichhaltigkeit immer schuldig blieb.
Unveränderlich in der Menschheit ist nur der Erhaltungstrieb und
Fortpflanzungstrieb, aber die Mittel, diesem zu entsprechen, können bei
jedem Individuum, an jedem Ort, zu jeder Zeit verschieden sein. Ja mehr
noch, selbst diesen beiden Naturgrundgesetzen sehen wir das Individuum sich
gegebenen Falles entziehen; gar häufig sehen wir es für höher gehaltene
Zwecke nicht nur dem Genusse des Augenblicks, sondern auch dem Leben selbst
freiwillig entsagen.
Der Grund dieser Erscheinung ist der Dualismus im Menschen.

<"page227">

Sobald der Mensch dem Drange nach Befriedigung eines augenblick-
lichen Gelüstes widersteht, handelt er unter irgend welchem, seinem Jch des
Augenblicks fremden Einflusse.
Erinnert er sich, vorgestern mehr gegessen zu haben, als zu seiner
Selbsterhaltung nothwendig war, und daß ihm infolge dessen zur Stillung
des gestrigen Hungers nichts übrig geblieben ist; und versagt er sich, die
ihm heute zu Gebote stehenden Nahrungsmittel völlig zu verzehren, damit
für das Jch von morgen etwas übrig bleibe: so handelt er unter dem
Einflusse vorgestriger und gestriger Erfahrung zu Gunsten seines Jch von
morgen.
Die Erinnerung an das hungernde Jch von gestern und die Rücksicht
auf das nahrungsbedürftige Jch von morgen beeinflußt das Jch von heute.
Somit kämpfen im Menschen zwei verschiedene Wesen mit einander, jenes
des Befriedigungsdranges augenblicklicher Neigung und jenes des Selbst-
überwindens aus durch Erfahrung gebotener Voraussicht.
Jener Mensch, der sich seines Jch von gestern erinnert und auf sein
Jch von morgen Rücksicht nimmt, ist nicht nur von seinem Nachbar, der
dies unterläßt, verschieden, sondern er ist möglicher Weise sogar völlig anders,
als er selber gestern noch war.
Mit jedem Atom Freiheit, dessen er sich zu Gunsten des Jch von morgen
begiebt, hat er ein Atom Macht gewonnen.
Das Jch von heute, in welchem die Voraussicht auf sein Jch von
morgen über das augenblickliche Genußbedürfniß die Oberhand gewinnt, hat
einen höheren Entwickelungsgrad erreicht.
Wie entwicklungsfähig dieser Dualismus ist, beweist die Verschiedenheit
seiner Grade im verschiedenen Alter. Das Kind und der Greis sind kurz-
sichtig selbstisch, Beide haften an der Gegenwart und gedenken wenig der
Zukunft; das Kind, weil es noch nicht, der Greis, weil er nicht mehr an
die Zukunft glaubt.
Hierin liegt der Beweis der Entwicklungsfähigkeit der Mensch-
heit, und darin, daß diese Entwicklung nicht bei jedem Menschen zu gleicher
Zeit und in gleichem Maße eintrifft, liegt der Beweis der Ungleichheit
der Menschen.
Aus dieser Ungleichheit ergiebt sich aber ein zwingendes Gesetz, das
nicht zu erkennen und nicht anzuerkennen Blindheit ist oder Hypokrisie,
dieses Gesetz lautet: Die Menschheit besteht aus einer geringen Zahl
von Starken und einer Unzahl von Schwachen, aus wenigen
Herren und einer Unmasse von Sklaven.
Nicht nur hat es in allen Zeiten und wird es in aller Ewigkeit
Sklaven geben, sondern die große Majorität der Menschheit wird immer
Sklave sein in der Hand einer kleinen Minorität von Herren.
Die große Majorität wird Sklave sein, weil der natürliche Zu-
stand des Menschen das „Von der Hand zum Munde leben“ ist;

<"page228">

weil die große Majorität der Menschheit sich damit begnügt, die Triebe der
Selbsterhaltung und Fortpflanzung heute zu befriedigen, ohne an den
morgigen Tag zu denken.
Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte der wenigen
Herren, in deren Händen das Schicksal der vielen Sklaven immer
gelegen ist und immer liegen wird.
Zur richtigen Beurtheilung des Horizontes von heute ist somit nichts
Anderes nöthig, als die genaue Beobachtung des Verhältnisses zwischen den
wenigen Starken und der Mittel, deren sie sich bedienen, um die vielen
Schwachen zu beherrschen und zu lenken.
Hierin erblicken wir die alleinige Aufgabe der Sociologie.
Freiheit des Willens, Selbstbestimmung und Prädestination.
Wir sehen den Menschen durch Rücksichtnahme auf sein Jch von
morgen gebunden.
Nun frägt es sich, welcher Mensch selbstständiger über sich verfügt, ob
jener, der blos durch seine thierischen Instincte der Selbsterhaltung und
Fortpflanzung geleitet wird, oder jener, der diese beiden der Sicherung seines
Jch von morgen unterordnet?
Sich den Gelüsten des Augenblickes in voller Freiheit hingeben kann
letzterer nicht mehr, und diese Freiheit wird in noch höherem Grade beschränkt,
sobald er sich mit anderen Menschen zu irgend einer Gemeinschaft verbindet.
Was der erste Impuls zu dieser Gemeinschaft sei, ist nicht von Be-
lang. Der Geschlechtstrieb führt noch nicht dazu, dieser kann befriedigt
werden, wie der Nahrungstrieb; man pflückt die Frucht vom Baume und
kehrt ihm sodann den Rücken. Kindesliebe ist blos ein natürlicher Instinct
der Mutter, die das von ihrem Leibe getrennte Wesen so lange als zu
diesem gehörig betrachtet, als es nicht fähig ist, sich selbstständig zu erhalten.
Die Sympathie, wie Sutherland*) behauptet, ist es auch nicht, weil
die Sympathie mit den Mitmenschen nicht Prämisse ist, sondern
Resultat, die Folge des erfolgreichen Zusammenwirkens mit diesen.
Wir wollen uns nicht in der Erörterung physiologischer Theorien ver-
lieren, uns nicht mit der mehr oder weniger wahrscheinlichen Geschichte
unserer Entstehung beschäftigen, sondern uns nehmen, wie wir heute sind.
Vom sociologischen Standpunkte erscheint uns die Frage der Association
dadurch gelöst, daß der einzelne Mensch sich im Kampfe um's Dasein zu
schwach fühlt und dadurch veranlaßt wird, Stütze bei seinesgleichen zu suchen.
An diesem Ariom wollen wir festhalten und alle ferneren Folgerungen auf
diesem Grundsteine errichten.
*) The origin and growth of the Moral Instinct.

<"page229">

Nun denn, der eine Mensch verbindet sich mit anderen Menschen, zu-
nächst aus Furcht vor der ihm tausendfach drohenden Gefahr. Im erkannten
Bedürfnisse, für sich die Bundesgenossenschaft seines Mitmenschen zu ge-
winnen und zu erhalten, liegt aber auch schon die Nothwendigkeit, auf diesen
Genossen ebenso Rücksicht zu nehmen wie auf sein eigenes Jch von morgen.
Durch die Rücksichtnahme auf Andere erscheint der augenblickliche freie
Wille des Einen abermals gebunden, und abermals stehen wir vor der
Frage, ob der isolirte Mensch freier handelt, mit anderen Worten, über
einen höheren Grad von Selbstbestimmung verfügt, oder der mit Anderen
Verbundene, daher in einem gewissen Collectivismus aufgegangene Mensch.
Und nun meinen wir zu einem Resultat gelangt zu sein, das der
landläufigen Auffassung widerspricht.
Die Begriffe des freien Willens und der Selbstbestimmung
werden gewöhnlich als identisch angesehen, während sie in Wirk-
lichkeit absolute Gegensätze bilden. Zur Selbstbestimmung gehört
auch Macht, die Macht aber kann sich blos durch theilweises Auf-
geben der Freiheit, daher Ungebundenheit entwickeln. Erst be-
meistre ich mich selbst, und schließlich lasse ich mich im Interesse der
Selbstbestimmung durch Andere bemeistern.
Die Association ist eben eine qualitative Erhöhung des quantitativ
verminderten freien Willens..
Ich beschließe, heute in Wien, morgen in Paris zu soupiren. Das
Zusammenwirken von vielen tausend Mitmenschen ermöglicht mir die Aus-
führung dieser Absicht. In tausenderlei Weise wird mein freier Wille durch das
Bestehen und Wirken aller jener Mitmenschen gehemmt; – aber ich soupire
morgen in Paris, was meinerseits doch unstreitig Selbstbestimmung ist.
Ich habe einem Theile meines freien Willens zu Gunsten eines
Collectivismus entsagt, aber die höhere Kraft dieses Collectivismus er-
möglicht mir, einen selbstgefaßten Entschluß auszuführen, was mir
allein unmöglich gewesen wäre.
Im Gegensatz zur Freiheit des Willens stehen somit alle jene Bande,
die mich an meine Mitmenschen fesseln; mit anderen Worten: ich habe mich
eines Theiles meiner Freiheit begeben, um meine Selbstbestimmung durch
eine erhöhte Kraft intensiver zu machen.
Nichts aber ist willkürlicher und falscher, als dem freien
Willen und der Selbstbestimmung – Prädestination entgegen-
zustellen.
Prädestination ist ein müßiges Spielen mit Worten, die Frage, ob
die Henne oder das Ei zuerst entstanden sei.
Selbst wenn wir die ultraspiritistische Auffassung theilen und zu-
geben wollen, daß jenes Wesen, auf dessen Allmacht alles Dasein zurück-
geführt werden muß, in seiner Allwissenheit genau vorhergesehen hat, daß
ich heute von Wien abreisen und morgen in Paris soupiren werde, fragen

<"page230">

wir, was dies mit der Beschränkung des freien Willens zu
thun hat.
Der Correpetitor, der mich zu meiner Prüfung vorbereitet hat, weiß

ganz genau, daß ich gut durchkommen werde. Ich komme aber gut durch,
weil ich gut antworte, ich antworte aber gut, weil ich gut studirt habe,
daher genau aus demselben Grunde, aus welchem mein Lehrer mein Durch-
kommen vorhergesehen hat, und von dieser seiner Ueberzeugung völlig un-
abhängig.
Daß ich gut studirt habe, geschah einfach aus der Voraussicht, daß ich
die Prüfung nur so bestehen könne. Daß ich diese Voraussicht erlangte
und auch von dem Wunsche beseelt war, gut durchzukommen, hängt aller-
dings von tausenderlei Umständen ab, auf die ich keinen Einfluß üben
konnte.
Ich habe Kopf und Herz und handle darnach. Hätte ich das Eine
oder das Andere nicht, so hätte ich anders gehandelt.
Ich gewinne ein Laufrennen, weil ich mich gut zu diesem Rennen
trainirt habe. – Prädestination! Ich habe nämlich ein paar gute Beine,
gesunde Lunge, ein normales Herz. –
Wie viele Andere haben es auch und gewinnen dennoch keine Rennen.
Allerdings, stände einer dieser Factoren mir nicht zu Gebote, so könnte ich
nicht gewinnen, wie ich auch nicht gewinnen könnte, wenn ich als Schild-
kröte geboren wäre. Also wir geben zu, daß es Prädestination ist,
daß ich nicht als Schildkröte geboren bin. Ueber dies hinaus
hört aber jede Berechtigung des Begriffes Prädestination auf.
Um mit mir dasjenige anzufangen, was ich für geeignet
halte, muß ich mich einfach als das nehmen, was ich bin, als
Mensch mit gesunden Organen und nicht als Schildkröte.
Unser freier Wille wird nicht dadurch beschränkt, daß wir sind, wie
wir sind, und nicht anders, denn von dem so und so sein hängt ja auch
der Besitz der Willenskraft überhaupt ab.
Der unserem Organismus entsprechende freie Wille wird blos
durch zwei Kräfte beschränkt, durch Atavismus und durch Hypnose.
Mit unserem heute functionirenden Organismus könnten
wir ohne Vorfahren und Mitmenschen alles Dasjenige leisten, wozu
unsere Organe genügen.
Der Grund dessen, daß wir es nicht können, liegt nicht in der
Prädestination, sondern darin, daß außer unserem Organismus auch der
Organismus der Menschheit, der wir angehören, und jener der
Menschheit, der wir entsprungen sind, mitwirkt.
Der große Irrthum in der Beurtheilung dessen, was freier Wille
genannt wird, liegt darin, daß der einzelne Mensch als Einheit ge-
dacht wird, obwohl er als solche gar keine Rolle spielt.

<"page231">

Der einzelne Mensch ist ein Begriff, mit dem wir nicht zu rechnen
haben, weil er überhaupt nicht besteht. Sollte irgendwo ein einzelner
Mensch hausen, so kennen wir ihn nicht, wir haben mit ihm eben so wenig
zu rechnen, wie mit dem Mann im Monde; kennen wir ihn, so ist er eben
kein einzelner Mensch mehr.
Selbst der Klausner ist kein einzelner Mensch, auch er hat bei anderen
Menschen irgend eine Empfindung wachgerufen und dadurch Einfluß auf
sie geübt, sich von ihnen beeinflussen lassen.
Nur als Mitglied der Menschheit zählt der Mensch. Alle
Menschen, von denen der einzelne Mensch physisch, intellectuell oder moralisch
abstammt, alle jene, mit denen er heute physisch, intellectuell oder moralisch
zusammenhängt, bilden mit ihm zusammen eine Einheit.
Auf wen eine Zeile von Goethe eingewirkt hat, ist nicht mehr er
allein, er steht unter dem Einflusse Goethe'scher Gedanken und Em-
pfindungen. Gleichzeitig aber steht er auch unter dem Einflusse seiner Mit-
menschen, ob sie von Goethe beeinflußt sind oder nicht.
Der heutige Culturmensch ist eben so wenig ein vorgoethischer
Mensch, als er eine Schildkröte ist. Hieraus folgt aber nicht, daß er
als dasjenige, was er ist, nicht selbstständig handeln könne.
Der Schmied hat entwickelte Armmuskeln, die Ballettänzerin ent-
wickelte Beinmuskeln. Ersterer kann nicht tanzen, Letztere kein Eisen
schmieden. Daraus folgt aber nicht, daß der Schmied im gegebenen Augen-
blicke unbedingt schmieden, die Tänzerin unbedingt tanzen müsse,
ob sie wollen oder nicht.
Was den Einen und die Andere veranlaßt hat, sich zum Schmied
und zur Ballettänzerin auszubilden, gehört dem Gestern an und ist für
sie wie für die Menschheit von wenig Belang.
Sie und uns interessirt blos ihr Heute; den Fuhrmann, dessen
Pferd ein Eisen verloren hat, ob der Schmied es zu ersetzen Willens ist,
der Opernbesucher, ob die Diva ihn mit ihrer Fußfertigkeit heute ergötzen
will. Der Schmied, der Fuhrmann, die Diva, der Opernbesucher und
wir gehören aber insgesammt zu jener Einheit, zu deren Selbstbestimmung
wir, jeder in seinem Fache, durch unseren freien Willen beitragen nicht
müssen, sondern können, wenn wir wollen.
Ob vor so und so viel Milliarden von Jahren ein höheres Wesen
gewußt hat, daß wir heute Dies oder Jenes wollen werden, ist völlig
gleichgiltig. Von höchster Wichtigkeit hingegen ist es, ob wir
durch unser heutiges Handeln oder Unterlassen uns und andere
bezüglich des morgigen Tages in der einen oder der anderen
Richtung binden.
Wer sich dem Trunke ergeben hat, ist allerdings der Trunkenheit
verfallen, aber es gab eine Minute in seiner Vergangenheit, in welcher
er der Versuchung zu trinken hätte widerstehen können.

<"page232">

Wer dieser Versuchung heute widersteht, hat durch Bändigung des
freien Willens die Selbstbestimmung seines Jch von norgen
gesichert, noch mehr aber Derjenige, der, um seinen freien Willen zu
binden, sich mit Anderen vereint hat, die ihm helfen werden, der augen-

blicklichen Versuchung zu widerstehen.
Aufgehen des Jndividuums in einem Collectivismus.
Wie absolut unläugbar die Verschmelzung des Individuums in verschiedene collective Einheiten immer stattgefunden hat und fortwährend stattfindet, beweist unser selbstverständliches Rechnen mit solchen Einheiten. Man spricht von Familien, Stamm, Gemeinde, Staat, Confession, Culturgenossenschaft, Klasse, Regiment, Armee u. s. w., wie man von Johann und Anton spricht.
Man findet es ganz natürlich, vorauszusetzen, daß dieses oder jenes Volk, dieses oder jenes Bataillon sich bis auf den letzten Mann niedermetzeln läßt, eher als sich dem Feinde zu ergeben.
Andererseits wird es Niemandem einfallen, dagegen zu protestiren, wenn von Johann versichert wird, er sei vorsichtig, von Anton, er sei tapfer. Im gegebenen Falle wird man von Johann erwarten, er werde einer Gefahr geschickt ausweichen, von Anton, er werde mit dem Kopf an die Wand rennen.
Nun aber ist Johann Soldat und wird einen Bajonett-Angriff seiner Kameraden eben so gut mitmachen, als wäre er tapfer; Anton hingegen ist, sagen wir, Quäker und wird die linke Backe hinhalten, wenn er auf die rechte einen Schlag erhält.
Der freie Wille des Individuums ist eben dem freien Willen des Collectivismus unterlegen.
Der Sociologe hat zur richtigen Werthschätzung jeder heute bestehenden Genossenschaft genau festzustellen, in wie weit der freie Wille ihrer Bestandtheile in ihren Gesammtwillen aufgegangen ist; zugleich aber zu erkennen, ob dieser Gesammtwille selbst darauf gerichtet ist, sich ungebunden auf den Genuß des heutigen Tages zu werfen, oder ob er geneigt ist, sich im Interesse der Selbstbestimmung von morgen zu beschränken.
Stimmt der individuelle freie Wille mit dem corporativen freien Willen nicht völlig überein, und siegt Keiner von Beiden, so ist die Selbstbestimmung Beider lediglich das Resultat eines Compromisses.“
Der corporative freie Wille ist nur mehr der nach wechselseitiger Annullirung übrig gebliebene Rest der Summe aller individuellen freien Willen.
Je mehr individuelle Energie in diesem Kampfe sich gegenseitig ver: nichtet, umso geringer ist der für die Gemeinschaft übrig gebliebene Rest dieser Energie.
e

<"page233">

Der einzelne Mensch ist ein Recipient des freien Willens des Gesellschaftskreises, dem er angehört, und dieser freie Wille wird von ihm, durch die Bethätigung des eigenen freien Willens, verstärkt oder abgeschwächt weitergegeben, bis er endlich bei einem oder dem anderen Individuum in einem selbstbestimmten Handeln zum Ausbruche kommt.
Dieser, den in ihm concentrirten freien Willen der Gesellschaft selbstständig ausübende Mann wird für ein höheres Wesen gehalten, hält sich oft selbst für ein höheres Wesen, während er einfach das Werkzeug des Gesammt willens ist, der sogenannte providentielle Mann.
Und allerdings hängt das Wohl und Wehe oft vieler Generationen davon ab, ob der Gesammtwille im richtigen Augenblicke einen Recipienten vorfand, der gewaltig genug war, ihn zu tragen und den Massen aufzunöthigen.
Wie viele Weltereignisse blieben ungeschehen, weil der individuelle freie Wille sich dem recipirten freien Willen der Gesellschaft gegenüber ablehnend verhielt, oder weil die Gesellschaft nicht im Stande war, ihrem eigenen, in einem einzelnen Menschen concentrirt und mächtig ausgedrückten freien Willen zu folgen.
Der freie Wille eines Gesellschaftskreises ist das Resultat des Aufgebens des freien Willens der in ihm verbundenen Individuen. Dieses Aufgeben war die Folge von Einflüssen der Vergangenheit oder Gegenwart, von Atavismus oder Hypnose.
Sowohl Atavismus als Hypnose sind somit Factoren der Verschmelzung des individuellen freien Willens in einem gesellschaftlichen Gesammtwillen, aber durch Keines von Beiden wird dieser Gesammtwille auch qualitativ gehoben. D. h. der Collectivismus wird zwar nicht durch Opposition seiner Bestandtheile am freien Handeln verhindert, aber dieses freie Handeln muß nicht nothwendig zu einer Erhöhung der collectiven Selbstbestimmung führen.
Blos durch selbstständige Selbstentwickelung des einzelnen Individuums und durch zielbewußtes der Gesammtheit Dienen wird die Selbstbestimmung dieser Gesammtheit auch qualitativ erhöht.
Der Mensch von heute erlangt somit durch seine Verbindung mit anderen Menschen einen erhöhten Grad von Selbstbestimmung; die collective Selbstbestimmung erhöht er aber nur, wenn er weder durch Atavismus, noch durch Hypnose, d. h. weder durch Tradition, noch den s. g. Strom der Zeiten völlig beeinflußt, für die Wahrscheinlichkeiten des morgigen Tages ein offenes Auge behält und dieses im Interesse der Gesammtheit verwerthet.
Mit vollem Rechte wird behauptet, daß während die dogmatische und mystische Schule den Menschen zum Sklaven der Vergangenheit, somit des

<"page234">

Atavismus gemacht hat, der Positivismus den Einflüssen der heutigen Umgebung, somit der Hypnose, zu großen Spielraum gewährt.
Das Richtige liegt eben in der Mitte. Blos durch Compromisse dient die Menschheit von heute sich selbst und jener von morgen.
Der fortwährend bestehende Dualismus im Menschen über-

trägt sich auch auf den Collectivmenschen und kann nicht hindern,
daß dieser sich mehr als Object oder mehr als Subject fühle, denn das
Verhältniß Beider ist in ihm relativ.
Instinctiv wie das Thier handelt der Collectivmensch und
der einzelne Mensch blos so lange, als ihn nichts hindert, seinen
Instincten nachzugehen, oder von dem Augenblicke an, als ihn
Alles daran zu hindern scheint, also bei zu leichter oder zu
schwerer Befriedigung der Selbsterhaltung und Ausbreitung.
Sobald er aber im augenblicklichen Zustande der Gesellschaft, also
heute, einerseits verhindert wird, seine Instincte zu befriedigen, anderer-
seits die Möglichkeit erkennt, diesen Zustand zu ändern, hört sein Handeln
auf instinctiv zu sein, es wird auf die Erreichung eines bestimmten
Zieles gerichtet, auf die Beseitigung jener Hindernisse.
Das Ziel kann aber möglicher Weise erst morgen erreicht werden.
Den Tribus hungert, er zieht nach einer Stelle, die ihm Nahrung ver-
spricht, er geht auf Beute aus und trachtet Wild zu erlegen.
Indem der Collectivmensch ein Ziel ins Auge faßt, das er erst morgen
erreichen kann, sucht er die Ursachen zu ergründen, die ihn hindern, dies
Ziel heute schon zu erreichen, ja dies Erreichen auch in der Zukunft
fraglich machen. Diese Ursachen liegen in der Vergangenheit.
Je deutlicher der Collectivmensch das morgige Ziel und die für dessen
Erreichung in der Vergangenheit wurzelnden Hindernisse zu erkennen vermag,
um so mehr entwickelt sich auch in ihm ein Wesen, das in der Zukunft und
in der Vergangenheit lebt, im Gegensatze mit seinem Wesen von heute.
Das eine wie das andere dieser Wesen kann unterliegen, es kann der
Collectivmensch das Gestern und Morgen für das Heute vergessen und um-
gekehrt. Auch im Collectivmenschen hat der Dualismus seinen Höhepunkt
erst erreicht, wenn das Jch von heute mit dem Jch von gestern und
morgen in Uebereinstimmung fühlt, denkt und handelt. Bei
Keinem ist dies immer der Fall. Das Höchste, was er erreichen kann, ist,
sich im Augenblicke des Handelns durch jene Grundsätze leiten zu lassen, die
er in Momenten des Empfindens und Denkens sich selbst zurecht-
gelegt hat.
Egoismus und Altruismus.
Dem jedem organischen Wesen innewohnenden Instinct de: Selbst-
erhaltung entsprechend ist auch der Mensch ursprünglich Egoist.

<"page235">

Durch den Drang, für die Zukunft zu sorgen, und durch die Ver-
gangenheit gewitzigt, wird er vermocht, auch auf Andere Rücksicht zu nehmen,
er legt sich das Princip der Nächstenliebe zurecht und wird Altruist. Aber
das Subject im Menschen, jener Theil seines Ich, das den anderen Theil,
das Object, beherrscht, ist durch die, wenn auch selbstgewählte Richtung
gebunden, es handelt unter dem Einflusse der Selbsthypnose. Durch
Uebung des Altruismus verliert er den Ausgangspunkt seines Trachtens,
die Erhaltung seiner selbst leicht aus dem Auge. Wie jede menschliche
Regung, so kann auch der Altruismus zur Monomanie werden, sobald man
sich ihm ausschließlich ergiebt.
Blos wer in sich Egoismus und Altruismus in Einklang zu
bringen vermag, ist ein dualistisch entwickelter Mensch und ver-
fügt über dasjenige, was wir Selbstbestimmung nennen.
In dieser Entwickelung giebt es eine unendliche Stufenleiter, die wir
versuchen wollen, arithmetisch zur Anschauung zu bringen.
Wer von besessenen 100 Einheiten seinem Nächsten auch nicht eine
Einheit opfern will, ist der reine Egoist, der seelenlose Thiermensch, ohne
Dualismus.
Wer diesem die vollen 100 Einheiten zu opfern bereit ist, ist der reine
Altruist, der entkörperte Seelenmensch, gleichfalls ohne Dualismus.
Jeder Grad dieser Scala auf oder ab bezeichnet den dualistischen
Menschen mit mehr egoistischer oder mehr altruistischer Tendenz.
Mit jeder erlebten Minute muß der Mensch sich auf einer anderen
Stufe dieser Scala befinden, auch wenn er anscheinend unbeweglich war,
weil eben Alles um ihn herum sich bewegt.
Wer sich berufen fühlt, den einzelnen Menschen oder irgend einen ab-
gegrenzten Theil der Menschheit zu lenken, hat somit vor Allem zu erkennen,
auf welcher Stufe dieser Scala jener heute steht, den er beein-
flussen will.
Blos so vermag er zu unterscheiden, wer in seinem altruistischen
Bestreben unterstützt nnd angeeifert, wer in seinem Egoismus gehemmt,
unterdrückt, beseitigt werden soll.
Sobald es sich darum handelt, einem bestimmten Zwecke Opfer zu
bringen, darf man sich in der Werthschätzung dieses Zweckes nicht dadurch
beirren lassen, auf wessen Schulter die zu bringenden Opfer lasten.
Jeder Preis, den man selbst zu zahlen hat, erscheint Einem leicht als
zu hoch, während der von Anderen zu zahlende Preis leicht für zu gering
erachtet wird.
In dieser Form ist das Gleichgewicht zwischen Egoismus und
Altruismus am schwersten herzustellen..
Noch besteht keine irdische Macht, die vermöchte, in der
gesammten Menschheit jenen die Herrschaft für ewige Zeiten zu
sichern, die hierzu am würdigsten, am berufensten sind. Es kann

<"page236">

dies kein einzelner, noch so mächtiger Feldherr und Monarch, noch weniger
kann es ein einzelner, noch so weiser Denker.
Dadurch aber, daß sich an allen Ecken und Enden der
bewohnbaren Erde geographisch-politische Einheiten bilden, die
aus einfachem Selbsterhaltungstriebe gezwungen sind, auf-
einander Rücksicht zu nehmen, müssen allenthalben allmählich
jene Elemente zur Herrschaft gelangen, die begreifen, daß der

starre Egoismus todbringend ist.
Wenn wir annehmen, daß die Sociologie jene Wissenschaft zu sein
hat, die berufen ist, die Principien festzustellen, nach welchen die Gesellschaft
geleitet und entwickelt werden soll, so erkennen wir, daß die Aufgabe des
Sociologen in nichts Anderem besteht, als darin, den Zeitgenossen die Wege,
die sie zu wandeln gezwungen sind, zu ebnen; ihnen den Horizont von
heute möglichst klar vor das Auge zu bringen, somit jene Wolken zu
verscheuchen, die geeignet sind diesen zu verdunkeln..
Allerdings werden einzelne Mächte, vom absoluten Egoismus
geleitet, sich der allgemeinen Bewegung auch heute zu entziehen trachten,
aber die Hoffnung ist nicht unberechtigt, daß sie in der selbstgewählten
Isolirung nicht im Stande sein werden, diese Bewegung zu hemmen.
Solche Mächte werden die Prüfung eben nicht bestehen, und
der Sociologe wird sich in der Lage des Correpetitors befinden, der dies
ohne besondere prophetische Gabe genau vorauszusehen und
vorauszusagen im Stande ist.
Sklaverei.
Das Bestehen und die absolute Nothwendigkeit der Sklaverei wird
niemals von den Massen geleugnet.
Jene herrschenden Minoritäten, die nicht für die Massen sorgen
wollen, sind es, die behaupten, Jedermann sei in der Lage, selber für sich
zu sorgen.
Den Massen wäre dies ganz recht, wenn sie es nur könnten. In
Ermangelung der Möglichkeit, für sich selber zu sorgen, unterwerfen sie sich
einer jeden Macht, die sie zu schützen weiß und für den gewährten Schutz
nicht über Gebühr und Erträglichkeit ausbeutet. Sie sind Sklaven und
fühlen sich als solche, sie können und wollen sich nicht selbst
regieren, Alles, was sie verlangen, ist nur, möglichst gut und
nicht gar zu theuer regiert zu werden.
Jeder Mensch trachtet danach, Andere für sich wirken zu
lassen. Der Starke erzwingt dies vom Schwachen durch Gewalt, der
Schwache erlangt dies vom Starken durch Nachgiebigkeit, und nicht immer
ist es der Schwächere, der diesen Verhältnissen die größeren
Opfer zu bringen hat.

<"page237">

Der Schwächere unterläßt blos, was er nicht thun kann, der Stärkere
hingegen thut Vieles nicht, was er thun könnte; um Anderer Herr zu
bleiben, muß er sich selbst bezwingen. Er bezwingt sich, das heißt
seine augenblicklichen Gelüste, einzig und allein aus Voraussicht, aus
Rücksichtnahme auf den morgigen Tag.
Je deutlicher die Bedürfnisse der Zukunft ihm werden, umso mehr
fühlt er sich in der Freiheit der Action beschränkt. Wenn er sich im
Ueberschätzen seiner Macht diese Beschränkung nicht auferlegen will und,
um für die Sklaven, auf deren Erhaltung seine Macht beruht, nicht sorgen
zu müssen, das Bestehen der Sklaverei leugnet, dann giebt er sich
selber auf; es tritt eine Machtverschiebung ein. Der Herr, der beginnt
Sklave seiner Gelüste zu werden, endet damit, Sklave Anderer zu sein,
während der Sklave, für den nicht mehr gesorgt wird, sich dem Gesetze
der Selbsterhaltung entsprechend von seinem Herrn lossagen muß, um einen
anderen Herrn zu suchen.
Sklave ist nicht nur, wer thun muß, wie Andere wollen, sondern auch
wer nicht thun darf, wie er will. Es giebt eine active und eine passive
Sklaverei.
Im gewöhnlichen Sprachgebrauche wird nur erstere Sklaverei
genannt, obwohl letztere die drückendere ist. Arbeiten zu müssen,
ist weniger hart, als nicht essen zu dürfen, wenn Einen hungert.
Mc. Carnegie, der Besitzer von 40 Millionen Pfund Sterling, die er
gemeinnützigen Zwecken widmen will, hält die Arbeit nicht nur für kein
Unglück, er betrachtet sie sogar für die einzige Quelle des Glückes der
Menschen*).
Um der passiven Sklaverei zu entgehen, ist der Mensch auch jederzeit
bereit, sich in die active Sklaverei zu begeben.
Gegen die active Sklaverei lehnt er sich erst auf, wenn sie
mit der passiven verbunden ist; d. h. wenn er dem Willen Anderer
entsprechend arbeiten muß, ohne sich hierdurch selbst erhalten zu können.
Wer dem Sklaven die Befriedigung des Selbsterhaltungs- und Fort-
pflanzungstriebes sichert oder auch nur zu sichern verspricht, bleibt sein Herr,
und dies umso leichter, wenn es ihm auch noch gelingt, den Sklaven
erkennen zu lassen, daß er durch seine Arbeit ein nützliches Mitglied der
Gesellschaft sei, daß er durch diese die Lösung irgend einer großen Aufgabe
fördert. Die Sisyphus-Arbeit ist die härteste Form der activen
Sklaverei.
Mit dem Fortschritte der Cultur werden der activen Sklaverei immer
engere Grenzen gesetzt, während die passive Sklaverei durch diese
in erschreckender Weise zunimmt.
*) „Review of Reviews“ annual for 1900.

<"page238">

Nicht die höhere Moral der herrschenden Minoritäten hindert diese,
die Massen zur Arbeit zu zwingen, sondern das Abnehmen des
Bedürfnisses nach dieser Arbeit an einzelnen Orten.
Durch die Entwicklung der Technik wird die Muskelkraft der Sklaven
überflüssig.
Gerade dieser Umstand führt aber dazu, daß die unbeschäftigten
Massen der passiven Sklaverei verfallen.
Die allenthalben erkannte Nothwendigkeit, Hungerlöhne in Anwendung
zu bringen, ist der sprechendste Beweis dieser Behauptung.
Je weniger die herrschenden Minoritäten auf die activen Dienste der

Massen angewiesen sind, umso weniger kümmern sie sich auch um
deren Wohlergehen und um die Mittel, sie in ihrer Gewalt zu
behalten.
Aber die Rechnung ist falsch.
Wie die Massen, so wurzeln auch die herrschenden Minoritäten in der
Scholle, deren Erhaltung, Entwicklung und Ausdehnung für Beide zur
Lebensaufgabe wird. Gerade dadurch sind allenthalben die wenigen
Starken zur Macht gelangt, daß sie ein für die Selbsterhaltung der Massen
geeignetes Stück Erde zu erwerben und zu behaupten im Stande waren.
Die Massen aber wollen sich auf diesem Erdenpunkte nun auch des Lebens
erfreuen können. Sie sind bereit, sich der Herrschaft jener zu unterwerfen,
die ihre Dienste zur Erhaltung der Gemeinde, des Staates in Anspruch
nehmen, sie sind bereit zu der noch so harten activen Sklaverei; aber
unter der Bedingniß, dafür der passiven Sklaverei enthoben zu werden,
d. h. innerhalb der erhaltenen Gesammtheit sich aus eigener Kraft auch
selber erhalten und entwickeln zu können.
Die herrschenden Minoritäten sind an das Vaterland gekettet, weil
dies die Quelle ihrer Macht ist; die Massen dadurch, daß ihre Selbst-
erhaltung von dessen Erhaltung bedingt ist.
Im Vaterlande, und nur in diesem, begegnen sich die Interessen
und Empfindungen Beider.
Immer sind die Massen gefügige Werkzeuge der herrschenden Starken,
so lange sie von diesen voraussetzen können, daß sie sich als Verkörperung
des Vaterlandes betrachten und fühlen.
Erst wenn sie Grund haben, an dem Patriotismus der herrschenden
Minoritäten zu zweifeln, empören sie sich gegen deren Herrschaft und suchen
sie durch eine andere zu ersetzen.
Von jeder herrschenden Minorität, die sich mit dem Vaterlande
identificirt, setzen die Massen mit Recht voraus, sie werde aus Selbst-
erhaltungstrieb auch ihrer Erhaltung gedenken. Darum steht auch mit
ihren Empfindungen nichts so sehr im Widerspruche, wie die
Fremdherrschaft jeglicher Form.

<"page239">

Die Massen wollen sich niemals selber regieren, aber sie wollen von
jenen regiert werden, die mit ihnen empfinden, sie verstehen, von ihnen
verstanden werden. Dies der Ursprung des Bedürfnisses nach jedweder
Autonomie.
Das Erreichen des höchsten Grades von Selbstbestimmung
ist der natürliche Trieb jedes organischen Wesens, je nach der
ihm eigenen Kraft.
Beim Starken äußert sich dieser Trieb im Unterdrücken. Anderer, beim
Schwachen in der Unterwerfung. Der Starke will die Selbstbestimmung
dadurch sichern, daß er trachtet, das Gebiet seiner Macht auszudehnen;
der Schwache meint selbe, durch Beschränkung auf ein kleines Gebiet,
unter dem Schutze des Starken erhalten zu können.
Wie der Eine stark geworden, der Andere schwach geblieben ist, ge-
hört dem Gestern an, für die richtige Beurtheilung des Horizontes von
heute ist es blos von Wichtigkeit, mit der Thatsache zu rechnen, daß es
in der Gesellschaft nichts Anderes giebt als viele Sklaven
und einige Herren, viele Schwache und einige Starke.
Erst wenn man diese Wahrheit als absolutes, unveränderliches Gesetz
anerkennt, ist man im Stande auch zu beurtheilen, wer die wenigen
Starken sind, und welche von ihnen die Stärkeren.
Vor Allem wird man finden, daß der Sklave blos darum
Sklave ist, weil er vorzieht Sklave zu sein, und daß es Thor-
heit ist, ihm das Sklaventhum unerträglich zu machen. Wie
wir gezeigt haben, ist Sklave, wer thun muß, wie Andere
wollen, und wer nicht thun darf, wie er will.
Thun müssen, wie Andere wollen, wird nur dann unerträglich, wenn
es die Befriedigung des Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstriebes ver-
hindert oder über Gebühr einschränkt.
Nicht thun dürfen, wie man will, wird unerträglich, sobald man be-
merkt, daß jene, die für einen wollen sollen, nicht zu wollen
vermögen oder Willens sind.
Den numerisch noch so starken, aber moralisch schwachen Sklaven
würde es niemals gelingen, sich aus der Herrschaft der moralisch stärkeren
Minoritäten zu befreien, wenn diese Minoritäten moralisch stark bleiben
und die Nothwendigkeit ihrer Solidarität anerkennen würden.
Der im stärkeren Menschen ganz besonders bestehende Drang nach Un-
gebundenheit führt ihn aber nicht nur dazu, der Schwachen zu vergessen,
sondern auch zum Kampfe gegen Seinesgleichen, dessen eventuelles Ueber-
gewicht er nicht zu ertragen vermag.
Und hierin liegt das von der Vorsehung dem Schwachen gebotene
Mittel der Vertheidigung, hierin auch die Gleichmäßigkeit der allgemeinen
Entwicklung, durch welches Gesetz die zur höheren Kraft gelangten Mino-
ritäten verhindert werden, sich von den Massen allzuweit zu entfernen.

<"page240">

Die Vorsehung hat dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel
wachsen.
Je mehr geographisch abgegrenzte, politisch und ökonomisch selbst-
ständige Einheiten der menschlichen Gesellschaft auf allen Punkten des
Erdballes entstehen und mit einander in Berührung treten, umso leichter
wird es für den schlecht behandelten Sklaven, sich von seinem kurzsichtigen
Herrn loszusagen und gegen ihn die Hilfe eines anderen Herrn anzurufen.
Folgt dieser Herr dem Rufe des empörten Sklaven seines Nachbars, so
entsteht zwischen diesen Beiden ein Conflict, in welchem Jener siegen muß,
der seine Sklaven besser behandelt und entwickelt hat, daher von ihnen

auch besser vertheidigt werden kann.

Der hierdurch zu größerer Macht gelangte Herr erweckt aber die Eifersucht der anderen Herren, mit denen er abermals in Conflict geräth. Der Sieg fällt abermals Jenem zu, der seine Sklaven besser behandelt, sie zu seiner Vertheidigung kampfbereiter und kampffähiger gemacht hat.

Die Concurrenz in der besseren Behandlung der Sklaven führt aber schließlich zur allseitigen Befriedigung dieser und zur Möglichkeit des friedlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens.

In letzter Analyse ist es das Wohlergehen der Massen, um das sich die Weltgeschichte dreht.

Das Wohlergehen und die Leistungsfähigkeit der Sklaven zu fördern ist somit die einzige Aufgabe der Herren; wer diese Herren sind, ob und wie sie im Stande sind ihre Herrschaft zu erhalten, ist die alleinige wichtige Frage von heute, denn von ihrer richtigen Beantwortung allein ist die möglichst wahrscheinliche Berechnung und die möglichste Sicherung des morgigen Tages bedingt.

Leitmotive menschlichen Trachtens.

Daß das Machtverhältniß der Starken mit jedem Schritte auf der Lebensbahn der Menschheit ein anderes sein muß, folgt aus dem Gesetze der ewigen Bewegung. Wenn nichts still steht, kann auch dieses nicht unverändert bleiben.

Die tausendfachen Erscheinungen gesellschaftlicher Bewegung müßten verwirrend auf den Beobachter wirken, wäre er nicht in der Lage, durch die Anerkennung gewisser, aus der Vergangenheit deductiv hergeleiteter, unumstößlicher Hauptgesetze alles Nebensächliche beiseite zu lassen.

Solche Hauptgrundgesetze sind:

1) Der Drang des Menschen nach Selbstbestimmung, die sich beim Starken als Herrschsucht, beim Schwachen als Unterwerfungssucht äußert.

2) Der Drang der herrschsüchtigen Starken, die Schwachen auszunützen, ohne für sie zu sorgen, und sich gegenseitig zu bekriegen.

3) Der Drang der Schwachen, die Starken durch Conflicte mit anderen Starken für sich günstig zu stimmen.

<"page241">

4) Die für den Starken hieraus entsprungene Nothwendigkeit, sich gegen andere Starke auf die Massen der Schwachen zu stützen und ihnen Concessionen zu machen.

5) Der Drang der Schwachen, sich zu verbinden und den ungerechten Starken zu widerstehen, und

6) endlich auch der Drang der Starken, sich im Interesse ihrer gefährdeten Macht zeitweilig mit einander zu verbinden.

Welcher Mittel sich der Eine und der Andere, d. h. der Starke und der Schwache, der Herr und der Sklave, zur Erreichung ihrer Ziele bedienen, ist für jeden Erdenpunkt in jedem Augenblick verschieden.

Blos wer sich mit diesen Grundgesetzen vertraut macht und seine Aufmerksamkeit auf die Beachtung dessen beschränkt, in welchem Verhältnisse die Starken den Schwachen gegenüber und einander gegenüber heute stehen, ist im Stande, eine Wahrscheinlichkeitsrechnung auf das Morgen zu ziehen.

Die Vorsehung zu spielen, steht weder einem Menschen noch einer Gruppe von Menschen zu; hingegen darf und soll jener, der seinen Mitmenschen mit Rath und That beistehen will, darnach trachten, mit möglichster Sicherheit die nächste Zukunft vorherzusehen. Man sage nicht, dies sei ein eitles Bemühen. Ein geschulter Schachspieler kann gegebenen Falles matt in 2–3, ja noch mehr Zügen mit absoluter Gewißheit ansagen.

„Menschen sind nicht Schachfiguren," wendet man hiergegen ein; und dies eben ist der große Irrthum. Menschen sind nichts Anderes als Schachfiguren in der Hand des Schachspielers, sobald sie auf dem Brette irgend einer gesellschaftlichen Ordnung aufgestellt sind. Und die Selbstbestimmung? Die Selbstbestimmung bezüglich der zu leitenden Partie ist dem Schachspieler reservirt, verbunden mit der Aufgabe, das Schicksal seiner Figuren zu bestimmen. Diese Figuren hätten alle ganz gut als Spieler geboren werden können, denn sie sind vom selben Fleische und Blute wie er, da sie es aber nicht sind und sich damit begnügt haben, die Rolle des Bauers oder Thurmes zu übernehmen, reicht ihre Selbstbestimmung nur bis zur Grenze der Eigenschaften ihrer Rolle.

Jedwede gesellschaftliche Organisation ist nicht weniger conventionellen Regeln unterworfen als das Schachbrett; daher das Endresultat des Spieles bei Beiden bar accident, wie z. B. das Ende der Welt, genau vorausgesehen werden kann.

Solidarität ohne Zeitunterschied und Solidarität ohne Raumunterschied.

Der einzelne Mensch kann seine beschränkte Kraft auf zweierlei Weise vermehren, durch die Anerkennung der Solidarität mit seinen Vorfahren und

<"page242">

Nachkommen und durch die Anerkennung seiner Solidarität mit den Zeitgenossen.

Erstere führt zum Racencultus und findet ihren Höhepunkt im Dynastismus. Letztere führt zur Assimilation, zur Verschmelzung mit dem Nachbar und findet ihren Höhepunkt in der allgemeinen Verbrüderung der Menschheit.

Beide Aspirationen sind berechtigt und nützlich, doch keine allein entspricht den Gesetzen der Vorsehung. Blos die Verbindung beider vermag die Menschheit vorwärts zu treiben auf dem Wege der natürlichen Entwicklung, dem alleinigen, großen, uns von der Vorsehung gesteckten Endziele zu; der möglichsten Beglückung möglichst vieler Menschen.

Die Solidarität der Race ist der Ausdruck des Egoismus einzelner

Gruppen, die Solidarität der Menschheit ist der Ausdruck des Altruismus.
Wie beim einzelnen Individuum, so ist auch bei den einzelnen
Menschengruppen die Sicherung der Zukunft von der Harmonie bedingt,
die zwischen Egoismus und Altruismus hergestellt werden kann.
Die beiden natürlichen Objecte menschlichen Trachtens sind: der Mensch
und die Menschheit, Alles was zwischen diesen beiden liegt, ist ein durch
locale und augenblicklich naheliegende Bedürfnisse geschaffenes Mittel der
Selbsterhaltung, das nur so lange entspricht, als es den Einzelnen nicht
in Widerspruch mit dem Allgemeinen bringt, den Menschen mit der Mensch-
heit. Zu beurtheilen, ob und inwieweit dies da und dort eintrifft, ist
Sache des Denkers von heute.
Hierarchische Ordnung.
Blos eine Organisation der menschlichen Gesellschaft kann den Be-
dürfnissen des einzelnen Menschen gerecht werden, ohne ihn mit jenen der
Menschheit in Widerspruch zu bringen, und das ist: die hierarchische
Ordnung.
Die überall herrschenden Minoritäten verbinden sich zu einer Körper-
schaft, in welcher gleichfalls eine Minorität zur Herrschaft gelangt.
- So werden die Gemeinden zur Provinz, die Provinzen zum Staate
verbunden.
Beim Staate hört die materiell gesicherte hierarchische Ordnung auf.
Staaten können sich nur mehr durch Anerkennung einer moralischen
höheren Macht mit einander verbinden..
Diese moralische Macht ist die Gesammtheit, mit deren Ein-
fluß auf die eigene Erhaltung und Entwicklung der Staat gezwungen ist
zu rechnen, sobald er seine Sorgfalt nicht auf den heutigen Tag beschränkt,
sondern auch die Zukunft sichern will.
Jede Einheit auf der hierarchischen Leiter der Gesellschaft ist natur-
gemäß selbstisch, zur Selbstsucht berechtigt. Blos von oben hinunter

<"page243">

kann diese Selbstsucht gezügelt werden. Nicht unterdrücken soll
man sie, nur in richtige Bahnen leiten und beschränken.
Die natürliche Basis jedes hierarchischen Aufbaues ist ein geographisch
beschränktes Stück der Erde, dessen Besitz dem Volke zu erhalten
die einzige Aufgabe der Gemeinde ist, zu deren Lösung die
Gemeinden sich zum Staate verbinden.
Wie der Staat dieser Aufgabe entspricht, ist seine Sache. Von der
größeren oder geringeren Voraussicht der Minorität, die den
Staat beherrscht, hängt dessen Erhaltung, d. h. die Behauptung
des Bodens im Besitze seines Volkes ab.
Die den Staat beherrschende Minorität wird naturgemäß darauf
bedacht sein, ihre Herrschaft im Staate und durch diese den Staat zu er-
halten. Ob ihr dies gelingt, hängt lediglich davon ab, welcher Mittel sie
sich bedienen will oder kann.
Die herrschende Minorität wie der einzelne Mensch steht nothwendiger-
weise entweder unter dem Einflusse des Atavismus oder der Hypnose, des
Egoismus oder des Altruismus, dem Drange des Genießens des Heute
und der erkannten Nothwendigkeit des Sorgens für das Morgen.
Ist sie im Stande, den Horizont von heute zu überblicken und richtig
zu erkennen, d. h. mit allen Factoren von heute innerhalb und
außerhalb des eigenen Staates zu rechnen und nur mit diesen,
ist sie ferner vom ehrlichen Willen beseelt, Alles daranzusetzen,
um sich und durch sich den Staat zu erhalten, so wird sie auch
diejenige Waffe zu ergreifen wissen, mit welcher gerade heute am besten
gekämpft werden kann.
Diese Waffe mag jener von gestern ähneln, ist aber niemals
dieselbe. Die Geschichte bietet uns eine Anzahl von Analogien,
aber auch nicht eine Identität.
2: ::
::
Weit entfernt, den Drang herrschender Minoritäten nach Festigung
und Erhaltung ihrer Macht als unverantwortliche Selbstsucht hinzustellen
und zu verurtheilen, halten wir ihn nicht nur für berechtigt, sondern
auch für heilsam, dem Allgemeinen dienlich.
Nichts ist natürlicher und berechtigter, als daß die Beherrscher
einer Körperschaft sich mit dieser identificiren und meinen der Gesammtheit
zu dienen, indem sie sich dienen.
Es entspricht dies völlig der Wahrheit, was auch durch die gegen-
theilige Probe bestätigt wird: die herrschende Minorität schädigt sich selber,
wenn sie die Gesammtheit schädigt.
Wie für das einzelne Individuum, so handelt es sich auch für die
Machthaber im Staate darum, zwischen der freien Bethätigung des

<"page244">

augenblicklichen Willens und der möglichsten Sicherung der
künftigen Selbstbestimmung zu wählen.
Je mehr die herrschende Minorität sich als allmächtige Race oder
Klasse fühlt, die ohne Rücksichtnahme auf die Empfindungen der Massen
innerhalb und außerhalb des von ihr beherrschten Staates ihren Willen
jederzeit selbstständig durchsetzen kann, um so weniger wird sie sich um die
Richtigkeit des verfolgten Zweckes kümmern, den ihr augenblickliches Ge-
lüste, ihre augenblickliche Ueberzeugung sie anzustreben veranlaßt.
Sic volo, sic jubeo wird ihr zum Dogma, und indem sie will, nichts
als will, setzt sie die Selbstbestimmung auf das Spiel.
Wie beim einzelnen Individuum, so kann auch bei der herrschenden
Körperschaft die Selbstbestimmung nur durch die Selbstbeschränkung
in der Ausübung des augenblicklichen freien Willens gesichert
werden.
Dieser freie Wille mag noch so sehr auf die Sicherung der augen-

blicklichen Interessen der beherrschten Massen gerichtet sein und dieser
auch wirklich entsprechen, sobald er gegen deren heute im Inneren
herrschende Empfindung verstößt, beraubt er die herrschende Minorität
der activen oder auch nur passiven Bundesgenossenschaft der beherrschten
Majorität; sobald er die heute herrschende Empfindung der Außen-
welt verletzt, beschwört er deren Gegnerschaft herauf.
Indem aber die herrschende Minorität eines Staates sich selbst, somit
dem Staate, Feinde schafft, gegen die sich Beide zu vertheidigen haben,
beschränkt sie ihre Selbstbestimmung; denn wer sein Recht zur Selbsterhaltung
erst erkämpfen muß, kann keine anderen Ziele verfolgen, ebenso wie der
Hungernde an nichts Anderes denken kann, als an die Befriedigung des
Hungers.
Die jeweiligen Empfindungen der Massen, mit welchen die herrschenden
Minoritäten zu rechnen haben, sind aber kein Erzeugniß des Zu-
falles.
Die früher aufgezählten Grundgesetze im Auge haltend, wird man
finden, daß die Massen der Sklaven instinctiv gegen eines von zwei Uebeln
eingenommen sind, gegen Centralisation oder Particularismus,
je nachdem sie von den Uebergriffen des einen oder des andern dieser
Systeme zu leiden hatten.
Hat eine tyrannische Centralherrschaft die localen Interessen geschädigt,
so suchen die Massen Schutz bei den localen Kräften; haben sie unter der
tyrannischen Herrschaft localer Herren zu leiden, so suchen sie bei einer
abseits gelegenen Centralmacht Hilfe.
Seitens der schutzbedürftigen Massen ist solches logisch und berechtigt.
Völlig unlogisch und unberechtigt ist aber dasselbe Verfahren seitens der
Machthaber, in deren eigner Hand es liegt, dasjenige System einzuführen
und zu vertreten, das sie heute für das passendere halten.

<"page245">

Jede den Staat beherrschende Minorität kann sich nur auf eines von
zwei Principien stützen: auf das ererbte Recht oder auf das Suffrage
universel; somit auf die Solidarität ihrer Race oder jene mit der Ge-
sammtheit ihrer Unterthanen.
Ersterem entspricht die absolute Monarchie und die Monarchie mit
Anlehnung an den historischen Adel. Letzterem entspricht blos die demo-
kratische Republik.
Beide aber dürfen nur ein Ziel verfolgen, die Erhaltung des Staates
bei möglichster Wahrung seiner Selbstbestimmung.
Die volle Freiheit der Action nach außen ist für den in der Staaten-
gesellschaft lebenden Staat ebenso unmöglich wie für das in der Gemeinde
lebende Individuum. Ja nicht einmal Gott, der Inbegriff der
Allmacht, können wir uns anders als gebunden denken, gebunden
durch die selbst geschaffene Weltordnung.
Die Massen der Regierten läßt dies völlig kalt, einfach aus dem
Grund, weil für sie die Welt zumeist nicht weiter reicht als die Grenzen
der Gemeinde, höchstens des Staates. Für die herrschenden Minoritäten
hingegen ist es immer unbequem, ihre heimische Allmacht durch fremde
Kräfte beschränkt zu sehen. Und wenn sie den eigenen Staat für stärker
halten als jene Kräfte, so liegt für sie die Versuchung nahe, zu Gewalt-
mitteln zu greifen. Nach jedem Erfolg fühlt sich der Sieger seinen Nachbarn
mehr und mehr überlegen, je überlegener er sich aber fühlt, um so weniger
ist er geneigt, Widerspruch zu ertragen. Schließlich führt diese Empfindung
der herrschenden Minorität des siegreichen Staates zu der Tendenz, die
gesammte Menschheit ihrer Herrschaft zu unterwerfen.
Sobald aber die herrschende Minorität eines Staates
diesen nur als Mittel betrachtet zur Errichtung einer Welt-
herrschaft und nicht mehr als Selbstzweck, verkennt sie ihre
Mission.
Die ganze Welt materiell unter einen Hut zu bringen und
zu erhalten, übersteigt die menschliche Kraft, hierzu wäre gött-
liche Allmacht erforderlich.
:: 2:
::
Nehmen wir an, der kühne Traum eines Alexander, Cäsar, Karl,
Napoleon 2c. wäre zur Wahrheit geworden, sie hätten die ganze Erde mit
dem Schwert erobert, die gesammte Menschheit unterworfen, und es wäre
ihnen gelungen, ihre Herrschaft im eigenen Geschlecht erblich zu machen.
Oder nehmen wir an, das Großbritannien von heute würde den Ge-
sammthandel, daher den Gesammtreichthum der Erde in seiner Hand con-
centriren, und alle Völker würden, dem goldenen Kalbe fröhnend, im
britischen Gesammtreiche untergehen. Was wäre die nächste, natürliche
Folge?

<"page246">

Die große, allgemeine Verbrüderung der Menschheit wäre
erreicht, aber um sie zu erhalten, bedürfte man eines gemeinsamen
Herrschers, der ein Gott sein müßte. Ein Gott, der von Niemand
beeinflußt, seine Allmacht auf jeden einzelnen Menschen ausstrecken
und alle Menschen gleich liebevoll und gerecht behandeln
würde.
Mit der Ausübung einer irdischen Macht kann aber nur ein Mensch
oder eine Gruppe von Menschen betraut werden.
Entweder der Alleinherrscher der Menschheit würde seine vertrauten
Männer aussenden, um diese in seinem Namen zu administriren; oder er
würde mit dieser Administration Männer betrauen, die in jeder einzelnen
Gegend bereits zu localem Einflusse gelangt sind.
Im ersten Fall müßte sich eine centrale Bureaukratie, im letzteren
Fall eine locale Autonomie und in beiden Fällen sofort ein Gegensatz
zwischen Centralmacht und Localmacht entwickeln.

Der Gegensatz zwischen Centralmacht und Particularismus
ist aber der Ausgangspunkt aller Kämpfe der uns bekannten
Menschheit. An diesem Gegensatz mußte jeder Weltmachts-
versuch scheitern.
Das Individuum verlangt blos nach Befriedigung seiner beiden Natur-
triebe, der Selbsterhaltung und Fortpflanzung. Wer ihm diese sicherstellt
oder auch nur sicherzustellen verspricht, ist sein Herr. Den guten Willen
für ihn zu sorgen, setzt jeder Mensch naturgemäß am ehesten bei Jenem
voraus, der mit ihm in unmittelbarer Berührung lebt, seine Sprache
spricht, seine Leiden und Freuden theilt. Erst wenn dieser Herr sein Ver-
sprechen nicht einhalten will oder kann, sucht er Stütze bei einer ent-
fernteren Kraft.
In der richtigen Beurtheilung des Horizontes von heute handelt es
sich somit für jeden einzelnen seiner Punkte darum, ob die locale Macht
den diesbezüglich an sie gestellten Anforderungen entspricht,
oder ob gegen sie an eine höher gelegene Macht appellirt
werden muß.
Nicht die ihren Pflichten besser entsprechende Localmacht hat darnach
zu streben, ihre Herrschaft über die weniger gut regierten Gegenden aus-
zudehnen, sondern die weniger gut regierten Massen haben sich nach einem
besseren Herrn umzusehen und werden es, sobald dieser sich ihnen
nicht gewaltsam aufdrängen will.
Bei genauer Untersuchung des Horizonts von heute gelangen wir
zu der Ueberzeugung: 1) daß die großen Massen geneigt sind, der
Solidarität mit den Zeitgenossen den Vorzug zu geben gegen
die Solidarität mit den Vorfahren; 2) daß infolge dessen bei
den herrschenden Minoritäten von heute der Drang, sich im

<"page247">

Interesse ihrer gefährdeten Machtstellung mit einander zu ver-
binden, über den Drang, sich gegenseitig zu bekriegen, zeitweilig
die Oberhand gewonnen hat.
Hierin aber meinen wir Symptome einer Evolution zu er-
kennen, durch welche der morgige Tag vornehmlich beherrscht
werden dürfte; eine Evolution, die für die Weltgeschichte einen
neuen Abschnitt bedeutet.
2k ::
2:
Unzählig und mannigfach sind die Anzeichen dieser Richtung.
Den ersten Anstoß hierzu hat die Lehre Christi gegeben. Fast zweier
Jahrtausende hat es aber bedurft, um den ausschließlichen Gebrauch dieser
allmächtigen Waffen den Händen Jener zu entreißen, die sich ihrer be-
dienten, um ihre irdische Macht zu behaupten und auf die gesammte
Menschheit auszudehnen.
Jahrhunderte über wollten einzelne Machthaber der Erde mit Hilfe
der göttlichen Lehre die Andersgläubigen gewaltsam unterjochen, auf deren
Basis eine Weltherrschaft gründen, sich als alleinige Träger derselben
geruren.
Deshalb auch der Kampf anderer Machthaber gegen die Lehre
selbst, deren Allgewalt sie sich nicht unterwerfen wollten, und schließlich
auch die Empörung Jener, die unter ihrem Zeichen schlecht regiert
worden sind.
Erst heute wird die Gegenströmung bemerkbar.
Nicht das Christenthum bekämpfen, nicht sich seinen Wohlthaten ent-
ziehen wollen die einzelnen Herren und Völker, sondern betheiligt
werden an der Handhabung seiner universellen Wahrheit.
Das Christenthum soll nicht mehr zu gewaltsamer Unterjochung führen,
sondern zur freiwilligen Assimilirung seiner Anhänger und zur friedlichen
Bekehrung Jener, die ihm noch ferne stehen.
Diese Bewegung entwickelt sich auf vielen Erdenpunkten zu-
gleich, naturgemäß von innen heraus, während die frühere von
einem Erdenpunkte aus überall künstlich von außen hinein
wirken sollte.
Das beredteste Zeichen des Uebergewichts, das die Solidarität ohne
Raumunterschied über jene ohne Zeitunterschied heute erlangt hat, ist
aber die sich allenthalben äußernde, im Christenthum begründete socialistische
Richtung.
Jedes Rechnen ohne diese Wahrheit ist falsch, aber auch voll-
ständig überflüssig, da Niemand durch deren Anerkennung ge-
hindert wird, seiner Ueberlegenheit Geltung zu verschaffen.

<"page248">

Erhaltung der Macht in der Hand herrschender Minoritäten.
Wie der Stärkere diese Ueberlegenheit erlangt hat, gehört der Geschichte
an, für das Heute ist blos die Thatsache entscheidend, daß sie
besteht, und die Frage von Wichtigkeit, ob und wie sie auch für das
Morgen sichergestellt werden kann.
Trotz des unleugbaren Fortschrittes im Bewußtsein der Solidarität
aller Zeitgenossen ist für jene Minoritäten, die ihre Kraft aus der
Solidarität mit Vorfahren und Nachkommen schöpfen, auch nicht
der geringste Grund vorhanden zu abdiciren.
Die entwickeltere Race und Klasse, die unstreitig höhere Cultur des
Christenthums, das einer Corporation zur Verfügung stehende bessere Werk-
zeug, kann sich heute ebenso behaupten wie gestern. Zur Sicherung des
morgigen Tages handelt es sich für die herrschende Minderheit einzig darum,
ihre Ueberlegenheit zur Erreichung eines Zieles zu verwerthen,
das mit der allgemeinen Bewegung nicht im Widerspruch steht.
Das charakteristische Merkmal der allgemeinen Bewegung von heute
ist die zunehmende Möglichkeit für das einzelne Individuum, sich von jener
bestehenden Autorität zu emancipiren, die es hindern will, für seine Selbst-

erhaltung und Entwicklung selber zu sorgen, jedoch nicht aufgeklärt oder
stark genug ist, um ihn dieser Sorge zu entheben.
Mit vollem Rechte werden die Zeitalter der Menschheit mit dem Namen
jener Kräfte bezeichnet, aus welchen sie ihre Waffen und Werkzeuge nahmen:
Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Diesen Epochen folgte die Zeit
des Schießpulvers, und dieser jene von heute, die Zeit des Dampfes und
der Elektricität.
Immer ist eine Minorität zur Macht gelangt und hat sich an der
Macht erhalten, wenn sie es verstanden hat, mit der besseren Waffe, dem
besseren Werkzeuge ihrer Zeit zu rechnen, und niemals ohne dieses.
Womit die herrschenden Minoritäten von heute zu rechnen gezwungen
sind, ist der durch Dampf und Elektricität riesig beschleunigte
Gang der Weltereignisse und der bereits den ganzen Erdball
umfassende Horizont.
Stein, Bronze, Eisen, ja auch Schießpulver konnten Jahrhunderte über
von einer Minorität monopolisirt werden.
Dampf und Elektricität sind im Handumdrehen zum Gemein-
gut der Menschheit geworden.
Nicht die Allmacht der Minoritäten wird durch diese neuen Werkzeuge
gefördert, sondern die Widerstandskraft der Massen.
Trotzdem aber bleibt die allgemeine Weltlage ihrem Wesen nach
unverändert. Auch heute wollen die Massen nicht frei sein, nicht
sich selbst regieren; auch heute verlangen sie nichts Anderes, als
gut regiert zu werden. Nur wird es mit jedem Tage unmöglicher,

<"page249">

sie glauben zu machen, sie seien gut regiert, wenn sie es nicht
sind, und dies ist für die herrschenden Minoritäten von ebenso
großem Vortheile wie für die Massen.
Indem die herrschenden Minoritäten gezwungen sind, einander im
besseren Regieren zu überbieten, betreten auch sie die von der Vorsehung
gezeichneten Wege des Fortschrittes, mit dem großen alleinigen Endziele
der möglichsten Beglückung der möglichst großen Anzahl von
Menschen.
Was aber sollte die herrschenden Minoritäten hindern, sich diesem
Gesetze zu unterwerfen?
Je größer die Welt ist, je unermeßlicher die Zahl ihrer Bewohner,
umso weniger ist das einzelne Individuum im Stande, sich der Gesammt-
heit gegenüber zu behaupten, umso mehr ist es gezwungen, sich mit anderen
in Gruppen zu verbinden.
Weshalb könnten die bereits bestehenden Gruppen sich nicht auch ferner
erhalten?
Die Erinnerung erfolgreichen Zusammenwirkens ist das
stärkste Band zwischen Menschen. Zu diesen gesellt sich auch noch die
Macht der Gewohnheit, und wahrlich, es bedarf einer großen
Summe von kurzsichtiger Selbstsucht der Machthaber, um diese
Elemente der Erhaltung zu vernichten!
Der alten Genossenschaft, der heimatlichen Scholle, den liebgewordenen
Traditionen und Gewohnheiten entreißt sich das Individuum blutenden
Herzens erst dann, wenn sie ihm die Selbsterhaltung unmöglich machen.
Dies zu verhindern ist Sache der herrschenden Minorität, und die ge-
eignetste hierzu ist unstreitig jene, die sich auch ihrerseits mit der Genossen-
schaft am besten zu identificiren vermag.
Eine historische Dynastie mag bezüglich der Forderung, daß
der Staat in ihr aufgehe, zuweilen zu weit gegangen sein, nie-
mals aber blieb sie hinter der hohen Auffassung zurück, daß sie
berufen sei, im Staate aufzugehen.
Die Massen fühlen und begreisen dies auch vollkommen, sie unter-
werfen sich einer Dynastie mit Begeisterung, sobald sie ihnen Schutz gewährt
gegen die tyrannische Herrschaft anderer Gewalten, und bleiben ihr oft in
Treue ergeben, auch dann, wenn sie längst aufgehört haben, ihnen diesen
Schutz in Wirklichkeit zu gewähren oder gewähren zu können.
Die Gewalten, gegen welche die Massen geschützt werden sollen, können
sich innerhalb und außerhalb des Staates entwickeln, sie sind nationaler
oder internationaler Natur.
Auch heute hat die Staatsmacht sich nicht gegen die Massen zu be-
haupten, die immer geneigt sind, sich ihr zu unterwerfen und anzuvertrauen,
sondern gegen jene Minoritäten, deren sie als Werkzeuge ihres Willens be-
darf, die aber naturgemäß immer darnach streben, sich über sie zu erheben.

<"page250">

Wie die historischen Dynastien darum die geeignetsten Re-
präsentanten des Staates sind, weil sie sich mit dem Staate am
besten zu identificiren vermögen, so sind auch jene Kräfte die
geeignetsten Factoren ihres Willens, die aus dem natürlichen
Triebe der Selbsterhaltung am meisten darauf angewiesen sind,
Dynastie und Staat zu erhalten.
Auf die Erhaltung von Dynastie und Staat angewiesen sind alle jene
Kräfte, die in der Scholle wurzeln, die in der Dynastie den berufenen
Vertheidiger dieser Scholle erkennen.
Nichts in der noch so veränderten Weltordnung kann ver-
hindern, daß der Staat sich auch heute auf jene Kräfte stütze,
die ihren Lebenszweck in der Erhaltung des väterlichen Bodens
erkennen.
Andererseits ist es aber eine nothwendige Erscheinung, daß neben diesen
in der Vergangenheit begründeten, sagen wir, historischen Gruppen sich aus
neu entstandenen Kräften auch neue Gruppen bilden, die ebenso geeignet
sind, Factoren der Erhaltung und Entwickelung der Gesammtheit zu sein.
2: 2k ::
Der Staat als geographisch begrenztes Collectiv-Individuum hat heute

wie gestern jene Einheit zu sein, die allein berufen ist, die unmittelbare
oder mittelbare Vermittelung zwischen Individuum und Menschheit zu
übernehmen.
Grundverschieden von gestern sind nur die Mittel, deren sich jene
Einheit heute zu bedienen hat.
Auf die Gefahr hin, uns eines banalen Vergleiches zu bedienen, würden
wir sagen, daß, während der Staat gestern noch ein bewaffnetes Lager
war, das alle Nachbarstaaten zu bedrohen schien, er heute ein Handlungs-
haus ist, berufen, sich mit anderen Handlungshäusern zu verbinden, um
mit vereinter Kraft darauf auszugehen, den Erdball der gesammten Mensch-
heit dienlich zu machen.
Daß jedes dieser Handlungshäuser darauf bedacht sein muß, in erster
Linie sich und den Seinen zu dienen, ändert nichts an der Sache,
auch das nicht, daß dies bald dem Einen, bald dem Anderen besser ge-
lingen wird.
Die Ursachen der günstigeren Lage eines bestehenden Staates gehören
dem Gestern an, für's Heute ist allein der Umstand maßgebend, ob er diese
günstigere Frage blos dazu benutzen will, um den Augenblick zu genießen,
oder auch dazu, um den morgigen Tag sicherzustellen.
Während einst die Sicherheit und die Wohlfahrt der Massen davon
bedingt war, daß die herrschenden Minoritäten sie gegen äußere Feinde mit
den Waffen in der Hand zu vertheidigen wissen, ist heute die Möglichkeit

<"page251">

maßgebend, die sich ihm bietet, sich am ökonomischen Fortschritte
der Außenwelt zu bet heiligen.
Die ökonomischen Ansprüche von Staat und Individuum sind durch
die heutige Culturentwickelung derart gestiegen, daß blos der offene
Weltmarkt die Production und die Consumption zu regeln vermag. Kein
Staat kann für sich allein leben und innerhalb seiner Grenzen die Be-
völkerung sich ökonomisch entwickeln lassen. Die Culturwelt ist zu einer
organischen Einheit geworden, deren Gesammt-Blutcirculation
einheitlich geregelt werden muß, soll nicht hier oder dort Stauung
oder Anämie eintreten.
Abermals stehen wir vor dem großen Probleme, welches Wesen des
menschlichen Dualismus die Oberhand zu gewinnen vermag. Jener Staat,
dem es gelingt, Egoismus und Altruismus in seinem Orga-
nismus in das richtige Gleichgewicht zu bringen, wird sich er-
halten und entwickeln, jener, dem dies nicht gelingt, wer Andere
sich oder sich Anderen aufzuopfern geneigt ist, muß über kurz
oder lang von der Summe dieser anderen Einheiten erdrückt
oder von einer derselben absorbirt werden.
Wie immer, so steht auch heute jede geographisch begrenzte Einheit
vor der Alternative, wählen zu müssen zwischen Ungebundenheit und Selbst-
bestimmung.
Wie immer, so auch heute ist Selbstbestimmung blos durch theilweises
Aufopfern des freien Willens zu erlangen.
Was aber heute im Vergleich mit gestern das richtige
Wählen um ein Bedeutendes erleichtert, das sind die allent-
halben aufgetauchten, handgreiflichen Hemmnisse des einen und
die ebenso handgreiflichen, mannigfachen Vortheile des anderen
Weges.
Selbstischer, kurzsichtiger Eigenwille stößt heute auf Schritt
und Tritt auf unüberwindliche Hindernisse, während durch
Concessionen erlangte Gemeinschaft mit Anderen der Selbst-
bestimmung nie geahnte Bahnen eröffnet.
Autonomie und Centralisation.
Wie immer, so auch heute dreht sich der Kampf in allen Gruppen der
menschlichen Gesellschaft um Autonomie und Centralisation. Wie immer, so
auch heute, ist die Eristenz dieser Gruppen von einem richtigen Compromisse
zwischen diesen beiden Bewegungen bedingt.
Der ungeheuren Ausdehnung des Schauplatzes zu Folge, auf welchem
die Weltereignisse sich heute abspielen, tritt aber dieser Conflict haupt-
sächlich in dem Verhältnisse dieser Gruppen unter einander,
d. h. auf internationalem Boden in den Vordergrund.

<"page252">

Für jede einzelne Gruppe handelt es sich auch heute darum, in wie
weit sie durch das Compromiß zwischen Autonomie und Centralisation
geeignet ist, als selbstständige Einheit aufzutreten, aber der wichtigste
Punkt dieses Auftretens ist ihr Verhältniß zu den anderen
Gruppen und zur Menschheit im Allgemeinen.
Wie viel darf der Autonomie der Gemeinde überantwortet werden,
ohne die gemeinsamen Interessen des Staates, d. h. seine Selbstständigkeit
zu gefährden; wie viel darf der Autonomie jedes einzelnen Staates anver-
traut werden, ohne mit den gemeinsamen Interessen der Staatengesellschaft,
somit der gesammten Culturwelt in Widerspruch zu gerathen? Dies sind
die Fragen von heute.
2k
::
Bundesstaat und Staatenbund sind zu Schlagworten und miteinander
willkürlich in Gegensatz gebracht worden.
Zwei Republiken der Neuzeit haben den Beweis geliefert, wie sehr
geeignet der Bundesstaat sei, um Autonomie und Centralisation in Einklang
zu bringen, die kleine Schweiz und das große Amerika.
Mit Unrecht wird die Erhaltung der einen und die riesige
Entwickelung der anderen auf die republikanische Form dieser
Staaten zurückgeführt.
Beides ist, nebst der günstigen geographischen Lage, blos darauf zurück-
zuführen, daß die einzelnen Bestandtheile derselben sich der

größten Autonomie erfreuen, ohne das einheitliche Auftreten
des Gesammtstaates nach außen zu gefährden.
Ganz dasselbe Resultat wurde aber durch die Einigung des monarchi-
schen Deutschland erreicht, dessen Organisation sowohl dem Begriffe eines
Staatenbundes als jenem eines Bundesstaates entspricht.
Die einzelnen Monarchen der deutschen Staaten sind die geborenen
Vertreter ihrer Localinteressen; durch ihre Verbindung zum großen Deutschen
Reiche sind sie gleichberechtigte Mitglieder einer Genossenschaft geworden,
deren Geltendmachung nach außen der Centralmacht des Kaiserthums
obliegt.
Während die Macht des neuen Amerika, das sein eigener Ahnherr ist,
blos auf der Solidarität der Zeitgenossen beruht, führt das Deutsche Reich
auch den Heerbann der Solidarität mit den Vorfahren in's Treffen. Das
moderne Deutschland liefert den schlagenden Beweis dessen,
daß bestehende historische Gruppen sich auch in der veränderten
Weltlage von heute behaupten können, wenn sie sich ihren An-
forderungen anpassen.
Amerika liefert den schlagenden Beweis, daß nicht die
historischen Gruppirungen der Menschheit allein im Stande
sind, staats erhaltend zu wirken.

<"page253">

In beiden Staaten hat sich ein Gesammtpatriotismus ent-
wickelt, der den Staat als imponirende Einheit erscheinen läßt,
während in keinem von beiden der Localpatriotismus aufgehört
hat ein Factor der Erhaltung zu sein.
Es ist eine Frage, deren Lösung dem Morgen angehört, welcher dieser
Staaten seiner Aufgabe der Staatengesellschaft gegenüber mehr geeignet sei
zu entsprechen.
Aus den Prämissen der Vergangenheit läßt sich jedoch der inductive
Schluß auf die Zukunft ziehen, daß dies jener von beiden sein wird, der
es vermag, der größeren Menge seiner Angehörigen einen größeren
Antheil an Lebensglück zu sichern.
Dies aber hängt lediglich davon ab, welcher von beiden besser im Stande
sein wird, seine eigenen, d. h. localen Interessen (die Interessen eines
Staates, wie groß er an Ausdehnung auch sei, sind immer als Localinteressen
zu betrachten) mit jenen der übrigen Menschheit in Einklang zu bringen.
Absonderung und Verschmelzung.
Der erste natürliche Impuls einer jeden Genossenschaft zur Wahrung
ihrer Selbstbestimmung ist die Absperrung und Befestigung des besessenen
Bodens; der zweite ist der Drang, sich im Interesse der Selbsterhaltung
mit Anderen zu verbinden.
Die Absperrung führt zur quantitativen Beschränkung des freien
Willens durch die Beengung des äußeren Raumes seiner Bethätigung; die
Verbindung mit Anderen führt zu dessen qualitativer Verminderung, indem
der freie Wille des Einen durch den freien Willen des Anderen beschränkt wird.
Das Bedürfniß des qualitativ größeren Selbstbestimmungsrechtes,
d. h. der nach außen völlig selbstständigen Individualität, ist
aber um so vieles wirksamer und natürlicher, als jenes der durch Ver-
bindung mit Anderen erlangten quantitativen Selbstbestimmung, daß auch
das kleinste Volk, ja die kleinste Gemeinde Alles daran setzen wird,
ersterem zu entsprechen. Wo die zur Vertheidigung günstige geographische
Lage es ermöglicht, sehen wir kleine Völkerschaften sich der gesammten
Außenwelt zum Trotze Jahrhunderte über behaupten.
Blos wo die Vertheidigung zur materiellen Unmöglichkeit geworden
ist, entschließt man sich, zur Verbindung und Verschmelzung mit Anderen
zu greifen, falls nicht auch in diesem Falle noch Untergang oder Aus-
wanderung vorgezogen werden. (Siehe die Geschichte der Völkerwanderung.)
Dieser Drang nach Selbstbestimmung wird bei dem Collectivmenschen,
wie bei dem einzelnen Menschen blos dadurch in richtige, d. h. auch der
Gesammtheit förderliche Bahnen geleitet, indem man sie erkennen läßt,
daß Selbstbestimmung blos durch theilweises Aufopfern des augenblicklichen
freien Willens erkauft wird.

<"page254">

Zu dieser Erkenntniß aber gelangen Beide weit eher durch
Hoffnung auf Lohn, als durch Furcht vor Strafe.
Wie eigensinnig das Individuum an seiner Selbstständigkeit auch fest-
halte, wie bereit es auch sei, zu deren Vertheidigung das Leben einzusetzen;
sobald es erkennt, daß es seinem Nachbar ohne Gefahr und Mühe
um Vieles besser ergeht als ihm, kriecht es aus seiner unzugänglichen
Felsenhöhle hervor, um sich an der gemeinsamen Sonne zu wärmen.
Was die gewaltigsten Heere der mächtigsten Staaten nicht vermochten,
das bringt der Mitgenuß an Cultur-Errungenschaften der
modernen Welt mit Leichtigkeit zu Wege, vorausgesetzt, daß
dieser Mitgenuß nicht von dem Aufgeben jedweder Selbst-
bestimmung bedingt sei. Die Respectirung möglicher autonomer Rechte,
besonders aber der äußeren Zeichen einer bisher selbstständig bestandenen
Genossenschaft, also Confession, Sprache, Embleme, locale Cultur und dieser
entsprechende Administration und Rechtspflege dürfen nicht der Bequem-
lichkeit einer einheitlichen Form aufgeopfert werden; sie geben
sich im Laufe der Zeit selber auf, wenn sie als unnöthiger
Ballast erkannt sind.
Das Beispiel Gregors des Großen, der Spanien und England jede
Sonderstellung gewährte, um dort den großen Principien des Christenthums
Eingang zu verschaffen, sollte nie außer Acht gelassen werden.
Die genaue Untersuchung der Vergangenheit läßt uns erkennen, daß
die jeweiligen Kämpfe zwischen Particularismus und Centralmacht schließlich
immer zum Triumphe der Universalität geführt haben. Erst

wenn die Universalmacht sich überlebt hat und nicht einer Barbarenhorde
zum Opfer fiel, entwickelten sich aus ihren Trümmern neue Genossen-
schaften mit localer Färbung, die sich gegenseitig befehdeten und zu Grunde
gingen oder aus Selbsterhaltungstrieb mit einander abermals zu einer
widerstandsfähigen größeren Einheit verbanden.
Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß die Universalität auch
den Anforderungen des Particularismus entspricht. Je ausgedehnter
das Gebiet einer Macht wird, um so weniger ist sie im Stande,
von ihrem Centralsitze aus tyrannische Localherrschaft zu üben,
daher sich innerhalb des großen Reiches weit eher Local-
Autonomien bilden können, denen die locale Selbstbestimmung
zusteht, als in kleinen Reichen.
Das alte römische Weltreich, wie das germanische und endlich das
geistliche Weltreich des Papstthums waren nur möglich, weil sich unter
ihren Fittichen große und kleine Autonomien bildeten, die zu
Hause populär waren, gegen deren Uebergriffe jedoch an eine höhere
Macht appellirt werden konnte.
Je universaler aber eine Macht ist, d. h. über je mehr selbstständige
Gruppen sie ihre oberste Macht ausdehnt, um so weniger hat sie sich um

<"page255">

die kleinen äußeren Zeichen einer durch lange Jahre bewahrten
Selbstständigkeit zu kümmern, die eben das charakteristische
Merkmal aller autonomen Localmächte sind.
Wenn letztere engherzig an Sitte, Confession, Sprache, Kleidung,
Emblemen 2c. der Sippe festhalten, so muß hingegen die Centralmacht sich
über diese, für sie belanglosen Aeußerlichkeiten erheben können, inter-
confessionell und international sein. Sie muß es peinlich ver-
meiden, diesen kleinen Ambitionen Concurrenz zu machen.
Jede Universalmacht mußte daran scheitern, daß sie, von Menschen
geleitet, sich für die Dauer nicht enthalten konnte, menschlich zu fühlen, zu
denken nnd menschlichen Ambitionen zu fröhnen. Da der Mensch seiner be-
schränkten Natur zu Folge an die Scholle gebunden ist, aus der er seine
Kraft schöpft, verfiel jeder Träger einer Universalmacht in den, seinem mensch-
lichen Organismus innewohnenden Fehler, den betreffenden Localinteressen
die Interessen der Universalität aufzuopfern. Dies hat auch das Papstthum
beeinflußt, und während es niemals vermochte in weltlichen Dingen
kräftiger aufzutreten, als wenn es national-italienisch war,
mußte gerade dies auch immer das Hinderniß seiner Univer-
salität werden.
Das Papstthum als italienische Territorialmacht stand im Gegensatze
zur internationalen Kirche, ebenso wie das nach Weltmacht strebende deutsch-
römische Kaiserthum im Gegensatze stand einerseits zu der italienischen
Nationalmacht des Papstes, andererseits zu seiner eigenen, nationalgermani-
schen Mission.
Beide haben ihre Aufgabe verkannt, indem sie die ihnen
von der Vorsehung überantworteten Rollen vertauschten.
Der Papst, statt international zu sein, ward national, der
Kaiser, statt national zu sein, ward international. Dies der
Urgrund der Stagnation in der Entwicklung der Menschheit vom
Mittelalter angefangen bis zum Jahre 1870. (Schluß folgt.)

<"page256">
Von der Teufelsbank.
Von
Friedrich Carl Peterssen.
– Blainville. –
I.
or der Freitreppe im Hofe des Herrenhauses mit dem Schiefer-
dache, dem rahmgelben Anstrich und den nesselgrünen Fenster-
läden hielt an dem sonnenhellen Septembermorgen ein zwei-
rädriger offener, mit einem wohlgenährten Grauschimmel bespannter Wagen,
der ein Warten auf Fahrgäste anzudeuten schien. Den Dunstkreis erfüllte
eine erstickende Schwüle. Kein Lüftchen bewegte die glänzenden Blätter
der Prachtpappeln, die an der Ostmauer den Hof besäumten. Und ver-
drossen steckte in einem Hofwinkel, im Baumschatten, das Geflügel die Köpfe
zusammen, auf die Säuberung seines Gefieders mit Schnabel und Kralle bedacht.
Vom Glockenthurm der hochgelegenen Dorfkirche erscholl in hellen Erz-
tönen die Anzeige der zehnten Morgenstunde, da ging die Hausthür am
Flur der Freitreppe auf, und heraus, bis an das schmiedeeiserne Geländer
vor, trat eine schlicht in Grau gekleidete, mittelgroße, schlankwüchsige
Mädchengestalt mit der Haltung einer Königin und einem vornehm blassen,
in den Hauptzügen an den Gesichtsadel einer schönen Römerin erinnernden
Antlitz, in dem die großen blauen Augen im Schatten der breiten Krämpe
des mit Feldblumen geschmückten Strohhutes bezaubernd leuchteten, während
das liebliche blaßrothe Mündchen, zwei Reihen kleiner, milchweißer Zähne
bloßlegend, sich zu dem silberhellen Rufe öffnete: „Wir fahren, Joseph, wir
fahren!“

<"page257">

Alsobald erscholl vom Hofpflaster herauf der Gegenruf: „Wann Fräulein
wollen; Fräulein haben nur zu befehlen!“
Und sich mit dem Blusenärmel über die rothen, wulstigen Lippen
fahrend, stolperte über die Schwelle der Kellerthür unter der Freitreppe
ein kleiner stämmiger Mann, dem das leichte flachrandige Strohhütlein
schief auf dem schwarzen Krausschopfe saß und der, mit dem langen Stiel
der Peitsche zu der Fußbewegung auf den Erdboden stoßend, nunmehr

heftig den Wagen umschritt und sich an dem aufwiehernden Grauschimmel
zu schaffen machte, während das Fräulein oben still in den Hausgang
zurücktrat und die Thür hinter sich zudrückte.
Der kleine, rührige Kutscher rückte noch ein Weilchen an dem blank-
geputzten Geschirr, warf einen prüfenden Blick auf den radhohen, stark-
gefederten, bequem eingerichteten viersitzigen Wagen, schielte mit den Schlitz-
äuglein, deren schwarze Sterne in dem hochrothen, massigen, bartlosen
Gesichte stechend funkelten, nach oben und trat, den Hut in den Nacken
stülpend- wieder an die Kelleröffnung, wo auf der Steintreppe ein blau-
beschürzter, lang- und schmalköpfiger, flachshaariger Gesell mit einer Flasche
und einem Glas in der Hand ihn lächelnd erwartete.
„Noch ein Abschiedströpfchen, nicht?“ lautete dessen verlockende Frage.
Und schmunzelnd leerte Joseph das ihm gereichte volle Glas auf einen Zug.
„Es brennt im Hause, wie ich Dir vorhin sagte,“ fuhr der Flachskopf
mit leiser Stimme fort. „Wie mir gestern Abend Phrasie –“
„Auf wann ist denn Deine Hochzeit mit unserer vielgerühmten Meister-
köchin und Hausmeisterin festgesetzt?“ unterbrach Joseph den Mittheilsamen.
Der Flachskopf zuckte die Achseln.
„Weiß ich's?“ entgegnete er. „Lieber heute als morgen würden wir uns
trauen lassen; aber wird man uns auch als Eheleute im Dienst behalten?“
„Das ist allerdings die Frage,“ meinte Joseph, in sein leeres Glas
starrend. „Es wäre jammerschade, wenn wir uns trennen müßten. –
Fahre fort!“
„Also, wie mir gestern Abend Phrasie steckte,“ berichtete der Andere
weiter, „muß etwas ganz Besonderes vorgekommen sein, da sonst der Alte
seine Einwilligung zu der Teufelsfahrt nie gegeben hätte.“
„Ja, gefahrlos ist die Fahrt gerade nicht,“ versetzte Joseph, mit der
breiten, kurzfingerigen Hand sich das Ohr krauend. „Eine Meile weit über
die Dünen hinaus! – Dochbah, ich war schon oft draußen, und bei dem
schönen Wetter können wir, meine ich, getrost fahren.“
„Zumal mit einer Flasche Guten im Magen,“ lachte der Flachskopf.
„Ich kenne Dich, Bruderherz. Nun Du Dir Muth getrunken hast, kennst
Du keine Gefahr mehr.“
„Ich mir Muth trinken, Jean?“ stutzte Joseph, ein ernstes Gesicht
"achend. „Wärest Du nicht mein Busenfreund, so könnte Dir das theuer
" sehen kommen. Nun spute Dich, auf daß die Flasche leer werde.“

<"page258">

Ein bedeutsamer Wink begleitete diese Worte des Rosselenkers, und
lachend kam der Schenk der Aufforderung nach.
„Einerlei,“ murmelte er, „ich erführe doch gar zu gern, wie die
Sachen im Hause eigentlich stehen. Dem Alten muß gestern etwas
Unangenehmes begegnet sein, denn heute früh war er wider seine Gewohnheit
knurrig wie eine Dogge. Ganz bestimmt ist es gestern Abend zwischen ihm
und dem Fräulein zu einem Wortwechsel gekommen, der nicht gelinde war.
Phrasie, die ein scharfes Gehör hat, stand zufällig vor der verschlossenen
Thür des Zimmers, in dem der Auftritt stattfand. Es war schrecklich!“
„Zufällig?“ unterbrach Joseph den Erzählenden, pfiffig mit den
Schlitzäuglein blinzelnd.
„– „Unglückskind“ schalt er sie,“ fuhr Jean mit einem bezeichnenden
Lächeln fort; „sein Zorn war grenzenlos. Und dann greinte sie, daß sich
ein Stein hätte erbarmen sollen, aber nicht ohne vorher ihrem Herrn
Papa recht harte Worte gesagt zu haben. Ja, was nur dahinter
stecken mag?“
„Schlaukopf!“ warf Joseph, sich mit der Linken sorgfältig das Doppel-
kinn streichelnd, ein. „Die Sache ist sonnenklar, man müßte ja topfdumm
sein, um den Grund des Haders nicht gleich zu errathen. Die Kleine
hatte den Alten um die Erlaubniß gebeten, heute endlich die längst von ihr
in Aussicht genommene Fahrt machen zu dürfen. Er hatte sie ihr, der
damit verknüpften Gefahr wegen, rund abgeschlagen, und da ward Fräulein
zornig, bis sie in's Weinen kam, worauf der Alte einlenkte und ihr erlaubte,
zu fahren.“
„Gewiß, Joseph, Du bist nicht so dumm, wie Du aussiehst,“ erklärte
Jean, die leere Flasche anstarrend. „Aber es muß ein anderer Grund
vorliegen, denn Phrasie hörte ganz deutlich, wie die Kleine einmal im Zorn
sagte: „Ich will und mag aber den Unhold nicht!“ Wer ist dieser Unhold?
Das müssen wir zu erfahren suchen, wenn wir der Sache auf den Grund
kommen wollen.“
„Es handelt sich einfach um eine beabsichtigte Heirath,“ errieth Joseph,
sein Doppelkinn streichelnd.
„Ganz recht; aber wer ist der Unbekannte, den nach dem Willen des
Vaters Fräulein Blanche heirathen soll?“
Joseph fuhr sich mit dem Zeigefinger der Rechten an die Stirn.
„Und das erräthst Du nicht, mein Lieber?“ staunte er.
Der Küfer starrte nachsinnend die leere Flasche an.
„Es müßte denn unser Buchhalter sein,“ fuhr er nach kurzem
Sinnen auf.
„Du dauerst mich wirklich, Jean,“ ereiferte sich Joseph. „Wie?
einen solchen Hasenfuß und Ohnesou sollte der ebenso stolze als reiche
Kaufherr Ombreval zum Eidam wählen? Da würde ich mich wahrhaftig
schämen, sein Kutscher zu sein.“

<"page259">

Jean lächelte verschmitzt.
„Phrasie hat ein scharfes Gesicht,“ äußerte er nach einem raschen
Ausblick in den Hof mit gedämpfter Stimme. „Stille Wasser sind tief,
mußt Du bedenken, und unser Fräulein scheint in der That den Hasenfuß
und Ohnesou, wie Du ihn nennst, nicht ungern zu sehen.“
„So, so?“ versetzte Joseph aufgebracht. „Ich aber sage Dir, der Alte
würde ihm, wenn er Unrath merkte, auf der Stelle mit einem Fußtritt

den Laufpaß geben. Geld will Geld, und wenn Einer von Denen, die
im Hause verkehren, Aussicht hat, die reiche Erbin zu ehelichen, so ist es
Herr Alphonse, ihr Vetter. Der hat doch etwas vor sich gebracht.“
„Durch Erbschaft,“ spöttelte Jean.
„Der stellt doch etwas vor.“
„Freilich; einen Windbeutel.“
„Kurz und gut, der bekommt sie, und kein Anderer.“
„Zu spät, mein Lieber.“
„Was gilt die Wette?“
„Zehn Pistolen, wenn Du willst! Aber Du verlierst, so wahr ich ein
echter Normann bin. Phrasie hat ein Paar gute Augen. Paul Clamorgan
bekommt die Kleine.“
Joseph schüttelte die ihm gereichte Rechte und meinte: „Wenn das
wäre, würde er sie jetzt auf der Fahrt begleiten, und der Vetter
begleitet sie.“
Ungläubig sah ihn Jean an.
„Es wäre das erste Mal,“ murmelte er, den Kopf schüttelnd; „der
Alte müßte denn mitfahren.“
„Nein, das Pärchen fährt allein. Es ist die Verlobungsfahrt, Du
sollst sehen.“
„Und ich behaupte, jener Unhold kann nur der Vetter sein. Du hast
es durch Deine Wettlust selbst bestätigt. Jetzt ist mir Alles klar. Aber
noch glaube ich an sein Mitfahren nicht.“
Ein plötzliches dumpfes Dröhnen des eisernen Hofthores und der
heftig in's Schloß geworfenen Durchgangsthür schreckte das Paar aus
seiner Ruhe auf. Neugierig schielten. Beide aus der Kelleröffnung über
den Hof.
„Da kommt er schon,“ murmelte Joseph, indem er Jean einen
gelinden Rippenstoß versetzte. „Wie Du siehst, bin ich gut unterrichtet.“
Er trat, still vor sich hinlachend, rasch ins Freie, hinter den Wagen,
während Jean, den Rückweg in die Tiefe antretend, die flache Hand zu
einem Schalldämpfer um den Mund krümmte und ihm halblaut nachrief:
„Lache nur! Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

II.

Von mittlerer Wuchshöhe, stämmig, breitschulterig, stiernackig, ein
Haupt, dessen Umfang an den Wasserkopf erinnerte, ein Gesicht, das mit
seinen graugrünen Glotzaugen, seiner blitzblauen Stulpnase, seinem Hotten-
tottenmunde und seinen Pergamentwangen just nicht schön zu nennen war,
trotz des stark gewichsten rothblonden Schnurrbärtleins, dessen Spitzen sich
klammerartig um die gewaltigen Nasenflügel emporkrümmten, ein Haarwuchs,
dessen Farbe zu dem Vergleich mit dem Roth der Möhre, des Backsteins
aufforderte, eine Haltung à la Junker Stolzing, dazu sommerlich grau nach
der neuesten Schneidervorschrift gekleidet – das war die äußere Erscheinung
Vetter Alphonses, des fünfunddreißigjährigen unbeweibten Gutsbesitzers und
Stammhalters des uralten Bauerngeschlechtes der Dupins.
Das Bild zu ergänzen, müssen wir der Wahrheit gemäß berichten,
daß Vetter Alphonse in geistiger Beziehung, nach der Ansicht seines seitdem
gestorbenen Vaters, und wohl auch in seinen eigenen Augen, hoch genug
stand, um bei entsprechendem Wissen die höchste Würde im Staate anstreben
zu können, daß aber freilich sein Wissen kein sonderlich bedeutendes sein
konnte, da er zu Paris als Zögling einer Lehranstalt mit Treibhaus-
verheißungen zu wiederholten Malen bei der öffentlichen Schulprüfung
glänzend durchgefallen war und als schließlich mit genauer Noth zum Bacca-
laureus oder Abiturienten Diplomirter wohl die Rechte, ungleich fleißiger
aber das Pariser Leben studirt hatte, was ihn allerdings nicht abhielt, in
seiner Heimat bei dem Landvolke gelegentlich als Winkeladvocat sein Licht
leuchten zu lassen.
Nun, Gut und Geld hatte er vollauf, zu arbeiten brauchte er nicht,
und dafür, daß man ihn trotz alledem für einen Rechtsgelehrten halten
müsse, sorgte er mit Hilfe der gedruckten Gesetzbücher, indem er nach ihnen
Peter und Paul nicht immer unentgeltlich mit seinem Rath beglückte.
Andererseits war er als guter Haushalter und wohl erwägend, daß das
Ansehen eines Mannes, zumal auf dem Lande, in dem Maße wächst, als
er seinen Grundbesitz erweitert, stät auf die rasche Mehrung seines Ver-
mögens und den billigen Ankauf neuer Ländereien bedacht, und das hatte
ihn vor acht Jahren eine Verbindung mit seinem Vetter Jérôme Ombreval,
dem damals in geschäftlicher Beziehung noch auf ziemlich schwachen Füßen
stehenden Klippenmoos- und Seegrashändler, eingehen lassen, mit deren
Ertrag er um so zufriedener sein konnte, als sich daran für ihn die Aus-
sicht knüpfte, sein schönes Bäschen Blanche, Ombrevals einzige Tochter und
Erbin, zur Ehe zu bekommen und dadurch seine liegende Habe zu ver-
dreifachen. Nun ja, freilich, die Sache hatte einen Haken: er, der einzig
und allein den reichen Vetter beerbt hätte, wäre dessen Ehe kinderlos ge-
wesen, hatte in der elften Stunde die unliebsame Entdeckung gemacht, daß
sich um die Hand seines Bäschens, die doch von rechtswegen ihm zukam,

noch ein Anderer bewarb, und zwar ein Lump, ein bettelarmer Schlucker, der
ihm zwar bei dem hübschen Kinde noch nicht gefährlich geworden war, aber doch
als Nebenbuhler von ihm schlechterdings nicht geduldet werden konnte,
weshalb er als erfinderischer Kopf denn auch schon auf ein Mittel bedacht
gewesen war, dem geheimen Treiben des Unverschämten auf immer ein
Ziel zu setzen. Und noch etwas ärgerte ihn. Das empfindsame Bäschen
begegnete ihm wohl recht freundlich, aber doch mit einer Ausgelassenheit,
die zeitweise gewisse spöttische Voraussetzungen bezugs seiner Gemüthsart
nicht ausschloß. Ja, sie bezichtigte ihn der Engherzigkeit, des Kleinmuths,
sprach ihm jede ritterliche Gesinnung ab, was entschieden besagen wollte, daß
er sie nicht lieben könne und ihrer nicht würdig sei; das mußte anders werden.

Längst hätte er sie vom Gegentheil überzeugt, wäre nur eine passende
Gelegenheit dazu erschienen! – Heute endlich konnte er sich die Genugthuung
verschaffen. Als Begleiter des Bäschens auf der Fahrt nach dem eine gute
Meile vom Dünenzug entfernten Leuchtthurm hatte er gewonnenes Spiel,
wenn ihm eine oder die andere kleine List glückte. Sie hatten ein paar
selbst zur Ebbezeit nicht ganz seichte Stellen zu befahren; wie leicht konnte
dabei der Wagen, zumal die Stellen mit kleineren Felsblöcken wie besäet
waren, umkippen, und dann – – Ja, es konnte nicht fehlen; ihre Zweifel
bezüglich seines ritterlichen Wesens mußten durch sein Retterauftreten bei
der Gelegenheit gründlich gehoben werden.
Wenn sie nun aber, besann er sich, durchaus sich als unver-
besserlich erwiese, so daß daraus zwischen ihnen ein heilloser Bruch ent-
stehen könnte? – Er sann noch ein Weilchen. Jach schüttelte ihn etwas
wie ein Fieberfrost. Aber so rasch der Gedanke, der entsetzliche, in ihm
aus der Geistesnacht aufgetaucht war, so rasch verschwand er wieder.
Sich brüstend wie ein Pfau, der ein Rad schlägt, öffnete er die Pforte
im Hofthor und trat über die Schwelle, indem er die Thür hinter sich
zuwarf, daß es dröhnte. Mit der Linken den rothblonden Schnurrbart
empordrehend, mit der zierlichen Reitgerte in der Rechten die Luft durch-
fuchtelnd, richtete er den Blick lächelnd auf die Fenster im ersten Stock
des Herrenhauses, wo ja sie nach ihm aussehen konnte, und schritt gruß-
bereit gerade auf die Freitreppe zu, vor der Joseph geschäftig an Roß und
Wagen hantirte.
Von dem Kutscher mit einem tiefen Bückling und einer großartigen
Hutschwenkung unterthänigst gegrüßt, wollte er eben die Steinstufen hinan-
steigen, als Joseph mit einem Korbe, den er rasch aus dem Futterkasten
des Wagens hervorgeholt, in der Hand, hurtig auf ihn zutrat und, dem
Korbe einen in schneeweißes Schreibpapier gehüllten umfangreichen Rosen-
strauß entnehmend, mit etwas lallender Zunge den Satz vorbrachte: „Gnädiger
Herr werden mit der Arbeit Papa Durands durchaus zufrieden sein.“
Vetter Alphonse nahm den prächtigen Strauß in Empfang, streckte
die Rechte mit den duftenden Blumen am Bein hinab, als hätte er sie

<"page262">

verbergen wollen, lächelte gnädigst und versetzte halblaut: „Gut, Joseph.
Ich sehe es gern, wenn man meine Aufträge gewissenhaft ausrichtet. Der
klingende Lohn wird nicht ausbleiben. Fahren Sie uns nur gut, und be-
folgen Sie genau meine Weisungen!“
Joseph kopfnickte, indem er wiederholt heftig die Schlitzäuglein zukniff.
„Monsieur peut être tranquille,“ sagte er, sich zum Gehen wendend.
„Ah, ich vergaß,“ besann er sich, mit einem Seitenblicke den Gebieter ver-
schmitzt anblinzelnd. „Das gnädige Fräulein hat schon nach dem gnädigen
Herrn ausgeschaut.“
Ein Liedchen summend stieg Vetter Alphonse, während Joseph, still
vor sich hinlachend, an dem Wagen weiterhantirte, die Treppe hinan. An
den bestellten Strauß hatte er bei seinem Schwärmen als hoffender, unter-
nehmender Freier gar nicht gedacht. Heute konnte und durfte sie, die
Blumenfreundin, der lieblichen Spende eine ganz besondere Bedeutung
beilegen.
Ehe er die Hausglocke zog, steckte er zwischen die sinnig nach den
Farbentönen geordneten Blumen ein Briefchen in rosenrothem Umschlag mit
der Aufschrift: „An Fräulein Blanche Ombreval, meine Auserkorene.“
„Ja; auch von der Seite soll sie mich kennen lernen,“ murmelte er
selbstzufrieden, indem er den Messingknopf im Thürrahmen faßte und indeß
der helle Ruf der Glocke im Hause erscholl. „Verse machen kann nicht der
erste Beste, geschweige in Versen seine ritterliche Gesinnung an den Tag legen.“
Die Hausmagd, eine schon nicht mehr ganz junge Dorfschöne mit rothen
Wangen und großen lebhaft funkelnden schwarzen Augen, machte ihm auf,
und nach einem vornehm freundlichen „Guten Morgen, Phrasie,“ das gerade
nicht freundlich erwidert wurde, schritt er, ohne auf die abwehrende Hand-
bewegung der Dienerin zu achten, in den weiten Vorraum neben der
Haustreppe auf eine Flügelthür zu und begehrte anklopfend Einlaß.
Ein heftiger polternder Lärm erscholl in dem Raum hinter der Flügel-
thür, so daß sein Klopfen ungehört blieb. In das harte Knarren jach von
der Stelle gerückter Sessel mischten sich wilde Zornrufe. „Sie Schurke, Sie
Ehrendieb Sie!“ rief eine tiefe Stimme. „Wenn Sie sich nicht auf der
Stelle packen, so fuhrwerke ich Sie hinaus!“
Der Lärm näherte sich rasch der Thür. Unwillkürlich trat der Horchende,
durch dessen frühverwitterte Züge ein Lächeln der Schadenfreude glitt, auf
die Seite, indeß Phrasie ihm vergebens winkte, ihr in den gegenüber
liegenden Küchenraum zu folgen.
Da sprang auch schon die Thür auf, und heraus trat ein sauber in
schwarzes Tuch gekleideter, hochwüchsiger schöner Jüngling mit schwarzlockigem
Haupt und einem blassen Italienergesicht, in dessen verstörten Zügen sich
Zorn, Scham und Bestürzung malten.
Vetter Alphonse sah ihm mit höhnischen Blicken nach, wartete, bis der

<"page263">

Jüngling, der ihn bei seiner Erregtheit im Vorüberschreiten gar nicht ge-
wahrt zu haben schien, draußen war, und klopfte wiederholt um Einlaß.
„Gleich hinaus, oder es giebt ein Unglück,“ entgegnete die Baßstimme
drinnen zornig. Gleichzeitig faßte eine Hand den Drücker der Thür, und
plötzlich beide Flügel um ihre Angeln reißend, erschien im Lichten eine
häuslich in einen rothen Schlafrock gehüllte riesige Mannesgestalt mit breitem
Schmeerbauch, salz- und pfefferfarbenem Haupthaar und einem Antlitz, dessen
bartlose, vollrunde, massige Fläche die Röthe des Zorns und der Entrüstung
durchflammte..
„Oder es giebt ein Unglück,“ wiederholte der Aufgebrachte, indem er
wider den Zurückweichenden beide Hände, wahre Herkuleshände, vorstreckte.
„Mit Verlaub, Herr Vetter,“ lächelte der Bedrohte; „es liegt eine

Gesichtstäuschung vor."
Der Riese griff nach seiner Brille, die an schwarzer Schnur auf seiner
Brust baumelte, klemmte sie vor die zwinkernden Augen und versetzte,
plötzlich lammfromm geworden, indem er des Anderen Rechte ergriff: „Will-
kommen, Vetter! Meinte ich doch, der Racker wollte einen neuen Versuch
machen, wieder in Gnaden angenommen zu werden. – Aber wo in Kuckucks
Namen stecktest Du nur so lange? Seit einer Stunde erwarten wir Dich,
und kein Vetter läßt sich sehen. Du weißt doch, daß man zu der Fahrt
den günstigen Augenblick wahrnehmen, das heißt mit der ebbenden Fluth
vorrücken muß. – Doch nun geschwind zu Tische! Blanche hätte schon vor
einer Stunde abfahren mögen." Und den Vetter hineinnöthigend, folgte
er ihm in den Saal und verriegelte hinter sich die Thür.

III.

Leichten Herzens stieg Blanche nach dem kurzen Weilen auf dem Flur
draußen die Haustreppe hinan. Der Unausstehliche, der Verhaßte kam nicht.
Am Ende hatte er eingesehen, daß all sein Mühen erfolglos sein dürfte,
und verzichtete er im vorletzten Augenblick auf eine Begleitung, hinsichtlich
deren er schlechterdings annehmen mußte, daß sie ihn um keinen Zollbreit
seinem Ziele näher bringen werde. Und doch – konnte sie wohl bei dem
hoffärtigen anmaßenden Gecken eine solche Einsicht voraussetzen? –
Sie setzte sich, auf ihrem Zimmer angelangt, an's Fenster und starrte
weitersinnend durch den losen Schlitz im Vorhang in den Garten hinab.
Dort hinten, in dem weiten, mit neun Fuß hohen Mauern ab-
gegrenzten Viereck, war es, wo sie vor zwei Jahren, nach ihrer Heimkehr
von der Lehranstalt, in der ihr der Wissensborn für das Leben geflossen,
durch eine Begegnung zum ersten Male daran erinnert worden, daß des
Daseins höchstes Glück nicht etwa in glänzenden Aeußerlichkeiten, im Besitz
irdischer Güter zu suchen, sondern in dem verborgenen seelischen Empfinden,
das, gleich der Morgenröthe einer ungeahnten Zukunft aus der dunkeln

<"page264">

inneren Tiefe empordämmernd, die Menschenbrust mit unsagbarer Wonne
erfüllt. Es war wie ein jähes Erwachen gewesen. Die glühenden, ver-
langenden Blicke, welche an der Mittagstafel im Halbdunkel der Weinlaube
sich wie Zündstrahlen in ihre Augen gesenkt hatten, waren weckend und er-
leuchtend bis in die Tiefen ihrer Seele hinabgeblitzt, und in feurigen
Schriftzeichen hatte plötzlich ihr geistiges Auge die beseligende Offenbarung
entzückt: Du liebst und wirst geliebt!
Ja, sie liebte, lauter und wahr, ohne Rückhalt; kein entweihender
Nebengedanke, wie ihn in der bürgerlichen Gesellschaft bei dem jungen
heirathslustigen Volke nur allzu häufig das Absehen auf Mehrung des
Güterbesitzes bedingt, trübte die heilige Flamme. Und Paul – davon
überzeugte sie sich bald, – erwiderte ihre Liebe um ihrer selbst, nicht um
ihres Reichthums willen. Rechtschaffen, fleißig, gewissenhaft in der Pflicht-
erfüllung, war der Sohn des um Taglohn arbeitenden Gärtners als Buch-
halter, eigentlich Geschäftsführer, ihres Vaters der treueste, zuverlässigste Ge-
hilfe, den sich ein Kaufherr wünschen kann. Und wäre er das nicht ge-
wesen, so hätte sie – Blanche fühlte es – nicht von ihm lassen
können. Aber sie beurtheilte ihn recht; übrigens konnte das Lob, welches
dem Abwesenden im Freundeskreise ihr Vater spendete, maßgebend für sie
sein, und das machte sie vollends glücklich. Das Einzige, was sie nach-
gerade beunruhigte, war die Befürchtung, ihr stilles Hoffen, ihre Neigung
sei ihrem Vater nicht verborgen geblieben und finde dessen vollen Beifall,
möchte unbegründet sein. Und in der That, es war ein grundloses, dieses
Hoffen; der Vaterwille bezüglich ihrer zukünftigen Lebensstellung schloß nicht
die kaufmännische Berechnung aus: sie sollte darüber endlich in nieder-
schmetternder Weise Gewißheit erlangen. –
So lieb und werth dem Kaufherrn der fähige Gehilfe zu sein schien
und auch wohl wirklich war: an eine Verbindung desselben mit seiner
Tochter hatte er nie gedacht, den bündigen Beweis dafür fand Blanche in
der Unbefangenheit, mit der er eines Morgens unter vier Augen ihr un-
zweideutig zu verstehen gab, es sei sein väterlicher Wille, sie solle „den
Vetter" heirathen, und daran Betrachtungen knüpfte, die keineswegs den
„glänzenden Vermögensstand" des liebenswürdigen Jünglings ausschlossen.
Groß war nun wohl ihre Bestürzung, dennoch ließ sie den Muth nicht
sinken, und indem sie dem Vater ebenso kindlich ehrerbietig als freimüthig
erklärte, das ganze Wesen des Vetters widere sie an, gab sie sich der
stillen Hoffnung hin, mit der Zeit werde schon eine Wendung zum Besseren
eintreten und ihr Vater, zumal wenn sie ihm ihre Neigung offen bekenne,
anderen, seine liebevolle Beilenkung bedingenden Gedanken Raum geben.
Leider traf jedoch, was sie vorausgesetzt, nicht ein: immer schroffer ward
das Benehmen des Vaters ihr gegenüber, sodaß sie schließlich es nicht mehr
über sich gewinnen konnte, mit dem Geständniß ihrer Liebe zu Paul gegen
ihn den wahren Grund ihrer beharrlichen Weigerung zu offenbaren.

<"page265">

Da plötzlich – es war an gestrigen Morgen, – war er wieder ganz
der Alte. Väterlich wohlwollend gewährte er ihr eine Bitte, die er ihr
früher immer rund abgeschlagen, die Bitte um seine Erlaubniß zur Fahrt
nach dem Leuchtthurm nämlich, und sie hätte vor Freude laut aufjauchzen
mögen, als er hinzufügte, ihr Begleiter auf der Fahrt solle... Paul
sein. Freilich, der Nachsatz berührte die Liebende nicht so angenehm: auch
der Vetter solle die Fahrt mitmachen; lediglich um ihrer Sicherheit willen,
lautete die Begründung, man könne ja nicht wissen – möglicherweise
schlage das Wetter um, steige die Fluth wider Erwarten rasch –, er selbst
könne bei seinem gichtkranken Zustande und auch aus geschäftlichen Gründen
nicht mitkommen, und der Vetter sei ein ebenso tüchtiger wie verwegener
Schwimmer, der längst als Lebensretter von der großen Pariser Gesellschaft
mit einer Auszeichnung bedacht worden wäre, hätte ihn sein Hochsinn und
seine allzu große Bescheidenheit nicht abgehalten, seine Heldenthaten durch

die Zeitungen ausposaunen zu lassen. Der Vetter ein Lebensretter!? Sie wußte, und zwar aus dem Munde ihrer seligen Mutter, was es damit für eine Bewandtniß hatte, wenn auch unzweifelhaft sein Fürsprecher ihn allen Ernstes für einen solchen hielt, lächelte und dankte dem Vater für seine Zuvorkommenheit, sollte doch Paul auch ihr Begleiter sein. –

Den Abend zwar, nach Tische, lenkte der Vater das Gespräch wieder auf die von ihm beabsichtigte Verbindung. Allein mit gewohntem Freimuth erklärte sie ihm, sie könne sich nun einmal mit dem Gedanken nicht befreunden, der Unhold sei ihr in der Seele zuwider, ohne daß sie gleichwohl vom Unmuth zu einem Geständniß sich hinreißen ließ, das auf einen Schlag Alles klargestellt hätte.

So standen nun die Sachen. Den Geliebten hatte sie gleich gestern Abend, mit ihm im Garten lustwandelnd, von dem Vorgefallenen unterrichtet, und innig hatte er ihre Freude getheilt. Seit acht Uhr den Morgen im Geschäftszimmer über der Arbeit, hatte er ihr, als sie vor einer halben Stunde, nach dem Vater suchend, zu ihm eingetreten war, mitgetheilt, sein Dienstherr habe ihm soeben seinen Willen betreffs des Ausfluges kundgegeben: gleich nach Tische solle abgefahren werden, und froh war sie in die Küche geeilt, die Köchin zur Eile anzutreiben, lustig auf den Flur der Freitreppe hinausgetreten, an den Kutscher das flüchtige Mahnwort zu richten.

Noch saß sie in sich gekehrt am Fenster und starrte in den Garten hinaus, in welchem an Blatt und Frucht bereits herbstliche Farben im Sonnenlicht leuchteten; da gewahrte sie bei einer Wendung des Hauptes die rothbesäumte blaue Tuchmütze des nahenden Postboten, dessen Gestalt die Gartenmauer ihren Blicken entzog, und erwartungsvoll schaute sie nach der Seite, von der auf den hellen Ruf der dreimal gezogenen Gartenglocke regelmäßig Paul kam, um die vom Boten abgelegte Sendung zu holen. Schon hatte sie sich, als der Glockenruf erschollen war, breit den Vorhang lüftend, erhoben, den sonnigen Blick, den er regelmäßig zu ihr hinaufsandte,

<"page266">

in gewohnter entsprechender Weise zu erwidern, da ließ sie enttäuscht die Hand mit dem Vorhang wieder sinken: nicht der Geliebte, sondern ihr Vater war im Garten erschienen. –

Ueberrascht folgte sie dem eiligst Dahinschreitenden mit den Augen. Mit fieberhafter Hast, wie es schien, denn seine Bewegungen waren jäh und schroff, schloß er, an der Gartenthür angelangt, den Briefkasten auf und entledigte ihn seines Inhalts. Alsobald schloß er wieder zu, und schon stand der Kaufherr und sah die empfangenen Papiere durch. Mit heftiger Geberde zog er aus dem Stoß einen Brief hervor, dessen Hülle er mit den Fingern aufbrach, und augenscheinlich in tiefster Erregtheit machte er sich an die Lesung des Inhalts. Das hochrothe Gesicht des Mannes nahm während derselben eine dunkle Färbung an, sein Auge zornfunkelte, als er den Blick erhob, und die Rechte emporreckend, ballte er sie, als wollte er einen unsichtbaren Feind zu Boden strecken. Ein paar Mal hin und wieder schritt er mit zur Erde gesenkten Blicken, und langsam richtete er, den scheinbar verhängnißvollen Brief in die Schlafrocktasche steckend, seine Schritte nach der Hausthür.

Von einer unerklärlichen Angst befallen, als sei mit dem Auftritt für sie eine drohende Gefahr verknüpft gewesen, eilte Blanche in der dunkeln Absicht hinunter, womöglich hinter das Briefgeheimniß zu kommen.

Vor der Thür des Geschäftszimmers hielt sie horchend den Schritt an. Nichts regte sich in dem Raume. Auf der Schwelle des Speisesaales stand Phrasie und meldete ihrer Herrin, es könne angerichtet werden.

Blanche durchschritt den Saal und hörte nun, als sie vor der Thür des Empfangszimmers den Fuß ruhen ließ, deutlich, wie der Vater, Worte der Entrüstung ausstoßend, heftigen Schrittes in den Räumlichkeiten auf- und abging... Rasch entschlossen trat sie zu ihm ein.

IV.

„Papa, es ist Zeit zur Abfahrt,“ sagte Blanche zu dem Zornigen gewendet, der sie nicht zu bemerken schien, „wir können uns zu Tisch setzen.“

Der Kaufherr blieb wie festgewurzelt stehen, richtete auf die Erregte einen heftigen Blick und versetzte mit zornvoller Ruhe: „Blanche, Du bist in Bezug auf den Vetter stets offen gegen mich gewesen, wenn Du auch vielleicht in Deinen Ausdrücken die Uebertreibung vorwalten ließest. Nun sage mir eben so offen: ist Dein Herz nicht mehr frei?“

„Nein, Vater,“ entgegnete das Mädchen, die Linke ans Herz drückend, gleichwohl festen Tones.

„So?!“ fuhr der Kaufherr auf, indem er die schwarzen, buschigen Brauen tief über die Augen herabzog. „Deshalb also unterhieltest Du hinter meinem Rücken einen Briefwechsel mit einem Menschen, dessen

<"page267">

Nichtswürdigkeit so groß ist, daß ich mir gar nichts Abscheulicheres denken kann? – –“

„Einen Briefwechsel?“ staunte Blanche mit bebender Zunge, „einen Briefwechsel?! – – Ich habe in meinem Leben nur Dir geschrieben, Vater, als ich noch auf der Schule war.“

„Du stellst die Sache in Abrede, Dirne?“ zorndrohte der Kaufherr, indem er, die Rechte erhebend, gegen sie vortrat.

„Vater,“ sagte Blanche, die Hände faltend, in überzeugendem Tone, „Gott ist mein Zeuge, daß ich mir gegen Dich nie eine Unwahrheit zu schulden kommen ließ, und ich schwöre Dir bei der Asche meiner seligen Mutter, daß ich außer Dir und etlichen Schulfreundinnen nie Jemandem eine Zeile geschrieben habe.“

Ombreval stutzte, einen so tiefen Eindruck machten auf ihn die Worte des Kindes, dessen unwandelbarer Freimuth ihm stets als ein Vermächtniß der längst entschlafenen heißgeliebten Gattin erschienen war. Indeß der böse Verdacht gewann bei ihm wieder die Oberhand. „Dieses Schreiben

straft Deine Worte Lügen," sagte er, ihr den bewußten, in der That verhängnißvollen Brief hinhaltend, den sie hastig ergriff. „Es hätte nicht an Dich gerichtet werden können, wenn Du nicht vorher mit dem elenden Verfasser mehrfach Briefe gewechselt hättest."

Erbleichend las Blanche:

„Innigst Geliebte!

Wie Du mir gestern mittheiltest, fangen die Besuche meines Nebenbuhlers an, für uns unerquicklich und gefährlich zu werden. So viel steht fest: Dein Vater hat an ihm den Narren gefressen; aber vermuthlich ist es das Vermögen des Freiers, das dabei vornehmlich in Betracht kommt. Daran läßt sich nun einmal nichts ändern, und da ich es in Hinsicht auf Geld und Gut mit dem Krösus nicht aufnehmen kann, muß ich unbedingt als Freier schließlich den Kürzeren ziehen. Dies zu verhindern, giebt es ein gutes Mittel: wir verschaffen uns an baarem Gelde so viel wir können, schnüren unser Bündel und gehen bei Nacht und Nebel getrost davon. Ueber das Reiseziel verständigen wir uns nachträglich schon. In der ersten besten großen Stadt sehe ich mich als Kaufmann nach einer einträglichen Stellung um, und einmal im Besitz einer solchen, ist mir um das Weitere nicht mehr bange. Willige ein, theures Kind! Von dem Schritte hängt unser Lebensglück ab. Bedenke das, und beglücke bald wieder mit einigen Zeilen der Glückverheißung

Deinen Dich innig liebenden

Paul."

Blanche sah den Vater mit einem Blicke an, in dem der Ausdruck eines gewissen Befremdens lag. „Du hättest die Zuschrift in meine Hände gelangen lassen dürfen, Papa," sagte sie mit bewegter Stimme, „ich würde

<"page268">

sie Dir gewiß unverzüglich zugestellt haben. Den Brief hat Paul nicht geschrieben."

Der Kaufherr nahm ihr den Bogen aus der Hand. „Du hättest ihn mir nicht zugestellt," sagte er gereizt.

„Gott, Mutter," rief Blanche, indem sie die Hände ringend in Thränen ausbrach; „was hab' ich denn verbrochen, daß mir solche Schmach widerfährt?"

„Ha, dieser Halunke!" rief Ombreval beim Anblick der Weinenden aus. „Gesteh' es nur: Du hast Dich in den Burschen vergafft und möchtest ihn von aller Schuld reinleugnen. Dies hier aber ist seine Handschrift, und dagegen hilft alles Leugnen nicht."

„Ja, Vater," versetzte Blanche, rasch ihre Thränen trocknend, entschlossen, „ich habe gefehlt, indem ich nicht längst meinen Entschluß, Dir unsere Liebe zu offenbaren, ausführte. Ja, ich liebe Paul, wie er mich liebt. Aber ich versichere Dir: nie haben wir einander geschrieben, und der Brief ist das Werk eines Fälschers. – –"

„Halt ein, Unglückliche!" unterbrach sie der Kaufherr mit einer Donnerstimme, indem er heftig auf sie zutrat. „Die Grillen," fügte er ernsten Tones gebieterisch hinzu, „magst Du Dir aus dem Sinn schlagen, denn keinen Augenblick länger dulde ich den unverschämten Lümmel im Hause, und es soll meine Sorge sein, daß er unseren Hausfrieden nicht wieder gefährdet. – So; nun geh' und laß anrichten, Blanche," schloß er väterlich wohlwollend; „der Vetter kann jeden Augenblick kommen, und die Ausfahrt soll stattfinden: ein Mann, ein Wort. Sei gut und liebreich gegen ihn. Er allein liebt Dich wahrhaft, um Deiner selbst willeu. Du bist, trotz Deiner zwanzig Jahre, noch ein unerfahrenes Ding. Später wirst Du einsehen lernen, wie gut ich es mit Dir meinte. Noch Eins! Ich will offen gegen Dich sein: Es würde mich unglücklich machen, entschieden mein schon längst nicht mehr vollkommenes Wohlbefinden gefährden, wenn Du nicht der Stimme der Vernunft Gehör schenktest, nicht von dem betretenen Wege ablenktest. Versprich mir, meinem Willen gemäß handeln zu wollen!"

„Ich verspreche es Dir, Vater," lächelte Blanche, plötzlich von neuer Hoffnung beseelt, durch Thränen, „vorausgesetzt," fügte sie, den Vater ernst ansehend, hinzu, „daß den Brief Paul geschrieben hat."

„Vollkommen einverstanden," billigte der Kaufherr, trotz alledem ergriffen, in einem Tone, dem er vergebens den Firniß des kühlen Geschäftstones zu leihen suchte. „Leider ist die Voraussetzung nur allzu begründet."

„Leider?" wiederholte Blanche leise, indem sie den Fuß zum Gehen wendete. „Leider?!" das klang ja fast wie eine Verheißung. Und leichteren, wenn nicht frohen Herzens verließ sie das Zimmer.

Sofort ergriff Ombreval das Mundstück eines im Winkel in den Saal mündenden Sprachrohrs, das den Raum mit dem Geschäftszimmer verband, und beschied den Buchhalter her.

<"page269">

Mit dem Hut in der Hand, reisefertig, entschieden in der Meinung, der Augenblick zur Abfahrt sei gekommen, deshalb rufe ihn Herr Ombreval, trat Paul Clamorgan herein. Nichts in dem blassen, männlich schönen Römergesicht, in dem ein paar wunderbar leuchtende schwarzsternige Augen standen, verrieth die mindeste Erregtheit.

Finster sah ihn der Kaufherr eine Zeit lang an, allein ruhig hielt der Jüngling den prüfenden Blick aus, obwohl ihm ahnen mochte, daß seiner nichts Gutes hier harre.

„Es sind nun fast zwölf Jahre," hob endlich Ombreval an, „daß Sie in meinen Diensten stehen. Ich stelle Ihnen das Zeugniß aus, daß Sie als Lehrling sowohl denn als Gehilfe immerdar redlich Ihre Pflicht gethan haben. Es war meine Absicht, zu Weihnachten nochmals Ihr Gehalt aufzubessern, und nun bringen Sie mich durch Ihren Leichtsinn und Ihre unerhörte Frechheit in die Lage, Ihnen die Thür weisen zu müssen?"

Der Buchhalter stand da, keines Wortes mächtig. Die Blässe seiner Wangen verdrängte ein mattes Roth, seine Lippen zuckten, ein Zittern befiel seine Hände, welche wie krampfbefallen den schwarzen Filzhut zer-

knüllten. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Ombreval,“ stotterte endlich müh-
sam der Mund.
„So, Sie verstehen mich nicht?“ spöttelte der Kaufherr. „Aber das
böse Gewissen schwitzt Ihnen aus allen Poren.“ Und ihm dicht unter die
Augen tretend, fuhr er ihn mit einer Strafrichterstimme an: „Was hatten
Sie, Elender, mit meiner Tochter vor?“
Der Jüngling zuckte zusammen, als hätte ihm jäh das Herz gestockt;
er wurde todtenbleich. Aber verschwunden war auf einmal alle Schüchtern-
heit und Blödigkeit bei ihm: ein edler Stolz, der Stolz des Rechtschaffenen,
war in ihm rege geworden. Und in einem Tone wie ihn nur die lautere
Stimme des Herzens gebiert, entgegnete er: „Fräulein Blanche ist in
meinen Augen eine Königin, eine Göttin, für die ich mit Freuden mein
Leben hingeben würde. Wehe dem, der sich gegen sie etwas Unerlaubtes
herausnehmen wollte!“
„Ah so!“ meinte der Kaufherr, dem der steigende Zorn das Blut
mächtig zu Kopfe trieb, schneidig kühlen Tones. „Und was berechtigt
Sie, wenn ich fragen darf, solche Reden zu führen?“
„Meine Liebe zu ihr,“ erwiderte der Jüngling hingerissen, „und ihre
Gegenliebe. Zwar, es war Unrecht von mir, daß ich Sie, meinen ver-
ehrten Geschäftsherrn, nicht längst zum Mitwisser unseres Geheimnisses
machte. Aber ich sagte mir, Sie werden von selbst dahinter kommen und
uns dann, glücklich über das Glück Ihres Kindes, Ihren väterlichen Segen
ertheilen.“
„Unverschämter!“ brauste außer sich der Kaufherr auf, indem er mit
wüthiger Geberde den zerknitterten Brief auf dem Tische glatt strich.
„Und das bestimmte Sie wohl, ihr dieses schändliche Ansinnen zu stellen?“

<"page270">

Damit überreichte er dem erstaunt an den Tisch Tretenden die verhäng-
nißvolle Zuschrift.
Paul stutzte, las, musterte wiederholt die Handschrift und entgegnete
so ruhig, wie er es unter den obwaltenden Umständen sein konnte: „Daß
ich den Brief nicht geschrieben habe, beweist schon der Hakenzug am h,
der in meiner Handschrift nirgends zu finden ist. Vielleicht wird Ihnen
Herr Alphonse über den Fall Auskunft ertheilen können.“
„Ihrer Frechheit entspricht Ihre Schlauheit, wie ich sehe,“ knirschte
der Kaufherr, die Arme reckend. „Eben daraus, daß Sie auf den ersten
Anblick eine unbedeutende Abweichung von Ihrer Schreibweise gewahrten,
geht die Echtheit des Briefes hervor. Sie hatten sich einfach vorgesehen:
der Hakenzug sollte im Entdeckungsfalle Ihr Rettungshaken sein.“
„Ich habe aber die Schändlichkeit nicht begangen,“ betheuerte der
Jüngling. „Ich müßte mich ja vor mir selbst schämen, wenn ich gegen
meinen Wohlthäter so handeln wollte. Kein Anderer als jener Herr
Alphonse kann – –“
„Nun genug des schnöden Verdächtigens,“ donnerte ihn der Geschäfts-
herr an, indem er haulustig an einem schweren Sessel rückte. „Mir aus
den Augen, Elender, oder ich wende Gewalt an!“
Paul wandte das Gesicht ab; das Schluchzen stand ihm vor der
Kehle. Und mit den mühsam hervorgestoßenen Worten: „Sie schmähen
einen Unschuldigen, Herr Ombreval, und werden es bereuen,“ Worten, die
eine neue Fluth von Schmähungen aus dem Munde des Wüthenden zur
Folge hatten, verließ er den Saal.
V.
An der Mittagstafel in dem Eßsaal mit der Aussicht auf den Garten
hatten sich der Kaufherr und Vetter Alphonse niedergelassen. Blanche war
noch nicht erschienen.
Besorgt sah der Vater wiederholt durchs Fenster, als müßte er die
Erwartete im Garten erblicken. „Dieser erbärmliche Lump verdarb uns
den ganzen Tag,“ brummte er mißmuthig. „Jean,“ fuhr er den auf-
wartenden Diener an, „gleich gehe hin und melde Deiner Herrin, es sei
angerichtet.“
Jean verschwand, und der Vetter meinte, seine goldene Uhr ziehend:
„Halb Zwölf! Es ist hohe Zeit, Vetter. Hoffentlich läßt sich mein liebes
Bäschen – – und Bräutchen,“ ergänzte er lächelnd, „durch den kleinen
Zwischenfall nicht abhalten, mit mir hinauszufahren. Beim Zeus, es wäre
schade!“
„O, sei ruhig, Vetter,“ sagte Ombreval mit einem seine Worte
Lügen strafenden Augenzwinkern. „Ihre Liebe zu Dir ist zu bedeutsam,
als daß sie auf das, übrigens längst von ihr herbeigewünschte, Vergnügen
verzichten sollte.“

<"page271">

„Fräulein ist nicht auf ihrem Zimmer, Herr,“ meldete der herein-
tretende Diener. „Phrasie sagte mir, Fräulein sei in den Garten hinaus-
gegangen.“
„Schon gut, laß uns allein,“ gebot der Kaufherr.
Rasch erhob er sich nach dem Verschwinden des Dieners von seinem
Sitze, trat ans Fenster, stieg auf einen Stuhl und durchspähte erregten
Blickes den Garten. Plötzlich gewahrte er, über die Außenmauer hinweg-
spähend, eine hochemporgestreckte Hand, die in geringer Entfernung auf
der rechts abbiegenden Zweigstraße einen schwarzen Filzhut schwenkte,
während gleichzeitig in der Nähe der Gartenthür ein mehrmals auf- und
niederbewegtes weißes Taschentuch sichtbar wurde. Aber vergebens richtete
er wieder und wieder das zwinkernde Auge auf die grüne Thür in der
Mauer: sie blieb geschlossen. – –
Eben wollte er, tieferregt, zornig und bestürzt zugleich, hinauseilen und
nachsehen, da lenkte seine Blicke Vetter Alphonse, der just neben ihm am
Fenster auf einen anderen Stuhl gestiegen war, auf eine männliche Gestalt,
die weiterab auf der Zweigstraße in der Richtung nach dem Dorfe munter

dahinschritt.
„Beim Zeus, es ist jener dumme Junge,“ lautete sein Ausruf. „Nun
wahrhaftig, er hat sich nicht beeilt, das Weite zu suchen. Zwar er mag
als Ausgewiesener seinem Schätzchen, der Köchin, zuvor sein Leid geklagt
haben.“
Der Kaufherr wollte lachen; aber den Versuch krönte nur ein Grinsen,
dessen Bedeutung in den Worten seinen mündlichen Ausdruck fand: „Hm,
ich wollte dem wäre so!“ Und mit einer Art polternder Hast, als hätte
er befürchtet, dem reichen Vetter schon zu viel verrathen zu haben, riß er,
nachdem er rasch vom Stuhle gestiegen und der Vetter gezwungen seinem
Beispiel gefolgt war, das Fenster auf und rief hinaus: „Blanche, Du
Teufelskind, wo steckst Du?“
Ein silbertöniges Lachen antwortete ihm. Aber es tönte nicht aus
dem Garten herauf, sondern aus dem Hintergrunde des Speisezimmers, wo
gerade Blanche ihren Sitz am Tische eingenommen hatte.
„Du wirst doch nicht etwa glauben, Papa,“ lachte sie weiter, „daß ich
die erste Gelegenheit, die sich mir mit Deiner Erlaubniß bietet, den
Leuchtthurm zu besuchen, versäumen werde?“
Der Kaufherr setzte sich wieder, seltsam erregt, in Wahrheit ganz
verdutzt; wußte er doch nicht, was er von der plötzlichen Heiterkeit seiner
Tochter denken sollte. Unzweifelhaft, dahinter steckte etwas. Und doch –
liebte sie nicht am Ende den Vetter? Sie war sonst so vernünftig, und
– ja, so war es, – sie hatte sich einfach eines Besseren besonnen. Er
glaubte dies um so leichter, als es sein sehnlichster Wunsch war, und heiter
entgegnete er:
17.

<"page272">

„Es kam mir nur etwas befremdend vor, daß Du, sonst die Pünkt-
lichkeit selbst, nicht schon vor uns hier am Platze warst.“
„Es ist in Haus und Garten so schwül heute,“ versetzte Blanche nach
einem flüchtigen Seitenblick auf den Vetter, der zu ihrer Linken Platz
genommen hatte; „da habe ich im Freien ein wenig frische Luft schöpfen
wollen, und da mir zufällig draußen Dein Buchhalter begegnete, bin ich so
vermessen gewesen, mich selbst von seiner Schuld oder Unschuld überzeugen
zu wollen.“
„Und Du hast Dich überzeugt?“ fragte hastig der Kaufherr.
„Vollkommen, Papa. Offen gestanden: der arme Mensch dauert mich.
Gelt, Du nimmst ihn wieder in Gnaden an?“
„Kind, fordere nicht Unmögliches von mir,“ erwiderte Ombreval
wohlwollend ernst. „Nach der Hochzeit wollen wir sehen. Bis dahin –“
„Bitte, Vetter,“ wandte sich Blanche lächelnd an diesen, „bestürmen
Sie mit mir die Festung, wir müssen sie einnehmen.“
Der Vetter erhob sich, langte aus dem Silberschrank den mitgebrachten
Rosenstrauß hervor und bot ihn, einen tiefen Bückling vollführend, Blanche
mit den Worten:
„Wollen Sie, mein theures Bäschen, in diesen Rosen einen neuen
Beweis dafür erblicken, daß es mein sehnlichstes Verlangen ist, Ihnen
angenehm zu sein, und ich auf der Stelle den angeregten Sturm mit
Ihnen unternehmen würde, wenn ich nicht die feste Ueberzeugung hegte,
daß der Entschluß meines verehrten Vetters hinsichtlich des armen jungen
Menschen, den ich, beim Zeus, bemitleiden könnte, wenn er nicht gar zu
gröblich dem Gesetz des Anstands und der guten Sitte zuwider gehandelt
hätte, ein unwiderruflicher ist. Bitte, nehmen Sie!“
Blanche schenkte ihm einen seltsamen Blick, in dem ein scharfsinniger
Beobachter vielleicht noch etwas Anderes als Verachtung gelesen hätte.
Dann neigte sie, ohne Gabel und Messer hinzulegen, ihr Haupt seitwärts
zu den Rosen, lächelte die Blumen an und meinte, zu dem Vetter auf-
schauend:
„Den Strauß, Herr Ritter, haben Sie sicherlich von Paris kommen
lassen?“
Vetter Alphonse nickte.
„Reizend, nicht?“ schmunzelte er. „Ich kenne eben Ihren Geschmack,
mein theures Bäschen. Für Sie ist nichts zu schön noch zu theuer.
Ihnen eine Freude zu bereiten, gäbe ich mit Vergnügen eine Million für
einen solchen Strauß hin.“
„Das heißt, wenn Sie die Million hätten,“ lachte die Muthwillige.
„Aber Scherz bei Seite, einen kleinen Goldthaler hat er Ihnen gewiß
gekostet, nicht?“
„Blanche,“ verwies der Vater gelinde. „Willst Du gleich
artig sein!“

<"page273">

„Doch was sehe ich da?“ sagte die Schelmin hastig. Wips! hatte sie
die Gabel hingelegt, und ehe es der Vetter ihr wehren konnte, das zwischen
den Blumen steckende Briefchen ans Licht gezogen. „Ein billet-doux,
Papa! Bitte, lies es uns vor!“ rief sie, trotz der abwehrenden Hand-
bewegung des Freiers, dem Vater den Brief zuwerfend. „Wir sind
ganz Ohr.“
Trotz seiner echt Pariser Unverfrorenheit sichtlich verlegen, bewegte
Vetter Alphonse, während der Kaufherr, scheinbar betroffen, die Aufschrift
musterte, den Rosenstrauß, als hätte er einen Fliegenwedel in der Hand
gehabt. Da drückte Blanche auf die Schlagfeder der ihr zur Hand
stehenden Tafelglocke, und als auf den hellen Ruf derselben Jean erschienen
war, nahm sie dem Vetter den Strauß ab, reichte ihn dem Diener
und sprach:
„Die Blumen tragen Sie sofort hinüber! Phrasie soll sie in einen
Topf mit Wasser stellen. – Noch Eins! Bringen Sie gleich den Kaffee,
und sorgen Sie dafür, daß Joseph des Guten nicht zu viel thue! In einer
Viertelstunde fahren wir.“

Vetter Alphonse speiste gemüthlich weiter, als hätte er nicht im
Mindesten Ursache gehabt, sich verletzt zu fühlen, während der Kaufherr
immer noch den Blick auf den Brief gerichtet hielt und den letzten Auftritt
gar nicht bemerkt zu haben schien.
„Eh bien, Papa,“ meinte Blanche, als sie wieder allein waren.
„Bitte, bitte! Löse die rosenrothe Hülle! Gewiß ist auch das Briefpapier
rosenfarben.“.
„Ich bewundere einstweilen die schöne Handschrift des Vetters,“ ver-
setzte Ombreval zerstreut. „Nur das „h“ mit dem Hakenschnörkel will
mir nicht recht gefallen; es sticht von den anderen Buchstaben häßlich ab.“
„So lies doch, Papa!“
„Nein, Kind. Der Brief ist an Dich gerichtet, und Du magst ihn
lesen; er kommt von guter Hand.“
„Nun wohl, Papa, so gieb her,“ lächelte Blanche, indem sie mit dem
silbernen Nachtischmesser eine Birne zweitheilte und die andere Hälfte dem
Vater auftellerte. „Ja, in der That,“ staunte sie, als sie den rosen-
farbenen in der Hand hielt; „das h hat einen bösen Haken. Weißt Du,
daß mir ein solcher Haken auch beim Lesen von Pauls Briefe auf-
gefallen ist?“
Rasch brach sie mit dem rosigen Zeigefinger die Hülle auf, mit der
ihre Linke zerknitternd unter den Tisch fuhr. Und schon glitt der Blick
ihres hellen Auges über die enthüllten Zeilen.
„Ei, ei, in Versen? Was sehe ich? Sie sind ein Dichter, Vetter?“
rief Blanche, höchlichst erstaunt, wie es schien. „O, Papa, das mußt Du
lesen. Es sind Alexandriner. – Er verspricht mir große Haufen Goldes,
Perlen und Diamanten. – Ich soll mich kleiden, wohnen und leben wie

<"page274">

eine Fürstin. – Und läge ich in tausend Ketten, so wollte er mich erretten.
– In anderen Versen noch offenbart sich sein Heldengemüth. – Um mich
will er durch Feuer gehen, in's Wasser springen, allen Gefahren trotzen. –
Und ich Verblendete war so thöricht, ihm alle Ritterlichkeit abzusprechen! –
So geht es, wenn man die Leute nach dem Schein beurtheilt.“ –
Plötzlich erröthete die Lesende bis an die Ohrläppchen. – Die blauen
Augen gaben mit ihrem jähen Aufleuchten Kunde von der freudigen
Erregtheit der Jungfrau.
„Gottvoll sind besonders die zwei letzten Verse, Papa,“ sagte sie nach
kurzem Besinnen. „Höre nur!“ –
„Wahrhaftig, Sie beschämen mich, bestes Bäschen,“ fiel, plötzlich sehr
aufmerksam geworden, der Vetter mit gezwungenem Lächeln ein. „Erlauben
Sie!“ –.
Und mit einem jähen Seitengriffe krallte er nach dem Briefe, den
Blanche hell aufkichernd nun dem Vater reichte.
„Die zwei letzten Verse, Papa! Ein Victor Hugo würde seinen
Namen nicht darunter setzen; aber wie klar ist in dem schlichten Wort-
gewande der Gedanke ausgedrückt!“
Gerade kam Jean mit dem Kaffee, und still verfloß eine Minute, in
der Vetter Alphonse, nachgrübelnd, ein Gesicht machte, als hätte er einen
dummen Streich begangen oder Brechpillen verschluckt, während Blanche an
seinem verstörten Aussehen die Augen zu weiden schien und ihr Vater
wieder und wieder kopfschüttelnd die Verse las.
Achselzuckend reichte Ombreval, als der Diener sich entfernt hatte, der
Tochter den Brief wieder.
„Eine Voraussetzung, eine Zufälligkeit,“ erklärte er lächelnd. „Du
siehst Gespenster am hellen Tage.“
„Papa, erlaube,“ verwahrte sich Blanche lebhaft, indem sie den Bogen
wieder aufschlug. „Was steht da? –
Noch, Bäschen, einen Rath! Was ein gewisser Wicht
Dir heut auch schreiben mag: trau seinen Worten nicht!
Mit dem Wicht ist Paul Clamorgan gemeint, das steht fest,“ fuhr
Blanche heiteren Tones fort. „Sie wußten also, Herr Vetter, daß er mir
heute schreiben werde? Wissen Sie, daß mir und Papa das höchst ver-
dächtig vorkommen könnte?“
Der Vetter hustete, als hätte sich ein Knöchelchen in seinen Schlund
verirrt..
„Eine zufällige Voraussetzung, mein theures Bäschen,“ schnarrte
Vetter Alphonse, an dessen Stirne Schweiß blinkte.
„Und nun, Kinder,“ unterbrach, sich erhebend, der Kaufherr das
Zwiegespräch; „nun eingestiegen! Die Zeit drängt. Sei ja vorsichtig,
Blanche! Nicht auf den Thurm, hörst Du? Und Du, Vetter, laß sie
nicht aus den Augen! Und ja zu rechter Zeit auf den Rückweg! Die

<"page275">

Fluth steigt schnell; wartet nicht ihr Wiedererscheinen ab! Ich bedaure
aufrichtig, nicht mitfahren zu können. Aber das ewig drohende, leidige
Zipperlein und der erwartete geschäftliche Besuch aus Paris machen es mir
unmöglich. Vielleicht gehe ich später hinaus an den Strand und erwarte
Euch dort.“
Er geleitete die Fahrlustigen hinaus, küßte draußen die Tochter
väterlich liebevoll auf die Stirn, reichte dem Vetter – etwas verdrossen,
wie es schien, – die Rechte und wünschte den Einsteigenden eine fröhliche
Fahrt. –
Weit auf riß Jean das eiserne Hofthor, lustig ließ Joseph, indem er
dem guten Freunde aus seinen Schlitzäuglein ein deutliches „Hatte ich
Recht?“ zublinzelte, die Peitsche knallen, und, von ihm meisterhaft gelenkt,
trabte der Grauschimmel mit dem Wagen nach einer glänzenden Kreisfahrt
durch den Hof hinaus und davon.
WI.
Langsam trat Ombreval, als der Wagen mit dem Paare seinen
Blicken entschwunden war, seinen gewohnten Nachmittagsspaziergang durch

sein Besitzthum an. Ein selfmademan, der vor geraum dreißig Jahren,
als in diesem Theile der Niederen Normandie der Seegrashandel nach der
Hauptstadt noch sozusagen in den Windeln lag, sein Geschäft mit höchst
geringen Mitteln begonnen hatte, kannte er kein größeres Vergnügen, als
nach dem Mittagsessen, ein feines Blatt schmauchend, auf dem Boden
umherzuwandeln, durch dessen stückweisen Ankauf nach und nach aus dem
armen Pachtbauer ein angesehener Grundbesitzer geworden war. Wonniger
als die Gefühle der Freude und Genugthuung, in denen er dabei schwelgte,
däuchte ihm nichts auf Erden: Alles das sich selbst, seinem Fleiß, seiner
Ordnungsliebe und Sparsamkeit zu verdanken, welch erhebendes Bewußt-
sein! –

Der Kaufherr schlug den Weg nach seinen Packhäusern ein; sie standen
auf der Nordseite am Hofe. Die großen geräumigen, mit Ziegeln gedeckten
Gebäude, er hatte sie alle aus eigenen Mitteln aufführen lassen, und viele,
viele Tausende hatten sie ihm mit ihren weiten Lagerräumen eingetragen.
Da hinein kaufte er zu billigen Preisen Hunderte von Bahnwagenfrachten
eines vortrefflichen, vielfach verwendbaren getrockneten Seegrases, und jedes
Steigen der hauptstädtischen Kaufpreise lenkte einen Goldstrom in seinen
Geldschrank. – Ja, es war ein angenehmes, ein förmlich berauschendes
Denken – wie hätte er es nicht mit Hingebung gepflogen! Und doch –
heute schien es seinen fesselnden Reiz für ihn verloren zu haben. Ver-
gebens mühte er sich, die alte freudige Stimmung wieder zu gewinnen.
Immer irrten seine Gedanken ab, nie hatte er sich in seinem Reiche so
unbehaglich gefühlt, und mißmuthig lenkte er den Schritt wieder nach seiner
Behausung...

<"page276">

Auf dem weichen Polstersitz im Empfangszimmer überließ er sich
endlich ganz den Gedanken, die sein beunruhigtes Gemüth gebar, und ein
volles Insichgehen war die nächste Folge davon.

Ja, wie hatte er, der das Wenige, mit dem er einst seinen jetzigen
Reichthum begründete, einer Heirath verdankte, nur so ungerecht sein
können? – War der Fall denn wirklich so arg, daß er dem Missethäter
nach einem derben Verweise seine Verzeihung nicht hätte angedeihen lassen
dürfen? – Was hätte er selber damals nicht gethan, um sich den Besitz
der Geliebten zu sichern! An ihrem Erbe lag ihm so wenig, daß er sie
mit Wonne heimgeführt hätte, und wäre sie bettelarm gewesen. Und er
hatte einen treuen, fleißigen, verläßlichen Diener, den er durch keinen
anderen ersetzen konnte, in schimpflicher Weise entlassen, weil derselbe –
O ja, der Brief war empörend; aber hatte Paul Clamorgan wirklich auch
den Brief geschrieben? Das war der Punkt, über den sich ihm jetzt
wieder und wieder quälende Zweifel aufdrängten. Er glaubte doch, ihn
zu kennen, hatte in ihm stets einen redlichen, keiner bösen Handlung fähigen
jungen Mann erblickt, und nun diese unselige Uebereilung auf Grund eines
Vergehens, das trotz alledem das Werk eines Nebenbuhlers sein konnte!

Der Zweifel, den Blanche mit ihren Bemerkungen über die Handschrift
und die Schlußverse des Gedichtes in ihm geweckt hatte, ließ ihm keine
Ruhe mehr. Vetter Alphonse?! Eine so schändliche Handlungsweise hätte
er ihm nie verziehen, so sehr er ihm auch seiner Mitbetheiligung an größeren
Geschäften wegen zu Danke verpflichtet war, so hochwillkommen ihm der-
selbe auch als Eidam gewesen wäre. Wie jedoch die Sache klar stellen?
Dazu fehlte ihm jeder Anhaltspunkt. Und so mußte er es entweder darauf
ankommen lassen oder im Zweifel Zeit zu gewinnen und irgendwie sich
Gewißheit zu verschaffen suchen. – Der Gedanke, daß er dies vor Allem
hätte thun sollen, anstatt unverzüglich einen guten, bewährten Gehilfen und
Vertreter zu entlassen, trieb seinen Aerger auf die Spitze. „O Du Dumm-
kopf,“ haderte er mit sich selbst. „Du hattest es zu gut. Der Junge
war im Geschäft Dein anderes Ich: er besorgte Alles, hatte auch auf das
Geringste ein wachsames Auge, verschaffte Dir sogar gut zahlende Abnehmer,
und nun kannst Du wieder selbst Dich plagen und placken, – der Geier
hole die Geschichte!“

Aergerlich fuhr er empor. Da pochte es draußen drei Mal
an die Thür, und auf sein mürrisches „Herein!“ rauschte es in schwarz-
seidenen Gewändern rasch über die freie Schwelle gegen den Vortretenden
heran; eine linienschöne zartweiße Frauenhand, an deren Mittelfinger ein
schlichter goldener Reif glänzte, faßte seine gewaltige Rechte, und aus einem
mattblassen, etwas verstörten Sapphogesicht, in dem zwei schwarzbraune
Sehsterne funkelten, tönte ihn der hastige Gruß an: „Guten Tag, Herr
Ombreval!“

Der Kaufherr verneigte sich, erwiderte den Gruß, wechselte mit der

<"page277">

Pariserin die üblichen Gesundheitsfragen, nöthigte sie, sich zu setzen, und
ließ sich ihr gegenüber nieder: „Ich erwartete Sie, werthe Frau Berger,“
sagte er. „Sie zeigten mir brieflich Ihr Kommen an. Gewiß liegt wieder
eine recht ansehnliche Bestellung von der Heeresverwaltung vor. Ich –“

„O bitte, reden wir heute nicht von Geschäften,“ fiel ihm hastig die
junge Frau in's Wort. „Morgen ist wieder ein Tag, und – Sehen Sie
zuweilen Ihren Vetter, Herrn Alphonse?“

- Ombreval stutzte und betrachtete sein Gegenüber aufmerksamer. –

„Nun, das ist doch natürlich,“ entgegnete er. „Aber ich begreife nicht,
was –“

„Dann warne ich Sie vor ihm,“ fuhr die Pariserin bei steigender
Erregtheit fort, „als vor einem Menschen, durch den Ihrer Hausehre Gefahr
drohen könnte. Ich lernte ihn als einen Freund meines verstorbenen Gatten
in Paris kennen. Er zeigte sich nach dessen Tode in Bezug auf das von
mir fortgeführte Geschäft sehr dienstfertig gegen mich, so daß ich füglich
noch etwas mehr als Freundschaft bei ihm voraussetzen durfte. So schien
es denn auch zu sein. Nach längerer Zeit kam es seinerseits zu Schwüren
und zum Eheversprechen. Als er Paris verlassen hatte, besuchten wir uns

von Zeit zu Zeit hier oder in der nahen Kreishauptstadt. Unsere letzte Zusammenkunft fand vor drei Monaten statt. Ich erinnerte ihn an sein Versprechen. Fast aufgebracht, als ob ich ihm etwas Unrechtes zugemuthet hätte, verließ er mich, und seitdem schrieb er mir nicht wieder. Da eilte ich denn, hier angekommen, sofort nach seiner Behausung, ihn zur Rede zu stellen. Ohne anzuklopfen, taub gegen das Rufen der alten Haushälterin, die wohl angewiesen worden war, Niemanden einzulassen, drang ich bis in sein Arbeitszimmer vor. Kein Alphonse. – Zufällig bemerkte ich einen beschriebenen Briefbogen, der auf dem Schreibpult lag. Es war ein von ihm niedergeschriebener Entwurf zu einem Briefe. Ich las ihn, und obwohl mir Verschiedenes darin unerklärlich war, so ward mir doch sofort sonnenklar, daß etwas Schändliches im Werke war und es sich um einen mehrfachen schnöden Verrath handelte, und ohne mich irgendwie weiter nach seinem Thun und Bleiben zu erkundigen, stürmte ich stracks hierher, Sie von dem befremdenden Funde in Kenntniß zu setzen und damit dringend vor dem Elenden zu warnen.“

Ombreval starrte einen Augenblick finster vor sich hin. Plötzlich schien ihm ein tröstliches Licht aufzugehen. Lächelnd sah er zu der Tieferregten auf und meinte: „Der Brief war an meine Tochter gerichtet, nicht?“

Die Wittib nickte und fuhr mit der Hand in die Tasche.

„Und in Versen abgefaßt, nicht?“

„In Versen?!“ keuchte die junge Frau achselzuckend, und ein spöttisches Lächeln umspielte ihren blaßrothen Mund. „Ja, er macht Verse, und auch an mich richtete er welche, aber was für Verse! Da, lesen Sie den Erguß!

<"page278">

Natürlich ließ ich das Beweisstück nicht auf dem Pulte liegen.“ Und sie reichte ihm einen zerknitterten Briefbogen.

Der Kaufherr nahm und las. Seine eben noch heiteren Züge verfinsterten sich und liehen den peinlichsten Gefühlen Ausdruck. „Der Schändliche!“ murmelte er wiederholt.

„Ich danke Ihnen, liebe Frau Berger,“ sagte er, nachdem er gelesen hatte, indem er die Rechte der jungen Wittwe ergriff und sie sanft drückte. „Sie haben mir einen Dienst erwiesen, für den ich Ihnen Zeit Lebens dankbar sein werde. Kommen Sie,“ fuhr er rasch entschlossen fort, „begleiten Sie mich auf einer Fahrt durchs Dorf und an den Strand! Es gilt ein Unrecht gut zu machen, und je eher dies geschieht, desto besser. – Sie sind offen gegen mich gewesen, ich will es gegen Sie sein. Unterwegs erzähle ich Ihnen, was es mit dem Briefe, den Sie mir natürlich abtreten, für eine Bewandtniß hat. Entschuldigen Sie!“ Er ging, die Kleider zu wechseln, rasch hinaus, kehrte bald darauf in grauer Sommertracht wieder, nahm aus einem Wandschrank ein mächtiges Fernrohr und verließ, nachdem er der Pariserin den Arm geboten, mit ihr das Zimmer.

VII.

Der leichte zierliche, mit einer fuchsrothen Stute bespannte zweirädrige Wagen, den Ombreval und die Frau Berger zu der Ausfahrt bestiegen hatten, hielt vor einem niedrigen, strohgedeckten Hause, hinter dem sich, im Rahmen hoher Mauern, ein großer Obst- und Gemüsegarten ausdehnte.

„Heda, Clamorgan,“ scholl die Baßstimme des Kaufherrn durch den kleinen Hof. Und auf der Schwelle der Hausthür erschien eine sauber in weiß- und graugestreiftes Baumwollenzeug gekleidete, hochwüchsige, nicht unschöne, ernst blickende Frau, welche sich mit dem Zipfel der blauleinenen Schürze rasch die rothgeweinten Augen trocknete.

„Ich errathe, was Sie wollen, Herr,“ sagte die Erscheinung, langsam auf den Wagen zuschreitend, harten, unfreundlichen Tones. „Aber Sie dürfen sich die Mühe sparen. Wir wissen um Alles. Ihre Bezichtigung ist grundlos. Die Lüge ist unserem Sohne verhaßt.“

„Ich weiß es, liebe Frau Clamorgan,“ versetzte der Kaufherr, sich zu ihr neigend, ergriffen. „Es ist ihm schweres Unrecht widerfahren. Seine Unschuld ist inzwischen sonnenklar an den Tag getreten!“

Die Frau sah ihn starr an, und zwei dicke Thränen quollen ihr aus den Augen, die ein jähes Lächeln durchsonnte; das waren Freudenthränen. – „Gott sei Dank,“ murmelte sie; und sich umwendend, rief sie, und es klang fast wie ein Aufjauchzen, mit bewegter Stimme: „Laurent, Laurent, so komm doch! Herr Ombreval ist da.“

Hinter dem Thürpfosten hervor trat, die blaue Tuchmütze ziehend und sich flüchtig verneigend, ein grünbeschürzter wuchshoher Mann, dessen hochstirniges

<"page279">

grauäugiges, starknasiges, mit einem kurzverschnittenen kastanienbraunen Rundbart geschmücktes Antlitz Verstand und Willenskraft verrieth. „Ich danke Ihnen, Herr Ombreval,“ sagte er mit Würde, indem er auf den Wagen zutrat und dem Kaufherrn die Rechte bot, deren jähen Druck dieser kräftig erwiderte. „Ich habe Ihnen in Gedanken und Worten Unrecht gethan und bitte Sie deshalb um Verzeihung. Ich hielt Sie für geldstolz, in dem Maße zwar, daß ich glaubte, es müsse Sie hart ankommen, einen von Ihnen begangenen Fehler einzugestehen, und wie ich sehe, war ich in einem schweren Irrthum befangen.“

„Ja,“ entgegnete treuherzig Ombreval, „der Schein war gegen ihn, und ich hätte einen Schwur darauf geleistet, daß er der Schuldige sei. Eine wunderbare Fügung hat indessen das Dunkel gelichtet, und da ist es doch ganz natürlich, daß ich dies offen anerkenne und eine von mir verübte unverdiente Demüthigung ungeschehen mache.“ Und die Stimme erhebend, stieß er mit auf die offene Hausthür gerichteten Blicken den Ruf aus: „Erscheine, Paul, mein Junge, erscheine!“

„Er ist davongerannt wie ein Toller,“ bemerkte kopfschüttelnd die Mutter. „Anfangs war er besonnen. Ruhig erzählte er uns, was sich zugetragen hatte. Da gewahrte er durchs Fenster den Wagen, der Fräulein

Blanche und Herrn Alphonse nach dem Strande entführte, und ohne auf
unser Rufen zu hören, stürmte er hinaus und davon.“
„Nun, vielleicht treffen wir ihn am Strande,“ sagte der Kaufherr.
„Sollte er binnen einer Stunde wieder nach Hause kommen, so schicken sie
ihn doch zu uns hinaus. Wir halten außerhalb des Dünenzuges, dem
Leuchtthurm gegenüber, bei dem Badehause. Ich bin ihm eine Erklärung
schuldig, und sie soll ihm allen Groll gegen mich benehmen.“
„Der Junge hat seinen Stolz wie jeder Andere,“ meinte der Gärtner
kopfschüttelnd. „Es wird für ihn eine Genugthuung sein, wenn Sie ihm
sagen, daß Ihre Vorwürfe ihn, den Schuldlosen, nicht treffen konnten; daß
er jedoch, nach dem, was vorgefallen, je wieder in Ihre Dienste treten sollte,
das läßt mich sein Stolz sehr bezweifeln.“
Betroffen zog der Kaufherr die Zügel an. „So breche ich seinen
Stolz,“ versetzte er, indeß die Stute mit dem Wagen davontrabte. Und
in Gedanken fügte er mit einem Seitenblick auf seine Gefährtin hinzu:
„Am Ende käme mir das ganz erwünscht, wäre nur das Geschäft nicht
und der leidige Zwischenfall mit dem Vetter nach Wunsch erledigt.“
O, der Vetter, der reiche Vetter! Wie gern hätte er ihn trotz alle-
dem an sein Haus gefesselt! Paul Clamorgan war ihm als sein Geschäfts-
führer lieb, lieber war ihm doch mit seinem Gelde und seinen Ländereien
der Vetter. Und nun mußte noch diese unglückselige Pariserin dazwischen-
kommen! Gleichviel; der ungeahnte Stolz des Gelbschnabels wurmte ihn.
Nicht den Dienst bei ihm fortsetzen wollen!? Das war zu arg, das ver-

<"page280">

letzte ihn im höchsten Grade. Und doch, bewies es nicht auch, daß seine
Liebe zu Blanche keine aufrichtige war? Aber eben dann konnte ihm sein
Wiedereintritt ganz erwünscht sein. Nun gut, er wollte ihn selbst zur Rede
stellen. Und wenn einmal der Vetter – hatte denn der Eifersüchtige im
Grunde so schändlich gehandelt? – Blanche heimgeführt hatte, war alle
Gefahr beseitigt, und er behielt seinen Buchhalter und Geschäftsführer.
Aber die Pariserin? Bah! – Und indeß der Wagen mit ihnen gemach
dem Strande zufuhr, erzählte er seiner Gefährtin, was sich den Morgen
begeben hatte, und schilderte er ihr die Handlungsweise des Vetters in so
schwarzen Farben, daß er füglich annehmen konnte, die Verlassene werde
ihm, von Abscheu gegen ihn erfüllt, auf ewig den Rücken wenden.
Die Pariserin verrieth in der That während seines Erzählens mehr
als einmal in Worten und Geberden ihre Entrüstung bezüglich des Vetters.
Allein im nächsten Augenblicke lächelte oder lachte sie wieder, wie ein Kind,
das zornig aufschreit, wenn man ihm ein Stück Kuchen wegnimmt, und
durch die Zornthränen lacht, sobald ihm der Kuchen wieder gereicht wird.
Nun fuhren sie auf die vom Sonnenlicht befluthet sich vor ihnen aus-
dehnende weite Strandfläche hinaus. Fernab, im Hintergrunde der Ufer-
landschaft, ragte auf hoher Klippe der Leuchtthurm. Diesem gerade gegen-
über, neben dem ihm gehörenden bretternen Badehause, ließ Ombreval die
Stute mit dem Wagen rasten. Und der Pariserin das Fernrohr reichend,
meinte er: „Wollen Sie sich nicht einmal den Thurm etwas genauer an-
sehen? Er ist so fest gebaut, daß ihm in dem halben Jahrhundert seines
Daseins auch beim heftigsten Sturm die bis zu fünfzig Fuß Höhe an ihm
emporklimmende Fluth nichts hat anhaben können.“
„O, das Ungethüm,“ murmelte die junge Wittwe, nachdem sie ein
Weilchen mit dem Fernrohr die Ufergegend durchspäht hatte. „Ich erkenne
ihn ganz deutlich. Das ist aber ein ganz vortreffliches Glas! – Nein,
es ist unerhört. Er weicht nicht aus ihrer Nähe und umkreist sie wie –
O der Treulose! O der Schändliche! – Nach all den Schwüren! – Aber
warte nur, mein Bübchen; Du sollst es eingetränkt bekommen!“
Ombreval zuckte verächtlich die Achseln. Er hatte in den Wind ge-
redet, das unterlag für ihn keinem Zweifel mehr. Im Busen dieses
Weibes ankerte die Leidenschaft. Hätte er die Heißblütige doch nicht mit-
genommen! Nun brannte das Feuer bei ihr wieder lichterloh. Und hätte
der Vetter ein Verbrechen begangen, sie wäre ihm deshalb nicht gram ge-
worden; das stand nunmehr bei ihm felsenfest. Verlockend hübsch, wie sie
war, mußte sie ihn mit leichter Mühe wieder ganz in ihre Gewalt bringen.
Jäh fuhr der Kaufherr aus seinem Sinnen auf. Die schwüle Lust
erschütterte ein heftiger Windstoß, der den Dünenzug entlang gelbe Säulen
Sandes emporwirbelte. Wie dumpfes Wehegeheul ertönte es von den
Binsenbüscheln am Sandhügelrande.
Bestürzt ließ Ombreval den Blick in die Runde schweifen.

<"page281">

Ueber den Wasserspiegel im Südwesten herauf stieg ein fahlgraues
Wolkengeschiebe, das mit wachsender Geschwindigkeit im Luftraum sich aus-
breitete und bald eine eintönige, etwas hellere Schattirung annahm.
Ein neuer Windstoß erfolgte, und angstbeklommen der Pariserin das
Fernrohr entreißend, stieß Ombreval den Schreckensruf aus: „Die Unglück-
lichen, es ist ein Sturm im Anzuge! Und es fluthet!“
Eiligst richtete er das Fernrohr auf den Thurm und bespähte das
Riff. Die Fluth deckte bereits die kleinen Felsblöcke im Wasser unten,
und noch stand der Grauschimmel mit dem Wagen am Rande des Lang-
beckens, das zwischen dem Thurmriff und der nächsten Hochklippe hüben
sich hinzog. Ringsum war Niemand zu sehen. Weiterab nur, zur Rechten
und zur Linken, tauchten einzelne Gestalten auf, die, hastig ausschreitend,
das Tiefwasser so rasch als möglich zu verlassen suchten. Noch fernerab
fuhren die Böte der Seegrasschnitter in der Richtung nach dem südlich ge-
legenen Fluthhafen, während weiter nördlich, auf der natürlichen Fahrstraße,
welche dort bis in die Niederungen hinein sich erstreckte, mit dumpfem Ge-
rassel in langem Zuge die schwerbelasteten Fuhrwerke der über kein Boot
verfügenden Schnitter dem Strande sich näherten.
„Wo befanden sich soeben die Zwei?“ fragte Ombreval, das Fernrohr
absetzend, die Pariserin fast barsch.

„O, der Elende,“ fuhr diese aus ihrem Grübeln auf. „Wo sie sich
befanden? – Nun, neben dem Thurm. Sie hüpften und sprangen förmlich,
und immer umkreiste er sie.“
„Dann müssen sie hinter dem Thurm stecken,“ schloß der Kaufherr,
indem er das Fernrohr wieder ansetzte. „Dieser Esel von einem Kutscher
sollte doch die Gefahr kennen und die Säumigen zur Eile antreiben. Am
Ende hatte der Saufbold wieder zu tief ins Glas gesehen; ich hätte ihm
längst den Laufpaß geben sollen.“
Jetzt brach der Sturm mit voller Gewalt los. Ueber die Sonne
hinweg huschte der graue Wolkenschleier, und in düsteren Farben hoben sich
die zahlreichen Klippen im Gesichtskreis von der sich kräuselnden Wasser-
fläche ab, während dort unten im Hintergrunde, wo die Fluthwelle aus der
Tiefe heraufquoll, das Sturmwetter bereits seine schaumgekrönten Furchen
zu ziehen begann.
„Nun sehe ich sie alle Beide,“ fuhr Ombreval beobachtend fort. „So
macht Euch doch, in Kuckucks Namen, auf den Rückweg! Dabei sollte Einem
doch der Verstand still stehen. Nun gaffen sie die Thurmmauer an, so
ruhig, als ständen sie vor der Liebfrauenkirche zu Paris und nicht auf
einem Seefelsen, den in einer halben Stunde die Fluth verschlingen muß.
Nun, ja freilich, der Thurm ist da, und im Nothfall können sie sich von
den Thürmern emporhissen lassen. Wohl, so thut es doch! Was liegt an
dem elenden Fuhrwerk, wär' es auch um den Grauschimmel schade! –
Aber nein, sie bleiben ruhig stehen, und die Fluth steigt, steigt. – Es ist

<"page282">

zum Rasendwerden. – Blanche, theures Kind!“ rief der Vater angstgefoltert
aus Leibeskräften. „Ha, endlich,“ fuhr er ruhiger fort. „Er klettert das
Riff hinan, während sie – Aber wo steckt nur dieser vermaledeite Kutscher?
Beim Himmel, der Ziderschlauch saß oben am Thurm und war eingeduselt.
Da taumelt er, vom Vetter aufgerüttelt, den Felsen herab. – Ei, sie
verlassen das Riff, möge es nicht zu spät sein! – Rasch, rasch, Blanche,
mein Kind! – Rette sie, Vetter, und beim allmächtigen Gotte, sie soll Dein,
die Schuld Dir vergeben sein. –“
Ein gellendes Lachen, das wie eine mit Hohn und Spott versetzte
schneidige Verwahrung in die Windsbraut hinaustönte, war die Er-
widerung auf dieses Gelöbniß. Die Pariserin, der das Ungewitter den
helmkammförmigen schwarzen Hut in den Nacken gerissen und den hohen
Haarbau aufgelöst hatte, so daß die schlangenartig im Winde flatternden
langen braunen Locken ihrem Kopfe das Aussehen des Hauptes einer Furie
gaben, war die Lacherin gewesen. Und – „Qui vivra verra!“ gellte es
in den Sturm unheimlich nach.
„Nach rechts abgelenkt, Joseph,“ fuhr der Kaufherr, ohne auf die
Lacherin zu achten, mit donnertöniger Stimme fort. „Nicht gerade aus!
Ich kenne den Weg. Er ist mit großen Steinen wie besät. – Gerechter
Himmel, nun fährt er ihn doch, den Höllenweg! – Es geht nicht anders!
die Zeit drängt. – Wacker, Joseph, wacker! – Die Zügel stramm! –
Nicht zu schnell! – O, des tollen Beginnens! – Die Fluth verschlingt
sie. – Und wie stark ist dort die Strömung! – Dreihundert Schritt weit
ist es zum Mindesten bis zur nächsten Klippe! – Vorwärts, da es einmal
nicht anders geht. – Muth, Blanche, mein Kind. – Heiliges – ! –
Pferd und Wagen fast ganz unter Wasser! – Aber sie kommen vorwärts.
– Gottlob, sie nähern sich der Teufelsbank. Einmal dort, haben sie das
Schlimmste überstanden. – Doch – heiliger Name Gottes, was ist das?
– Der Grauschimmel bäumt sich. – Der Wagen kippt. – Sie stürzen,
und –“
Er vollendete den Satz nicht. Todtenbleich im Gesicht, reichte er der
Pariserin das Fernrohr, ergriff Zügel und Peitsche und hieb auf das Pferd
ein, daß es hoch sich bäumte und unter den gellenden Angstrufen der
Pariserin im Galopp mit dem Wagen die weite Strandböschung hinabjagte.
(Schlußfolgt.)

<"page283">
Lisa von Crust.
Movellette.
Don
Witchard MPendriner.
– Breslau. –
A- º erwachte auf ihrem Lager aus schwerer Ohnmacht. Verwirrt blickte sie umher.
=-Z Ihr war so angst, als drückte sie der Alp oder die böse Nachtmahr... „Konrad!“
Sie tastete neben sich aufs Bett... Leer!... Mit einem Wehlaut sank sie zurück.
Nun kam ihr Alles wieder in den Sinn: die stürmenden Schweizer... Kampf im
Schloßhof... Konrad schwer verwundet, vom feindlichen Hauptmann trotz ihrer Bitten
niedergehauen... Wer schützt sie noch vor den Schrecken der Nacht, wenn der Mond
zitternde Schatten an die Wände malt und die Windsbraut an den Mauern rüttelt? Wie
oft, wenn sie ängstlich Konrads Namen rief, schlang er den Arm um sie und sprach be-
ruhigende Worte, wie zu einem Kinde... Als sie einst in allen Winkeln Gespenster sah,
zog er sein Schwert, das immer zu Häupten lehnte, und legte den Finger erst auf die
blitzende Klinge, dann auf das schwarze Heft: „Sieh, Lisa, gegen böse Menschen der
Stahl, gegen böse Geister das Kreuz. Ein wackerer Kriegsmann braucht nicht Feind
noch Teufel zu fürchten!“... Und nun!... Immer hatte sie gebangt vor etwas
Neidischem, Lauerndem draußen, dagegen nur Crust, das feste Schloß, sie schützte...
Nun lag das Thor in Trümmern; hereingebrochen war das Unheil und hatte Alles zer-
stört, Frieden, Glück, Liebe!
Ein rauher Ruf unterbrach die Stille. Sie sprang aus dem Bett und eilte ans
Fenster. Um das Wachtfeuer sitzend oder liegend in Mäntel gehüllte dunkle Gestalten;
die Flamme wirft zuckende Lichter auf Blechhauben und Harnische der zwei Posten am
Thor, die an ihre Spieße gelehnt vor sich in's Dunkle starren...
Sie wandte sich, griff nach dem Rosenkranz und kniete nieder vor dem Gekreuzigten
an der Wand, dessen vom aufgehenden Monde bestrahltes Gesicht zu leben schien. Die
Perlen glitten durch ihre Finger, ihre Lippen murmelten lateinische Worte... „Pater
noster, qui es in coelis...“ Bisweilen auch entrangen sich ihrem weherfüllten Herzen

die Laute der italischen Heimat: „O Dio, misericordia! Senti la mia preghiera...“*)
Plötzlich aber kam ihr ein, daß Konrad hier deutsch zu seinem Heiland gebetet... Auch
sie wollte für sein Seelenheil deutsch beten: es war ihr, als müsse er das hören, als sei
er ihr nicht ganz entrissen, wenn sie in seiner Sprache Gott anflehte... Vor Jahren
hatte ein schwäbischer Mönch ihr nach langem Bitten gegen das Gebot der Kirche das
*) „Mein Gott, Erbarmen! Höre mein Flehen...“

<"page284">

Vaterunser erklärt; stammelnd suchte sie jetzt aus ihrem Gedächtniß einzelne Brocken hervor:
„... geheiligt werde Dein Name... Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf
Erden... Vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir... vergeben... Nein,“ schrie
sie und sprang auf. „Vergeben?... Ich bat ihm... Konrad verwundet, wehrlos..
Warum nicht gefangen nehmen... warum morden, morden!... Ihm vergeben? Ver-
recken soll er, der schweizerische Bluthund! Rächen... hörst Du, Konrad? Dich rächen,
und wenn's mein Leben kostet...“
Lisa warf sich am Bette nieder und küßte zum Abschied die Stelle, wo noch vor
Kurzem ihr Konrad geruht. Dann zog sie sich hastig an. Nach dem Stande des Mondes
konnte es noch nicht spät in der Nacht sein; vielleicht aber schliefen sie Alle, vom Gefecht
ermüdet. Horchend öffnete sie die Thür ihres Gemaches. Verworrene Stimmen tönten
aus der Halle herauf. Sie zechten wohl, freuten sich des Sieges, die Hunde! Wein war
ja im Keller. Freilich, nicht der gute, den konnten sie beim Plündern nicht gefunden
haben, der lag versteckt drüben in der Felsenhöhlung... Wenn es ihr gelang, den
Hauptmann fort von der Truppe, hinüber in den abgelegenen Saal zu locken, ihn mit
dem schweren Weine trunken zu machen und dann – Lisa durchstieß mit der geballten
Rechten die Luft, als halte sie ein spitzes Messer... Aber würde er ihr nicht mißtrauen,
nicht auf der Hut sein vor dem Weibe des erschlagenen Vogtes? War es glaubhaft, daß
sie, die an der Leiche Konrads vor Schmerz zusammengebrochen, nun lustig und guter
Dinge dem Feinde selbst den edlen Wein bot? Wenn man sie bewachte? Ihr auf
Schritt und Tritt folgte oder sie einsperrte? Dann war es mit der Rache vorbei...
Doch vielleicht... Vielleicht ließen sich die eidgenössischen Tölpel in Sicherheit
wiegen... nicht umsonst hatte sie einst daheim in Padua den fahrenden Gauklern zu-
gesehen, wenn sie ihre Künste zum Besten gaben. List gegen Gewalt. Ein gefährlich
Spiel, das den Kopf kosten konnte. Doch welchen Werth hatte für sie jetzt das Dasein?
Nur noch Vergeltung üben! Sie fühlte, daß ihre Seele auch im Jenseits keine Ruhe
finden könnte, bevor dies letzte Werk gethan. Nun hieß es sorglich überlegen. Unablässig
arbeitete ihr Hirn an dem Plane weiter. Der Wein allein schien ihr kein sicherer Bundes-
genosse; half er nicht, mußte das Feuer helfen.
Von den Wachen im Hofe unbemerkt schlich Lisa hinüber in den „neuen Bau“, dessen
oberes Geschoß eine Art Saal einnahm, das Untergeschoß diente als Vorrathraum und
war mit trockenem Holze gefüllt. Daß dicht an diese Kammer ein in den Berg gesprengtes
Loch stieß, in dem Kriegsmaterial, Wein und Truhen mit werthvoller Habe geborgen
lagen, wußte außer Lisa Niemand. Unter Aufbietung aller Kräfte rollte sie ein Weinfaß
aus der Höhlung mitten hinein in die Holzkammer, dann vertheilte sie einige mit Schieß-
pulver für Hakenbüchsen gefüllte Tonnen an die Pfeiler der zum Saal hinaufführenden
Treppe und versah jede mit einer Zündschnur. Aus dem dürren Holz, unter dem sie
diese Anstalten verbarg, lugten die Schnurenden kaum sichtbar hervor. Zuletzt nahm sie
aus einer Truhe das Kleid, das sie als Braut getragen; der unsichere Schein einer in
vorsichtig bemessener Entfernung angezündeten Kienfackel zitterte über das lichte Blau des
Stoffes und das Gold der Verbrämung... Sie dachte an den glänzenden Sonnentag,
da sie in diesem Gewande an der Seite ihres Konrad, von Musik und dem Jubel der
Kriegsknechte begrüßt, durch's Schloßthor einzog... Heut schmückte sie sich zu einem
anderen Feste, bei dem der Tod aufspielen sollte, und als Tänzer an ihres Konrads Stelle
kürte sie sich den Schweizerhauptmann...
Als Lisa die Schloßhalle betrat, wo die Feinde tafelten, schwieg der Lärm plötzlich.
Der Hauptmann, der die Sturmhaube mit einem pelzbesetzten Barett, den Harnisch mit
einem feinen rothen, schlitzärmeligen Wams vertauscht hatte, blickte sie erstaunt an, und
ebenso sein Leutnant, Weibel und Rottmeister, die bei ihm saßen. Lisa erkannte Wams
und Barett nur zu gut: einst ihres Mannes Eigenthum, war es nun seines Mörders
Beute. Ging es nach ihrem Sinn, so rieselte wohl noch heut rothes Blut über das rothe
Wams...

<"page285">

„Kommt Ihr uns die Freude zu stören?“ rief einer aus der Kumpanei. „Das
Weib des Vogtes, der so viele von den Unseren erschlagen! Doch unser Hauptmann hat
ihm den Dank dafür auf den Schädel geschrieben. Der Hauptmann lebe!“ Die zinnernen
Becher klapperten aneinander.
„Ja, mit der Feder weiß ich Bescheid,“ lachte der so Gerühmte und schlug auf den
riesigen Zweihänder an seiner rechten Hüfte. „Aber sonst bin ich kein Federfuchser.“
Der Weibel erhob sich von der Bank und zerrte Lisa die aus venezianischen Münzen
zierlich gefügte Kette – Konrad hatte sie einmal aus dem nahen Trient mitgebracht –
vom Halse: „Wollt Ihr mit Eurem grauen Haar noch Ketten tragen?“
Lisa erschrak, noch gestern waren ihre Flechten braun gewesen... Hatten wenige
Stunden sie grau gemacht? „Gebt sie wieder, meine Kette. Ich löse sie aus – nun
rathet einmal, Ihr Herren, womit ich sie lösen will.“
„So lustig?“ fragte mit schiefem Blick der Leutnant. „Und so festlich gekleidet?“
„Ich bin die Wirthin auf Crust, Ihr seid die Gäste. Muß ich Euch nicht ehren?
Gebt mir meine Kette, und ich schaffe Euch besseren Wein, als den da! Tiroler Wein, alten
guten Wein!“
Alle sprangen begierig auf: „Habt Ihr welchen?“
„Wo?“
„Sagt schnell!“
„Her damit!“
„Da!“ Und die Kette flog wieder zu ihr hin.
Lisa hob sie mit ausgestrecktem Arm hoch in die Höh', lächelte sie glücklich an und
sagte in verliebtem Ton: „Meine Kette, meine schöne silberne Kette...“ Dann warf
sie sie plötzlich weit von sich weg, schlug ein gellendes Gelächter auf und tänzelte leise
summend um den Tisch...
Die Bündnerischen sahen sich überrascht nach ihr um, und der eine Rottmeister tippte
sich bedeutsam mit der Hand an die Stirn.
„Toll,“ bestätigte gelassen der Hauptmann. „Der gute Wein ist sicher nur eine

ihrer Einbildungen. Leider!“
„Man könnte sie in die „peinliche Frage“ nehmen,“ schlug der zweite Rottmeister
gemüthlich vor. „Wenn man sie am Deckenbalken hochzieht, wird sie schon gestehen, wo
sie den Wein hat.“
„Bist Du auch verrückt?“ lachte der Hauptmann. „Tollen preßt die Tortur nichts
aus... He, Frau, wo ist Euer guter Wein? Zeigt ihn uns!“
Sie blieb stehen, sah ihn starr an, legte geheimnißvoll den linken Zeigefinger auf
den Mund und winkte stumm mit der Rechten. Dann schlich sie auf den Zehen zur
Thür, wandte sich und winkte wieder.
„Kommt!“ befahl der Hauptmann. „Das wird ein köstlicher Spaß!“ Und Alle
stampften schweren Schrittes ihr nach durch das hallende Haus, ein großes Stück über
den Hof, wo sie einige lange Fackeln am Wachtfeuer entzündeten; hinein in das Erdgeschoß
des „neuen Baues“ und an den mächtigen Holzstößen der Vorrathkammer vorüber die
Treppe hinan zum Saal des Obergeschosses. Auf des Hauptmanns Wink hatten sich im
Hofe mehrere Dirnen, die neugierig aus dem Troßwagen lugten, und zwei Pfeifer mit
ihren Instrumenten dem Zuge angeschlossen. Diese stellten sich jetzt mit dem Rücken an
das einzige Fenster des Raumes, während die Führer an der Tafel Platz nahmen und
die Weiber neben sich zogen.
„Fehlt nur noch der Wein!“ rief lustig der Weibel. „Frau, zeigt den Pfeifern den
Weg zum Fasse!“
Lisa aber trat dicht an den Hauptmann, that so, als wolle sie ihm leise etwas zu-
raunen, und schrie ihm in's Ohr: „Nein! Ich selber will die Schänkin sein, denn sonst
trinken Euch die Pfeifer die Hälfte weg!“

<"page286">

Sich vor Lachen ausschüttend, gab der Hauptmann seine Zustimmung. Lisa stieg
viele Male treppab in die Vorrathkammer zum Fasse. Von den ersten Krügen gab der
argwöhnische Leutnant ihr einen Schluck zu trinken: es konnte ja Gift darin sein.
Schließlich erlosch der Mißtrauensfunke: die Männer scherzten mit den Dirnen und sprachen
eifrig den Bechern zu, die ihnen die Pfeifer aus den von Lisa geholten Krügen füllten.
„Auf die Gesundheit unserer trefflichen Wirthin!“ rief der Hauptmann. „Wahrlich
eine seltene Frau! Dankt uns mit altem Wein ihre junge Wittwenschaft! Ja, immer
wollen die Weiber entweder einen Mann haben oder einen los sein; oft auch Beides zu-
gleich... Wohl uns Soldaten, daß wir daheim keine Frauen sitzen haben, die uns den
Heldentod für's Vaterland gönnen... Geht doch nichts über ein freies Lagerleben:
tags sich mit den Kaiserlichen herumschlagen, am liebsten im offenen Felde, Brust gegen
Brust, und Nachts zechen und ein loses Mädel im Arme halten, von dem wir keine Treue
verlangen und keine Thränen, wenn wir fallen...“ Damit trank er aus seinem Pokale
und reichte ihn dann der mit irrem Lächeln lauschenden Lisa. Doch gleich nachdem sie
das Gefäß an die Lippen gesetzt, ließ sie es enttäuscht sinken und sah mit blödem Aus-
druck hinein: der Hauptmann hatte ihr keinen Tropfen darin gelassen! Brüllendes Ge-
lächter lohnte diesen Witz; von allen Seiten schallten foppende Rufe; die fünf halb-
berauschten Dirnen sprangen auf, faßten sich an den Händen und tanzten rings um Lisa
eine wirbelnde Runde... Als sie wieder auf den Knieen ihrer Liebsten saßen, hob Lisa
zu singen an:
Cäcilie, schön' Cäcilie
Weint Tag und Nacht in Noth:
Ihr Gatte liegt im Kerker,
Sie drohen ihm den Tod.
Sie sang es mit fröhlichem Gesicht, wie eine heitere Geschichte.
Cäcilie, schön' Cäcilie,
Liebst Du mich inniglich,
So gehe hin zum Hauptmann,
Erflehe Gnad' für mich.“..
Und die traurige Weise fuhr fort: um den Preis einer Liebesnacht verspricht der
Hauptmann, den Gefangenen zu retten. Cäciliens Gatte willigt voll Todesangst ein,
und sie bringt ihre Ehre zum Opfer. Doch um Mitternacht pressen bange Ahnungen ihr
Seufzer aus; der Hauptmann tröstet sie: ihrem Gatten könne nichts widerfahren...
Und als der Morgen graute,
Zum Fenster hin sie ging:
Da sah sie ihren Gatten,
Der starr am Galgen hing...
Die Thränen rollten Lisa, während sie von der armen Cäcilie sang, über die
Wangen:
O Schurk' von einem Hauptmann,
Du Schurk' wie keiner mehr:
Stahlst meinem Mann das Leben,
Und mir stahlst Du die Ehr'...
Sie brach mit einem lauten Gelächter ab, nahm in jede Hand zwei leere Krüge
und sprang die Zunge herausstreckend hoch in die Höhe, daß die Kleider flogen. Die
Schweizer hielten sich die Seiten vor Lachen und behaupteten, nie etwas Drolligeres ge-
sehen zu haben, als diese Närrin. Nur den Leutnant, der am wenigsten getrunken,
hatte das herbe Lied trotz des lustigen Vortrags nachdenklich gemacht, und als Lisa nun
mit den Krügen wieder zur Thür hinaushüpfte, hieß er die bei ihm sitzende Dirne leise
nachgehen, um sie zu beobachten...
Lisas überreizte Sinne witterten die Gefahr: gerade als sie unten in der Kammer
nach der Fackel greifen wollte, hörte sie ein kaum vernehmliches Schlurfen wie von bloßen

<"page287">

Füßen auf der Treppe, und in demselben Augenblick, wo die Spionin die letzte Stufe
betrat, zog Lisa entschlossen ihr Messer unter dem Kleide hervor und stieß es ihr tief in die
Brust. Der Kopf der Stürzenden kam gerade vor das Faß in eine kleine rothe Weinlache
zu liegen... Im Nu riß Lisa die Fackel aus dem Ring an der Mauer und setzte an
fünf Stellen das trockene Holz in Brand. Mit unheimlicher Schnelle verbreiteten sich
die Flammen... Eben wollte Lisa hinaus in den Hof flüchten, da rief eine Stimme
von oben. Kam jetzt Jemand, so war ihr Werk umsonst, denn noch stand die Treppe!
„Ich komme, ich komme!“ schrie sie in furchtbarer Angst. Die Pulse hämmerten ihr.
Schnell verrammelte sie von innen die schwere ins Freie führende Thür, damit die
schweizer Soldaten nicht hereinkönnten, um zu retten; zündete die Zündschnuren der

Pulvertonnen an, warf die Fackel in's Holz und flog wieder hinauf: lieber mit ihnen sterben, als auf die Rache verzichten!
Schon auf der Treppe scholl ihr der rhythmische Schritt Tanzender und das Quieken der Querpfeifen entgegen, und beim Eintritt sah sie nur den Hauptmann am Tische, während sich Weibel, Leutnant und die zwei Rottmeister mit ihren frechen Dirnen rund um den Saal bewegten, zuerst mit komischer Feierlichkeit, dann immer ausgelassener in ihren Geberden... Voran schritten zum Reigen aufspielend die beiden buntgekleideten Pfeifer; doch an ihrer Spitze glaubte Lisa noch einen dritten im weißen Leinentuch zu erblicken, der sein Instrument mit Knochenfingern hantirte...
Sie sprang auf den Hauptmann zu, zog ihn empor und reihte sich mit ihm unter die Tanzenden. Ihre großen schwarzen Augen funkelten dämonisch; im Triumph der sie durchlodernden Rache war ihr von grauem Haar umrahmtes junges Gesicht seltsam schön. Mit heißen Blicken betrachtete sie, neben ihr schreitend, der Hauptmann; Wein, Musik und die Nähe des Weibes begannen seine Sinne zu umnebeln...
„Kameraden," schrie er, „heißt es nicht, man soll die Wittwen trösten? Mein Schatz ist zwar toll, aber noch jung und begehrenswerth... Komm, Schatz, laß Dich küssen!"
Er schlang den Arm um sie und beugte sich eben zu ihrem Munde nieder, da ertönte eins, zwei, drei Mal ein dumpfer, kurzer Knall, gefolgt von Krachen wie einer Steinlawine... Der Weibel öffnete die Thür, im wirren Knäuel drängten die Anderen nach, doch beizender Qualm wogte da, wo sonst die Treppe gestanden, und Stichflammen zuckten aus dem Rauche empor zu ihnen... Da hinab gab's kein Entkommen...
An dem einzigen Fenster mühte sich der Hauptmann, die eisernen Gitterstäbe aus der Mauer zu lösen; doch sein zweihändiges Schwert, das so viele Schädel gespalten, brach, hier als Stemmeisen gebraucht, mitten durch... Lisa lief, Konrads Namen jauchzend und mit den Händen klatschend, durch den Raum; die gelösten Haare flogen gleich Schlangen um ihren Kopf... Vom Hofe her wirres Rufen der rathlosen Soldaten, die keinen Zugang finden, während der riesige Scheiterhaufen im Untergeschoß unheimlich prasselt, knistert und knallt... Mit erhobenem Schwertstumpf eilt der Hauptmann, an der Rettung verzweifelnd, auf Lisa zu; doch bevor er sie erreicht, giebt der Estrich krachend nach, und in der Lohe versinken die Feinde und das Weib des Vogtes von Crust...

<"page288">

Illustrirte Bibliographie.

Steckbriefe erlassen hinter 30 litterarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur von Martin Möbius, mit den getreuen Bildnissen der 30 versehen von Bruno Paul. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.
Detlef v. Liliencron.
Wir könnten den Schöpfern dieses amüsanten Buches und seinen Verlegern keinen größeren Dienst erweisen, als indem wir die drei beigegebenen im Hohlspiegel der Caricatur aufgefangenen Dichterbildnisse allein für das Werk sprechen ließen. Sie stellen diesem eine Empfehlung aus, die unsere Begleitworte nur abschwächen könnten; unsere Leser, die in der Lage sind, diese lustigen Zerrbilder mit den wahrheitsgetreuen Conterfeis der drei Dichter – die in unserer Zeitschrift die verdiente Würdigung durch Bild und Wort längst gefunden haben – zu vergleichen, werden mit Vergnügen erkennen, was Bruno Pauls witziger Stift aus den Urbildern herausgeholt hat.
Bruno Paul bedient sich derselben einfachen Technik, die der Franzose Valloton mit so frappirender Wirkung handhabt. Aber während der französische Künstler mit ernster Hingabe die getreue, charakteristische Wiedergabe der Persönlichkeit erstrebt und mit den denkbar geringsten Mitteln in überraschender Weise erreicht, stellt sich der deutsche über seine Modelle und geht ihnen als Humorist und Satiriker zu Leibe. Mit scharfem Blick erfaßt er diejenigen Linien der Physiognomie, durch deren Uebertreibung das Charakteristische der

<"page289">

Persönlichkeit bis zur lächerlichen Deutlichkeit ans Licht gezerrt wird. Nicht immer glückt ihm dies freilich in dem Maße, wie in den hier abgedruckten Dichterköpfen; nicht immer hat er den eigentlich schwachen Punkt, an dem die Caricatur einsetzen mußte, ganz erfaßt; so hätte er, wie uns scheint, bei Gerhart Hauptmann neben dessen Schädelbildung noch die Mundpartie für seine Zwecke verschärfen müssen, um eine volle humoristische Wirkung zu erzielen; als wenig dankbare Objecte für den Caricaturisten erweisen sich Arno Holz, Dauthendey, Hoffmannsthal und die Gebrüder Hart, deren Köpfe ziemlich indifferent wirken. Prächtig gelungen sind dagegen Karl Busse, Martin Greif, Max Halbe, St. Przybyszewski, Sudermann, E. v. Wolzogen. Ueberaus ergötzlich erscheinen auch Stefan George und O. E. Hartleben, obwohl hier der Künstler die Farben etwas gar zu stark aufgetragen hat – wenn man diese Redewendung in Bezug auf diese schwarz-weißen Bildnisse gebrauchen darf. Hartlebens bemoostes Haupt zum überschäumenden Bierkrug zu stilisiren,

war ein überaus glück-
licher, belustigender Ein-
fall. Nicht so ungetheilten
Beifall wie die Paul'schen
Portraits dürften die litte-
rarischen Zerrbilder, die
der sich Martin Möbius
nennende Satiriker ent-
worfen hat, finden. An
Schärfe und Rücksichts-
losigkeit läßt er es meist
nicht fehlen; obwohl er
nicht überall die gleiche
Unerbittlichkeit an den Tag
legt und z. B. in den
mehr den Charakter freund-
schaftlicher Neckerei als
boshafter Satire tragen-
den „Steckbriefen“. Gustav
Falkes und Detlev v. Lilien-
crons, die übrigens darum
an humoristischer Wirkung
keineswegs hinter andern
zurückstehen, ein Wohl-
wollen nicht verhehlen kann,
das er Andern versagt. Je
rücksichtsloser die Satire,
um so mehr Witz muß
mit ihr verknüpft sein, da-
mit sie nicht – in künstle-
rischem Sinne – verletze;
um so sicherer muß der
Angreifer den mit Widerhaken versehenen Pfeil auf die rechte Stelle zu lenken
wissen. Die geistige Potenz des Satirikers muß um so überlegener zu Tage treten,
je größer die geistigen Potenzen sind, an die er sich heranwagt, und je rücksichtsloser
er die Geißel schwingt. In dieser Beziehung steht Martin Möbius nicht immer auf der
Höhe seiner Aufgabe. Was er z. B. über Sudermann sagt, bleibt doch zu weit vom
Kernpunkt entfernt; und wenn er Martin Greif einen „hilflosen, geschwätzigen Reimer“
nennt, der allerdings ein paar Lieder hat klingen lassen, die zu den schönsten in deutscher
Sprache gehören, – so fällt er aus der Rolle des Satirikers in die eines gewöhnlichen
Kritikers, der mehr grob als witzig ist. Vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, jeden
O. J. Bierbaum.

<"page290">

der 30 litterarischen „Uebelthäter“ in der jedem eigenen Tonart vorzuführen; ihn zu
parodiren, statt blos carikirend zu charakterisiren, das hätte freilich die Aufgabe schwieriger,
aber auch dankbarer gestaltet. Doch seien wir nachsichtiger gegen den Autor, als er es
gewesen, und erkennen wir gern an, daß er manch' gelungenes Portrait gezeichnet, mit
manchem kräftigen Witzwort ins Schwarze getroffen hat und mit manchem lustigen Ein-
fall uns ergötzt.
Richard Dehmel.
Im Uebrigen machen schon allein die prachtvollen Zeichnungen Bruno Pauls den
Erwerb des Buches, das man mit wahrhaftem Vergnügen aus der Hand legt – diese
Redewendung ist von uns nicht satirisch gemeint – lohnend. Es wird kaum Jemand
geben, der es bereuen wird, drei Mark für dies lustige Büchlein erlegt zu haben.
- Reiseberichte.
„. Die große Litteratur, die von Reisenden geliefert wird, wächst den Lesern über den
Köpfen zusammen. Es hält sich beinahe jeder, der eine Reise gemacht hat, die ein wenig
das Allergewöhnlichste überschreitet, für berufen und befähigt, seine Eindrücke zum Besten

<"page291">

zu geben. Wenn eine hervorragende Persönlichkeit etwas gesehen hat und es wiedererzählt,
so läßt man sich das gern gefallen, denn die Darstellungskunst wird in ihrer Eigenarter-
freuen; wenn eine weniger bedeutende andrerseits eine sehr interessante Fahrt unternahm,
so wird man auch hier die Berechtigung der Schilderung nicht bezweifeln – aber Ge-
ringfügiges dem Erlebniß nach aus einem geringfügigen Mund ist schwer zu ertragen.
Ära" erfreulich muß uns großartigster Inhalt in meisterhafter Darstellung an-
mUthen.
Im achtzehnten Jahrhundert war eine Reise nach Italien uns Deutschen bereits
etwas Besonderes. Goethes italienische Reise ist tagebuchartig geschrieben und erfüllt von
so mannigfachen Gesichtspunkten wissenschaftlicher Forschung, daß man beinahe glauben
möchte, der große Mann habe, so sehr er sich auch seines Werthes für die Nachwelt be-
wußt war, doch seine persönliche Bedeutung gegenüber der sachlichen unterschätzt und habe
kaum geahnt, wie wenig im Verhältniß das, was er sah, neben der wunderbaren Weise
seines Sehens fesselt. Aber dies ist eine liebenswürdige Selbstunterschätzung, und ihr
Gegentheil wäre peinlich für den Leser. Das Interesse an den heutigen italienischen
Reiseberichten erscheint ebenfalls in erster Linie getragen durch die Persönlichkeit des Er-
zählers. Der Reisende glaubt ein Tagebuch für seine Freunde zu veröffentlichen. Das
dürfen sich die Schriststeller, die wohl fühlen, daß sie manchen Freund besitzen, gestatten,
so etwa die greise Künstlerin Marie von Ebner-Eschenbach oder in Frankreich etwa der
beliebte Romanschriftsteller Paul Bourget, dessen Sensations d'Italie manche zarte Schönheit
besitzen. Will man aber sehen, was auf diesem Gebiete hervorragend Bedeutendes geleistet
werden kann, so nehme man sich Taine zur Hand, der mit prächtig geschulter Hand drauf
los greift und wo er's packt, da ist es interessant!
Bei Bourget verleugnet sich nicht der Poet. Er schwelgt in Erinnerungen aller Art
auf dem heiligen Boden. Er sympathisirt mit Dante und Vergil, aus den Bildern steigt
ihm ein Zauberduft entschwundener Tage entgegen, und seine Seelenanalyse treibt feine
Blüthen. Aber wie ein Schatten verblaßt diese vornehme Gestalt neben dem ungemein
tüchtigen, lebensfrischen Gelehrten, dem Verfasser der Origines de la France contem-
poraine, dem schier unübertrefflichen Kunstschwärmer und Kenner. Er ist ein echter

Draufgänger vom Schlage Lessings. Seine tapferen Unbesonnenheiten brausen so lustig
jugendfrisch dahin, daß man ihn lieben muß und er gesiegt hat in unserem Herzen.
Goethes italienische Reise ist vielleicht der sprechendste Beleg für die Berechtigung
einer geringfügigen Landesschilderung aus dem Munde eines Gewaltigen. Bei Taine
könnte man im Voraus schon zweifeln. Was wird er uns über Italien Neues zu sagen
haben? Aber siehe da, es ist der Mühe werth, ihn zu lesen. Der Mann bringt uns
auf jeder Seite ganz gehörig vorwärts. Er schreibt nicht aus Langeweile, sondern die
Begeisterung läßt ihn erzählen, und seine Kunst ist groß; zudem hat er die harten Finger
des Historikers, der gewohnt ist, mit riesigem Material zu wirthschaften. Man merkt leicht,
die Art und Weise, wie er etwa das sociale Leben vor unseren Augen aufbaut, ist ein
Ausfluß seines vollendeten Könnens, dergleichen zu bemeistern. – Bei Bourget zweifelt
Einer vielleicht ernstlich an der Berechtigung der Leistung; aber auch hier mit Unrecht.
Der liebenswürdige Schriftsteller unterhält uns doch mit vielen feinen Beobachtungen,
und er ist bemüht, nicht Gemeinplätze zu wiederholen, sondern auf unbeachtet gebliebenen
Seitengäßlein bescheiden dahinzuwandeln.
Inmitten solcher Lectüre fiel mir nun ein völlig anders geartetes Werk in die
Hände*). Es ist eine Afrika-Reise. Hier verspricht der Stoff schon Eigenartiges. Aber
man hat so viel über den schwarzen Welttheil zu lesen. Das rein stoffliche Interesse
beginnt vielleicht auch hier bereits zu erkalten. Mißtrauisch durchblättert man womöglich
die neuen Erscheinungen. Es ist schon so viel Gutes gesagt worden. Mit wachsender
Spannung und Befriedigung habe ich aber das zögernd begonnene Werk weiter gelesen,
und ich fand hier, was wohl selten vereint angetroffen wird, eine höchst großartige Reise,
berichtet von einer fesselnden und edlen Persönlichkeit, nämlich die Expedition durch
Kamerun von Süd nach Nord von dem damaligen Premierlieutenant Curt Morgen.
Das gefahrvolle Unternehmen wird von dem kühnen Führer in schlichtester und wirk-
samster Form erzählt. Herrliche Landschaftsbilder, wunderbare Gestalten tauchen vor
unseren Augen auf, es ist, als wenn wir wieder in den spannenden Jugendromanen läsen,
*) Durch Kamerun von Süd nach Nord. Von C. Morgen. Reisen und Forschungen im Hinter-
lande 1889–1891.

<"page292">

wo sich Abenteuer auf Abenteuer vor den gierigen Blicken, die die Bücher zu verschlingen
drohten, entrollte. Aber diesmal ist es Ernst, es ist keine bloße Unterhaltungslectüre.
Das vertrauenerweckende Gepräge treuer Wahrheitsliebe trägt das Werk auf der Stirne.
Es handelt sich auch nicht um eine Art Tagebuch für meine Freunde. Der Schreiber
jener Zeilen fühlt sich als Bannerträger einer vaterländischen Angelegenheit; und wo er
uns endlich doch ein wenig in sein Herz sehen läßt, wo er persönlich wird, da sind wir
überrascht und werden sogleich erwärmt von der hohen Reinheit und Schönheit des
menschlichen Gemüthslebens. Dieser Vorzug ist es am Ende, der in der Erinnerung noch
die stärksten Merkwürdigkeiten überstrahlt. Wir haben das beseligende Bewußtsein, mit
einem Manne zu thun gehabt zu haben, der das Herz auf dem rechten Flecke hat.
Die Gesammtstimmung, in der die Arbeit gehalten ist, hat etwas ungemein Lebens-
freudiges. Die Poesie des Soldatenlebens ist mir daran plötzlich klar geworden:
„Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh' der Geist noch verduftet.
Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein.“
Es ist ein Schwung in der Sache, nicht in den Worten, eine Frische und Kraft
in der Weltanschauung, die außerordentlich wohlthun. Es geht durch Dick und Dünn mit
solch einem Führer. Man fühlt aus jeder Zeile, wie fähig der Mann ist, Begeisterung
zu erwecken und zu erhalten. Es ist jener liebenswürdige natürliche Heldenmuth, den
Alle mit gehobener Stimmung bewundern, gar nichts Aengstliches, nirgends Gekünsteltes,
überall ganz einfache Freiheit und Größe, ja etwas Antikes in der schlichten Einfalt, das
etwa an Fenophon erinnert. Solche Lectüre nach einer anderen ist wie ein Jungbrunnen.
Sie giebt Wärme ins Herz.
Bisweilen geht es nun allerdings derb zu. Feindliche Dörfer wurden verbrannt
und Erempel statuirt. Es setzt gelegentlich Hiebe. Aber man fühlt deutlich genug, daß,
wenn man es auch nicht gerade mit einem sanften Heinrich, doch jedenfalls nicht mit
einem rohen Menschen zu thun hat, sondern daß die strengen Maßregeln Operationen sind,
die die Gesundheit eines größeren Organismus erheischte. Gewissensbisse kann es hier
nicht geben, denn der günstige Erfolg erhebt beruhigend seine Stimme und läßt die
Züchtigungen als heilsame Lehren erscheinen. Daß der Mann im Zorn handelte, ändert
an seiner Würde Nichts, ein kalter bedachtsam Strafender würde wohl abschreckend un-
natürlich sein.
Die schönsten Zeugnisse für die Herzensgüte des verwegenen Helden werden uns
durch einige Züge geliefert, die wir, so wenig sie zu Kamerun selbst gehören, doch um
Alles nicht missen möchten. Es haben sich in Morgens Bericht einige herzliche Gefühls-
äußerungen eingeschlichen, die er mit derselben ruhigen Sicherheit hingesagt hat, wie ethno-
graphische und meteorologische Daten, und die in ihrer Form und im Contrast zu ihrer
Umgebung etwas Köstliches darstellen. Ich muß hier unwillkürlich an das uns fremdere
Seelenleben der Franzosen denken. Wie anders etwa die Anspielung auf „la croix de
ma mère“ dagegen klingt! Wahrscheinlich sind wir nicht gerecht, wenn wir die Sentimen-
talität bei ihnen ohne Weiteres belächeln und unsere nicht; in Gefühlen weiß Jeder wohl
nur in der Muttersprache innig Bescheid.
So sind mir denn zwei Dinge aus dem Morgen'schen Reisebericht besonders gegen-
wärtig geblieben; der erfrischende Hauch, den auch noch die wiedergegebenen Thaten in-
mitten einer interessanten Umgebung ausathmen, und die hohe Befriedigung, das rein
Menschliche so schön und tüchtig erhalten zu sehen. Beides ergänzt sich glücklich. Die
Gefühle dämpfen den Einbruch rücksichtsloser Thatkraft, und die reichen soliden Leistungen
lassen einen Gedanken an erschlaffende Sentimentalität nicht aufkommen.
Nach einem so mannhaften Werke, wie es das Buch von Curt Morgen ist, beginnt
man auf's Neue an der Berechtigung der ausgebreiteten Reiselitteratur geringfügiger Art
zu zweifeln. Man möchte glauben, die Schriftsteller sollten lieber das tagebuchartig Vor-
getragene systematisch ordnen und sich mit Einzelheiten an die verschiedenen Fächer mensch-
lichen Wissens wenden; da können sie vervollständigen helfen. Das Recht, einen Reise-
bericht zu veröffentlichen, hat aber nur der, der etwas geleistet hat, das sich von der
Ä is getrennt darstellen läßt, oder der eben in dieser Form vorzüglich Ä vºr
Ute...

<"page293">

Werden und Vergehen. Eine Ent-
12 Capiteln: Im Reiche des Lichtstrahls; Aus dem Tagebuch der Erde; Die Gestalt des Mineralreichs; Ursprung und Entwicklung des Erdlebens; Das Reich der Protisten und Urwesen: Die Jugend der Pflanzenwelt (Algen); Das Reich der Einträchtigen (Pflanzenthiere); Die Vorläufer der höheren Thierformen; In Wehr und Waffen; Die ersten Hausbesitzer; Vom Vierfüßler zum Sechsfüßler (Gliederfüßler); Das Kleid der Erde (Landpflanzen).“ – Diese Ueberschriften gestatten bereits einen Einblick in den Gedankengang des Verfassers. – Die Darstellung ist gewandt und höchst anziehend. Mit großer Sachkenntniß und ganz besonderem Fleiß ist allen Neuerungen bis in die neueste Zeit Rechnung getragen, so daß das Bestreben des Verfassers, in der neuen Auflage eine gründliche Durcharbeitung des gewaltigen Stoffes in gemeinverständlicher Fassung zu liefern, als vollständig gelungen bezeichnet werden kann. Die Ausstattung des Werkes, das der Verfasser seinem lieben Freunde Ernst Häckel gewidmet hat, ist eine vortreffliche. Zahlreiche, sehr gelungene Abbildungen dienen zur Erläuterung des Textes. Es ist unzweifelhaft, daß diese vierte Auflage sich viele neue Freunde erwerben wird; sie sei hiermit auf's Beste
wicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Von Carus Sterne. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage, mit vielen Tertabbildungen. Berlin, Gebr. Bornträger.

Mächtig ist der Aufschwung, den die Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts genommen haben. Der naturwissenschaftliche Geist durchweht unser Zeitalter. Mit diesem Factum muß gerechnet werden, und daran werden alle noch so eifrigen Bestrebungen nichts ändern, die darauf hinzielen, der sogenannten humanistischen Bildung das Wort zu reden und die Nothwendigkeit des Studiums der alten Sprachen zu vertheidigen. Es liegt aber auch in dem Studium der Naturwissenschaften, in dem Ergründen der ewigen Gesetze des Weltalls ein ganz eigenartiger Reiz. Welche Quelle bietet nicht hierfür allein für jeden denkenden Menschen der Sternenhimmel. Der Verfasser des vorliegenden Werkes konnte daher seinem sehr lesenswerthen Vorwort kein besseres Motto voranstellen, als Goethes Worte: „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?“ Dieser neuen vierten Auflage hat der Verfasser, was dankbar anzuerkennen, durch Heranziehung der Hauptergebnisse der neueren naturwissenschaftlichen Forschungen eine erhebliche Erweiterung gegeben, so daß der erste Band der neuen Auflage umfangreicher ist, als das ursprüngliche, im Jahre 1876 in einem Bande erschienene Werk. Es dürfte dies einigermaßen die Größe der Errungenschaften auf besagtem Gebiete illustriren, und man kann dem Verfasser nur beistimmen, wenn er es als höchste Zeit bezeichnet, in Schule und Haus den Fortschritten der Naturwissenschaften Rechnung zu tragen und auch den religiösen Unterricht auf einer der naturwissenschaftlichen Erkenntniß entgegenkommenden Grundlage zu reformiren, ohne daß, wie hinzugesetzt sein soll, hierdurch die wahre Religiosität irgend welche Beeinträchtigung erleidet.

Die neue vierte Auflage erscheint in 2 Bänden zu 10 Heften à 1 Mk., wodurch, was sehr anerkennenswerth, die Anschaffung des ganzen Werkes wesentlich erleichtert ist. Der erste Band liegt jetzt vollständig vor. Derselbe enthält die Entwicklung der Erde und des Kosmos, der Pflanzen und wirbellosen Thiere in nachstehenden
empfohlen. K.

Coloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. – Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut.

Von dem 1. Jahrgang dieser Zeitschrift

liegt die 6. Nummer vor. In derselben
werden behandelt: Englische Zukunft, Natal,
Niue oder Savage-Insel, Coloniale Umschau, Weltverkehr, Vereins-Angelegenheiten
und Colonialmarkt. Die beiden erstgenannten sehr sachgemäß geschriebenen
Artikel sind gerade in gegenwärtiger Zeit
von ganz besonderem Interesse. Auch ist
diese Nummer wiederum mit acht recht schönen
Illustrationen versehen. Im Uebrigen sei
auf das bereits an dieser Stelle, beim Erscheinen der Zeitschrift, Gesagte Hºsen
Erbsünde. Roman von Baronesse
Falke. Zweite Auflage. Dresden,
Heinrich Minden.
Die Verfasserin des in zweiter Auflage
uns vorliegenden Romans „Erbsünde“ gehört
nicht zu jenen schriftstellernden Frauen, die
nur dem Unterhaltungsbedürfniß dienen
wollen, sie verfolgt höhere Ziele, denen sie
sich auch durchaus gewachsen zeigt. Der

<"page294">

Roman enthält wenig Handlung, sondern
fast ausschließlich die Schilderung von
Seelenproblemen, und doch fesselt er von
Anfang bis zum Ende, weil Baronesse
Falke nicht allein das Verständnis besitzt,
den geheimsten Regungen des Seelenlebens
nachzuspüren, sondern ihr auch für die
Darstellung Ausdruck und Form mit außerordentlicher Gewandtheit zur Verfügung
stehen. – In dem ersten Theil lernen
wir den dramatischen Schriftsteller Otto
Holand kennen, dessen große Begabung wir
ahnen, obgleich wir ihn vorerst von Mißerfolg zu Mißerfolg begleiten, und Magdalene Berger, die in scheinbar glücklicher,
friedvoller Ehe lebt; aber ihr Herz und ihre
Sinne sind noch nicht erwacht, ihr schlummerndes Innenleben wird erst wach, als Otto
Holand in ihren Gesichtskreis tritt. Die
Attraction, welche die Beiden aufeinander
ausüben, wirkt einigermaßen mystisch, es
ist wie das Walten des Fatums, das sie
ohne ihr Zuthun einander in die Arme
führt; diese in's Breite gehenden Schilderungen
des Erwachens der Leidenschaft wirken durch
ihre Länge zuweilen ermüdend, interessanter
sind die Schilderungen des Seelenzustandes
des jungen Dichters in den verschiedenen
Stadien von Schaffensdrang und Enttäuschungen; ganz auf der Höhe ihres
Könnens zeigt sich die Verfasserin im zweiten
Theile, in der Darstellung der nach vielen
Kämpfen zu Stande gekommenen Ehe der
Beiden, nachdem der erste Gatte freiwillig
zurückgetreten ist; für das verschleierte Glück
dieses Paares, dem der Schatten der Vergangenheit ewig im Wege steht, findet sie
ergreifende Töne. Die junge Frau, welche
seelisch unter ihrer Schuld dahinsiecht, stirbt
bei der Geburt des ersten Kindes, – nach
ihrem Tode erhält Holand die Nachricht
seines ersten vollen Erfolges, „zwischen
Todtenkränzen, vom furchtbaren Dufte der
verwelkenden Blumen umwogt, taucht vor
thränenschweren, schimmernden Augen die
irrlichtfunkelnde Schwelle vom leidgefügten
Tempel des Ruhmes aus dem Nebel auf,
– ein großes Mausoleum froher, heiler
Menschlichkeit“. – II1Z.
Brocken. Religiöse Gedichte von Paul
Seiler. Großenhain und Leipzig,
Baumert & Ronge.
Wir können Gott mit dem Verstande
suchen, aber finden können wir ihn nur
mit dem Herzen. Diese Wahrheit sollte
stets den Dichtern religiöser Lieder als
Wegweiser dienen. Paul Seiler richtet sich
danach. Seine Gedichte zeugen nicht nur
von hoher Gemüthswärme, sondern auch
von wahrer Frömmigkeit. Sie enthalten
vor Allem das, was Fr. Vischer als religiöse Hauptbedingung mit folgenden Worten
bezeichnet: „Der Glaube, womit die Religion
glaubt, nicht das, was dieser Glaube glaubt,
ist die Bedeutung der Religion.“ Dem
entsprechend ist von den drei Theilen,
„Gott, Glaube und Vollendung“, welche
der Inhalt aufweist, der mittlere am ge-

haltvollsten.
Gläubige Seelen finden hier Erbauung
und manche gute Lehre; z. B. „Rosen an
dornigem Stengel reicht der Barmherzigkeit
Engel. Werden sie unzart gereicht, ach,
dann verletzen sie leicht.“ Einzelne Lieder,
wie: Abendgebet. Passionslied. Immer
dasselbe. Sünde und Evangelium. Dank-
barkeit. Das Amen des Glaubensbekennt-
nisses, welche nach bekannten Melodien ge-
dichtet sind, eignen sich zur Aufnahme in
christliche Gesangbücher. N.
lehersicht der wichtigsten/eitschriften-Aussätze
von Ernst Weiland-Lübeck.
Abkürzungen: B. u. W. = Bühne und Welt. – D. Re. = Deutsche Revue. – D. Ru. = Deutsche
Rundschau. – G. = Gesellschaft. –
– Ku. = Kunstwart. – L. E. = Das litterarische Echo. –
- Nord und Süd. – R. U. = Reclans Universum. – T. =
Kl. M. = Velhagen & Klasings Monatshefte. – W. Ru. = Wiener Rundschau.
Deutsche Rundschau. – N. u. S.
Türme. – V. &
I. L. – Internationale Litteraturberichte. – Kr. = Kritik.
N. – Nation. – N. D. Ru. = Neue
– Z. = Zukunst. – Z. f. B. = Zeitsclrist für Bücherfreunde. – Zeit.
Aesthetik des Sterbens. Von A. Gold. Zeit
°. »
Bibliophilen, Die. Von B. Quaritsch. Z. f. B.
III. 11/12.
Bismarck. Fürst B. und die Ungarn. Re-
ininiscenzen aus dem Jahre 1866. Von
St. Tür. I). Re. 19 0. März.
Bruno, Giordano, Die Philosophie des.
Von L. Kuhlenbeck. W. Ru. IV. 5.
Buchausstattung, Zur Reform der. Von
F. von Zobeltitz. Z. f. B. III. 11/12.
Buchdruckerkunst, Die Anfänge der B.
Von H. Meisner & J. Luther. Z. f. B. II1.
11/12.
Bühnenbeleuchtung,
Klaussmann. V. & Kl. M. 1900. März.
Bühnentechnik, Prolegomena zur moder-
nen. Von C. A. Schick. B. u. W. II. 12.
Moderne. Von A. O.

<"page295">

Bühnenvirtuosen. Von O. Haucke. D. Re.
1900. MiTZ.
Burenpolitik. Von W. Raffalovich. Z. VIII. 22.
Chamberlain, Joseph. Von M. von Brandt.
D. Ru. 1900. März.
Deschanel, Paul, Ein Besuch bei. Von
Fr. L0]jée. D. Re. 1900. Febr.
England und der Krieg. Von A. Weber.
D. Re. 1900. Febr.
Geld, Entwickelungsgeschichte des G.
Von K. Helfferich. N. 1900. 23.
Goeben, General von , Letzte Reise nach
Spanien 1878. Von G. Zernin. D. Ru. 1900.
März.
Goethe, Mehr. Von S. Lublinski. L. E. II. 11.
Gottsched, Johann Christoph, auf der
Höhe seines Ruhmes. Von A. Kohut.
R. U. 1900. 13.
Gurlitt und ich. Von R. Muther. Zeit 284.
Hauptmann, G., „Schluck und Jau.“ Von
A. Kerr. N. D. Ru. 1900. 3.
– Schluck und Jau. Von Willy Pastor. Wiener
Rundschau IV. 6.
Heyse, Paul, Ein Gruss an. (Stammbuch-
blätter seiner Freunde.) L. E. II. 12.
– Von J. Duboc. Z. VIII. 23.
Heyse, Der alte. Z. VIII. 23.
Hexº Paul. Von C. Bölsche.
M111"Z.
– und Fontane. L. E. II. 12.
Hen Von einem Optimisten. N. u. S. 1900.
Mai.
Hoftheater und Staatstheater. Ku. XIII. 11.
Honorare deutscher Schriftsteller und
Dichter, Die. (Schluss.) Von Tony Kellen.
N. u. S. 1900. Mai.
„Horribunda“, ein romantisches Drama,
1805. Von L. Geiger. B. u. W. II. 12.
Karl V., Kaiser. Von H. Rösemeier. T. II. 6.
Knaus, Ludwig und sein Werk. Von
J. Elias. N. 1900. 22.
Lex Heinze. Z. VIII. 24.
– Von Anton Lindner. Wiener Rundschau IV. 6.
Leonardo da Vinci. Von Otto Sachs+. Wiener
Rundschau IV. 6.
Malerei, Entwickelung der dänischen MI.

Von E. Hannover. Zeit 283.
Malten, Therese. Von C. Droste. B. u. W.
II. 11
. 11.
Mechanische Princip des Organismus,
Das. Von C. Buttenstedt. W. R. IV. 5.
Mediziner, Ueber die richtige Vorbildung
der M. Von H. Buchner. D. Re. 1900. März.
Musset, Alfred de. Von J. Stoch von Goetz-
heim. G. 1900. März I.
W01
Napoleon, Aus der Jugend Napoleons I.
G. Krakauer. N. u. S. 1900. Mai.
Paº Parisiana. Von G. Conrad. G. 1900.
M11 TZ I.
I). Rll. 1900.
Eingegangene Bücher.
Auf Deutschlands hohen Schulen. Eine
illustrirte culturgeschichtliche Darstellung
deutschen Hochschul- und Studentenwesens.
Unter Mitwirkung von Anderen bearbeitet
und herausgegeben von Dr. R. Fick. Mit
400 Abbildungen und Zierstücken. VII.
Tausend. Berlin. Hans Ludwig Thilo.
Aus fremden Zungen. Eine Halbmonats-
schlift. 1900. Heft 1. Stuttgart, Deutsche
Verlags-Anstalt.
renkendorf, Lothar, Geächtet. Roman.
(Goldschmidts Bibliothek für Haus und
Reise. Band 86.) Berlin, Albert Gold-
Schmidt.
Pest, Ueber die.
D. Re. 19 0. Febr.
Prel, Carl du, und die Naturforschung.
Von M. Seiling. Kr. 186.
Prell, Hermann. Von M. Jordan. R. U. 1900.
4
14.
Putlitz, Gustav zu, und F. Hebbel. Ein
ungedruckter Briefwechsel. Von F. Lemmer-
Von A. Weichselbaum.
mayer. D. Re. 1900. März.
Renº Marie. Von D. Berger. B. u. W.
I. 12
Romane in Zeitungen. Von P. Schumann.
Ku. XIII. S.
Rops, Felicien. Von B. Rüttenauer. N. 1900. 21.
Schlesinger, Ludwig. Von E. Lolsing. N.
U. S. 1 (K). Mai.
Schriftsteller und Klosterbruder. Von
J. Maehly. I. L. 1900. 5.
schyºlº-Album, Ein. Von R. Muther.
Zeit 28.2.
Seemacht und Landkrieg. Von C. von
d. Goltz. D. Ru. 1900. März.
Sociales Problem, Die Entstehung des.
Von Eug. H. Schmitt. Wiener Rundschau
IW. 6.
Socialistengesetz, Der Fall des S. Von
v. Helldorff-Bedra. D. Re. 1900. März.
Steijn, Martin und Paul Krüger. Von
'. Bigelow. N. 1900. 19.
Theater in Graz, Das.
B. u. W. II. 12.
Theater, Von den Berliner T. 1899/19OO.
XII. Von H. Stümcke. B. u. W. II. 12.
Theater. Das Kölner Stadttheater. I. Schau-
spiel. Von H. Eschelbach. B. u. W. II. 11.
– Von den Rerliner Theatern 1899/1900. XI.
XII. Von H. Stümcke. B. u W. II. 11 u. 12.
Tolstois „Auferstehung". Von M. Heimann.
N. D. Ru. XI. 3.
Von A. Schlossar.
Transvaalkrieg, Während des T. Von
L. N. Tolstoi. Z. VIII. 22.
Transvaalkrieg und die Friedens-
bewegung, Der. Von B. Suttner. Kr. 186.
Volkskalender, Zur Geschichte des V.
Von P. Seeliger. L. F. II. 12.
Wagner, Richard, persönlicher Charakter.
Von W. Kienzel. D. Re. 1900. Febr.
Weltpolitik und Friedenspolitik. Von
M. v. Blandt.
Wilhelm II. Zur Charakteristik Kaiser
Wilhelms II. Von E. J. Reed. D. Re. 1900. Febr.
Wolf, Hugo, und seine Oper, Ueber. Von
R. Mayreder. Zeit 284.
Zensurkunststückchen.
B. u. W. II. 11.
Zöllner, Karl Friedr.
1900. 14.
Von H. H. Houben.
Von H. Nisch. R. U.
Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Deutsches Wochenblatt. Zeitschrift für
nationale Politik, für Litteratur, Kunst und
Wissenschaft. XIII. Jahrg. No. 1. Berlin,
Gose & Tetzlaft.
Diercks, Dr. Gustav, Männer der Zeit.
Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten
der Gegenwart und der jüngsten Vergangen-
heit. Achter Band. Ernst Haeckel. Ein
Lebensbild von Wilhelm Bölsche. Dresden,
Carl Reissner.
Eckart, Rudolf, Stand und Beruf im
Volksmund. Eine Salnummlung von Sprich-
wörtern und sprichwörtlichen Redensarten.
Göttingen, Franz Wunder.

<"page296">

Federn, Karl, Danta. (Dichter und Darsteller
Herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar.
Bd. III.) Leipzig, E. A. Seemann.
Fischer, Dr. Albert, Ueber das künstlerische
Princip im Unterricht. Gross-Lichterfelde,
Bruno Gebel.
Graphologische Monatshefte. Organ der
Deutschen Graphologischen Gesellschaft.
IV. Jahrgang. No 1/2... München, Karl
Schüler (A. Ackermanns Nachfolger).
Gystrow, Ernst, Der Katholizismus und
die moderne Dichtung. Minden in Westf.,
J. C. C. Bruns Verlag.
Haeckel, Ernst, Kunst-Formen der Natur.
Vierte Lieferung. Leipzig, Bibliographisches
Institut.
Haffter, Dr. E., Briefe aus dem hohen
Norden. Eine Fahrt nach Spitzbergen mit
dem Hapag-Dampfer „Augusta Viktoria" im
Juli 1899. Mit zahlreichen Abbildungen.
Zweite unveränderte Auflage. Frauenfeld,
J. Huber.
Hartlebens, A., Kleines Statistisches Taschen-
buch über alle Länder der Erde. Siebenter
Jahrgang. 1900. Nach den neuesten Angaben
bearbeitet von Prof. Dr. Friedrich Umlauft.
Wien, A. Hartlebens Verlag.
rtle , A., Statistische Tabelle über alle
Staaten der Erde. VIII. Jahrgang 1900.
Wien, A. Hartlebens Verlag.
Hildeck, Leo, Herbstbeichte. Ein Liebesroman.
Berlin, Schuster & Loeffler.
Jahrhundert, das neunzehnte, in Bild-
jÄsij herausgegeben von
Karl Werkmeister. Lfg. 46. Berlin, Photo-
graphische Gesellschaft.
Kaltschmidt, Dr. J. H., Deutsches Wörter-
buch. Wörterbuch der deutschen Schrift-
und Umgangssprache sowie der wichtigsten
Fremdwörter. Neu bearbeitet und vielfach
ergänzt von Dr. Georg Lehnert. Erster
Theil. (Webers illustrirte Katechismen.
No. 184.) Leipzig, J. J. Weber.
Kitasato, Takeshi, Fumio. Japanisches
Originalschauspiel in vier Aufzügen. In
deutscher Sprache verfasst. Dresden, Carl
Reissner.
Krücken, Oscar von, Budapest in Wort und
Bild. Heft 5. Berlin, Internationale All-
gemeine Verlagsgesellschaft In. b. H.
Lilienbach, Alfred Lill v., Das Recht der
Buren und die britische Vormacht. Meran,
F. W. Ellmenreichs Verlag.
Müller, Alfred von, Der Krieg in Süd-
Afrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte.
Mit zahlreichen Karten, Skizzen und Anlagen.
I. Theil. Vorgeschichte der beiden Buren-
Staaten und die Kriegsereignisse bis zum
Eintreffen des englischen Expeditions-Corps.
Mit einer Uebersichtsskizze, je einer Karte
des östlichen und westlichen Kriegsschau-
platzes, einer Karte des Kriegsschauplatzes
in Natal und verschiedenen Anlagen. Dritte
unveränderte Auflage. Berlin, Liebel'sche
Buchhandlung.
II. Theil. Der Oranje. Modder. Feldzug.
Stromberg und Colesberg. Der Tugela-
Feldzug. Mit einer Gesammt-Uebersichts-
karte des südafrikanischen Kriegsschau-
platzes, einer Karte des westlichen Kriegs-
jsatzj, sechs Skizzen und vier Anlagen.
Dritte unv. Aufl. Berlin, Liebel'sche Buch-
handlung.
Perfall, Anton Frhr. von, Pygmalion.
Novelle. (Goldschmidts Bibliothek für Haus

und Reise. Band 85.) Berlin, Albert Gold-
Schmidt.
Perl, Henry, Briefe der Madame Jérome
Bonaparte (Elisabeth Patterson). Mit Illu-
strationen. Leipzig, Schmidt & Günther.
Petersen, Hugo, Herzog Gothland. Trauer-
spiel in fünf Aufzügen, Berlin, Dr. R.
Wrede.
Plattdütsch Leederbok. Rutgeben von den
Allgemeenen Plattdütschen Verband. Viert
I'plag. Berlin, Hilfsverein deutscher Lehrer,
Lottum-Strasse 10.
Ries, C. E., Der Meisterfahrer. Roman.
München, C. H. Beck'sche Verlagsbuch-
handlung.
Streckfuss, Adolph,
Novelle. 3. Aufl.
für Haus und Reise.
Albert Goldschmidt.
Teutonicus, Die Deutsche Colonialpolitik in
Theorie und Praxis. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Thoresen, Magdalene, Am Abgrund vorbei.
Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung aus
dem Norwegischen von Pauline Klaiber.
Berlin, Schuster & Loeffler.
Verlaine, Paul, Gedichte. Uebersetzt von
Otto Hauser. Berlin, Concordia Deutsche
Verlags-Anstalt.
Vogel, Emil, Jahrbuch der Musikbibliothek
Peters für 1899. Sechster Jahrgang. Leipzig,
C. F. PeterS.
Wedekind, W.
Fin Thaler. Criminal-
(Goldschmidts Bibliothek
Band 87.) Berlin,
Sprachfehler oder Sprach-
entwicklung? Versuch einer historischen
Grammatik der deutschen Sprache für
gebildete Laien mit besonderer Rücksicht
auf schwankenden Sprachgebrauch nebst
Ausblicken in die Zukunft. 1. Bändchen:
Das Hauptwort in der Einzahl. Berlin, W.
Wedekind.
Weiss, S. A., Gedichte. Herausgegeben von
Seiner Wittwe. Mit dem Portrait des
Dichters. Berlin, Concordia Deutsche Ver-
lags-Anstalt.
Weitemeyer, Max,. Die Päpstin Johanna.
Drama in fünf Aufzügen mit Prolog. Erfurt,
im Selbstverlag.
Welter, Nikolaus, Siegfried und Melusine.
Dramatisirte Volkssage in drei Abtheilungen.
Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
Zitelmann, Katharina (K. Rinhart), Sohn
und Richter. Novelle. Dresden, Carl
lReisSner.
Zola, Emile, Der Zusammenbruch. Der Krieg
von 1870–71. Illustrirt. 2. Lieferung. Stutt-
gart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

<"page298">
-.
...-.
-.
.-...

<"page299">
Von der Leufeskº
Yºn
Friedrich Carl...
- Sº rill
(2.
W. [.
3 ausgelassen kampf- und spottut. der h
gefühlt. Als sie neben dem Wetter... Den hºhen..
Fé saß, die sie eine Meile weit ins Gebet, sagen sºllte.
s ihr, als müßte sie. Alles anbieten, und ruhrener eiten.
tit der Lange ihres Witzes zu überschütten..e Angst.
wir gewichen, seit sie aus dem Munde des Seliebten e r
en und ehrlich ihrem Vater gesagt, wie es um ihr trº
e. An Pauls Unschuld betreffs des traut ' s...
vornherein nicht gezweifelt, und die heitere...
von der baldigen Entdeckung und Ueberfr
ie fortan. Entdeckt war in ihren Alaei
Schand hat überführt werden sollte, das
ecsehen werde, davon war sie
ie Fahrt verzichten dürfen; allein ds W
dem Vater errheilt, besonders aber..

eräricher rätselhafter Drama, der vºr
Tunke der Zukunft rosie Lichtperenzauer
aufkommen lassen, und mit einer Art.
den Wagen gestiegen.

<"page301">

Von der Teufelsbank.

Von
Friedrich Carl Peterssen.
– Blainville. –
(Schluß.)

VIII.

So ausgelassen kampf- und spottlustig hatte sich Blanche lange nicht
) gefühlt. Als sie neben dem Vetter zwischen den hohen Rädern
EMFSK saß, die sie eine Meile weit ins Seebett hinaustragen sollten, war
es ihr, als müßte sie Alles aufbieten, um den ruhmredigen eiteln Gesellen
mit der Lauge ihres Witzes zu überschütten. Alle Angst und Besorgniß war
von ihr gewichen, seit sie aus dem Munde des Geliebten erfahren, daß er
offen und ehrlich ihrem Vater gesagt, wie es ihm um ihretwillen um's Herz
sei. An Pauls Unschuld betreffs des traurigen Briefes hatte sie von
vornherein nicht gezweifelt, und die heitere Zuversicht, mit der er zu ihr
von der baldigen Entdeckung und Ueberführung des Thäters geredet, theilte
sie fortan. Entdeckt war in ihren Augen der Thäter schon. Wie er der
Schandthat überführt werden sollte, das wußte sie freilich noch nicht. Daß
es geschehen werde, davon war sie fest überzeugt. Sie hätte füglich auf
die Fahrt verzichten dürfen; allein das Versprechen, welches sie hoffnungs-
voll dem Vater ertheilt, besonders aber Pauls Zureden und ein ebenso
unerklärlicher räthselhafter Drang, der vor ihrem geistigen Auge in das
Dunkel der Zukunft rosige Lichtperlen zauberte, hatte keine Bedenken bei
ihr aufkommen lassen, und mit einer Art muthwilligen Gezieres war sie
in den Wagen gestiegen.

<"page302">

„Nein, wahrhaftig, Vetter,“ brach Blanche das Schweigen, während
sie in den nach der Seestraße führenden Hohlweg hineinfuhren, „daß Sie
bei Ihrer nüchternen Weltanschauung im Stande seien, das Dichterroß zu
besteigen, ich hätte es nie geglaubt.“

„Der Schein trügt eben, mein liebes Bäschen,“ brüstete sich Vetter
Alphonse, indem er die reizende Gefährtin mit seinen Glotzaugen verschlingen
zu wollen schien. „Ich machte schon kleine Gedichte über alles Mögliche
und entsinne mich, bereits auf der Schulbank als Dichter mich hervorgethan
und unter Anderem ein Gedicht auf eine ganz absonderlich gestaltete Nase
gemacht zu haben.“.

Blanche zuckte lachend mit den Achseln, lehnte sich zurück, um seinen
Wasserkopf von der Seite betrachten zu können, und meinte: „Das muß Ihre
eigene gewesen sein.“

„Zufällig nicht,“ grinste der Vetter, unwillkürlich mit der Rechten das
unförmliche Gewächs, das er seine Nase nennen mußte, betastend. „Die
meinige kann sich doch, beim Zeus, sehen lassen.“.

„Ganz einverstanden,“ lautete die tonernste Entgegnung. „Ein Barnum
würde unzweifelhaft gute Geschäfte damit machen.“

„Sie gefällt Ihnen, wie ich sehe, mein theures Bäschen,“ versetzte der
Vetter ebenso ernsten Tones; „Ihre Behauptung, daß sich glänzende Ge-
schäfte damit machen ließen, beweist es mir. – Geschäfte, oja, Geschäfte,“
fuhr er wie begeistert fort; „auch wir wollen Geschäfte machen, wenn wir
nur erst zusammen am Ruder sitzen, und alle Strandmäher von weit und
breit sollen mit ihrer Ernte dazu beitragen.“

Blanche antwortete nicht. Ihr Blick war auf den offenen Eingang
des Hauses gerichtet, in dem Pauls Eltern wohnten, und zwei seelisch auf-
leuchtende schwarzbraune Augen begegneten dem Blick.

„Rascher, Joseph,“ befahl Vetter Alphonse wüthend. Ein Peitschen-
hieb auf den Grauschimmel, und der ablenkende Ort lag hinter ihnen.

Auf einmal war Blanche tiefsinnig geworden. Aus war es mit ihrer
Lust an Witz und Spott, und während der Vetter nicht müde ward, auf
seine hervorragenden Eigenschaften zu pochen und namentlich mit seinem
Rittermuth zu prahlen, starrte sie, ihn keines Blickes würdigend, träumerisch
in's Blaue.

Erst als sie die lange Dorfstraße im Rücken hatten und in Sonnen-
glanz gebadet die herrliche Landschaft mit ihren buschumsäumten Weide-
plätzen und Kornfeldern vor ihnen voll sich aufthat, vermochte Blanche der
beklemmenden Gefühle wieder Herr zu werden und das muthwillige Spiel
fortzusetzen.

„Gut, daß Sie ihn selbst rühmen, Ihren Rittermuth,“ spöttelte sie.
„Es würde sich sonst schwerlich Jemand finden, der sich bemüßigt sähe, es
zu thun. Ich beurtheile einmal die Menschen nach ihrem Aussehen, und
ich kann mir einen Ritter von Ihrer Gestalt nicht denken.“

<"page303">

„Ach, mein theures Bäschen, Sie hätten mich nur sehen sollen, als ich
im Kriegsjahr 1870, obschon noch ein junges Bürschchen, mit anderen Frei-
schärlern in Wehr und Waffen einherging! Ich bedaure nur Eins, nämlich
damals nicht einen berühmten Maler mit meiner bildlichen Darstellung
betraut zu haben. Da hätten –“

„Da hätten wir freilich etwas Außerordentliches zu sehen bekommen,“
fiel Blanche ihm kichernd ins Wort, „entschieden einen Eisenfresser von der

rechten Sorte.“
„Ja, wieviel Feinde ich erlegt habe, das mögen die Götter wissen,“
fuhr der Vetter sich brüstend fort. „Ich hätte, beim Zeus, dafür zum Ritter
geschlagen werden sollen. Leider war ich wie gefeit, mitten im dichtesten
Kugelregen blieb ich unversehrt, sonst wäre es auch wohl geschehen.“
„Sie haben auch, nach Ihren eigenen Worten, Einem und dem
Anderen, der dem Ertrinken nahe war, das Leben gerettet und nicht die
mindeste Auszeichnung dafür bekommen. Undank ist eben der Welt Lohn.“
„Ach ja, wohl wahr. Aber ich habe auch nichts dafür begehrt. Ich
that nur meine Ritterpflicht. Uebrigens macht es mir immer Freude, für
einen Mitmenschen, und wäre er der Geringsten einer, das Leben auf's
Spiel zu setzen.“
„Zwar gewisse Leute behaupten,“ fuhr Blanche, das Lachen verbeißend,
fort, „Ihre Geretteten seien Leichen gewesen. Doch am Ende sind es
Lästerzungen.“
„Nichts Anderes,“ schnarrte der Vetter, wie zum Schwur die Rechte
erhebend. „Leichen?! Wie empörend! Als ich sie aus dem Wasser zog,
lebten sie unbedingt; einer war noch ganz warm. Wenn sie nachher ge-
storben sind, so hatten sie einfach zu viel Wasser verschluckt. „Ha,“ fuhr
er in der Redeweise des Bühnenhelden fort, „wäre es mir doch einmal
vergönnt, den Vetter oder Sie, mein theures Bäschen, aus Todesgefahr
zu erretten! Da würde man mir doch endlich in Bezug auf meinen Wage-
muth Gerechtigkeit widerfahren lassen können.“
„Nun halten Sie ein, Vetter,“ meinte Blanche, das Gesicht abwendend.
„So etwas zu wünschen! Sie fordern ja förmlich die Gefahr für mich
heraus! Eben heute sollten Sie das unterlassen.“.
„O mein anbetungswürdiges Bäschen,“ rief der Vetter, die Hände
vor der Brust zusammenschlagend, wie verwundert aus. „Meinen Sie denn,
ich werde nur die geringste Gefahr an Sie herankommen lassen? Sie nicht
mit wachsamen Augen behüten, wie man einen Schatz behütet? Sie nicht
mit starkem Arm der Gefahr entreißen, wenn eine solche Sie bedrohte? Mit
mir als Beschützer können Sie ruhig sein, als säßen Sie zu Hause auf
Ihrem Kämmerlein. – Aber was ficht nur diesen Esel von einem Kutscher
an?“ schrie er plötzlich, durch das heftige Schlenkern des Wagens auf-
merksam gemacht, auf. „He, Joseph, ordentlich fahren! Die Zügel an-
ziehen!“

<"page304">

Allein der Wagen fuhr fort, mit dem hin- und hergezerrten Pferde
auf der Straße eine Zickzacklinie zu beschreiben, während Joseph, vom Schlaf
bewältigt, auf seinem Sitz in ein bedenkliches Schwanken gerieth.
Wüthend versetzte dem Fahrlässigen Vetter Alphonse mit der Faust
einen Knuff in den Rücken, und ein grimmiges „Moisi!“ ausstoßend,
schüttelte sich der Bursche und zügelte wieder stramm.
„Es war nur ein Uebergang,“ murmelte er, das feiste, rothe Gesicht
mit einem Säufergrinsen den Fahrgästen zuwendend. „Die Sonnen-
hitze...“
„Und die Hitze im Magen,“ ergänzte Vetter Alphonse.
Nun ging es durch die Dünengegend. Lautlos fuhr der Wagen in
dem weichen Tiefsand. Zur Rechten, zur Linken schroffe, zerrissene, salz-
binsengekrönte, graugelbe Sandhügelwände. Weiter ab, den Fahrenden
sichtbar, in seinen von Seegrasschnittern als Trockenplätze benutzten
Anhöhen und Mulden das moosgrüne, da und dort von einem gelben
Sandstreifen durchschnittene Dünenland, eine Einöde, deren Farbendüster
das zum Trocknen ausgelegte, weite Flecken bedeckende, gelb- oder schwarz-
braune Meergras noch erhöhte. Ein paar Minuten fuhren sie durch den
Tiefsand gelinde aufwärts. Da erweiterte sich jäh der Gesichtskreis, und
in vielfach fesselndes Rundgemälde entrollte sich vor den Blicken der Strand-
besucher.

IX.

Die Fluth war bereits weit zurückgetreten. Bis an die äußere
Dünenkette hatte die mächtige sich erhoben, und zahlreiche Sandrutsche,
die das tiefgehende zähe Wurzelgeflecht der spärlichen Hügelgewächse in
wirrem Durcheinander mit hinabgeführt hatten, zeugten von der verheeren-
den Gewalt der Brandung. Einem endlosen, tiefschwarzen, mit Grün
verbrämten Bande gleich lagerten dahinter die angespülten Pflanzen und
Pflanzenreste vom Meeresgrunde. Bohlenglatt hatte die ebbende See zu
der oberen, etwas abschüssigen Strandfläche den Sand festgeschichtet, und
den breiten, lichtgrauen, da und dort noch wassersatt in der Sonne
blinkenden Rand schmückten, riesigen Smaragden gleich, die regellos, wie es
der Fluthenzufall gefügt, daraufgesetzten großen platten Rundkörbe voll
frischgeschnittenen, prächtig im Sonnenlichte schimmernden Grases. Daran
schloß sich die Strandniederung mit ihren von der scheidenden Fluth
geschaffenen, unzähligen Sandgebilden, diesem unerschöpflichen Buch der An-
regungen für den auf neuen Mauerschmuck bedachten Baukünstler und
Steinhauer, und an diese das sanft sich abflachende Küstengebiet des See-
bettes mit der zusehends abfluthenden, spiegelglatten Wassermasse, aus der
in Grau und Gelb die tangbewachsenen Felsenriffe und Steinklippen
hervorragten, und, einem dem Meere entwachsenen gewaltigen Himmelszeiger
vergleichbar, in massiger Gestaltung von seinem Felsbett auch der schwarze

<"page305">

Feuerthurm in die Lüfte sich erhob. Und hier, dort, an zahlreichen
Punkten, vereinzelt und in Gruppen, mit Plattkörben, Sensen und Netzen
bepackte, Hakenstöcke oder ein Stielnetz, eine Schaufel nebst einem Seiten-
oder Rückenkorb tragende männliche und weibliche Gestalten, alle sich
hastend, wie im Sturmschritt durch Sand und Wasser dahinwatend, um
das Ziel, die Mäh- oder Fangstelle, so früh als möglich zu erreichen und
ja keine Minute von der kostbaren Ebbezeit unbenutzt verstreichen zu lassen.
Auf der weiten Bühne andere Darsteller von Heldenrollen aus „The

struggle for life“ noch: Männer und Weiber als Lenker mit Pferd oder
Kuh bespannter zweirädriger Karren. Und fernab in südlicher Richtung in
langer, langer Reihe zahlreiche Böte, welche mit dem ebbenden Wasser den
benachbarten Fluthhafen verlassen hatten und nunmehr eiligst die tieferen
Gründe aufsuchten, wo ein reichlicher Graswuchs die lohnendste Ernte
verhieß. A
Mit ein paar kernigen Worten bedeutete Vetter Alphonse dem Kutscher,
ja den guten, geraden, sicheren Weg zu wählen, und im Trabe zog der
Grauschimmel den Wagen durch Dick und Dünn bis an die natürliche
Steinstraße, deren Unebenheiten ein behutsameres Fahren nöthig machten.
Die Zunge mußte fortan bei dem harten Aufstoßen der Räder ruhen, um
so thätiger waren die Augen. Es war für Blanche stets ein neuer Genuß,
in dieser von der großen Fluthwelle bloßgelegten Einöde das Treiben der
auf Gewinn erpichten Menschen, besonders aber in seinem Ausdruck des
Pflanzen- und Thierlebens das stille Walten der Natur zu beobachten.
Vordem, als ihr Vater noch ein rüstiger Fußgänger war und kein größeres
Vergnügen kannte, als mit etwelchen Angelstöcken und einer Kiepe versehen
auf den Kongerfang auszugehen, hatte sie ihn oft mit der Magd eine
Strecke weit hinausbegleiten und, dem Garneelenfang obliegend, seiner
Rückkehr harren dürfen, und dabei war sie immer am liebsten ihrem
Drange zum Beobachten gefolgt. So beobachtete sie denn auch heute,
allerdings nicht so unbefangen wie sonst und einstweilen nur flüchtig, dafür
aber mit einem Schwelgen in beglückender Träumerei, das ihr die aus dem
Meer aufgetauchte Sand- und Klippenwüste fast wie ein Eden erscheinen
ließ. Nun weilte ihr Blick spähend auf einem zerklüfteten, mit Tang und
Moos bedeckten Felsgebilde, wo in harter Sand- und Muschelkruste die
Einsiedlerkrabbe hockt, in Steinhöhlen der Dwarsläufer haust, unter Fels-
blöcken und Geröll ein tausendfältiges Thierleben herrscht; dann tauchte sie
den Blick in die durchsichtige Tiefe einer spiegelblanken Lache, wo auf dem
weißen Sande allerlei Muschelthiere sich regen und bewegen; und über eine
weite, im Sonnenlicht smaragden erschimmernde Fläche glitt der Blick: die
begraste, von der Ebbe trockengelegte Laichstatt von allerhand Schuppen- und
Flossenthieren.
Hier, wo das eigentliche Strandgebiet aufhörte, zwischen Wassertümpeln
und Sandrippen, hantirte allerlei kleineres und größeres Volk: Knaben und

<"page306">

Mädchen, Weiber und Männer, mit dem Spaten, als hätte ihr Graben
kostbaren Schätzen gegolten. Dann und wann blitzte aus den umhergestreuten
Sandklößen ein silberweißes, langes, schmales Fischlein hervor: klapps! traf
es der wuchtige Spaten, ein rascher Griff, in den Korb oder die Schürze
damit, und so ging es weiter; diese Fischlein, Sandaale, waren der Schatz,
nach dem die Gräber gruben. Dort, im kniehohen, klaren Wasser, ging ein
Mann mit einem Gabelstock in der Hand, der stieß im Gehen immer mit
der Gabel vor sich hin in den Grund: das war ein Butt- und Zungen-
fischer. Weiterab mühten sich Frauen und Mädchen mit dem Stielnetz,
indem sie dasselbe vor sich hinstießen und alle paar Augenblicke emporhoben,
um den etwaigen Fang einzukorben: das waren Garneelenfischerinnen. All
den lebenden Bildern doch schenkte Blanche mit kindlicher Freude Beachtung.
Die Fahrenden waren inzwischen dem Leuchtthurm bedeutend näher
gekommen. Immer tiefer wurden die Lachen, die sie durchfahren mußten,
immer höher die dem Meere entrückten Felsmassen, an denen sie vorbei-
kamen, bis endlich die letzte wasserfreie Grundfläche hinter ihnen lag
und Hufe und Räder in Einem fort durch abfließendes Wasser plätscherten.
Nun war die äußerste, in launiger Zerrissenheit breit zu einem unregel-
mäßig abgestuften, flachzuckerhutförmigen, oben abgeplatteten Hügel ansteigende
Klippe erreicht, von der das Riff mit dem Leuchtthurm nur noch ein breites,
ewig hin- oder widerströmendes Wasser trennte.
„Da haben wir, mein theures Bäschen, die Teufelsbank,“ erklärte
Vetter Alphonse dem die Klippe betrachtenden Mädchen. „Seit Jahrhunderten
nennt man sie so, und am Ende mag wirklich einmal, wie die Sage geht,
der Böse in schweren Nöthen oben gesessen haben.“
„Was uns nicht abhalten würde,“ lachte Blanche, „denselben Sitz ein-
zunehmen, wenn es gälte, der Gefahr des Ertrinkens zu entrinnen.“
Joseph sah sich, ein Gähnen unterdrückend, entsetzt um und be-
kreuzigte sich, während der Vetter, sich in die Brust werfend, den Satz
hervorschnarrte:
„Zum Glück bin ich da, und selbst im Nothfall lassen wir die Teufels-
bank links liegen.“
„Ja freilich, Sie mit Ihrem Rittermuthe,“ spöttelte Blanche. „Können
Sie denn nur schwimmen?“
„So lange ich will, brust- und rücklings,“ prahlte der Vetter gereizt.
„Nun, Joseph,“ gebot er, sich zu dem Kutscher wendend, „so rasch als
möglich! Schräg im Halbkreis hinüber! Hier ist der gerade Weg nicht der
beste, maßen er mit seinem Steingerümpel uns zehnmal in Gefahr bringen
würde, ein unfreiwilliges Bad zu nehmen.“
„Sie scheinen überhaupt gern auf Umwegen Ihre Ziele anzustreben,“
lächelte Blanche, indeß sie fuhren, nicht ohne einen Anflug von Bosheit.
„Ich, mein theures Bäschen, ich, der geradsinnigste Mensch von der
Welt?! Beim Zeus, hätte mir das ein Mann gesagt, so – Aber nun

<"page307">

sehen Sie sich einmal den Thurm an! Vierzig Fuß hoch klimmt daran die
Fluth empor. Bis zu der Höhe ist der Bau ein dichtes Stein-, Mörtel-
und Eisengefüge, sozusagen Grundbau. Ueber der Fluthlinie liegt die feuer-
feste, mit einer Luke abgesperrte Erdölkammer. Dann kommt die Vorraths-
kammer. Aus dieser gelangt man über eine an die kreisrunde Wand be-
festigte schmale Treppe in das Wohnzimmer der Thürmer, aus diesem in
derselben Weise in die Zurichtkammer, und aus dieser endlich auf den
Oberbau, wo man, durch eine Brustwehr von Schmiedeeisen geschützt, bequem

die Laterne mit der Oelflamme umgehen kann, welche des Nachts so schön
purpurn in das Dunkel hinausleuchtet.“
Sie hatten das andere Ufer, das Felsenriff mit dem Thurm, erreicht.
Behende stieg Blanche aus, um der unliebsamen Beihilfe des Vetters vor-
zubeugen, der übrigens selber, um nicht etwa irgendwo mit seinem kost-
baren Jch anzustoßen, mit dem Aussteigen sich gar nicht übereilte. Und schon
kletterte sie mit Hand und Fuß das reichlich mit fetten Pflanzen bewachsene
zerklüftete Gestein hinan.
„Beim Zeus, die wahre Gemse,“ rief der Vetter, den Tritt ver-
lassend, ihr nach. „Ja, vorsichtig, mein theures Bäschen! Der Weg ist
schlüpfrig, Sie könnten ausgleiten und sich den Fuß verstauchen. Ver-
gessen Sie nicht, daß Ihr Vater Sie in meine Obhut befohlen hat.“ Be-
hutsam stieg er, sich auf einen dem Wagen entnommenen Hakenstock stützend,
ihr nach.
Heute endlich stand sie am Fuß des Thurmes, bei dessen Anblick es
sie von jeher gegruselt hatte, als wäre es ein von Seeweibchen oder Riff-
heren bewohntes Meerschloß gewesen. Aufmerksam betrachtete sie jeden sicht-
baren Theil, allen äußeren Zubehör des starken, glattrunden Baues: das
mit dem Felsen innig verbundene Grundgefüge, die gewaltigen Bausteine,
die Vorrichtungen zum Emporhissen der den Thürmern gebrachten Lebens-
mittel, die Eisenleiter in der Mauerkehle. Da erscholl eine Stimme
aus der Höhe: „Beliebt es den Herrschaften, heraufzukommen?“ Allein
obwohl der Thurmwart oben versicherte, das Auf- und Niedersteigen sei
eine Kleinigkeit und mit dem Flaschenzuge und der Achselschleife völlig
gefahrlos, schüttelte Vetter Alphonse, die mauersteile Leiter anglotzend, ver-
neinend den Kopf, während Blanche mit sichtlichem Bedauern die Worte
murmelte: „Ja, hätte Papa es mir nicht ausdrücklich verboten!“
„So,“ meinte der Vetter, indem er, den Arm reckend, den Haken-
oder vielmehr Angelstock schwang; „nun wollen wir einmal, wenn es
Ihnen, mein theures Bäschen, gefällig ist, das Riff nach Konger durch-
stöbern. Bitte!“
Und sie stiegen wieder abwärts, bis an den Wasserspiegel, und traten
die Wanderung um die lange, breite Steinklippe an, indeß Joseph am
Grundsaum des Leuchtthurms sich nach einem Ruheplätzchen umsah.

<"page308">

X.
Langsam wandelten, oder strauchelten vielmehr, die Zwei über den
holperigen Grund dahin, Blanche immer wieder von Neuem den schwarzen
Thurm beäugelnd, der Vetter unablässig bemüht, einen Spalt oder ein Loch
im Gestein zu entdecken, in dem sich ein Konger versteckt halten konnte.
An drei, vier Stellen am Wasser kniete der Vetter nieder, fuhr mit dem
Angelstock in das tiefe, gähnende Schlupfloch, tastete darin ein Weilchen
mit dem Angelhaken umher und zog den fischleeren wieder ans Licht.
Blanche doch, die den Schwätzer schwatzen ließ, ohne auf ihn zu achten, hatte
Muße, den Thurm auch von der West- und Südseite in Augenschein zu
nehmen, und sie that es nicht, ohne sich der stillen Betrachtung hinzugeben,
die ein Dichtergemüth der Wüste ein Eden abgewinnen läßt. Ein einziges
kleines Fenster nur auf dieser, auf jener Seite, dort oben, in schwindel-
erregender Höhe. Aber welch eine Fernsicht dort! welch ein wechselvoller
Anblick! Jetzt die See vollkommen glatt und blank wie ein Eisfeld, dann
düster, sturmgepeitscht, himmelanrauschend, schier in Gischt und Schaum sich
lösend. Und welch eine Rundschau dort oben, wenn die auf- oder unter-
gehende Sonne dem Meere ihre Farbentöne anzauberte, wenn in dunkler
Nacht zuckende Blitze das sturmbewegte erhellten oder der Mond gespenstisch
die weite Wasserwüste beleuchtete!
Ein jähes Sausen und Pfeifen entriß sie der Betrachtung. Bestürzt
wandte sie sich um: der Himmel verfinsterte sich, und der plötzlich sich er-
hebende heftige Wind entführte ihr den Strohhut, der wider den
Thurm flog.
„Vetter, bitte, den Hut!“ lachte sie in den Wind, der nun mit ver-
doppelter Gewalt blies und sie sich zu setzen nöthigte.
„Warte, Dich will ich schon packen, Bursche,“ rief eben der Vetter,
indem er mit dem Angelstock in einem Kongerloch rumorte.
Da klomm es plötzlich an dem bäuchlings fast gestreckt in der Rille
Liegenden kühl empor: es war die jach gehobene wiederkehrende Fluth.
„Pfui Teufel, da kommt es schon,“ rief der Ueberraschte, indem er
den Hakenstock fahren ließ und sich hastig erhob. „Und mit ihm der Sturm,“
fügte er schreckensbleich hinzu. „Geschwind, geschwind wieder in den
Wagen!“ Und schon hatte er seinem „theuern Bäschen“ den Rücken ge-
wendet und wankte strauchelnd, von dem spöttischen Lachen des Mädchens
begleitet, über das Riff davon.
Hurtig stieg Blanche, den Hut aufgebend, bis an die Rille hinab,
ergriff den auf dem Wasser treibenden Angelstock und eilte, indem sie sich
auf ihn gegen den Wind stützte, still vor sich hinlachend, dem Flüchtigen nach.
Fast gleichzeitig erreichten sie die Nordseite des Riffes. Dort stand
der Grauschimmel mit dem Wagen; schon reichte ihm das Wasser bis
an's Knie..

<"page309">

„Joseph!“ brüllte angstvoll der Vetter, sich vergebens nach dem Kutscher
umschauend. „Hund, Esel, wo steckst Du? Am Ende flüchtete sich die
Hasenseele auf den Thurm!“ Und entsetzt glotzte er die Eisensprossen im
Mauerwerk an.
„Aber da sitzt er ja, der Joseph,“ rief Blanche mit Lachthränen in
den Augen. „Er schläft den Schlaf des Gerechten.“
„Des Saufbolds,“ verbesserte der Vetter wüthend. „Na, warte,
Bursche!“ schrie er angstgestachelt voll Wuth, indem er auf allen Vieren zu
dem Schläfer hinankroch. „Ha, der Lümmel schnarcht!“ fuhr er oben an-
gelangt fort. Und er packte ihn am Arm, schüttelte und rüttelte ihn, daß

dem Schläfer der Kopf wackelte.
„Der Wein ist gut, Jean, mein Junge,“ lallte der Träumende.
„Noch eine Flasche, nicht? Wir bleiben lange draußen. Herr Alphonse
will als –“
„Nun gleich aufgestanden,“ unterbrach ihn der Vetter wüthend, indem
er ihn emporriß; „oder wir lassen Dich hier elendiglich ersaufen.“
Ein paar Püffe noch, und der Weintrunkene riß die Augen auf.
Mit dem Rufe: „Das Meer, das Meer!“ taumelte er, plötzlich ernüchtert,
von Vetter Alphonse mit Verwünschungen überschüttet, schwerfällig die
höckerige Böschung hinab.
Blanche hatte unterdeß schon den Wagen erreicht und ihren Sitz er-
klommen. Auch sie sah die wachsende Gefahr ein, und wiederholt trieb sie
mit schriller Stimme die Säumigen zur Eile an. Eine lange, bange
Minute des Harrens noch, und Joseph lenkte, nachdem auch der Vetter
eingestiegen, den Grauschimmel herum und peitschte den wild sich bäumenden
durch die in rasender Geschwindigkeit vorüberschießende Fluth. Geradeaus
fuhr er, Besinnen half da nicht, unheimlich brandete bereits, vom Sturm-
wind aufgewühlt, mit heftigem Wellenschlag die Fluth auf der Westseite
wider das Riff, hoch ging schon die See, jeder Augenblick war kostbar.
Still saß Blanche und starrte das dahinfluthende sturmbewegte grün-
gelbe Wasser an, während der Vetter mit halberstickter Stimme, als hielte
ihn Jemand starkfäustig an der Gurgel gepackt, in heiseren Zurufen an
Gaul und Kutscher seine Todesangst zu bemänteln suchte. Allein rasch nahte
die Gefahr, bis sie jäh über die Fahrenden hereinbrach.
Im Anfang ging Alles gut; das Fahren war ein ziemlich gleichmäßiges.
Nur zu bald jedoch trat das Halsbrecherische des Weges schroff zu Tage.
In Einem fort stießen die Räder – bald das rechte, bald das linke, bald
beide zugleich, – auf größere oder kleinere lose Felssteine; es war ein
fortwährendes heftiges Hin und Wider, so daß die Fahrenden ihre liebe
Noth hatten, ihren Sitz zu behaupten. Dazu kam, daß das Wasser dem
Pferde bald über den Rücken ging und dem Kasten der Breite nach der
Sturm und die Wellen zusetzten, was bei der starken Strömung den

<"page310">

Wagen jeden Augenblick in Gefahr brachte, über den Haufen geworfen zu
werden. Indessen kam man, wenn auch nur ruckweise, doch vorwärts.
Tüchtig gerüttelt, auch mit Seewasser überschüttet, saßen Blanche und der
Vetter, ganz ängstliche Aufmerksamkeit in Bezug auf die Weiterfahrt, indeß
Joseph fortfuhr, mit Pfiff und Hieb den hartbedrängten Grauschimmel
zum Ziehen aufzumuntern. Schon hatten sie die tiefste Stelle im Rücken,
wieder bergauf ging es, nur mehr fünfzig Schritt weit waren sie von der
Teufelsbank entfernt, da plötzlich stand das Pferd nach einem heftigen
Aufstoß der Räder wie festgebannt. Vergebens suchte Joseph, aus aller
Kraft die Zügel anziehend, den Wagen mit dem Grauschimmel zurückzu-
drängen, vergebens nach rechts oder links abzubiegen: es war, als hätte
sich eine Hemmklammer an die Radschienen gelegt. Und der Sturm raste
mit erneuter Gewalt, zusehends stieg die wildwogende Fluth! –
Der Vetter saß da wie ein armer Sünder, den das Richtbeiler-
wartet; er bebte an allen Gliedern, und ein bedenkliches Zähneklappern
stellte sich bei ihm ein. Joseph schien die Fassung verloren zu haben; er
bekreuzigte sich und fuhr mit dem nassen Kleidärmel über sein schweiß-
triefendes Mönchsgesicht. Nur Fräulein Ombreval behielt den Kopf oben.
„Vorwärts, und geradeaus!“ befahl sie; „die Peitsche gebraucht!“ Und
sich auf die Lehne der Vorderbank stützend, stachelte sie, indeß Joseph
kopfschüttelnd die Peitsche schwang, das Pferd mit dem in eine Eisenspitze
auslaufenden Angelstocke.
Heftig aufwiehernd setzte der Grauschimmel zu einem neuen Ziehversuch
an, und siehe, der Wagen hob sich wie eine steile Fläche hinan, aber jäh
glitten die Räder aus, der Kasten neigte sich stark auf die Seite, ein
Krachen wie von brechendem Holze erscholl, und unter einem dreifachen
Schreckensruf schlug das Fuhrwerk mit gebrochener Gabel um in die auf-
rauschende Fluth. – –
Blanche hatte zum Glück im Stürzen den Angelstock nicht fallen lassen.
Als sie, vom Strome fortgerissen, unweit der Klippe nebst Joseph wieder
aus den Fluthen auftauchte, konnte sie sich, wenn auch nicht ohne Mühe,
da ihr das Wasser bis an die Achsel reichte und die Strömung eine heftige
war, den Stock wider den Grund stemmend, aufrecht erhalten und lang-
sam in schräger Richtung dem Ufer zuschreiten, und in geringem Abstande
von Joseph, der noch weiter unten festen Boden gewann, erreichte sie, einer
den Fluthen entsteigenden Meeresgöttin gleich, die rettende Klippe, die sie
alsbald bis zur Teufelsbank hinanklomm..
Den Vetter hatte der jähe Sturz in die Nähe des Pferdes gebettet,
wo er sich an der gebrochenen Deichsel zu halten vermochte. Als sich Blanche
nach ihm umsah, hatte er gerade mit Hilfe seines Taschenmessers den
Grauschimmel von der Gabeldeichsel befreit und schritt mit dem Pferde in
das seichtere Klippenwasser vor, wo er sich eiligst hinaufschwang. Er war
barhäuptig, wie Joseph.

<"page311">

„Hierher, Vetter, hierher,“ rief Blanche, so laut sie rufen konnte, und
geschwind stieg sie nebst Joseph, der seiner Angst in Jammerlauten Luft zu
machen begann, die innere, etwas abschüssige Seite der Klippe hinab. Und
nochmals stieß sie den schrillen Hilferuf aus.
Aber – hörte er sie bei dem Tosen des Sturmes und der Brandung
nicht, oder wollte er sie nicht hören, – er ritt, ohne sich nur einmal um-
geschaut zu haben, in Eile durch die Fluth davon.
Blanche stand wie gelähmt. Das Herz klopfte ihr hörbar im Busen.
Es war ihr, als hätte sie an der Menschheit verzweifeln müssen. „Der
Schändliche,“ murmelte sie, „er muß uns doch gesehen haben. Weshalb ver-
suchte er nicht, uns zu retten?“

„Viel zu feige,“ stieß Joseph zwischen zwei Angstseufzern hervor.
„Fräulein hier ihrem Schicksal zu überlassen! Es ist niederträchtig. Und ich
Esel meinte, Fräulein werde ihn heirathen! Da wäre mir der schmucke
junge Herr Paul doch tausendmal lieber.“
„Ja, weshalb nicht?“ wiederholte Blanche.
Ein schrecklicher Gedanke stieg in ihr auf.

XI.

Fräulein Ombreval erinnerte sich gewisser Worte ihres Vaters, welche
lauteten: „Stürbest Du, so wäre er mein einziger Erbe.“ Ha, wenn
nun der Elende –? Ihr graute. „Heilige Mutter Gottes,“ betete sie die
Hände faltend, „mache die böse Absicht zu Schanden, erleuchte meinen
armen, unglücklichen Vater!“ Und plötzlich, sich wieder stark und ent-
schlossen fühlend, rief sie, zu dem Diener gewendet: „Wir wollen
wenigstens das Mögliche thun, uns der Gefahr zu entziehen. Kommen
Sie, Joseph. Vorwärts! Mit Gott gelingt es uns, den Strand zu er-
reichen.“
„Um Gotteswillen nicht,“ schrie Joseph entsetzt. „Es wäre Fräuleins
Tod. Zehn Schritt weit von hier schon ginge uns das Wasser über den
Kopf. Und über fünf, sechs Stromtiefen wäre noch hinwegzukommen.
Sehen, Fräulein!“ Und er schritt, plötzlich ein Anderer geworden, in die
Fluth vor, bis ihm das Wasser an den Hals reichte. „So tief ist es hier
überall.“ Rasch schritt er zurück und kletterte die schon hoch von der Fluth
bespülte Klippe hinan. „Wollen Fräulein oben mit mir rufen. Am
Strande stehen Leute, wie ich sehe.“
In ein paar Secunden hatte auch Blanche die Teufelsbank erreicht.
Sie spähten über Wasser in der Richtung nach dem Strande, und
gewahrten deutlich den Grauschimmel mit dem Vetter, wie er sich im
Seichten unter Hochwellen rasch dem Trockenen näherte, sahen auch einen
Haufen am Ufer wirr hin- und herrennenden Volkes, der sich um sie zu
sorgen schien.

<"page312">

Joseph erhob wie in Verzweiflung beide Hände, focht damit ein
Weilchen in der Luft herum und stieß einen gellenden Hilferuf aus, der
das Getöse rings schrill übertönte. Und drei-, viermal wiederholte er
den Ruf.
„Nein, Herr Paul hätte das nicht gethan,“ sagte Joseph, mit ver-
störtem Gesicht zornig herüber schauend.
Blanche erbebte. Eisig lief es ihr den Rücken hinab.
Und das Wasser stieg, stieg mit furchtbarer Schnelle. Schon erreichte
die Verlassenen auf der Teufelsbank der von den brandenden Wogen empor-
geschleuderte Gischt. Das Meer umgab sie jetzt, der Sturm wüthete, daß
sie sich auf dem Gipfel der Klippe kaum aufrecht zu erhalten vermochten.
Kam nicht sofort Hilfe, so waren sie unrettbar verloren.
Blanche wußte es. Aber um so zuversichtlicher hoffte sie. Wie wäre
beim Losbruch des Sturmes Er nicht an den Strand geeilt?! Von ihm
erwartete sie Hilfe. –
„Ha, er kehrt zurück, ich that ihm Unrecht,“ rief plötzlich Joseph, sich
die Hände reibend. „Hinter ihm drein fährt ein Karren. Rasch, rasch,
Ihr Leute; es ist die höchste Zeit.“
„Der Vetter kann es nicht sein,“ sagte Blanche verdrossen, indem sie
mit den klaren Augen die immer weiter sich ausdehnende krause, schäumige
Fläche bespähte. Nein, er konnte es nicht sein. Lieber wollte sie unter-
gehen, als sich von diesem schrecklichen Menschen das Leben retten lassen.
– – Zwar den Grauschimmel erkannte sie. In wilden Sätzen näherte
er sich dem Tiefwasser. Nun verschwand er fast in der Fluth. Kopf und
Hals nur waren sichtbar, schwimmend drang er, bald von einer Woge
ihren Blicken entrückt, bald von einer anderen emporgehoben, herwärts vor.
O Gott, wäre es dennoch der Vetter? Schaudernd ließ sie das Auge über
die sie umgebende Wasserwüste schweifen. Sie wußte um den Preis, mit
dem sie ihre Rettung würde bezahlen müssen. Wieder faltete sie die Hände
zu stillem Gebet. „Vater, vergieb mir,“ flehte sie.
„Nein, er ist es doch nicht,“ stieß Joseph freudig hervor. „Der
Reiter ist schwarz, nicht grau gekleidet und trägt einen schwarzen Hut.
Mein Seel', es ist Herr Paul!“.
„Ja, er ist es,“ bestätigte Fräulein Ombreval, nach kurzem Hinspähen,
mit leuchtenden Augen. „Er ist es,“ jubelte sie auf. Sie knieete nieder
und dankte inbrünstig Gott. Nun wollte sie leben, und mit stammelnder
Zunge flehte sie den Himmel um seine und ihre Rettung an.
„Noch ein paar Minuten, und wir sind gerettet,“ meinte Joseph mit
den gespreizten Fingern durch seinen nassen Schopf fahrend. „Fräulein
brauchen sich nicht weiter zu ängsten. An der Südseite des Felsens faßt
der Schimmel leicht festen Fuß. Auf seinem Rücken ist Platz für Zwei.
Meine Wenigkeit kann etwas schwimmen, und am Schweif des Schimmels
halte ich mich leicht über Wasser.“

<"page313">

Aber die Fluth stieg – höher, immer höher. Schlag auf Schlag
donnerte der Wogenschwall gegen die Klippe, die beiden Gestalten oben über
und über mit Wasser und Schaum bedeckend. Nun trat die Alles ver-
schlingende auf die Teufelsbank, wo, auf ihren Stock gestützt, herrlich anzu-
schauen in der die reizenden Formen fast glatt umschließenden, im Wasser
enger und dunkler gewordenen grauen Gewandung, mit dem stolz erhobenen
Haupte, von dem das schon beinahe windtrockene üppige Goldhaar auf-
gelöst in langen Locken und Strähnen Nacken und Achseln umflatterte, dem
marmorbleichen Antlitz, in dem die wunderbaren Madonnenaugen abwechselnd
heiter aufleuchteten und wehmüthig starrten, vor Joseph, der ehrerbietig
besorgt eine Stufe weiter unten als Wellenbrecher Stellung genommen
hatte, die Tochter des Kaufherrn stand, und nicht lange, so deckte auch den
Gipfel die Fluth und rollten die breiten hohlen Kammwogen von dem

verschwundenen Thurmriff her gemessen die glatte Bahn. Jeder Augenblick konnte den nunmehr vom Sturm und von der Fluth gleich hart Bedrängten den Tod bringen; entschieden hatte die Noth ihren Höhepunkt erreicht.
Da rauschte es unweit der Klippe durch Sturm und Wogenschwall schnaubend heran. Von den beständigen Wassergüssen in Athem erhalten, hatte Blanche seit einer Minute auf ihr sicheres Stehen bedacht sein und den Blick auf ihre nächste Umgebung richten müssen. Plötzlich erscholl sechs Schritt weit von ihr aus kräftiger Jünglingskehle der helle Ruf: „Geschwind, Joseph, die Zügel gefaßt!“ Und fest sich auf den Stab stützend, gewahrte Blanche, einen Freudenruf auf den Lippen, Paul, wie er rasch absaß und, im Wasser aufrecht neben dem der Fluthwelle den Bug bietenden Grauschimmel stehend, dem Hals über Kopf durch die Fluth stürzenden Diener die Zügel hinhielt.
„Ich halte ihn, Herr Paul, ich halte ihn, Gott segne Sie!“ schrie Joseph, den Lederriemen ergreifend.
Schon stand Paul oben, neben der Teufelsbank. Hurtig umschlang er die Geliebte, nahm er sie auf den Arm, puppenleicht dünkte ihm die Last; und er stieg mit ihr behutsam hinab bis zur Seite des ihrer harrenden Schimmels, hob sie durch eine Kammwelle auf den Rücken des Pferdes und saß, sich im Wasser emporschnellend, hinter ihr selber auf.
„So. Nun die Zügel her, Joseph,“ befahl der Jüngling, indem er die Geliebte mit dem linken Arm rund und fest umschlang. „Jetzt das Schweifende gepackt, Joseph, – Sie können schwimmen, – und nicht zu fest angezogen!“
„Beileibe nicht, Herr Paul,“ gurgelte der Diener, von einer Hochwoge fast hinter das Pferd geschleudert. „Ich halte es schon.“
Und ein helles „A la gräce de Dieu!“ ausstoßend, lenkte der Jüngling den Grauschimmel herum in das Tiefwasser.

<"page314">

Tief hinein sank das edle Thier unter der zwiefachen Last, schnaubend hob es den Kopf mit den Feueraugen, Dampf und Gischt entströmte seinen Nüstern, und dahin schwamm es, von Paul, der seinen Richtpunkt, den fernen weiß angestrichenen Kirchthurm, nicht aus den Augen ließ, kundig zwischen den zerstreut umherliegenden Klippen hindurch gelenkt, dem rettenden Ufer zu. Ueber Joseph hinweg, der auch lieber Wein aus dem Keller seiner Herrschaft als das verflirt bittere Seewasser gekostet hätte, übrigens, wenn auch in Einem fort pustend und prustend, ganz leidlich als schwimmendes Anhängsel seine Aufgabe löste, theilten sich die Wogen am Rücken Pauls, so daß der Kopf des Pferdes fast vom Sturzwasser verschont blieb, und von Sturm und Fluth mächtig landwärts gedrängt, näherten sie sich rasch der Stelle, wo im Seichten auf einer Sandbank der ihrer harrende Karren hielt.
„Wacker, Schimmel, wacker!“ feuerte Paul von Zeit zu Zeit, ohne den Blick zu senken, den gewaltigen Schwimmer an, während Blanche still, von Wonneschauern durchrieselt, dem Geliebten ihr süßestes Lächeln spendete. Sie fühlte sich so sicher in seinem Arm! Aber sie wußte auch, daß die Gefahr noch nicht vorüber war, daß er seiner ganzen Besonnenheit bedurfte, um inmitten der Riffe und Klippen, an denen ihr wackeres Roß leicht Schaden nehmen konnte, das Werk der Rettung glücklich zu Ende zu führen, und deshalb äußerte sie, so hart es sie ankam, zu ihm kein Wort. Allein er sollte sie bis zu Ende siegreich vollbringen, die Ritterthat. Bald trennte nur mehr ein kleiner, wenige Schritte weiter Zwischenraum die im wildbewegten Tiefwasser dahingleitende Gruppe von dem Karren, der inzwischen vor der sich hebenden Fluth schon ganz bedeutend hatte zurückweichen müssen, und wie Harfengetön so lieblich dünkte den Geretteten der das Sturm- und Wogengebraus übertönende schrille Ruf des Bäuerleins, das so muthig gewesen war, mit seinem Rappen in das Tiefwasser hinauszufahren, übrigens auch längst keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatte.
Da erwiderte Paul, den Blick senkend, zum ersten Male das Lächeln der Geliebten. Die Linke auf das Kreuz des Schimmels stemmend, sah er sich nach Joseph um, der fürchterliche Anstrengungen machte, um den gurgelnden Kopf oben zu behalten, auch sichtlich erschöpft war. „In den Karren!“ donnerte er ihn an, indeß der Grauschimmel neben dem Rappen festen Grund gewann. Und schon arbeitete sich der Schwimmmüde am rechten Rade schnaufend und niesend aus der Tiefe empor, um neben dem Bäuerlein auf der Holzbank in dem beständig von Kammwellen überflutheten Kasten Platz zu nehmen.
„Und Fräulein?“ fragte der Kleine im blauen Bluschen hastig.
„O, hier sitze ich sicher, Papa Luc,“ lachte Blanche, das Köpfchen mit dem gesträhnten Goldhaar schüttelnd.
„Gewiß, gewiß!“ scholl es lustig herüber. Und Grauschimmel und Rappe setzten im Sturmgebraus durch die Meeresfluthen ihren Weg fort.

<"page315">

„O süßes Lieb,“ jauchzte da der Jüngling auf, indeß Blanche, ihr Haupt an seine Brust lehnend, ihn wie verklärt anlächelte. „Es ist ein Wunder geschehen. Nun darf ich's sagen. Wie mir das Werk gelungen, Gott allein weiß es. Freilich, den Muth verlieren? Dreimal mußte ich in dem Riffstrom zurückweichen, und doch wandelte mich kein Zagen an, als ich zu dem vierten, von Erfolg gekrönten Versuche schritt.“
„Weil Du mich liebst, Paul,“ lächelte Blanche, ihr Antlitz verschämt an seiner Brust bergend.
„Ja, ich liebe Dich, Du Herrliche,“ rief der Jüngling begeistert aus. Gerade rollte eine anschwellende Kammwoge um sie hinweg, und hinter der graugrünen Wasserwand drückte er ihr, sie fest umschlingend, einen Kuß auf den Mund. „Das, mein süßes Nirchen, sei unser Verlobungskuß,“ sagte er mit zuversichtlich ernstem Ausdruck. „Der Sieg ist unser. –“
„Wie wird sich Papa geängstigt haben,“ meinte Blanche, trüberen

Gedanken Raum gebend. „Er war und ist sicher am Strande.“
„Sei ruhig, er ließ uns nicht aus den Augen; sein Fernrohr bürgt
mir dafür.“
„Ah, er hatte sein Fernrohr?“ fiel Blanche hastig ein. „So muß er
auch den Vetter beobachtet haben.“.
„Die Memme?“ zornlächelte Paul. „Der Kerl verdiente – – Na,
im Grunde dürfen wir ihm dankbar für das Unerhörte sein.“
„War Papa freundlich gegen Dich? Sprachst Du mit ihm?“
„Kein Wort.“
„Und was sagte er Dir?“
In Pauls Augen leuchtete die Flamme eines mit inniger Freude ge-
paarten edlen Stolzes. „Was er mir sagte?“ lächelte er tiefbewegt. „Er
soll es Dir selbst wiederholen. Allein hätte er auch geschwiegen, ja, hätte
er mich angefahren, wie er es heute Morgen gethan, so wäre ich, Dich zu
retten, hinausgeeilt, und hätte mir ein tausendfacher Tod gedroht. –“
„O, wie glücklich machst Du mich, Geliebter,“ lächelte dank- und wonne-
trunken das liebende Mädchen. „Und wie stolz machst Du mich! Gewiß,
Papa hat Dir herzliche Worte gesagt. Er schätzt Dich hoch, und Deine
Unschuld muß ihm schon eingeleuchtet haben. – Ha, ich erkenne ihn! –
Schau', dort steht er, vorn im Wagen.“
Sie hatten die Strandfläche erreicht. Ein dumpfes Stimmengewirr
schlug an ihr Ohr. Laute Jubelrufe übertönten das Wogengebraus. Hüte
und Tücher wirbelten zum Gruß durch die Luft. – –
Rasch durchschritten sie die Brandung, während weiterab der Karren
mit Joseph und dem Bäuerlein gischtumspritzt langsam nachrumpelte.
XII.
Schräg in den Sturm, die Nüstern im Wind bei fliegender Mähne,
trabte die fuchsrothe Stute mit dem leichten Gefährt unter den Peitschen-

<"page316">

hieben des seiner Sinne kaum mächtigen Kaufherrn den flach geneigten
Strandgürtel hinab. In fluthtrockenen Sand und Wasser schlugen dann
die Hufe. Eine Strecke weit noch ging es langsam vorwärts. Da plötzlich
sanken die felgenschmalen Räder bis über die Nabe in weichen Sand- und
Kleigrund ein, und damit war der Vorfahrt ein Ziel gesetzt.
„Bitte, bitte, was ist geschehen?“ jammerte die Pariserin, an ihrem
vom Sturm zerzausten Kopfputz zerrend, während Ombreval, bebend wie
Espenlaub, wieder das ihm von ihr gereichte Fernrohr ansetzte.
„Ich sehe sie nicht mehr,“ ächzte der verzweifelnde Vater. „Sie sind
mit dem umgestürzten Wagen verschwunden. – O, diese vermaledeiten
Wogen! – Ha, der Grauschimmel! – Er taucht mit dem Buge aus der
Fluth auf. – Neben ihm – Ist das der Vetter? – O rette, rette sie,
mein Junge! – Aber wo ist sie? wo ist Blanche, meine Tochter, mein armes
Kind? – Nun sitzt er auf und reitet herwärts, so rasch er kann, wie es scheint,
– Also doch – verloren, begraben in der Fluth, unrettbar verloren. –
Würde er sonst nicht –? – Nein, das Lied ist aus. – Reich und – Stille,
es lastet ein Fluch auf mir: nie hab' ich mich vollkommen glücklich fühlen
können. – Nun flennst Du gar, Unglückseliger?“ ächzte er, die Hand mit dem
Fernrohr sinken lassend. „Und doch bist Du allein schuld an dem Unglück:
weshalb warst Du, die Gefahr kennend, der Unerfahrenen zu Willen?“
Machtlos sank er, der Pariserin, die ihm das Fernrohr aus der Hand
nahm, nicht wehrend, auf das Polster zurück und weinte bitterlich.
„Aber sie lebt, Ihre Tochter, wenn mich mein Auge nicht trügt,“
sagte nach einer kurzen Fernschau die junge Wittwe. „Dort rechts steht
sie auf der Klippe und erhebt die Hände. Die Gestalt neben ihr ist nicht
Ihr Vetter: es muß der Kutscher sein. Ihr Vetter reitet gemüthlich herwärts:
es mag ihm ahnen, daß ihn hier Jemand erwartet.“
Hastig hatte Ombreval sein Taschentuch gezogen und sich die Augen
getrocknet. Fieberisch erregt, zorn- und freudevoll entriß er der Frau das
Fernrohr, sich von dem Begründeten ihrer Worte zu überzeugen. „Gottlob,
sie ist es,“ stieß er nach kurzem Spähen im Uebermaß seiner Vaterfreude
hervor. „Preis und Lob dem Allerhöchsten; sie hat sich auf den Felsen
flüchten können. – Aber weshalb,“ fuhr er zögernd fort, „weshalb eilt
ihr der Vetter mit dem Schimmel nicht zu Hilfe? Er muß sie doch sehen
und hören, denn sie ruft augenscheinlich nebst Joseph um Hilfe. – Richtig,
er kommt herwärts, läßt seine Blanche, meine Tochter, ihn vergebens um
sein Mitleid anrufen. Bei Gott, ein sauberer Bräutigam! Wenn Du bei
Sinnen bist, Mensch, so giebt es keinen Dich an Niedertracht übertreffenden
Schurken auf Erden. –“
„Er liebt nur mich,“ murmelte die Pariserin mit feuchten Wimpern.
„Am Ende wittert er mich. – Aber um's Himmelswillen,“ schrie sie
plötzlich auf, „so lenken Sie doch den Gaul herum! Wir ertrinken ja sonst
elendiglich, wie die Zwei auf der Klippe.“

<"page317">

In der That umbrandete sie schon die unter dem Sturmdruck gewaltig
steigende Fluth.
Außer sich vor Schmerz und Zorn, griff der Kaufherr nach Zügel
und Peitsche. Er hätte weiterfahren mögen, hinaus und hinab in das
kühle Grab, welches die heißgeliebte Tochter zu verschlingen drohte. Aber
die Räder saßen wie festgeklemmt im Schlamm: so heftig die Stute zog, sie
blieben stecken.
„Herbei, Ihr Leute, Hilfe, Rettung!“ kreischte die Pariserin zu dem
Haufen Landvolkes gewendet, der sich inzwischen am Strande angesammelt
hatte. „Die See verschlingt uns!“
Ombreval winkte, eine Verwünschung ausstoßend, mit der Hand.
Alsobald trennten sich vier handfeste Burschen von dem Haufen, durchwateten
das tosende Strandwasser und versuchten, je zwei ein Rad packend, den
Wagen aus der Klemme zu heben, was ihnen, da die Räder zwischen

Steine gelagert waren, erst nach längerem Mühen gelingen sollte.
„Ich treibe ihn gewaltsam zurück, den Hund,“ knirschte zornentbrannt
der Kaufherr, die Peitsche schwingend. „Wer sich so niederträchtig feig be-
nommen hat, verdient die Knute zu empfangen. – Vielleicht hofft der
Bube, mich zu –“
Er schwieg entsetzt, indem er, nicht im Stande, das Fernrohr zu
benutzen, mit bloßen Augen über die weite, schaumbedeckte, wogende Fläche
hinstarrte. Eben ward, dank der Anstrengungen der vier Männer, der
Wagen frei, und mit heftigen Peitschenhieben trieb Ombreval die Stute durch
Gischt und Wasser in der Richtung nach dem Leuchtthurm vorwärts. –
„Er ist toll,“ kreischte die Pariserin, sich furienwild herumwendend.
„Haltet das Pferd, Leute, sonst sind wir verloren.“
Zögernd schickten sich die Bauern an, der Aufforderung nachzukommen.
Allein die Stute hatte mit dem Wagen bereits einen Vorsprung gewonnen,
und trotz des unausgesetzten Kreischens der Frau wagten die des Schwimmens
Unkundigen sich nicht weiter vor. Schon entzog den Wagen von Zeit zu
Zeit eine Hochwoge den rufend und schreiend wie toll hin- und wider-
rennenden Zuschauern am Strande, schon arteten die Hilferufe der geängstigten
Pariserin in ein förmliches Wehegeheul aus, da erschien ein Retter in der
Gestalt des schönen, schwarzhaarigen Jünglings, der den Morgen so stolz
und betrübt zugleich die Behausung des Kaufherrn verlassen hatte. In
mächtigen Sätzen stürmte er schräg gegen den Wind die Strandböschung
hinab. Wie ein gehetztes Wild sprang er in die schwellende See, und wie
mit übermenschlicher Kraft begabt, eilte er trotz Sturm und Wogendrang
den unzweifelhaft vom Tode des Ertrinkens Bedrohten nach.
Zum Glück hatte die Stute in dem tieferen Wasser mehrfach trotz
Peitsche und Zügel sich störrisch gezeigt, so daß der Nachwatende den
Wagen noch zu rechter Zeit erreichen konnte. Eben stieß der Kaufherr, sich
hoch aufrichtend und die Peitsche schwingend, den Zornruf aus: „Zurück,
20+

<"page318">

Eelnder, oder ich haue Dich wie einen Hund!“ und kreischte die Pariserin:
„Hierher, Alphonse, und rette Deine Pauline!“, als Paul die Stute
am Zügel packte und mit einem kräftigen Rucke, unterstützt von der Fluth-
welle, herumriß.
Wie bestürzt sank Ombreval bei der plötzlichen Seitenbewegung des
Wagens auf seinen Sitz zurück. Aber die Hand mit der Peitsche rührte
sich nicht, die Zügel hingen schlaff in seiner Linken, und indeß sein soeben
noch zornblitzendes Auge scheuen, aber nicht unmilden Blickes den so uner-
wartet erschienenen, ungebetenen Retter streifte, blieb sein Mund stumm,
ließ er es ruhig geschehen, daß Jener sie wieder auf's Trockene brachte,
was um so rascher von Statten gehen konnte, als die vier Helfer von
vorhin bald mit Hand anlegten, schiebend und hebend dem Pferde die
Arbeit wesentlich erleichterten.
„Hierher, Alphonse, mir nach!“ gellte die Stimme der Pariserin,
welche sich umgedreht hatte und ihr Taschentuch schwenkte. „Ich bin
gerettet.“
Fast hart hinter dem Wagen verließ der Vetter mit dem Grauschimmel
die Fluth.
„Es war nicht menschenmöglich, sie zu retten,“ berichtete er, als man
weiter oben auf der Strandfläche Halt gemacht hatte, zu dem Kaufherrn
gewendet mit einer Jammermiene. „Mit knapper Noth,“ fügte er absitzend
hinzu, „rettete ich mein eigenes Leben. Arme Blanche!“ Und seine Glotz-
augen schimmerten in Thränen.
Zornig faßte Ombreval den Stiel der Peitsche fester. Aber sein Zorn
sank, als er nun Paul den sich schüttelnden Grauschimmel besteigen sah.
Zagend setzte er wieder das Fernrohr an.
Seine Hände bebten.
„Sie steht noch auf der Teufelsbank,“ rief er nach kurzem Spähen
freudig erregt aus.
„Was? sie lebt?“ stotterte der Vetter, auf den Schimmel zutretend.
„O, meine verdammte Kurzsichtigkeit – Herunter!“ fuhr er, die Reitgerte
schwingend, den Jüngling an. Und es folgte der prahlerische Ausruf: „Beim
Zeus, entweder rette ich sie, oder ich gehe unter!“
„Zu spät,“ entschied der Kaufherr, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.
Und mit Nachdruck fügte er, zu Paul gewendet, den bittenden Blick, den der
Jüngling auf ihn gerichtet hielt, väterlich freundlich erwidernd, hinzu: „Dein
sei die Braut! Hole sie Dir von der Klippe!“
XIII.
Während Paul, ein Dankgebet auf den Lippen, blitzenden Auges
todesmuthig den gefährlichen Ritt begann, wandte sich Ombreval an einen
mit Pferd und Wagen in der Nähe haltenden Dörfler mit den Worten:

<"page319">

„Hundert Thaler bekommt Ihr, Papa Luc, wenn Ihr mit Eurem Karren
bis an das Ochsenriff Euch vorwagt und dort die Geretteten aufnehmt.“
„Gleich, Herr Ombreval,“ fuhr es schrill durch den Sturm zurück.
„Aber keinen rothen Deut nehme ich dafür.“
Hurtig stach das Bäuerlein im blauen Kittel, welches die Antwort
ertheilte, das hochgehäufte Seegras vom Wagen, hurtig machte sich sein
Mahdgenosse daran, es mit der Heugabel aus dem Bereich der Fluth zu
bringen, und mit Peitschenknall und einem kräftigen „Hü, Lisette!“ fuhr
Papa Luc, aufrecht vorn im Karren stehend, so rasch es gehen wollte, dem
verwegenen Reiter nach.
Fortan standen Alle am Strande in gespannter Erwartung. Keine
plaudernde Zungen mehr; nur noch eifrig spähende Augen. In dem
Maße, als die Fluth stieg, wich gleichwohl die Menge, sich mehr und mehr
den Dünen nähernd, zurück. Der Vetter stand neben dem Wagen des
Kaufherrn und schien zu spähen wie alle Welt in dem Kreise; allein sein

unstäter Blick bewies zur Genüge, daß ihm nicht wohl dabei zu Muthe
war. Die Anwesenheit der Pariserin hatte zweifelsohne das Peinliche seines
Gemüthszustandes auf die Spitze getrieben. Die junge Wittwe ihrerseits,
deren Feueraugen mit ihrem Aufblitzen die Genugthuung verriethen, die ihr
der Empfang des Treulosen von Seiten des Kaufherrn gewährt, schien sich
Gewalt anzuthun, um nicht in einem Augenblicke, in dem hier drei Menschen-
leben auf dem Spiele standen, leidenschaftlich heiter zu erscheinen, schielte
aber doch, indem sie bei gebückter Haltung mit beiden Händen ihr zerzaustes
Haar aufband und ihren ebenso hohen wie kostbaren Hut gegen neue Un-
bilden des Sturmes sicherte, fast ohne Unterlaß nach dem unbedeckten
massigen Haupte mit dem rothen Haarwuchs hinüber, das der Treulose
sein nannte. Ombreval hatte, nachdem er rasch einem oft von ihm be-
schäftigten, zufällig anwesenden Arbeiter einen Befehl ertheilt, und derselbe
eiligst mit der ausgespannten Stute davongeritten war, sein Fernrohr wieder
angesetzt und spähte von Neuem scharf nach der Teufelsbank, die unter dem blei-
farbenen Himmel rechts neben dem düster ragenden Leuchtthurm bald gleich einer
schwarzen Kanzel aus dem schäumenden Hochwasser auftauchte, bald bis auf
einen schmalen Streif in der sturmdurchwühlten grauen Masse verschwand.
„Muth, Paul, mein Junge!“ stieß er unwillkürlich hervor, als er sich
überzeugt hatte, daß Blanche und der Kutscher noch oben standen, und er
des wackeren Reiters ansichtig wurde, dessen Gestalt, schwarz wie ein
Schattenbild, inmitten des Wogenpralles so ruhig dahinglitt, als sei sie
sturm- und fluthenfest. „Vorwärts! Noch ein paar Minuten lang so weiter,
und Du hast das Ziel erreicht! – Immer gerade aus! – Nun durch den
Riffstrom, den Herenstrudel! – Es geht nicht anders. – Rechts und links
Klippen. – Wacker, Schimmel! – Vor zum andern Male! – Nein, es
geht nicht. – Das Wasser kocht förmlich in der verdammten Gasse. –
Wenn kein Wunder geschieht, ist sie verloren. – O Gott! o Gott!“

<"page320">

Tief aufächzend setzte der geängstigte Vater das Fernrohr ab und zog
hastig sein Taschentuch, sich die schweißtriefende Stirn und die in Thränen
gebadeten Augen zu trocknen. Doch was seine Augen inzwischen nicht wahr-
nehmen konnten, das vernahm sein Ohr durch den lauten Mund der weit-
sichtigen Dörfler.
„Welch ein Heldenmuth!“ brach Einer überlaut das Schweigen.
„In dem Satansstrudel hat schon mehr als Einer das Leben ein-
gebüßt,“ ergänzte ein Anderer.
„Man nennt ihn nicht umsonst den Herenkessel,“ ein Dritter.
Und das Gespräch ward bei dem Getöse, das die Luft erfüllte, in
der nämlichen lärmenden Weise fortgesetzt.
„Jetzt geht er zum dritten Male in den Strudel vor.“
„Er setzt schräg hinein, das beweist, daß er den Kopf nicht verliert.“
„Wenn er nur nicht die Haut dabei einbüßt.“
„Hat keine Noth. Der Schimmel schwämme bei solchem Sturm bis
über Jersey hinaus. Ein ausgezeichnetes Thier!“
„Ein Prachtpferd! Aber auch der Reiter kann sich sehen lassen. Bei
Gott, das Mal glückt es ihm.“
„Sagte ich's nicht? Jetzt hat er gewonnen Spiel. Noch eine kurze
Strecke, und –“
„O, das Schlimmste ist noch nicht überstanden. Wie soll er mit dem
Schimmel festen Fuß fassen, das Fräulein und den Joseph von der Klippe
zu holen?“
„Laß ihn nur gewähren, Seewolf! – Achtung! – Da! – Hatte
ich Recht? – Hohio!“
„Bei Gott, der Schimmel steht. – Der Junge sitzt ab. – Nun steht
er oben, hebt sie von der Bank. – O, der Teufelsjunge! – Nun wieder
hinab! – Auf's Pferd mit ihr! Und selbst aufgesessen! – Hinein nun, in
die Tiefe! – Ha, und Joseph? – Da plumpst er nach! – Mit dem
Roßschweif in der Hand wird er schwimmen wie ein Konger. Hohio!“
Ein helles Frohlocken aus Männer- und Frauenkehlen, begleitet von
lustigem Hutschwenken, erscholl. Dann ward es wieder still wie vorhin in
dem Menschenkreise. Man hörte nur das Sausen und Pfeifen des Windes,
das vieltönige Brausen des Meeres, das schrille „Kriri!“ der Sturmvögel,
das Donnerrollen der Brandungswogen.
Als Ombreval ob dem Gehörten freudig erregt endlich wieder trockenen
Auges von seinem Fernrohr Gebrauch machen konnte, erblickte er die selt-
same Gruppe, wie sie in der Wasserwüste zwischen zwei Hochwellen herwärts
rasch dem weiter oben haltenden Karren sich näherte – –.
„Der Ritter hinten, Trudchen vorn“ – –.
Gerade spendete Blanche dem Geliebten ein süßes Lächeln. Wie
hätte bei dem Anblick, der die glückliche Rettung des heißgeliebten

<"page321">

Kindes bedeutete, der Vater nicht dem Lenker alles Wesens seinen heißen
Dank gestammelt, nicht jene göttliche Wonne empfunden, die in der finstersten
Nacht, mitten im Graus der entfesselten Naturgewalten vor unserem
geistigen Auge das Rosenlicht einer beglückenden Zukunft heraufdämmern
läßt? –
Ja, sie war gerettet. Mit dem Heulen des Sturmes, dem Donnern
der Brandung vermählte sich brausender Jubel, ein stürmisches Aufjauchzen
aus hundert Kehlen. Es war bei all' dem rauhen Küstenwolke ein echt
menschlicher Erguß der Freude.
Nun ritt Paul mit dem Liebchen, dem Karren mit Joseph voran,
durch die Brandung. Er sah bleich aus; seine Augen glänzten fieberisch,
aber es war eher ein freudiger Stolz als eine volle Hingebung an die
Freude darin zu lesen. Und auch Blanche schien Gedanken nachzuhangen
wie sie trübend auf den blanken Schild der Freude einwirken.
Noch hatten sie das Trockene nicht erreicht, da drängte sich auch schon
alles Volk an sie heran, ihnen mit Händedruck und Zuruf seine Theilnahme

zu bezeigen.
Ungeduldig wollte Ombreval eben vom Wagen steigen, um sich bis zu dem Paare einen Weg zu bahnen, da stürmte im schärfsten Trabe, von dem abgesandten Arbeiter gelenkt, die fuchsrothe Stute mit einem leichten Landwagen heran, in dem nebst Jean und Phrasie Pauls Eltern Platz genommen hatten. Und donnertönig erscholl die Stimme des Kaufherrn: „Leute, Freunde! Ich danke Euch für Eure herzliche Theilnahme. Aber dieser Höllenwind muß Euch die Gurgel ausgetrocknet haben. Deshalb befahl ich meinen Kellermeister mit einem Fäßchen Burgunder her. Folgt ihm bis in die nächste Dünenmulde, und laßt Euch den Labewein munden! Wir kommen nach.“ Und rasch erging aus seinem Munde an die Magd in dem nebenan haltenden Wagen der Befehl, die mitgebrachten Anzüge zum Wechseln sofort in die Badehütte zu schaffen.
Nein, diese Wirkung! In ein paar Secunden ward, nachdem der Gärtner und seine Frau nebst Phrasie ausgestiegen waren, unter Hochrufen auf den freigebigen Kaufherrn das Feld geräumt; auch Joseph, den das verschluckte Seewasser noch einmaal so weinlüstern gemacht hatte, und Papa Luc zogen natürlich vergnügt mit, und rasch stieg, indeß Paul absaß und die Geliebte vom Pferde hob, Ombreval aus dem Wagen.
Zwei Ausruse: „Blanche!“ „Papa!“ und der überglückliche Vater schloß die in Thränen Zerfließende an sein Herz. Verloren und wieder gefunden; vom Tode bedroht und gerettet!
„Dir, nächst Gott, verdanke ich dieses Glück,“ wandte sich Ombreval zu Paul, der gesenkten Hauptes nebst den erstaunt und freudig aufschauenden Eltern zur Seite stand. „Auch wir haben uns wiedergefunden.“

<"page322">

Der Jüngling schüttelte, ohne aufzusehen, das Haupt. „Nicht doch, Herr Ombreval,“ entgegnete er, den Blick erhebend, mit Würde. „Sie vergessen, daß ich unter einer schweren Anklage stehe. Erst wenn meine Unschuld erwiesen ist, kann ich –“
„Sie ist aber erwiesen, mein Junge,“ unterbrach ihn der Kaufherr in freudiger Hast. „Ich habe den Beweis in Händen.“ Rasch trat er auf den Vetter zu, der, ohne auf die süßen Lockrufe seiner Pauline zu hören, in ohnmächtiger Wuth dem Auftritt angewohnt hatte, faßte ihn heftig am Arm und drängte den sich Sträubenden, während die Pariserin eiligst ausstieg, in des Paares Nähe.
„Nur hübsch artig, Vetter, und nicht so wüthig geglotzt,“ lachte der Kaufherr ingrimmig. „Wir wollen Dich nicht umbringen.“
„Er hat mich verderben und Dich beerben wollen,“ entfuhr es schneidig dem Munde der Tochter.
„Nicht doch, mein liebes Bäschen, nicht doch,“ stotterte der Elende, plötzlich ganz zahm geworden. „Ich schwöre es, nur meine leidige Kurzsichtigkeit –“
„Deine eigenen Worte strafen Dich Lügen, Schurke,“ donnerte ihn Ombreval, dem es wie Schuppen von den Augen fiel, entsetzt an. „Du kannst Gott danken, daß der Fall nicht gerichtlich belangbar ist, ich sage Dir nur das. – Du leugnest wohl auch,“ fuhr er, ihn zornig anblickend, fort, „daß Du den schändlichen Brief schriebst? Gleich gestehe, oder –“
„Ich habe nichts zu gestehen,“ versetzte der Andere trotzig. „Uebrigens hat Sie die Handschrift gleich den Thäter entdecken lassen.“
Die geballte Rechte erhebend und einen Zornruf ausstoßend, wollte Paul dem Nichtswürdigen zu Leibe gehen; der Kaufherr wehrte es ihm.
„Allerdings,“ meinte dieser, zu dem Vetter gewendet, mit drohender Ruhe; „die Handschrift hat mich den Thäter erkennen lassen; aber die echte, nicht die gefälschte.“ Und dem betroffen Zurückbebenden das aufgeschlagene Blatt mit den Beweiszeilen vorhaltend, fügte er langsam und mit Nachdruck hinzu: „Dieser Entwurf ist von Deiner Hand, und sein Wortlaut ist der des Briefes. Wir wollen ihn aufheben als einen schätzbaren Fund, denn er machte mich sehend und läßt mich ein begangenes schweres Unrecht mit freudvollem Herzen gut machen. – – Vergieb mir, Paul,“ sagte er, sich zu diesem wendend und des Jünglings Rechte ergreifend. Und er zog den keines Wortes Mächtigen an sich, umarmte und küßte ihn, legte Blanches Hand in seine und sprach: „Hier, im Angesicht des ewigen Gottes, ertheile ich Euch meinen Vatersegen zu Eurer Verlobung.“
Da verklärte die Augen des Paares ein sonniges Leuchten. Hingerissen umarmten die Liebenden einander und tauschten den Kuß der Weihe aus zu dem Bunde für's Leben.
„Das ist die seligste Stunde, die mir Gott beschieden,“ rief Pauls Vater mit einem Dankesblicke nach oben.

<"page323">

„Ich fasse unser Glück nicht,“ stammelte die Mutter, „zumal nach der Trübsal von heute Morgen.“
„So empfangt denn auch unseren Segen,“ sprach Clamorgan mit bewegter Stimme. Und Beide, Vater und Mutter, traten, überglücklich, näher heran und wechselten mit den Liebenden und Ombreval Umarmung und Kuß.
„Lob und Preis Gott dafür, daß Deine Unschuld an den Tag gekommen ist, und daß Du Fräulein Blanche hast retten können,“ sagte die Mutter, indem sie den heißgeliebten Sohn an ihr Herz schloß.
„Und auch mir rettete er das Leben,“ rief Ombreval mit freudiger Hast aus. Und er schilderte in wenigen kernigen Worten den Zwischenfall, der ohne Pauls entschlossenes Handeln so verhängnißvoll hätte werden können.
Mit Augen, an denen die Thräne der mit innigstem Dank gepaarten kindlichen Freude quoll, schaute Blanche den Geliebten an. Und fester noch verkettete die fünf Glücklichen das heilige Band der Freundschaft und Liebe.
Da regte sich, wie aus einer Ohnmacht erwachend, der Vetter wieder.
„Der Brief ward mir entwendet, von wem?“ fragte er hastig.
„Hebe Dich weg von mir, Unglückseliger,“ versetzte Ombreval finsteren

Blickes, „und bitte Gott, daß er Dich vor dem Galgen bewahre.“
„Komm', Du Treuloser,“ lockte mit ihrer Schmeichelstimme die
Pariserin; „ich sage Dir, wer so vermessen gewesen, sich von Deiner Un-
treue überzeugen zu wollen.“
Der Vetter sah sich überrascht um, schüttelte den dicken Kopf, stieß
eine Verwünschung aus und schritt, mit der Rechten ein Schnippchen
schlagend, längs der Brandung hin, hastig davon. Ihm nach eilte die
Pariserin.
XIV.
„Und nun rasch eingestiegen, Kinder,“ drängte Ombreval, nachdem
Blanche, mit Hilfe von Pauls Mutter, und nach ihr Paul in der Bade-
hütte sich umgekleidet hatte; „Jean wird auch eine Herzstärkung für uns
mitgebracht haben. Ihr müßt Euch nach der Schreckensfahrt verteufelt un-
behaglich fühlen.“.
„O Papa,“ entgegnete Blanche, schon auf dem Sitz im Wagen mit
dem Aufbinden ihres Haares beschäftigt; „ich fühle mich nach dem Bade
ganz wohl.“
„Nie habe ich mich so wohl gefühlt,“ bekräftigte Paul, indem er mit
Hilfe des Vaters den Grauschimmel vorspannte.
„Was ich durchaus nicht bezweifle,“ lachte der Kaufherr, sich hinauf-
schwingend. „Aber, mein Gott, es stürmt ja nicht mehr,“ rief er verwundert
aus, als er wieder oben saß, indem er den Blick über Wasser richtete.
„Schon seit zehn Minuten nicht mehr,“ bestätigte Paul, den Eltern
nach in den Wagen steigend.
„Es ist wunderbar,“ sagte Blanche, die Hände faltend.

<"page324">

„Der Himmel bescheerte uns eine Stunde der Prüfung,“ meinte der
Kaufherr in ernstem Tone, indem er die Peitsche schwang und den Grau-
schimmel mit kräftigem Knalle herumzügelte. „Auch in unserem Innern
stürmte es, und auf den Sturm ist die heitere Ruhe des Glücksbewußtseins
gefolgt.“
„Die Sonne!“ rief der Gärtner, der den Blick erwartungsvoll nach
oben gerichtet hielt.
Siehe, da glitt, ein unermeßliches Tonnengewölbe, die Wolkenschicht
mit ihrem Südwestrande über die schon tief stehende Sonnenscheibe hinweg,
die Uferlandschaft befluthete der Spätschein der Herrlichen, und die Dünen-
lerche sang, himmelan wirbelnd, in Jubeltönen ihr „Ehre sei Gott in der
Höhe!“
„Papa,“ sagte Blanche, nachdem sie das Köpfchen mit der goldig
erglänzenden Haarkrone herumgeworfen und einen letzten Blick auf den
finsteren Leuchtthurm und die tausendfach erschimmernde, noch stürmisch
wogende schaumbedeckte See geworfen, „ist es nicht, als wäre der Himmel
blauer, die Sonne heiterer, Alles um uns her schöner geworden?“
„Kind,“ lächelte der Vater, sich halb herumwendend, die hinter ihm
wonneselig Auge in Auge dasitzenden Liebenden an: „wisse, dem Glücklichen
erscheint. Alles schöner!“
Gerade erreichten sie den Gipfelpunkt des schmalen Hohlweges, der hier
den Dünenzug durchschnitt. Dort zur Linken weitete die Mulde, in der
das Völkchen vom Strande, das just Erlebte lebhaft besprechend, sich Wein-
laune antrank, und kaum waren die Heranfahrenden in Sicht gekommen, so
brach in lauten Hochrufen der Jubel los. Rasch herwärts, vom Schänkwagen
die Böschung hinan, schritten Jean und Phrasie, Jener ein mit Portwein
bestelltes Kredenzbrett, Diese ein weites rothes Gewand, Blanches Garten-
mantel, tragend. Hinterdrein jubelte, voran Joseph, der das verschluckte
Seewasser glücklich verwunden zu haben schien, die Menge.
„Leute, Freunde!“ sprach sich erhebend der Kaufherr, als der Zug den
Wagen erreicht, Blanche den Mantel umgenommen und Jean den Wein
heraufgereicht hatte. „Ich zeige Euch hiermit die Verlobung meiner Tochter
mit Herrn Paul Clamorgan, meinem zukünftigen Geschäftstheilhaber, an
und leere dieses Glas auf das Wohlergehen des jungen Paares.“
Stürmische Hochrufe erschollen. „Es lebe Herr Ombreval!“ „Herr
und Frau Clamorgan sollen leben!“ „Hoch das Brautpaar!“ Und heran-
drängten sich Alle, in ihrer ländlich lauten Weise den Glücklichen ihre Glück-
wünsche darzubringen.
Da erhob Joseph die Stimme. „Wenn der gnädige Herr erlauben
wollen,“ bat er zögernd, „so –“
„Rede nur, Joseph,“ munterte ihn Ombreval wohlwollend auf. „Du
hast Dich in der Gefahr wacker benommen, meine Tochter –“

<"page325">

„Ja,“ fiel Blanche mit Hingebung ein; „ohne ihn hätte mich die Fluth
vielleicht von der Klippe gerissen.“
„Rede also,“ fuhr der Vater ergriffen fort, „und wenn Du eine Bitte
vorzubringen hast, die ich erfüllen kann: sie soll Dir gewährt sein.“
Alles im Kreise horchte gespannt auf, und Joseph hob ziemlich verlegen
an: „Wenn auch schon ein alter Junggeselle, so möchte ich doch –“
„Heirathen, nicht?“ ergänzte der Kaufherr lachend des Stockenden Rede.
„Mit Vergunst, nein,“ verwahrte sich Joseph lächelnd. „Ledig bin ich,
und ledig bleib' ich. Aber hier steht Einer,“ setzte er seine Reden fort,
indem er auf seinen guten Freund Jean deutete, der mit seiner Phrasie
verstohlen sprechende Blicke wechselte, „hier steht Einer, der gern nicht mehr
ledig wäre, da er sich in eine hübsche Jungfer, hier zugegen, verliebte, aber
nur deshalb nicht zu heirathen wagt, weil er fürchtet, er dürfte verheirathet nebst
seiner anderen Hälfte von der Herrschaft aus dem Dienst entlassen werden.“
„Ei, dacht' ich's mir doch,“ lächelte Ombreval, indem er die erröthende
Küchenmeisterin in's Auge faßte. „Na, Leute, wenn Eurer Heirath weiter
nichts im Wege steht, so dürft Ihr, dank Joseph, ruhig sein. Ehelicht
Euch; in meinem Dienste sollt Ihr bleiben, solange es Euch gefällt.“
Gerührt dankten Joseph und das Paar, und es fand zwischen Jean

und Phrasie unter den Jubelausbrüchen der Menge ein lebhafter und
geräuschvoller Austausch von Zärtlichkeiten statt. Darauf von seiner Phrasie
sich zu dem Freunde wendend, raunte ihm Jean in's Ohr: „Die Wette ge-
wann ich; aber schuldig bist Du mir nichts.“
„Es ist noch Jemand vergessen worden,“ meinte Joseph, als der Lach-
und Redesturm, den sein Auftreten hervorgerufen, sich gelegt hatte, „und
das ist der Grauschimmel, der auch mich vor dem elenden Wassertode be-
wahrte. Er sollte zum Lohne täglich einen Krug Apfelwein in seinen Hafer
bekommen.“ Und er trat auf den Schimmel zu und streichelte ihn.
„Das soll er auch, mein Wort,“ versetzte der Kaufherr fröhlich.
„Wir fahren in der Folge immer nur mit ihm spazieren,“ rief Blanche.
„Und er bleibt unser Grauschimmel bis an sein Ende,“ ergänzte
Ombreval mit Feuer.
- 2: 2: ::
Im Goldschein der Abendsonne bewegte sich der Zug der Landleute
unter heiterem Geplauder langsam dem Dorfe zu. Als der Wagen mit
dem Brautpaar und den Eltern, dem Gefolge weit voran, auf dem Sand-
wege eben geräuschlos um die letzte Dünenecke bog, fesselten plötzlich Auge
und Ohr der Glücklichen zwei Gestalten, eine männliche und eine weibliche,
die Arm in Arm lachend und kichernd auf der nach dem Dorfe führenden
Seestraße dahinschritten.
„Ist es möglich?“ meinte Blanche, indem sie verwundert die Hände
erhob. „Der Vetter und Deine Geschäftsfreundin? Sie weiß doch um den
Schandstreich des Elenden?“

<"page326">

„Allerdings weiß sie darum,“ entgegnete der Vater, indem er beschämt
seiner eigenen Schwäche gedachte, „und ich erzähle Euch späterhin, durch
welch wunderbaren Zufall sie mich in die Lage gebracht hat, den Schuldigen
zu entlarven und ihr dessen Nichtswürdigkeit enthüllen zu können. Aber
es beherrscht sie eine Macht, welche die Flamme der sittlichen Entrüstung
bei ihr erstickt, und das ist die Leidenschaftlichkeit.“
„Und hätte nun er mich gerettet?“ fragte das Mädchen erregt.
Der Kaufherr wandte das Gesicht ab. Er zwinkerte heftig mit den
thränenfeuchten Lidern. „Dann freilich, dann,“ murmelte er erschüttert.
„Aber Gott Lob und Dank,“ fuhr er plötzlich erheitert auf, indem er mit
der Peitsche lustig dem frisch zum Ziehen ansetzenden Grauschimmel um
die Ohren knallte, „das Heil kam von anderer Seite. Weißt Du, Kind,“
sagte er, sich zu der Tochter wendend, mit lachenden Augen, „daß wir heute
einen förmlichen Roman durchlebten?“
„Ich wüßte eine nette Ueberschrift dafür,“ lächelte Blanche.
„Und die wäre, kleine Schelmin?“
Blanche richtete den klaren Blick ihrer blauen Augen auf das blasse
Antlitz des Geliebten, in dessen schwarzen Sehsternen eine Glücksthräne
schimmerte; dann entgegnete sie mit bebendem Munde: „Von der Teufels-
bank.“

<"page327">
Anatole France.
Oon
Hans Lindau.
– Konstantinopel. –
„Wer sich in seine Werke vertieft – schon ihre gleich-
mäßige schöne Vollendung macht dies zu einer dankbaren
Arbeit – für den ist kein weiteres Wort von Nöthen.“
(Jacob Burckhardt, Cicerone über Claude Lorrain.)
YGN s muß als eine bedauerliche Ungerechtigkeit betrachtet werden,
SE daß in unseren Urtheilen Missethaten einen düsteren Schatten
NS-N: über ihre Umgebung auszubreiten vermögen, aber es darf viel-
leicht als eine liebenswürdige Lichtseite dieser abfärbenden ungerechten
Meinungen angesehen werden, daß wir unsere Dankbarkeit für die Wohl-
thaten einer schönen und guten Gestalt auf ihr Haus und ihr Volk aus-
zudehnen ebenfalls geneigt sind. – Vielleicht liegt dem der Gedanke zu
Grunde, daß wir, wie den Baum an seinen Früchten, so den Menschen
an seinen einzelnen Handlungen, das Volk an seinen einzelnen Individuen
und am Ende die Zeit an ihren Völkern erkennen.
Nicht umsonst hat sich der sympathische Dichter und Denker, dem wir
unsere Aufmerksamkeit zuwenden werden, – sein eigentlicher Name ist
Anatole Thibaud (geb. 1844 zu Paris) – France genannt. In ihm
lebt ein Stück seines Volkes, und wer weiter nichts von Frankreich wüßte,
als was Anatole France geschrieben, der hätte doch schon ein ganz
charakteristisches Bild beisammen. Aber auch noch in einem tieferen Sinne
kann der Schriftsteller als Repräsentant seines Landes gelten. Nicht nur,
was er schreibt, sondern mehr noch die Art und Weise, wie er schreibt,
zeigt uns die geistige Heimat. Was er schreibt, ist am Ende gar nicht so
wesentlich – feine Gemälde des zeitgenössischen Pariser Lebens haben

<"page328">

gebildete Nichtfranzosen ebenfalls entwerfen können, und vielleicht beruhen
die besten Leistungen von Anatole France in der treuen Milieuwiedergabe
ganz anderer Zeiten und Länder – aber wie er schreibt, das künstlerische
Auge und die formende Hand geben zu erkennen, auf welchem Culturniveau
das Kunstwerk möglich gewesen ist, und in welcher engeren Atmosphäre e
aufwachsen konnte..
Wir sind heute noch nicht in der Lage, ein litterarisches Erzeugniß,
dessen Ursprung uns unbekannt ist, so großartig sicher datiren und einordnen
zu können, wie dies erfahrenen Kunstkennern bei materielleren Leistungen
wie Gemälden, Bildwerken und Handwerksarbeiten zu gelingen pflegt, und
wir werden in absehbarer Zeit wohl auch schwerlich dahin gelangen, denn

die Untersuchung wird hier durch die subtilere Natur des Gegenstandes
außerordentlich erschwert. Es ist, als ob die Denker und Dichter mit einem
Stoff arbeiteten, der überall zur Verfügung steht, und der so dünn und
flüssig ist, daß er sich von den klammernden Organen der Wissenschaft
schlechterdings nicht begreifen lassen will. – Darum wird hier aber die
empirische Vorarbeit, sollte sie auch ewig Vorarbeit bleiben und nie, wie in
der Kunstgeschichte, glänzendere Schlüsse ermöglichen, jedenfalls nicht zu ver-
achten und zu unterlassen sein. Haben wir mehrere Dichtwerke und kennen
wir ihren Ursprung, so ist uns aus diesen Daten eine vorsichtige Construction
der unbekannten Größe erlaubt, die wir, je nach unseren augenblicklichen
Bedürfnissen, Charakter eines Menschen oder eines Volkes, oder, wenn's hoch
kommt, Zeitcharakter nennen.
Der liebenswürdige Dichter, dem wir uns hier zuzuwenden gedenken,
soll nur im bescheidensten Umfange persönlich charakterisirt und durchaus
nicht von ihm auf seine Landsleute mit sorgloser Unbefangenheit geschlossen
werden. Wenn aber nach der Bekanntschaft mit Anatole France der Eine
oder der Andere doch sympathischer dem Volke gesinnt würde, das ihn
hervorbrachte, so wäre das, so rückhaltsvoll ein solches Urtheil gemacht
würde, doch immerhin der schönste Lohn, den sich das hervorragende Indi-
viduum wünschen dürfte. –
Es giebt Gestalten, deren innere Hoheit nicht der äußeren Ehre bedarf,
und die, wenn sie mit Ehrenbezeugungen bedacht werden, mehr diesen Ehren
einen neuen Glanz verleihen als selber durch sie einen Werthzuwachs zu ge-
winnen scheinen. In richtiger Erkenntniß dieser Thatsache fühlte sich z. B.
die Académie française in feiner Gegenüberstellung zu Molière bewogen,
zu sagen: „Nichts fehlt an seinem Ruhme, er fehlt dem unseren.“ – Zola,
der nicht Mitglied der Akademie ist, gefährdet den Ruhm der ganzen
Akademie durch seine isolirte Stellung, und wenn er sich bemüht, Eintritt
in dieselbe zu erhalten, so weiß man wirklich kaum, ob man hier an persön-
lichen Ehrgeiz oder nicht vielmehr sittliche Gesinnung, nämlich liebevolle
Theilnahme an der vaterländischen Ehrenkörperschaft glauben soll. – Zum
Glück der Akademie ist Anatole France wenigstens eines ihrer Mitglieder.

<"page329">

Dazu hat ihm möglicher Weise diejenige Eigenschaft besonders zur Empfehlung
gedient, die uns bei der ersten Bekanntschaft mit ihm vielleicht am meisten
in die Augen fällt und unser Urtheil sozusagen besticht: seine prächtige
Sprache.
Der melodische Fluß seiner Worte übt eine bezaubernde Wirkung auf
seine Landsleute aus, und auch der fernerstehende Zeitgenosse, dem die
zartesten Schönheiten wahrscheinlich entgehen werden, kann sich doch an dem
sinnlichen Wohllaut und den gefühlserweckenden Rhythmen seiner strömenden
Beredsamkeit erquicken. Mehr aber noch als diese äußere Toilettenfrage
seiner Gedanken interessirt uns natürlich der denkende Mensch hinter seinen
Worten; der wesentliche Bestand, der sich auch in andere Sprachen hinüber-
retten läßt, und noch tiefer sein Wollen in langem Zusammenhang, soweit
wir es zu errathen oder zu beurtheilen vermögen.
I.
Drei große Kunstrichtungen lassen sich in der Geschichte unterscheiden,
drei von einander verschiedene Ideale, die wie Sterne den Schiffern auf
dunklem Meere die Straße weisen. Jedes hat seine natürliche Berechtigung,
und in jedes Menschen Brust wohnt, in verschiedener Mischung freilich, die
Sehnsucht nach ihnen. Wir beginnen mit dem Maßstab, den uns das erste
Ideal an die Hand giebt, Anatole France zu messen. Es heißt: architektonische
Schönheit. Gehört France zu den Künstlern, die in erster Linie fein und
gefällig zu bauen verstehen, die einen Knoten elegant zu schürzen, die eine
in sich wohlthuend gerundete Melodie zum Bewußtsein zu bringen wissen?
Der Gegenstand der Erzählung des Novellenschreibers ist eine Handlung.
Nehmen wir irgend eine Geschichte, die France uns angeboten hat, und
untersuchen wir sie auf ihre Disposition. Geben wir hier den Inhalt z. B.
des ersten Theiles von „Das Verbrechen des Sylvester Bonnard“ wieder,
„Das Stück Holz“ überschrieben!
Sylvester Bonnard, ein Gelehrter, der sich besonders mit der Legenden-
welt des alten christlichen Gallien abgegeben hat, sitzt behaglich, in einem
Handschriftenkatalog blätternd, vor seinem Herde. Da bringt ihm seine
Wirthschafterin ein schmächtiges Männlein in die Stube, das sich als ein
fliegender Händler entpuppt; allerhand „Neuigkeiten“ werden dem Gelehrten
feil geboten, z. B. auch ein Traumdeutebuch. – Aus Mitleid wählt Herr
Bonnard ein kleines Buch und entläßt den fröhlichen Trödler. Die ge-
sprächige Wirthschafterin erzählt darauf dem Gelehrten, daß dies Herr
Coccoz gewesen sei, der mit seiner Frau über ihnen wohne, und Bonnard
erfährt, wie elend es da oben aussehe, daß die junge Frau ein Kind er-
warte, und daß sie trotzdem den ganzen Tag über sänge. – Das gefällt dem
alten Herrn, der sogleich eine historische Parallelstelle schmunzelnd zum Besten
giebt. Er bittet darauf die Wirthschafterin, dafür Sorge zu tragen, daß

<"page330">

die Familie Coccoz zu dem bevorstehenden Weihnachtsabend unter anderen
guten Dingen auch ein ordentliches Stück Holz, so ein rechtes Weihnachts-
stück, groß und stark, zum Heizen bekommen solle. – Darauf vertieft er
sich wieder in die Lectüre seines Katalogs. Und nun erblickt er etwas,
was ihn erregt, die Anzeige einer alten Handschrift, die ihn auf das
Höchste interessirt. Aber seine Aufregung verwandelt sich schnell in Nieder-
geschlagenheit. Der alte Katalog enthält nur die Bestätigung der Existenz
des Schatzes, nichts weiter. Bonnard ist sich nur eines Mangels schmerzlich
bewußt geworden, er kann sein Sehnen nicht stillen. –
Eines Tages sieht er auf der Treppe eine junge Mutter mit ihrem
entzückenden kleinen Jungen. Sie streckt ihm das Kind entgegen, das nackt
ist wie ein junger Gott und mit großen Augen in diese alte, für ihn
neue, Welt hineinblickt. – Die Wirthschafterin erzählt dem Gelehrten

später auf seine Frage, daß das Frau Coccoz gewesen ist; und was sie
bei der Gelegenheit sonst über diese Frau Coccoz sagt, zeugt von mürrischer
Laune. Mit milder und pedantischer Ueberlegenheit spricht Bonnard weise
Worte. Die junge Mutter hat auf ihn einen freundlichen Eindruck gemacht.
Nach einer Weile ist zwischen den Beiden wieder einmal von Frau
Coccoz die Rede. Ihr Mann sei gestorben und die junge Wittwe habe
das Haus verlassen. In ihrem Zimmer sei eine große Anzahl geleerter
Pomadenbüchsen aufgefunden worden. – Welch lüderliche Person!
Es vergeht eine friedliche Spanne Lebens. Da hört Sylvester
Bonnard endlich, daß ein gewisser Polizzi in Sicilien das kostbare Manu-
script, das ihm nicht aus dem Kopfe will, besitzt. Sofort schreibt er an
ihn und will den Brief ohne Hut einem Besessenen gleich, zur Post tragen.
Die Wirthschafterin schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. Was
ist denn in ihren Herrn gefahren?
Die Antwort des Italieners lautet, Polizzi würde sich unendlich
glücklich schätzen, wenn Herr Bonnard die Güte haben wollte, ihn mit
seinem Besuche zu beehren, um bei ihm den Anblick des Manuscripts, das
seinem Scharfblick nicht entgangen sei, zu genießen.
Darauf hin verläßt Bonnard Paris, durcheilt Italien und macht in
Neapel eine Reisebekanntschaft..
Prinz Trépof und seine Frau haben sich überall in der Welt gelang-
weilt und sind in ihrer Verzweiflung schließlich darauf verfallen, Streich-
hölzerbüchsen zu sammeln. Der Prinz hatte schon eine ganz hübsche Anzahl
beisammen, die Erwerbung einiger hat ihn die größten Unannehmlichkeiten
gekostet, aber was thut man nicht, um die unerträgliche Langeweile todt-
zuschlagen!
Im Laufe des Gesprächs mit diesem wunderlichen Ehepaar giebt
Bonnard seinen Namen und seine Wohnung in Paris ganz harmlos an,
worauf die Prinzessin sich sofort von ihm wendet, und der wortkarge Prinz
muß ihr folgen..

<"page331">

Später sieht der Gelehrte sie in Sicilien wieder, und da er sich des
kurzen Schlusses der letzten Unterhaltung mit einigem Bedauern erinnert,
erscheint er kühl und zurückhaltend. Die Prinzessin klagt über das
„gräßliche“ Land, worauf Bonnard mit Gelassenheit erwidert, was
sich von einem Gelehrten zum Vortheil des Landes anführen läßt. Die
junge Dame wird dadurch ganz heiter und lädt ihn ein, mit ihr den
Wagen zu theilen, um seinen „amüsanten“ Worten weiter lauschen zu
können. Auch freut sie sich über die Gefahren der sicilianischen Reise, die
einige Aufregung versprächen, und es gäbe doch nichts Schöneres als Auf-
regungen. –
Bonnard antwortete folgendermaßen: „Zweifellos, gnädige Frau, in-
dessen man muß sich noch über die Natur der Aufregungen verständigen.
Diejenigen, die eine edle Erinnerung oder ein großes Schauspiel einflößen,
sind in der That etwas Schönes, aber Diejenigen, die durch die Nähe
einer Gefahr hervorgerufen werden, müssen, so dünkt es mich, auf das
Sorgfältigste vermieden werden.
„Ach Gott, wie glücklich. Sie sind, daß Sie sich für alle Sachen inter-
essiren. Sehen Sie, wir langweilen uns. Uns bleiben nur noch die
Streichhölzerbüchschen. Und unsere Sammlung ist leider auch bald fertig,
- und was dann?“.
Gerührt von solchem Elend, sagt der Gelehrte: „In der That, das
ist traurig. Wie schade, daß Sie nicht einen Sohn haben, der Ihrem
Leben mehr Richtung und Ziel und gute Gedanken schaffen würde.“
„Ich habe einen Sohn. Er ist elf Jahre alt, und er langweilt sich.
Ja, mein armer Georg auch. Es ist schrecklich. – Ich habe Sie sehr
gern, Herr Bonnard. Sie sind ein guter Mensch. Ich kenne Sie,“ –
und sie lächelt. Der alte Herr schüttelt den Kopf über diese närrische
kleine Person.
Die Zusammenkunft mit Polizzi bringt dem Forscher eine schmerzliche
Enttäuschung. Polizzi will ihm seine Bilder und seine Weine zeigen, aber
an das, was Bonnards Herz am meisten bewegt, scheint er garnicht zu
denken, und als der Gelehrte von der Handschrift zu sprechen beginnt, um
derentwillen er die weite Reise unternommen, da muß er erfahren, daß
Polizzi seinem theuren, einzigen Sohn, der in Paris ein kleines Antiquitäten-
geschäft eröffnen wollte, unter anderen Kostbarkeiten auch das Manuscript
ausgehändigt habe, – hoffentlich sei es noch in seinem Besitze.
Bonnard ist entrüstet und will nichts weiter von Polizzi, der ihm die
Adresse des Sohnes giebt, hören. Da hätte er sich die große Reise ersparen
können! Dicht bei seiner Wohnung in Paris befindet sich der Schatz, den
er in Sicilien suchen kam! – In seiner Betrübniß wird er von der
Prinzessin getröstet, die gerade guter Laune war, denn der Prinz hatte die
erwünschten Steichholzbüchschen gefunden und sich auch etliche Doubletten
für den Austausch mit anderen Sammlern mitgenommen.

<"page332">

In Paris ist Bonnards erster Gang natürlich zu dem jungen Polizzi,
der in der That das herrliche Manuscript besitzt. Der Gelehrte betrachtet
es entzückt, aber zu seinem Bedauern muß er hören, daß es bereits von
einem Liebhaber angekauft ist. Herr Bonnard soll jedenfalls den Katalog
erhalten, in dem es unter der Nummer 42 eingetragen sei; am 24. De-
cember würde die große Auction stattfinden, zu der Herr Bonnard
kommen könne.
Diese Auction verläuft unbefriedigend für den Gelehrten. Er hat sein
ganzes Vermögen beinahe auf's Spiel gesetzt, doch vergeblich. Der Ver-
treter des unbekannten Käufers erhält den Schatz, nach dem sich Bonnard
so sehr gesehnt hat. Ja, nicht einmal die Hoffnung, ihn wiederzusehen,
wird ihm geboten, denn der Unbekannte hat sich in Schweigen verhüllen

wollen, Bonnard kann den Namen des glücklichen Eigenthümers nicht er-
fahren. Er schleicht gesenkten Hauptes nach Hause. Unterwegs wird er
beinahe überfahren. Er hört den fluchenden Kutscher und weicht mit knapper
Noth den Pferden aus. In dem vorbeirasselnden Wagen erkennt er die
glücklich lächelnde Prinzessin. – „Sie wird wohl wieder eine neue Streich-
holzbüchse gefunden haben,“ denkt der Gelehrte.
Nun muß ich zur besseren Würdigung der France'schen Erzählungskunst
einschalten, daß er uns alle diese nothwendigen Voraussetzungen für seinen
hübschen Schlußaccord gleichsam verdeckt in die Hände zu spielen weiß, so
daß wir nicht merken, worauf das alles hinauswill, und der Schluß dieses
ersten Theiles vom „Verbrechen des Sylvester Bonnard“ in der That
überrascht. Es ist ein Meisterstück zarter Seelenmalerei, das er uns auf-
gespart hat. Die Freude des alten Gelehrten wird geschildert, wie er in
einem großen Stück Holz, das ein kleiner Bengel mit Federhut und Spitzen
ihm von seiner Mutter ausgehändigt, – die ersehnte Handschrift findet.
Das Holz hat die Form eines Scheites, wie man sie zur Weihnachtszeit
in das Feuer legt. Aber es ist hohl und mit Veilchen gefüllt, und eine
Karte der Prinzessin Trépof verkündet die liebenswürdige Spenderin des
Manuscriptes. Die Wirthschafterin kommt herzu und erzählt, daß die
frühere Frau Coccoz, die im Dachstübchen gewohnt, in einer Equipage vor-
gefahren sei, und das sei doch eine Schande. – Bonnard verbittet es sich
energisch, anders als mit größter Ehrerbietung von dieser Dame zu sprechen,
und er sagt zu sich selbst: Alte Handschriften verstehst Du zu lesen, Bonnard,
aber nicht das Buch des Lebens. Dies kleine Närrchen, der Du die Seele
eines Vogels zugetraut hast, hat mehr Fleiß und Geist aus Dankbarkeit
geäußert, als Du es jemals gegen irgend Jemand thatest. Das Stück Holz
von damals hat sie Dir königlich bezahlt. – Und ihn umhüllt der Veilchen-
duft wie der Hauch einer sanften, schönen Seele.
Also deshalb hieß dieser Theil „Das Stück Holz.“ Nun schließt sich
der Kreis. Nun ist die Melodie vollkommen zu Ende gespielt, und Alles
löst sich in harmonischem Schlusse befriedigend auf, wie die wohlgeformt,

<"page333">

- Kuppel ein vielgliedriges Gebäude nach oben beruhigend und zusammen-
fassend krönt.
Und was für ein hübsches Schlußthema hat sich der Schriftsteller ge-
wählt, die Freude eines Forschers, der beim Anblicke der erwünschten
Herrlichkeit nicht in erster Linie die Vorfreude kommenden Ruhmes, sondern
mit Behagen die Rettung eines Schatzes für gleichgestimmte Seelen, deren
theilnahmsvolle Freude und Genugthuung im Voraus empfindet und schmeckt.
Wahrlich eine ähnliche frohe Stunde wird etwa Erich Schmidt in unseren
Tagen gekostet haben, als er unter den Papieren des Fräuleins Luise
v. Göchhausen den Urfaust in sauberer Abschrift entdeckte, da eine graziöse
Schicksalswendung ihn auf diesem Wege, durch die Vermittlung des Hof-
fräuleins, ein köstliches altes Goethewerk wiederfinden ließ. – Oder eine
ähnliche Freude, wenngleich vielleicht minder intimer Natur, so doch noch
überwältigend großartiger mußte Hamdy Bey, der Entdecker jener herrlichsten
Sarkophage des Alterthums, in unseren Tagen empfunden haben. –
Wir wollten an dem angeführten Beispiel nur die schriftstellerische
Baukunst des Dichters erläutern. Wohl selten finden wir eine so vor-
trefflich dem architektonischen Bedürfniß genügende Erzählung. Man könnte
an ihr förmlich wohlthuende Regeln ablesen.
Aber so nothwendig diese Raumkunst erscheint, das Wesen der dichteri-
schen Arbeit ist durch gute Führung der Fäden nicht vollständig erschöpft.
Wie die Architectur nicht die einzige der bildenden Künste ist, so ist auch
das Schönheitsideal des gestaltenden Gedankenkünstlers mit dem bau-
meisterlichen Können nicht endgiltig bezeichnet. – Vielleicht daß Anatole
France uns nun nicht mehr genügt? Fragen wir zunächst nach einem
neuen Maßstabe. –
Ehe wir jedoch das Gebiet dieser krystallinischen Gesetzmäßigkeit ver-
lassen, möchten wir mit einem festen Dankesblick diese nöthige und wichtige
Region umspannen. Wir brauchen Ordnung, und wehe dem Schwachen,
der ohne innere Regel vorwärtstappt oder nach Süßigkeiten herumnascht.
Das Süße kommt von selbst. Es ist die Frucht der nützlichen Arbeit.
– Alle großen Dichter haben Respect gehabt vor diesem Jdeal der ab-
messenden Vertheilung, besonders freilich die Klassiker und die Franzosen.
Letztere haben bekanntlich des Guten ein wenig zu viel gethan, und es
bedurfte der kühnen inneren Gesetzestreue eines Lessing, um uns die Halt-
losigkeit äußerlicher Regeln und den tiefen Werth natürlicher Kunst-
bestimmungen klar zu erhellen.
Auf dem von ihm eingeschlagenen Wege haben die Aesthetiker fortzu-
schreiten gesucht. Man denkt heute in mancher Beziehung anders und
freier selbst als der muthige Lessing, aber wo immer sich ein herzliches
Bedürfniß nach deutlicher Auseinandersetzung in Grenzstreitigkeiten regt, da
scheint Lessingscher Geist die beste Arznei für trübe Augen, und da weht
ein Hauch von ihm belebend und erfrischend. Das Wesen der Plastik hat,

<"page334">

gegenüber der Raumkunst, neuerdings August Schmarsow in der Körper.
bildung und das der Malerei in der Darstellung des Körpers im Raum
gefunden. Was sich aus dieser einfachen Feststellung für fruchtbare Gesichts-
punkte gewinnen lassen, hat er gezeigt. – Sollte sich für das Bemessen
des Werkes eines dichtenden Künstlers vielleicht auch noch Nutzen von solchen
Definitionen ziehen lassen?
Ob nun Anatole France ein ebenso guter Körperbildner oder Personen-
charakteristiker ist, wie er sich uns als geschickter Architekt gezeigt hat? Er
verstand es, ein gutes Haus zu bauen; die Massenvertheilung, die Dis-
position, die Schürzung des Knotens, Spannung und Lösung, Erwartung
und Erfüllung, damit hat er uns gut unterhalten. Aber leben auch seine

Gestalten? Hat er uns nicht blos ein Exempel mit beliebigen Buchstaben-
größen vorgerechnet? Hat er auch Individuen geschaffen, – nicht Theater-
puppen, sondern „handelnde Menschen“, wie die Modernen gerne sagen?
– Es scheint beinahe, das prinzliche Ehepaar streift an das Possenhafte.
Es ist unwahrscheinlich komisch, oder wie? – Vielleicht haben wir nur in
unserem Bestreben, das Gerippe an den Tag zu legen, die sehr noth-
wendigen Fleischpartieen entfernt und dadurch das Lebensbild entstellt?
Jetzt lassen wir die Skelettfrage bei Seite und wollen Fleisch und Nerven
erblicken, unseresgleichen. –
II.
Eine gute Probe für den Tiefegrad unserer Eindrücke liefert uns die
Erinnerung. Wir haben ein Stück gesehen und verlassen das Theater,
wir haben uns gut amüsirt – ist davon etwas geblieben, oder ist es
verrauscht wie der Duft einer Blume von gestern? Wenn das Stück von
Shakespeare oder Molière oder Goethe war, so werden die Gestalten uns
im Gedächtniß länger haften als etwa die Figuren einer kleinen Posse oder
eines unbedeutenden Trauerspiels. – Und so geht es uns auch bei
Romanen. Wieviel Menschen sind dem Leser von Dickens oder Thackeray
oder Balzac gegenwärtig? Wer kann den Vater des grünen Heinrich ver-
gessen, obgleich Keller ihn aus Traum und Nebel nur zusammengesetzt zu
haben scheint? Wem ist nicht die kleine sanfte Mutter des jungen David
Copperfield oder die friedliche Agnes wie etwas Köstliches im Herzen ge-
blieben? Und ist nun Anatole France auch so ein wohlthuender Bereicherer
unserer poetischen Seelenwelt gewesen? Oder ist Alles verflogen, verduftet?
Wir glauben: Nein. – Wir fühlen um uns einen Kreis ernster und
lächelnder Menschengesichter, wir merken, daß sie leben und sprechen können,
und daß wir uns in einer lieben wahren Welt befinden. Einige der
hervortretenden Charaktere scheinen sich uns unvergeßlich einzuprägen. Es
ist, als hätten wir mit ihnen persönlich im Leben zu thun gehabt; der
Dichter weiß schon in seiner Schilderung das zarte Erinnerungsgefühl
gelegentlich elegisch zu wecken.

<"page335">

So beginnt er den Vater Le Beau mit einem Hinblick auf Heines
wundersames Porträt des alten Simon van Geldern zu beschreiben. In
Bescheidenheit läßt er den Verfasser des Tagebuches im Le livre de mon
ami sagen: „Die Gestalt des alten Geldern ruft mir eine andere in's
Gedächtniß, die, da sie nur in meinen eigenen Erinnerungen lebt, schwach
und reizlos erscheinen wird. In der That würde ich nie eines dieser zu-
gleich phantastischen und wahren Bildnisse zu Stande bringen, zu denen
Rembrandt und Heine das Geheimniß besaßen. Es ist schade! Das Ur-
bild verdiente einen kundigen Maler.“ – Und nun erzählt uns der Schrift-
steller von dem katalogisirenden alten Herrn, der seine Kindheit sonnig
beleuchtet und der ihm die Lust zum Fabuliren beigebracht habe.
Da wird uns ein Abbé Jubal vorgeführt. Er unterrichtet die Kinder
in den unteren Klassen. Er weiß sich Respect zu verschaffen, denn als
einmal der kleine Schüler beim Aufsagen eines Gedichtes stecken bleibt,
hält er ihm eine seltsame Rede, in der er zeigt, daß man niemals sich
gefangen geben und beim Gedichtdeclamiren seine Vergeßlichkeit an den
Pranger stellen muß, sondern als gewandter Geist dafür etwas Anderes
einschieben, was der Dichter auch hätte sagen können, wenn er es auch
nicht gesagt hat. Hierzu giebt er nun dem andächtig lauschenden Schüler
die absurdesten Beispiele.
Derselbe Abbé lehrt auch die Kinder, daß in demselben Grade, wie
Gott über den Königen stehe, so die Priester, als Diener Gottes, über den
Ministern des Königs. Und der Knabe fühlt die Wahrheit dieses Wortes
besonders, wie er einmal den Abbé in der Kapelle ein Bild der heiligen
Jungfrau mit Guirlanden schmücken sieht; denn sein sanftes Gemüth findet
an diesem friedlichen Bilde mehr Wohlgefallen als an dem eines auf seinem
Schlachtroß dahersprengenden Feldherrn. – Bei einem Schulactus muß er
freilich zu seiner Verwunderung bemerken, daß der Abbé Jubal den be-
scheidensten Platz unter den Würdenträgern einnimmt und selbst von dort
schließlich durch weitere Verdrängung seinen Blicken entrückt wird.
Da ist ferner der Lehrer Chotard mit seiner fetten Stimme, der alles
gleichmäßig pathetisch betont, und dessen Vortrag über die letzten Worte des
Decius Mus durch allerhand Zwischenbemerkungen an die Schüler mit
prächtiger Komik unterbrochen wird.
Da ist der kleine freche Mitschüler, dessen erstes Gespräch mit dem
eingeschüchterten Neuling folgende Wendung nimmt: „Er fragte mich, was
mein Vater sei. Ich sagte ihm, er wäre Arzt.“
„Meiner ist Rechtsanwalt,“ antwortete Fontanet. „Das ist besser.“
„Wieso?“
„Siehst Du nicht, daß es hübscher ist, Rechtsanwalt zu sein?“
„Nein.“
„Das kommt, weil Du dumm bist.“ – –

<"page336">

Und mit wenig Zügen ist das Portrait, dieses Vaters ungemein
lebendig gezeichnet, eines stillen, ernsten Mannes, der wenig bewundert und
viel verzeiht, und der mit dem Alter die Gewohnheit angenommen hatte,
seine Gedanken in tausend feine Nüancen zu kleiden. Er haßt alle
Uebertreibungen. –
Meisterhaft ist die Schilderung des Gelehrten, der unter dem Namen
Bergeret eine nahezu volksthümliche Berühmtheit erlangt hat. Bergeret ist
der Held einer Reihe lose verknüpfter Situationsbilder, und seine bedächtigen,
milden philosophischen Reden haben so etwas anheimelnd Philiströses und
Gemüthliches, daß man ein Tabakspfeifchen dabei zu riechen vermeint. Die
Ruhe und stille Sachlichkeit seiner Erörterungen im Trubel des politischen
Lebens scheinen noch mehr als traute Friedlichkeit, nämlich ruhige Größe
und Weisheit zu besitzen. Es ist Bergeret, der im Dreyfusproceß für die

verfolgte Unschuld das Wort ergreift, und vielleicht noch tiefer als die
leidenschaftliche Gluth des himmelstürmenden Zola wirkt die schlichte Innig-
keit und das sanfte gemüthsreiche Plaudern des kleinen Wissenschaftlers aus
der Provinz, aus dessen Mund der große Anatole France seine Meinung
verkündigt. – Hier kommen einige der hervorragendsten Eigenschaften unseres
Meisters zur Geltung, sein feines, stilles Lächeln über mancherlei bunte
Thorheit, die beinahe überzarte Ironie des klaren Denkers und der sittliche
Herzensgrund schöner und reifer Menschenliebe.
Im Hinblicke auf die oben angeführte Stelle hat man vielleicht France
mit Heine zu vergleichen versucht. Auch Heine ist ein gewaltiger Seelen-
zeichner, auch er versteht es, fein und ironisch zu lächeln, und auch er hat
ein reiches Gemüthsleben offenbart, aber während der deutsche Dichter vor
Allem durch seinen muntern und schneidigen Scharfblick Triumphe der
schriftstellerischen Charakteristik feiert, während er auch in wilder Leidenschaft
das volle Herz klangvoll ertönen lassen mag: ist Anatole France in höherem
Maße durch des Gedankens Blässe verfeinert und durchgeistigt. Seine
Lieblingsgestalten aunter den Männern sind, so glauben wir, vornehme
Denker. Es ist eine überaus freundlich anmuthende Pedanterie in den be-
schaulichen Gedankengängen, die seine Helden vor uns auszuspinnen verstehen.
Dürfen wir uns einen Vergleich mit einem berühmten Gemälde er-
lauben, so möchten wir zum Verständnisse Bergerets auf jene zarte und
hehre Hand hinweisen, die Tizian so wirkungsvoll dem Beschauer des Bildes
vom Zinsgroschen gezeigt hat. Christus, der dem Pharisäer antwortet,
dieses Geschöpf der Liebe, wie der Maler es in einem so feingeistigen
sinnlichen Gefäß darzustellen vermochte. Nicht robuste Männerkraft, sondern
der unsichtbar sieghafte Blitz des Gedankens bildet das innerste Wesen der
von France geschaffenen Geister.
Mit Bergeret schließen wir die Reihe seiner Männergestalten ab.
Daß ein Schriftsteller, der über solche Mittel verfügt, wie hier gezeigt
wurde, ganz besonders dazu geeignet sein wird, Frauen zu schildern, ist

<"page337">

zu erwarten. In der That hat Anatole France hier sein Können gelegent-
lich in einer Weise entfaltet, die auch in diesem Falle hohe Vergleiche nicht
als geschmacklos erscheinen lassen darf. Aehnlich wie die zarten weiblichen
Blumen, die Charles Dickens der Nachwelt geschenkt hat, erscheinen mir
einige Frauenporträts aus der Hand des französischen Meisters. Wie
könnte man sie alle hier ausführlich besprechen, die gutherzige Pathin, die
dem kleinen Peter wie eine gute Fee erscheint, und der er im Herzen treue
Verehrung bewahrt, noch länger als all' ihre Verehrer, die poesievolle
Lehrerin, die nicht Ruhe in der Klasse herstellen kann und klägliche Gedichte
vorliest, wie knapp und fein ist ihre Theilnahmlosigkeit gezeichnet, und die
schöne Alice Gauce, die der verliebte Knabe zu seiner langen Qual mit
„Monsieur“ in seiner Verwirrung angeredet! Doch genug des Rühmens
und ein Beispiel für Alle. Wir wählen die Mutter im Le livre de
mon ami.
Da findet sich die Beschreibung eines naturhistorischen Raritätencabinets.
Im Nebenzimmer sitzt die Mutter und stickt. „Ich spielte zu ihren Füßen
auf dem Teppich mit einem dreibeinigen, ausgestopften Schaf und einem
Hanswutst. Ich muß wohl damals viel Einbildungskraft besessen haben,
denn dieser Hanswurst und dies Schaf stellten die Personen zu unzähligen
seltsamen Theaterstücken vor. Wenn etwas ganz und gar Interessantes dem
Schaf oder Hanswurst zustieß, theilte ich es meiner Mutter mit, aber
große Menschen verstehen nie recht, was die kleinen Kinder sagen. Meine
Mutter war zerstreut. Sie hörte mir nicht genügend aufmerksam zu.
Das war ihr Hauptfehler. Aber sie hatte eine Art, mich mit ihren großen
Augen anzusehen und mich „mein kleines Schaf (petit bêta)“ zu nennen,
die Alles in Ordnung brachte.
„Eines Tages legte sie ihre Arbeit bei Seite und nahm mich in ihre
Arme; dann zeigte sie mir eine der Rosen, die auf der Tapete des Zimmers
waren, und sagte: „Ich schenke Dir diese Rose.“
„Und um sie wiederzuerkennen, zeichnete sie mit ihrer Nadel ein kleines
Kreuz an die Stelle.
„Nie hat mich ein Geschenk so glücklich gemacht.“ –
Ein anderes Mal erzählt der Schreiber des Familientagebuches, daß
er wie „die Söhne Eduards“ frisirt worden sei. „Mit meiner Sammet-
blouse hätte man mich nur noch in den Thurm mit meinem älteren
Bruder sperren müssen, meinte die Mutter. „Das soll man 'mal ver-
suchen!“ fügte sie hinzu und hob mich mit anmuthigem Stolz empor. So
trug sie mich in zärtlicher Umarmung in den Wagen, denn wir fuhren
Besuche machen.
„Ich fragte, wer denn dieser ältere Bruder sei, den ich nicht kenne,
und dieser gefährliche Thurm.
„Und meine Mutter, die die himmlische Geduld und heitere Einfalt
jener Seelen besaß, deren einziger Beruf in dieser Welt darin besteht, zu

<"page338">

lieben, erzählte mir in einem kindlichen und poetischen Geplauder, wie die
beiden Kinder des Königs Eduard, die schön und gut waren, ihrer Mutter
geraubt und im finstern Thurm von London durch den bösen Onkel Richard
getödtet wurden...
„Sie setzte noch hinzu, was ihr wahrscheinlich irgend ein Bild ein-
gegeben hatte, daß der kleine Hund der Kinder bellte, um ihnen das
Nahen der Mörder zu melden.
„Ihre Erzählung schloß damit, daß dies eine sehr alte Geschichte wäre,
aber so rührend und schön, daß man sie noch immer malte und in den
Theatern aufführte, und daß dann die Zuschauer alle weinten, und daß sie
auch geweint hätte.
„Ich sagte zu Mama, daß das ein recht böser Mensch sein müsse, der
sie und alle Andern zum Weinen brächte.

„Sie antwortete mir, daß dazu im Gegentheil eine große Seele und
ein schönes Talent gehörte, aber ich verstand sie nicht. Damals wußte ich
noch nichts von der Wonne der Thränen (volupté des larmes).“
Und dann wird der Besuch bei Herrn Robin geschildert, wo das
Kind sich ängstigt und, weil es auf der Treppe einen Hund hat bellen
hören, auch in dem Thurm der Söhne Eduards zu sein glaubt. Endlich
zupft das nachdenkliche kleine Geschöpf den fremden Onkel am Aermel. Es
hat sich eine Meinung über die Angelegenheit gebildet und will sie von sich
geben. „Wenn Mama mitgewesen wäre, dann hätte der böse Onkel sie
nicht tödten können, weißt Du?“
„Der Onkel schien das nicht recht zu verstehen, aber als Mama und ich
wieder allein auf der Treppe waren, nahm sie mich in ihre Arme und
sagte: „Du kleines Ungeheuer, laß Dich küssen.“ –
Wir haben hier bereits ein Capitel der Charakteristik berührt, das
das der Frauengestaltung überschreitet, nämlich die Kinderpsychologie.
Geben wir auch hier wieder ein Beispiel für viele andere Fälle. (Livre
de mon ami, p. 212.)
„Susanne hat einen großen Korb voll Spielzeug, davon nur einiges
Spielzeug von Natur und Bestimmung aus ist, als da sind Thiere aus
weißem Holz und Babys aus Kautschuk. Die anderen Dinge sind ge-
wordenes Spielzeug – durch einen eigenthümlichen Zug ihres Schicksals:
dahin gehören alte Portemonnaies, Lappen, Boden von Schachteln, ein
Metermaß, ein Scheerenfutteral, ein Kochkessel, ein Eisenbahnfahrplan und
ein Kieselstein. Jeden Tag nimmt sie Susanne, eins nach dem andern,
aus dem Korb und giebt sie ihrer Mutter. Sie zeichnet keins durch eine
besondere Weise aus, und sie macht überhaupt keine Unterscheidung zwischen
diesem kleinen Besitz und den übrigen Dingen. Die Welt ist für sie ein
ungeheures Spielzeug, vielgestaltig und in bunten Farben.
„Wollte man sich von dieser Naturauffassung durchdringen und auf sie
alle Handlungen und alle Gedanken Susannes beziehen, so würde man die

<"page339">

Logik dieser kleinen Seele bewundern; aber man beurtheilt sie nach unseren
Ideen und nicht nach den ihrigen. Und weil sie nicht unsere Vernunft hat
schließt man, sie hat überhaupt keine. Welche Ungerechtigkeit! – Jch, der
ich mich auf den rechten Gesichtspunkt stelle, entdecke überall einen Geist der
Folgerichtigkeit, wo die Menge nur unzusammenhängende Handlungsweisen
erblickt.
„Und ich verführe mich hier nicht, ich bin kein blinder Vater; ich er-
kenne, daß meine Tochter nicht bewunderungswürdiger ist als ein anderes
Kind, ich gebrauche nicht übertriebene Ausdrücke, wenn ich von ihr spreche.
Ich sage nur zu ihrer Mutter:
„Liebe Frau, wir haben da eine sehr hübsche kleine Tochter.“
„Sie antwortet mir ungefähr, was Frau Primerose erwiderte, als
ihre Nachbarn ihr ein ähnliches Compliment machten:
„Lieber Mann, Susanne ist wie Gott sie geschaffen hat: schön genug,
wenn sie gut genug ist.“
„Und indem sie das sagt, wirft sie auf Susanne einen langen Blick,
großartig und zärtlich, wobei man unter den gesenkten Lidern die vor
Stolz und Liebe funkelnden Augäpfel erräth.
„Ich dringe weiter und sage:
„Gestehe, daß sie hübsch ist.“
„Aber sie hat verschiedene Gründe, um das nicht wahr haben zu wollen,
Gründe, die ich besser noch entdecke, als sie wohl selber könnte.
„Sie möchte immer wieder hören, daß ihr kleines Kind hübsch ist.
Wenn sie es selber sagt, würde sie, wie sie glaubt, einen gewissen Wohl-
anstand verletzen und nicht alle nöthige Feinheit bekunden. Auch würde sie
besonders irgend eine geheime unsichtbare Macht zu beleidigen fürchten,
etwas Dunkles, das sie nicht kennt, aber fühlt, daß es im Schatten lauert,
Mütter, die sich brüsten, an ihren Kindern zu strafen.“ –
Hierauf folgt ein kleiner Ercurs, wie ihn Anatole France liebt über
die Nemesis der Alten.
Der Dichter hat eine ganz besondere Geschicklichkeit darin, sein reiches
Wissen in anmuthigen Bemerkungen dem Leser – nicht zur Schau zu
stellen, im Gegentheil, dazu ist Alles, was France sagt, viel zu innig mit
eignen persönlichen Empfindungen durchwachsen – man gestatte uns ein
weniger würdevolles, als treffendes Bild – dem Leser wie einen appetit-
erregenden Bissen anzubieten. Es ist das eine Eigenart, die wir anderswo
kaum noch in gleicher Natürlichkeit angetroffen haben.
Hier überspringen wir den Ercurs, um als letztes Beispiel der
Personalcharakteristik die kleine Susanne noch einmal zu erblicken.
„Susanne weigert sich hartnäckig zu Bett zu gehen.
„Diese Weigerung würde in der römischen Geschichte für einen schönen
Zug im Leben eines Titus, eines Vespasian oder Alexander Severus
gegolten haben. Diese Weigerung brachte Susannen Schelte. So ist der

<"page340">

Lauf der menschlichen Gerechtigkeit. Freilich, wenn Susanne aufbleiben
will, so geschieht das nicht, um über das Wohl des Reichs zu wachen,
sondern um im Schubfach einer alten dickbäuchigen holländischen Commode
zu kramen.
„Da senkt sie sich hinein. Sie hält sich mit einer Hand an dem
Möbel, und mit der anderen erfaßt sie Hauben, Jäckchen, Kleider, die sie
mit großer Anstrengung sich vor die Füße schleudert, kurze Schreie aus-
stoßend, bald wild und bald leiser. Ihr Rücken, den ein Tuchzipfel bedeckt,
hat etwas besänftigend Lächerliches. Ihr kleiner Kopf, den sie mir für
Augenblicke zukehrt, drückt eine Befriedigung aus, die noch rührender ist.
„Ich kann mich nicht halten. Ich vergesse Nemesis und rufe:
„Sieh nur, ist sie nicht anbetungswürdig in ihrem Schubfach?“
„Mit einer drohenden und furchtsamen Geberde legt mir ihre Mama

einen Finger auf den Mund. Dann kehrt sie zu der geleerten Schublade
zurück, indessen ich meine Gedanken fortsetze:
„Liebe Frau, wenn Susanne bewundernswerth ist durch das, was
sie weiß, so ist sie nicht minder bewundernswerth durch das, was sie
nicht weiß. Gerade in dem, was sie nicht versteht, ist sie voller Poesie.
„Bei diesen Worten wandte die Mutter ihre Augen auf mich, und ein
wenig von der Seite lächelnd, was Schelmerei bedeutet, rief sie dann:
„Die Poesie Susannens! Die Poesie Deiner Tochter? – Deiner
Tochter behagt es ja nur in der Küche! Strahlend fand ich sie neulich
mitten im Kehricht. Das nennst Du Poesie, Du?“
„Zweifellos, meine Theure, zweifellos. Die gesammte Natur spiegelt
sich in ihr mit einer so großartigen Reinheit, daß es nichts Schmutziges
für sie in der Welt giebt, nicht einmal im Abfallkorbe. Deshalb fandst
Du sie neulich in Entzücken verloren über Kohlblätter, Zwiebelschalen und
Krebsschwänze. Das war Begeisterung, Madame. Sie gestaltet die Natur
mit engelhafter Macht um: Alles, was sie sieht, und Alles, was sie berührt,
drückt für sie Schönheit aus.“
„Während dieses Gesprächs verließ Susanne ihre Commode und näherte
sich dem Fenster. Die Mutter folgte ihr dorthin und nahm sie in die
Arme. Die Nacht war ruhig und warm. Ein durchsichtiger Schatten
badete das feine Gezweig der Akazie, deren herabgefallene Blüthen auf
unserem Hofe weiße Streifen bildeten. Der Hund schlief, die Pfoten aus
der Hütte hervorgestreckt.
„Wir schwiegen alle Drei.
„Da in der Stille, in der erhabenen Stille der Nacht erhob Susanne
den Arm, so hoch sie konnte, und mit der Spitze ihres Fingers, den sie nie
völlig öffnen konnte, zeigte sie auf einen Stern. Dieser Finger, der von
wunderbarer Kleinheit ist, bog sich hin und wieder, wie um zu winken.
„Und Susanne sprach zu dem Stern.

<"page341">

„Was sie sagte, bestand nicht aus Worten. Es war ein dunkles,
liebliches Sprechen, ein seltsamer Sang, etwas Sanftes und tief Geheim-
mißvolles, was eben die Seele eines Kindleins ausdrücken muß, wenn ein
Stern sich in ihr spiegelt.
„Sie ist komisch, diese Kleine, sagte ihre Mutter und küßte sie.“
III.
Mit dieser Schilderung ist bereits etwas Neues gegeben, etwas, das
mehr ist als Architectur und Körperbildung oder vielleicht auch weniger,
jedenfalls etwas völlig anderes. Wenn France die laue Nacht mit einigen
Worten uns vor die Seele zaubert, wenn er von der dickbäuchigen Commode
und schließlich gar dem fernen Schimmer eines Gestirnes spricht, so sind
das Dinge, die mit der geschlossenen Menschenherrlichkeit des plastischen
Ideals, mit der Zeichnung des lebenden Individuums nichts zu thun
haben. Es ist hier eine Atmosphäre um sie herum gegossen worden; sagen
wir es frei heraus: hier ist etwas Aehnliches geschehen, was jeder Maler
uns täglich offenbart, und was doch nur die größten Meister in seinem
eigensten Wesen darzustellen vermögen, das Malerische, der „Körper
im Raum“, wie Schmarsow sagt, der Mensch in seiner geheimnißvollen
Abhängigkeit von all den tausend unbekannten Factoren, die um ihn weben
und leben, das „Milieu“.
Nicht die stolze in sich abgeschlossene Welt des Einzelnen, sondern der
durchgehende Zug, der Alles durchdringt, was in einem Lande und zu
einer Zeit beisammen lebt, ist jetzt das Wesentliche.
Die Kunst des Malers beruht darin, auf einer Fläche, also einer
zweidimensionalen Größe, die dritte Dimension zu ertäuschen. Dies erreicht
er bekanntlich durch die Perspective in der Zeichnung und die Abtönung
der Farben, die Beleuchtung von Nah und Fern. Ganz ebenso wichtig wie
für den Künstler, der wahrhafte Gemälde schaffen will, diese Tiefendar-
stellung bleibt, ist für den Schriftsteller und Dichter die künstlerische Er-
täuschung des seine Gestalten umwölbenden Raumes von Ort und Zeit.
Auch seine Figuren dürfen nicht an der Wand kleben, wie das bei schlechten
Malern vorkommt, sondern sie müssen umhüllt erscheinen von Luft und
Licht der freien Natur. Auch der Dichter hat nichts geleistet, wenn seine
Menschen die rohe Technik beschränkten Könnens noch an der Stirne tragen.
Es kommt darauf an, daß sie Wahrscheinlichkeit besitzen, und dazu gehört
eben vor Allem jenes unbeschreibliche Etwas, das, der dritten Dimension
auf dem Gemälde vergleichbar, die Geschöpfe der Phantasie hineinnimmt
in eine unbezweifelbare geographisch-historische Wirklichkeit. So und nicht
anders müssen diese Menschen denken! Das muß sich uns mit Gewalt
aufdrängen. Jede Zeit hat ihren Gedankenspielraum, der die Seelen um-
wölbt, und dessen Durchbrechung als Anachronismus zu rügen ist.

<"page342">

Wie man das specifisch Malerische an Künstlern, wie Rafael oder
Dürer, die doch unbedingt zu den größten Malern gehören, nicht so
schlagend nachweisen kann wie bei einem ganz im Innersten, beinahe ein-
seitig malerisch veranlagten Geiste wie etwa Rembrandt, dessen Bilder nur
noch im fluthenden Lichte ihre intime Einheit finden, so kann man auch
das im übertragenen Sinne Malerische, das wir hier meinen, die Wieder-
gabe der historischen Gesammtheit, das schier unerfaßliche Zeitleben und
Empfinden, die geschichtliche Stimmung, – bei kaum irgend einem
anderen großen Schriftsteller so gut studiren wie bei Anatole France.
War er als Architect im Verbrechen des Sylvester Bonnard gut genug
befunden, um in die französische Meistergilde Aufnahme zu erhalten, –
das genannte Werk ist von der Akademie gekrönt –, war er als Menschen-
schilderer, wie wir besonders an einem anderen Buche (Le livre de mon
ami) durch Beispiele zu erläutern versucht haben, ein gefälliger Künstler
mit wunderschönen Mitteln, – als Herr und Meister einer großen Kunst
tritt er seinen Lesern unter dem Gesichtspunkte malerischen Schaffens ent-

gegen. Hierin, wenn irgendwo, dürfte er Epoche machen. Sein Etui de
nacre, seine Thais und wie alle die Werke heißen mögen, die mit Clio,
dem letzten Erzeugniß seiner somit sich selbst nennenden Muse augenblicklich
abschließen, alle diese culturhistorischen Sittenbilder sind von köstlicher
Schönheit.
Wir möchten kaum die Erwartung zu hoch spannen, wenn wir einen
Deutschen darauf vorbereiten, er werde hier Schätze finden, die sich den
Leistungen eines Gottfried Keller an die Seite stellen. Ja, wie Gottfried
Keller, wie dieser Erbe echtesten Goethegeistes, dessen Kinderpsychologie
im „Grünen Heinrich“, dessen würziger Humor in den „Leuten von
Seldwyla“, dessen silberne Lebensweisheit und culturgeschichtlicher Tiefblick
in den herrlichen Legenden, dem „Sinngedicht“, den „Züricher Novellen“
und „Martin Salander“ wärmt und funkelt, wie dieser große deutsche
Dichter und Denker hat auch der französische Meister einen Ton auf seiner
Harfe, der sich nicht nachahmen läßt, denn er ist nur möglich in einer
rein das kleine Menschenweltall spiegelnden Seele, die lauter ist wie edles
Gold und ebenso selten.
Das Etui de nacre enthält eine Reihe kurzer Geschichten verschiedener
Zeiten und Länder. Daß sie in elegantem Redefluß dahinströmen und
nicht so oft übermüthig derb über das Gestein schäumen wie ein Gebirgs-
bach, wie die Schweizer Sprache Gottfried Kellers, – das wird wohl
Jeder schon an dem zierlichen Titel merken, der es nicht bereits aus der
Nationalität des Verfassers geschlossen.
Anatole France, so wenig steife französische Latinität er besitzen mag,
ist doch immer ein andersgearteter Künstler als der Züricher Stilist. Sie
verhalten sich zu einander, um eine geläufige Charakterisirung statt langer
Erörterungen auszuspielen, wie die sinnig bekränzten Hermen des Vergil und

<"page343">

Ariost in Goethes Tasso. Dem Meister Gottfried gebührt ein „voller,
froher“ Kranz, der
„bunt von Blumen
„Schwillt immer mehr und mehr.“
Der Kranz der Prinzessin ist minder reich, sie hat „den zarten,
schlanken Lorbeer“ gewählt, mit dem sie den Vergil schmückt. Auch für
Anatole France dürfte sich ein anderer Kopfschmuck als für Gottfried Keller
ziemen. Mit seinem tief dringenden Studium der Verfallzeit des großen
Römerreiches hat der Franzose ein wenig Lebensblut antiken Geistes ein-
gesogen. Nicht umsonst kommt er gern auf Horaz und die alten Griechen
zu sprechen, – Horaz besonders „avec son senslatin si net et si clair“.
Der Waldesduft in der Keller'schen Landschaft wird hier ersetzt durch
andere Dinge, Marmor, Rosen und Cypressen.
Die erste Geschichte im Etui de Nacre ist jenes berühmte Meisterwerk,
das die Unterhaltung vornehmer Römer so unübertrefflich charakteristisch im
Ton wiedergiebt und mit dem eigenthümlich tiefsinnigen Schlusse endigt,
daß Pontius Pilatus sich des gekreuzigten Jesus nicht erinnern kann; war
er doch einer unter so vielen. –
Darauf folgt ein ganz wunderbares Gemälde: Amycus et Célestin, ein
frommer Einsiedler und ein Faun. Es ist die Zeit des frischen Christenthums,
unter dessen Kruste der übermalte Heidenglaube noch bunt und verlockend
schillert. Die kleine Skizze gemahnt an den Zauber der Bilder Arnold Böcklins.
Nun kommen Erzählungen mannigfaltigen Inhalts, Legendenhaftes
schalkhaft vorgetragen, Scenen aus der Zeit der französischen Revolution,
allerhand stimmungsvolle Schilderungen. Einige dieser kleinen Perlen
erscheinen mir alle France'schen Eigenschaften glänzend zu offenbaren, seine
sichere Technik, die die „Pointen“ so trefflich einfaßt, seine Menschenkennt-
niß und Darstellungskunst und seine Fähigkeit, den resultirenden Stimmungs-
werth des historischen Milieus zart und eindringlich fühlbar zu machen.
Wie in Kellers Sinngedicht eine abenteuerliche Seegeschichte den Hauch des
Cinquecento so überzeugend großartig hervorbringt, man weiß nicht woher
und wie, der Charakter ist da – so trifft auch France den Ton der Zeit
mit außerordentlichem Tactgefühl. Wenn man ihn geschmeckt hat, mag man
manche andere Kost nicht wieder berühren wollen. – Er verwöhnt uns.
Da wird zum Beispiel der „Jongleur der Mutter Gottes“ uns vor-
geführt, ein harmloses Menschenkind, das die Dörfer und Städtchen durch-
streift und seine Kunst zum Besten giebt.
An Meßtagen breitete er auf dem öffentlichen Platze einen alten, ziemlich
schäbigen Teppich aus, und nachdem er Kinder und Müßiggänger durch die
Späßchen, die er von einem sehr alten Jongleur geerbt und an denen er
nichts geändert hatte, herbeigelockt, nahm er Stellungen an, die nicht
natürlich waren, und balancirte einen Zinnteller auf seiner Nase. Die
Menge sah ihm zunächst gleichgiltig zu.

<"page344">

Aber wenn er dann seine Hauptkunststückchen producirte, etwa mit
zwölf Messern in ungewöhnlichster Körperhaltung jonglirte, dann ging ein
Murmeln der Bewunderung durch die Menge, und es regnete Geldstücke.
Indessen, wie die meisten, die von ihren Talenten leben, hatte er es
schwer, sich durchzuschlagen.
Gelegentlich macht er dann einmal die Bekanntschaft eines Mönches,
dem er die Herrlichkeit seines Standes schildert, freilich mit dem Seufzer,
„wenn man nur alle Tage zu essen hätte.“
Der Mönch antwortet ihm bedächtig, daß er Acht auf seine Worte
geben möge. Der schönste Stand sei der des frommen Dienstes der
heiligen Mutter Gottes.
Beschämt erkennt er, daß er thöricht gesprochen. Obwohl es verdienst-
voll sei, einen Stock auf der Nase im Gleichgewicht zu halten und dabei
zu tanzen, so dürfe man freilich doch dies Verdienst nicht mit dem eines
Mönches vergleichen. Er möchte wohl auch gern ein Mönch werden.
Der Mann Gottes ist durch die Einfalt seiner Worte gerührt. Er

erkennt, daß der Jongleur Barnabas zu den Seelen gehört, von denen der
Heiland gesagt hat, daß sie den Frieden auf Erden besäßen. Barnabas
wird aufgefordert, in das Kloster zu kommen, und gerne folgt er der schönen
Einladung.
Da sind nun alle Brüder eifrig beschäftigt, den Ruhm der heiligen
Jungfrau zu verherrlichen, der eine malt, der andere verfertigt zierliche
Gedichte, – France schildert uns das gemüthvoll beschauliche Treiben in
einem alten Kloster.
Hier verbringt nun der Jongleur zunächst traurige Stunden, denn er
kann nicht zum Lob und Preis der Gottesmutter beitragen, aber eines
Tages ist er für eine Weile den Blicken der Mönche unsichtbar geworden
und zeigt sodann ein zufriedeneres Wesen. Das wiederholt sich.
Der Prior, der die Pflicht hat, Alles zu wissen, was die ihm an-
vertrauten Seelen angeht, beschließt, Barnabas zu beobachten. Er schleicht
ihm mit zwei älteren Brüdern nach, wie dieser in der Kapelle verschwindet.
Da sehen sie, wie der einfältige Mensch vor dem Bilde der Jungfrau
seine Kunststückchen producirt. Sie wollen auf ihn zuschreiten, da – –
steigt die Mutter Gottes vom Altare herab und wischt mit einem Zipfel ihres
blauen Mantels dem Jongleur die Schweißtropfen von der Stirne.
Der Prior wirft sich nieder und spricht:
„Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott
schauen.“
„Amen!“ antworten die Greise und küssen den Boden. –
Eine andere Wundergeschichte, die mich immer an das Tanzlegendchen
Gottfried Kellers erinnert, ist die Erzählung von der keuschen Scolastica,
die den Injuriosus heirathen muß, aber auch ihn bekehrt und in geschwister-
licher Liebe bis zum Tode mit ihm verbunden bleibt. Bei dem Leichen-

<"page345">

begängniß kniet der fromme Ehegemahl vor der Todten nieder und spricht
mit lauter Stimme:
„Ich danke Dir, Herr Jesus, daß Du mir die Kraft gegeben, den
Schatz unberührt zu behüten!“
Bei diesen Worten erhob sich die Todte von ihrem Lager, lächelte und
murmelte sanft:
„Mein Freund, warum erzählst Du, wonach man Dich nicht fragt?“
Darauf versank sie wieder in den ewigen Schlummer.
Später begrub man den Injuriosus in ihrer Nähe, und in der ersten
Nacht seines Todesschlafes wuchs ein wunderbarer Rosenbaum aus ihrem
Grabe hervor, und dessen Arme umschlangen auch das Grab des treuen
Gefährten. Das Volk erkannte daran die Heiligkeit der beiden Seligen
und verehrte ihren christlichen Sinn. Aber es gab auch noch Heiden in
dieser Provinz. Einer von ihnen, Silvanus mit Namen, huldigte den
Nymphenquellen, hing Bilder an die Aeste einer alten Eiche und bewahrte
an seinem Herd kleine Figuren aus Thon, die die Sonne und die Mütter-
Göttinnen darstellten. Halb im Laubwerk versteckt beschützte der Gartengott
seine Pflanzungen. Der schrieb das Wunder dem Eros zu. „Die arme
Scolastica,“ sprach er zu sich selbst, „jetzt, wo sie nur ein blasser Schatten
ist, beklagt sie wohl die verlorene Liebeszeit und die entbehrten Freuden.
Die Rosen, die von ihr entsprießen und für sie sprechen, sagen uns: „Liebt
Ihr, die Ihr lebet“. Dies Wunderzeichen lehrt uns die Genüsse des Lebens
zu schmecken, solange dazu noch Zeit ist.“
Er verfaßte eine Elegie, die mit den Worten beginnt:
„Nunc piget; et quaeris, quod non autista voluntas
Tunc fuit...“
und so endigt:
„Stringamus moesti carminis obsequio.“
France schließt mit der Versicherung, er werde nicht verfehlen, den
vollständigen Text demnächst zu veröffentlichen, und er zweifle nicht daran,
daß Herr Delisle selbst dieses unschätzbare Document der Akademie der In-
schriften übergeben werde.
- In der That hat sich unser Dichter mit dem psychologisch so höchst
reizvollen Gegensatz zwischen antiker Frömmigkeit und christlicher Gesinnung
ganz besonders eingehend beschäftigt. Die Worte, die er seinem formvoll-
endeten Drama Les noces Corinthiennes voranschickt, sind dafür be-
zeichnend. Dort heißt es:
„In diesem Buche berühre ich große und zarte Dinge, – religiöse
Dinge. Ich habe den antiken Glaubenstraum erneuert; ich habe mir die
Vorstellung, als lebe dieser Glaube, zu erzeugen gesucht, denn es wäre
ein Mangel an Harmoniegefühl, ohne Frömmigkeit zu behandeln, was fromm
ist. Ich trage den heiligen Dingen aufrichtige Achtung im Herzen.“

<"page346">

In den „Noces Chorinthiennes“ duftet wirklich ein wundersamer
antiker Weihrauch. Es ist hier die echte Probe auf den Wahrheitssinn des
Schriftstellers geleistet. Er will einen antiken Stoff angemessen behandeln,
und siehe da, er scheint selbst wie ein Kind jener Zeit für eine Weile zu
empfinden. Es mag wohl nicht gleich als thörichte Aeußerlichkeit von
nüchternen Naturen verschrieen werden, wenn Richard Wagner im Barett
componirte. Die Illusion ist dem Künstler wichtig, er muß hineintauchen
in seinen Gegenstand und sich von ihm durchdringen lassen, wenn er etwas
leisten will, das nicht kalter Construction, sondern organischem Leben gleichen
soll. Das Barett allein thut's freilich nicht. –
In der Korinthischen Hochzeit behandelt Anatole France dasselbe
Thema wie Goethe in der „Braut von Korinth“. Es sagt wohl genug,
wenn man trotz Goethe noch einen Andern hierüber lesen kann. Ein Ver-
gleich beider Dichtungen wäre gefährlich. Goethes Darstellung ist ein
richtiges Rembrandtgemälde, im ungewissen Flackerlicht großartig, unheimlich,
überwältigend. Sein Versmaß allein ist von einer bezaubernden Stimmungs-
wirkung. Darüber hat Friedrich Theodor Vischer genug geschrieben. Da-

gegen ist Anatole France auf blumigerem und sonnigerem Pfade gewandelt. Der im Französischen so melodische Alexandriner ist meisterhaft verwerthet, es ist ein süßer Liebessang unter dem blauen, wolkenlosen Himmel Homers, an dem die christlichen Gedanken aufsteigen als düsteres, widriges Gewölke.
Wiederum die Ehre des Christenthums rettet „Leukonoe“, ein höchst eigenartiges Gedicht. Hier wird Christus von dem empfindsamen, aller alten Götter müden Frauenherzen herbeigesehnt. –
Das gewaltigste Bild dieser Zeit mit seinem feinen psychologischen Hintergrunde hat uns wohl der Dichter in dem culturhistorischen Roman Thais entrollt. Die vornehme römische Welt und die ersten Christen werden nicht minder wahrscheinlich dargestellt wie das zeitgenössische Leben in den Werken, die sich etwa um den guten Bergeret gruppiren.
Die Romane von Anatole France sind wahrhafte Sittengemälde.
Was er schreibt, hat den Charakter des „Anekdoten“haften im alten Sinne des Worts. Es scheinen bisher auf irgendwelche Weise verborgen gebliebene und „nicht herausgegebene“ Beiträge zur Geschichte zu sein, werthvolle Bereicherungen der menschlichen Entwicklungsbiographie, an der die größten Geister ja alle arbeiten.
Um nun auch noch einen letzten Ton der Harfe erklingen zu lassen, schließen wir mit dem Hinweis auf die zarten französischen Scenen, die im Zeitalter der Revolution spielen und ganz und gar im Stile der Zeit gehalten scheinen.
Besonders fein und innig ist die „Anecdote de Floréal An II“.
Eine Gräfin soll aus dem Gefängnisse, in dem sie den Tod erwartet, befreit werden, sie soll wieder Freiheit genießen. Ein liebender Freund erwartet sie. Auch liebt sie ihn. –

<"page347">

Wunderbar ist das Ganze in tändelnder Lebenslust mit bitteren Dingen im Hintergrund, man möchte sagen, musikalisch geschildert. Es klingt uns wie die Musik des vorigen Jahrhunderts, unsagbar lieblich und ergreifend, entgegen. – – Die Gräfin verzichtet auf die Befreiung, weil sie ein kleines Mädchen, das ihr dabei behilflich sein soll, nicht gefährden will. Es müßte ihr roh und schändlich erscheinen, ihr Liebesglück um einen solchen Preis zu erkaufen. Und nun sitzt sie träumerisch, ein freiwilliges Opfer, unter dem Baum im Hofe, jenem historischen Baum, auf den der gefangene Dichter Vigée unsterbliche Verse geschrieben, denn France hat sie uns in diesem Meisterwerke mitgetheilt.
::
So haben wir denn den Dichter nach den drei idealen Kunstrichtungen, gleichsam als Architekt, Bildhauer und Maler, zu prüfen gesucht, und wir haben überall die natürlichen Anforderungen des Geschmacks befriedigt gefunden. Es hat sich gezeigt, daß er eine Handlung wohlgefällig rund und in sich geschlossen vorträgt, daß seine Gestalten keine Schemen sind, sondern lebende Wesen, die uns rührend und theuer werden können, endlich daß seine Werke im tiefsten Sinne wahr, nämlich historisch wahrscheinlich genannt werden müssen.
Wir legen auf diese letzte Eigenthümlichkeit hohen Werth, weil sie selten angetroffen und wohl schwer erlangt wird. Allein es ist auch unverkennbar hier gerade das Wesen der France'schen Muse zu suchen.
Wie der brave Bergeret jene modernen Miethskasernen nicht leiden mag, deren gleichmäßige Anlage – ein Eßzimmer über dem andern, eine Küche über der andern, ein Clavier sogar über dem andern – den Vorübergehenden die ganze Wirthschaft wie in durchsichtiger Glasumhausung verräth, und wie Bergeret die alten, winkligen, krumplig unregelmäßigen Gebäude bei Weitem vorzieht um ihrer trauten Heimlichkeit willen, so scheint auch der Dichter selbst überall das natürliche Leben, das organische Wachsthum, das Entwicklungsmäßige zu lieben und zu verehren und dem kalten Ordnungssinn, der die Natur sich herrisch unterwirft, abhold zu sein.
Gewiß mit tiefer seelischer Berechtigung! Denn nur der kann über die Natur wahrhaft gebieten, der sie nicht einseitig erfaßt, sondern mit der ganzen Seele spiegelt. Dies ist in der That nur dann möglich, wenn der Künstler die Technik wie Anatole France in der Gewalt hat und nun sich selbst von den unbegreiflichen Mächten führen läßt.
Wie der Baumeister mit gegebenem Material ein nützliches Gebilde zu Stande bringt, das auch das Auge womöglich erfreut, so schafft der Dichter ein Ganzes, das nicht nur angenehm zu lesen, sondern womöglich auch als Gesammteindruck wohlthuend in der Erinnerung bleiben soll. Bei den plastichen Kunstwerken ist Stoff wie Form gegeben, nicht mehr eine Bauaufgabe, sondern ein lebendiges Vorbild. Es giebt hervorragende Künstler, deren

<"page348">

Ideal hierbei gleichsam stehen bleibt, deren Streben, die im Menschen liegende Macht und Kraft zu verherrlichen und zu verstärken, über den Individualismus nicht hinausgelangt. So empfand auch die Antike in ihrer abgeschlossenen Herrlichkeit. Allein es giebt noch ein Höheres, das wie das Christenthum den Olymp, so als Malerei die plastische Schönheit verdrängt hat. Schon sind uns die bewußten Romane mit den unwiderstehlichen Helden widerwärtig geworden. Eine Kunst, welche so viel Häßlichkeit in der Welt antrifft, wie die plastische, ist zu exclusiv. Sie kann uns nicht genügen. – Da schwebt etwas Neues hervor, „des Menschen Seele durch und durch zu dringen“, es ist eine demokratischere Kunstrichtung, sie sieht die ganze Welt in dem goldigen Lichtschimmer übergossen, der dem Malerauge Schönheit bedeutet. Das sogenannte Ensemble, das Beisammen, wie wir es verdeutschen müssen, giebt eine höhere Einheit, als sie in dem Einzelindividuum zu finden war.
Anatole France hat, als ein Kind seiner Zeit, auch etwas von diesem Geiste, ja sogar sehr viel, wenn wir uns nicht täuschen. Drum sind seine Romane keine Heldenabenteuer und Gott sei Dank auch nicht immer so

langweilig gut gebaute Häuser, wie sie kältere Seelen liefern mögen, sondern vernünftige Geschichten, die nicht um jeden Preis interessante Leute zum Mittelpunkte haben.
Es sind Bilder. Sie haben Luft und Licht, also Stubenumgebung oder Landschaft, menschliche Umschließung oder Himmelsüberwölbung. Wo ein persönliches Weh sich schier trostlos zu offenbaren scheint, da blickt in ewiger Vollendung ein Stückchen Außermenschliches hinein, Natur in ihrer unendlichen und unbegreiflichen Allmacht, die uns wieder aufrichtet.

<"page349">

Leukonoë.

Mach Anatole France. Von H. L.
– Konstantinopel. –

Omnes consuluisse Deos.
Tibull.

Das wonnevolle Meer, wo die Sirenen sangen,
Durch röthlich Kiefernholz blau schimmert's weit hinaus,
Die heitern Wellen rings umspülen mit dem langen
Aufseufzen ohne Rast das hell getünchte Haus.
Auf einem Blumenbeet mit Elfenbeingestelle
Streckt ihren müden Leib Leukonoe dahin,
Und ihres Lebens Cauf zieht leise, Well' auf Welle
In Träumerei entlang vor der Betrachterin.
Das weiße Band, das gern die keusche Brust umschmieget,
Fiert ihre Blondheit nicht, mit Perlen reich durchschnürt,
Ein duftiges Gewand um ihre Glieder wieget
Des Athems linder Zug, der ihren Busen rührt.
Der Stunden stiller Tanz, die Wiederkehr der Lenze,
Dieweil ihr Lächeln oft ein frohes Fest verklärt,
Entlockten ihrer Stirn Gedankengaukeltänze,
Auch manches süße Bild von reifer schönem Werth.
Sie sinnt und sie erblickt sich selbst, ein kleines Wesen,
Ein zartes Blümelein am rauhen Felsenstrand,
Im lieben Zanthe war's, hat Muscheln dort gelesen,
Bis sie ein Handelsmann begehrenswürdig fand.

<"page350">

Mit Thränen dann und Zorn ist sie davongefahren,
Da hat sie manche Macht recht bitterlich gegrollt,
Und dann – der röm'sche Markt, das Bett des Consularen,
Der süße Wein, der Duft und der Geschmeide Gold!
Die Rosen vor der Thür, die Jünglinge, wie schmachtend,
Auf Blumenlager da der schöne Telephus,
Und der ersparte Schatz, den, süße Gunst ertrachtend,
Ein reicher Erbe ihr zu Füßen legen muß.
Der Söhne Liebe dort, der Mütter Fähren drinnen,
Und Hoffnungen und Schmerz und Lust und Freud und Pein
Gesponnen haben's fein die Lebensspinnerinnen
Durch ihrer Schönheit Schuld, der Lieblichen, allein.
Der röm'schen Ritter Schwarm, sogar auch Senatoren,
Vierfürsten aus dem Reich gehorchten ihrem Wink,
Weil sie, Du Göttliche, die Du im Schaum geboren,
Dein anmuthsvoller Arm mit holdem Reiz umfing.
Stolz ist ihr junger Sinn auf solche Gunstbezeugung,
Es jubelt ihre Brust vor Freuden, schön zu sein,
Und dennoch, dennoch mischt des Herzens tief're Meigung
In ihre volle Lust geheime Seufzer ein.
Der neuen Tage Weh entzündet sich im Herzen;
Das frische Lächeln um den rothen Rosenmund,
Verschwunden ist's, verscheucht durch eine Zeit der Schmerzen,
Das einstens spiegelte der klaren Quelle Grund.
Ein heimliches Gefühl, beklommen und verschwommen,
Umschnürt der Frauen Brust mit fremdem Zauberband,
Ein weichlich Element ist in das Land gekommen
Wie blüthenschwerer Duft vom fernen Morgenland.
Auch sie erfuhr den Schmerz, der jetzt die Welt durchbebet,
Den nagend leisen Gram trotz aller Lebenslust,
Und ihr gelindes Herz, das süße Träume webet,
Ist bangens Sehnens sich nach Seligkeit bewußt.
Ihr Seufzen stieg hinan zu aller Götter Sphären.
O zauberstarke Kraft im liebenden Gebet!
Wer's immer war, – geliebt –, mußt er ihr stets gewähren
Die stille Gegenwart, um die sie ihn erfleht.
Die Götter nahten ihr umhüllt von sanftem Schimmer.
Sie sinnt, wem hoffend sie ihr sehnendes Gemüth,
Das an der rauhen Seit sich nicht erlabt, für immer
In letzter Liebe weiht, daß ihm es glühend blüht.
Und in der hehren Schaar der Geister weilet lange
Ihr thränenvoller Blick bei Liebenden und schwärmt

<"page351">

Und bei den Frauen, da das unaussprechlich bange
Schmerzzarte Mutterherz sich inniglich gehärmt.
Die große Phrygierin, an Klagen reich und Thränen,
Und Venus, der das Kind ein kalter Tod entriß,
Und Isis, die die Welt durchirrt und voller Sehnen
Des Gatten Glieder sucht in herber Kümmerniß.

Da stehen sie vor ihr, die ewig großen Frauen
Mit jammervollem Blick in des Geschickes Moth,
Und welches Menschen Seel' wollt ihnen nicht vertrauen?
Sie schmeckten Schmerz und Lust, die Liebe und den Tod.
Und dort auf bleicher Au die Schaar der jungen Söhne,
Der Gatten jugendlich, – die Götter all' vereint,
Vor denen heimlich sich in Blumen manche Schöne
Von Weihrauchsduft umhüllt hat schluchzend ausgeweint.
Den Phrygierinnen jung scheint Atys zu vergleichen,
Seit seine weiße Hand zerstört das eigne Fleisch,
Er führt den Reigen an, und laut zum Steinerweichen
Erdröhnt das Tympanon und gräßliches Gekreisch.
Im dunklen Fichtenhain, der der Geliebten heilig,
Mit Sprüngen und Geschrei und vor dem Munde Schaum
Jauchzt er ein wildes Lied zum Lobe sich, abscheulich,
In lang andauerndem und krankem Fiebertraum.
Der junge Barbaros, des Perserhimmels Schimmer,
Und Mithra, strahlenreich, der tausendfach benannt,
Der mit dem gold'nen Dolch, stark und bezaubernd immer,
Den heil'gen Stier gefällt mit kühner Männerhand.
Adonis, jugendzart, in Schönheit aufgeschossen,
Der gern als Jägersmann Damhirsche froh erlegt,
Und dessen Schenkel nun von dunklem Blut begossen,
Da er die Wunde, ach, des Ungeheuers trägt.
Mit Duft und Thränen reich gefeiert und betrauert,
Der kranke Körper ruht mit blauem Wundesmal.
Leukonoes Gebet inbrünstiglich erschauert,
Weil sie ein Kind beklagt und eines Gottes Qual.
Gestillt ward nimmer doch ihr sehnendes Verlangen.
Sie ist so matt, so müd' und doch so unruhvoll.
Thantropfen heiß und schwer an ihren Lidern hangen,
Und ihrer Augen Gluth sucht, wer sie löschen soll.
Sie sucht in bangem Drang, wer ihre Schmerzen kühlet,
Zum Himmel drängt und zieht der seelenvolle Trieb,
Und in der Abendluft, die ihre Stirn umspület,
Schaut sie nach Göttern aus, die tiefer menschenlieb.

<"page352">

In welchem Schatten ruht, in welchen Mutterarmen,
Der, der erlösend hell in trübe Herzen scheint?
Wo ist das Himmelskind, der Gute, voll Erbarmen,
Besänftigend und lind, der ewig treue Freund?
Geheimnißreich und hehr, der trösten kann und weinen,
Mehr als Adonis er, der reiner todeswund,
Wenn seine Stunde kommt, entschwinden wird den Seinen.
Wann naht der hohe Herr aus blauem Himmelsgrund?
Such, such, Leukonoe! Ermüde nicht zu fragen,
Vielleicht daß Botschaft Dir der Magier dort bringt.
Chaldäermund vielleicht kann Dir Erwünschtes sagen,
Vielleicht der Syrer hier, dem dunkle Mär erklingt.
Meig' Du Dein schönes Haupt und lausch des Juden Weisen,
Dem fremden, niedern Mann, der neue Flammen schürt,
Er wird den Götterbann der alten Welt zerreißen,
Dir aber ist er werth, da er Dich trostreich führt.
Bei dem unreinen Volk such' Deines Gottes Spuren,
Gieb' nicht Dein Wünschen auf, nein, glaube, hoff', begehr'
Und spähe in der Macht auf den verlass'nen Fluren
Im Kreuzesschatten nach dem fernen Licht umher.
Und heil'gen Dranges voll, Ihr Abenteurerinnen,
Forscht alle, wo ein Wort der Seher heimlich spricht.
Hier in der Gasse Staub und dort im Circus drinnen,
Den frommen Seufzern fern ist Gottes Liebe nicht.
Ein Schauderhauch durchstreift die dunklen Machtgefilde.
Eilt, Frauen, haltet Euch mit treuem Fleiß bereit,
Durch Traumgesicht und Spuk verworrner Wahngebilde
Ahnt, weckt den König Jhr von einer neuen Zeit.
Ihr bahnt den großen Weg dem jungen Weltenheile.
Und Frauen, die Euch gleich, die schnöde Lust verflucht,
Vollenden uns das Werk, daß edler Friede weile,
Und werden finden den, den sie so sehr gesucht.
Mit Gnade und mit Ruhm wird er sie überdecken,
So manches müde Herz, manch' schmerzzerrissene Brust
Zu neuem Lebenslicht und langem Hoffen wecken,
Zu lächelndem Verzicht und zarter Thränenlust.
Dank Dir, Leukonoe, Dank all' Euch ernsten Frauen,
Mit schwermuthsvollem Blick und Seufzern ohne Zahl:
In einer Zeit des Prunks, begannet Ihr zu schauen
Mach einem schönern Glanz als flücht'ger Liebe Strahl.

<"page353">

Anmerkung.
Ein Gedicht soll keine Anmerkung nöthig haben, und ich glaube auch nicht, daß eine Erklärung zum Verständniß meiner Leukonoë beitragen wird. Aber Leser, die sich gleichzeitig für den Vorgang der dichterischen Conception und geschichtliche Studien interessiren, möchten vielleicht folgende Zeilen über die Frauen des Horaz nicht ungern durchlesen. Ich entnehme diese Zeilen einem Artikel der Temps vom 5. Jannar 1875.):
„Diese Frauen, die Horaz liebte, waren ungeachtet ihrer italienischen oder griechischen Namen meist Töchter des Morgenlandes, Jüdinnen, Syrerinnen. Durch ihre Vermittlung hielt der orientalische Geist mit seinen wilden Tollheiten in Rom seinen Einzug und be-

gann den lateinischen Genius zu verwirren. Diese Fremden brachten ihre Religion mit. Jede Frau bewahrt mitten in tollsten Lustbarkeiten einen geliebten Gott in der Falte des Gewandes. Solche orientalischen Seelen füllten Rom mit fremden Göttern, mit barbarischen Riten, mit entnervenden Cultgebräuchen. Es war eine geheime neue Welt für sich. Astrologen, Wahrsager und Tausendkünstler fanden massenhaft zu thun. Diese Frauen setzten die unreinen Chaldäer in Nahrung und Alles, was in der Stadt Zeichendeuterei und Wunderkünste trieb.

„Aufgeregte, unruhige Naturen, waren sie mit nichts zufrieden, weil ihnen nichts zu schaffen machte. Unheilbare Langeweil hatte sich ihrer bemächtigt, sie fühlten sich krank und müde. Ihr Leiden war das allerschlimmste, die Begierde in der Erschlaffung. Dies lebe machte die großen Büßerinnen. Nichts war ihnen heilig genug, nichts außergewöhnlich genug; nichts gab ihrer sinnlichen Frömmigkeit genug Dunkelheit und Geheimniß.

„Horaz, der an den Nerven litt und seine Lebenskraft zu drei Viertheilen aufgezehrt hatte, suchte in Bajä einen lauen, milden Winter. Er traf dort eine Hetäre, deren Freund er wurde mit der Discretion, die im reifen Alter die Bekanntschaft mit den Lebensfreuden im Verein mit der Gewohnheit geistiger Beschäftigung verleiht. Der Dichter nennt sie, ganz griechisch: Leukonoë. Möglicher Weise hieß sie wirklich so, mag sie nun den Namen aus Geschmack und Gefallsucht angenommen haben oder, eine Griechin von Geburt, ihn von ihren Eltern erhalten haben. Leukonoë, die gleichfalls eine krankhafte Neugier quälte, befragte Astrologen; Alles hatte sie getäuscht: sie hielt sich an die trügerische Wissenschaft der Chaldäer. Horaz schalt sie darüber „avec son senslatin si net et si clair“:

Tune quaesieris, scire nefas, quem mihi, quem tibi
Finem Didederint, Leuconoe, nec Babylonios
Tentaris numeros. Ut melius, quidquid erit, pati!
Seu plures hiemes, seu tribuit Juppiter ultimam,
Quae nunc oppositis debilitat pumicibus mare
Tyrrhenum, sapias, vina liques; et spatio brevi
Spem longam reseces. Dum loquimur, fugerit invida
Aetas, Carpe diem, quam minimum credula postero.

Zu deutsch:

Erforsche nicht, was nicht zu wissen frommt,
Was immer aus der Götter Händen kommt,
Das wollen wir mit frohem Muth ertragen.
Laß babylon'scher Ziffern Gaukelei,
Soll etwas anders werden, – nun es sei.
Ich möchte nicht nach meinem Schicksal fragen.

*) Es sei hier auch auf die vortreffliche Arbeit von Jules Soury über die Delia des Tibull hingewiesen, veröffentlicht zuerst in der Revue des deux Mondes vor meinem Aufsatze über die Frauen des Horaz. Auch Michelet sagt in seiner Bible de 'Humanité (le Monde femme) einige anregende Worte über das Thema.

<"page354">

Ist dies der letzte Winter, mir vergönnt,
Der Fehde trägt dem wilden Element,
Wo des Tyrrhen'schen Meeres Wogen brechen,
Wer weiß das, Kind! Ergreife Du den Tag,
Das Heute blüht, das nichts Dir rauben mag,
Und von der Zukunft laß Dir nichts versprechen.

„Das ist die ganze Weisheit des Horaz. Sie muß schön und beinahe traurig denen scheinen, die fühlen, was für ein Leben in den Ideen treibt, und die die Betrachtungen eines Weisen für das ergreifendste Drama der Menschheit halten, doch ist solche Philosophie die Philosophie einer untergehenden, einer sich zum letzten Schlummer rüstenden Welt. Das arme Mädchen von Bajä hat nicht diese vollendete Seelenruhe: von einem unwiderruflichen Tode will sie nichts wissen. Was schert sie, die Ausländerin, der Jupiter des Capitol, der Hüter der ewigen Stadt, und die Götter, unwandelbar wie Gesetze ? Ihre eigenen Gottheiten wohnen heimlich im schmutzigen Dunkel der Vorstädte. Da will sie mit Delia, mit Weihwasser gebadet, im leinenen Kleid vor den Thüren der ägyptischen Göttin sitzen und sich betäuben lassen durch das Klappern der ehernen Kemkem. Doch diese strengen afrikanischen Götter werden ihr nicht genug sein, Isis, gut wie die Natur und gleichgiltig wie sie, der schwarze Serapis, Osiris, der doch stirbt, und den man beweinen kann; alles das wird nicht genug sein, auch nicht der schöne Mitra und all die holden Gebilde des Perserhimmels und die angebeteten Götzen der phrygischen Heiligthümer.

„Diese Frauen brauchen einen zarteren Glauben nnd menschlichere Götter. Ihre Unruhe und ihr Schmerz werden zunehmen bis zu den Tagen der Akte und der schamhaften Preisgebung, bis zur Gnadenstunde, da werden sie die süße Thränenlust, die Freude der Sühne, die Entzückungen des Märtyrerthums kennen lernen. Horaz hat bei seiner Wissenschaft vom menschlichen Herzen eine unersetzliche Wonne des Menschen verkannt, die Wollust der Thränen. Horaz wollte glauben, daß der Priester ewig das Capitol ersteigen würde an der Seite der schweigsamen Jungfrau. Er wußte nicht, daß bald die jungen Schwestern seiner Tyndaris und seiner Leukonoe als die ersten den römischen Göttern, zu denen das Carmen saeculare keine zwei Mal aufsteigen sollte, den Todesstoß versetzen würden; er wußte nicht, daß die kranken Frauen das große römische Gebäude niederreißen, daß sie die Umgestalterinnen der Welt werden sollten und die ersten Christinnen.“

<"page355">

Heute.“)

Von
einem Optimisten.

Europa 1900.

(Schluß.)

Das neue Zeitalter.

º r haben das Heute als das Zeitalter des Dampfes und der
| Elektricität bezeichnet.
Unstreitig waren der Menschheit durch Dampf und Elektricität
W
jene Waffen gegeben, mittelst welchen sie eine neue Weltordnung schuf.
Die hiermit erlangte Möglichkeit der Verständigung und des Verkehres
haben alle Schranken des Raumes niedergerissen.
Die gesammte Erde erscheint als große Einheit, in welcher es keiner

einzelnen Gruppe möglich wird, von der gesammten Menschheit unbeeinflußt
zu bleiben.
Jede einzelne Gruppe läuft hierdurch Gefahr, einerseits durch die Ge-
sammtheit erdrückt zu werden, andererseits wird es für sie immer schwieriger,
das Individuum im eigenen Verbande zu erhalten.
Es hat sich hiermit eine Universalität entwickelt, an welche gegen jede
lokale Tyrannei appellirt werden kann.
Noch fehlt aber dieser Universalität ein sichtbares
Oberhaupt.
Alle bemerkbaren Evolutionen des Heute sind darauf gerichtet, ein
solches Oberhaupt zu schaffen.
Ihrer Natur entsprechend, suchen die beherrschten Massen dies Ziel auf
anderen Wegen zu erreichen, als die herrschenden Minoritäten.
Beide streben nach größerer Selbstbestimmung, aber während die Einen
*) In den im Mai-Hefte veröffentlichten Abschnitten sind folgende Druckfehler zu
berichtigen:
S. 205. 4. Zl. v. u.: Induction statt Deduction.
S. 230. 5. Zl. v. u.: günstigere Lage statt Frage.

<"page356">

diese im Niederreißen aller historischen Bande suchen, trachten die anderen
ihre bestehende Macht dadurch zu sichern, daß sie sich mit einander verbinden.
Beide Bewegungen sind internationaler Natur, aber während jene des
Umsturzes einer Utopie nachjagt, ist jene der Erhaltung durch Assimilation
durchaus realer Natur.
Das Bestreben der Massen ist auf die Befreiung der Gemeinde vom
Staate gerichtet und auf die Verschmelzung aller Gemeinden zur Uni-
versalität der Menschheit; jenes der herrschenden Minoritäten auf das Ver-
schmelzen in Großmächte, die im Stande wären, sich sowohl gegen die Un-
gebundenheit des Individuums, als auch gegen die Allmacht der Gesammt-
heit zu vertheidigen.
Deutschlands Sieg im Jahre 1870 war die erste praktische Durch-
führung dieses, durch die neuen Waffen: Dampf und Elektricität inauguirten
Systemes, daher wir meinen, das neue Zeitalter habe erst mit
diesem Jahre Eintritt in die Weltgeschichte erlangt.
Nicht die Weltherrschaft der germanischen Race wurde durch Sedan
begründet, sondern den Aspirationen anderer Mächte nach dieser
Herrschaft wurden dort Schranken gesetzt.
Es war dies der Sieg des erweiterten Particularismus
über jedwede Universalitäts-Aspiration.
Das deutsche Kaiserthum wurde national, d. h. auf den Gesammt-
staat beschränkt und in die Lage versetzt, in der Staaten gesell-
schaft die ihm gebührende Stellung wieder einzunehmen. Die
nächste Folge dieser neuen Weltordnung war der zum Zwecke ihrer Er-
haltung geschaffene Dreibund.
Durch den Dreibund ist das deutsch-römische Kaiserthum
neu erstanden, und zwar auf der gesunden Basis großer Ver-
theidigungskraft nach außen bei völliger Wahrung der selbst-
ständigen Einzelexistenz seiner Theile.
Die stramme Deduction aus Wahrheiten der Vergangenheit würde
zur logischen Folgerung führen, daß auch dieser ideale Zustand nicht lange
erhalten werden kann.
Die richtige Erkenntniß des Horizontes von heute gestattet
aber eine entgegengesetzte inductive Folgerung auf die Zukunft.
Würde der Dreibund eine centrale Weltmacht sein, mit der
Aufgabe alle Völker gemeinsam zu unterjochen, so könnte auch er
dem Schicksale aller bisherigen Weltmächte nicht entgehen. Da
aber diesem Bunde von Staaten, deren jeder für sich bereits mehr oder
weniger Bundesstaat ist, die Concurrenz anderer Einheiten von großer Macht-
fülle entgegensteht, und zwar hauptsächlich auf außereuropäischem Gebiete, so
ist die Hoffnung berechtigt, daß er, vom einfachen Erhaltungstriebe ge-
leitet, bestehen wird, so lange er sich von außen bedroht sieht.

<"page357">

Ja, mehr noch, der Dreibund scheint geradezu von der Vor-
sehung herufen zu sein, den Kernpunkt einer noch größeren
Gruppirung zu bilden, jener der europäisch-continentalen Con-
föderation.
Nicht nur steht die europäische Conföderation mit dem Staatenthum,
und zwar in erster Linie mit dem von historischen Dynastien be-
herrschten Staatenthume nicht im Gegensatze, sondern es ist infolge der
geschichtlichen Entwicklung Europas sogar die Möglichkeit einer jeden
anderen Conföderation geradezu ausgeschlossen.
Die Conföderation der bestehenden Monarchien des europäi-
schen Continentes erscheint uns als jener hierarchische Aufbau,
der sowohl den Gesetzen des Atavismus, d. h. der Tradition,
als auch jenen der Hypnose, d. h. der Beeinflussung aller Zeit-
genossen, am besten entspricht und die den europäischen Continent
als Einheit, als berechtigtes Mitglied jener Kräfte erscheinen
läßt, die berufen sind in gegenseitigem Einverständnisse die
gesammte Menschheit zu beherrschen.
Zweifellos hätte ein jeder europäische Staat, daher auch eine jede
herrschende Dynastie, dieser zur defensiven Weltmacht entwickelten,
gewaltigen Particularmacht einen Theil der augenblicklichen Un-
gebundenheit des Willens zum Opfer zu bringen; ebenso wie dies heute jedes
der Mitglieder des Dreibundes diesem, und zwar Oesterreich-Ungarn und
Deutschland nicht weniger als Italien; wie dies ein jeder deutsche Staat,
und zwar Preußen nicht weniger als Bayern, dem gemeinsamen Kaiser-
staate zu bringen genöthigt ist. Aber wie heute das geeinigte Deutsch-
land und der Dreibund, so würde auch die europäisch-continen-

tale Conföderation gesichert sein gegen die eventuellen Uni-
versalitätsgelüste irgend einer äußeren Macht, sei diese ein
Culturstaat, oder ein Bund von Culturstaaten; und gegen die
Ueberfluthung durch eine in Bewegung gesetzte minder cultivirte
Masse, sagen wir, den gelben Strom.
Die Gefahren, welche diese Conföderation für die Selbstständigkeit
ihrer Genossen haben könnte, werden infolge der großen Universalität
ihrer Macht täglich geringer, während ihre Nützlichkeit durch die
Nothwendigkeit ihrer Vertheidigung nach außen täglich augenscheinlicher wird;
und das Bedürfniß ihrer Gründung ist heute bereits in den Herzen aller
objectiven Denker tief eingewurzelt.
Der verborgene Sinn aller Bestrebungen, den Weltfrieden
zu sichern, ist durchaus nicht auf die Abrüstung der continentalen
Großmächte gerichtet, sondern darauf, die zu erhaltende, ja
immer zu verbessernde Waffe nicht gegen sich zu kehren und
jene zu bekriegen, die wirklich Feinde und zwar gemeinsame
Feinde sind.

<"page358">

Und nicht unsere Tugenden drängen zur Gründung dieser Einheit,
sondern die Untugenden und Fehler unserer Gegner.
Je mehr sich in letzteren der politische oder ökonomische Imperialismus
entwickelt und breitmacht, um so zwingender wird für uns die Nothwendig-
keit, gegen diesen verbunden zu bleiben.
Der imperialistische Drang ist die natürliche Aeußerung einer jeden
neu entstandenen Macht, sowie er auch das letzte Aufraffen der Kräfte einer
bereits in der Auflösung begriffenen Macht ist.
Das Kind und der Greis sind gleich eigenwillig. Wer sich
aber einer Vergangenheit und Zukunft bewußt ist, weiß sich in der Er-
innerung an die eine, in der Hoffnung auf die andere zu zügeln.
Nicht Europa ist alt, alt ist die Eifersüchtelei seiner Be-
standtheile..
Das einige, verbundene Europa wird neu sein, wenn es das Tages-
licht erblickt. Noch ist dies nicht der Fall, aber nur der Blinde und
Taube kann leugnen, daß dessen Keime bestehen. Nur keine Kurpfuscherei,
und die sonnige, frische, blühende Neuzeit tritt in ihre Rechte.
Schatten vergangener Wahrheiten.
Kurpfuscherei nennen wir das Festhalten an veralteten Mitteln.
Kurpfuscherei ist die Bekämpfung von localen Symptomen, die meist auf
längst überwundene Uebel zurückzuführen sind. Wir sehen heute noch
Männer ihr volles Wissen und Können auf die Vertheidigung
gegen Gefahren vergeuden, die gestern in Wirklichkeit drohend
sein mochten, heute aber nur dadurch in künstliche Zuckungen
versetzt werden, indem man sie galvanisirt.
Gegensätze christlicher Confessionen z. B. haben längst aufgehört die
Menschheit zu bewegen. Auch zu ihrer größten Blüthezeit waren sie nur
der Deckmantel politischer Aspirationen.
Wenn einst der Anhänger irgend einer christlichen Confession diese
für die allein seligmachende hielt und durch die Verfolgung der anders-
gläubigen Christen seinem Seelenheil zu dienen vermeinte, so ist heute
der Gegensatz zwischen christlicher und nichtchristlicher Kultur
derart in den Vordergrund getreten, daß darüber jener der
christlichen Confessionen unter sich allmälig verschwinden muß.
Wenn gestern noch nationale Gegensätze die Völker erschütterten, so
geschah dies einfach aus dem Grunde, weil man geraume Zeit für gut
fand, ohne die Völker zu rechnen. Nicht Volk gegen Volk kämpft
unter diesem Schlagworte, sondern die Massen gegen jene
Ninoritäten, die die Grenzen des Staates nach Familien.
Interessen zu bestimmen und zu ändern vermochten. – Nicht
der Germane, Franzose, Slave u. s. w. brennen in unversöhnlichem Hasse

<"page359">

gegen einander, ebensowenig wie zu Anfang des 10. Jahrhunderts Franken,
Sachsen, Bayern und Schwaben; sondern jene Massen, die ihre Selbst-
bestimmung von der Willkür einzelner Minoritäten bedroht sehen, die
keine Rücksicht auf deren historische Eigenart nehmen.
Im Wiener Congresse kam diese Rücksichtslosigkeit zur
vollen Geltung.
Seit Jahrhunderten in Freundschaft verbundene Nachbargemeinden
wurden gewaltsam getrennt; sich bis dahin fremde Gemeinden, die auch
sprachlich getrennt sein mochten, wurden verbunden, um das Territorium
dieses oder jenes Fürsten abzurunden. Dem Principe der Welt-
theilung durch Fürsten stellte sich die Reaction der natürlichen
Gruppirung der Völker entgegen.
Dies der Ursprung des Nationalitätenprincipes.
Das Nationalitätenprincip ist nicht der Kampf von Nation
gegen Nation, sondern die Auflehnung der Massen gegen jene
Minoritäten, die sie nach Gutdünken gruppiren, ihnen gegen-
seitige Liebe und gegenseitigen Haß willkürlich aufnöthigen
wollen.
Die Massen aber wollen lieben und hassen dürfen nicht wie ihnen
dies befohlen wird, sondern nach ihrer Empfindung; und diese Empfindung
wird heute weit mehr von Gegensätzen der Klassen beeinflußt, als von
solchen der Staatsbürgerschaft.
Zunehmende Unmöglichkeit des gegenseitigen Ignorirens.
Der frappanteste Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart
ist die Unmöglichkeit, daß heute zwei auf verschiedenen Punkten des Erd-
balles auf Basis localer Verhältnisse entstandene Bewegungen derselben
Richtung sich gegenseitig unbekannt bleiben und dadurch miteinander in
Widerspruch gerathen.

Die von Ranke so richtig als parallel bezeichneten Bestrebungen des
Chalifates und des germanischen Kaiserthums z. B., die beide auf der
Universalität dogmatischer Politik beruhten, könnten heute nicht
gegenseitig ignorirt werden.
Beide wollten von ihrem erhöhten Standpunkte aus die Waffe der
ihnen zu Gebote stehenden höheren Cultur dazu benützen, um erstens die
tyrannischen Uebergriffe localer Gewalten zu bändigen, zweitens um das
Gebiet der auf diese Weise centralisirten Macht nach allen Richtungen hin
auszudehnen.
Beide hatten dasselbe große Ziel im Auge, beiden ist dies
nach vielfachen und langwierigen Kämpfen gelungen, und beide scheiterten
an dem unvorhergesehenen Resultate der hierdurch entstandenen, unmittel-
baren Berührung miteinander..

<"page360">

Sowohl das im Westen entwickelte Christenthum, als auch der
orientalische Islam haben als Vertreter des Monotheismus das pantheistische
Götzenthum erfolgreich bekriegt. Beide waren Vorkämpfer der Universalität
und mußten als solche den Sieg über den engherzigen Particularismus er-
ringen. Da sie aber nicht von einander wußten, mußten sie
schließlich miteinander in Conflict gerathen, obzwar sie in ihrem Ziele so
enge verwandt waren.
In der heutigen Weltlage sehen wir den Kampf zwischen Universalismus
und Particularismus sich mit anderen Waffen vollziehen.
Die locale Production kämpft mit der universalen Pro-
duction, der locale Handel mit dem Welthandel.
Beide meinen Selbstzweck zu sein und verlieren im Kampfgewühle
den eigentlichen providentiellen Zweck, dem sie Beide unbewußt
dienen, aus dem Auge.
Dieser große, providentielle Zweck ist das größtmögliche Wohlergehen
der möglichst großen Menge von Menschen durch Herstellung des möglichst
richtigen Gleichgewichtes zwischen Production und Consumption.
Nicht der mühelose Lebensgenuß der Massen oder der Einzelnen,
sondern die möglichst gerechte Entlohnung jedweder Arbeit, nach
Maßgabe nicht der auf sie angewandten Kraft, sondern des
realen Werthes, den sie repräsentirt, ist dieser Endzweck.
Denken wir uns, daß es heute auf entfernten Erdenpunkten zwei
großen Mächten gelingen würde, bei sich zu Hause des ökonomischen
Particularismus Herr zu werden; daß in beiden dieser Reiche Wucher und
Spiel unterdrückt, Production und Consumption in möglichst unmittelbare
Berührung mit einander gebracht, blos der Staat als erhaltende, daher
zu erhaltende Einheit vom Consumenten und Producenten gerade so viel
für sich beanspruchen würde, als er zum Schutze Beider bedarf und Beide
zu leisten im Stande sind.
In beiden dieser Reiche müßte sich die öconomische Wohlfahrt und
durch diese die Vermehrung der Bevölkerung in so fabelhafter Weise
entwickeln, daß sie genöthigt wären, ihre Grenzen zu erweitern; der
natürliche Drang einer jeden überschäumenden Kraft nach
Erpansion käme zur Geltung.
Einst wäre es unvermeidlich gewesen, daß diese beiden Mächte, durch
die Ausdehnung ihrer Gebiete mit einander in Berührung gebracht, sofort
in Conflict gerathen.
Durch den sich über die gesammte Erde erstreckenden Horizont wäre es
hingegen heute beiden dieser Mächte möglich, sich gegenseitig im Auge zu
behalten und zu erkennen, in welcher geographischen Richtung sie sich aus-
dehnen können, ohne sich gegenseitig im Wege zu stehen.
Da es außerdem im Interesse Beider läge, den immer, mindestens
latent, bestehenden Bestrebungen der particularistischen Selbstsucht entgegen

<"page361">

zu wirken und ihre beiderseitige Universalität zu wahren; da es Beiden,
mit etwas gutem Willen und gehöriger Voraussicht, leicht wäre, sich über
ihr Actionsgebiet zu verständigen; so ist es nicht ausgeschlossen, daß diese
beiden Mächte, von verschiedenen Punkten aus, demselben großen
Ziele zusteuernd, statt Gegner zu sein, Bundesgenossen werden.
Morgen ist dies vielleicht nicht mehr der Fall, weil morgen vielleicht
alles brauchbare Weideland voll besetzt ist, aber heute ist noch entschieden
Platz für Alle.
Die beiden großen Heerden können noch friedlich neben einander weiden,
ja sich vermengen.
Dies nicht zu erkennen, wäre ein grober Fehler seitens der Hirten,
deren Conflict weder ihnen noch den Heerden von Nutzen sein könnte.
Gewinnen würde hierdurch blos das Raubthier, das sich überall
breit macht, wo die zur gemeinsamen Abwehr berufenen Kräfte
sich gegenseitig lähmen.
Die beiden großen Mächte, deren wir nur als Möglichkeiten erwähnen,
sind aber in Wirklichkeit vorhanden, es sind dies die sogenannte alte
Welt und die neue.
Was schlechterdings noch nicht besteht, das ist deren einheit-
liches Bewußtsein.
Allenthalben sehen wir aber untrügliche Zeichen des Erwachens dieses
Bewußtseins, und das große welthistorische Moment von heute liegt
eben darin, daß durch dieses Bewußtsein der alte Gegensatz
zwischen Orient und Occident aufhören muß maßgebend zu sein.
Der Anerkennung dieser Sachlage, der Nothwendigkeit dieser neuen
Gruppirung hinderlich sind nur noch die Schatten der Vergangenheit,
die den Horizont von heute manchem Auge verhüllen.
Noch wollen so manche herrschende Kräfte nicht begreifen, daß sie dem
Allgemeinen gegenüber in denselben Fehler verfallen, gegen welchen sie
zu Hause Jahrhunderte über mühsam zu kämpfen gezwungen waren. Sie,

die ganz richtig das Heil in der Etablirung einer Centralmacht erblickten,
sehen nicht, daß heute sie selbst die Vertreter jenes Particularis-
mus sind, der jede höhere Entwicklung verhindert.
Die hierdurch geschädigten Massen aber, die nicht denken, sondern
empfinden, suchen, unzufrieden mit dem Heute, ihr Ideal in der über-
wundenen Vergangenheit oder in einer unerreichbaren Zukunft, in der
Zerstückelung der bestehenden Einheiten oder in deren Verbindung zu einer
allgemeinen Einheit; in der Commune oder in der Internationale.
Daß Beides Utopie ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden; Beides
als Mittel der Erhaltung und Entwickelung ist machtlos, als Mittel der
Zerstörung aber bildet Beides eine höchst reale Gefahr.
Und in dieser Gefahr liegt eben die Rettung.

<"page362">

Es ist heute unmöglich, sich dieser Gefahr zu verschließen, wer das
Auge verdeckt, um sie nicht zu sehen, muß sie hören, wer auch die Ohren
verstopft, wird sie über kurz oder lang empfinden, und zwar ist dies auf
allen Ecken und Enden der bewohnten Welt gleichzeitig der Fall.
Wenn auch irgend eine herrschende Minorität noch nicht zum Bewußt-
sein dieser allgemeinen Gefahr gebracht werden könnte und darüber zu
Grunde geht, die große Mehrheit der herrschenden Minoritäten wird sie
erkennen und trachten, sich gemeinsam gegen sie zu vertheidigen.
Die herrschenden Minoritäten.
Wenn wir immer von herrschenden Minoritäten sprechen, so geschieht
dies, weil die Herrschaft über die Massen immer in Händen kleiner Minori-
täten liegt.
Worum es sich bei jedem Collectivismus handelt, sei er mit einem
begrenzten Stücke Erde verbunden oder von diesem unabhängig, sind immer
nur die Beziehungen der Mitglieder dieser herrschenden Minoritäten unter-
einander.
Zwei Momente kommen hier in Betracht: die Anerkennung eines zeit-
weiligen oder für die Dauer eingesetzten Oberhauptes, dem sich die Anderen
unterordnen; und die Fühlung, in der sich die herrschende Minorität mit
den beherrschten Massen erhält. Blos durch Gewalt beisammen gehalten
kann nicht einmal eine Räuberbande werden, hierzu bedarf es auch eines
moralischen Factors. Dieser moralische Factor ist das Vertrauen der be-
herrschten Massen in den guten Willen und die Fähigkeit ihrer Lenker,
sowie das Vertrauen dieser Lenker ineinander.
Von selbst gruppirt sich die Menschheit um jene Personen, von denen
sie voraussetzt, zum Siege geführt zu werden, sei es zur Gewinnung oder
zur Behauptung von Boden.
Diese Personen mögen in ruhigen Zeiten eifersüchtig darüber wachen,
daß keine von ihnen sich über die anderen erhebe. Handelt es sich aber
um eine energische Action, so sind sie gezwungen, die Oberleitung einem
Einzelnen zu übertragen.
Bei der Bestellung dieses einzelnen Führers sind abermals zwei
Momente maßgebend: dessen erkannte Befähigung und die Möglichkeit, ihn
nach Vollführung seiner Mission wieder in die Reihen der gleichberechtigten
Wähler zurücktreten zu lassen.
Würde es sich nur um eine begrenzte, nach außen völlig isolirte
Gruppe handeln, so wäre das System der vollen Gleichberechtigung aller
Mitglieder der herrschenden Minorität naturgemäß und entsprechend. Hier
würde es sich blos darum handeln, wie diese Minorität ihre Herrschaft
ausübt; ob sie den Bedürfnissen der Massen von selber entspricht, oder ob
sie durch diese gezwungen werden muß, ihnen zu entsprechen. Mit anderen

<"page363">

Worten, ob die Oligarchie eine aristokratische bleibt oder zu einer demo-
kratischen wird. Auch wo die Massen die Oberhand gewinnen, müssen sie
die Herrschaft einer Minorität anvertrauen, jede Minoritätsherrschaft aber
ist Oligarchie.
Viele Beispiele der Geschichte liefern den Beweis, daß, wo durch
geopraphische Lage oder politische Verhältnisse die Isolirung eines Gesellschafts-
kreises möglich war, dieser sich in Händen gleichberechtigter Minoritäten
Jahrhunderte über erhalten, ja entwickeln konnte.
Wo aber solche Einheiten gezwungen waren, mit anderen gleichgearteten
Einheiten in Berührung zu treten, stellte sich die Nothwendigkeit der Assi-
milirung ein. Diese Assimilirung vollzog sich in seltenen Fällen friedlich,
zumeist durch Gewalt.
In beiden Fällen entsprang hieraus eine Verschiebung des Machtverhält-
nisses. Die Oberhand mußte jener Gesellschaftskreis erlangen, der den Anderen
gegenüber durch größere Einheitlichteit einen höheren Gesammtwillen bekundete.
Die auf solche Weise entstandenen größeren Gruppen waren abermals
entweder in der Lage, sich von der übrigen Menschheit zu isoliren oder, mit
ihr in Contact gekommen, sich dieser gegenüber zu behaupten.
Je unvermeidlicher und häufiger die Berührung der verschiedenen
Gruppen wurde, um desto wichtiger erscheint es für eine jede derselben,
sich zu einer compacten Einheit zu gestalten.
Die ungefährdete friedliche Erhaltung des Tribus oder ansässigen
Volkes wurde immer unmöglicher; man befand sich fortwährend auf dem
Kriegsfuße, die herrschende Minorität war somit gezwungen, die einst spo-
radische Oberhoheit des Einzelnen zu einer permanenten zu machen.
Je mehr dies in einem Gesellschaftskreise der Fall war, um desto
maßgebender konnte er den Anderen gegenüber auftreten.
Die engere oder breitere Oligarchie verwandelte sich allmählich zur
Alleinherrschaft, aber auch an der absolutesten Herrschaft des Einzelnen
mußten nothwendiger Weise andere Kräfte betheiligt werden.
Je nach den Kräften, deren sich der Alleinherrscher als Werkzeuge be-
diente, entstanden Oligarchien verschiedener Art.
Die Geschichte verzeichnet in bunter Aufeinanderfolge oder theilweiser

Simultanität patriarchalische, aristokratische, klerikale, plutokratische, bureau-
kratische, militärische, demokratische und ministeriale Oligarchien.
Die von der ausübenden Macht benutzten Werkzeuge vermochten dieser
aber nur zu dienen, wenn sie das Vertrauen jener genossen, die sie dem
gesammten Heerbanne zuzuführen hatten.
Selbstredend war dies überall bei jenen am meisten der Fall, von
denen man Interesse für die localen Verhältnisse voraussetzen konnte.
Man vertraut jenem, den man kennt, dessen Sprache man versteht,
und der sich Einem freundlich gesinnt erweist. Von diesem läßt man sich
beeinflussen, weil man meint, auch ihn beeinflussen zu können.

<"page364">

Am liebsten dient man jenem, von dem man voraussetzt, seine Inter-
essen seien identisch mit den eigenen.
Es verspricht somit jene Körperschaft die größte Einheitlichkeit und Dauer,
in welcher es gelingt, das Vertrauen der Bevölkerung direct in ihre localen
Leiter, und durch deren Vermittelung indirect in das gemeinsame Staats-
oberhaupt zu erhalten.
Es ist von handgreiflicher Logik, daß dem erblichen Herrn einer
Landschaft und deren Bevölkerung die Erhaltung und Entwickelung Beider
mehr am Herzen liegt als irgendwem sonst; und ebenso handgreiflich ist
es, daß dies von ihm am sichersten vorausgesetzt wird. Dies ist die
Entstehungsgeschichte kleiner Monarchien.
2: ::
::
Alles, was neuerer Zeit gegen den Monarchismus, insbesondere gegen
die absolute Monarchie vorgebracht wird, beruht auf Irrthum.
Nicht das monarchische Princip war hier und da von übler Folge für
den eigenen Staat und die Menschheit im Allgemeinen, sondern dessen un-
vollständige Anerkennung, mangelhafte Ausübung und Ver-
theidigung.
Unheilvoll war nicht die Personificirung des Staates durch den
Herrscher, sondern Alles, was diese Personificirung erschwerte, sei
es der Widerstand der Regierten, sei es der Mangel an Selbstbewußtsein
der Herrscher.
Unheilvoll war die Auffassung des Herrschers, nicht nur dem Staate,
sondern anch der eigenen Familie gegenüber Verpflichtungen zu haben, das
Nichterkennen der Wahrheit, daß die Gesammtheit des Volkes seine alleinige
Familie zu sein hat.
Unheilvoll war die Anwendung des Privatrechtes auf den Staat, die
aus Gerechtigkeitsrücksichten für die Familie des Herrschers zugegebene
Theilbarkeit des Landes, oder die schlecht definirte Erbfolge ohne Theilung.
Unheilvoll war umgekehrt die Anwendung des öffentlichen Rechtes auf
das Privatrecht, indem die für die Krone des Gesammtstaates heilsame
Erblichkeit dieser verweigert, hingegen ihren localen Werkzeugen, den Her-
zögen und Grafen, zugestanden wurde.
Am unheilvollsten aber war die Wählbarkeit des Staats-
oberhauptes, durch welche die zu beherrschenden Wähler zeitweilig zur
Herrschaft gelangten.
Die hervorragendste Eigenschaft des Staatenthums, die Stabilität,
wurde hierdurch compromittirt. Die Zerstückelung des Besitzes uud
der Conflict um die Erbfolge machte einerseits die Sicherheit der Bevölkerung
bei jedem Thronwechsel fraglich, andererseits gab die hierdurch erzeugte Schwäche
nach innen unberufenen Klassen, nach außen feindlich gesinnten Fremden
Gelegenheit, sich in die Verwaltung des Staates zu mengen.

<"page365">

Die für die Entwicklung der Menschheit verlorenen vielen Jahrhunderte
unseres Welttheiles, unter Anderem, sind auf den Umstand zurückzu-
führen, daß die beiden größten Mächte des Mittelalters und
der ersten Perioden der Neuzeit, das römische Kaiserthum
deutscher Nation und das Papstthum, Wahlreiche waren.
Sowohl Kaiser als Papst wurden hierdurch veranlaßt, ihre Haupt-
aufgabe in der Vergrößerung der Hausmacht zu suchen, durch welche sie
meinten, die Erbfolge ihrem Geschlechte oder ihrer Sippe zu sichern.
Hätte Ludwig der Fromme es nicht als Familienvater für seine Pflicht
gehalten, das Erbe Karls des Großen zwischen seinen Söhnen zu theilen;
hätte derselbe Irrthum nicht alle Großen des Reiches beherrscht; wäre der
bereits von Dietrich von Bern und Chlodwig von Franken gefaßte Plan,
das gesammte Germanenthum zur unerschütterlichen Einheit zu gestalten, ge-
lungen; die germanischen Stämme in der sicheren Hand ihrer erblichen
Fürsten, unter dem Scepter des erblichen Kaisers verbunden, wären als
Erben des römischen Reiches die Herren der Welt nicht nur geworden,
sondern auch geblieben, es hätte nicht unzähliger Kämpfe bedurft, um einen
Zustand zu schaffen, dessen Grundlage gelegt war, sobald das römische
Westreich dem begangenen Selbstmorde erlag.
Anderthalb verlorene Jahrtausende in Folge der Unrichtigkeit einiger
angewendeter Theorien! Und die großen Opportunisten, vulgo
Politiker, sind auch heute noch der Ansicht, daß die theoretische
Richtigstellung allgemeiner Principien – unfruchtbarer
Idealismus sei.
:: 2:
::
Wären die Geister des Mittelalters nicht durch Dogmatismus und
Mysticismus gefesselt gewesen; hätten sie im Sinne des Positivismus wirken
können, mit einem Worte, wären sie im Erkennen des jeweiligen Horizontes
nicht durch übertriebenes Festhalten an Wahrheiten überwundener Stand-
punkte gefesselt gewesen; niemals wäre es gelungen, den natürlichen Gang
der Entwickelung Jahrhunderte über durch Verkünstelung zu hemmen!

Einfluß der Oeffentlichkeit.
Heute wird diese Entwickelung dadurch gefördert, daß die Culturvölker an allen Ecken und Enden des Erdballs gezwungen sind zu sehen, gezwungen durch die Universalmacht – Oeffentlichkeit –, welche sich mit Hilfe der modernen Werkzeuge Dampf und Elektricität über die gesammte Menschheit verbreitet hat.
Wenn, wie Contre-Admiral Réveillère behauptet, ein fleißiger und wohlhabender Schuhmacher in der Bretagne durch den chino-japanischen Krieg ruinirt werden konnte, und wenn es einen Menschen giebt, der dies

<"page366">

beobachtete und zur allgemeinen Kenntniß brachte; wenn Fälle solcher Art sich in aller Herren Länder tausendfach wiederholen und bemerkt werden, kann es nicht ausbleiben, daß die Massen an der Unfehlbarkeit und Allmacht jener zu zweifeln beginnen, die es übernommen haben, für ihre Wohlfahrt zu sorgen.
Aus diesem Zweifel entspringt der Wunsch, sich einem mächtigeren Herrn zu unterwerfen, einem Herrn, der zu verhindern im Stande sei, daß der bretonische Schuhmacher durch einen Krieg im fernen Osten brodlos werde. Alle Bemühungen sind auf die Errichtung einer Gesammtmacht gerichtet, die bereit und im Stande sei, den Einzelnen gegen die Gesammtheit zu beschützen.
Was diese Bemühungen bis jetzt fruchtlos erscheinen ließ, liegt einfach darin, daß die herrschenden Minoritäten, der Bewegung der Massen entgegen, noch nicht voll, ganz und insgesammt begriffen haben, daß diese Bewegung nichts weniger als gefährlich ist, sobald sie sich ihr anschließen, sich an ihre Spitze stellen und sie dadurch zu der alleinigen praktischen Durchführung bringen; daß sie, als personificirte Einheit ihrer Gebiete, diese mit anderen solchen Einheiten verbinden.
Reihenfolge in der Assimilirung.
Die Bewegung von heute ist vom Drange nach allgemeiner Assimilirung beherrscht. Bei der Durchführung dieses Programms ist aber in erster Linie das Einhalten der richtigen Reihenfolge wichtig, man muß mit jenen Elementen der Gesellschaft innerhalb und außerhalb des Staates den Anfang machen, die auch wirklich reif zur Assimilirung sind.
Man darf nicht in den alten Fehler verfallen, den Gegner immer im nächsten Nachbar zu sehen und sich gegen dessen überhandnehmende Kraft mit fremden Kräften zu verbinden.
Die natürliche Gruppirung der Menschheit ist mit jener der besessenen Schollen identisch.
Die nächsten Nachbarn sind geradezu darauf angewiesen, sich zu verbinden, um den besessenen Grund und Boden gemeinsam zu vertheidiger.
Dieses Bestreben braucht nicht erst künstlich wachgerufen zu werden, in den Massen besteht es instinctiv. Blos die Eifersüchteleien der herrschenden Minoritäten wären zu überwinden.
Nur ein Weg führt zur natürlichen Assimilirung, die Entwickelung der eigenen Kraft, gepaart mit dem ernsten Willen, sich dieser nicht zur Schädigung des nächsten Nachbars zu bedienen.
Eine solche Kraft übt eine magnetische Anziehung aus und müßte zur Ausdehnung der Gruppe ins Unendliche führen, jedenfalls bis zur natürlichen Grenze des Bodens, bis zum Meere, ließe man sie ungehindert wirken.

<"page367">

Deshalb ist auch das Dichten und Trachten aller Gegner der friedlichen Entwickelung darauf gerichtet, den irgendwo auf Erden zur vollen Selbstständigkeit entwickelten Staat zum Mißbrauche mit seiner Macht gegen den Nachbar zu verleiten und den weniger entwickelten Nachbar mit der Möglichkeit dieses Mißbrauches zu schrecken.
Man täusche sich nicht, jedwede Kraft, die darauf ausgeht, zwischen den Organen eines lebensfähigen Staates oder zwischen gut organisirten und administrirten Nachbarstaaten Mißtrauen zu säen, hat nur den Umsturz oder mindestens die Förderung selbstischer Zwecke im Auge.
Die einfache Deduction aus den Prämissen der gesammten Vergangenheit lassen dies Axiom auch für die Gegenwart und Zukunft als untrügliches Dogma erscheinen.
Wie zu allen großen Epochen der Geschichte, so steht die Menschheit auch heute vor der Möglichkeit neuer Gruppirungen.
Worum es sich handelt, ist einfach die Frage, ob es den herrschenden Minoritäten der Gegenwart gelingen wird, diese Gruppirung im Sinne der Vorsehung zu gestalten; ob sie abermals nur zur Schaffung mehr oder weniger zahlreicher, mehr oder weniger feindlicher Heere führen wird, die berufen sind einander zu bekriegen; oder aber zu wohlorganisirten, gut administrirten, in ihrer Selbstständigkeit durch die Entwickelung aller inneren Kräfte wohl vertheidigten Staaten, die im richtigen Erkennen der eigenen Interessen darnach trachten müssen, mit allen jenen in engster Waffenbrüderschaft zu leben, die gleiche friedliche Zwecke verfolgen.
Alle aus der Vergangenheit geschöpften Erfahrungen drängen zu letzterer Richtung..
Die neue Gruppirung hat sich zu demselben Zwecke zu vollziehen, welchen alle früheren verfolgten. Die nächsten Nachbarn haben sich zur gemeinsamen Abwehr miteinander zu verbinden. Was sich aber gründlich verändert hat, das ist der Begriff der Nachbarschaft.
Wie lange z. B. galten die Mittelmeerstaaten als Nachbarn. Das Mittelmeer war keine Trennung, sondern der bequemste Weg der Verbindung.
Heute hat Dampf und Elektricität die ökonomische Einheit aller durch Meere getrennten Binnenländer geschaffen. Diese Einheiten sind berufen,

sich gegen einander zu behaupten. Die Gemeinsamheit ihrer ökonomischen
Interessen hat den Kern jener Gruppirung zu bilden, in welche die politisch
selbstständigen Staaten sich zu verbinden berufen sind.
Es wäre geradezu ein Unding zu nennen, wenn die Universalität
einer continentalen Weltmacht in der Verfolgung ihrer deutlichsten ökonomi-
schen Interessen durch die Einmischung von ihr durch Meere getrennter
Mächte verhindert werden könnte, deren Aggressivkraft einzig auf der
Flotte beruht.

<"page368">

Vikinger-Raubzüge waren nur möglich, so lange die Völker
des Festlandes sich gegenseitig bekriegten.
Asien, die Wiege der Menschheit und der menschlichen Cultur, bildet
mit Europa, der Hochschule ihrer Entwickelung, jene Einheit, die berufen
ist, die gesammte Welt nicht mit den Waffen zu erobern, sondern moralisch
zu beherrschen.
Alle Evolutionen der uns bekannten Menschheit haben sich auf diesem
großen Binnenland vollzogen, das mehr denn alle anderen im Stande ist
sich zu genügen.
Um sich der neuen Welt gegenüber zu behaupten, hat die alte Welt
blos ihre Solidarität anzuerkennen und jene Cultur, die infolge der Ver-
schiebung der Massen von Ost nach West und deren Stauung auf einem
engen Raum entstanden ist, auf welchem man sich gegenseitig zu vertragen
lernen mußte, jetzt von West nach Ost zu tragen und die Assimilirung ihrer
Völker von Nachbar zu Nachbar etappenweise durchzuführen.
England, durch das Meer gegen die Angriffe jedweder Landmacht ge-
schützt und durch seine mächtige Flotte in die Lage versetzt, sich zur See
in allen Weltgegenden zu behaupten, ist sowohl von der alten, als auch
von der neuen Welt materiell völlig unabhängig und kann die Reihen-
folge seiner Assimilirung nach Gutdünken feststellen.
Sich dieser Evolution völlig zu entziehen und in der great isolation
zu verharren, vermag aber auch dieser politisch und ökonomisch so hoch ent-
wickelte Staat für die Dauer nicht.
Wenn Max Müller (Orford) als Argument für die Assimilirung Eng-
lands mit Amerika behauptet, daß Blut stärker sei als Wasser*), en
parenthèse, keine allzu neue Theorie, so gestatten wir uns als Argument
für die Assimilirung mit dem europäischen Continent die Behauptung auf-
zustellen, daß die Erinnerung erfolgreichen Zusammenwirkens
stärker ist als Blut..
Und England hat Jahrhunderte über mit dem europäischen Continent
zusammengewirkt; ein Blick auf die Weltkarte bezeugt, mit welchem Erfolge.
Die Kaiserin von Indien ist groß, weil sie Königin ist des kleinen europäi-
schen England. Der Assimilirung mit seinen continentalen Genossen kann
und wird England sich nicht entziehen, sobald dieser Continent in
irgend einer Form als organische Einheit erscheint.
Die A)ankees mögen noch so zur Familie gehören, sie spielen blos die
Rolle jüngerer Söhne, die berufen sind, die dort drüben erworbenen Schätze
dem Mutterlande zuzuführen.
Als gleichberechtigte, natürliche Alliirte betrachtet der Europäer doch
nur den Europäer. Die Trennung durch den Canal ist geringer als jene
durch den atlantischen Ocean, und in letzter Analyse spielt, wie wir des
*) Deutsche Revue (Aprilheft).

<"page369">

Oefteren behauptet haben und immer wieder behaupten, die Nachbarschaft
die gewichtigste Rolle.
Der in der Gruppirung der alten Welt zunächst heranzuziehende Welt-
theil ist Afrika, das ja geographisch auch kaum von der alten Welt getrennt ist
und zum Theil immer zu dieser gezählt hat.
Morgen bereits kann die Weltlage, d. h. die Gruppirung je nach der
leichtesten Vertheidigung des gemeinsamen Bodenbesitzes, durch die Ent-
wicklung der Luftschifffahrt gründlich verrückt werden. Dies aber
ist Sache des morgigen Tages und hat unsere Nachkommen zu beschäftigen.
Heute bieten die großen Continente jene Einheiten, die
gegen fremden Andrang am leichtesten vertheidigt werden können.
Die natürliche Assimilirung hat sich somit in erster Linie auf
diesen zu vollziehen.
So lange ein Continent nur durch Seeschiffe angegriffen werden kann,
wird er immer im Stande sein, jede Invasion abzuwehren. Hierzu gehört
nur Eines, und das ist: im richtigen Ueberblicke des Horizonts von heute
sich nicht durch die Wolken von Horizonten der Vergangenheit auf uns ver-
erbter, einst wahrer, heute falscher Auffassungen beirren zu lassen.
Die Weltherrschaft nur im Wege der Association möglich.
Die Weltherrschaft ist heute nur mehr im Wege der Asso-
ciation zu erlangen, und diese Association hat eine streng de-
fensive zu sein.
Dies Princip angenommen und streng consequent durchgeführt wird
der Gesammtheit dienen wie der Einzelentwicklung; dessen Nichtanerkennung
hingegen wird den fortschrittlichen Gang im Sinne der Vorsehung einige
Zeit hemmen, sowie die Anwendung des Privaterbrechtes auf den Staat
ihn Jahrhunderte über gehemmt hat.
Vortheil aus der unleugbaren Richtigkeit dieses Princips werden aber
auch heute schon jene Machthaber der Erde ziehen, die sich nicht dagegen
auflehnen.
Heute huldigen dem Princip der Assimilirung mit dem
nächsten Nachbar die Mächte des Dreibundes. Jede Macht, die
bereit ist, sich diesen anzuschließen, kann jeden Augenblick des gemeinsamen
Segens theilhaftig werden, der sich in weit erhöhter Selbstbestimmung
äußern wird.
Um eine Machtfrage, ja um die Weltmachtfrage handelt

es sich hier, für deren Erlangung es der Mühe lohnen würde,
der Kirchthurm-Streitigkeiten vergangener Zeiten zu vergessen.
Was hat im Vergleich zu dieser die Rückeroberung Elsaß-Lothringens
für Frankreich zu bedeuten!
Für Deutschland bedeutet der Besitz dieser Länder allerdings eine
leichter zu vertheidigende Grenze und die Constatirung seiner Auferstehung;

<"page370">

für Frankreich könnte deren Rückeroberung höchstens ein Balsam für die
verletzte Eitelkeit und das Mittel sein, um die glücklich überstandene
Napoleonische Prestige-, recte Bluff-Politik wieder aufkommen zu lassen.
Zu weit größerer und bleibenderer Genugthuung könnte diesem schönen
Reiche das Bewußtsein dienen, mit dem Dreibund vereint, den Angriffen der
gesammten Außenwelt trotzen zu können!
Daß Rußland geneigt ist, dem Dreibund bei- oder doch gewiß nicht
entgegenzutreten, hat die Anregung der Friedensconferenz bewiesen.
Es wäre schwer, sich dieser Wahrheit zu verschließen.
Daß der Gedanke der Friedensconferenz in Rußland reifen konnte, ist
unstreitig die Folge des Dreibundes. Durch seine Unangreifbarkeit
hat der Dreibund eine Friedensära inaugurirt und kann die
natürlichen Consequenzen seines Bestandes nur mit Freuden begrüßen.
Sympathie.
Alles bisher Gesagte bezieht sich auf die Vernunft. Nun kommen wir
auf den zweiten großen Factor menschlicher Entwicklung zu sprechen, auf
die Empfindung.
Die gesellschaftliche Entwicklung ist in einem ewigen Kreislauf fest-
gebannt. Der ungebundene Wille der wenigen Starken unterwirft die vielen
Schwachen, bis der verbundene Wille der Schwächeren ihn endlich über-
mannt. Nun wird dieser verbundene Wille der Schwächeren zum Tyrannen,
den nur das Emporkommen eines überlegenen individuellen Willens
brechen kann.
Diese oft Jahrhunderte währende Evolution ist aber der Arbeit des
Maulwurfs und der Ameise vergleichbar. Maulwurf und Ameise bauen in
zähem Festhalten an der beschränkten Aufgabe ihr Reich, das der
Fußtritt eines darüber hinwegschreitenden Ungeheuers, eines Elephanten
oder eines Schafes, mit einem Schlag vernichtet.
Der allen Geschöpfen der Erde überlegene Mensch ist berufen, seinen
höheren Organismus zur Gründung eines Reiches zu verwerthen, das im
Stande sei, sich des Fußtritts eines vorüberziehenden Ungeheuers zu er-
wehren.
Damit es aber den Lenkern der Menschheit gelinge, die Massen zur
Schaffung und Erhaltung dieses Reiches zu vermögen, müssen sie den Massen
das Bestehen dieses Reiches als wünschenswerth erscheinen lassen.
Es ist ein eitles Beginnen der Denker, die Menschheit nur durch den
Kopf regieren zu wollen.
Mit dem Kopf kann man deductiv rechnen, handeln hingegen kann
man nur inductiv, unter dem Einflusse der Empfindung.
Die Massen denken nicht, jedenfalls nicht richtig, aber sie
empfinden immer.

<"page371">

Und die Empfindung ist und bleibt in menschlichen Dingen unter allen
Verhältnissen die Hauptsache; denn nur die Empfindung macht glück-
lich oder unglücklich.
„Glücklich sind die Einfältigen, denn ihrer ist das Reich Gottes.“
Und die Massen sind immer einfältig. Das Reich Gottes bedeutet für
die Massen entweder das Reich der Gegenwart, oder jenes der
Zukunft. Nach letzterem richten sich sehnsuchtsvoll ihre Blicke
erst, wenn ihnen das Reich der Gegenwart, das Reich der
herrschenden Minorität von heute, nicht behagt.
Es behagt ihnen aber kein Reich, in dem sie sich unsicher fühlen. Un-
sicher fühlt sich Jener, der nicht auf den guten Willen, die Gerechtigkeit
und die Kraft seines Lenkers bauen kann.
So lange er diesem vertraut, besteht seine Sehnsucht nach dem
Reiche Eottes in nichts Anderem als in der Erhaltung der
Gegenwart.
Auf jedem Erdenpunkt giebt es glückliche Menschen.
Das Menschenglück ist blos von Einem bedingt, von der Sorglosigkeit.
Den Massen Sorglosigkeit zu geben ist die einzige Aufgabe der herrschen-
den Minoritäten.
Sorglosigkeit aber ist vom Vertrauen bedingt.
Vom Vertrauen zur Liebe ist nur ein Schritt, von der Liebe zum
Opfermuth abermals nur einer.
Wer seinem Führer vertraut, liebt ihn, wer ihn liebt, will ihm auch
dienen, ihn erhalten.
Dies ist nicht Sache des Kopfes, sondern des Herzens.
Selbst ein Scheusal wie Cäsar Borgia wurde nach seinem tragischen
Ende von der Bevölkerung der Romagna aufrichtig betrauert, weil er zwar
rücksichtslos, grausam und perfid dem Gegner gegenüber, seine Schützlinge
gerecht, vorsorglich und energisch regiert hat. Les peuples sous lui ne
connurent plus d'arbitraire*).
Aus einfachem Instinct der Selbsterhaltung hat somit die herrschende
Minorität die Empfindung der beherrschten Massen nicht blos zu schonen,
sondern auch zu entwickeln.
Glücklich ist, wer sich einbilden kann, in seiner Einzelexistenz
gesichert zu sein und nicht nutzlos zu leben. Diese Empfindung muß
gepflegt werden, und wenn sie nicht Einbildung ist, sondern den
Thatsachen entspricht, dann ist sie auch die mächtigste Schutz-
wehr der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung.
Bei den Massen kann man nur auf Empfindungen rechnen, bei den

herrschenden Minoritäten auf den Kopf. Merkwürdiger Weise geschieht gewöhnlich das Gegentheil. In der Beurtheilung der Stellungnahme

*) Les Borgia, par Charles Yriarte.

<"page372">

zu einer kommenden Frage zählt man meist auf den Kopf der Massen und auf die Sympathien oder Antipathien der Minoritäten.

Auch bei Letzterem darf man des Herzens nicht ganz vergessen, aber dieses tritt doch gewöhnlich in den Hintergrund, sobald es sich um deutlich erkennbare Interessen handelt.

Nur durch Empfindung können die Massen bewegt werden, und was ist seitens der Machthaber gewöhnlich geschehen? Die Empfindung der Massen wird vernachlässigt verletzt oder in falsche Bahnen geleitet.

Bedarf man ihrer im Augenblick der Gefahr, dann appellirt man statt an die Empfindung, die man fühlt vernachlässigt, verletzt oder in falsche Bahnen geleitet zu haben, an den Kopf und bringt hiermit eine Kraft in Bewegung, die nur Unheil anrichten kann.

Das Denken ist ihnen fremd, und überrascht vom Appell an eine Kraft, von deren Vorhandensein sie keine Ahnung hatten, bedienen sie sich ihrer zum eignen Schaden und zum Schaden der Gesammtheit.

Nicht mit dem Kopfe der Massen hat man zu rechnen und nicht mit dem Herzen der herrschenden Minoritäten, sondern umgekehrt.

Von den großen Staaten der Gegenwart und der nächsten Zukunft haben jene Aussicht auf längere Dauer, deren Organisation einer größeren Anzahl von Menschen mehr Freude am Dasein zu sichern vermag.

Friedliche Stimmung von heute.

Bei genauer Untersuchung des Horizontes von heute werden wir erkennen, daß sowohl das Herz der Massen, als auch der Kopf der herrschenden Minoritäten der Anbahnung einer Aera des Friedens günstig sind.

Das Herz der Massen darum, weil ihre Lage heute kaum irgendwo wirklich unerträglich ist. So ziemlich in aller Herren Länder wird ihnen die Möglichkeit geboten, sich zu Hause ehrlich zu ernähren oder dorthin zu ziehen, wo ihre Arbeit mehr gebraucht, daher besser entlohnt wird. Gar mancher tüchtige Arbeiter der alten Welt hat sich dieser Freizügigkeit dazu bedient, um in fernen Welttheilen gerade so viel zu erwerben, als er brauchte, um, in das theure Vaterland zurückgekehrt, dort einen gesicherten Hausstand zu gründen.

Was der, auf der väterlichen Scholle in ihrer Existenz gefährdeten individuellen Kraft einst die Kriegszüge verschiedener großer und kleiner Mächte boten, die Möglichkeit, durch das Einsetzen der vollen Energie, ja des Lebens, Reichthum zu gewinnen; das bietet ihnen heute die Nachfrage nach Arbeitskraft, die irgendwo jederzeit das Angebot übersteigt.

<"page373">

Zu Hause mag das Gegentheil der Fall sein, so wie dies einst bezüglich wehrfähiger Männer hier und dort der Fall war, aber durch den, auf die gesammte Erde ausgedehnten Horizont von heute und durch die Leichtigkeit, jeden seiner Punkte zu erreichen, kann das Gleichgewicht zwischen Nachfrage und Angebot überall hergestellt werden.

Dem friedlichen Broderwerbe, ob in der Heimat, ob in der Fremde, gehen die Massen heute auch schon darum lieber nach, als dem Kriegshandwerke, weil ersterer dem Glücksspiele ein weiteres Feld eröffnet als letzteres.

Wie es von den vielen Landsknechten der Vergangenheit nur einem geringen Bruchtheile beschieden war, mit Schätzen beladen heimzukehren, so ist dies auch bei den Arbeiterschaaren von heute der Fall. Aber der fremde Kriegsdienst hat aufgehört Anziehung zu üben, seitdem er nicht mehr Beutezüge bedeutet, mit dem Rechte zu plündern und zu sengen; seitdem das Kriegshandwerk zu einer mühevollen, geregelten, ernsten Kunst geworden ist, mit wenig Aussicht auf leichten Gewinn.

Auch ist der Kampf um's Dasein heute mit so mannigfacher Tragik saturirt, daß man nicht erst des Krieges bedarf, um die nüchternen Alltagsgerichte mit der Nachricht fremder Leiden zu würzen.

Auf nahezu allen Punkten der bewohnten Erde wird es dem Individuum möglich, in die Reihen einer Heerde zu treten und sorglos von der Hand zum Munde zu leben; wer es aber vorzieht, sein Schicksal selber in die Hand zu nehmen und, der eigenen Energie vertrauend, auf Abenteuer auszugehen, bedarf hierzu heute nicht mehr des Krieges, tausend andere Mittel stehen ihm zu Gebote, um eine bevorzugte Stellung zu erringen.

Uebrigens hat durch die vielseitig eingeführte allgemeine Wehrpflicht auch die Nachfrage nach fremden Kriegsknechten abgenommen.

Daß die in der Heerde aufgehenden Massen heute friedlich gesinnt sind – wie immer – braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Alles, was diese wünschen, ist, in gewohnter Regelmäßigkeit vom Stalle zur Weide, von der Weide zum Stalle getrieben zu werden. Das Gebahren der Wölfe war ihnen jederzeit ein Gräuel, außer wenn sie sich gegenseitig zerfleischten.

Der Kopf der herrschenden Minoritäten ist heute dem Frieden aus dem Grunde gewogen, aus welchem er es immer war, sobald er es war aus dem Erkennen der Gefahren des Krieges.

Wie ungünstig für die Menschheit es auch klingen mag, aber es muß constatirt werden, daß sie immer blos dann freudigen Herzens den Kriegspfad betrat, wenn sie der Ueberzeugung war, den Sieg zu erringen, und zwar um desto freudiger, je leichter dieser Sieg erschien.

Daß die Berechnung auch falsch sein konnte, beweist das jeweilige Unterliegen eines der Gegner.

<"page374">

Niemals aber war auch nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung
bezüglich des Ausganges schwieriger als heute.
Durch den in's Unendliche ausgedehnten Horizont lassen sich alle
Factoren erkennen, die auch nur ein localer Krieg mit ins Spiel bringen
könnte, und diese Factoren sind so zahlreich und mannigfach, daß es fast
unmöglich wird, sie richtig abzuwägen.
Auch der kleinste Brand kann zum Weltbrande werden, und
Niemand fühlt sich diesem gegenüber gesichert.
Allerdings zieht man auch ohne Siegesbewußtsein in den Kampf,
wenn man muß, wenn man in seiner Existenz bedroht wird. Wo aber
ist dies heute der Fall?
Die Fortschritte auf politischem Gebiete und jene der Kriegskunst
haben den Angriff erschwert, die Vertheidigung hingegen ungemein erleichtert.
Eine jede Großmacht von heute ist einer fast uneinnehmbaren Festung zu
vergleichen, an welcher selbst der stärkere Gegner Gefahr läuft, zu zerschellen.
Die Gefahren des Angriffskrieges lassen diesen, die Sicherheit gegen
feindliche Angriffe lassen den Vertheidigungskrieg aus Verzweiflung täglich
überflüssiger erscheinen.
Nicht materiell unmöglich ist heute der Krieg, wie Manche
behaupten, auch moralisch ist er es nicht; denn wer sich im Recht fühlt
und seine Kräfte durchaus gegen jene Anderer erproben will, ist hierzu
berechtigt und kann nicht daran gehindert werden.
Aber der Kopf der herrschenden Minoritäten kann sich stündlich weniger
der Wahrheit verschließen, daß sich gegenseitig bekämpfen so viel heißt, wie
sich selbst aus dem Wege räumen, um Kräften Platz zu machen, deren
Herrschaft Umsturz bedeutet.
Mit Recht wird die rohe Gewalt „ultima ratio“ genannt, heute
giebt es aber so viele Mittel der Selbstbehauptung, daß kaum mehr
an dieses letzte Mittel appellirt zu werden braucht.
Internationalisirung nationaler und Nationalisirung inter-
nationaler Kräfte.
Zwei Parallel-Bewegungen werden dem Auge heute deutlich, die Inter-
nationalisirung nationaler und die Nationalisirung internationaler Kräfte.
Jede innerhalb des Staates bestehende Genossenschaft protestirt gegen
die Beschränkung ihrer Thätigkeit durch die Landesgrenzen. Wissenschaft,
Kunst, Industrie und Handel, zu Hause gepflegt und über die eigene Nach-
frage entwickelt, streben nach Zulassung in der Außenwelt. Sie suchen für
ihre Producte fremde Absatzgebiete zu gewinnen.
Da dieses allseitige Bestreben vom Erfolge gekrönt ist, hat sich durch
den internationalen Austausch heimischer Werthe ein Weltmarkt gebildet,
auf welchem Kräfte zur Entwicklung gelangten, die einen vorwiegend inter-
nationalen Charakter tragen.

<"page375">

Durch den Austausch aller nationalen Errungenschaften auf dem
Gebiete von Wissenschaft und Kunst ist eine internationale Cultur, durch
den Austausch der nationalen Rohproducte und Industrie-Artikel ein inter-
nationales Capital entstanden.
Die internationale Cultur und das internationale Capital sind aber
Kräfte, durch welche sich die einzelnen Völker in ihrer staatlichen Selbst-
ständigkeit bedroht sehen. Hieraus entspringt naturgemäß der Wunsch, sich
dieser Kräfte zwar nach Möglichkeit zu bedienen, das heißt, sie zu
nationalisiren, zugleich aber zu verhindern, daß sie zu einer obersten
Universalmacht gelangen.
Eine universale Kornkammer, aus welcher ein Jeder nach Bedarf
schöpfen könne, ist einem Jeden ganz recht.
Aber gegen die Befugniß der Beherrscher dieser Kornkammer, sowohl
die Zufuhr als auch die Ausfuhr willkürlich zu beschränken, sträubt sich der
berechtigte Selbsterhaltungstrieb der Einzelnen.
Wenn die auf verschiedenen nationalen Universitäten herangebildeten
Männer der Wissenschaft sich zu einer internationalen Phalanx verbinden
und von der Höhe ihrer Gesammtcultur jede nationale Culturentwickelung
nach Gutdünken fördern oder unterdrücken, so bäumt sich das nationale
Selbstgefühl auf und trachtet nach Befreiung von dieser tyrannischen
Macht.
Die einzelnen Völker streben somit darnach, das nationale Capital
und die nationale Cultur auf den Weltmarkt zu werfen und das auf diese
Art geschaffene internationale Capital und die internationale Cultur zu
monopolisiren; während das internationale Capital und die internationale
Cultur ihrerseits darauf bedacht sein müssen, für ihre Machtbethätigung
einen natürlichen Boden zu gewinnen, den einen oder den anderen Staat
zu beherrschen und durch diesen die Herrschaft über die gesammte Cultur-
welt zu behaupten.
Das Endziel ist dasselbe, nur der Ausgangspunkt ist ein anderer.
Sowohl die nationalen als auch die internationalen Kräfte streben nach
Assimilirung, die Einen von innen heraus, die Anderen von außen hinein.
Der Staat hat sich gegen beide Bewegungen zu behaupten; er
hat die internationale Tendenz heimischer Kräfte zu zügeln, die angestrebte
Herrschaft der internationalen Kräfte über seine Angehörigen zu bekämpfen.
Bei der Bewegungen Herr kann der Staat aber nur werden,
indem er sich an ihre Spitze stellt..
Wenn die Massen der Staatsangehörigen in der Staatsmacht jene
Kraft erblicken, die am meisten geeignet und gewillt ist, ihrem nationalen
Capital und ihrer nationalen Cultur den Weltmarkt zu eröffnen; wenn das
internationale Capital und die internationale Cultur erkennen, daß sie ohne
Anerkennung der staatlichen Oberhoheit nicht in dessen Lager eindringen
können, dann beherrscht die Staatsmacht die Massen durch das

<"page376">

Herz, die herrschenden Minoritäten des internationalen Capitals
und der internationalen Cultur durch den Kopf.
In ihrer mächtigsten Empfindung geschmeichelt, werden die Völker der
Staatsmacht enthusiastisch zujubeln, wenn diese sich als Trägerin nationalen
Reichthums und nationaler Cultur erweist; das internationale Capital, die
internationale Cultur aber werden sich, wenn auch murrend, in ihr Schick-
sal ergeben und trachten, mit der Staatsmacht in ein Bündniß zu treten.
Durch nichts werden die Massen in solchem Maße in der
Sklaverei erhalten, als durch Cultur und Capital. Will der
Staat nicht abdiciren, so darf er die Ausübung dieser Sklaverei keiner
fremden Macht gestatten, er muß sich mindestens deren Vermittlung
unbeschränkt erhalten.
Am Staate liegt es, das nationale Capital und die nationale Cultur
nach außen zu vertreten; am Staate liegt es, zu hindern, daß seine An-
gehörigen von ihm, durch das internationale Capital und die internationale
Cultur, emancipirt werden..
Der Staat darf weder zugeben, daß seine Angehörigen in das Götzen-
thum des heimischen Capitals und der heimischen Cultur verfallen und diese
der gesammten Welt gewaltsam aufdrängen wollen; noch darf er sich dazu
hergeben, ein blindes Werkzeug des internationalen Capitals und der inter-
nationalen Cultur zu werden.
Je enger das Band zwischen den bestehenden Staaten der Culturwelt
sich knüpft, zu je ausgedehnteren Machtgruppen mit leicht zu ver-
theidigenden Grenzen sie miteinander verschmelzen, um desto
sicherer wird es ihnen gelingen, sich und die Ihren gegen die Ver-
gewaltigung durch nationale und internationale Kräfte zu ver-
theidigen.
Sowohl die nationalen, als auch die internationalen Kräfte können
dem Staate nur dadurch gefährlich werden, daß die herrschenden Minori-
täten sich aus selbstischen Zwecken mit einer von beiden oder mit beiden
zugleich verbinden.
Entweder um sich zu Hause mühelos am Ruder zu erhalten, oder um die
zu Hause ausgeübte Macht durch Gewalt über die Grenzen des Staates hinaus-
zudehnen, appellirte so manche herrschende Minorität bald an den Chauvinismus
der von ihr beherrschten Massen, bald an die Universalitäts-Aspirationen
der internationalen Kräfte und schuf sich hierdurch gefährliche Concurrenten.
Der nationale Chauvinismus bedroht die Staatsmacht und dadurch
den Staat selbst, indem er in Selbstvergötterung verfällt und bestrebt ist,
den Staat zum Werkzeuge seines kurzsichtigen, rücksichtslosen Egoismus,
seines Größenwahns zu machen; die internationalen Kräfte bedrohen den
Staat, indem sie die Staatsmacht veranlassen, ihnen einen directen Einfluß
auf die Massen einzuräumen. Sowohl der nationale Chauvinismus als
auch das internationale Capital und die internationale Cultur entwickeln

<"page377">

sich zu einer Kraft, die, als Staat im Staate, die Staatsmacht in den
Hintergrund zu drängen droht.
Sobald aber die Machthaber der Erde erkennen, daß ihre internationale
Solidarität sie am besten gegen nationale wie internationale Uebergriffe
schützen kann; sobald sie begreifen, daß hierin auch die Möglichkeit liegt,
die inneren Kräfte des Staates zu entwickeln und durch Tauschhandel
geltend zu machen; daß sie streng national, d. h. staatlich bleibend, die
einzigen Vermittler des Individuums mit der Menschheit zu sein berufen
sind; sobald sie schließlich die ungeheueren Gefahren zu beurtheilen vermögen,
die sie und ihre Völker bedrohen, wenn sie statt der Assimilirung dem Kriege
Aller gegen Alle fröhnen; müssen sie im Interesse der Selbsterhaltung sich
mit allen jenen zu einer einheitlichen Macht zu verbinden trachten, deren
gesammter Grundbesitz gegen äußere Feinde zu vertheidigen ist,
und dies sind die Staaten jedes von großen Meeren begrenzten
Continentes.
Die Monroe-Doctrin, auf jeden großen Continent richtig, d. h. nicht
aggressiv angewendet, hat, in Verbindung mit jener der offenen Thüren,
das allein seligmachende Dogma des heutigen Tages zu sein.
Wie die Staaten zu der continentalen Einheit gelangt, gegen kriegerische,
ökonomische und politische Attentate der Anderen gesichert, von diesen jedoch
durchaus nicht isolirt, sich in aller Ruhe der weiteren culturellen Entwicklung
widmen können, wird dies auch im kleinen Kreise der Gemeinde der Fall sein.
Je gesicherter in seiner Existenz sich auch der Einzelne fühlt, umso
weniger ist er zu gewagten, abenteuerlichen Unternehmungen geneigt.
Das „Alles für Alles einsetzen“ ist nur Folge der Verzweiflung, die
ganze Zukunft auf eine Karte setzen will nur, wer seines morgigen Tages,
ja auch des heutigen nicht sicher ist.
System der gegenseitigen Versicherung.
Schon ist die Stimmung der Massen mehr auf das Berechnen
gerichtet, als auf das Spiel. Der ungeheuere Aufschwung des Ver-
sicherungswesens beweist dies deutlich. Während einst im fatalistischen Ver-
trauen auf das blinde Glück Niemand daran dachte, einen Theil seines
Einkommens auf die Sicherstellung des übrigen zu verwenden, ist hierzu
heute Jedermann bereit. Man hat vor nichts größeren Abscheu als
vor der Möglichkeit, durch irgend eine Katastrophe mit einem
Schlage seiner ganzen Habe verlustig zu werden.
Um dieser Gefahr zu begegnen, begnügt man sich lieber mit einem
sichergestellten Theile seines Einkommens und ist gerne bereit, einen regel-
mäßigen Tribut hierfür zu entrichten.
Und dieser Zug ist ein deutliches Zeichen der Assimilirung,
welche wir als die große Evolution des Heute bezeichnen.

<"page378">

Die Anerkennung der Solidarität mit irgend einer Gruppe von
Zeitgenossen ist durchaus nicht neu, neu sind nur die Proportionen,
in welchen sie sich vollzieht. Während sie sich einst auf die Familie, den
Stamm, die Gemeinde, im besten Falle auf den Staat bezog, bildet heute die
gesammte Culturwelt ihren Schauplatz. Eine amerikanische Versicherungs-
gesellschaft hat heute in jedem Staate der Culturwelt ihre Succursale.
Müssen nicht die herrschenden Minoritäten schließlich auch zu der Ein-
sicht gelangen, daß ihre Existenz, wie jene der von ihnen regierten Genossen-
schaft, gleichfalls am besten durch eine wechselseitige Versicherungsgesellschaft
erhalten werden können?
Diese Versicherungsgesellschaft zu gründen ist die Aufgabe
von Heute; die Haager Friedensconferenz war die erste laute Proclamirung
eines allseitig längst empfundenen Bedürfnisses.
Die neue Gruppirung.
Ein eigenthümliches Bild in der Gruppirung der Menschheit aller Zeiten
bildet die anscheinende Verschiedenheit der Basis, auf welcher sie sich vollzog.
In Wirklichkeit war sie immer instinctiv auf Erlangung größerer Sicher-
heit und größerer Selbstbestimmung gerichtet, demzufolge auf Anlehnung an
Kräfte, die geeignet schienen. Beides zu gewähren.
Wo solche Kräfte sich materiell behauptet haben, übten sie eine natür-
liche Anziehung aus, der die Massen niemals widerstehen konnten. Es war
dies der sogenannte Strom der Zeiten, getragen durch die täglich an-
schwellende öffentliche Meinung, die einer Lawine gleich ins Unendliche an-
zuwachsen schien. Und dennoch sehen wir solche Lawinen an irgend einem
unansehnlichen Felsblock plötzlich zerstäuben.
Die Massen üben durch ihr Gewicht eine anscheinend unüberwindliche
Gewalt aus, aber dies Gewicht kann ihren Mangel an Härte nicht ersetzen.
Begegnen sie einem noch so geringen Hindernisse von größerer Con-
sistenz, das sie nicht mit sich fortreißen können, so werden sie nicht nur in
ihrem Laufe aufgehalten, sondern ihre Kraft muß an diesen sogar uner-
bittlich zerschellen.
Ein solches Hinderniß bot der in Fluß gerathenen allgemeinen, aber
nur mechanischen Bewegung jederzeit der höhere Gedanke, der Aus-
druck höherer Moral.
Die unüberwindliche materielle Macht der persischen Antokratie zer-
schellte bei Marathon am Principe der autonomen Freiheit; das weltbe-
herrschende römische Cäsarenthum am Kreuze des göttlichen Märtyrers, der
für das weltumfassende Princip der Menschenrechte verblutete.
Der locale und der universale Freiheitsgedanke sind jene Klippen, an
welchen jede, anscheinend noch so unüberwindliche materielle Macht scheitern
muß, sobald sie ihrer vergißt, weil Freiheit, d. h. selbstständige Willens-
-

<"page379">

bethätigung, jenes heilige Gut ist, mit dessen Erstreben der Mensch ge-
boren wird; es ist dies der göttliche Funke, der jederzeit angefacht werden
kann, und, einmal zur Flamme geworden, den Weltbrand entzündet.
Das Freiheitsbedürfniß im Menschen ist unerschütterlich und unüber-
windlich, zugleich aber unglaublich bescheiden. Ursprünglich beschränkt es
sich auf den Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb. Wer diese beiden
ungehindert befriedigen kann, verlangt höchstens nach der Sicherstellung
ihrer Befriedigung am morgigen Tage. Unbescheiden, ja unbegrenzt wird das
Freiheitsbedürfniß des Menschen erst dann, wenn ihm die Möglichkeit be-
nommen wird, die Selbstbestimmung in diesen bescheidenen Grenzen zu üben.
Die Ausschreitungen des Freiheitsdranges sind immer nur eine Reaction
gegen die Ausschreitungen der Gewalt. Im Kampfe gegen diese haben sich
Gruppirungen der Menschheit vollzogen, wie sie kaum phantastischer gedacht
werden können.
Um der passiven Sklaverei zu entgehen, d. h. um in der Befriedigung
des Erhaltungs- und Fortpflanzungstriebes nicht gehindert zu werden, hat
der Mensch sich in active Sklavereien begeben, wie sie nicht absurder gedacht
werden können.
Um sich von einem Herrn zu befreien, dessen Wohlwollen er aufgehört
hat Vertrauen zu schenken, diente er mit begeistertem Opfermuth imaginären
Gewalten, deren Walten ihm nur darum sympathisch erschien, weil er sie
eben nicht kannte.
Die jedem Menschen angeborene Empfindung des Rechtes zu leben,
hat in ihm eine zweite Empfindung wachgerufen, jene des Bestehens einer
höheren Kraft, die berufen ist, ihn zu vertheidigen. Je weniger die ihm
bekannten Kräfte gewillt oder im Stande waren, ihm Schutz zu gewähren,
um desto weiter schweifte sein Blick in der Suche nach höheren Kräften.
Gegen die Ungerechtigkeit der Menschen schuf er sich Götzen, denen er will-
fährig Alles zu opfern bereit war, auch sich selbst. Sich aus freiem
Willen aufzuopfern, ist eben die Ausübung des Selbstbestimmungs-
rechtes, während dem Willen Anderer gemäß aufgeopfert zu werden, das
Aufgeben jeder Selbstbestimmung bedeutet.
Erst durch langjährige, oft Jahrhunderte über gesammelte Erfahrung
gewitzigt, entschließt sich der Mensch, einem Götzen den Rücken zu kehren,
der seine volle Thatkraft in Anspruch nimmt, ohne ihn aus der passiven
Sklaverei zu befreien.
Von einem Götzen zum andern sich wendend, die sich gegenseitig be-
kriegen und zerstören, gelangt der Mensch endlich zur Erkenntniß der Wahr-
heit, daß das individuelle Wohlergehen von nichts Anderem bedingt ist,
als vom Wohlergehen der Gesammtheit; daß die göttliche Gerechtigkeit, an
die er immer geglaubt hat, auch immer bestanden hat und ewiglich bestehen
wird, daß diese aber blos eine Gruppirung gestattet, blos eine Gruppe
zu vertheidigen gewillt ist, jene der gesammten Menschheit.

<"page380">

Daß nicht alle bestehenden Gruppen der Menschheit gleichzeitig zu dieser
Wahrheit gelangen, liegt in der Entwicklungsgeschichte dieser Gruppen. Die
Hinfälligkeit der verschiedenen Götzendienste ist noch nicht allenthalben erprobt.
Nur durch eigenen Schaden wird man klug, sagt das Sprichwort,
worauf Bismarck bemerkt, er habe immer getrachtet, durch fremden Schaden
klug zu werden.
Der große Unterschied zwischen gestern und heute liegt aber gerade
darin, daß während dies gestern nur in seltenen Fällen möglich war, daß
man ein Bismarck sein mußte, um darnach auch nur zu trachten, die
Irrungen der Vergangenheit heute in tausend offenen Büchern Millionen
von Menschen deutlich vor das Auge gebracht sind, daß somit Jeder-
mann am Schaden Anderer klug werden kann, wenn er will.
Diese offenen Bücher aber sind das Verzeichniß aller Errungenschaften,
aller Culturen der Erde; sie sind in allen lebenden und todten Sprachen
verfaßt, daher allen Jenen zugänglich, die lesen können und wollen.
Lesen aber heißt nicht so viel wie Buchstaben bemeistern, sondern zu
begreifen, was mit Buchstaben gesagt und verheimlicht worden ist.
Jedes Götzenthum bricht in nichts zusammen, sobald es gelingt, hinter
sein Geheimniß zu kommen. Heute durchdringt die Leuchte der Oeffentlich-
keit alle diese Geheimnisse.
Der Gott der Wahrheit hat sich niemals hinter Geheim-
nisse verschanzt, blos der blinde Götzen glaube hat ihn der
Menschheit verhüllt.
Ein Götzenglaube war die unbegrenzte Selbstsucht des Einen, ein
Götzenglaube war das unbegrenzte Vertrauen des Andern in Mächte, die ohne
eigenes Zuthun die Bekämpfung der Selbstsucht Anderer besorgen würden.
Der Gott der Wahrheit gestattet Selbsthilfe und verlangt sie. Er
gestattet aber nur die Vertheidigung und nicht auch den Angriff.
Dem Gotte der Wahrheit dient ein Jeder, der allein oder mit Anderen
verbunden darauf ausgeht, sein Reich gegen die Eingriffe dort und da noch
bestehender Götzen zu schützen. Auf je mehr Punkten des Erdballes dies
gleichzeitig geschieht, um desto rascher und gründlicher wird das Reich der
Finsterniß überwunden.
Ein jeder Einzelne mag in diesem Kampfe noch so sehr von Egois-
mus geleitet sein, im wohlverstandenen eigenen Interesse verbindet er sich
mit allen Genossen, und es entsteht ein Egoismus, der in seiner
Universalität dem idealsten Altruismus gleichkommt..
Die Gruppirung der Menschheit hat sich heute auf dem gemeinsamen
Boden der gemeinsamen Cultur zu vollziehen, denn das gemeinsame Inter-
esse ihrer Erhaltung und Entwicklung ist das höchste Interesse des Menschen
und der Menschheit.
Die Völker, denen ein Dante und Ariost, ein Goethe und Kant, ein
Shakespeare und Carlyle, ein Rousseau und Tocqueville, ein Tolstoi und

<"page381">

Dostojewsky entsprossen sind, können sich nicht ewiglich mißverstehen, ewiglich
im Kriegszustande mit einander leben.
Nur Unkenntniß der allgemeinen Aspirationen, nur Irrthümer in
Detailfragen, nur böser Wille jener, die gerne im Trüben fischen, konnte
die Verständigung gestern noch hindern; heute aber kommen wir dieser mit
jeder Stunde – bis auf Weiteres – um ein gutes Stück näher.

Des Optimisten Traum.

Es war gegen 2 Uhr Morgens. Die herabgebrannten Kerzen, das
ausgegangene Feuer im Kamin mahnten mich, das Bett aufzusuchen. Doch
fand ich keine Ruhe.
Geraume Zeit warf ich mich rastlos herum, verfolgt von einem Ge-
danken, der in mir zu dieser späten Stunde aufgestiegen war und mich
unerbittlich festhielt.
Nicht mehr wach und nicht eigentlich im Schlafe, meinte ich einen
Engel des Himmels sich mir nähern zu sehen, und schon erscholl göttliche
Kunde von seinen Lippen:
„Der Herr hat den Wunsch Deines Herzens vernommen und ihm
willfahrt. Für die Dauer eines Tages sei Dir hienieden göttliche Allmacht
verliehen um den Preis Deines ferneren Lebens, das Du zu opfern
bereit bist.
Erwache, verliere keinen kostbaren Augenblick; denn schon steigt die
Sonne empor, den Schauplatz Deines kurzen Wirkens zu beleuchten.“
Die Erscheinung war verschwunden. Ein mildes, wunderbar klares
Licht erfüllte meine Seele und die Welt. Ueber und unter mir und rings
um mich herum sah, hörte und empfand ich jedwede Regung im Bereiche
des Erdballes. Das Gesammtleben war in mir concentrirt; Wahrnehmung
und Entschließung, Entschließung und Ausführung waren Eins. Die
Gesammtbewegung hielt Schritt mit den Schlägen meines Pulses.
Ich lebte das Leben der Menschheit und fühlte dennoch als Mensch.
Ununterbrochen, ungehindert und glatt floß der Strom der Zeiten
durch mich und ich mit diesem dahin.
Jeder gesunde Keim entwickelte sich zum selbstständigen Leben; kampf-
los entschwand das Ueberlebte der Wahrnehmung. Nirgend ein nutzloses
Ringen, nirgend Empörung gegen das unabweisliche Schicksal.
Wie das Allgemeine erbarmungslos dahinschritt, unbekümmert um das
Einzelne, so war auch meinem Herzen jede Regung der Sympathie ent-
schwunden für Alles, woran es einst mit menschlichem Eigensinn gehangen.
Vermochte ich denn weder zu lieben noch zu hassen? War in mir
jedes Mitleid erstorben für die Leiden der Schwachen? Hat das Bewußt-

<"page382">

sein der Allmacht in mir den einstigen Drang nach Wahrheit und Ge-
rechtigkeit völlig erstickt?

Als einzelner Mensch meinte ich zuweilen den Himmel stürmen zu
sollen und nun, mit göttlicher Allmacht ausgestattet, schreite ich willenlos
dahin, auf dem vom Schicksal vorgezeichneten Wege.
Doch nein! noch regt sich in mir die alte Kampflust. Kein blindes
Werkzeug des blinden Geschickes will ich sein, ich, der allmächtige Lenker
des Erdballes. Nach wie vor streite ich gegen jene Elemente, die in an-
scheinend harmloser Passivität immer dorthin zu liegen kommen, wo sie ein
Hinderniß sind für die fortschrittliche Bewegung.
Nicht beschleunigen will ich die allgemeine Entwickelung zum Bessern,
ich will nur verhindern, daß andere Kräfte sie hemmen..
Noch fühlte ich mich als Anwalt meiner Clienten, aber deren Zahl
hat sich unendlich vermehrt. Wenn ich einst meinte, die Sicherstellung
der nächsten Zukunft meiner Familie, meines Stammes, meines Vater-
landes sei das höchste Ziel, für welches es sich lohnt, zu leben und zu
sterben; wenn ich, mit diesem Ziele im Auge, nach göttlicher Allmacht strebte;
wie engherzig und kurzsichtig erschien ich mir jetzt in meiner einstigen, wenn
auch erweiterten Selbstsucht und den Mitteln, deren ich mich im Dienste
dieser zu bedienen gedachte.
Nach göttlicher Allmacht verlangte ich im Wahne, es sei möglich,
göttliche Allmacht zu üben, ohne durch göttliche Gerechtigkeit gebunden zu
sein. Ich meinte zur Sicherung der Zukunft oder auch nur des morgigen
Tages werde es genügen, die Meinen mit überlegener Kraft auszustatten.
Wie eitel erschien mir jetzt dieser Wahn!
Wie wäre es möglich, auch nur die nächste Zukunft, auch nur weniger
Lieben zu sichern, ohne mit der Gesammtheit zu rechnen; und welch teuf-
lischer Dämon müßte jener Gott sein, der die unzähligen Millionen der
Menschheit dem Wohlergehen, eigentlich blos der Bequemlichkeit, der Selbst-
sucht, der Selbstüberhebung eines Bruchtheiles derselben aufopfern würde.
Welch bestechliches Scheusal wäre dieser Dämon, ließe er sich durch
Bitten, Schmeichelworte, Versprechungen, ja Opfer hierzu verleiten!
Ich meinte mich selbstlos, weil ich meiner vergaß; heroisch, weil ich
meine Person dem vermeintlichen Wohle der Meinen zu opfern bereit war.
Mit meinem Tode wollte ich göttliche Allmacht erkaufen, um sie auf das
Menschlichste zu mißbrauchen. In ihren Besitz gelangt, muß ich erkennen,
daß selbst die verdiente Bevorzugung meiner Sippe dieser nur
dienen kann, wenn sie der Existenzberechtigung der übrigen Menschheit nicht
widerspricht.
Auch jetzt fühle ich mich als Anwalt meiner Lieben, meine Lieben
sind aber alle meine lebensfähigen Genossen.
2: ::
2-

<"page383">

Schon in der ersten Secunde meines Waltens machte sich ein großer
Umschwung bemerkbar. Mich Eins mit der Gesammtheit fühlend, freute ich
mich des Gesammtfortschrittes der Menschheit, den ich für den natür-
lichen Gang der Ereignisse hielt.
Diese gedieh einem gesunden Walde gleich. Jedwede Pflanze, hier
die mächtige Eiche, dort der bescheidene Grashalm, entwickelte sich gerade
in dem Maße der ihr innewohnenden Kraft und der Menge von Säften,
die sie aus dem gemeinsamen Boden zu saugen vermochte. Aus Allem
ersproß neues Leben, auch aus dem Tode. Keine Kraft wurde gewaltsam
vernichtet, keine gewaltsam erhalten.
Ich übte Gerechtigkeit und vertheidigte keine vermeintlichen Rechte.
Ich erkannte, daß Recht nur Kraft bedeutet, aber eine Kraft, mit
der niemals Mißbrauch geübt werden kann, weil Mißbrauch Schwäche ist,
und Schwäche gleichbedeutend mit Auflösung.
Was sich erhielt, war Kraft und vertrug sich mit anderen Kräften.
Gegen zwei verbundene Kräfte wäre keine einzelne Kraft aufgekommen,
ich aber war die Gesammtkraft, der Alle zu dienen hatten, indem sie sich
selber dienten. Ohnmächtig gegenüber dem All und ungefährdet von seinem
Nachbar, schloß sich der Eine vertrauensvoll dem Anderen an.
Nicht die Menschheit hatte ihre Gruppirung zu besorgen, diese vollzog
sich nach den natürlichen Grenzen der von ihr besessenen Erde.
Jeder vom Meere umspülte Welttheil war eine Welt für sich, deren
Bewohner, auf einander angewiesen, sie vereint möglichst wohnlich zu ge-
stalten trachteten..
Aber auch die durch Meere getrennten Grüppen blieben sich gegenseitig
nicht fremd. Das Meer bildete die natürliche Schutzwehr der Völker, nicht
aber ein Hemmniß des gedeihlichen Zusammenwirkens.
Wo sich an einem Orte die Menschheit gestaut hat, bot das Meer
bequeme Straßen, auf welchen der Ueberfluß nach wenig bevölkerten
Gegenden ziehen, daher sich ausdehnen konnte, ohne Andere zu verdrängen.
Die selbstständige Individualität der einzelnen Welttheile erlitt hierdurch
keinerlei Einbuße. Blos der natürliche Austausch von Werthen wurde auch
auf die Menschheit ausgedehnt, deren Arbeitskraft eben den werthvollsten
aller Werthe bildet. Indem es der thatkräftigen, lebensfähigen Menschheit
auf diese Weise möglich ward, sich über den bewohnbaren Erdball auszu-
breiten, war sie nicht gezwungen sich gegenseitig zu vernichten und der fort-
schrittlichen Entwickelung der Gesammtheit zu entziehen.
Allerdings blieb, wer sich auf der ererbten Scholle behaupten konnte,
lieber daheim, dies aber war der Starke. Ich fühlte genug gethan zu
haben, indem ich dem Schwachen neue Zufluchtsstätten sicherte; den Starken
zu hindern, stark zu sein und sich im ererbten Boden von dessen Säften
zu nähren, war nicht meine Sache. Ich mußte die Erde nehmen, wie sie

<"page384">

auf mich überkommen war, und nur darauf bedacht sein, den lebens-
fähigen Schwachen nicht gewaltsam zu vernichten.
:: ::

2:
Dies Alles waren Impulse, denen ich ebenso folgte wie die Gesammt-
heit. Die Erkenntniß ihrer Tragweite und Heilsamkeit verbreitete sich erst,
nachdem sie erprobt war; aber die in Zug gebrachte Bewegung, durch keine
feindliche Kraft gehemmt, schob die Menschheit unaufhaltsam vorwärts, den
Kräftigen rasch, den Schwächlichen langsam. Wer nicht mitkonnte, fiel ab
und verging; wer Andere trug oder sich durch Andere tragen ließ, gedieh;
und Alles gab sich zufrieden.
Als ich für mich und die Meinen ums Dasein zu kämpfen hatte –
dies war noch gestern der Fall, doch scheint eine Ewigkeit mich von jener
Zeit zu trennen, – meinte ich auf Schritt und Tritt einem Feinde be-
gegnen zu müssen, jeden Unbekannten betrachtete ich als solchen. Ich selbst
wollte Niemandem Uebles, setzte dies aber von Jedermann voraus. Immer
hörte ich sagen, der Mensch sei des Menschen unversöhnlichster Feind. Nun
erkannte ich das Irrthümliche dieser Auffassung. Der Mensch wird nur
aus Noth, aus Furcht oder aus Bequemlichkeit zum Raubthiere. Wo es
ihm gestattet ist zu weiden, weidet er friedlich neben Anderen, und am
liebsten dort, wo auch Andere weiden.
Zum Kampfe wird erst geschritten, wenn das Weideland versiegt.
Dem allgemeinen Bedürfnisse folgend, schuf ich mehr und mehr frucht-
bare Triften, oder vielmehr, ich ließ die Menschheit welche schaffen. Von
selber warf sich diese zunächst auf jene Thätigkeit, durch welche die Selbst-
erhaltung mit dem geringsten Kraftaufwande erreicht werden konnte, später
auf jene, die den reichsten Gewinn versprach.
Kaum hatte ich es nöthig, der Menschheit die Wege zu weisen; erst fühlte
sie die bequemste Bahn heraus, und später lernte sie selbe erkennen und lieben.
So vergingen die Stunden. Alles um mich herum grünte und blühte,
Alles freute sich des heutigen Tages, weil das Morgen gesichert erschien.
Auch ich wiegte mich im Gefühle dieser Sicherheit; ich hielt den fried-
lichen Fortschritt für ein Naturgesetz, das sich von selber vollzog.
Erst als die Sonne dem Zenithe entglitten war, bemächtigte sich meiner
ein gewisses Unbehagen. Ich begann Ermüdung zu verspüren und wurde
mir jener Anstrengung bewußt, jener Anspannung der Willenskraft, der ich
von Sonnenaufgange an unbewußt oblag.
Jetzt erkannte ich erst, daß meine persönliche Energie es war,
durch welche alle Naturkräfte künstlich im Gleichgewichte erhalten wurden,
daß ich sie verhinderte, miteinander in Conflict zu gerathen.
Die mir verliehene Allmacht war göttlich, doch ist ihr Träger Mensch
geblieben, eine vergängliche Maschine, deren Triebkraft mit jeder Stunde
abnehmen muß.

<"page385">

Schon regte sich allenthalben wieder eigenwillige, ungeduldige
Selbstsucht.
Der Eine fühlte sich gedrängt, auch den geringsten Umweg zu ver-
schmähen; geradeaus strebte er dem rasch ins Auge gefaßten Ziele zu,
wenn auch über die Leichen jener, die ihm zufällig im Wege standen.
Der Andere wieder scheute jede energische That und war bestrebt, zwischen
den Starken hindurchzugleiten durch jede beliebige Lücke; gleichviel ob er
die herrlichsten Blüthen, die goldigsten Früchte zertrat.
Störrige Kraft, gleißnerische List stellten sich mir in den Weg, seit-
dem mein allmächtiger Wille, durch sein Bestehen allein, sie nicht
mehr im Keime erstickt hat. Ueberall war ich gezwungen, Gewalt anzu-
wenden, gerade jetzt, wo diese meinen zitternden Händen entglitt.
Wenige Stunden noch, und sie wie ich waren der Erde entschwunden.
Bekümmert blickte ich in die Zukunft.
Nicht um die Schwachen bangte es mir, in ihrer unzähligen Masse
bleiben diese immer ein Element, mit dem gerechnet werden muß, wie
wenig es auch selber rechnet.
Ich zitterte für die wenigen Starken, die immer geneigt sind, mit
einander in Streit zu gerathen.
Jetzt erst erkannte ich die menschliche Einseitigkeit meiner Regierung;
immer hatte ich unbewußt blos das Wohl der Starken im Auge.
Hier trieb ich sie vorwärts, dort zügelte ich sie und ließ sie erkennen,
daß nichts im Stande sei sie zu überwinden als die Zwietracht im eigenen
Lager und der Mißbrauch mit der gemeinsamen Kraft.
Ich wollte die Starken hindern, die Schwachen zu erdrücken, nicht aus
Liebe zu den Schwachen, sondern um die Starken stark zu erhalten.
Noch vor wenigen Minuten fluchte ich dem parteiischen Dämon, dessen
Hilfeleistung erkauft werden könnte. Bin ich heute nicht selbst dieser Dämon?
Wie anders lauten die Gesetze der Vorsehung, die ich zu später Stunde
erkenne.
Wenn die Starken sich gegenseitig bekriegen, so geschieht dies, weil sie
berufen sind, einander zu vernichten.
Der Schwache vermag nichts gegen sie, sie müssen sich selbst aus
dem Wege räumen, um Platz für dessen Entwicklung zu machen.
Der allgemeine Fortschritt bedarf einer fortwährenden Verschiebung
der Kräfte.
Einen Tag über gelang es mir, den Selbstmord der Meinen zu ver-
hüten, muß ich mich mit diesem Bewußtsein begnügen? Bietet mir meine
heutige Allmacht kein Mittel zur Sicherung des morgigen Tages?
Habe ich ein Kartenhaus errichtet, das durch den muthwilligen Hauch
eines Kindes zerstört werden kann?
:k z:
::

<"page386">

Und abermals erklang des Himmelsboten Stimme.
„Der Herr war zufrieden mit Deinem heutigen Walten, die Allmacht
sei Dir auch für morgen gewährt.“

Hoch jubelte ich auf – doch nur für eine Secunde.
„Nein, Herr, Du schufest mich zum Menschen, und ein Mensch bin
ich geblieben trotz der mir verliehenen Allmacht.
Nimm sie zurück, Du allein vermagst sie göttlich zu üben.
Du sorgst für das All, das Eins ist mit Dir. Mit diesem kann
und mag ich nicht fühlen..
Ich kann und will nur für Jene sorgen, die sind; was werden wird,
ist mir fremd. Wie ich es heute trieb, so würde ich auch morgen Mißbrauch
üben mit Deiner göttlichen Allmacht.
Bei der Zerstörung dessen aber, was ich baute, mag ich nicht
mitthun.
Wie groß mein Vergehen auch war, strafe mich nicht durch diese Ver-
pflichtung.“..
„Wohl denn,“ entgegnete der Engel. „Die Allmacht sei Dir entzogen,
behalte aber das Leben. Der Herr will Dir vergönnen, des irdischen
Lebens bis an dessen natürliche Grenze zu genießen. Es sei Dir ge-
stattet, Dich des Werkes zu erfreuen, das Du opfermuthig und selbstlos in
einem Tage geschaffen.“
„Auch das nicht, o Herr, besonders nicht das,“ rief ich verzweiflungs-
voll aus.
„Lieber zehntausendmal sterben, als ohnmächtig mit ansehen zu müssen,
wie mein Geschlecht die herrlichen Schätze von sich weist, die ich es zu
sammeln vermochte.
Ich war bereit, mein Tagewerk mit dem Tode zu besiegeln, weil ich
wähnte, dies Tagewerk sei ein Leben werth.
Jetzt aber flehe ich Dich an, o Herr, mich sterben zu lassen, damit
es mir erspart bleibe, zu erkennen, wie unnütz dies Opfer war.
„So ziehe in Frieden dahin,“ sprach milde der Engel. Du irrtest
nicht. Der Menschheit auch nur einen Tag gesichert zu haben,
ist des Opfers vieler Menschenleben werth.“
2k 2k
2k
Ein fernes Rauschen schallt an mein Ohr. – Mein brechendes Auge
begegnet der nahenden Hochfluth.
Auf und ab, auf und ab steigen und senken sich die schäumenden
Wogen in stetigem Wechsel.
Demuthsvoll erkenne ich hierin den Abschiedsgruß meines lieben,
armen Geschlechtes, und – der Vorhang fällt.

<"page387">

Gutenberg
und die Bedeutung der Buchdruckerkunst.
Von
J. JNober.
– Mainz. –

„Körper und Stimme leihet die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.“
Schiller.

F Äm Augenblicke, wo sich die altehrwürdige Stadt Mainz rüstet,
§ Zº den fünfhundertsten Geburtstag des größten ihrer Söhne,
>ÄS Johannes Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunst,
würdig zu begehen, dürfte es wohl angemessen erscheinen, Eingangs dieser
dem Andenken des größten Wohlthäters der Menschheit gewidmeten Zeilen,
die Aussprüche eines neueren bedeutenden Philosophen, Ludwig Noirés,
auch eines Mainzer Bürgers, zu citiren, um den gewaltigen Fortschritt
und Umschwung in unserem ganzen Culturleben vollauf zu würdigen, den
die Typographie zu Beginn der Neuzeit gebracht hat. Ja, wohl mit
mehr Recht als mit der Entdeckung Amerikas (1492) datirt man mit der
Erfindung der Buchdruckerkunst den Beginn der Neuzeit etwa um die Mitte
des 15. Jahrhunderts: Columbus hat uns einen neuen Erdtheil eröffnet,
Gutenberg die ganze Welt erschlossen.
„Die Sprache ist der Körper, die Schrift das Werkzeug, die
Typographie die Waffe des Gedankens,“ sagt Ludwig Noiré, der
Verfasser mehrerer bedeutsamer philosophischer Werke, wie des „Werkzeugs,“
„Logos“, „Ursprungs der Sprache und der Vernunft“ u. a., und be-
gründet obigen Ausspruch, wie folgt:
„Drei Momente von unvergleichlicher Wichtigkeit bezeichnen die
größten Fortschritte in der Weltgeschichte, sofern die Geschichte unseres
kleinen Planeten diesen stolzen Namen wirklich verdient.

<"page388">

Der erste war der Augenblick, da zuerst ein Laut, nicht mehr Aus-
druck einer Empfindung, sondern mit einer objectiven, sichtbaren Vorstellung
unlöslich verbunden, zur Bezeichnung der letzteren diente.
Da war der Ursprung der Sprache und Vernunft, der Eintritt
des Menschen in die Weltgeschichte.
Der zweite war der Moment, da dieser bedeutungsvolle Laut selber
durch eine sichtbare Vorstellung bezeichnet wurde und objective Dauer
erhielt.
Da war der Ursprung der Schrift, nächst der Sprache des gewaltigsten
Mittels der Tradition, des mächtigsten Bundesgenossen des Menschengeistes.
Die Verallgemeinerung dieser wunderbaren Kunst erreichte ihren Höhe-
punkt mit der Anwendung beweglicher Typen, mit der Buch-
druckerkunst.
Da erst war es möglich geworden, daß nicht mehr Einer mit dem
Andern, nicht mehr Auserwählte mit Auserwählten, sondern Alle mit
Allen sich verständigen konnten.“
Die erste Stufe der Menschwerdung so zu sagen erreichte das thier-
ähnliche und wohl auch in wilden, regellosen Horden umherschweifende Ge-
schöpf nach Ludwig Noiré mit dem Ursprung der Sprache und damit
zugleich auch mit dem der Vernunft, die blitzähnlich in dem sprachbewußten

Wesen aufleuchtete.
Uns hier auf Untersuchungen nach der Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechts des Weiteren einzulassen oder auch nur die verschiedenen Descendenztheorien der Naturforscher und Anthropologen hier der Reihe nach aufzuführen, liegt fernab von unserem heutigen Thema; da wir aber nach der Anschauung eines Mainzer Philosophen unsere eigentliche Menschwerdung mit dem Ursprung der Sprache und Vernunft datirt haben, so dürfte es vielleicht unseren Lesern interessant sein, die Ansicht Ludwig Noirés vom Ursprung der Sprache kennen zu lernen.
Nicht etwa aus Interjectionen beim Betrachten des Himmels und seiner mannigfachen staunen- und besorgnißerregenden Erscheinungen oder aus Empfindungslauten bei geschlechtlicher Annäherung, sondern bei der Vereinigung zu gemeinsamer Thätigkeit, wie zum Graben einer Grube oder zum Flechten eines schützenden Zeltdaches, entrangen sich nach Ludwig Noiré der Menschenbrust die ersten sympathischen Laute, die sich mit gegenseitiger Verständigung zur Bezeichnung der gemeinschaftlichen Arbeit, wie auch ihres Ziels oder Objectes, als erste Sprachwurzel fixirten. Nicht aus bloßen Ausrufen oder Schallnachahmungen kann sich der reichgegliederte Sprachorganismus entwickelt haben, sondern aus Verbal- und Nominalwurzeln, die dann aus Vor- und Nachsilben mit der Zeit die mannigfaltigen Wortformen erzeugten und weiter entwickelten. So die geistreiche Theorie Ludwig Noirés, die er nach Prüfung all der Anschauungen alter und neuer Sprachphilosophen in seinem Werke: „Ursprung der Sprache“ verficht.

<"page389">

Hatten sich so nun die Menschen als Brücke zu gegenseitiger Verständigung die gemeinsam festgesetzte Sprache geschaffen, so war ein weiterer Fortschritt ihrer Culturentwicklung die Fixirung der Laute durch äußerlich festgestellte und allgemein anerkannte Schriftzeichen, gewissermaßen eine stumme und doch beredte Sprache, die den Abwesenden, ja den Todten noch immer vernehmlich und verständlich zu uns sprechen läßt. So entstanden die mancherlei Alphabete der verschiedenen Völker, die geheimnißvollen Runen der alten Germanen, die Hieroglyphen der Aegypter, anfänglich nur Priestern und Eingeweihten verständlich, neben denen sich aber sehr bald volksthümliche, allgemeinverständliche Schriftzeichen entwickelten, die Buchstaben, die, wie man annimmt, ihren Namen von den aus Buchenholz geschnitzten Stäbchen mit eingeritzten Zeichen hatten, die Typen, die vermittelst Stempel oder Griffel bei Assyreren und Babyloniern in Lehm oder Thon eingedrückt wurden.
Gar verschieden und mannigfaltig war in alter Zeit das Material, worauf man schrieb. Mit Vorliebe benutzte man schon früher feste Metalle, wie Erz oder Kupfer, aber auch den Stein, um Schriftzüge einzumeißeln oder einzugraben. Ist es auch nur eine poetische Fiction, so ist es jedenfalls ein dauerhaftes Testament, das nach Chamisso der unglückliche Schiffbrüchige auf dem öden Felseneiland Salas y Gomez in die Schiefersteine einritzte. Ja, man kam auch schon sehr frühe auf das Zusammenlegen und Binden von Täfelchen aus Holz, Elfenbein und Kupfer, die nachher wie in Buchform verwahrt wurden. Besonders waren Holztäfelchen im Gebrauch, die auf der Innenseite mit Wachs überzogen waren, und Schreibtäfelchen aus Horn oder Elfenbein erhielten sich bis in die Neuzeit. Daneben dienten Blätter des Palmbaumes und Schilfrohrs, aus Baumrinde und Bast als Schreibmaterial. Dann verwandte man später in Aegypten die Blätter der Papyrusstaude, die aber wohl schon im 12. Jahrhundert durch das Pergament und Baumwollenpapier verdrängt wurden. Die Form der Bücher aber war, abgesehen von den vereinzelten zusammengehefteten Schreibtäfelchen aus Wachs, bez. Elfenbein, eine Rolle die man biblos, biblion oder liber charta benannte. Unser Wort „Buch“ hat ohne Zweifel seinen Namen von dem Material des Buchholzes, in das unsere Vorfahren ihre heiligen Runen, die geheimnißvolle Priesterschrift, einschnitten.
Ueber „das Schriftwesen im Mittelalter“ besitzen wir ein gründliches Werk von W. Wattenbach, dem wir im Folgenden Einiges entnehmen.
Die übliche Bücherform war, wie bereits erwähnt, die der Rolle, deren man oft mehrere zusammen in einer charta emporetica (Stedépa oder membrana) oder bei größeren wohl auch in einem Behälter, capsa oder scrinium, verwahrte. Solche Rollen, die auf der kürzeren Seite parallel beschrieben wurden, hatten oft eine beträchtliche Länge, wie z. B. eine noch jetzt in der vaticanischen Bibliothek in Rom 32 Fuß mißt und eine andere aus dem Jahre 1320 bei 9 Zoll Breite eine Länge von

<"page390">

17 Ellen hat. Meistens sind es Urkunden, oft auch Chroniken, aber auch Minnelieder oder Nekrologien, d. h. Aufzeichnungen der Todestage aller derjenigen, deren Gedächtniß in einem Kloster oder einer Kirche gefeiert werden sollte. In England werden heute noch alle königlichen Erlasse auf lange Pergamentrollen geschrieben, woher der Archivar den Namen master of the rolls trägt. Erst später kommt bei handschriftlichen Aufzeichnungen die unseren Büchern ähnelnde Form, die wir schon bei den zusammengelegten Wachstafeln kennen lernten, auch bei den so gefalteten Pergamenten vor.
Das Pergament, das bekanntlich aus Thierhäuten bereitet wird, soll etwa 200 Jahre vor Chr. Geburt in der kleinasiatischen Stadt Pergamus, wo der König Eumenes II. eine Bibliothek begründete, aufgekommen sein und seit dem 6. Jahrhundert nach Chr. Geburt allmählich alle anderen Schreibstoffe, namentlich zur Abfassung von Urkunden, verdrängt haben. Nun ist aber die Güte und Glätte des Pergaments je nach der Beschaffenheit der Felle, aus denen es bereitet wird, eine sehr verschiedene. Das aus Häuten von Kälbern und todtgeborenen Lämmern gewonnene Pergament ist auf beiden Seiten gleich weiß, während das aus der Haut lebendig geborener Lämmer verfertigte meist auf der Haarseite Flecken und eine gelbe Färbung zeigt. Daneben kam schon vom 9. Jahrhundert an Baumwollenpapier, z. B. zu päpstlichen Bullen, später auch bei Urkunden, in

Anwendung, aber wenn auch nachmals, so namentlich im 14. Jahrhundert,
das Leinenpapier allgemein für Bücher verwandt wurde, so erhielt sich
daneben doch auch das Pergament zu gleichem Zwecke, wie daraus erhellt,
daß alle Pergamentbereiter in Bologna sich verpflichten mußten, mindestens
zwei Drittel ihres Materials in gewöhnlicher Buchform zu fabriciren.
Das Zusammennähen der einzelnen Pergamentblätter besorgten die
sogenannten Glutinatores, die oft zum Schonen der Bücher bei den Ein-
bänden überhängende Zipfel oder Verschlüsse anbrachten; es waren dies
in den Klöstern die Mönche selbst, oder deren Laienbrüder, und erst
später entwickelte sich im Bürgerstand dafür ein eigenes Gewerbe. Noch
im 8. Jahrhundert schenkte Karl der Große dem Kloster St. Denis in
Frankreich einen Wald mit dem Rechte der Jagd auf Hirsche und Rehe,
„aus deren Häuten wir die Bücher jenes heiligen Ortes zu beschaffen be-
fahlen". Mit dem Aufblühen des Bürgerstandes aber, der Künste und
Gewerbe, bildete sich ein eigener Stand, der in Universitätsstädten be-
sondere Privilegien und eine gewisse Antheilnahme an der gesammten
Körperschaft der Musensitze genoß. Da hob sich denn das Buchbinderhand-
werk zum Kunstgewerbe, das die Einbände reich verzierte und zwar Platten
aus Elfenbein, Silber und Gold verwandte, die sehr kunstvoll geschmückt
und mit Email, Perlen und Edelsteinen besetzt waren..
Besondere Pflegestätten der Wissenschaft waren im Mittelalter die
Klöster, in denen nicht nur Bücher geschrieben, sondern namentlich auch
abgeschrieben wurden, denn nur durch Abschriften konnte man sich in Besitz

<"page391">

neuer Werke setzen. Neben den Klostergeistlichen gab es aber schon sehr
frühe weltliche Schreiber, Kalligraphen genannt, die das Schreiben berufs-
mäßig trieben; doch waren es vorzugsweise die Mönche, speciell die
Benedictiner; ja selbst Nonnen wandten sich eifrig dieser Beschäftigung zu,
wie Herrad von Landsberg, die Aebtissin von Hohenburg oder Odilienberg
im Elsaß, die einen sogenannten hortus deliciarum, eine Art Encyklo-
pädie schrieb.
Auf Bestellungen und gegen eine gewisse Entschädigung schrieben
namentlich die „Brüder vom gemeinen Leben" viel ab und zwar meist
fromme Werke in der Landessprache, die eine ungemein große Verbreitung
fanden. Dagegen wurden die in den Volkssprachen verfaßten Bücher zumeist
von den Lohnschreibern, d. h. berufsmäßigen Schreibern aus dem Laien-
stande abgeschrieben. Daß von solchen in der Regel ungebildeten oder halb-
gebildeten Lohnschreibern, die oft nur mechanisch abschrieben, aus Unkennt-
niß und Unwissenheit fehlerhafte Abschriften geliefert wurden, liegt auf der
flachen Hand, und Gelehrte und Studenten zogen es vor, sich ihre Bücher
selbst abzuschreiben.
Wie mühselig die Arbeit von den berufsmäßigen Abschreibern selbst
taxirt wurde, geht aus mancherlei Stoßseufzern und Schlußbemerkungen
hervor, die man am Ende so mancher Bücher liest; mitunter contrastiren
die zum Theil frivolen Wünsche seltsam mit dem frommen Inhalt des ab-
geschriebenen Werkes, z. B. am Schlusse einer Bibel Folgendes:
„O Gott, durch Deine Güte
Beschere uns Kugeln und Hüte,
Mänteln und Röcke,
Geiße und Böcke,
Schafe und Rinder,
Viel Frauen und wenig Kinder!"
und ähnlich:
„Hier hat das Buch ein End,
Gott uns seine Gnad send,
Dazu Ochsen und Rinder
Und eine schöne Frau ohne Kinder!"
Auch Verwünschungen gegen allenfallsige Diebe des Buches liest man
sehr häufig.
Von einem förmlichen Buchhandel in modernem Sinne war im Mittel-
alter noch nicht die Rede, wenn auch Nachfrage und Umsatz schon vorhanden
war. Ja, man kann von einem regelrechten Büchermarkte in Rom sprechen,
und es gab dort eingerichtete Werkstätten, worin sich die sogenannten stationarii
mit Bücherabschreiben beschäftigten und den Büchervertrieb vermittelten,
aber von einem eigentlichen Bücherhandel, wenigstens auf deutschem Gebiete,
ist im Mittelalter nichts zu finden. Wer sich in den Besitz eines ersehnten
Werkes setzen wollte, mußte sich in der Regel ein solches durch Bestellung einer
Abschrift verschaffen, und abgesehen von dem Zeitverlust, kam ihm ein solches

<"page392">

dann recht theuer zu stehen. So kostete beispielsweise im Jahre 1279 eine in
Bologna abgeschriebene Bibel 80 Lire (115 Thaler), eine für damalige
Zeit ganz bedeutende Summe. Je nach der Ausstattung, wie Einband
und Schrift, ob z. B. gemalte oder vergoldete Buchstaben angewandt waren,
stieg auch noch der Werth eines Buches ganz beträchtlich, so daß ein Folio-
band wohl oft auf 400 – 500 Frs. kam.
Es streift an's Komische, was uns beispielsweise von einem Herrn
von Rappoltstein im Elsaß aus dem Jahre 1331 berichtet wird, der eine
deutsche Uebersetzung des Werkes des Franzosen Manessier, des Fortsetzers
des Parcival von Chrestien de Troies haben wollte. Zu dem Zweck rückte eine
aus 5 Personen bestehende Gesellschaft mit dem betreffenden Werke auf
seiner Burg ein: 2 Dichter, die weder lesen noch schreiben konnten,
ein jüdischer Dolmetsch, Namens Samson Pine und 2 Schreiber. Sie
brauchten zu der Arbeit volle 5 Jahre, tranken dabei manch Faß elsässi-
schen Weines und verrechneten schließlich noch als Kosten beiläufig 200 Mk.
Ihren gutmüthigen Wirth trösteten sie launig im Hinweis auf den statt-
lichen Folianten, den sie geschrieben.
Gern gelesene und vielgesuchte Werke wurden später wohl auch von
berufsmäßigen Abschreibern auf Vorrath abgeschrieben, und gutsituirte

Leute hielten sich einen oder mehrere Abschreiber (clerici, clerks oder auch Pfaffen genannt). Diese Pfaffen fungirten außerdem als Vorleser und Kanzleibeamte, die ihrer Herren ganze Correspondenz besorgten. Solche Kanzleibeamte standen auch im Dienste großer Städte, wie z. B. 1461 in Mainz Konrad Humery als der „Stadt Pfaffe und Jurist“ und später als „Canceller“ erwähnt wird. Bedeutend war schon von Anfang an die päpstliche Kanzlei, die außer einem vicecancellarius noch 7 notarii beschäftigte. Nicht minder ausgedehnt war die kaiserliche Kanzlei, an der besonders junge Kapläne arbeiteten, um so ihre Carrière zu einem Bisthum oder höheren Staatsamt anzutreten. Daneben existirten ähnliche Institute bei einzelnen Landesherren und Vornehmen, die sich eigens besoldete Schreiber hielten. Trotzdem fehlte es immer noch an eigentlichen Buchhändlern, wenn es auch Speculanten und Trödler gab, die gelegentlich Handel mit Büchern trieben. Ebenso machten die bereits genannten stationarii mit Ausleihen von Büchern behufs Abschreibens Geschäfte, doch eigentliche Leihbibliotheken zum Lesen gab es nachweislich im Mittelalter nicht.
Unter gewissen Bedingungen durften sie auch Bücher verkaufen z. B. aus dem Nachlaß verstorbener oder wegziehender Musensöhne an andere, welche diese Bücher brauchten; sie mußten dieselben aber beim Wegzug der Stadt zurücklassen. Dies galt namentlich von den eingeführten und üblichen Lehrbüchern, andere mögen wohl auch ausnahmsweise verkauft worden sein.
Im 15. Jahrhundert dagegen entwickelte sich mit dem wachsenden Bücherbedürfniß in manchen bedeutenderen Städten, z. B. Florenz, ein förmlicher Buchhandel, besonders zur Zeit, als das Beispiel der kunst- und

<"page393">

litteraturliebenden Mediceer auch andere kleine italienische Fürsten zur Nacheiferung anspornte, und der Grund zu prächtigen Bibliotheken gelegt ward, wie denn damals Papst Nikolaus V. in Rom die Vaticanische gründete.
Was Eifer und Reichthum schon damals vermochten, beweist das Beispiel des Vespasiano Philippi (1420–1494), der allein für Cosmo Medici in noch nicht 22 Monaten 200 Bände durch 45 Schreiber beschaffte.
Ein Hauptbüchermarkt befand sich in Paris, wo es außer den stationarii noch besondere librarii gab, die eine Art Genossenschaft bildeten. Nicht minder sind die stationers in englischen Musensitzen im Laufe der Zeit auch als „Buchhändler“ bekannt; in London gab es schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts eine Genossenschaft der stationers oder text-writers.
Langsamer entwickelte sich der Buchhandel in Deutschland, wo sich die Studirenden meist selbst ihre Bücher abschrieben. Allmählich verlegten sich die Schullehrer auf den Büchervertrieb und die Verfertigung von Bücherabschriften. Dann warfen sich auch die gemietheten Schreiber hoher Herren, die officiellen Stadtschreiber und Pirmenter (d. h. Pergamentbereiter) auf dies Geschäft. Einen schwunghaften Buchhandel betrieb der Schulmeister Diepolt Lauber in Hagenau, der Bücher jeder Gattung vertrieb.
Naturgemäß ging der buchhändlerische Verkehr in Deutschland Hand in Hand mit der Begründung von Universitäten und nahm sich die Organisation der Hochschule zu Paris zum Vorbild, wenigstens in Heidelberg und Köln, wenn dies auch nicht von den beiden ersten deutschen Universitäten, von Prag (1348) und Wien (1365) gelten kann.
Der christlichen Kirche, den Klöstern und Stiftern, erwies sich zur Befestigung und Ausbreitung ihrer Lehre bald als unabweisliches Bedürfniß, Bibliotheken zu begründen. Im sächsischen Kloster Corvey galt es 1097 als Bedingung, daß jeder Aufzunehmende ein Buch stiften und jedes Tochterkloster eine Chronik schreiben lassen müsse. Kaiser Friedrich II. verordnete 1220, daß ein Theil der Einnahme des Stifts Aachen für Bücheranschaffungen Verwendung finden solle. Das berühmte Kloster Reichenau in Süddeutschland hatte schon zu Anfang des 9. Jahrhunderts eine Bibliothek, einen ausgezeichneten Bibliothekar, Namens Reginbert, der einen Katalog mit dem Verzeichniß der geschenkten Bücher anfertigte.
In diesen Klosterbibliotheken findet man jene kunstvollen, prächtigen Handschriften, die nicht nur von der Technik, sondern auch vom wissenschaftlichen Eifer der in stiller Zelle mit Bienenfleiß arbeitenden Mönche beredtes Zeugniß ablegen. In dieser Hinsicht ist namentlich das Kloster St. Gallen berühmt..
Um sich einigermaßen gegen Verlust eines Buches zu schützen, ward es beim Ausleihen bald Sitte, sich durch sichere Bürgschaft oder Entgegenkeihen eines entsprechend werthvollen Werkes schadlos zu halten. Vermehrt dagegen wurden Klosterbibliotheken häufig durch Stiftungen oder Nachlässe eigener Büchersammlungen; denn es gab auch wohl einzelne vornehme

<"page394">

Bücherfreunde oder wißbegierige und litteraturfördernde Fürsten, die Bibliotheken anlegten. So hat Karl der Große eifrig Bücher gesammelt, aber testamentarisch verfügt, daß seine Sammlung zum Besten der Armen verkauft werden sollte. Aehnlich ward auch seines Enkels Karls des Kahlen Bibliothek nach seinem Tode durch Vertheilung an die Klöster von St. Denis und Compiègne zersplittert. Und unter den nachfolgenden französischen Herrschern, wie Ludwig IX., den Valois und Johann dem Guten, Karl V. u. a. gab es Büchersammlungen, aber keine eigentlichen öffentlichen Bibliotheken. In gewissem Sinne wurden dies wohl die Bibliotheken der Collegien der Börsen in Frankreich, und in Deutschland die Universitätsbibliotheken, die ihre Bücherschätze den Jüngern der Wissenschaft öffneten. Groß waren diese Schätze nach unseren heutigen Begriffen nicht; so zählte die des collegium Carolinum in Prag nur 114 Bücher, die mit zwölfhundert Thalern bezahlt wurden, und in Heidelberg gab es seit der Begründung der dortigen Universität 1386 zwei Bibliotheken, von denen die eine noch 1421 nicht mehr als 152 Bände hatte.
Waren es nun so, wie wir gesehen haben, lange und vorwiegend nur die Cleriker, welche das Bücherwesen im Mittelalter förderten, so bemächtigte sich doch nachmals auch der Bürgerstand der Förderung geistiger Interessen,

speciell des Jugendunterrichts. Da tauchten die Lohnschreiber allerorten
auf und fanden reichliche und lohnende Beschäftigung. Auch das Schreib-
material ward billiger, und die Papierbereitung aus Leinenlumpen durch
die Gebrüder Fritz und Hans Holbein (1301) verdrängte das bisher übliche
Pergament. Die erste Papiermühle auf deutscher Erde errichtete der Nürn-
berger Rathsherr und Litterat Ulman Stromer (1391) in seiner Vater-
stadt. Andere Orte folgten bald nach, und nunmehr ward Material und
Fabrikat der Billigkeit halber auf Jahrmärkten und Messen ein gesuchter
Artikel. Da regte sich auch der Erfindungsgeist, und man suchte nach
Mitteln, die begehrtesten Bücher leichter, schneller und billiger zu verviel-
fältigen. Dies führte auf die Erfindung des Holzdruckes und der Buch-
druckerkunst (um 1450).
Doch, wie wie wir gesehen haben, gab es bereits vor dem 15. Jahr-
hundert geheftete oder zusammengelegte geschriebene Bücher, und auch die
Kunst des Druckens, d. h. das Verfahren, vermittelst gewisser Formen und
Farben Gestalten, Bilder, Schriftzeichen und dergl. durch Drücken auf
andere Körper zu übertragen, war nichts Neues. Wie bereits erwähnt,
drückten die Assyrer schon Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung zu Ninive
die Züge der Keilschrift ohne Mühe mit einem Griffel in den weichen
Thon, der dann nachmals durch Brennen hart gebacken ward. Später ver-
fielen die Babylonier darauf, die Keilschrift in Holzstöcke erhaben auszu-
schneiden und mit diesen Stempeln die Buchstaben in das noch nasse Lehm-
stückchen zu drücken; solcher Stempel hat man unter den Trümmern
Babylons mehrere gefunden. Wir besitzen auch babylonische Schriftstücke

<"page395">

von gebranntem Thon mit erhabenen verkehrten Keilen, die folglich als
Formen gedient hatten. Zuerst wurden blos einzelne Zeichen aus freier
Hand eingestempelt, und dabei blieben die Assyrer stehen, – dann wurden
von den Babyloniern ganze Zeilen und Sätze, z. B. Anrufungen einer
Gottheit mit einem Male, ja längere, mit einem Viereck umrahmte In-
schriften eingedrückt, sodaß also diese in einer Fläche ausgeschnitten wurden.
Wir kennen solcher eingestampfter Schriftstücke aus der Zeit Nebukadnezars,
die nachher im Ofen gebacken waren.
Noch weit früher als in Europa war die Kunst des Buchdrucks in
China erfunden; das älteste bekannte Druckwerk dort datirt aus dem
10. Jahrhundert, wie der gewaltige Buddhakanon vom Jahre 972, doch dies
waren Holztafeldrucke, ohne Presse und bewegliche Typen mittelst eines
Reibers hergestellt, also Bürstenabzüge von Holzplatten.
Von den Chinesen erhielten jedenfalls die Mongolen, die im 13. Jahr-
hundert das „Reich der Mitte“ unterjochten, mit dem Buddhismus auch
ihre Schrift und den Tafeldruck. Sie überschwemmten auch Osteuropa,
Und es ist erwiesen, daß sich um 1400 die Kylographie, d. h. der Holz-
tafeldruck über Deutschland bis nach Flandern verbreitete. Trotz ihrer
Barbarei sind die Mongolen durch ihre Eroberungszüge die Verpflanzer ost-
asiatischer Cultur geworden und haben die noch vielfach zurückstehenden
Romanen und Germanen die Anwendung der Magnetnadel, des Pulvers
und der Presse gelehrt.
Bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde in Europa
Alles – sogar die kleinsten Schul- und Gebetbücher, ja sämmtliche Bilder
von Heiligen und Spielkarten – mit der Feder gezeichnet oder mit dem
Pinsel gemalt. Es waren dies namentlich Bilderwerke aus dem Leben
Jesu, ferner eine Ausbreitung des sogenannten kirchlichen Malerbuchs über
das Leben Jesu, genannt der „Heilspiegel“ (speculum humanae salva-
tionis). Diese Bildwerke wurden im 15. Jahrhundert durch Tafeldruck
vervielfältigt; der Text ward unter oder hinter der bildlichen Darstellung
beigeschrieben und bald auch ganz gedruckt. Das Verfahren war folgendes:
„Man legte das befeuchtete Papier auf die mit einer leichten Erdfarbe,
später aus einer mit Lampenruß und Oel gemischten Druckerschwärze be-
strichene Form und fuhr auf der Rückseite des Blattes mittelst eines sehr
straff mit Pferdehaaren und Salbändern ausgestopften Lederballens (so-
genannten Reibers) mit großer Kraft hin und her, wodurch die Umrisse
der Figuren und Buchstaben sich tief in das Papier eindrückten. Die
dadurch entstandene Glätte, verbunden mit den theilweisen Erhabenheiten,
machten das Abdrucken auf der Rückseite des Papiers unmöglich.“
Von solchen Bildern, ganz ohne Text, theils mit kurzen In-, Ueber-
und Unterschriften, mit Gebeten und Reimen hat sich noch ein ziemlich an-
sehnlicher Vorrath, besonders in den Buchdeckeln der typographischen Wiegen-
drucke (Incunabeln) gerettet. Glücklicherweise befinden sich dabei auch

<"page396">

mitunter Jahreszahlen, welche diese kostbaren Einzelblätter zum Range
historischer Urkunden erheben, so 1418, 1423, 1454 u. s. w.
Aber man druckte im 15. Jahrhundert nicht blos mit Holztafeln,
sondern man schnitt auch die Bilder in Metall. Ein Blatt aus einem
Cyklus von gestochenen Passionsbildern trägt das Datum 1446. Also das
eigentliche Drucken brauchte im 15. Jahrhundert Niemand mehr zu erfinden.
Die Bildhauer, Graveure und Briefdrucker (jedes Einzelblatt hieß ein
„Brief“, von breve, ergänze scriptum, woher jetzt noch z. B. der Fracht-
brief u. a.) oder Prenter, (vergl. das englische printer) d. h. Briefmaler,
und die verwandten Zweige bildeten eine eigene Zunft. Zu den Druckern
rechneten sich selbstverständlich die Xylographen.
Als im 15. Jahrhundert auf allen Gebieten geistigen Strebens sich
ein gewaltiger Aufschwung geltend machte, da genügte dem Flügelschlag des
Humanismus die langsame Schreibkunst nicht mehr, da mußte zur blitz-
schnellen und massenhaften Vervielfältigung und Verbreitung der Schrift
eine neue Erfindung treten, das war die Typographie, d. i. die „An-
wendung einzelner beweglicher gegossener Metalltypen“ und vor
Allem die richtige Art der Typenbildung durch „Patrize“ und

„Matrize“. Unter der Patrize versteht man den verkehrt und erhaben in
Stahl ausgearbeiteten Stempel. Wird dann diese Patrize in ein Kupfer-
stäbchen so eingeschlagen, daß sich der Buchstabe recht und vertieft zeigt, so ent-
steht die Matrize, welche die Form für den zu gießenden Buchstaben bildet.
Zu diesem Zwecke wird die Matrize am Grunde des Gießwerkzeugs ein-
gelegt; dann kann die Vervielfältigung der Typen durch den Guß vor sich
gehen. Die aus einer Metallmischung (Blei und Antimon, oft mit kleinem
Zusatz von Zinn, Kupfer oder Eisen) bestehende gegossene Druckletter zeigt
ein Abbild der Patrize, das durch Abfeilung satztauglich gemacht wird. Zur
Vollendung des Druckes ist dann noch das genaue Ebenmaß der
einzelnen Lettern und das richtige Verhältniß unter einander
wesentlich. Die Presse und sonstigen Hilfsmittel sind für die praktische
Ausführung der Kunst nebensächlich, ihre Erfindung wenigstens unerheblich.
Worauf Gutenberg selbst den Hauptwerth bei seiner Kunst legte,
das sagt er so schön in der Unterschrift eines seiner Hauptwerke, des
Catholikon, (d. i. eines lateinischen Wörterbuchs mit Grammatik),
wie folgt:.
„Unter dem Beistand des Allerhöchsten, auf dessen Wink der Un-
mündigen Zungen beredt werden und der oftmals den Kleinen offenbart,
was den Weisen er verhehlt, ist dieses vortreffliche Buch „Catholikon“ im
Jahre der Menschwerdung des Herrn 1460, in dem gesegneten Mainz,
einer Stadt der berühmten deutschen Nation, welche Gottes Huld durch ein
so hohes Geisteslicht und freies Gnadengeschenk den übrigen Nationen der
Erde vorzuziehen und auszuzeichnen gewürdigt hat, gedruckt und vollendet
worden, nicht mit Hilfe von Rohr, Griffel oder Feder, sondern durch das

<"page397">

wunderbare Zusammenstimmen, Verhältniß und Ebenmaß der
Patronen und Formen (d. i. der Patrizen und Matrizen).“
Schneiden und Gießen von Metalltypen also – jetzt bekanntlich das
selbstständige Fach der Schriftgießerei, – sowie der Druck von Einzelblättern
und Büchern mittelst dieser Kunst, – später ebenfalls ein Geschäft für sich,
– bilden das Wesen der Typographie, der genialen Erfindung und „gött-
lich“ genannten Kunst Gutenbergs.
Aber seltsam! wie bei so manchem anderen berühmten Manne, so
manchem großen Dichter und Denker Unsicherheit bez. seiner Geburt und
seines ersten Wirkungsschauplatzes herrscht, so waltet auch über der Wiege
des größten Lichtverbreiters aller Zeiten und Völker, über Gutenbergs
Geburt und erstem Auftreten als Erfinder der Typographie undurchdring-
liches Dunkel. Ja, selbst der Ruhm seiner göttlichen Kunst wird ihm streitig
gemacht, insofern seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts als vom Glück
begünstigte Nachfolger Gutenbergs: Joh. Fust aus Mainz und Joh.
Mentelin in Straßburg zuerst als die wahren Erfinder von ihren Familien-
angehörigen ausgegeben und dann in weiten Kreisen gläubig dafür angesehen
wurden. Familieneitelkeit, Localpatriotismus und Kritiklosigkeit drängte also
machmals die Persönlichkeit Gutenbergs in den Hintergrund, die noch im
15. Jahrhundert allgemein als Erfinder der göttlichen Kunst anerkannt war
und als solcher erst seit der dritten Säcularfeier 1740 wieder auflebte.
Besonders trug der verdiente Historiker Joh. David Köhler aus Göttingen
durch seine 1741 veröffentlichte „Ehrenrettung Gutenbergs“ auf Grund
wichtiger, von ihm ermittelter Urkunden zur allgemeinen Anerkennung des
unsterblichen Erfinders wesentlich bei. Wohl tauchten ab und zu auch noch
andere Namen auf, doch um ebenso schnell wieder in das Dunkel der Ver-
gessenheit zurückzusinken. Mit besonderer Hartnäckigkeit ward jedoch in der
zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und namentlich seit dem Ende des
vorigen Jahrhunderts der Holländer Coster als Erfinder der Buchdrucker-
kunst, natürlich zumeist von seinen Landsleuten verfochten, bis sich, ähnlich
wie in der Tellsage, im eignen Lande ein Gelehrter, Anton van der Linde,
dagegen erhob und die Unwahrscheinlichkeit und Widersprüche der sogenannten
„Kosterlegende“ schlagend und überzeugend dargethan hat. Vielleicht hat
dieser Streit um die Ehre der Erfindung mit dazu beigetragen, die Person
Gutenbergs und seine Schicksale in den Hintergrund zu drängen; besonders
aber ist der Mangel an quellenmäßigen Nachrichten über sein Leben zu be-
klagen. Mit zur Verdunkelung seiner Person und seines Wirkens trug
aber ohne Zweifel des genialen Erfinders eignes Bestreben bei, seine Künste
geheim zu halten, ja, auf seinen eigenen Druckwerken sich selbst nicht zu
nennen, weil ihm in seiner fortwährenden Nothlage Verrath seines Kunst-
geheimnisses und sogar Pfändung seines Besitzthums drohten. Auch brachte
ihn sein vorwiegend technisches Gewerbe nicht mit litterarischen Kreisen in
Beziehung, die ihn hätten in ihren Werken erwähnen können. Ganz halt-

<"page398">

los jedoch ist die Annahme, als habe sich der Patricierstolz Gutenbergs
gegen die Bekennung seines Gewerbes gesträubt, denn es galt ja für eine
„heilige Kunst“ und ward auch von anderen angesehenen Standesgenossen
wie Fust, Mentelin und Bechtermünze mit hohen Ehren ausgeübt. Daß
aber seine eigenen Gehilfen von ihm schwiegen, erklärt sich aus egoistischen
Gründen: sie wurden fast alle reich, indeß der große Erfinder verarmte.
Eine eigentliche Biographie Gutenbergs zu liefern ist bei dem geringen
vorhandenen Quellenmaterial bis jetzt noch ganz unmöglich, doch wollen wir
in Folgendem zusammenstellen, was sich einigermaßen als sicher oder doch
wahrscheinlich annehmen läßt.
Ohne Zweifel war Johann Gutenberg ein Mainzer von Geburt: er
stammte aus dem Mainzer Patriciergeschlecht der „Gensfleisch“, einem
der ansehnlichsten des Kurstaates Mainz. Seinen Namen Gensfleisch hatte
er von einem im Besitz der Familie befindlichen Hofe, der jedoch schon 1430
in andere Hände überging, und an dessen Stelle später der Wambolder
Hof errichtet ward, ein Gebäude, das in seiner jetzigen Gestalt erst 1702
steht, in der früheren Markt-, jetzt Emmeransstraße 23, wie eine im Thor-

eingang links angebrachte Gedenktafel besagt; daß Gutenberg aber in diesem
seinem väterlichen Stammhause geboren, ist nicht mit Sicherheit zu erweisen.
Das Geschlecht der Gensfleisch, das sich bis 1294, ja, noch um eine
Generation weiter rückwärts verfolgen läßt, stand in den erbitterten Kämpfen,
die sich seit dem Aufblühen der Städte ebenso in Mainz, wie auch ander-
wärts, zwischen Patriciern und Zünften wiederholten und sich durch fort-
gesetzte Streitigkeiten der Stadt mit dem Erzbischof noch verwickelten,
wiederholt an der Spitze des Adels. Ein Ritter „Friele zu dem Gensfleisch“
wurde Anfangs 1332 zugleich mit vielen anderen von Kaiser Ludwig mit
dem Bann und schwerer Geldstrafe belegt, weil er sich an der Zerstörung
kirchlicher Gebäude betheiligt hatte; trotzdem finden wir sie zu Ende des-
selben Jahres wieder an der Spitze des Adels gegen die „Gemeinen“.
Vermuthlich war sein Sohn Henne (Abkürzung von Johann) Großvater
jenes Frielo oder Friele, der als Vater Gutenbergs genannt wird. Nach
einem Mainzer Einnahmen- und Ausgabenbuch von 1410 bekleidete er das
Ehrenamt eines städtischen Rechenmeisters.
Die Mutter unseres Helden hieß Else zum Gutenberg und war
die letzte des sobenannten patricischen Geschlechts. Von ihr nahm der Er-
finder zuerst den Beinamen Gutenberg an, hieß also „Gensfleisch zum
Gutenberg“, und später ging der mütterliche Name als Hauptname auf ihn
über. Sein Taufname Johann wird meist in den deutschen Urkunden nach
damaligem Brauche in der verkürzten oder Koseform: „Henne, Hennle oder
Henchin,“ was unserem jetzigen „Hänschen“ entspricht, überliefert.
Das Jahr der Geburt Gutenbergs läßt sich nicht mit Sicherheit fest-
setzen, was bei den damaligen Verhältnissen nicht so sehr zu verwundern
ist, auch nicht als grobe Vernachlässigung seiner Eltern ausgelegt werden

<"page399">

kann; denn es gab damals überhaupt nirgends Geburts- und Taufregister,
so wenig wie Trau- und Sterberegister. Erst infolge der Reformation,
also im 16. Jahrhundert, kamen solches. g. Matrikel auf, um festzustellen,
wie z. B. einer begraben werden sollte, ob katholisch, lutherisch oder calvinisch.
Vorher hielt man, da ja Jeder katholisch getauft wurde, eine Aufzeichnung
darüber überflüssig, und dasselbe galt auch in Betreff der Beerdigung. Ein
Nachforschen über den Geburts- und Sterbetag Gutenbergs in derlei Acten
oder archivalischen Aufzeichnungen ist darum ganz aussichtslos. Doch wissen
wir, daß die „ Eheberedung“ seiner Eltern 1386 stattgefunden hat, und da
er vermuthlich das dritte Kind war, so läßt sich annehmen, daß seine Ge-
burt in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts fällt. Weil sich aber
nun doch die Jahreszahl nicht mit mathematischer Sicherheit feststellen läßt,
so hat man sich auf die runde Ziffer 1400 geeinigt, und weil man seinen
Geburtstag nicht kennt, so hält man sich an seinen Namenstag, den
24. Juni. So rüstet man sich denn jetzt allerwegen, zumeist in seiner Vater-
stadt Mainz, in diesem Jahre am Johannistage, den 500. Geburtstag des
großen Erfinders der Buchdruckerkunst in der ganzen gebildeten Welt
würdig zu feiern.
Da es ferner nicht unwahrscheinlich ist, daß der Vater unseres Meisters
nach der Verheirathung in das Haus seiner Frau überzog, zumal sie die
letzte ihres Geschlechts und einzige Erbin war, so hat die Annahme viel
für sich, daß Johann Gutenberg im früheren „Hofe zum Gutenberg“, der
an der Christophkirche lag und schon 1391 zur Hälfte der Familie „zum
Jungen“ gehörte, das Licht der Welt erblickt hat. Dies Gebäude machte
im Laufe der Zeiten mancherlei Wandlungen durch.
Im dreißigjährigen Kriege ward es 1633 von den Schweden zerstört
und an seine Stelle unter Kurfürst Jos. Phil. von Schönborn von seinem
Kanzler ein Neubau hingestellt (1661), der nachmals zu Hörsälen der
juristischen Fakultät der Universität benutzt und dann von einem kurfürst-
lichen Kammerdiener Schröder in ein Kaffeehaus umgewandelt ward. Seit
1808 besaß das Gebäude die Mainzer Casino-Gesellschaft „Hof zum Guten-
berg“, bis es 1894 abbrannte; jetzt stehen Privathäuser an seiner Stätte.
Im Garten stand früher eine vom Bildhauer J. Scholl (1827)"errichtete
1/2 Meter hohe Gutenbergstatue, jetzt im neuen Gutenberg-Casino-Vor-
garten, Gr. Bleiche, aufgestellt, auf deren Rückseite man folgende, von
Fr. Lehne († 1836) verfaßte Inschrift las:
„Was einst Pallas Athene dem griechischen Forscher verhüllte,
Fand der denkende Fleiß Deines Gebor'nen, o Mainz!
Völker sprechen zu Völkern, sie tauschen die Schätze des Wissens;
Mütterlich sorgsam bewahrt, mehrt sie die göttliche Kunst;
Sterblich war einst der Ruhm, sie gab ihm unendliche Dauer,
Trägt ihn von Pole zu Pol, lockend durch Thaten zur That;
Nimmer verdunkelt der Trug die ewige Sonne der Wahrheit,
Schirmend schwebt ihr die Kunst, Wolken verscheuchend, voran.

<"page400">

Wandrer, hier segne den Edlen, dem soviel Großes gelungen,
Jedes nützliche Werk ist ihm ein Denkmal des Ruhms.“ –
Der Mainzer Archivar Dr. Franz Falck, dem wir ein sachlich ge-
haltenes Gutenberg-Büchlein verdanken, plädirt für ein neben J. Fusts
Wohnhaus gelegenes Gebäude „Zur Laden“ (Schusterstr. 16/18) als wahr-
scheinliches Geburtshaus Gutenbergs.
Infolge der fortgesetzten Reibereien zwischen Patriciern und Zünften
verließen um 1420 eine große Zahl aus den Geschlechtern Mainz, darunter
auch Angehörige Gutenbergs. Ob aber damals sein Vater mit dabei war,
und ob er ihn mit in die Verbannung, und zwar nach Straßburg mit-
nahm, wo unser Meister im Jahre 1434 urkundlich nachweisbar ist, das
steht nicht hinlänglich fest. Archivar Brucker hatte 1867 eine mit dem
Namen des Vaters unterzeichnete Quittung vom Jahr 1429 zu Straßburg
gesehen, doch ist diese Urkunde 1870 verbrannt. 1430 kam die sogenannte
Rachtung des Erzbischofs Konrad III. von Mainz zwischen Adel und Gemeinen
zu Stande, worin auch die Rückkehr mehrer vertriebener Patricier aus-

bedungen ward. Darin wird ein „Georg Gensfleisch“ ausdrücklich von
der Versöhnung ausgenommen; dagegen befindet sich unter den Zurück-
gerufenen der zur Zeit „nit inlendige,“ d. h. einheimische „Henchin
zum Gudenberg,“ d. i. unser Johann. Da der Name des Vaters fehlt,
so nimmt man mit Recht an, daß er damals nicht mehr am Leben war,
was umsomehr an Glauben gewinnt, als sich einige Rentenumschreibungen
und Erbschaftsregelungen aus der Zeit 1430–34 vorfinden.
Es ist schade, daß uns über die Jugend unseres Erfinders, über
seinen Bildungsgang alle Nachrichten fehlen. Interessant wäre uns ohne
Zweifel, den Schlüssel zu erhalten, wie der Patricierssohn, dem doch wohl
auch der Junker im Blut steckte, zur Ausübung technischer Gewerbe kam.
Die Erziehung vornehmer Jungen wurde damals, wie allgemein üblich, von
einem Hausgeistlichen (sogenannten Kinderpfaffen) geleitet, und es darf an-
genommen werden, daß eine solche auch unserem Gutenberg in seiner
Kindheit zu Theil ward; denn die Gensfleisch mit den Nebenlinien „zur
Laden“ und „zum Sorgenloch“ standen damals in höchster Blüthe. Sie
gaben der Stadt Bürgermeister und sonstige Beamte und besaßen nicht
nur in Mainz eine ganze Reihe von Häusern und Höfen, sondern waren
auch in der Umgegend, zu Eltville, Bodenheim und Hechtheim begütert;
erst im 15. Jahrhundert begann ihr Wohlstand zu sinken, und sie ver-
armten gleich ihrem glänzendsten Vertreter. Wie nun kam Gutenberg,
der Junker aus ahnenreichem Patriciergeschlecht, zur Ausübung mechanischer
Künste, zu einem Gewerbe, dem er sein Vermögen und die Ruhe seines
Lebens opferte? Hatte er sich wohl schon in seiner Jugend dafür inter-
essirt, brachte ihn Noth und Verbannung, Hang und Neigung oder zu-
fällige Bekanntschaft mit Technikern oder ein zur Nacheiferung antreibendes
Vorbild dazu? Das sind Fragen, die noch ihrer Lösung harren. Er

<"page401">

lebte ja wohl, wie Dziatzko in einem Aufsatz seiner „Sammlung
bibliothek-wissenschaftlicher Arbeiten“ (1895) mit Recht hervorhebt, in
einer anregenden Zeit, „in der namentlich in Folge der Kreuzzüge
nicht nur Handel und Gewerbe, sondern speciell auch die Kunstindustrie
einen mächtigen Aufschwung in den großen Städten des südwestlichen
Deutschland erlebte, so in Köln, Mainz, Straßburg, Basel, Ulm, Augs-
burg und Nürnberg. Da waren es unter anderen Gewerben auch die
der Buchdruckerkunst verwandten der Brief- und Kartenmalerei, des Holz-
und Metallschnitts, des Tafeldrucks für Bild und Wort, des Metallgusses,
der Stempelschneidekunst und des Münzens, die gegen Ende des 14. oder
zu Anfang des 15. Jahrhunderts blühten, gefördert durch den hohen und
allgemeinen Wohlstand und die zunehmende Sicherheit der Verkehrs- und
Rechtsverhältnisse.“ Es war das auf allen Gebieten des praktischen Lebens
fruchtbare Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen, und so ist es ganz
natürlich, daß keine der mittelalterlichen Universitäten trotz ihres aus-
gedehnten Bedarfs an Büchern und ihrer großen und fest organisirten
Schaar von Handschriftenschreibern und.händlern die neue Kunst gebar,
sondern die durch Handel und Industrie hervorragenden Städte Straßburg
und Mainz. Daß nun gerade der Sprosse eines alten Adelsgeschlechtes
auf die segensreiche Erfindung verfiel, mag sich aus dem Umstande er-
klären, daß die alten Geschlechter von Mainz besondere Münzrechte besaßen
und so der junge Gutenberg schon frühe Einblick in die der Buchdrucker-
kunst verwandte Technik des Münzens erhielt.
Den ersten greifbaren Anhaltspunkt für Gutenbergs Lebensgeschichte
und Thätigkeit gewähren die Nachrichten über seinen Aufenthalt in Straß-
burg, wo er noch mehrere Jahre verblieb, obwohl er schon 1430 die Er-
laubniß hatte, in seine Vaterstadt Mainz zurückzukehren. In Straßburg
selbst erscheint er zuerst am 14. März 1434 urkundlich auf der Bildfläche
und zwar als Kläger gegen seine Heimat Mainz, die ihm eine gewisse
Summe fälliger Renten vorenthielt. Die betreffende Urkunde fand der
Straßburger Gelehrte Joh. Daniel Schöpflin in den Registern der Contract-
stube und veröffentlichte sie seiner Zeit; aber sie ging 1870 zu Grunde.
In dieser Angelegenheit soll sich Gutenberg, wenn nicht die Echtheit der
Urkunde, wegen der juristisch sehr anfechtbaren Art, Repressalien zu üben,
sehr zu bezweifeln ist, höchst energisch gezeigt haben; er vergriff sich nämlich,
wie es heißt, an dem damals sich zufällig in Straßburg aufhaltenden
Mainzer Stadtschreiber Nikolaus von Werstadt (Wörstadt) und hielt ihn
als Pfand in Schuldhaft, gewissermaßen als Geißel für die rückständige
Rentenschuld von 310 fl., die ihm, dem Säumigen, trotz an ihn ergangener
Aufforderung, in die Vaterstadt zurückzukehren, Mainz, ob in Folge einer
gewissen Verstimmung wegen Nichtbefolgung ihrer Einladung, oder aus einer
geschäftlichen Bummelei schuldig geblieben war. Mit Recht hat man von
juristischer Seite aus an dieser seltsamen, an die mittelalterlichen Raubritter

<"page402">

und ihre Art und Weise, die Leute für die Schuld ihrer Heimat zu
„werfen“, d. h. in Haft zu nehmen, erinnernde Passion von Seiten
Gutenbergs Anstoß genommen, wenn auch Dziatzko meint, „Gutenberg that
das, was damals Recht und Brauch war.“ Sehr naiv klingt es dann,
wenn es weiter heißt: „Meister und Rath von Straßburg legten sich in's
Mittel, und daraufhin gab er den Stadtschreiber frei.“ Dieser soll auch
die Zahlung des Geldes beschworen haben, aber „zu Ehren und zu Liebe
den Meistern und dem Rath der Stadt Straßburg“ habe ihn Gutenberg
der Summe ledig gesprochen und damit wohl ganz auf ihre, immerhin
unsichere Zahlung verzichtet. Zu diesem großmüthigen Verzicht mag ihn
wohl, wie Dziatzko meint, ein gewisses Dankbarkeitsgefühl gegen die Be-
hörden der Stadt bestimmt haben, der er Asyl und Wohnsitz verdankte.
Vielleicht ging es ihm auch damals in Folge gemachter Erbschaften finanziell
nicht so schlimm, wie später; denn nachmals finden wir ihn fast unaus-
gesetzt in Geldverlegenheiten. Auch existirte im Mainzer Schuldbuch ein
Vertrag vom 25. Mai 1434, wonach die Stadt Mainz dem Henchin Guden-

berg eine Leibrente von jährlich 12 fl. in zwei Terminen versprach, dem-
nach, wie Schorbach (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins) meint, eine Art
Erfolg von Gutenbergs Vorgehen.
Nicht minder kritisch ist eine weitere urkundlich überlieferte Nachricht aus
Gutenbergs Straßburger Leben von mehr delicater Natur. Es handelt sich
um nichts Geringeres als um die gegen Gutenberg von einer Straßburger
Edeldame „Anna zu der isern Thür“ (Anna zu der eisernen Thüre) er-
hobene Klage wegen angeblichen Eheversprechens. Ein Straßburger Archivar,
Joh. Wencker nämlich, soll dies auf einer Randbemerkung eines jetzt nicht
mehr nachweisbaren Actenstückes gelesen, und von diesem will es der Straß-
burger Gelehrte Joh. Daniel Schöpflin erfahren haben. Derselbe ver-
öffentlichte diese Notiz in seinem Programma 1740 und zwar mit dem
Zusatz, daß Gutenberg sie geheirathet habe. In seinem Aufsatz (Mémoires
de l'Académie des Inscriptions XIII, 1751) macht Schöpflin einen
förmlichen Roman daraus, wie folgt:
„Peu d'années après il eut une intrigue avec une demoiselle
noble, Anne Porte de-Fer, dernière de sa famille; et sur ce que,
vraisemblablement, il refusait de remplir ses promesses, elle le fit
citer à l'officialité de Strassbourg en 1437. Nous ne trouvons point
le jugement qui fut rendu sur cette instance: mais soit en vertu
d'une sentence, soit par accomodement, la demoiselle devint sa
femme et parait en cette qualité dans nos registres publics, oü elle
est appelée Anne de Gutenberg. Nous trouvons encore Gutenberg
établi à Strassbourg et ayant des enfants, en 1444.“ Auf Nach-
kommen Gutenbergs kommt übrigens Schöpflin nicht mehr zurück.
An einer anderen Stelle (Vindiciae typographicae, 1760) wieder-
holt er die Notiz von einer Vermählung Gutenbergs mit einer elsässischen

<"page403">

Adeligen aus Straßburg und fügt die „Entrichtung öffentlicher Bußen“ hinzu,
und an einer anderen Stelle berichtet er, daß die Urkunde den Ausgang
jener Beschwerde, die sie wegen Eheverspruchs vor dem geistlichen Richter
erhoben, nicht melde, daß aber Anna Gutenberg auch nach ihres Gatten
Wegzug noch die nämliche Abgabe, den sogenannten Helbelingzoll, entrichtet
habe und schon daraus, wie auch nach ihrer Namensangabe zu schließen
sei, daß sie Gutenbergs Gattin geworden sei. Endlich heißt es in einem
Werk (1761) Alsatia illustrata II. p. 346: „Gutenberg... hat seinen
Wohnsitz in Straßburg aufgeschlagen, wo er eine Elsässerin (Ennele zu der
Isernen Thüre, die Letzte eines Adelsgeschlechtes) geheirathet und zehn Jahre
lang das Bürgerrecht genossen habe.“
Auffallend ist sicher, daß Schöpflin, der doch sonst alle auf Gutenberg
bezüglichen Documente in seinen Wind. typ. im Wortlaut abdruckt, diese
fragliche Urkunde nicht abgedruckt hat, und auf des Gelehrten Meermanns
Bitte (1761), ihm eine Abschrift jener chartae mitzutheilen, erwidert, es
eristire überhaupt gar keine derartige Urkunde, es sei nur eine Rand-
bemerkung gewesen. Deshalb beschuldigt Ant. van der Linde unsern Gewährs-
mann Schöpflin geradezu einer Fälschung. Ja, auch die Notiz, daß „Ennel
Gutenbergen“, wie angeblich aus dem Helbelingzollbuch ausgeschrieben,
„diesen Zoll entrichtet habe, und zwar ohne Jahresangabe, hält er auch nur
für eine Ergänzung der ersten Fälschung. In seiner „Geschichte der Buch-
druckkunst“ (I, 121 Note) erklärt er die Ennel zu der isern Thür für
den nämlichen Schwindel, wie die „Anna Eisenpforte“ von Prag in der
böhmischen Gutenberglegende.
Allein Schorbach in seiner Schrift: „Straßburgs Antheil an der Er-
findung der Buchdruckerkunst“ bestreitet das Recht zu einer Annahme einer
Fälschung, denn um Gutenberg noch enger an Straßburg zu fesseln, dazu
habe gar kein Grund vorgelegen, und dann müßte man auch den trefflichen
Gelehrten Meermann für einen Fälscher halten. Immerhin gehe aus
Schöpflins Angaben hervor, daß sowohl er, wie auch der Archivar Wencker
eine solche Notiz, die vielleicht unleserlich geschrieben, gelesen hätten, und auch
der Inhalt des Streites wird durch den Zwischensatz: „wie es scheint,“
fraglich, ob in der That Eheversprechen vorlag. Auch Professor
Charles Schmidt, den Schorbach befragte, will die Urkunde gesehen
haben, aber sie ist verschollen oder verschwunden.
So durchaus sagenhaft, wie A. van der Linde annimmt, ist aber die
Figur der Ennel zu der isern Thür nicht; wenigstens ist ihr Geschlecht in
Straßburg nachweisbar. Das Stammhaus ihrer Familie befand sich in
der Stadelgasse, und sowohl Charles Schmidt, wie auch Seyboth, setzen dahin
auch „Emelin(!), Gutenbergs Frau“. Auch Rohrbach hat eine Spur von
ihrer Eristenz im Straßburger Stadtarchiv entdeckt; in einem Fascikel, der
die Aufgebote und Ausrüstungen der Stadt gegen die Armagnaken enthält,
findet sich unter dem Verzeichniß von Wittwen und Jungfrauen, die zu

<"page404">

Geldbeiträgen herangezogen wurden: „Ellewibel zur iserin thüre und Ennel
ihre tochter“ erwähnt. Und so hat Schorbach noch in dem Gabenverzeichniß
des Frauenhausarchives zweimal den Namen Ennels zu der isern thür als
Spenderin gelesen. Allerdings läßt sich aus diesen Angaben nicht auf eine
Vermählung Gutenbergs mit Ennel schließen. Bestimmender für diese An-
nahme ist eher ein Steuervermerk im Helbelingzollbuch, wonach Gutenberg
von 1443 an seine Taxe für zwei Personen entrichtete. In dem Helbeling-
zollbuch von 1439–1444 wird Gutenberg als „Konstofler“ angeführt.
Unter „Konstoflern“ verstand man in Straßburg Mitglieder einer localen
Innung, zu der diejenigen Bürger gehörten, die nicht als Gewerbetreibende
einer Handwerkszunft zugetheilt waren: die edlen und reichen Bürger aus
dem höheren Kaufmannsstande und solche, die von den Renten aus Grund-
besitz lebten, endlich in älterer Zeit auch unzünftige Gewerbetreibende. Da
aber Gutenberg nur Hintersasse und nicht eigentlicher Vollbürger war, so
kann er nur Nachkonstofler gewesen sein. Daraus ist nun nicht zu schließen,
daß er unvermählt gewesen, denn, wie v. Maurer („Geschichte d. Stadtverf.

in Deutschland“) nachweist, wurde einem Manne durch Verheirathung
nur die Erwerbung des Bürgerrechts erleichtert; eine nothwendige Folge
davon war sie nicht, und dies wurde in den Städten Deutschlands ver-
schieden gehalten.
Womit beschäftigte sich nun Gutenberg eigentlich während seines Straß-
burger Aufenthaltes? Dies ist gewiß eine interessante Frage, zumal die
Behauptung der Straßburger, daß der Ursprung der Buchdruckerkunst auf
ihre Stadt zurückgehe, der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt; wenigstens
scheint sich Gutenberg daselbst schon mit typographischen Versuchen abgegeben
zu haben.
Beim Aufgebot gegen die Armagnaken 1444 wird er als „Zugeselle“
in der Goldschmiedezunft aufgeführt, und es mag dies wohl sein Haupt-
gewerbe gewesen sein. Die Goldschmiedekunst war aber im Mittelalter
eines der bedeutendsten und einträglichsten Gewerbe, „sie umfaßte nicht nur
Mechanik und Chemie, sondern auch das ganze Gebiet der Plastik und
Graphik in Anwendung auf die Metalle, für sich allein oder im Verein
mit Edelsteinen. Die Straßburger Goldschmiede waren mit den Malern,
Sattlern, Glasern, Schildmalern, Harnischern, Armbrustern, Bildschnitzern
und Goldschlägern, mit denen allen ihre Kunst Berührungspunkte hatte, in
einer Zunft vereinigt. Im Jahre 1502 kamen aus gleichem Grund die
Buchdrucker hinzu“. (Alfr. Börckel, „Gutenberg, sein Leben, sein Werk,
sein Ruhm“, Gießen, E. Roth).
Womit sich aber Gutenberg sonst noch beschäftigte, darin läßt uns
ein Proceß, den die Erben eines gewissen Andreas Dritzehn 1439 gegen
ihn führten, einen Einblick thun. Glücklicherweise besitzen wir hierüber
zuverlässige Actenstücke, den Urtheilsspruch des Raths, den Joh. Wenker
1740 im Stadtarchiv entdeckte, und die Zeugenprotokolle, die der Archivar

<"page405">

Joh. Heinr. Barth in einem Gewölbe des Pfennigthurmes fand, die aber
erst 1760 von Schöpflin veröffentlicht wurden. Wie Kapp (Geschichte des
deutschen Buchhandels I, 34) meint, tritt uns da unser Meister als ein
hochangesehener Künstler und Erfinder entgegen, welcher seine Schüler und
die zu seiner industriellen Thätigkeit erforderlichen Capitalien nicht zu
suchen brauchte, sondern sich von ihnen suchen ließ.“ Wir erfahren, daß
Gutenberg damals einen gewissen Andreas Heilmann, der auch bei den
Goldschmieden Zugeselle war, das Steinepoliren, d. h. Schleifen von halb-
edlen Schmucksteinen, wie Chalcedon, Achat, Oxyd, die in St. Wendel und
Oberstein gebrochen wurden, lehrte. Zum Schleifen verwandte man vor-
zugsweise weiche, sandige Steine, auf denen mittelst Wasser polirt wurde,
ferner Bleiplatten und feuchte Ziegelerde, sowie dickes Leder. Eine neue
geschäftliche Speculation nun, zu der sich Gutenberg außer A. Heilmann
gegen 1438 mit Hans Riffe, dem Vogt (Richter) von Lichtenau verband,
war das Anfertigen von Spiegeln zu einer Heilthumsfahrt (Wallfahrt)
nach Aachen, die alle 7 Jahre stattfand und der dortigen Reliquien wegen
immer eine Unmasse von Pilgern anzog. Zeigte man doch dort u. a.
das Kleid der allerseligsten Jungfrau, die Windel des Herrn, das Tuch
des Johannes des Täufers, das Lendentuch Christi, womit er am Kreuze
umgürtet war, die vom Blute des Märtyrers Stephanus getränkte Erde
u. dergl. So zählte die Stadt 1496 an 142000 Pilger, die an
80 000 fl. in den Kirchen opferten, und einmal waren die Häuser so über-
füllt, daß einige einstürzten. Handspiegel waren aber, namentlich bei
solchen Gelegenheiten, ein gesuchter Artikel. Sie waren schon im dreizehnten
Jahrhundert nicht mehr, wie früher, von Metall, sondern aus Glas mit
einer Unterlage von aufgegossenem Blei oder Zinn. „Das Glas ward in
eine umrahmende Tafel eingefügt, seltener in einen Rahmen von zwei
Tafeln, die, aufeinander geklappt, ein verschließbares Kästchen bildeten.
Rahmen sowohl wie Kasten bestanden aus Holz oder Elfenbein und waren
mit reliefartigen Bildern geziert, allegorisch-phantastischen Figuren oder
Scenen aus dem Minne- oder bürgerlichen Leben des Mittelalters. Ward
die Einfassung solcher Spiegel aus Goldblech hergestellt und mit flüssigem
Blei voll gegossen, so ergab sich schon ein ganz bedeutender Gewinn.“ So
Ant. van der Linde in seinem Werk. Gegen die beiden letzten Annahmen,
daß solche Handspiegel mit Bildern aus dem „Minneleben“, ja sogar mit
„obscönen“ Darstellungen verziert gewesen und auch in der Herstellung der
Einfassung aus Goldblech mit dahintergegossenem Blei, was doch eine Art
von Schwindel gewesen, hat mit Recht Schorbach einmal im Hinblick auf
den religiösen Zweck und auf die Unanfechtbarkeit von Gutenbergs Charakter
Bedenken erhoben.
Zu dieser Speculation hatte sich Gutenberg also schon mit Hans Riffe
verbunden, als die beiden genannten Andreas Heilmann und Dritzehn
auch gegen ein Einstandsgeld von je 80 fl. in die Genossenschaft auf-

<"page406">

genommen wurden, mit dem Versprechen eines Gewinnantheils von zu-
sammen einem Drittel, doch die Heilthumsfahrt ward um ein Jahr ver-
schoben (auf 1440). Aber aus welchem Grunde? Vielleicht hat sich auch
unser Meister in seiner Annahme geirrt und das Jahr fälschlich verfrüht.
Daraufhin ward der Gesellschaftsvertrag erweitert, wonach keiner
etwas vor dem anderen verbergen sollte, was er verstand. Nun aber be-
merkten die beiden „Andrese“ bei einem Besuche bei Gutenberg, daß er
noch andere, vor ihnen geheim gehaltene Künste betriebe, und drangen in
ihn: „alle sine Künste, und afentur (d. i. Unternehmung) so er fürbaßer
oder in anderwege mehr erkunde oder wuste, auch zu leren und des nicht
wür jenen zu verhehlen.“ Die Folge war ein neuer Vertrag auf fünf
Jahre, wonach jeder der beiden sich mit weiteren 125 fl. bei Gutenberg
einkaufen, aber der Kosten und Arbeit der Unternehmung für seinen Theil zu
tragen hätte. Um in einem Sterbefall eines der Genossen die Wahrung
des Geheimnisses zu sichern, ward ausgemacht, daß den Ueberlebenden des
Verstorbenen ein für alle Mal 100 fl, ausgezahlt, das Geräth aber und

die bereits hergestellte Arbeit bei der Genossenschaft verbleiben sollten.
Dieser von Gutenberg vorgesehene Fall trat auch schon sehr bald ein, indem
Andreas Dritzehn schon Ende 1438 starb, der vorsichtige Meister scheint
dies Vorkommniß bei der Kränklichkeit seines Genossen vorausgesehen zu
haben. Für die überlebenden Theilnehmer war ja diese Klausel, den
Hinterbliebenen des verstorbenen Genossen gegenüber, sehr günstig, und es
ist nicht zu verwundern, daß die beiden Brüder, beziehungsweise der eine
für beide, auf Entschädigung klagten, zumal Andreas Dritzehn sein ganzes,
wenn auch bescheidenes Vermögen für das kostspielige Unternehmen geopfert
hatte. Gutenberg ließ sich aber zu einem Schadenersatz nicht herbei, und
so kam es 1439 zum Proceß, der zu Ungunsten des Klägers ausfiel.
Da Andreas noch 85 fl. von seinem Einstandsgeld schuldete, erhielt der
Bruder nur 15 fl. herausgezahlt.
Auf die Forderung des Jürgen Dritzehn, ihn und seinen Bruder
Claus an die Stelle ihres verstorbenen Bruders Andreas in seine Gemein-
schaft aufzunehmen, war Gutenberg nicht eingegangen, ebenso weigerte er
sich, die von Andreas eingelegte Summe herauszuzahlen. Den Vorwürfen
des Klägers gegenüber, daß sein verstorbener Bruder einen großen Theil
seines väterlichen Erbes verpfändet oder verkauft habe, erwiderte Guten-
berg kalt, daß ihn dies nichts anginge, daß er zwar von seinen Genossen
Dritzehn und Heilmann als Geschenke /2 Ohm gesottenen Weines (das ist
eingekochter Most), einen Korb mit Birnen und /, Fuder Wein erhalten
hätte, dafür aber hätten jene noch weit mehr ohne Entgelt bei ihm verzehrt.
Obwohl wir aus den Acten nichts Bestimmtes über die geheimen
Künste erfahren, die Gutenberg außer dem Steinepoliren und der Spiegel-
macherei sonst noch betrieb, so läßt sich doch aus den Zeugenaussagen, worin
nicht nur wiederholt von Formen, sondern auch von einer Presse die Rede

<"page407">

ist, vermuthen, daß sich der Meister schon damals mit der Typographie,
d. h. mit der Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken, beschäftigt habe.
So sandte kurz vor Weihnachten 1438 Gutenberg seinen Knecht Beildeck zu
den beiden Andresen, „alle Formen zu holen“. Hierauf wurden die
Formen in Gegenwart des Domherrn Anton Heilmann, des Bruders von
Gutenbergs Genossen, eingeschmolzen, was dem Zeugen für einige derselben
leid that. Ferner bediente sich Andreas Dritzehn bei seiner Arbeit in seiner
Wohnung einer Presse. Nach seinem Tode hätten neugierige Leute diese
gerne gesehen. Sobald aber Gutenberg davon Wind bekam, sandte er
seinen Diener zu dem verstorbenen Bruder Claus, er solle die Presse ja
Niemandem zeigen, und weiter befahl er seinem Knecht, „dieselbe mit den
zwei Wirbelchen zu öffnen“, damit die einzelnen Stücke auseinanderfielen,
„uff daz man nit gewißen kunne, was es sy.“ Außerdem hören wir noch
von Bleiankäufen durch die Genossen, und daß der Goldschmied Hans Dünne
etwa fünf Jahre vorher (1436) von Gutenberg an 100 fl. verdiente, „allein
an dem, was zum Drucken gehört.“ Unmöglich können alle diese Aus-
drücke sich auf die Spiegelfabrikation beziehen, wie A. van der Linde meint,
– zumal ja diese Kunst keine geheime mehr war, – sondern es erhellt
vielmehr mit größter Wahrscheinlichteit aus allen diesen Andeutungen, daß
sich Gutenberg schon in Straßburg, wenn auch vielleicht nur versuchsweise,
mit der Kunst der Typographie beschäftigte, die er nachmals in Mainz zur
Vollendung brachte. Diese Annahme findet, wie Dr. Falck in seiner Schrift
„Gutenberg, seine Person, seine Erfindung,“ richtig anführt, „eine gewisse
Bestätigung in einer Nachricht des gelehrten Wimpheling aus Schlettstadt,
welcher „in Straßburg sowohl, wie in Mainz sich gut auskannte,“ er sagt:
„Johann Gutenberg hat zuerst die Druckerkunst ge- oder erfunden (invenit),
von da kam er nach Mainz, wo er sie glücklich vollendete (complevit).“
Auf typographische Vorversuche weist aber namentlich der Ausdruck Formen
in den Dritzehn'schen Proceßacten hin, der nicht nur von Gutenberg selbst
in seiner Schlußschrift des Catholicon, sondern auch in dem Revers des
Dr. Humery über Gutenbergs nachgelassene Officin, wie auch in italienischen
Druckerzeugnissen ohne Zweifel als terminus technicus für „Matrizen,
Patrizen und Lettern“ gebraucht ist.
Die Annahme, daß sich Gutenberg schon in Straßburg mit typographi-
schen Vorstudien beschäftigt, wird aber auch noch durch folgende Nachrichten
bestätigt.
In einer allerdings verschwundenen Urkunde des Straßburger Stadt-
archivs vom Montag nach Martini 1441, findet sich eine Notiz, die auch
der Archivar Schneegans in Lempertz' Bilderheften brachte, wonach die Brüder
Nikolaus und Andreas Heilmann vor den Thoren Straßburgs eine Papier-
mühle, die später sogenannte Karthäusermühle besaßen. Hieraus erklärt
sich das Interesse A. Heilmanns an Gutenbergs typographischen Versuchen.
Ferner ist auffallend, daß der Drechsler Saspach, der Gutenbergs Presse

<"page408">

verfertigte, Straßburg zur selben Zeit wie dieser verließ (1449) und erst
1451 in die Heimat zurückkehrte. Sollte er vielleicht mit Gutenberg nach
Mainz gezogen und ihm dort bei der Errichtung einer neuen Druckwerkstätte
behilflich gewesen sein?
Leider fehlt zur Beglaubigung dieser plausiblen Combination bis jetzt
jeder Nachweis von dem Aufenthalte Saspachs in Mainz, wenn auch
seine Entfernung von Straßburg 1444 und seine Wiederkehr dorthin 1451
durch bezügliche Einträge in's Straßburger Bürgerbuch nachgewiesen ist.
(Vergl. Schorbach: „Straßburgs Antheil an der Erfindung der Buch-
druckerkunst.“)
Von der größten Wichtigkeit endlich für die Annahme der Anfänge
der Typographie schon in Straßburg ist ein archivalischer Fund des Abbé
Requin zu Avignon (1890) in den dortigen Notariatsbüchern aus den
Jahren 1444/46, wonach ein Prager Goldschmied, Namens Prokop Wald-
vogel, bereits 1444 die vermuthlich von Gutenberg in Straßburg erlernte
Kunst zu Avignon gegen Geld und das Versprechen der Verschwiegenheit

gelehrt habe. Wie Schorbach in seiner oben citirten Abhandlung mittheilt, zeigt das älteste diesbezügliche Schriftstück vom 4. Juli 1444 trotz seiner unklaren Fassung, daß Waldvogel von einem Magistro Manaudus Vitalis zwei Alphabete von Stahl, zwei Formen von Eisen, eine stählerne Schraube, 48 zinnerne „Formen“ und verschiedene andere auf „die Kunst des Schreibens“ (– so nannte man wohl noch anfangs die Druckversuche –) bezügliche Formen leihweise erhalten hatte, zu deren Rückgabe er sich verpflichtete.

Und so eristiren aus der Zeit 1444/46 noch mehrere Urkunden, wonach Waldvogel andere die Technik des „künstlichen Schreibens“ lehrte und ihnen die dazu nöthigen Werkzeuge lieh, unter der Bedingung, daß sie das Geheimniß nicht verriethen. So macht er sich am 10. März 1446 vor einem Notar verbindlich, einem Juden, Davinus de Cadarossia, 27 hebräische eiserne Lettern zu machen und ihm die zu der ihm vor 2 Jahren gelehrten Kunst des Schreibens nothwendigen Werkzeuge von Holz, Zinn und Eisen zu liefern, gegen Versprechen, die Kunst geheimzuhalten.

Aus einer Urkunde vom 5. April 1446 geht hervor, daß Waldvogel zwei Angehörige der Universität, die Magister Menaldus Vitalis (bereits oben erwähnt) und Arnaldus de Coselhaco im „künstlichen Schreiben“ unterwiesen und Werkzeuge von Eisen, Stahl, Kupfer, Messing, Blei, Zinn und Holz angefertigt hatte, die gemeinsames Eigenthum der Gesellschaft waren. Der später austretende Vitalis mußte auf Waldvogels Verlangen vor dem Notar eidlich bezeugen, daß die erlernte geheime Kunst „eine wahrhafte und wirkliche Kunst sei, leicht und ausführbar, sowie nützlich für einen arbeitsamen und fleißigen Mann“..

Wenn wir auch aus all diesen Aktenstücken, wie es ja in der Natur der Sache lag, keine genaue Beschreibung der geheimen Kunst erhalten, so

<"page409">

läßt sich doch daraus schließen, daß Waldvogels Geheimniß in der Verwendung beweglicher Lettern zum Druck bestand. Wie Schorbach mit Recht betont, war, um in den Lettern nur Stempel zum Vordruck von Initialen in Handschriften, Buchbindertypen zum Einpressen in Leder oder Graveurarbeiten und dergl. zu sehen, die Masse des nur zufällig erwähnten Materials zu groß. Auch Dziatzko neigt sich dieser Ansicht zu (Centralbl. f. Bibliotheksw. VII, 248.) Es geht aber auch aus all diesen Actenstücken hervor, daß schon 1444 in Avignon die Buchdruckerkunst ausgeübt ward. Mit Unrecht hat Faulmann die Echtheit dieser Documente bezweifelt, der Archivar Duhamel dagegen die Richtigkeit der Daten nachgewiesen.

Es ist nun gewiß sehr zu beachten, daß trotz dieser neuentdeckten Urkunden Avignon nicht den Anspruch erhob, daß in seinen Mauern die Buchdruckerkunst erfunden sei. Vielmehr spricht Abbé Requin geradezu die Ansicht aus, daß Waldvogel direct oder indirect in den Besitz des Straßburger Geheimnisses gelangt sein müsse. Ein weiterer indirecter Beweis aber dafür, daß Gutenberg und kein Anderer der Erfinder der Buchdruckerkunst gewesen, geht insofern aus dem Zeugniß des Rectors der Pariser Sorbonne, des gelehrten Theologen Dr. Wilh. Fichet, hervor, das er in einem gedruckten Briefe an Rob. Gaquin vom 1. Januar 1472 zu Gunsten unseres Meisters klar und deutlich ausspricht, als eben dieser Gelehrte nachweislich in Avignon studirte und sicherlich Waldvogels dortige Thätigkeit kannte; er nennt aber nicht Waldvogel, sondern mit aller Bestimmtheit unseren Gutenberg den Erfinder der Buchdruckerkunst. Dementsprechend wird ja sowohl in den Straßburger Acten, als auch später in dem Fust'schen Proceß in Mainz immer Gutenberg als der geistige Urheber seiner Künste bezeichnet.

Da auch die Avignoner Genossenschaften, wie die Straßburger, nicht prosperirten, so liegt wohl die Annahme nahe, daß man auch dort nicht über typographische Versuche hinauskam. Leider fehlt jeder bestimmte Nachweis, wie Waldvogel in den Besitz des Straßburger Geheimnisses kam. Man hat einen Vermittler oder Verräther des Kunstgeheimnisses, Namens Arbogast aus Straßburg vermuthet, der seit 1435 in Avignon ansässig war, allein die betreffende Urkunde v. 5. April 1446, die Requin mittheilt, ist selbst im Namen kritischer Natur. Obwohl nun gerade zwischen Waldvogel und Gutenberg keine directe Beziehung nachweisbar, auch jener zuletzt genannte kritische Arbogast als Vermittler oder Verräther des Kunstgeheimnisses nach Avignon nicht zu erweisen ist, so liegt doch schon bei genauerer Einsicht in die Dritzehn'schen Proceßacten der Verdacht einer Veruntreuung nahe. So sagt in den Zeugenprotokollen ein gewisser Schultheiß aus: Claus Dritzehn sei nach Gutenbergs Auftrag an die Presse gegangen, habe die zu zerlegenden Stücke gesucht, aber nicht gefunden. Ebenso erging es Sahsbach, dem Dreher, der Gutenbergs Presse gefertigt. Dieser begab sich nämlich auch auf Heilmanns Aufforderung hin in die Wohnung des verstorbenen Andreas Dritzehn, um den „unbestimmbaren Bestandtheil“ in

<"page410">

der Presse, „die 4 Stücke“ zu zerlegen. Als er aber nachsah, „do was das ding hinweg.“ Was war nun das für ein Ding? Das ist schwer zu sagen. Aus alledem geht jedoch hervor, daß etwas fehlte, und man wußte nicht, wer es genommen. Ausgeschlossen ist wohl, daß Gutenberg selbst, oder die beiden Heilmann, oder Beildeck, des Meisters Diener, oder des Verstorbenen Bruder, Claus, oder der Dreher Sahsbach es thaten; der Kläger aber, Georg Dritzehn, und der dabei interessirte Vogt von Lichtenau, Hans Rifft, befanden sich damals nach Ausweis der Urkunden gar nicht in Straßburg.

Dagegen liegt der Verdacht sehr nahe, daß sich bei Andreas Dritzehns Tod wirklich fremde Personen in seinem Hause zu schaffen machten. Dies geht aus einer unbenutzten, vom Mittwoch nach Neujahr 1441 ausgestellten und im Stadtarchiv zu Straßburg befindlichen Urkunde hervor. Darnach wird eine gewisse Agnes Stoßer von Ehenheim von Jerge Dritzehn verklagt, allerlei aus dem Hause seines verstorbenen Bruders, wie Ringe und Edelsteine u. A. gestohlen zu haben, Anderes habe ihr ein gewisser Reimbold

von Ehenheim ins Haus getragen. Diese beiden unehrlichen Personen
figuriren merkwürdiger Weise auch als Zeugen Georg Dritzehns in seinem
Proceß gegen Gutenberg. Nun geht ja allerdings aus jener oben citirten
Urkunde nicht gerade mit Evidenz hervor, daß die zur Presse gehörigen,
räthselhaft verschwundenen und später vermißten Stücke oder anderes zur
Buchdruckertechnik gehöriges Material verschleppt und deren Gebrauch ver-
rathen worden sei; doch die Wahrscheinlichkeit liegt sehr nahe und erhält
auch durch eine geläufige Straßburger Sage, „daß dem Erfinder des Buch-
drucks zu Straßburg sein Geheimniß durch einen ungetreuen Diener ent-
wendet worden sei," sowie durch die bereits erwähnten Berichte Wimphe-
lings Bestätigung. Die Verbindungsbrücke freilich zwischen Waldvogel und
Gutenberg ist noch aufzufinden.
So viel ist aber nach all dem Erörterten mehr als wahrscheinlich:
Gutenberg hat sich schon in Straßburg lebhaft mit dem Gedanken und den
Versuchen zur Ausführung der Typographie beschäftigt, – wie weit? ist
schwer zu sagen.
Aus anderen Straßburger Urkunden ersehen wir, daß Gutenberg dort
beständig in Noth und Sorgen war, Zoll schuldig blieb und sich in sonstige
finanzielle Verlegenheiten brachte, beim Thomasstift eine Erbschaft seines
Oheims verpfändete und seine ganze damalige Habe auf 400–600 Heller,
ein sehr bescheidenes Besitzthum, taxirt wird.
Gutenbergs Wohnung in Straßburg war nachweislich im Kloster
St. Arbogast, oder richtiger in einem zu diesem Stift gehörigen Gebäude;
denn, wenn er, wie es mehr als wahrscheinlich ist, verheirathet war und
gar Familie hatte, wird er nicht in den Klosterräumen selbst gewohnt haben.
St. Arbogast lag außerhalb der Stadtmauer bei dem sogenannten „grünen
Berge auf einer Illinsel vor dem Schirmecker Thore; ja, die ganze, jetzt

<"page411">

„Grüneberg" genannte Gegend an der Ill führte diesen Namen. Hier in
stiller Klause mag der deutsche Grübler und Forscher, gleich so manchem
anderen deutschen Gelehrten, einsam und ziemlich ungesellig, fern vom
geräuschvollen Treiben der Stadt und lärmenden Weltgewühle, über den
Mitteln zur Ausführung und Verwirklichung seiner Idee, seiner göttlichen
Erfindung Tag und Nacht gebrütet haben, bis der wilde Kriegslärm in
sein friedliches Asyl drang, und die rohen Plünderungshorden der Ar-
magnaken, burgundischer Söldlinge, wie einst römische Krieger des Archimedes
Kreise, so auch seine technischen Studien störten. Am 18. September 1444
drangen diese unter dem Namen „écorcheurs" d. h. Leuteschinder, be-
rüchtigten Miethstruppen zum zweiten Mal sengend und brennend im Elsaß
ein und beraubten auch die Stadt Straßburg. Vielleicht, wie dies Dziatzko
den Urkunden nach bezweifelt, befand sich Gutenberg unter den Vertheidigern,
denn sein Name kommt in einem zur Abwehr aufgestellten Contingente als
Zugeselle zu der „Zunft der Goldschmiede, Maler und Sattler, Glaser
und Harnischer" vor. Darnach aber verschwindet sein Name völlig.
Im Jahre 1531 ward das baufällige Kloster St. Arbogast sammt
der alten St.-Marx-Klause gegenüber abgebrochen. Zur Erinnerung an
Gutenbergs Aufenthalt daselbst und in berechtigtem Glauben von Straß-
burgs Antheil, wenigstens an den Anfängen der Typographie, hat 1894
der Gemeinderath der Stadt in Folge einer Stiftung dort einen Denkstein
errichtet, mit der Inschrift:
„Hier auf dem Grünen Berge wurde die Buchdruckerkunst erfunden,
und von hier aus wurde das Licht in die Welt verbreitet."
Von 1444–48 ist jede Spur von Gutenberg verwischt, wohin er
sich, von Straßburg vertrieben, zunächst gewandt, ist unbekannt. Vermuth-
lich richtete er seine Blicke nach seiner Vaterstadt, wo die technischen
Gewerbe, vornehmlich die Goldschmiedekunst, sich einer besonderen Pflege
erfreuten; wenigstens taucht er dort 1448 zuerst urkundlich auf.
Mainz, damals Sitz des vornehmsten und mächtigsten Kirchenfürsten
in Deutschland, des Primas und Erzkanzlers des deutschen Reiches, hatte
zwar seit 1244 die Reichsunmittelbarkeit erlangt, allein diese ward ständig
von den Erzbischöfen angefochten. Kein Wunder, wenn darunter Handel
und Industrie litten und den Aufschwung der Bevölkerung hemmten.
Zählte doch die Stadt damals kaum 6000 Einwohner, darunter etwa
1000 Bürger und 500 Geistliche. Immerhin war sie noch als Stapel-
und Lagerplatz für die Schifffahrt und den Waarenverkehr auf dem Rhein
und Main bedeutend, und namentlich blühte dort, wie bereits oben bemerkt,
die Zunft der Goldschmiede. Dies erklärt sich, wie A. Börckel richtig geltend
macht, sowohl aus dem Mehrbedarf für Kirchengeräthe und Kirchenschmuck,
als auch aus dem Aufwand des prachtliebenden Stiftsadels. Trotz dieser
scheinbar günstigen Chancen wollte unserem Meister hier das Glück nicht
lachen. Wir finden ihn auch hier sofort in Geldverlegenheiten. Ist doch

<"page412">

gleich die erste von ihm in Mainz bekannt gewordene Handlung eine
Capitalaufnahme von 150 fl. gegen 8 /, fl. jährliche Zinsen, wofür sein
Verwandter Arnold Gelthuß zum Echtzeller die Renten mehrerer Häuser
in Mainz verpfändete. Wir gehen nicht fehl, wenn wir vermuthen, daß
das Auftreiben von Geldern der Errichtung einer typographischen Werk-
statt galt.
Verhängnißvoll für ihn aber ward seine Verbindung mit dem reichen
Capitalisten und Goldschmied Johann Fust um 1450. Dieser streckte
ihm 800 Goldgulden gegen 6% zur Errichtung einer Buchdruckerei vor,
und Gutenberg verpfändete ihm bis zur Rückzahlung all seine Geräthe.
Mündlich zwar hatte Fust dem unvorsichtigen Meister die Zusicherung
gegeben, keine Zinsen nehmen zu wollen, bestand aber doch später, wie
Shylock, auf seinem Schein und, um die gerichtliche Beitreibung von Zinsen
zu begründen, war er so raffinirt, das Gutenberg vorgeschossene Geld selbst
von Anderen gegen Zinsen zu entleihen. Außerdem erbot sich Fust, jährlich

300 fl. Betriebscapital nebst den erforderlichen Kosten für Gesindelohn, Hauszins, Pergament, Papier und Druckfarben vorzustrecken. Gutenberg, dem es, wie wir aus seinem berechnenden Vertrag mit seinem früheren Theilnehmer Dritzehn in Straßburg gesehen, keineswegs an geschäftlicher Klugheit fehlte, beging diesmal den groben Fehler, daß er dem geriebenen Wucherer gegenüber keinen bestimmten Kündigungstermin festsetzte und der mündlichen Zusage desselben blindlings Vertrauen schenkte. Ohne Zweifel ließ er in der sanguinischen Hoffnung auf baldigen Gewinn, den der Absatz seiner Bücher, wie der 42zeiligen Bibel, des Psalteriums, des Catholicon und seiner „Mahnung wider die Türken“ ihn auf der Frankfurter Messe bringen sollte, jede geschäftliche Vorsicht außer Acht. Inzwischen lernte Fus in dem Kleriker Peter Schöffer aus Gensheim einen brauchbarer und gefügigeren Associé kennen, den er noch dadurch fester an sein Interesse kettete, daß er ihm seine Tochter zur Frau gab. So kam es, daß Fus, der wohl schon vorher mit dem vielleicht auch persönlich ihm gegenüber im Verkehr nicht sehr entgegenkommenden Meister zerfallen war, 1454 seine Forderung an Gutenberg einklagte. Die Schuld von den zwei Mal vorgeschossenen Capitalien von je 800 fl. war aber mit Berechnung der Zinsen und Zinseszinsen zu der beträchtlichen Summe von 2026 fl. angewchsen. Wir besitzen zwar das Gerichtsprotokoll über diesen Proceß nicht mehr, aber einen notariellen Act über seinen Verlauf, das sog. Helmasperg er'sche Notariatsinstrument vom 6. November 1455, zugleich die einzige U kunde über Gutenbergs Thätigkeit in Mainz, befindlich in der Göttinger Uni versitätsbibliothek. Wir ersehen daraus, daß Fust den ihm auferlegt n Eit leistete.
Es scheint, daß Gutenberg gar nicht in der Lage war, eine ger dnete Rechnungsablage zu leisten: Seiner ganzen Geistesrichtung und Per lnlich keit nach hat er sich wohl nicht einmal mit einfacher, geschweige mit do pelte

<"page413">

Buchführung befaßt; er erschien auch garnicht selbst in Person am Termin, sondern schickte Vertrauenspersonen zur Berichterstattung, wohl um einer entscheidenden Aeußerung seinerseits aus dem Wege zu gehen und so den endlichen Abschluß der Sache zu verzögern; doch konnte er den Bankerott nicht aufhalten. Außer seinem finanziellen Ruin hatte er auch noch den Verlust seines verpfändeten Druckgeräths zu beklagen, und sein Kunstgeheimniß war verrathen. Vermochte er vielleicht wegen des schleppenden Gerichtsverfahrens und beim Eingehen von Geldern durch Verkauf der 42zeiligen Bibel auch die Katastrophe etwas hinauszuziehen, so war er doch 1458 in solcher Noth, daß er die Zinsen einer kleinen Schuld von 80 fl. nicht mehr nach Straßburg zahlen konnte. Wohl hatte Gutenberg auch noch den Druck einer zweiten Bibel, höchst wahrscheinlich mit Albrecht Pfister eingeleitet, aber ihr Apparat ging in den Besitz dieses seines neuen Theilhabers über, wohl weil er auch sein Gläubiger geworden war, und wanderte nach Bamberg. Vermuthlich wurde auch noch mit den Typen der 42zeiligen Bibel, also nach 1455, ein Psalterium gedruckt, das als Druck von 38 Blättern neuerdings Leopold Delisle (Journ. des savants 1894) nachwies. Gutenberg muß demnach auch noch einige Zeit nach 1455 die Verfügung über den Apparat der 42zeiligen Bibel gehabt haben.
Erst 1458 trat der völlige Zusammenbruch seiner Verhältnisse ein; doch fand er noch einmal einen Helfer in der Noth, der ihm Geld für neues Druckgeräth vorschoß; das war der Mainzer Jurist und Theologe Dr. Conrad Humery. Mit diesen Typen wurde 1460 das Catholicon, ein Realwörterbuch des Johannes de Janua gedruckt, ein starker Foliant und noch einige kleinere Schriften.
Doch der Hauptruhm und Hauptgewinn war dem Meister von der mißgünstigen Concurrenz, von der zweiten durch Fust und Schöffer (im jetzigen Schöfferhof) begründeten Officin weggefischt worden: es war das von Gutenberg vorbereitete große, das erste mit vollständigem Datum (14. Aug. 1457) gedruckte Werk, das prachtvolle Psalterium, eine „typographische Musterleistung“, wie die Schlußschrift dazu stolz hinausposaunt:
„Gegenwärtiger Coder der Psalmen mit schönen (d. i. farbigen) Initialen verziert und durch Rubriken (rothgedruckte Aufschriften) genügend ausgezeichnet, ist durch eine künstliche Erfindung des Druckens und der Typenbildung, ohne irgend einen Gebrauch der Feder, so hergestellt und zu Ehren Gottes mit Fleiß vollendet durch Joh. Fust, Mainzer Bürger, und Peter Schöffer aus Gernsheim, im Jahre des Herrn 1457 am (Mariä-) Himmelfahrtsabend.“
Gutenberg mußte sich dieses Todtschweigen seiner Erfindung gefallen lassen; durfte er sich ja doch selbst auf seinen eigenen Druckwerken nicht nennen, weil bei seiner Verschuldung Alles gepfändet zu werden Gefahr lief.
Der für die Freiheit der Stadt Mainz so verhängnißvolle Kurstreit, der 1461 zwischen dem vom Papste abgesetzten Erzbischof Diether von

<"page414">

Isenburg und dem von ihm neubestimmten Kurfürsten Adolf von Nassau ausbrach, hatte wenigstens das eine Gute, daß er der Verbreitung von Gutenbergs Kunst Vorschub leistete. Da nämlich Diether, über den der Papst den Bannstrahl geschleudert hatte, nur der Gewalt wich und auch die Mehrheit der Mainzer Bürgergemeinde für sich hatte, so trotzte die Stadt dem Papste und forderte einen Gewaltstreich von Seiten der Gegner heraus. Derselbe bereitete sich auch in der Stille, zumal auch der Nassauer seinen Anhang in Mainz hatte, in Gestalt einer Ueberrumpelung der schlecht bewachten Stadt vor. Es fand sich, wie weiland im Engpaß der Thermopylen auch in Mainz ein Ephialtes, den Verräther zu spielen. Dies war der Rathsherr und Rechner Hermann Sternberger, mit dessen Frau ein Reisiger Adolfs von Nassau, ein gewisser Heinze v. Hechtsheim, verschwägert war, der sich oft in der Stadt aufhielt, dort seine Kriegsbeute zu verjubeln. Dieser spielte die Rolle des Spions und kundschaftete mit

Hilfe seines Schwagers die Gesinnung der wankelmüthigen und zwiespältigen Bürgerschaft aus und suchte durch Versprechungen neue Anhänger Adolfs zu gewinnen. So brachte er 300 Ehrgeizige, Habgierige und Aengstliche auf des Nassauers Seite, darunter außer dem genannten Sternberger noch den städtischen Baumeister und Rathsherrn Dudo v. Beburg und die drei Bürgermeister Eberhard v. Dymerstein, den Goldschmied Jakob Fust und Metzger Hans Leine. Als Baumeister hatte Dudo die Aufsicht über die Thürme und duselte die Wächter mit Wein ein. An der Spitze der Ueberrumpelung stand Ludwig v. Veldenz, genannt der „schwarze Herzog“, dem der größte Antheil an der Beute zugesprochen war. Diether und sein Bundesgenosse Philipp von Katzenellenbogen hatten inzwischen ahnungslos in Mainz Quartier genommen, doch der dritte im Bunde, Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, war nicht gekommen, angeblich von seinem Astrologen gewarnt.

Am 27. October 1462 waren mit Einbruch der Dämmerung ungefähr 3000 Mann des Nassauers bei Walluf über den Rhein gesetzt worden; ein Rückhalt blieb in Budenheim, die Uebrigen zogen nach Mombach. In der Gegend des kleinen Sandbruchs machte die Hauptmasse Halt, indeß die Vortruppen, etwa 500 Mann, über den Linsenberg nach dem Gauthor zogen. Hier war die stärkste Befestigung, aber auch eine sorglosere Bewachung. Hier befanden sich westlich 3 Thürme hintereinander und zwischen denselben Wälle und tiefe, in Ermangelung des Wassers mit dichtem Dorngestrüpp versehene Gräben, die mit der Stadtmauer parallel liefen. Diese 3 Thürme waren durch Zugbrücken verbunden; der mittlere oder Brückenthurm stand noch bis 1857, wo er durch eine Pulverexplosion vernichtet ward. Der innere Thurm befand sich in der Stadtmauer, und sein Thor war in dieser verhängnisvollen Nacht von den berauschten Wachen offen gelassen worden...

Nach 1 Uhr in der Nacht stiegen die vordersten Truppen Adolfs von

<"page415">

Nassau, der in Eltville auf Kunde harrte, in den ersten Graben und bahnten sich unter der Führung Hans v. Schwalbachs möglichst stille mit scharfen Sensen mühsam den Weg. Um 3 Uhr näherten sie sich vorsichtig der Stadtmauer und schafften Leitern zum Ersteigen herbei. Als sie im Begriff waren hinanzuklimmen, machte sie ein eigenthümliches Geräusch stutzig und lähmte ihren Muth. Wie ein unheimliches Gespenst bewegte es sich auf der Mauer und gab so eigenthümliche Töne von sich, daß es den tapferen Kriegsleuten wie eine Gänsehaut über den Rücken lief. Sie hielten den Athem an, bekreuzigten sich wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns und wollten schon in abergläubischer Furcht das ganze Unternehmen aufgeben, – da flog mit schrillem Gekreisch ein mächtiger Uhu vor ihnen auf, und der Spuk war verschwunden. Hätte diese Eule vielleicht noch ein halbes Stündchen länger den Angreifern Gruseln verursacht, hätte sie, wie weiland die Gänse das Capitol, so die Stadt Mainz gerettet.

Nun aber, als wollten sie das Versäumte nachholen, kletterten sie, Hans von Schwalbach an der Spitze, empor, und bald befanden sie sich in den Weinbergen des Kästrich, wo sie von den Verräthern empfangen und weiter geführt wurden. Man fand das innere Gauthor offen und die Wachen vom Weinrausch befangen. Während die Eingedrungenen das innere Thor des mittleren Thurmes zu sprengen suchten, hieben die noch vor der Stadt befindlichen Feinde das äußerste mit Aerten ein. Inzwischen suchte eine andere Schaar von der Altmünsterpforte her einen Eingang.

Nach 5 Uhr machte die patrouillirende Schaarwache die Entdeckung von der Ueberrumpelung der Stadt und weckte durch ihr Alarmgeschrei die Gaugasse hinab die ahnungslosen Bürger. Gleich darauf erschallte die Sturmglocke auf dem Quintinsthurm. Zum Signal für die zurückgebliebenen Feinde ward das Gebethäuschen auf dem Judenkirchhof in Brand gesteckt, und nun flutheten die Schaaren unter dem Ausruf des Grafen v. Königstein: „Schlagt todt die Ketzer! Nehmt keinen gefangen!“ in die angsterfüllte Stadt..

Diether v. Isenburg und sein Waffengefährte Philipp v. Katzenellenbogen wurden noch zeitig genug gewarnt, um sich halb angekleidet zu flüchten und mit Stricken die Stadtmauer hinabgleiten zu lassen, nicht ohne zuvor die Leute zu tapferer Gegenwehr zu ermahnen und ihnen zu versprechen, baldige Hilfe zu schicken. Kaum waren sie entflohen, als die Feinde, von den Verräthern geführt, in ihre leeren Gemächer drangen. Sie fanden die Betten noch warm, aber leer. Im Kampfe fiel auch, seine Schuld des Einverständnisses sühnend, Bürgermeister Dymerstein. Unter den Vertheidigern selbst befanden sich Verräther: so richtete der Büchsenmacher zweier Geschütze absichtlich die Kugeln zu hoch.

Auf die beiden Hauptverräther Sternberger und Dudo bezogen sich der Sage nach zwei in der ehemaligen Gauthorfestungsmauer eingefügte steinerne Köpfe; doch sie sind nachweislich römischen Ursprungs gewesen und erst nach-

<"page416">

träglich bei der Neuanlage der Befestigung der Stadt durch den Festungskommandanten Spalla 1669 von den Arbeitern wohl mit Hinweis auf jenen Verrath absichtlich hineingemauert worden.

Schon verkündeten die fremden, nach Beute lüsternen Söldner mit lautem Jubelgeschrei ihren Sieg, als plötzlich durch die Filzbacher Pforte 300 pfälzisch-isenburgische Reiter und halb so viele Fußgänger, von Diether in der Eile aufgerafft, die Angreifer zum dritten Male die Gaugasse hinauftrieben. Da schickten die feindlichen Anführer, um ihre Beute besorgt, Brandstifter in die Gassen, und bald riefen die zum Himmel züngelnden Flammen und wirbelnden Rauchwolken die Vertheidiger zur Rettung ihrer Weiber, Kinder und Habe zurück. Um dem Verzweiflungskampf vollends ein Ende zu machen, versprachen die nassauischen Führer den Bürgern von Mainz Schonung, wenn sie Unterwürfigkeit und Gehorsam gelobten. So endete nach zwölfstündigem Ringen der Widerstand um fünf Uhr; ungefähr fünf-

hundert Bürger hatten ihr Leben eingebüßt; mehr als die doppelte Zahl
blutete aus schweren, z. B. lebensgefährlichen Wunden. Die siegestrunkenen
Horden überließen sich nun schrankenloser Plünderung.
Unter den 150 Gebäuden, die abbrannten, befand sich auch die Fust-
Schöffer'sche Druckerei, die jedoch schon zwei Jahre später wieder aufgebaut
wurde (jetziger Schöfferhof, Actienbrauerei). Während des Kurstreits waren
aus dieser Officin verschiedene Einzelblattdrucke, wie die päpstliche Bulle
und das kaiserliche Manifest, betr. die Absetzung Diethers, dann das Mani-
fest Diethers gegen den Papst und Adolf, sowie Adolfs Gegenmanifest
hervorgegangen. Fast ein Jahrhundert lang blühte diese Druckerei unter
Schöffers Nachkommen und brachte eine große Zahl namhafter Werke hervor.
1643 erhielt das Gebäude den Namen „Dreikönigshof“, wegen einer darin
errichteten, den heiligen drei Königen geweihten Capelle. Auf der Rückseite
grenzt der „Hof zum Korb“, später „Schöfferhof“ an, den Schöffer am
5. September 1476 dazu kaufte und mit dem, früher Fust gehörigen
Hause „Hof zum Humbrecht“ (Schustergasse 20), vereinigte. Der so er-
weiterte „Druckhof“, welcher Name neben „Druckhaus“ in einem städtischen
Baubescheid von 1524 für das ursprüngliche Haus anerkannt, – bestand
so lange, und auch die jetzige Bierwirthschaft hat das mittelalterliche Ge-
präge bewahrt. Doch kehren wir zu unserer Erzählung vom Schicksale
Mainz zurück.
Am folgenden Tage hielt Adolf seinen Einzug in die zerstörte Stadt
und ein strenges Strafgericht auf dem Dietmarkt über seine Gegner. Guten-
berg galt, wie es scheint, für nassauisch gesinnt, oder doch neutral, denn
der neue Kurfürst zeichnete ihn sogar durch einen Gnadenact aus. Im
Uebrigen büßte Mainz alle seine Privilegien und Freiheiten ein: es wurde
eine landsässische Stadt der Erzbischöfe von Mainz. Ein Schweizer Chronist
meldet dies sarkastisch mit dem Zusatz: „Und sie haben dem deutschen Adler
wieder eine Feder ausgerupfet!“

<"page417">

Unter den Flüchtlingen und Auswanderern befanden sich auch die
Jünger Gutenbergs, die durch die Zerstörung ihres Wohnsitzes gezwungen
wurden, ihr in Mainz beschworenes Kunstgeheimniß zu offenbaren und zum
Heil der ganzen Menschheit allüberall nutzbringend zu machen. Und so
hatte diese Katastrophe ein Gutes: die Verbreitung der Buchdruckerkunst
in alle Welt. Rasch und sicher nahm nun die neue Kunst ihren Siegeslauf
durch Deutschland, Italien und Frankreich, nachdem sie schon vor 1460 durch
Mentel in Straßburg und 1461 durch Pfister in Bamberg geübt ward.
Wie Alfred Börckel in seinem Werk über Gutenberg erwähnt, lassen
sich aus den ersten fünfzig Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunst an
250 Druckorte mit ungefähr 1000 Druckereien nachweisen, aus welchen in
jenem Zeitraum über 22000 Auflagen hervorgegangen sind. „Die Auflage
zu 300 Exemplaren angenommen, ergiebt (bei 300jährlichen Arbeitstagen)
bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts bereits über 6% Millionen in
Europa verbreiteter Druckwerke (also durchschnittlich 130000 im Jahre),
gewiß ein großartiger Erfolg, wenn man berücksichtigt, wie viele Jahre
mühseliger Schreiberarbeit z. B. eine einzige Bibelabschrift erforderte.“
Und welche Fülle geistiger Nahrung, welch reiche Schätze edler Bildung
und anregende Förderung und Bereicherung des Könnens und Wissens war
nunmehr Lern- und Lehrbegierigen rasch und allseitig zugänglich gemacht!
Versetzt man sich dagegen in jene Zeit zurück, wo die Rede des Priesters
und der Vortrag des Sängers so ziemlich die einzige Quelle geistiger
Nahrung für den Gebildeteren waren, vergleichen wir die Raschheit der Ver-
breitung von Nachrichten durch unsere heutige Presse mit der Dunkelheit
und Unsicherheit jener Zeit, wo man aus dem Munde fahrender Leute zweifel-
hafte Neuigkeiten lange nach den Ereignissen selbst erfuhr, – welch ungeheurer,
unermeßlicher Fortschritt, – welch blitzschnelle, unschätzbare Aufklärung!
Was aber war nach dem Zerwürfniß mit Fust und in den Wirren
der Zeit aus Gutenberg geworden, wie verbrachte der inzwischen gealterte,
viel geprüfte Meister seinen Lebensabend? Auch hierüber fließen die Nach-
richten sehr spärlich.
Aus einer ungedruckten Chronik des Grafen Wilhelm Werner von
Zimmern wissen wir aus einer Randbemerkung zu folgender Notiz: „Unter
der Regierung des Erzbischofs Theodorich Schenk von Erbach (1434–59)
ward erstlich die edel Kunst der Buchdruckerei zu Mainz in der Stadt er-
funden durch... Hans Gudenberger,“ – vermuthlich von einem Pater
des Mainzer Augustinerklosters, wo diese Chronik herstammt, zugeschrieben:
„Hanß Gudenberg wohnet in der Algesheimer Bursch“. Diese Algesheimer
bursa war ein Convict mit Vorlesungssaal für die Hochschule, jetzt Ecke
der Christophgasse Nr. 3, gegenüber dem Invalidenhause. Wie Dr. Falck
vermuthet, hat auch dort, wenigstens eine Zeit lang, sein Gönner Doctor
Humery gewohnt und ihn bei sich aufgenommen. Außer mit diesem mag
er wohl hauptfächlich mit dem Pfarrer von St. Christof, Peter Günther,

<"page418">

verkehrt haben. Ebenso im St. Victor-Stift, oberhalb Weisenau, denn er
war Mitglied der Bruderschaft dieses Stifts. Dort war auch Gutenbergs
Verehrer, der Rechtslehrer Jvo Wittig († 1507), der im „Hofe zum
Gutenberg“ einen Denkstein setzen ließ, Siegelbewahrer der Bruderschaft.
Des in seiner Erwerbsthätigkeit schwer geschädigten Meisters nahm
sich Erzbischof Adolf v. Nassau gnädig an, indem er ihn zum kurfürstlichen
Hofdienstmann ernannte. Die Dienstleute des Stifts damaliger Zeit hatten
nach alter Gewohnheit ihren Gerichtsstand allein vor dem Erzbischof oder
seinem Stellvertreter, so daß kein anderes geistliches oder weltliches Gericht
sie mit Beschlagnahme von Leib oder Gut oder auf andere Weise belangen
durfte; dafür hatten sie dem Erzbischof einen besonderen Dienst- und
Gehorsamseid zu leisten. In der Bestallungsurkunde war ihm standes-
gemäße Kleidung und jährlich 20 Malter Korn und 2 Fuder Wein, aber
nur zur eigenen Benutzung zugesichert; ferner war er von Kriegsdienst und

Steuer befreit. „Also jährlich ein Kleid, zwanzig Malter Korn und zwei
Fuder Wein, damit mußte sich der Schöpfer eines Werkes begnügen, dessen
Fortsetzung seine Nachfolger um ungezählte Millionen bereichert hat, und
nicht etwa als berechtigte Forderung erhielt er für seine gewaltigen Mühen
und Opfer diesen kärglichen Ersatz, sondern als zufälliges Geschenk auf dem
Gnadenwege.“ (A. Börckel I. c.)

In Eltville, der Residenz Adolfs, scheint Gutenberg seinen Lebens-
abend verbracht zu haben; dort wohnten ja auch Verwandte von ihm:
Heinrich und Nicolaus Bechtermünze. Eine Tochter Heinrich Bechtermünzes,
Else, heirathete Jakob von Sorgenloch, genannt Gensfleisch, einen Ver-
wandten Gutenbergs.

Wie der elsässische Gelehrte Wimpheling berichtet, ist der Meister im
hohen Alter erblindet, wozu er vermöge seiner Thätigkeit als Stein- und
Stempelschneider wohl besonders disponirt war. Welche Tragik! Der
größte Lichtverbreiter blind! Wer wäre hier nicht versucht, an Goethes
Faust zu denken, zu dem im hohen Alter sich Sorge, Mangel und Noth
durchs Schlüsselloch schleichen und den sie zuletzt mit Blindheit schlagen?!
Doch im Innern glühte helles Licht..

Höchstwahrscheinlich starb Gutenberg in Eltville, dem Hoflager seines
Protectors und Aufenthaltsorte seiner Verwandten, wenn auch dem Wort-
laut seiner Bestallungsurkunde als kurfürstlichem Bediensteten nach ihm die
darin bewilligten Victualien wohl vor seine in Mainz als seine Wohnstätte
bezeichnete Wohnung abgeladen worden sein mögen. Dies darf man schon
aus der Thatsache schließen, daß keine einzige Geschichtsquelle, und namentlich
keine Mainzer von seinem etwa dort erfolgten Tode meldet. In Eltville
hören wir auch schon 1467 von einer mit Gutenbergschen kleinen (Catholicon-
Typen thätigen Presse, so daß wir den Meister dort bis zu seinem Tode
wirksam annehmen dürfen. Doch er soll ja nach Wimphelings Aussage im
hohen Alter erblindet sein! Aber es fehlt jede nähere Angabe, wann?

<"page419">

Und immerhin könnte ja sein Geist noch über dem Ganzen gestanden
haben. Die Annahme, daß Gutenberg in Eltville verstarb, wird noch durch
den bereits erwähnten Brief des gelehrten Theologen und Rectors der
Sorbonne in Paris, Wilhelm Fichet an den Ordensobersten Robert
Gaguin 1. Januar 1472 unterstützt, worin es heißt: „Man berichtet ferner,
daß daselbst (nämlich in Deutschland) nicht weit von der Stadt Mainz
ein gewisser Johannes, zubenannt Gutenberger (Bonemontanus) gewesen
sei, der zuerst von allen die Druckkunst ausgedacht habe.“ Diese Orts-
bestimmung „nicht weit von Mainz“ läßt auf Eltville schließen.

Wo nun liegt der große Erfinder begraben? Auch dies läßt sich nicht
mehr genau bestimmen. Wir kennen zwar die ehemalige Begräbnißstätte,
doch ist jede nähere Spur verwischt. Wir lesen nämlich in einer in Mainz
1499 bei Friedberger gedruckten Jubiläumsschrift, die Joh. Merstetter aus
Ehingen, ein früherer Schüler der Heidelberger Hochschule zu Ehren des
ersten dortigen Rectors Marsilius v. Inghen zusammenstellte, auf den
letzten Seiten folgende Notiz:

„Dem Joh. Genßfleisch, dem um jede Nation und Sprache hochver-
dienten Erfinder der Druckkunst zum unvergänglichen Gedächtnisse seines
Namens Adam Gelthus setzte (dies); die Gebeine desselben ruhen selig in
der Kirche des heiligen Franciscus.“

Diese Zeilen waren für einen projectirten, aber nicht ausgeführten
Denkstein Gutenbergs von seinem Verwandten Ad. Gelthus bestimmt. Wie
Dr. Falck vermuthet, war überhaupt auf Gutenbergs Ruhestätte ein Grab-
denkstein mit Inschrift nicht gelegt, denn Franz Swertius aus Antwerpen,
der interessante Inschriften sammelte und zu diesem Zwecke auch die Mainzer
Franziskanerkirche besuchte, veröffentlichte 1608 seine Sammlung und er-
wähnt darin keine Gutenbergs. Es ist aber kaum anzunehmen, daß er sie
sollte übersehen haben.

Darüber aber, daß die Gebeine des großen Meisters in der Franziskaner-
kirche zu Mainz beigesetzt worden, stellt Dr. Falck eine sehr plausible Com-
bination an, daß Gutenberg nämlich dem dritten Orden des h. Franziskus
wie so viele andere bedeutende Männer (z. B. Dante, Rafael, Columbus,
Michelangelo, Liszt) angehörten und sich dort selbst seine letzte Ruhestätte
wünschte. Dort ruhte auch Gutenbergs Großmutter, die Mutter des
Richters Leheimer. An der Stelle des früheren bescheidenen Ordens-
kirchleins trat 1742 die pompöse Jesuiten- und Universitätskirche, die aber
durch die Beschießung der Stadt 1793 so litt, daß sie in den Jahren
1809–16 gänzlich abgetragen ward. Die ehemalige Stätte lag zwischen
dem sogenannten „Krämpelmarkt“, der jetzigen höheren Mädchenschule gegen-
über, und der Schusterstraße. Also unter dem Pflaster des Krämpelmarktes
vielleicht, wo jetzt um alte Möbel und Bücher gefeilscht wird, ruhen die
Gebeine des größten Erfinders und Wohlthäters der Menschheit! Sic
transit gloria mundi!

<"page420">

Mit Recht tadelt Dr. Falck die Vergeßlichkeit und den Undank seiner
Mitbürger, die nicht einmal in der Nähe der muthmaßlichen Ruhestätte
des berühmten Mainzers eine Gedächtnißtafel angebracht.

Doch wie Goethe in seinem Faust seinen Helden mit berechtigtem Selbst-
gefühl ausrufen läßt: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht
in Aeonen untergehn,“ und wie der Dichter Horaz von der Unvergänglich-
keit seiner Werke spricht, hat er sich ein Denkmal gesetzt, „dauernder als
Stein und Erz“. Aehnlich sagt ja auch Fr. Lehne am Schlusse seiner
Inschrift auf des Mainzer Bildhauers J. Scholl Gutenbergdenkmal im
Vorgarten des Casinos:

„Jedes nützliche Werk ist ihm ein Denkmal des Ruhms.“

Die nicht in Worten zu schildernde Bedeutung der Erfindung der
Buchdruckerkunst ist denn auch schon sehr bald darauf anerkannt und ge-
würdigt worden.

Unter den Zeugnissen von Zeitgenossen, die Gutenberg als Erfinder
der Buchdruckerkunst beglaubigen und preisen, nennen wir Joh. Andreas,
Bischof von Aleria, in einem Schreiben an Papst Paul II. 1468; dann
Wilh. Fichets Gedicht zum Lobe der ersten Pariser Buchdrucker (1470):
„Wie die Sonne das Licht, so gießest Du über den Erdkreis
Weisheit, der Musen Hort, königlich stolzes Paris.
So nimm denn hin die Buchdruckerkunst fast göttlichen Ursprungs,
Die uns Deutschland gelehrt, hast ja zumeist sie verdient.
Schaue die ersten Bücher, die dieses Handwerk geschaffen
Uns im fränkischen Land und auch in Deinem Gebiet,
Michael, Ulrich und Martin, dabei die Firmen der Meister,
Haben diese gedruckt, drucken auch andere noch.“
Und ähnlich ein Epigramm Ehrhard Windsbergs, Dr. med.
(Paris 1471.) Ueberschwänglich preisen Gutenbergs Kunst die Zeugnisse
der Italiener Lodovico Carbo und Nikolaus Gupalatinus, sowie
Nikolaus Perotus (1471). Und so preisen die Dichter aller Zungen
den Segen dieser Erfindung. Wir citiren in folgendem ein paar Verse
Peter Günthers um 1492:
„Deutschland, im Kriege berühmt durch römergleiche Triumphe,
Mächtig durch Waffen und Muth und auch durch Edelsinn groß,
Dich schmückte Pallas mit glänzendem Geist, und Mavors verlieh Dir
Mit der tapferen Brust auch des Siegers Geschick.
Was in des Eifers Hitze allmählich erringet der Erdkreis,
Das darf der Deutsche sich freu'n alles zu haben vereint;
Künste, die nie zuvor sind erfunden, hat er uns gestaltet
Mit verschlagenem Geist und mit geschäftiger Hand.
Neues auch sinnet er aus mit der Schärfe dädalischen Geistes,
Ueber sein eigenes Werk wundert der Künstler sich oft.
Er hat zuerst auf Papier uns gelehrt im Erze zu drucken
Zeichen, ohn' daß der Kiel uns die Hände bewegt.
Er hat zuerst uns gezeigt, wie mit geschnittenen Typen
Man das Geschriebene setzt und das Gesetzte dann druckt.“...

<"page421">

Und in einem Gedichte Seb. Brants begegnen wir schon ähnlichen
Gedanken über den Werth der Buchdruckerkunst (1498), wie sie Ott fr.
Müller in den lateinischen Distichen auf dem Gutenberg-Monument zu
Mainz zum Ausdruck gebracht, nämlich:
„Jüngst ist dem Geiste des rheinischen Volks, seiner Kunst ist entsprungen
Eine herrliche Schaar, leider fast allzugroß,
Und was sonst nur im reichen Palast dem Leser begegnet,
Findet sich jetzt überall, auch in der Hütte: ein Buch.
Dank drum den Göttern zunächst, doch billigen Dank auch den Druckern.
Denn ihrem Geiste zuerst hat diese Bahn sich gezeigt.
Was den weisen Griechen entging und den findigen Römern,
Als die neueste Kunst stammt's aus germanischem Geist.“
Ohne Zweifel hat Ottfr. Müller diese beiden letzten Zeilen Brants
in seinem Distichon mit den Worten in's Lateinische übersetzt:
„Artem quae Graecos latuit latuitque Latinos
Germani sollers extudit ingenium.“
Von dem Zeugniß des Pariser Rectors Wilh. Fichet war schon oben
die Rede.
Originell ist eine Lobpredigt Adam Wernhers v. Themar a. d.
Werra, datirt aus Heidelberg 1494, dem wir folgende Verse entnehmen:
„Gensfleisch, die wachsame Gans übertrafst Du, welche die Römer
Durch ihr Geschnatter gemahnt: Gallier sind in der Stadt!
Jene beschützte die Burg, Du aber bist Consul dem Erdkreis,
Welcher nicht leugnet zu sein glücklicher durch Deine Kunst...
Darum auch sollte Dein Mainz, wenns könnte, vor anderen Orten
Zollen Dir würdigen Dank, da Du's doch selber bewohnt,
Und das germanische Land, im Besitze von zahlreichen Bänden
Ehrt Dich, weil man es nennet glücklich ob Deines Genies“...
Bedeutsam ist auch ein Lobgedicht von Joh. Herbst aus Lauter-
burg 1494:
Schaut es, auf diese Erfindung schätzt sich Germanien glücklich,
Preist Dich ob Deines Genies, Gänsfleisch, Du ruhmvoller Mann!
Staunend, daß Bücher entstehen, ohne die Feder geschrieben,
Traun! wie wird dieses erklärt? Zeichnest den Geist durch die Kunst?
Weinland vom Main und zugleich von den Fluthen des Rheines bewässert,
Brachtest Du, mein' ich, zur Welt einen gar köstlichen Stein;
Eine erlesene Gans aber voll von dem trefflichen Fleische,
Dessen in frohem Genuß nährt sich ein jeglicher Mensch.“
Treffend und prägnant ist auch das lateinische Lobgedicht Wimphe-
lings in der bereits citirten Heidelberger Jubiläumsschrift, das zu Deutsch
also lautet:
„Glücklicher Gensfleisch Du, durch Dich Germania, glücklich,
Hat an jeglichem Ort Ehre und Lobes genug!
Du, o Johannes, geführt durch Gottes heiliges Wirken,
Drucktest in Mainz zuerst Buchstaben deutlich in Erz.
Vieles die Religion, ja Vieles die griechische Weisheit,
Viel die lateinische Welt schuldet an Dankbarkeit Dir!“

<"page422">

Trotz dieser übereinstimmenden Anerkennung Gutenbergs als Erfinder
der Buchdruckerkunst herrschen über die Schreibung seines Namens, seines
Geburtsorts und namentlich über das Jahr der Erfindung die abweichendsten
Ansichten. So galt namentlich lange Zeit irrthümlich das Jahr 1440 statt
1450 als Geburtsjahr der Typographie. Das erste Jubelfest ward am
24. Juni, dem Namenstage Gutenbergs, – denn den Geburtstag kennt
man ja nicht, – 1540 in Wittenberg von Luthers Buchdrucker Hans

Lufft und dessen Genossen gefeiert. Als älteste Säcularschrift darf ein
Lobgedicht von Joh. Arnoldi 1541 betrachtet werden.
Schon ausgedehnter war die zweite Säcularfeier 1640, woran sich
die Buchdrucker von Leipzig, Jena und Breslau betheiligten, begangen;
damals erschienen Festschriften in Breslau, Dresden, Halle, Hamburg,
Leipzig und Straßburg. Allgemeine Theilnahme erregte das dritte Jubel-
jahr 1740 in den meisten größeren Städten Deutschlands und der Schweiz;
es wurden an mehreren Orten Programme, Gedichte und Festschriften,
etwa 200 gedruckt, deutsche und lateinische Reden und Predigten, sowie
feierliche Umzüge gehalten. Ebenso cursirten viele kupferne und silberne
Denkmünzen, wie in Breslau, Erfurt, Göttingen, Gotha, Leipzig, Nürnberg
und Regensburg.
Im Jahre 1798 beschloß eine Astronomenversammlung, die Erfindung
der Typographie durch ein neues Emblem der Himmelskarte einzuverleiben.
Am 6. April 1804 ward von einer Gesellschaft in Mainz auf Anregung
des Präfecten Jeanbon St. André eine Medaille von 240 Frcs. Gold-
werth für die beste Lobrede auf Gutenberg ausgesetzt, sowie die Errichtung
eines Monuments aus freiwilligen Beiträgen beschlossen.
Napoleon I. verordnete am 1. October 1804 die Anlage eines großen
Gutenberg-Platzes in der Nähe der Mainzer Dompropstei; aber keines dieser
drei Projecte kam in seiner ursprünglichen Form zur Ausführung. Ein
Neapolitaner, Giov Batt. Micheletti regte 1814 die Errichtung eines
Gutenberg-Monuments an, wobei er betonte, daß die ganze Welt dazu
beisteuern müsse; aber erst die Harlemer Jubelfeier zur Ehre Costers brachte
die Sache in Schwung. Die Mainzer Casino-Gesellschaft gab ihrem neu-
errichteten Hause seinen ursprünglichen Namen „Hof zum Gutenberg“ wieder
und ließ am 4. October 1824 eine schwarze Marmortafel mit der Inschrift
einsetzen: „Dem Erfinder der Buchdruckerkunst, dem Wohlthäter der
Menschheit, Joh. Gensfleisch zum Gutenberg weihet diesen Denkstein auf
der Stelle seines Hauses, das ihm den unsterblichen Namen gab, die darin
vereinigte Gesellschaft, seine dankbaren Mitbürger am 4. Oct. 1824“, und
drei Jahre später ward vom Kunstverein ein Standbild Gutenbergs aus
Sandstein durch den Mainzer Bildhauer Joseph Scholl aufgestellt. Die nach
einer früheren von Jvo Wittig (1503?) dort angebrachten Inschrift ver-
faßte lateinische lautet: „Dem Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg,
Mainzer Patrizier, der zuerst erfand, mit ehernen Buchstaben zu drucken

<"page423">

und sich durch diese Kunst um die ganze Welt Verdienst erworben, haben
zum unvergänglichen Andenken an seinen Namen der Kunstverein in Mainz
und die Eigenthümer des Gutenberger Hofes dieses Denkmal gesetzt am
4. Otcober 1827.“
Am 29. Januar 1825 erhielt der ehemalige „Hof zum Gensfleisch“
in der Emmeransstraße (seit 1804 im Besitze der Familie Lauteren) auch
eine Gedenktafel an der Mauer unter dem Thorbogen, sie lautet:
„Hof zum Gensfleisch, Stammhaus des Erfinders der Buchdrucker-
kunst, Joh. Gensfleisch zum Gutenberg, worin er im Jahre 1398 (?) ge-
boren ward. Christian Lauteren weihet auf der Stelle des alten Hauses
diesen Denkstein dem unsterblichen Erfinder am 29. Januar 1825.“
Auch im Hof zum Jungen, jetzt einem Brauhause der Mainzer Actien-
brauerei an der Stadthausstr., das noch bis in die jüngste Zeit fälschlich
für das erste Druckhaus Gutenbergs erklärt ward, ist ein Denkstein in der
Hofmauer mit folgender Inschrift angebracht:
„Hof zum Jungen, erstes Druckhaus des Joh. Gensfleisch zum Guten-
berg vom Jahre 1443–1450; in Verbindung mit Joh. Fust u. Peter
Schöffer von Gernsheim bis zum Jahre 1455. Carl Barth weiht diesen
Denkstein dem unsterblichen Erfinder u. den Verbreitern der Buchdrucker-
kunst am 13. April 1828.“
Der Irrthum, daß in diesem Gebäude Gutenbergs die Druckerei ge-
wesen, den eine Notiz des Abtes Trithemius in seinen 1506 geschriebenen
Annalen von Hirsau veranlaßt, ward auch noch durch einen räthselhaften
Fund beim Graben eines Kellers 1856 unterstützt; man fand dort das
Bruchstück einer alten Druckpresse aus Eichenholz mit der Inschrift:
J. MCDXLI. G., jedoch ist dieser Fund wohl kaum auf Gutenberg zurück-
führen, und die Inschrift ist sicher später entstanden, worauf schon das un-
gebräuchliche J. (= Johannes) statt des üblicheren H. (= Henne) sowie die
auffallende Jahreszahl 1441 hinweist. Gutenbergs erstes Druckhaus war
vielmehr, wie bereits erwähnt, der „Hof zum Heimbrecht“, jetzt Schöffer-
hof, Schustergasse 20.
Im Februar 1832 erging von Mainz „an die gebildete Welt“ in
deutscher, französischer und englischer Sprache ein „Aufruf, um das heran-
nahende Säcularfest der Buchdruckerkunst durch Errichtung eines Monumentes
zu Ehren ihres Erfinders Joh. Gensfleisch zum Gutenberg würdig zu
feiern.“
In Folge dessen gingen 18621 fl. ein, darunter aus Mainz allein
10 382 fl. Thorwaldsen, der damals in Rom weilte, übernahm die
Modellirung der Bildsäule in der uneigennützigsten Weise, und sie ward
nachmals von Crozatier in Paris in Erz gegossen. Am 8. Juli 1837
ward der Grundstein gelegt, und am 14. August desselben Jahres fand
die feierliche Enthüllung des Denkmals unter großer Festlichkeit statt.

<"page424">

Das Erzbild, dessen Modell in der Eingangsflur des Mainzer Museums
steht, zeigt den Erfinder in aufrechter Stellung, in der damals üblichen
Patriciertracht mit einem Barett auf dem Haupte, in der Linken die Bibel,
in der herabhängenden Rechten eine Anzahl Typen haltend. Die vordere
lateinische Inschrift besagt, daß das Denkmal aus Beiträgen von ganz
Europa zu Stande gekommen, und auf der Rückseite liest man das bereits
erwähnte lateinische Distichon Ottfr. Müllers, das in deutscher Uebersetzung
also lautet:.

„Die Kunst, welche den Griechen versagt und den Römern versagt war,
Hat der findige Geist eines Deutschen erdacht.
Nun was immer die Alten gewußt und die Neueren wissen,
Wissen sie nicht sich allein, sondern für jegliches Volk.“
Erwähnenswerth sind noch die beiden Seitenreliefs, wovon das eine den Meister darstellt, wie er dem erstaunten Fust eine Type zeigt, das andere, wie er einen fertigen Bogen überliest, während ein Gehilfe druckt. Auch Statuen wurden nach Thorwaldsens Denkmal modellirt und Denkmünzen geprägt. Von allen Theilnehmern dieser Gutenberg-Feier wird einstimmig dieses Fest begeistert als das Hohelied bürgerlichen Gemeinsinns gepriesen.
Ein Jahr darauf fand in Mainz die erste Erinnerungsfeier statt, bei welcher Gelegenheit, am 15. August 1838 die weihevolle Taufe eines Rheindampfers mit dem Namen „Gutenberg“ vom Bischof vollzogen ward. Künstlerisch hochbedeutsam ist auch die auf dem Gutenbergsplatz in Straßburg von David d'Angers modellirte, von Soyez und Ingé zu Paris gegossene Erzstatue des Erfinders in aufrechter Stellung, mit einem Blatt in den Händen, worauf in französischer Sprache das Bibelwort steht: „Und es ward Licht!“ Am Sockel sind die Länder Europa, Asien, Afrika und Amerika durch figurenreiche Reliefs versinnlicht.
Ein drittes Gutenberg-Monument weist die Stadt Frankfurt a. M. auf dem Roßmarkt auf, nach Thorwaldsens Entwurf von einem seiner Schüler, Eduard Schmitt von der Launitz, 1857 als Brunnengruppe errichtet. Dasselbe stellt in nicht gerade sympathisch berührender Dreieinheit Gutenberg, Fust und Schöffer in Kolossalfiguren, die Standbilder der alten Buchdruckerstädte Mainz, Straßburg, Venedig und Frankfurt, sowie die sitzenden Statuen der Theologie, Poesie, Naturwissenschaft und Industrie.
Von neueren Denkmälern ist als ästhetisch hervorragend die imponirende Gutenberg-Statue von Ernst Paul in Dresden 1883 und 84 modellirt, zu erwähnen.
Besonders glanzvoll gestaltet sich die vierte Säcularfeier 1840 nicht nur in Deutschland, sondern auch in Christiania, Kopenhagen, Paris und Stockholm. Wiederum erschienen viele Festschriften und Denkmünzen, so von letzteren in Augsburg, Bamberg, Basel, Berlin, Köln, Leipzig, Straß-

<"page425">

burg, Stuttgart und Wolfenbüttel. Von gedruckten Säcularerinnerungen ist noch das von Dr. Heinr. Meyer in Braunschweig herausgegebene Gutenberg-Album hervorzuheben, das in 46 verschiedenen Sprachen fast aller Zeiten und Völker Beiträge enthält.
Noch sei hierdurch der sinnigen Erinnerungsfeier in Eltville gedacht, die der Verschönerungsverein 1885 bei Errichtung eines Denkmals an der dortigen sogenannten Frühmesserei beging, wo sich die alte Druckerei befunden haben soll. Das Monument, von dem Architecten Goldmann und Bildhauer Leonhardt in Stein gearbeitet, lehnt sich an die Mainzer Statue an und zeigt darunter eine Gedenktafel mit der Aufschrift: „Hier druckten Schüler Gutenbergs unter Anleitung und mit den Schriften des unsterblichen Erfinders der Buchdruckerkunst 1467.“
Erinnerungsfeiern in jüngster Zeit fanden zu Mainz am 14. August 1887 als 50jähriger Gedenktag der Enthüllung, wobei die vereinigten Buchdrucker Gedenkblätter herausgaben, und am 22–24. Juni 1890 als 450jähriges Jubiläum der Erfindung (letztere auch in Straßburg) statt.
Von nun an mehrten sich fort und fort die Ehrungen und Erinnerungszeichen für Gutenberg. So ward 1840 einer von einem Frankfurter Naturforscher Rüppel 1832 in Abessinien entdeckten vielästigen Pflanze der Name „Gutenbergia“ verliehen, und zahllos sind die Acte der Wohlthätigkeit, Sammlungen und Stiftungen, die Huldigungen auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Poesie zu Ehren Gutenbergs.
Musikalisch verherrlicht ward Gutenberg in einem Tedeum des Componisten Neukomm, in einem großen Oratorium von Löwe 1837, in einer Oper von J. C. Fuchs (Wien 1870) und in einem Gutenberg-Hymnus von Paul Schumacher (Mainz 1887) und gegenwärtig in einer Cantate von Dr. Volbach.
Auch der Malerei bot die ehrwürdige Gestalt des Meisters schon frühe dankbare Vorwürfe. Zwei Holzschnitte des 16. und 17. Jahrhunderts befinden sich in der Pariser Nationalbibliothek; von dem vermuthlich ältesten Portrait, das bei der Beschießung Straßburgs 1870 leider zu Grunde ging, besitzt die Mainzer Stadtbibliothek eine gute Copie. Von bedeutsamen Gruppenbildern erwähnen wir einen Kupferstich des Pariser Malers Eugène Ernst Hilbmacher (London 1863): „Gutenberg in seiner Werkstatt,“ dann eine Originalzeichnung von Leo Reiffenstein: „Gutenberg zeigt Fust die ersten Druckbogen (Gartenlaube 1881) und ein großes Oelgemälde von Karl Friedr. Reichert (1881 zu Dresden): „Gutenbergs erster Druck“, befindlich in der Mainzer Galerie. Außerdem besitzt die Mainzer Stadtbibliothek seit 1896 ein Kolossalgemälde: „Gutenberg“ von Ed. v. Heuß († 1880 in Mainz).
Der dichterischen Erzeugnisse über Gutenberg, namentlich der lyrischen, ist eine Legion; darunter ist eins von Herwegh mit guten Anspielungen auf den „guten Berg“, wohl den besten in Deutschland. Auch der Humor

<"page426">

hat sich des dankbaren Stoffes bemächtigt. Wer kennt nicht des gemüthvollen Mainzer Dichters Fr. Lennig köstliche „Glossen eines Bauern über Gutenbergs Monument“ in Pfälzer Mundart. (Franz Kirchheim, Mainz; auch bei Reklam, Leipzig.)
Aus neuerer Zeit giebt's Romane (wie den culturhistorischen von P. Stein, Leipzig 1861), Novellen (z. B. „Meister Gutenbergs Tod“ von Fr. Dingelstedt, Berlin, 1877), Epen („Joh. Gutenberg“ von Ad. Stern) und Theaterstücke. Von letzteren überschritten die Bretter

das Originalschauspiel Gutenberg von Charlotte Birch-Pfeiffer (Berlin
1840), das französische Drama: „Gutenberg par Ed. Fournier
(Paris 1869) das jetzt in neuer, erweiterter Gestalt erschienene historische
Drama „Gutenberg“ mit dem Motto: „Es werde Licht“ von Alfred
Börckel (Mainz) und das Drama „Gutenberg“ von Rud. v. Gottschall,
(Leipzig 1893) und endlich ein dramatisches Gedicht von P. F. Siebold
„Ein Schüler Gutenbergs“ (Hamburg 1892).
Ein näheres Eingehen auf den Inhalt der vier genannten Dramen oder
eine ästhetische Würdigung ihrer Stoffbehandlung verbietet sich hier aus
Mangel an Raum; wenn wir aber selbst bei möglichst großem Spielraum,
den wir der dichterischen Phantasie gerne einräumen, uns doch zu der An-
sicht bekennen, daß bei geschichtlich überlieferten Persönlichkeiten die historische
Treue gewahrt bleiben möge, so müssen wir dem Börckel'schen Drama den
Vorzug geben, das trotz dichterischen Ausschmückungen und glücklicher Er-
findung von Nebenfiguren und Einschaltung romantischer Episoden uns die
Hauptgestalten wahr und unverfälscht zeichnet und auch die Hauptthatsachen
und wichtigsten Ereignisse jener Zeit unverändert und als illustrirenden
Hintergrund seines Helden charakteristisch zu gruppiren versteht. Ueberaus
glücklich und sympathisch ist der Gegensatz zwischen dem idealen und nur
für seine Kunst begeisterten Gutenberg und nur dem nach dem materiellen Ge-
winn strebenden Speculanten und Wucherer Fust hervorgehoben. Würdig und
weihevoll klingen die Abschiedsworte, womit der Meister seine Jünger entläßt:
„Wie Christus einst zu seinen Jüngern sagte,
So ähnlich ruf auch ich Euch zu: „Zieht hin
In alle Lande, lehret alle Völker
Die neue Kunst in Eures Meisters Sinn:
Nicht mehr in enge Klosterzellen
Sei jede Wissenschaft gebannt,
Den ganzen Erdkreis soll sie hellen,
Die schwarze Kunst, die ich erfand.
Und allen Völkern, allen Zonen
Sei sie der Wahrheit Himmelslicht.
Und, keinen Frevler je zu schonen,
Zugleich das höchste Strafgericht.
Sie soll in tausend Zungen sprechen
Und vor ihr zittern der Tyrann.
Die Noth der Armen soll sie lindern
Durch Hinweis und durch Hilfeschrei,

<"page427">

Und soll durch Spott den Hochmuth mindern,
Wes Glaubens und wes Stands er sei.
Soll predigen mit Kraft und Klarheit
Der Liebe Evangelium
Und treten ein für Recht und Wahrheit;
Nicht sei hinfort des Wissens Ruhm
Den Mönchen nur verlieh'n, den schriftgelehrten, –
Frei soll die Schrift für alle Menschen werden!“
Und in der ersten Ausgabe schloß das Drama mit dem bedeutsamen
Wortspiel:
„So mögt Ihr denn ganz meiner Kunst Euch weihen
Und durch den Druck die Welt vom Druck befreien!“
Möchten die Jünger Gutenbergs stets dieser Mahnworte, die der
Dichter ihrem Meister in den Mund legt, eingedenk sein und niemals
seine Kunst, diese ewige Trägerin der Wissenschaft, der Gesittung, des all-
seitigen Fortschritts, der Freiheit mißbrauchen im Dienste der Lüge, der
Verführung, der Verleumdung und der Sittenwerderbniß! Denn eine gewaltige
Macht ist das gedruckte Wort, die Großmacht der Presse. Welchen Ein-
druck machte s. Z. der Aufruf des Preußenkönigs an sein Volk im Jahre
1813, welch zündende Wirkung hatten die Lieder der Freiheitssänger
eines Arndt, Theodor Körner, Max v. Schenkendorfs und Rückerts „Ge-
harnischte Sonette“. Sehr treffend vergleicht letzterer seine die Begeisterung
zur Abwehr der wälschen Unterdrücker weckenden Verse mit einer ge-
schlossenen Phalanx gewappneter Krieger. Und in diesem Sinne konnte uns
Bismarck im letzten Kriege von der stimmungmachenden Kölnischen Zeitung
sagen, „sie sei ihm so viel werth wie ein Armeecorps am Rhein!“ Sehr
sinnig und treffend schildern die Macht der gegossenen Lettern die Gelegen-
heitsverse, die Hermann Grieben dem Schlachtendenker und.Lenker bei
einem Besuche der Offiziere der Kölnischen Zeitung (Herbst 1877) über-
reichte und mit denen wir unsere Studie beschließen wollen:
„Heil und Dank Dir, Schlachtenleiter, daß Du auch bei uns erschienst
Und auch unsere wackeren Streiter inspicirst in ihrem Dienst!
Ja, die kleinen Bleisoldaten sind verhunderttausendfacht,
Wohlgeführt und wohlberathen eine respectable Macht.
Täglich rückt ihr Kriegsgeschwader tapfer aus zum Geisterstreit,
Ihre großen Hinterlader schießen tausend Meilen weit.
Sieh! im Kasten hier die Letter! Einzeln ist sie nur ein Zwerg,
Doch im Chor ein Siegsgeschmetter: Freiheit, Licht und Gutenberg!“

<"page428">
Religionsstunde.
Skizze
V0n
JW Marga von Hientz.
– Breslau. –
sie alle Tage des Jahres – und in diesem Jahre wie in jenem –
- war die erste Schulstunde „Religion“. Es stand da auf dem
SÄS Stundenplan, als ob es ein für allemal dahin gehöre – es
machte sich gewissermaßen breit, alles Andere in den Hintergrund drängend.
Die Kinder in der ersten Klasse konnten nachgerade jedes Wort, das dazu

ihnen gesprochen wurde, auswendig; sie wußten auch die Gebote, die sieben
Bitten und das Glaubensbekenntniß mit bewundernswerther Geschwindigkeit
aufzusagen, und in den Pausen plärrten sie es zu ihrem eigenen Vergnügen
herunter, um den weniger bibelfesten Köpfen damit zu imponiren.
Manche der Kinder saßen schon drei Jahre in dieser Klasse; das waren
alle diejenigen, deren Begriffsvermögen nicht ganz auf der untersten Stufe
stand – sie mußten nun hier geduldig warten, bis sie das vierzehnte Jahr
erreicht hatten.
Warum theilten sie sich die Zeit nicht besser ein? Wozu die un-
nöthige Eile?
Die drei Klassen der Dorfschule mußten in acht Jahren durchlaufen
werden – so hatte auch der Dümmste Zeit genug, die erste Klasse zu er-
reichen. Das war gewiß eine praktische Einrichtung. –
Die Schule hatte eben angefangen.
Gleichgültig blickte der Lehrer in die vielen Kindergesichter da vor ihm
– viele sahen unglaublich dumm geradeaus.
Mit eintöniger Stimme sagten die Kinder die Gebote herunter –
ohne eine Spur der Empfindung für das, was ihre Lippen sprachen;
%

<"page429">

sie dachten an alles mögliche Andere, ebenso der Lehrer, der regungslos
dasaß und nur die Daumen umeinander drehte.
Als die Gebote alle hergesagt waren, zog er die Uhr.
Erst eine Viertelstunde war vorüber.
Seufzend blätterte er in der biblischen Geschichte, die vor ihm lag –
dann plötzlich fuhr er auf.
„Pläschke, was machst Du denn da? – Aufmerksam, mein Junge.
aufmerksam, das bitt' ich mir aus – Liebig, warum lachst Du – –“
Der Lehrer stand halb von seinem Stuhle auf und bog sich weit über das
kleine Pult hinüber. „Warum Du lachst, will ich wissen!“
„Der Reinelt sagte,“ begann der kleine Liebig stotternd, „mer wollten
den Schneider hernach dorchhaun.“
„So,“ meinte ingrimmig der Lehrer, „so schöne Vorsätze faßt Ihr also
in der Religionsstunde. Das ist ja recht niedlich. Kommt alle Beide 'raus
aus der Bank, ich werde Euch Eure unchristlichen Gedanken schon austreiben.“
Mit langsamen, tappenden Schritten kamen die beiden Sünder an,
die Köpfe tief gesenkt.
Sie mußten die schmutzigen Hände hinstrecken, worauf sie den Lohn
ihres schwarzen Anschlages empfingen.
„Und zu morgen schreibt Ihr zwanzigmal den Spruch auf: „Wir
sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott
haben sollen.“
Da öffnete sich noch einmal die Thür, und der Wilhelm Beyer kam herein.
Er war sehr verlegen und bemühte sich, unbemerkt an seinen Platz zu
gelangen.
„Halt!“ schrie der Lehrer, „bleib draußen stehen. Weißt Du nicht,
daß Du zur rechten Zeit zu kommen hast? Weißt Du nicht, daß es be-
reits 25 Minuten nach acht ist? – Konntest Dich wohl vom warmen Bette
nicht trennen, he? – Erzähle jetzt die Geschichte, die Ihr zu heut aufhattet.“
Wilhelm fing an zu stottern – es ging nicht.
Er wußte plötzlich nicht weiter, obwohl er zu Hause mit größter Auf-
merksamkeit gelernt hatte.
„Also erst kommst Du zu spät, und nun kannst Du nicht einmal das
Aufgegebene. Nun gut. Du sollst nach der Schule Zeit finden, es zu
lernen. Verstanden?“ Dann wandte er sich wieder an die Klasse.
. „Ihr hattet also die Geschichte Matthäi 11 zu lernen auf. Krause,
beginne.“
Krause hatte gerade ein großes Stück von seiner Frühstücksschnitte ab-
gebissen, es war ihm unmöglich, ein Wort herauszubringen.
„Na, wird's bald? – Weiter – der Nächste, Lorenz, erzähle Du.“
Lorenz hatte sehr gute Augen.
Er hatte sich mit einer Stecknadel das betreffende Blatt an den Rücken
seines Vordermannes angesteckt und las nun in monotoner Weise davon ab:
27

<"page430">

„Es begab sich aber, daß Jesus solches Gebot zu seinen zwölf Jüngern
vollendet hatte – –“
„Was giebt's dort auf der dritten Bank wieder zu schwatzen, Ihr
Mädel könnt doch den Schnabel nicht einen Augenblick halten,“ unterbrach
ihn der Lehrer einmal, „Krüger, was sagte die Schöbel?“
Verlegen erhob sich die Aufgerufene.
„Sie sagte – sie sagte –“
„Na heraus mit der Sprache –“
„Sie sagte – ich sollte ihr amal erklärn, was ehebrechen heißt.“
„Ich bitte mir aus, daß Ihr auf das achtet, wovon gesprochen wird.
Lorenz, erzähle weiter.“
Als er fertig war, sagte der Lehrer: „Gut!“
Nun kamen Sprüche an die Reihe, in rascher Aufeinanderfolge die
verschiedensten; den Beschluß machte ein Kirchenlied.
Der Lehrer athmete erleichtert auf, als die Stunde vorüber war. –
Die Kinder waren alle fort.
Im dunstigen Schulzimmer saß nur der kleine Beyer.
Das Kind arbeitete aber nicht; es stützte seinen Kopf in die Hand
und dachte eifrig nach. – –
Jetzt hatte es sich ganz versonnen. Es dachte daran, daß es jeden
Abend in seinem Bett betete:
„Du lieber Gott, ich bitte Dich, ein frommes Kind laß werden mich.“
Aber der liebe Gott ließ ihn kein frommes Kind werden – er ver-

gaß immer wieder die Gebote oder verwechselte sie, auch konnte er die
biblische Geschichte nicht erzählen.
Und das war Alles sehr schlimm. Wohin sollte das führen?
Und dann dachte er an seine Mutter, die blasse, abgehärmte Frau, die so
fromm und gut war, ihn jeden Sonntag zur Kirche führte und mit ihm betete.
Aber er konnte nicht so andächtig wie seine Mutter sein.
Das Kind seufzte tief und schwer – im Gefühl einer Schuld, die
es nicht begreifen und verstehen konnte.
Und im Schulzimmer war es dunstig und schwül, und es legte sich
dem Kinde wie eine schwere Last auf die junge Seele.
Die Religion, die hier gelehrt wurde, saß auf dem Katheder und
schwang höhnisch lächelnd den Rohrstock..
Es stand ihr Niemand gegenüber als eine irrende, zagende, junge
Menschenseele. – –
Die Thür ging auf, und der Lehrer trat ein.
Er hatte sich eine Pfeife angezündet und schien in recht gemüthlicher
Stimmung zu sein.
„Nun, Wilhelm,“ fragte er freundlich, „kannst Du's nun?“
Der Junge schüttelte mit dem Kopfe, er hatte das Lernen ganz
vergessen.

<"page431">

Da wurde der Lehrer gleich wieder ernst:
„Hör einmal, mein Junge. Mir scheint – Du willst nicht. He?
Du bist jetzt eine halbe Stunde allein und kannst die Geschichte immer noch
nicht. Nun gut. Ich behalte Dich da, bis Du's kannst. Ich habe Zeit
zu warten.“
Der Lehrer ging zum Pult setzte sich davor und begann zu schreiben.
Es dauerte nur kurze Zeit, bis Wilhelm die Geschichte richtig hersagte,
aber er blickte dabei zum Fenster hinaus nach dem blauen Himmel, und
er dachte an den lieben Gott..
Es erschien dem Kinde aber garnicht möglich, daß das der liebe Gott
sei, von dem seine Lippen sprachen.
„Es ist gut, mein Junge, Du kannst nach Hause gehen.“
Als der Kleine langsam das Zimmer verließ, blickte ihm der Lehrer
sinnend nach.
Wilhelm Beyer wollte ihm nicht in den allgemeinen Rahmen passen;
obwohl er in Religion sehr schwach war, war er ein aufgeweckter Kopf –
das hatte der Lehrer längst erkannt.
Und Schultag auf Schultag folgte, einer verging wie der andere –
sie reihten sich zu Monaten und Jahren und blieben sich immer gleich.
Täglich wurden biblische Geschichten erzählt, Sprüche und Lieder aufgesagt.
Die Kinder achteten nicht mehr darauf – sie trieben Unsinn oder
schliefen fast ein dabei – sie hatten ja Alles schon so unzählige Male ge-
hört, daß es ihnen nicht den geringsten Eindruck mehr machte.
In dem Herzen des Wilhelm Beyer schlummerte etwas, das er selbst
noch nicht zu benennen wußte. Aber mit den Jahren wuchs es in ihm
– es wurde ihm immer bewußter – und am Confirmationstage wurde
es ihm plötzlich ganz klar.
Wehe über Euch, die ihm das Heiligste zum Alltäglichen gemacht, die
es herabgezogen und herabgewürdigt hatten.
Er weinte, als ob er etwas Köstliches verloren habe.
Seine arme Seele suchte im Dunkel nach dem rechten Wege.
Er fand ihn, nachdem er vergessen hatte, wie er mit Sprüchen und
Liedern geknechtet worden war.
Er fand seinen Gott in lichter Höhe. –
Seine Mutter weinte über seine verlorene Seele und betete für sie
– denn er mied die Kirche. Sie hatten ihn hinausgetrieben, sie, die be-
rufen gewesen waren, ihn hinein zu bringen.
SS ISNO-.

<"page432">
Illustrirte Bibliographie.
Ein Sommer auf Island. Von Dr. B. Kahle a. o. Professor an der Universität
Heidelberg. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Island. Berlin,
Ad. Bodenburg.
Die Zahl der Reisebeschreibungen hat in den letzten Jahren, Dank der gegenwärtigen
überaus bequemen Beförderungsmittel, erheblich zugenommen, und wenn sich naturgemäß
unter der Fülle von Werken dieser Art manche oberflächliche und reizlose Arbeit, die Alt-
bekanntes zum hundertsten Male aufwärmt, befindet, so sind doch auch die Werke nicht
selten, deren Verfasser mit einer gründlichen Bildung schriftstellerische Begabung vereinen;
und wenn es sich noch dazu um wenig bekannte und schwer zugängliche Länder handelt, so
wird man sich dankbar der dargebotenen Belehrung und Anregung erfreuen. Ein solches
Werk ist das vorliegende, dessen Verfasser ganz unnützer Weise erst lange geschwankt hat,
ehe er sich zur Herausgabe desselben und dadurch zur Vermehrung der großen Zahl von
Reisebeschreibungen entschlossen hat. Sein Reiseziel „Island“ ist nur wenig bekannt und
ist schon dadurch geeignet, das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen, überdies be-
absichtigte der Verfasser nicht, wie er besonders hervorhebt, eine gefahrvolle Expedition zu
beschreiben, sondern einen auf hoher Bildungsstufe stehenden germanischen Volksstamm zu
schildern, der ein seit mehr als 1000 Jahren bekanntes Land Europas bewohnt. Natur-
wissenschaftliche Studien liegen dem Werke nicht zu Grunde, wohl aber hat der Verfasser
als altnordischer Philologe und Kenner des Isländischen sich bemüht, „durch Heranziehung
der Volksüberlieferung, durch Streifzüge in die alte Litteratur und Geschichte der Isländer,
durch Vorführung von Dichtungen der neuesten Zeit dem Leser ein möglichst umfassendes
Bild, auch von dem geistigen Leben dieses merkwürdigen, hochbegabten Volkes zu geben.“
Der Verfasser schildert die Isländer in so verlockender Weise, daß er den Zweck seines
Buches, das Interesse für Island zu wecken resp. zu erhöhen vollkommen erreicht hat.
Nach einem einleitenden Capitel mit geschichtlichem Rückblick und nach einer kurzen Be-
trachtung über die Beschaffenheit des Landes und seines Klimas, sowie über Fischerei,
Landwirthschaft und Viehzucht widmet der Verfasser eine längere Abhandlung seinem
ersten Aufenthalt in Reykjavik. Von hier aus hat er in sehr rationeller Weise

seine Expedition ausgeführt, und zwar zuerst nach dem Südland mit Rückkehr nach
Reykjavik, alsdann nach dem Nordland nach Akureyri und darüber hinaus und als
Schluß der Reise zurück zu Schiff von Akureyri wieder nach Reykjavik. Die Touren
nach dem Südland und nach Norden wurden zu Pferde zurückgelegt. Da ein
deutscher Reiseführer für Island fehlt, so hat der Verfasser seine Erlebnisse in Form
eines Tagebuches aufgezeichnet, wobei er sehr sorgfältig verfahren ist und sogar nie ver-
gessen hat, das tägliche Menu mit anzugeben. Die ganze Reise umfaßte fast drei Monate.
Von Island und seiner Größe macht man sich meist eine falsche Vorstellung; daß
es etwas größer ist als Bayern, Württemberg und Elsaß zusammengenommen, wissen wohl

<"page433">

nur wenige. Auf diesem bedeutenden Flächenraum ergab die ungefähre Schätzung im
Jahre 1895 eine Einwohnerzahl von nur 73 500. Eine Fläche beinahe so groß wie das
Großherzogthum Baden ist mit Gletschern bedeckt, und mehr als ein Viertel des ganzen
Landes ist völlig öde. Wald nach unserem Begriff giebt es nicht. Was der Isländer
-
Wald nennt, ist meist nur Birkengestrüpp. Bekanntlich gehörte Island früher mit Nor-
wegen zusammen zu Dänemark, und als Norwegen von Dänemark losgelöst wurde, ver-
blieb Island bei letzterem. Heut hat Island ein eigenes Parlament, ein in Kopenhagen
wohnender Minister – ein Däne – steht jedoch den isländischen Angelegenheiten vor.

<"page434">

Die Isländer erstreben nun, daß dieser Minister ein Isländer sein soll, wogegen sich die
dänische Krone aber ablehnend verhält.
In Reykjavik war der Verfasser im „Hotel Island“ gut aufgehoben. Der volle
Pensionspreis incl. Wohnung betrug bei guter reichlicher Verpflegung pro Tag 5 Kronen,
Eine Badstofa.
etwa 5,60 Mk. – Reykjavik mit 4220 Einwohnern bildet den Mittelpunkt, nicht nur
des politischen, sondern auch des geistigen Lebens. Interessant sind die in der Nähe
der Stadt gelegenen heißen Quellen, an denen man Waschbänke errichtet hat. Der Js-
Einer der größten Bäume Islands.
Aus: Dr. B. Kahle: „Ein Sommer auf Island“. Berlin, Ad. Bodenburg.
länder ist sehr wißbegierig, und oft ist es dem Verfasser in den Straßen passirt, daß er
angesprochen und nach Namen, Herkunft und Zweck der Reise gefragt wurde. Das is-
ländische Volk ist durchaus ein Bauernvolk, auch die an der Küste Fischerei treibenden Is-
länder sind daneben Bauern. Ihr Hauptreichthum besteht in Schafen. Einen eigenthüm-

<"page435">

lichen Eindruck macht ein isländischer Bauernhof. Von Weitem gesehen erscheint er wie
eine Anzahl kleiner mit Rasen bewachsener Hügel, und erst beim Näherherankommen erkennt
man ein Wohnhaus. Da es Steinbrüche nicht giebt, so muß zum Bau Holz genommen
werden, dessen Beschaffung vom Auslande immerhin mit vielen Kosten verbunden ist. Ein
solches isländisches Gehöft zerfällt durch seine eigenthümliche Bauart in eine Anzahl einzelner
Häuser mit besonderem Giebel (Abbildung). Eigenthümlich ist auch die innere Ein-
theilung. Die sogenannte gute Stube, Stofa genannt, dient hauptsächlich zur Aufnahme
der Gäste, während der Hauptwohnraum, die Badstofa, früher auch zu Badezwecken benutzt,
zugleich Schlafraum für die ganze Bewohnerschaft eines Bauernhofes ist (s. Abbildung).
Nach 60 Jahren muß eine Erneuerung der Häuser stattfinden. Ueberall auf dem Lande
trinkt man zu allen Tageszeiten, selbst beim einfachsten Bauern, vorzüglich zubereiteten
Kaffee, wie wir ihn bei uns zu Lande nicht kennen. In dieser Beziehung ist Deutsch-
land bei den Isländern, die es besucht haben, verrufen. Auf der Tour nach dem Süd-
land giebt der Verfasser fesselnde Schilderungen vom Vulkan Hekla und vom großen
Geysir, aus dem gerade eine etwa 100 Fuß hohe Wassersäule aufschoß. Das großartige
Schauspiel dauerte etwa 8 Minuten. Nicht minder interessant war der Ritt von Reykjavik
nach dem Nordland, nach Akureyri, der Hauptstadt des Nordlands mit 654 Einwohnern
Auch hier gilt die Bevölkerung als geistig sehr regsam. Hier sah der Verfasser einen
der größten Bäume Islands – einen Ebereschenbaum (s. Abbildung).
Von Akureyri unternahm der Verfasser einen 10tägigen Ausflug ins Land, und
zwar in einer Schleufe, nach Osten und Norden und zurück nach Akureyri. Auf dieser
Tour genoß der Verfasser den Anblick der Mitternachtssonne. Zum Schluß sei noch auf
die Streifzüge des Verfassers in die alte Litteratur der Isländer und die Vorführung
von Dichtungen der neuesten Zeit hingewiesen. Die Wahrheit des Dichterspruchs „wer
will Dichters Wort verstehen, muß in Dichters Lande gehen,“ war dem Verfasser, wie er
selbst hervorhebt, hier recht zum Bewußtsein gekommen. Auf Einzelheiten nach dieser
Richtung hin hier einzugehen, würde zu weit führen, und muß auf das Original ver-
wiesen werden. – Das Buch ist vortrefflich ausgestattet, enthält zahlreiche Illustrationen
und eine gute Karte von Island, auf der auch die Reiseroute des Verfassers – leider
mit etwas zu schwacher rother Linie – eingezeichnet ist. Das Werk liest sich sehr an-
genehm und kann warm empfohlen werden. K.
Bibliographische Motizen.
Einführung in die Chemie in leicht-
faszlicher Form. Von Prof. Dr.
Lassar. Cohn. Mit 58 Abbildungen
im Text. Hamburg, Leopold Voß.
Der Verfasser, der sich bereits um die
Popularisirung der Chemie durch sein be-
kanntes treffliches Buch „Die Chemie im
täglichen Leben“ hervorragend verdient ge-
macht, liefert zu diesem in dem vorliegenden
Buche eine willkommene Ergänzung. Wurde
in jenem Werke die Chemie von der prak-
tischen Seite aus behandelt, indem ihre
Resultate, ihre Bedeutung für das alltägliche
Leben weiteren Kreisen der Bevölkerung in
leicht faßlicher Darstellung nahe gebracht
wurden, so sind in dem vorliegenden Buche
die Grundlagen der chemischen Wissenschaft,
auf welchem das in dem erstgenannten

Werke Mitgetheilte fußt, kurz das rein
Wissenschaftliche behandelt. Das Bestreben
des Verfassers, die schwierige Materie in
einer Form vorzutragen, daß jeder gebildete
Laie, wofern er nur ernstes Interesse für
die Naturwissenschaften besitzt, seinen Aus-
führungen mit vollem Verständniß zu
folgen vermag, ist völlig geglückt. Der
Verfasser hat in dieser Hinsicht praktische Er-
fahrungen gesammelt; seine „Einführung in
die Chemie“ ist nämlich aus Volkshochschul-
vorträgen hervorgegangen. Er nimmt im
Vorwort Anlaß, seine Ansichten über den
naturwissenschaftlichen Unterricht an Volks-
hochschulen näher darzulegen. Sie verdienen
berücksichtigt wie auch sein verdienstliches
Buch als Muster für andere einem gleichen
Zwecke dienende Werke der naturwissenschaft-
lichen Disciplinen beachtet zu werden.

Meinrad Helmpergers denkwürdiges
Jahr. Von E. von Handel-Mazzetti.
JjRohsche Verlagshändung
Stuttgart und Wien.

Der umfangreiche Band enthält eine
Erzählung voll sonderbarer Eigenthümlich-
keiten, die auf einen großen Leserkreis
schwerlich zu rechnen haben wird. Der

<"page436">

Inhalt umfaßt eine jener Bekehrungs-
geschichten, für welche uns das Interesse
nachgerade abgekommen ist; – der Sohn
eines atheistischen Vaters lutherischer Con-
fession wird von einem Mönch in ein
Kloster gebracht, um für die Lehren der
allein seligmachenden Kirche empfänglich
gemacht zu werden, dem Vater, der ein
atheistisches Werk veröffentlicht hat, wird
der Proceß gemacht, er stirbt unter den
Oualen der Folter. Um die Gottlosigkeit
des Vaters zu sühnen, wird der Sohn
katholisch. Diese Vorgänge sind von dem
Verfasser mit einer breiten Ausführlichkeit
geschildert, die ermüdet, und wenn wir ihm
auch die Fähigkeit psychologischer Be-
obachtungsgabe nicht absprechen können, so
gelingt es ihm doch nicht, uns für die
Menschen und Schicksale seiner Erzählung
zu erwärmen. II1Z.

Früh- und Abendroth. Von Julius
Duboc. Dresden, C. A. Kochs Ver-
lag. (H. Ehlers).

Es sind, soviel mir bekannt, die Gefühls-
ergüsse aus einem ganzen, langen segens-
reichen Dasein, die sich in dem Gedichtbande
vereinigt haben. So bildet er das dichterische
Facit des inneren Lebens des bekannten
Aesthetikers, zugleich den Gang des äußeren
in Umrissen wiedergebend. Ich hätte nur
gewünscht, Duboc hätte nicht auf Alles, was
er in Versen geschrieben, den gleichen Werth
gelegt, er hätte energischer geprüft, ob auch
jedes Gedicht, das ihm selbst von Bedeutung
schien, ein gleiches Interesse in der All-
gemeinheit erwecken würde. Ich bin über-
zeugt, er würde dann die sämmtlichen un-
bedeutenden „vermischten Gedichte“ und auch
manches Minderwerthige aus den ersten
Abschnitten wie „Die Feuerprobe“, „Auf
den Hund“ u. s. w. fortgelassen haben.
Auch hier wäre Weniger – Mehr gewesen.
Aus den anderen Gedichten spricht eine
zart empfindende Seele, die ihren Gefühlen
stets einen, wenn auch nicht gerade besonders
eigenartigen, so doch herzlichen Ausdruck zu
geben weiß, es spricht ein Mensch zu uns
voll reichen Innenlebens, „echt in dem Grund
der Seele“. Ergreifend ist der Cyklus:
„Ein Todtenkranz“. Hier zeigen sich alle
Vorzüge der Duboc'schen Muse. L. S.

Die goldenen Spitzen. Von G. von
le Fort. Berlin, Franz Grunert
(Inh. Frau Marie Grunert).

Der Roman gehört zu den minder-
werthigsten Erzeugnissen seiner Gattung;
selbst wenig kritische Leser, welche über die
Hohlheit und innere Unwahrheit der Hand-
lung hinwegsehen, werden bei der Lectüre
nicht auf ihre Kosten kommen, denn die
Erzählung ist nicht einmal spannend ge-
schriehen; geht somit das Bedürfniß nach

Unterhaltung leer aus, so kommt jedes andere
gewiß zu kurz. II1Z.
Uebersicht der Wichtigsten Weitschriften-Aufsätze
– T. =
von Ernst Weiland-Lübeck.
Abkürzungen: B. u. W. = Bühne und Welt. – D. Re. = Deutsche Revue. – D. Ru. = Deutsche
Rundschau. – G. = Gesellschaft. – I. L. = Internationale Litteraturberichte. – Kr. = Kritik.
– Ku. = Kunstwart. – L. E. = Das litterarische Echo. – N. = Nation. – N. D. Ru. = Neue
Deutsche Rundschau. – N. u. S. = Nord und Süd. – R. U. = Reclams Universum.
TürIner. – V. & Kl
. M. = Velhagen & Klasings Monatshefte. – W. Ru. = Wiener Rundschau
– Z. = Zukunft – Z. f. B. = Zeitschrift für Bücherfreunde. – Zeit
Afrika-Politik, Die englische.
Salomon. D. Ru. April 1900.
Alkohol, ein Nahrungsstoff oder ein Gift.
VOn M. KaSS0Witz. Zeit 288.
D'Annunzio's jüngstes Werk.
Gagliardi. L. E. ll. 14.
Arbeiterbewegungen. Eine Gesch. der,
Von K. Jentsch. Z. VIII. 26.
Auferstehung. Von Fr. Lienhard. T. II. 7.
Augustus-Mausoleum, Das. Von A. Graf
zu Dohna. V. & Kl. M. XIV. 8.
Bildende Kunst und die lex Heinze. Von
P. Schulze-Naumburg. Ku. XIII. 12.
Bismarck und die plattdeutsche Sprache.
Von K. Th. Gaedeltz. Z. VIII. 26.
Björnson, Ueber. Von G. Brandes. Zeit 289.
Bºey Arnold. Von W. v. Oettingen. T.
..
Von FeliX
VOn E.
Bürgerliches Gesetzbuch, Die volkswirth-
schaftliche Bedeutung des –, von Prof.
Dr. Oertmann. Von A. Mayer. Kr XV. 7.
Byron-Geheimniss, Das enthüllte. Von E.
Engel. L. E. II. 13.
Choral, Vom. Von R. Batka. Ku. XIII. 13.
Classicität und Germanismus. Von H. St.
Chamberlain. W. Ru. IV. 7.
Confucianismus und Chinesenthum.
W. Grube. D. Ru. April 1900.
Deutsche Handelskammern im Ausland.
Von M. Vosberg-Rekow. Z. VIII. 27.
Deutschen, Die, in ausländischer Be-
leuchtung. Von G. Grupp. Kultur. L 4.
Discont und Währung. Von K. Helfferich.
N. XVII. 27.
Elektricität im Dienst der heutigen tech-
nischen Chemie. Von Kafft Freih. v.
Wechmar. R. U. XVI. 16.
Wii

<"page437">
– Mord und Süd.
4 13
Entlassene Sträflinge, Fürsorge für. Von
Max May. Kr. XV. 7.
Falke, Gustav. Von Marty Jacobs. L. E. II. 13.
France, Anatole. Von Hans Lindau. N. u. S.
Juni 1900.
Fragºyahlrecht Von K. Th. Schulze. Kr.
- i.
Freytags fº und Haben“, Die Urbilder
ZUl, l. 11..
Führich, Joseph Ritter von. Von M. R.
Kralik. Kultur. I. 4.
Fahrwerk und Fussgänger. Von V. Mataja.
Z. VIII. 27.
Gaudy, Franz Fraih. v. G.
Gaudy. R. U. XVI. 16.
Gestalten des Dichters, Die. Von Fr. Spiel-
hagen. D. Ru. April 1900.
Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung,
Aus Theorie und Gesch. der. Von W.
Sombart. N. D. Ru. XI. 3, 4.
Gross-New-York. Von B. Pck. R. U. XVI. 15.
Gutenberg und die Bedeutung der Buch-
Von A. W0n
druckerkunst. Von J. Nover. N. u. S.
Juni 1900.
Harfe, Zither und Mandoline. Von J.
Gebeschus. R. U. XVI. 15.
eine. Neues über H. Von S. Lublinski.
L. E. II. 13.
Heine in England. Von Dr. M. Winternitz.
Zeit 286.
Herzºg Fraue Von L. Schmidt. B. u. W.
Heute vºn einem Optimisten. N. u.S. Juni 1900.
Heyse, Paul. Von Dr. H. Maync. T. II. 7.
Ibseo. Noch einmal Ibsens Epilog. Von H.
Türck. B. u. W. II 14.
Jauner. Franz v. Von L. Klinenberger. B.

u. W, II. 13.
Jung-Elsass. Von K. Storck. L. E. II. 13, 14.
„King John“ in London. Von H. Bulthaupt.
B. u. W. II. 14.
Klimt, Der Fall. Von Dr. Servaes. Z. VIII. 28.
Knaus, Ludwig. Von Ph. Stein. R. U.
XVI. 16.
Kohlenfrage in Deutschland, Die. Von
G. Bernhard. Zeit 28.
Kunst und patriotische Erziehung. Von
N. Nathan. N. XVII. 26.
Leutenoth auf dem Lande, Die. Von Paul
Garin. Z. VIII. 26.
Lex Heinze. Von P. Rosegger. R. Bahr. T. II, 7.
- º Yeºananas der – Von Ahasverus.
l'. 7
Liszt, Aus dem Leben L's und der Fürstin
von Wittgenstein. Von A. von Schorn.
N. D. Ru. XI. 4, 5.
Litterarische Table d'hôte.
Howard V. u. Kl. M. XIV. 8.
Maler der Sünde, Der–(Aubrey Beardsley)
Von R. Klein, G. XVI. April 1.
aille, Die. Von Dr. G. Lehnert. V. u.
Kl. M. XIV. 8.
Meyers, Conr.Ferd., Dichterleben, beschrieben
von Ad. Frey. Von H. Grimm. D. Ru.
April 1900.
Moderne, Zur Psychologie der. Von M. G.
Conrad. G. XII. April 1.
Von Percy
Mai Feden Von L. Hartmann. B. u.
Musik und tägliches Leben. Von R. Batka.
Ku. XIII. 13.
Musikgeschichte. Von G. Göhler. Ku. XIII, 12.
Nietzsche, neue Aphorismen. Zeit 288.
Nietzsche-Ausgabe, Kampf um die. Von
E. Förster-Nietzsche. Z. VIII. 29.
orºsº Von Schenckling. Prevót. R. U.
XVI. 16.
Pariser Kunst von heute. Von Camille
Mauclair. N. D. Ru. XI. 4.
Philosophie im 19. Jahrhundert, Die. Von
R. Eucken, Zeit 287.
Potocka, Gräfin, Anna Tyzskiewicz.
Th. Schiemann. T. II. 7.
Rauchsignale der Eingeborenen Austra-
liens. Von N. Bellardi. R. U. XVI. 15.
Renaissance, Die. Von A. Tille. Z. VIII. 28.
– des Keltenthums, Die. Von Graevell von
Jostenoode. W. Ru. IV, 7.
Reisean de. Von A. Savard. B. u. W.
14.
Roberts, Lord. Von K. Federn. Z. VIII. 29.
VOll
Rostand, Das neue Drama von. Von
J. Maehly. I. L. VII. 7.
auºff Ä R. und jenseits von ihm. Ku.
Russland, Die Europäisirung R’s. Von
M. J. Bonn. N. XVII, 26.
Russlands Machtstellung und die sibirische
Eisenbahn. Von N. Post. Kultur I. 4.
solansprache Von H. Wunderlich. L. E.
I. 13.
Socialdemokratie, eine vorübergehende
Erscheinung. Kr. XV. 7
Von Pio Babja. G. XII.
Spencer und der Socialismus. Von W.
Schallmeyer. Z. VIII. 28.
Stoppani, Antonio. Von Fr. X. Kraus. D. Ru.
April 1900.
Symbolische Kunst. Von W. von Scholz.
W. RU. IV. 8.
Theater. Von den Münchener Theatern 1899/1900.
Von Gg. Schaumberg. B. u. W. II. 13.
– Von den Berliner Theatern, 18991900. XIII.
XIV. Von H. Stümcke. B. u. W. II. 13. 14.
Thierkultus vom völkerpsychologischen
Standpunkt, Ueber. Von Th. Achelis.
W. Ru. IV. 8.
Tolstojs Auferstehung. Von Ad. Bartels.
Ku. XIII. 13.
Volta'sche Säule, Zum 100jährigen Jubi-
läum der. Von W. Stoss. R. U. XVI. 15.
weper Der Fall W. Von Chr. Rogge.
-..
Wiener Secession und das Publicum, Die.
Von G. A. Pollak. N. XVII. 27.
Wildenbruch, Die Tochter des Erasmus.
Von H. Stünncke. B. u. W. II. 13.
Wolf, Hugo, und seine Oper. Von Rosa
Mayreder. Zeit 285, 287.
Zeitungswesens, Zur Geschichte des
deutschen. Von G. Steinhausen. Zeit 289.

Zola's ñºse Wandlung. Von H. v. Gerlach.
I, 7.
Spanien, das junge.
April 1.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Almanach der Insel für 19OO. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel Rudolf Alexander Schröder. Berlin, Schuster & Loeffler.

Bergmann Jul. Untersuchungen über Hauptpunkte der Philosophie. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Bertz, Eduard, Philosophie des Fahrrads. Dresden, Carl Reissner.

Damaschke, Adolf, Kamerun oder Kiautschou? Eine Entscheidung über die Zukunft der deutschen Colonialpolitik. (Sociale Streitfragen. Beiträge zu den Kämpfen der Gegenwart. Herausg. von Adolf Damaschke. Heft VIII.) Berlin, J. Harrwitz Nachfolger.

<"page438">

Dulen, Dr. Konrad, Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache mit zahlreichen kurzen Wort- und Sacherklärungen und Verdeutschungen der Fremdwörter. Nach den neuen amtlichen Regeln. Sechste, verbesserte und Vermehrte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Dutoit, Dr. Eugénie, Die Theorie des Milieu. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band XX. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Stein.) Bern, C. Sturzenegger.

Ernstes Wollen. Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Mitarbeitern der früheren Versöhnung M. v. Egidys. II. Jahrgang. No. 13. 1. April 1900. Berlin, Hermann Walther.

Frobenius, Leo, Die Zukunft Englands. Eine cultur. politische Studie. Freie Warte. Sammlung moderner Flugschriften. Hrsg. von Dr. Ludwig Jacobowski). Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Geiger, Albert, Maja. Drama in drei Acten. Dresden, E. Pierson.

Gross, Prof. Dr. Hanns, Separatabdruck aus dem Archiv für Criminalanthropologie und Criminalistik, III. Bd. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Gross, Ferdinand, Von der leichten Seite. Geschichten nnd Skizzen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Heimat. Neue Folge des Boten für deutsche Litteratur. Blätter für Litteratur und Volksthum. Erster Band. Heft 2–5. Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Herold, Karl, Majestät Weib. (Collection Tiefenbach.) Leipzig, C. F. Tiefenbach.

Hugo, Victor, Historische Notizen aus der Zeit, in der ich lebte. Uebertragen von Oscar Marschall von Bieberstein. Mit Portrait und Facsimile. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werkmeister. Lfg. 47, 48, 49. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Kastner-Michalitschke, Else, Psyche. Gedichte. Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn.

Klausner, Ludwig, (Klausner-Dawoc), Moderne Propheten. Roman. Bd. I. II. Dresden, Heinrich Minden.

Kreutzer, Johannes. Otto von Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Zwei Bände mit zwei Bildnissen von J. V. Cissarz. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Kroll, E., Gutenberg. Ein Festspiel. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Kuntz, Maria, Am Wege gepflückt. Gedichte. Gebweiler, J. Boltze'sche Buchhandlung.

Lampadius, Malwina. Doris, Libussa. Historischer Roman. Dresden, E. Pierson.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Lindheimer, Dr. Franz, Beiträge zur Geschichte und Kritik der Neukantischen Philosophie. Erste Reihe: Hermann Cohen. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band XXI. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Stein.) Bern, C. Sturzen-

egger.
Monatsblätter. Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule“. 26. Jahrgang. Heft 1. Januar 1900. Breslau, Dülfers Sortiments-Buchhdlg. (R. Dülfer.)
Paris und Nord-Frankreich. Vierte Auflage. Mit 10 Karten und 30 Plänen. (Meyers Reisebücher) Leipzig, Bibliographisches Institut.
Peregrin, Paul, Deutsches Blut. Ein Sang aus Schlesiens Vorzeit. Bunzlau, A. Neudecker.
Protokoll der XXVIII. General. Versammlung der Mitglieder des deutschen Bühnen-Vereins, abgehalten am 12. und 13. Januar 1900 in Kastens Hôtel Georgshalle zu Hannover. Beilage der Zeitschrift „Bühne u. Welt“, II. Jahrgang, Heft 12. Berlin, Otto Elsner.
Rembe, A. C., Afrikanischer Todtentanz. Nach den Erinnerungen eines englischen Offiziers vom Stabe des General Buller. I. Theil Von London nach Ladysmith. Berlin, Fussingers Buchhandlung.
Rom von Thé, Kleingeld der Phantasie. Gedanken und Gedichte. Dresden. E. Pierson.
Schaukal, Richard, Tage und Träume. Gedichte. Leipzig, C. F. Tiefenbach.
Schröder, Edward, Goethe und die Professoren. Akademische Kaisergeburtstagsrede. (Marburger akademische Reden. 1900 No. 2.) Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
Schubin, Ossip, Peterl, Eine Hundegtschichte-Berlin, Gebrüder Paetel.
Steiner, Dr. Rudolf Haeckel und seine Gegner. (Freie Warte. Sammlung moderner Flug-Schriften. Herausg. v. Dr. L. Jacobowski.) Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag.
Thossau, O. Eugen, Ledige Bräute. Roman. jetion Tiefenbach.) Leipzig, C. F. Tiefen-
h.
Tiefenberg, M. von, Das Weib.
sterium
in fünf Gesängen. Berlin, Carl Dunckers Verlag.
Wagner, Dr. Hans, Coloniale Zeitschrift. Jahrg. N0. 7. 8. Leipzig, Bibliographisches IlStitut.
Wulkow, Richard, Vater und Sohn. Ein Sang für deutsche Lehrer und für's deutsche Haus. Braunschweig, Richard Sattler.
Wundtke, Max, Ich ruf' Dich, Germania! Drei Visionen eines Deutschgläubigen. Ein deutsches Wort in der Sache der Buren. Radebeul-Dresden, Deutscher Manuscripten-Verlag „Original“.